Princeton University Library
32101 065278143

902
998
3, PT.1

Library of

Princeton University.

Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Achter Jahrgang.

1858.

Januar — Juni.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

Inhalt.

Seite

Althaus, J., Die Infusionsthierchen 345
—, —, Die Kopffüßler 817
—, —, Erklärung 765
Beilhack, M., Drei Gedichte 301
—, —, Zwei Gedichte 461
Bekk, A., Zwei Lieder 367
Bismarck, R. von, Proben altenglischer Volkslieder 897
Bleske, T., Der Einfluß des classischen Unterrichts auf die Franzosen und französische Revolutionen 921
Bodenstedt, F., Vier Sonette 23
Cherbuliez, V., Eine neue Jungfrau von Orleans 273
Dahn, F., Kriemhilde., Gedicht 506
Die Regierungsdauer der römischen Könige 607
Elze, K., Nachbildungen englischer und amerikanischer Dichter 612
—, —, Der Schatz zu Baldern und Katzenstein 855
Englische Literatur. I. 72
„ „ II. 417
Feifalik, J., Der Todsonntag in Mähren 946
Fortschritte im Zeitungswesen 212
Gottschall, R., Die Technik des Dramas 385
Grün, K., Ein Aufruf an das deutsche Volk 319
—, —, Ernest Rénan. Eine metaphysische Frage oder zwei 849
Hahn, Dr. von, Mythologische Parallelen. I. 889
—, —, „ „ II. 927
Hamerling, R., Im Spiegel. Sonett 367
Hegel und sein neuester Beurtheiler 579
Heigel, K., Therese. Gedicht 363
Henneberger, A., Auch ein Wort über Béranger 183
Hense, C. C., Sophokles 133

(RECAP)
0902
.2996
v.9, pt.1

627292

Seite

Hohenreuther, J., Goethe und Charitas Meirner 449
Kahlert, A., Ein deutscher Edelmann als Sklave 649
Kayserling, M., Anton de Montoro, der letzte spanische Troubadour 830
Kirchliche Zustände in Mecklenburg 777
Klüpfel, K., Zur Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen 1
—, —, Ein englischer Kritiker der altrömischen Geschichte. 796
Löher, F., Deutsche Geschichte und Sage aus dem 10. Jahrhundert 397
—, —, Ein Besuch bei Indianern in Nordamerika. 570
—, —, Orientalische Zustände und Handelsvölker 89
Lingg, H., Gedichte. 21
—, —, Neue Gedichte 296
Mair, W., Eine Eisenbahnfahrt ans bairische Gebirge 723
Mercantini, L., Die Aehrenleserin von Sapri. Nach dem Italienischen. Gedicht 800
Müller, J., Das deutsche Gesindewesen von ehedem. I. 539
—, —, „ „ „ II. 561
Mund, K., Des Juden Rache. Gedicht 463
Neueste Vermittelungsversuche auf dem Gebiete der Philosophie . . . 356
Osenbrüggen, E., Wanderungen eines Juristen in der Schweiz. VI. 172
Prutz, R., Die Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst in Deutschland. 456
—, —, Eine Reclamation 549
—, —, Hymnen der Nacht. I—III. 303
—, —, In kranker Zeit. Sonette. I—VIII. 129
—, —, Lieder der Heimkehr 508
—, —, Neue Gedichte 25
Reuchlin, H., Die Sendung des Grafen Minto nach Neapel und Sicilien . . 737
—, —, Sicilien vor dem Jahre 1848. I. 201
—, —, „ „ „ II. 248
Roß, L., Ueber Ernst Curtius' „Griechische Geschichte". I. 233
—, —, „ „ „ II. 285
—, —, „ „ „ III. 313
Rosenkranz, K., Diderot und der blinde Mathematiker Saunderson. I. . . . 10
—, —, „ „ „ „ II. . . . 58
Ruge, A., Briefe über Ludwig Feuerbach und seine Theogonie. Erster Brief. 836
—, —, Die Poesie und die öffentliche Meinung in England 712
—, —, Idealismus und Realismus im Reich des Ideals. I. 497
—, —, „ „ „ „ II. 529
—, —, „ „ „ „ III. 665
—, —, Marie Blountfield. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. I. 49
—, —, „ „ „ „ II. 105
Schaafhausen, H., Die Entwickelung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen 161
Semmig, H., Die Bretagne und das Meer. Vier Reisebilder. I. 601
—, —, „ „ „ „ II. 683
—, —, „ „ „ „ III. 787
—, —, „ „ „ „ IV. 864
Suckow, Medicinalrath Dr., Ueber die Lebensdauer 633
Traeger, A., Für eine Frau. Drei Gedichte 507

Seite
Waldstein, M., O daß ich nie geschauet. Gedicht 462
Zander, A., Lieder der Sehnsucht 705
Zeller, E., Ulrich von Hutten. Nach D. F. Strauß dargestellt. 481

Literatur und Kunst.

Albert, „Drei Dichtungen“ 656
„Aus Venedig“ 150
„Baseler Taschenbuch auf das Jahr 1857. Herausgegeben von W. T. Streuber, Professor. 8. Jahrgang“ 214
Bechstein, „Villa Carlotta“ 148
„Belletristische Gaben von E. Seippel und R. Flehinghaus. Herausgegeben von R. Flehinghaus“. 119
„Brockhaus' Reise-Bibliothek“ und „Brockhaus' Reise-Atlas“ 322
„Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman aus Preußen. Von einem Geistlichen“. 81
„Der Arbeiter auf dem praktischen Erziehungsfelde der Gegenwart. Herausgegeben von Georgens und Gayette“ 328
„Dichtungen von A. Petöfi. Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von K. W. Kertbeny. Mit einem Vorwort von F. Bodenstedt“ 370
„Die Anekdotensammlung des Barfüßermönchs Johannes Pauli, genannt Schimpf und Ernst, fast kurzweilig und nützlich zu lesen in einer 244 Stück begreifenden Auslese. Herausgegeben von G. Th. Dithmar“ 189
„Die gesammten Naturwissenschaften. Populär dargestellt von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Roggerath, Quenstedt und von Rußdorf“. 369
„Die neue deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, satirisch vom Verfasser von «Heinrich Heine's Himmelfahrt». Erstes Heft: H. Heine, Nikolaus Lenau, F. von Sallet, Wolfgang Müller, N. Hocker, Alfred Meißner, R. Prutz, G. Herwegh. Mit einer Vorrede über einen Injurienproceß“ 216
Düringsfeld, Ida v., „Aus Kärnten. Prolog zu „Aus Dalmatien“ . . . 304
Eggers, „Deutsches Kunstblatt. Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunsthandwerk“ 513
Endrulat, „Von einem verlorenen Posten“ 621
„Germania. Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Pfeiffer“ 514
Grießinger, „Emigrantengeschichten“ 840
—, „Lebende Bilder aus Amerika“ 373
Hallberg, „Najade“. 218
Helfferich, „Skizzen und Erzählungen aus Irland“ 552
Koberstein, „Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik“ . . . 870
Körner, „Die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakteristiken der Völker“ 804
„Kritische Monatshefte zur Förderung der Wahrheit bei literarischen Besprechungen. Herausgegeben von einem Vereine deutscher Gelehrten“. . . . 515
Krug, „Zehn Jahre aus meinem Leben“, 1. Theil 618

Seite
Kruger, „Nordische Blätter“ 514
„Kunst und Leben der Vorzeit von Beginn des Mittelalters bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Skizzen nach Originaldenkmälern für Künstler und Kunstfreunde zusammengestellt und herausgegeben von Dr. A. von Eye, gezeichnet und radirt von Maurer“ 466
Lazarus, „Das Leben der Seele“, 2. Bd. 913
„Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von P. A. Klar. Siebzehnter Jahrgang. Mit zwei gestochenen Porträts, fünf gestochenen Kunstblättern und drei Lithographien“. 118
Lorenz, „Die österreichische Regentenhalle“ 434
Lynker, „Geschichte der Insurrectionen wider das westfälische Gouvernement“ 29
„Mecklenburgs Volkssagen. Gesammelt und herausgegeben von Niederhöffer“ 802
„Memoiren eines Spanischen Piasters. Herausgegeben von Elpis Melena“. 117
Montanus, „Die deutschen Volksbräuche, Volksglaube und mythologische Naturgeschichte“ 433
Müller, „Die Polarwelt“ 370
—, „Siebenbürgische Sagen“ 431
Müller von Königswinter, „Der Rattenfänger von St.-Goar“ 117
— —, „Die Maikönigin“ 116
— —, „Gedichte“ 114
— —, „Lorelei“ 115
— —, „Prinz Minnewin“. 116
Mundt, „Pariser Kaiser-Skizzen“. 146
„Neue Preußische Provinzialblätter. Zum Besten der Anstalt für verwahrloste Kinder. Herausgegeben von K. von Hasenkamp“ 950
Neumann, „Geschichte des englischen Reichs in Asien“ 727
Papon, „Engadin. Zeichnungen aus der Natur und dem Volksleben eines unbekannten Alpenlandes“. 697
Passarge, „Aus dem Weichseldelta“ 306
Pistorius, „Jacopo Foscari“ 656
Quenstedt, „Sonst und Jetzt“ 369
Resl, „Bedeutung der Reihenproduction für die Bildung synthetischer Begriffe und ästhetischer Urtheile“ 912
Rochholz, „Schweizersagen aus dem Aargau“, 2. Bd. 428
Rodenberg, „Ein Herbst in Wales“ 306
Rottenhöfer, „Illustrirtes Kochbuch oder neue theoretisch-praktische Anweisung in der feinern Kochkunst ꝛc.“. 878
Rückert, „Die Aufgabe der Jenaischen Theologie im vierten Jahrhundert der Hochschule“. 517
Scherr, „Deutsche Culturgeschichte“ 766
Schleicher, „Litauische Märchen, Sprichworte, Räthsel und Lieder“ 432
Schlüter, „Aus und über Italien“ 150
Schmidt-Weißenfels, „Vier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebnisse“ . . 586
Schneidewind, „Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt und vormaliger Vicekönig in Italien ꝛc. in den Feldzügen seiner Zeit“ . 407
Seyffarth, „Lob und Tadel über Gesehenes“ 147
Stahr, „Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem Jahre 1855“ . . . 145
Strodtmann, „Ein hohes Lied der Liebe“. 32

Seite
Strodtmann. „Gedichte“ 32
—, „Rohana“ 32
Stern, „Jerusalem“ 657
Thielen, „Der Feldzug der verbündeten Heere Europas 1814 in Frankreich unter dem Oberbefehl des kaiserlich königlichen Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg“. 406
Trautmann, „Ludwig Schwanthaler's Reliquien“ 187
„Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“, 2. Bd., erstes Heft . 511
Westermann, „Illustrirte deutsche Monatshefte“, 17. Heft 513
Volkmann, „Die Grundzüge der Aristotelischen Psychologie“ 912
Vernaleken, „Alpensagen“ 432
Vitte, „Alpinisches und Transalpinisches“ 698
Zachariä, „Der Coburger Untersuchungsproceß wider Dr. Laurenz Hannibal Fischer“. 325
„Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Müller und Falke“ . . . 258. 514

Correspondenzen.

Aus Berlin 34. 156. 227. 260. 520. 593. 880
— Braunschweig 268
— dem Bremischen 83
— Brüssel 43. 193. 332. 468. 658. 806. 914
— Dresden 375
Vom Genfersee. 329. 523. 810
Aus Hannover 374. 555. 700. 808
— Jena 307
— Köln 224
— Königsberg 473
— Kronstadt in Siebenbürgen 442
— Leipzig 264. 379
— London 119. 218. 335. 408. 588. 768
— Mecklenburg 439. 625
— München 436. 953
— Paris 40
— Prag 191. 471. 622. 730
Vom Rhein 842
Aus der Provinz Sachsen 151

Notizen 45. 86. 125. 159. 196. 230. 271. 311. 342. 380. 413. 445. 478. 527. 557. 597. 628. 661. 702. 733. 773. 813. 844. 883. 918. 957.

Anzeigen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 1.** 1. Januar 1858.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen. Von **Karl Klüpfel.** — Diderot und der blinde Mathematiker Saunderson. Von **Karl Rosenkranz.** I. — Gedichte. I. Gedichte. Von **Hermann Lingg.** 1. Mondmythus. 2. Morgen im Gebirge. 3. Phönizier. 4. Trasimen. 5. Der Heerbann. II. Beim Gießbach am Kochelsee. Vier Sonette. Von **Friedrich Bodenstedt.** III. Neue Gedichte. Von **Robert Prutz.** 1. O hochgebenedeit der Mann. 2. Erwünschtes Joch. 3. Gesetz der Liebe. 4. In trüben Tagen. 5. Laß mich schauen, laß mich knieen. 6. Liebe übers Grab. 7. Holdes Räthsel. — Literatur und Kunst. Geschichte. (Lynker, „Geschichte der Insurrectionen wider das Westfälische Gouvernement".) Adolf Strodtmann. (Strodtmann, „Rohana"; Derselbe, „Gedichte"; Derselbe, „Ein hohes Lied der Liebe".) — Correspondenz. (Aus Berlin. Aus Paris. Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Zur Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen.

Von
Karl Klüpfel.

Es ist ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß die deutsche Einheitsfrage, welche durch die seit 1849 eingetretene Reaction ganz beseitigt schien und nur noch mit verzichtender Wehmuth oder schadenfrohem Hohn besprochen ward, neuerlich wieder zum Gegenstand ernster geschichtlicher und staatsrechtlicher Erörterung gemacht wird. Es liegt uns ein kürzlich erschienenes zweibändiges Werk des Professors von Kaltenborn in Königsberg vor: „Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen von 1806—56" (Berlin 1857). Im Jahre 1856 wurde die Aufgabe einer nationalen Staatsgestaltung Deutschlands von dem hessischen Hofgerichtsrath Noellner in einer Schrift über das monarchische Princip in einer Weise besprochen, welche bei aller conservativen Haltung doch die nationalen Foderungen des Jahres 1848 als

durchaus berechtigt anerkennt und einer aufmerksamen staatsmännischen Behandlung empfiehlt. Derselbe Rechtsgelehrte hat ein neues Werk über „die deutschen Einheitsbestrebungen in Beziehung auf Recht und Gesetzgebung" in Aussicht gestellt, und die gegenwärtig versammelte Conferenz für Ausarbeitung eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs ist im Begriff, einen neuen praktischen Beitrag zur Verwirklichung der deutschen Einheit zu liefern. Das oben erwähnte Werk von Kaltenborn, welches uns zunächst veranlaßt, den Gegenstand zur Sprache zu bringen, ist ein Versuch, die Einheitsbestrebungen seit Auflösung des deutschen Reichs rechtsgeschichtlich zu behandeln; der Verfasser will aber nicht blos für Rechtshistoriker geschrieben haben, sondern wendet sich an alle juristisch oder doch politisch gebildeten deutschen Männer, um sie in dieser großen, unsere Nation seit einigen Jahrzehnden so mächtig bewegenden Frage von der politischen Einheitsform unsers deutschen Vaterlandes möglichst zu orientiren. Diesem Zweck entspricht das Werk insofern gut, als die Darstellung allgemein verständlich gehalten ist, den Stoff in großer Vollständigkeit beibringt und übersichtlich ordnet. Dagegen vermißt man pragmatische Lebendigkeit und eine consequente historisch-politische Auffassung. Zu einer bestimmten politischen Partei bekennt sich der Verfasser nicht, er ist weder Gothaer noch Großdeutscher, will aber doch auf eine praktische Tendenz nicht verzichten, indem er sich die Aufgabe stellt, die verkehrten idealistischen Einheitsbestrebungen zu bekämpfen und dagegen für die nächsten Ziele des politischen Gesammtlebens das anzudeuten, was ihm auf Grund seiner geschichtlichen Studien nach Maßgabe der gegebenen Verhältnisse das Mögliche zu sein scheint. Diese Möglichkeiten bewegen sich für ihn innerhalb des bestehenden Bundesstaatsrechts und des Dualismus von Oestrereich und Preußen.

Der Ausgangspunkt für die neuere staatenbundliche Entwickelung Deutschlands ist dem Verfasser mit Recht der Rheinbund, dessen Entstehung er als eine natürliche Folge der völligen Todesreife und Auflösung des deutschen Reichs ansieht. Das Bedürfniß einer Verbindung der Mittel- und Kleinstaaten des ehemaligen Reichs lag vor, ganz abgesehen von den besondern politischen Planen Napoleon's, und es entstanden daher allerhand verschiedene Entwürfe dazu. Das Schmähliche am Rheinbunde lag, wie er sagt, einzig in seiner Stiftung unter Napoleonischem Protectorate, in seiner völligen Unselbständigkeit und seiner Verleugnung deutscher Interessen, sowie auch in seiner Loslösung von Oesterreich und Preußen. Die bisherige historische Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland brachte es mit sich, daß man die Idee eines Reichs nicht mehr festhalten konnte und sich der des Bundes zuwenden mußte. Aber dadurch, daß Napoleon den einzelnen Staaten die

Souveränetät verlieh, hat er nicht nur dem Rheinbund, sondern auch den künftigen Bundesversuchen ihren eigenthümlichen losen Charakter aufgedrückt, er hat dadurch dafür gesorgt, daß sie nie so einheitlich, nie so mächtig werden könnten, daß Frankreich eine Gefahr von Deutschland zu befürchten hätte. Die durch den Rheinbund erworbenen Souveränetätsrechte der Mittelstaaten waren die Grundlage für die Verträge, welche Baiern und Würtemberg zu Ried und Fulda abschlossen, sie traten auf dem Wiener Congreß hemmend zwischen alle Versuche und Entwürfe einer festern, einheitlichen Verbindung der deutschen Staaten. Auch Kaltenborn bezeichnet in seiner Schlußbetrachtung über den Wiener Congreß und die Gründung des Deutschen Bundes die Starrheit des Souveränetätsprincips als das Haupthinderniß einer grundgesetzlichen Weiterbildung der Bundesverfassung. Denn daher stammt jener alle Entwickelung abschneidende Grundsatz des Artikels 7, daß zu einem Beschluß über Abänderung der Grundgesetze und die Rechte Einzelner Stimmeneinheit erfoderlich sei. Auf einen andern, aus dem Souveränetätsprincip entspringenden Mangel der Bundesverfassung, nämlich den, daß bei der Stimmenvertheilung das formelle Recht in allzu großem Misverhältniß zur wirklichen Macht der beiden Großstaaten stehe, möchten wir darum kein so großes Gewicht legen als der Verfasser thut, weil in wichtigen Fällen die größere Macht Oesterreichs und Preußens sich doch den Sieg über die entgegenstehende Stimmenmehrheit der Mittel- und Kleinstaaten zu verschaffen weiß. Das Haupthinderniß der Einigung über wesentliche Reformen ist nicht der Gegensatz des formellen Stimmrechts der kleinern Staaten, sondern der Dualismus der Großstaaten, die, durch verschiedene Interessen und Rivalität getrennt, immer den Umtrieben und Sonderinteressen der einzelnen Regierungen einen Anhaltepunkt bieten und sich selten zu einmüthiger, kräftiger Handlung, höchstens zu einer passiven Neutralität des Nichtsthuns vereinigen. Auf diesen Hauptübelstand des Dualismus geht der Verfasser nicht ein, und darum war es ihm bei all seiner Einzelkritik der Bundesverfassung doch möglich, zu dem Ergebniß zu gelangen, daß sie, von rein praktischem Standpunkt aus angesehen, dem Bedürfniß politischer und nationaler Einheit genüge. Er weist auf die Macht der gesammten deutschen Lebensverhältnisse und den spröden politischen Charakter der deutschen Nation hin, worin die Hauptursache des Mislingens besserer bundesstaatlicher Entwürfe zu suchen sei, und erklärt es für abgeschmackt, die Schuld auf einzelne Persönlichkeiten oder einzelne Staaten zu schieben. Besonders weist er die von Gervinus und andern gegen Metternich erhobene Beschuldigung, als ob er hauptsächlich die Verwirklichung eines fester geschlossenen Bundesstaats verhindert hätte, als eine ganz unpolitische Auffassung und Verdächtigung mit Entrüstung zurück. Er macht die Stam-

mesunterschiede und die daraus entspringenden Abneigungen, sowie die fürstlichen Erbrechte geltend, und erinnert daran, daß selbst Napoleon, der doch gewiß geneigt gewesen sei, rücksichtslos zu verfahren, diese Fundamente respectirt habe. Dagegen hätten wir nur einzuwenden, daß er sie weniger aus Respect als aus der Berechnung, daß sie ihm nützlich seien, anerkannte und bestehen ließ, wo ihm ihre Aufhebung nützlich schien, sich aber nicht scheute, die Stämme zu zerreißen, ihre verschiedenen Bestandtheile wunderlich durcheinander zu werfen und Erbrechte der Fürstenhäuser zu vernichten. Und trotz der Sprödigkeit des deutschen Volkscharakters ließ man sich diese Dinge gefallen, und manche der Napoleonischen Combinationen bestehen bis auf den heutigen Tag und zeigen, daß es einem Machthaber, der in deutsch-nationalem Sinne verführe, nicht unmöglich sein würde, territoriale Veränderungen durchzusetzen. Auch wird man nicht im Ernste behaupten können, daß den Diplomaten des Wiener Congresses, die in dieser Beziehung viel von Napoleon gelernt hatten, die Integrität der Stämme besonders heilig gewesen wäre; die Theilung Sachsens gibt davon ein augenfälliges Beispiel. Die Durchsetzung einer einheitlichen Verfassung hinderte keine zarte Rücksicht auf die Selbständigkeit der Stämme und auch bei den Stämmen selbst wäre in der damaligen Zeit der Begeisterung gewiß kein erheblicher Widerstand zu befürchten gewesen. Wie Kaltenborn schließlich behaupten mag, die Bundesverfassung mit allen ihren Mängeln habe doch kein Hinderniß einer nationalen politischen Entwickelung enthalten, begreifen wir angesichts der wirklichen Geschichte Deutschlands seit Stiftung des Bundes wahrhaftig nicht. Er gesteht an andern Stellen selbst, daß bis zum Jahre 1848 von Bundeswegen für die nationale Belebung und Erstarkung Deutschlands nichts geschehen sei und seine eigene Geschichte des Bundeslebens von 1815—48 liefert den Beleg dafür. Dieselbe ist freilich nur äußerlich gehalten und geht noch weniger, als die gedruckten Materialien es erlauben würden, auf die innere Geschichte des Bundes ein, aber doch kann man schon daraus entnehmen, daß mehr in den Verhältnissen, besonders in der Verfassung des Bundes als in den handelnden Personen die Gründe des politischen Ungenügens lagen. Als Ergänzung zur Geschichte des Bundestags schließt der Verfasser ein Capitel über die deutschen Einheitsbestrebungen außerhalb der Bundesversammlung an, die er aber alle als unpraktische, außer dem Mittelpunkt des politischen Lebens sich bewegende Plane verurtheilt, ohne auf ihre geschichtliche Berechtigung einzugehen. Von diesem Standpunkt aus referirt er dann über die Vorschläge Arndt's, Görres', Wilh. Schulz', P. A. Pfizer's, Fr. von Gagern's, der Deutschen Zeitung und anderer. Nur den Bemühungen des jetzigen Königs von Preußen und seines Freundes Radowitz läßt er mehr Anerkennung

widerfahren und kommt später auf sie zurück, als auf die allein richtige Bahn der deutschen Reformversuche.

Der zweite Band ist der Revolution von 1848 und der darauf folgenden Reaction gewidmet. Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit der kühnen Behauptung, reelle Gründe zu einer Volksrevolution seien nicht vorgelegen, überall in Deutschland habe eine freie nationale Entwickelung in der materiellen wie in der geistigen Sphäre geherrscht, auch die ethischen und socialen Zustände seien im Ganzen als gesunde zu bezeichnen gewesen. Wenn wir auch zugeben, daß kein unleidlicher Druck, keine zur Verzweiflung treibende Tyrannei die Revolution hervorrief, so gehört doch viel Optimismus dazu, um die Vernachlässigung der nationalen Interessen, wie sie unter der Herrschaft des Bundestags und des Metternich'schen Regierungssystems an der Tagesordnung war, eine freie nationale Entwickelung zu nennen; und auch das geistige Leben im Allgemeinen hatte bekanntlich durch Censur, durch Verfolgung und Hintansetzung auch der Männer, welche auf die besonnenste Weise Reformideen aussprachen, durch die Verkehrung des constitutionellen Lebens in bloßen Schein, gar manche Verkümmerung zu erleiden. Statt der reellen Gründe will Kaltenborn blos eine unzufriedene Stimmung, Misbehagen und leidenschaftliche Aufregung anerkennen, muß aber dabei zugestehen, daß die mechanischen Repressivmaßregeln des Bundes und seine fortwährende winzige Thätigkeit für die nationale Wohlfahrt eine große Abneigung gegen den Bund erzeugt hätten; was aber größtentheils auf verkehrten Idealforderungen von der politischen Einheit Deutschlands, überhaupt auf unklaren Wünschen und Hoffnungen beruht habe, sodaß die allerdings vorhandene Aufregung mehr als eine künstliche und gemachte, nicht als eine vollberechtigte zu bezeichnen sei. Es läßt sich nach dieser Einleitung erwarten, daß die Plane und Bestrebungen des Parlaments vor der Kritik Kaltenborn's wenig Gnade finden werden, und wirklich verurtheilt er in den stärksten Ausdrücken die grenzenlose Unklarheit über die staatliche Gestaltung, das bodenlose Theoretisiren, die unbegreifliche Abstraction von allen wirklichen Verhältnissen und Bedürfnissen des deutschen Lebens, deren sich die unvorbereitet zur politischen Thätigkeit berufenen Professoren und Schriftsteller schuldig gemacht hätten. Doch ist er auf der andern Seite auch wieder so billig, das Edle und Großartige der ganzen Bewegung in vollem Maße anzuerkennen. So rühmt er (S. 19), nachdem er die seit dem Scheitern der Einheitsversuche eingetretene Reaction als naturgemäßen Fortschritt gepriesen hat, den idealen Schwung, die Herrschaft der Sittlichkeit und des Geistes als eigenthümlichen Charakter der deutschen Bewegung des Jahres 1848, die Mäßigung, mit der man immer revolutionäre Gewaltthat abgewiesen habe, das Verfolgen rein patriotischer, idealer Ziele, die un-

befleckte Haltung der Parteiführer, den Ordnungssinn, den Geist der Zucht, ja das monarchische Gemüth, das die Nation im Ganzen bewährt habe. Er beklagt, daß das Parlament, dessen Geist von den höchsten Idealen getragen und erfüllt gewesen, zu keinem positiven Resultat gelangt sei, und zollt dem redlichen Eifer, der Fülle echter Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit, der theoretischen Gewandtheit, der glänzenden Beredtsamkeit, der patriotischen Gesinnung seine volle Bewunderung. Er spricht mit Begeisterung von dem großartigen Eindruck, den das Parlament mit einer so großen Zahl bedeutender Männer, ausgezeichnet durch Bildung, Geist, Verstand, Wissen und Patriotismus, habe machen müssen und preist sich glücklich, zu jener Zeit selbst einige Tage am Sitz der Nationalversammlung verlebt zu haben und von dem wahrhaft patriotischen, so ehrenhaften idealen Wesen der Centren aus eigener Wahrnehmung Zeugniß geben zu können. Aber bei aller Anerkennung der idealen Absichten der meisten Parlamentsglieder und des Gehalts der Reichsverfassung könne er doch vom Standpunkte des Rechtshistorikers die Art und Weise nicht billigen, wie das Parlament, obschon mit den besten Absichten, sich habe verleiten lassen, die Grundlagen des deutschen Rechts aufzugeben, er könne vom Standpunkt der praktischen Politik aus die politischen Gestaltungen nicht billigen, welche das Parlament für die neue Einheit Deutschlands zu beschließen für gut gefunden habe. Er tadelt an diesen Gestaltungen, daß sie nicht an die bisher bestandenen Rechts- und Staatsverhältnisse anknüpften, nicht als deren organische und geschichtliche Frucht erwuchsen und meint, sie seien nur einem abstracten Ideal entnommen, mit der ganzen geistigen Natur der Bildung und Eigenthümlichkeit der deutschen Stämme in Widerspruch gestanden und eben darum lebensunfähig gewesen. Die Resultatlosigkeit der Parlamentsbestrebungen will er jedoch nicht blos den unpraktischen Tendenzen der Mehrheit und den Wühlereien der Linken zur Last legen, sondern er findet auch einen großen Theil der Schuld in der unwürdigen zuwartenden Unthätigkeit der größern Regierungen. Der verwerfende Tadel des Verfassers, der Vorwurf der unpraktischen idealen Abstraction richtet sich hauptsächlich gegen den Grundgedanken aller Einheitsbestrebungen, die Foderung einer einigenden Centralgewalt, der sich alle provinziellen Regierungsgewalten unterzuordnen hätten. Aber gerade dies ist der Cardinalpunkt, ohne den alle Versuche der Einigung sich unmächtig erweisen werden. Treffend sagt in dieser Beziehung Wolfgang Menzel, ein Schriftsteller, der keineswegs ein Mann der strengen Einheitspartei ist und der sich in seinen neuern Werken bekanntlich stark auf die Seite der Reaction neigt: „Wenn die deutsche Nation 1848 etwas weniger Großes gewollt hätte, würde sie vielleicht zu ihrem Zwecke gekommen sein. Aber es ziemte ihr, nur das Größte zu wollen. Sie hat sich

dieſes hohen Willens auch nicht zu ſchämen, obgleich es ihr mit ihren damaligen Mitteln nicht gelang, ihn zu vollziehen. Die Einheit des Reichs unter einem mächtigen Kaiſer war das, was die ungeheure Mehrheit der Deutſchen wollte, was ſie immer wieder wollen wird, ſolange es Deutſche gibt. Wenn die gemäßigte Mehrheit der Nationalverſammlung und des ganzen Volks damals die Macht der bloßen Begeiſterung überſchätzte, in einem tugendhaften Edelmuth ſich nicht an die auf Umſturz der Throne hinwirkende Partei Hecker's anſchloß, ſondern vielmehr die Throne ſchützte und erhielt, und in die Fürſten das ſchöne Vertrauen ſetzte, ſie würden der deutſchen Einheit ihre Souveränetätsrechte freiwillig zum Opfer bringen, die Begeiſterung des Volks theilen oder wenigſtens derſelben nachgeben müſſen, ſo kann man dieſe Mäßigung unvorſichtig, unpolitiſch nennen, aber ſie war ein Charakterzug, welcher der Nation zur Ehre gereicht. Sie gönnte den Fürſten die ehrliche Probe, ſie war billig, großmüthig, ohne Haß, ſie appellirte nicht an die Gewalt, nur an das Recht und die Vernunft." (Menzel's „Geſchichte der letzten vierzig Jahre", II, 248.)

Die Kaiſeridee war nicht, wie Kaltenborn meint, das Ergebniß abſtracten Idealiſirens der Schriftſteller, ſondern der anſchaulichſte und volksthümlichſte Ausdruck der Einheitsidee, und ſchon darum der Wirklichkeit nicht ſo fremd, weil die Erinnerung der ältern Zeitgenoſſen noch zu derſelben hinaufreichte. Mit Recht hat der Entwurf der Siebzehner, welchen Kaltenborn als ein Monſtrum von unpraktiſchem Idealismus behandelt, an dieſe geſchichtliche Thatſache angeknüpft; unpraktiſch war nur das, daß man dieſe höchſte Spitze theoretiſch hinſtellte und es unentſchieden ließ, ob Oeſterreich oder Preußen der Träger dieſer Spitze ſein ſollte. Aber dieſe Unentſchiedenheit lag weniger in der Unſchlüſſigkeit der Verfaſſungsberather als in den Verſäumniſſen der preußiſchen Regierung, welche zögerte, zu rechter Stunde die Initiative zu ergreifen. Auf die Vorausſetzung der aus einer beſtehenden Macht zu bildenden Centralgewalt war ſowol der Siebzehner-Entwurf als die Frankfurter Reichsverfaſſung, ſowie auch der Bundesſtaat des Erfurter Reichstags gebaut. Kaltenborn erklärt dagegen alle dieſe Plane für die unwahrſcheinlichſten Möglichkeiten. Viel unpraktiſcher erſcheint uns dagegen die Auswahl von verſchiedenen Möglichkeiten, die er vorlegt, wie z. B. eine völlige Zweiherrſchaft Oeſterreichs und Preußens mit mehr oder weniger Vernichtung der ſouveränen Mittel- und Kleinſtaaten; oder alleiniges Uebergewicht des einen Großſtaates; oder verſchiedene Directorialformen, aus einer Mehrheit von Staaten gebildet. Sein Lieblingsplan iſt aber folgender. Auf der Grundlage von Riehl's ſocial-politiſcher Gliederung Deutſchlands ſoll eine bundesſtaatliche Organiſation von Stammes- und Staatengruppen begründet werden; er zählt eine Reihe von Kernſtaaten

auf, um welche die übrigen sich gruppiren könnten. Als ersten derselben nennt er Baiern, das er überhaupt mit besonderer Vorliebe behandelt, wie er auch den von bairischen Staatsmännern ausgegangenen Entwürfen nachrühmt, daß sie viel praktischer seien als die andern. Der uralte naturfrische Stamm der Baiern, der mit dem tüchtigen fränkischen Elemente eine gewaltige politische Masse von stammlichem und sogar nationalem Selbstbewußtsein bilde, sei dem zersetzten Schwabenthum und dem übrigen französirten Mischmasch schwäbischer, alemannischer und fränkischer Bevölkerung des Südwestens weit überlegen, während die künstlich gebildeten Mittelstaaten Würtemberg und Baden durch die innern Gegensätze zu politischer Ohnmacht verurtheilt seien. Diesem Baiern theilt er nun die Rolle zu, den ganzen übrigen Südwesten sich anzugliedern. Das Königreich Sachsen wäre dann geeignet, die verwandten sächsisch-thüringischen Lande zu verbinden. In dem gesunden Keltenstamme des hessischen Kurstaates findet er dann auch das Zeug zu einem neuen deutschen Großstaate, der das künstlich zusammengesetzte Darmstadt und Nassau aufzunehmen hätte. Preußen würde selbstverständlich den Lebenskern eines großen norddeutschen Staates bilden, die kleinen nordischen Staaten mit den Hansestädten würden ihm ohne Schwierigkeit zufallen; nur Hannover möchte einigermaßen sich unterfangen dürfen, mit Preußen zu rivalisiren, übrigens sei sein Streben ein rein selbstsüchtiges und keineswegs social gerechtfertigt, jedenfalls dürfte Preußen dadurch nicht gehindert werden, eine feste Position an der Nordsee zu erlangen und in großartiger Weise eine Herrschaft Deutschlands zur See wiederherzustellen, die Hannover, weil es zu wenig Binnenland hinter sich habe, doch nie gewinnen könne. Ueber den Norden hinaus könne Preußen seine Assimilationsversuche nicht ausdehnen, da die stammlichen Gegensätze von Schwaben und Baiern großen Widerstand leisten, auch Oesterreich eine preußische Stellung in Süddeutschland nicht dulden würde. Sachsen und Hessen habe zu viel Stammeseigenthümlichkeit, um nicht zu selbständigem Fortbestehen berechtigt zu sein. Oesterreich sei von selbst großartig genug, um keiner weitern deutschen Assimilationen zu bedürfen, sein Beruf gehe nicht auf Eroberung, sondern auf intensive Stärkung seines innern Lebens und Aufrechthaltung des deutschen Elements gegen die übrigen Nationalitäten des Kaiserstaats. Diese sechs Staaten sollen nun durch ein Directorium zusammengehalten werden, in welchem der Vorsitz zwischen Oesterreich und Preußen jährlich wechselt und wobei diesen beiden je drei Stimmen, Baiern zwei, Sachsen, Hessen und Hannover je eine Stimme zukäme. Bei Berathungen müßte in der Regel Stimmenmehrheit entscheiden, aber für den Fall collidirender Interessen mit Ausnahme zu Gunsten Oesterreichs und Preußens, welche beide nie gezwungen werden könnten. Eine Volksvertretung bei dem Directorium

hält Kaltenborn neben den Ständeversammlungen für überflüssig und will nur in einzelnen Fällen Commissionen von Sachverständigen zugelassen wissen. Dagegen soll die landständische Verfassung für die einzelnen rein deutschen Staaten von Bundeswegen in harmonischer Uebereinstimmung festgesetzt werden. Soviel Kaltenborn von der Zweckmäßigkeit dieses Bundesstaatsplans, von der Verbindung der Einheit und der Erhaltung des Stammesunterschiedes, von der Anlehnung an die Wirklichkeit und der praktischen Ausführbarkeit zu rühmen weiß, so wird er es sich gefallen lassen müssen, wenn derselbe Andern als durchaus monströs und unausführbar erscheint. Namentlich die Assimilirung der zu opfernden Mittel- und Kleinstaaten würde weit schwieriger sein als die Unterordnung unter eine gemeinsame deutsche Centralgewalt, da die Eifersucht der Souveränetätsansprüche und die Stammeszähigkeit gegenüber von Nachbarn weit heftiger und hartnäckiger sich geltend machen würde als gegen ein über allen stehendes Oberhaupt. Und die Vereinigung zu einem Ganzen würde durch jene Vergrößerung Preußens und einiger Mittelstaaten auch nicht erleichtert, da ja das Haupthinderniß der Einigung, der alle Gemeinsamkeit politischen Handelns lähmende Dualismus von Oesterreich und Preußen, doch bliebe und die lose gegliederte Bundesverfassung der Einigkeit nur eine schwache Bürgschaft gewähren könnte. Auf die Wahrscheinlichkeit der Ausführung seines Projects wagt der Verfasser selbst kaum zu rechnen, er hat ja außerdem noch eine Fülle von Möglichkeiten bereit, unter andern auch die, daß noch gar lange alles beim Alten bleibe. Er ist auch weit entfernt, darüber sich zu grämen, er beklagt es, daß die unpraktischen Idealisten sich so gar nicht zufrieden geben wollen, sondern immer sich unglücklich fühlen über die bestehenden Zustände, daß die Journale von der rechten wie von der linken Seite beständig jammern und schimpfen, ohne doch feste Ziele zu haben. Er selbst weiß sich von dieser allgemeinen Unzufriedenheit und Tadelsucht frei und hat es zu einem beneidenswerthen politischen Optimismus gebracht. Er weiß namentlich der Bundesthätigkeit seit 1850 eine sehr günstige Ansicht abzugewinnen. Er findet, daß sie eine im Ganzen sehr gesunde und namentlich eine solche sei, welche auf der Basis einer freien nationalen Entwickelung, eines lebenskräftigen Parlamentarismus ruhe und überhaupt die modernen Postulate an sociale und politische Lebensordnungen sehr respectire. Es verdiene in hohem Grade Anerkennung, daß sich der Bund, im Unterschied von dem alten Polizei- und Ausnahmesystem vor dem Jahr 1848, auf ein Minimum von Geboten und Verboten beschränkt und willig und gern den Parlamentarismus, die Freiheit der Presse, das Associationsrecht und die Rechte der persönlichen Freiheit im Princip fest gehalten habe. Die jüngsten Bundesmaßregeln seien getragen von dem Geiste politischer Freiheit

und der Anerkennung nationaler Rechte. Daß der Bundestag es noch nicht dazu gebracht habe, Deutſchland als ſolches mächtig und angeſehen im Rath der europäiſchen Staaten und Völker zu machen und ſeiner Stimme für billige Wünſche Gehör zu verſchaffen, kann er zwar nicht leugnen, aber er meint, es ſei eben das gerade ein höchſt unpraktiſches Begehren, Deutſchland als ſolches zu einer europäiſchen Großmachtſtellung erheben zu wollen. Dies ſei eine Unmöglichkeit, ſolange Oeſterreich und Preußen Großmächte ſeien. Deutſchland könne zufrieden ſein, daß unter ſeinen Staaten zwei Großmächte ſeien, mehr könne ihm Europa niemals geſtatten. Daß aber dieſe zwei deutſchen Großmächte nicht die Macht und den Muth haben, ein deutſches Land vor der Bedrängniß durch eine ſehr mäßige Mittelmacht zu retten, dieſen Vorwurf vermag der Verfaſſer auch nicht mit ſeinem bundestäglichen Optimismus zu überwinden. Der Verfaſſer hofft von der in vielen Kreiſen eingetretenen Gleichgültigkeit gegen politiſche Dinge eine Bekehrung zu ſeinen nüchternen Auffaſſungen, wir aber freuen uns, daß der ideale Zug der deutſchen Natur noch mächtig genug iſt, um uns nicht in ſolche Reſignationspolitik verſinken zu laſſen. Auch wird es die deutſchen Staatsmänner ſchwerlich gelüſten, bei einem Profeſſor in die Schule zu gehen, der, ſo praktiſch er ſich auch geberdet, ſeinen Collegen an unfruchtbarer Betrachtung nichts nachgibt.

Diderot und der blinde Mathematiker Saunderſon.

Von

Karl Roſenkranz.

I.

Zu den großen Verdienſten des 18. Jahrhunderts gehört die Pflege, welche es den Unglücklichen gewidmet hat, die durch einen traurigen Zufall von der Theilnahme an den Intereſſen, Arbeiten und Vergnügungen der Geſellſchaft bis dahin mehr oder weniger ausgeſchloſſen waren, die man als Verlorene betrachtete und für deren Eigenthümlichkeit es an richtigem Verſtändniß fehlte. Es gebührt den Franzoſen der Ruhm, in dieſer Beziehung vorangegangen zu ſein. Die rationelle und methodiſche Behandlung der Taubſtummen wurde durch den Abbé de l'Epée, die der Blinden durch den Mineralogen Hauy, die der Geiſteskranken durch den Arzt von Bicêtre, durch Pinel, begründet. Für die Blinden hatte zwar Ludwig der Heilige ſchon 1260 das Hospital der quinzevingt geſtiftet, weil auf ſeinem Feldzug nach Aegypten viele Krieger an der daſelbſt endemiſchen Augenentzündung erkrankt waren, aber erſt

Hauy stiftete 1784 eine wirkliche Lehranstalt für Blinde, durch deren Unterricht sie befähigt wurden, als selbständige Menschen zu existiren und, soviel es möglich ist, den schmerzlichen Mangel eines so wichtigen Organs als das Auge zu vergessen. Das Jahr, in welchem Hauy seine Anstalt eröffnete, war das Todesjahr Diderot's. Diderot aber war es gewesen, der die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Blinden und die Anbahnung eines auf wissenschaftlichen Grundsätzen basirten Unterrichts derselben zuerst durch seinen „Brief über die Blinden" 1749 in weitern Kreisen wachgerufen hatte, dem 1751 sein nicht weniger interessanter Brief über die Taubstummen folgte.

Wenige Menschen sind aber im Laufe der Zeit durch die Parteilichkeit der Leidenschaft so widerspruchsvoll beurtheilt worden als Diderot. Ebenso oft gelobt als getadelt, ebenso sehr erhöht als erniedrigt, ebenso falsch vergöttert als ungerecht verdammt, sehen wir sein Bild in der Literaturgeschichte noch immer zwischen Extremen schwanken. Unser Jahrhundert hat den Anfang gemacht, diesen merkwürdigen Mann, den Begründer und Träger der gleich sehr berühmten als berüchtigten „Encyklopädie", gründlicher zu erkennen und seine Tugenden wie seine Mängel unbefangener abzuwägen. Von den Deutschen sind in dieser Hinsicht Goethe, Varnhagen, Arndt, Schlosser und Friedrich von Raumer, von den Franzosen Villemain, Sainte-Beuve, Lerminieux, Jaquet und Berfot, von den Engländern Carlyle zu nennen. Alle diese haben, obwol sie mit Diderot keineswegs übereinstimmen, doch ihre innige Sympathie mit dem universellen Geist und dem charaktervollen Mann kundgegeben.

Um so empfindlicher mußte es überraschen, in einem mit vielem Beifall aufgenommenen Werk unserer Tage von einem sehr geachteten Schriftsteller eine Darstellung Diderot's zu finden, die im Grunde nur die trivial gewordene Vorstellung von ihm wiederholt, die wir in der reactionären Literatur von Diderot gewohnt geworden sind, daß er nämlich ein glänzender Sophist gewesen sei, der für den Atheismus Propaganda gemacht habe. Eduard Arnd in Berlin, rühmlichst bekannt durch eine vortreffliche Geschichte Frankreichs, hat im vergangenen Jahre auch seine „Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zur Revolution" herausgegeben. Da Arnd einen großen Theil seines Lebens in Paris zugebracht hat, so ist es ihm möglich gewesen, Vieles richtiger zu sehen, als gewöhnlich geschieht, und viele Thatsachen zu berühren, die trotz ihrer Wichtigkeit oft nicht gekannt sind und namentlich die Wechselwirkung zwischen der politischen und der socialen Entwickelung tiefer zu erfassen als in den Literaturgeschichten herkömmlich. Was aber Diderot anbetrifft, so ist Arnd hinter den Erwartungen, die wir von ihm hegten, gänzlich zurückgeblieben. Er fertigt diesen großen Autor

nicht nur ziemlich kurz ab, sondern er wiederholt auch nur, wie schon gesagt, das in gewissen Kreisen stereotyp gewordene Porträt Diderot's als eines alle Religion und Sittlichkeit zerstörenden Schriftstellers in allgemeinen Phrasen. Ich will hier nicht auf die grellen Widersprüche eingehen, die in denselben zu Tage kommen. Ich will nur einen einzigen Punkt hervorheben, zu dessen strengerer Kritik Hr. Arnd herausfodert. Er läßt sich nämlich außer einer kleinen Charakteristik, die er von der Interprétation de la nature versucht, auf keine speciellere Analyse der Diderot'schen Schriften ein. Er nennt sie nicht einmal. Um doch aber für seine Verurtheilung Diderot's gleichsam einen Beweis zu führen, wendet er sich zu einer kleinen Schrift, die er selbst vom Diderot'schen Standpunkte aus für eine äußerst mittelmäßige erklärt. Dieser Schrift widmet er die Hälfte seiner ganzen Darstellung. Ist das nicht sonderbar? Wenn man einen Schriftsteller charakterisiren, wenn man ihn widerlegen will, so sollte man doch wol nicht das mittelmäßigste, sondern das bedeutendste seiner Werke wählen und sollte, wenn man sich auf einen einzigen Beweis beschränkt, diesen mit aller Vorsicht ausführen, weil er die übrigen Beweise, die man fodern konnte, gewissermaßen ersetzen soll. Diese Schrift nun ist Diderot's „Brief über die Blinden", den Diderot nach Arnd nicht der Blinden wegen, sondern lediglich deshalb geschrieben haben soll, seine atheistische Doctrin in einer populären Weise zu verbreiten. Während er in seinen berühmten „Pensées philosophiques" noch damit zurückgehalten habe, sei er hier offen damit herausgetreten, habe sich jedoch der Censur gegenüber dadurch zu schützen gesucht, daß er den Namen des blinden Mathematikers Saunderson gemisbraucht und diesem als einem Sterbenden seine atheistische Confession untergeschoben habe. Diese Art, zwischen den „Philosophischen Gedanken" und dem „Brief über die Blinden" einen Zusammenhang zu setzen, ist eine reine Fiction. Diderot gilt einmal als Atheist. Da er nun in den „Pensées philosophiques" noch als Deist auftritt, so soll er in dem Brief einen Fortschritt im Atheismus gemacht haben. Wir werden sehen, daß der ganze Grund dafür in der That nur die Chronologie ist, weil drei Jahre zwischen beiden Schriften liegen.

Bevor ich näher auf Arnd's Anklage Diderot's eingehe, wird es unumgänglich sein, an den wirklichen Thatbestand mit kurzen Worten zu erinnern.

Diderot hatte Réaumur gebeten, einer Staaroperation beiwohnen zu dürfen. Dieser hatte aber niemand zugelassen als Madame Dupré von St.-Maur. Diderot war empfindlich darüber. Réaumur suchte daher das Gerücht zu verbreiten, als ob die Operation das erste mal nicht gelungen sei und vollbrachte sie in Gegenwart Diderot's und anderer Gelehrten scheinbar zum zweiten mal mit Erfolg, wobei man sich

aber überzeugte, daß der Geheilte schon zuvor sehen gekonnt hatte. In derselben Zeit machte ein preußischer Augenarzt Hilmer großes Aufsehen zu Paris, indem er an der Tochter des Hrn. Simoneau eine Staaroperation mit Glück vollzog. Die Beobachtungen, welche Dr. Cheselden an einem Staarblinden gemacht hatte, der von ihm operirt war, hatte das allgemeinste Interesse erregt, weil sie darthaten, daß man das Sehen lernen müsse. Unter solchen Anregungen in der Gesellschaft war es, daß Diderot 1749 seine feinen und sinnigen Betrachtungen über die Psychologie und Metaphysik der Blinden zu veröffentlichen unternahm. Er vereinigte sie in die Gestalt eines Briefs: „Lettre sur les aveugles", mit dem Zusatz: „à l'usage de ceux, qui voient" und einem Motto aus Virgil's Aeneis: „Possunt, nec posse videntur." Diese kleine Schrift erschien ohne seinen Namen angeblich zu London, wurde aber in Paris gedruckt, ohne daß der Drucker sich genannt hätte. Dieser Weg war unter den damaligen traurigen Censurverhältnissen Frankreichs in dem Grade gewöhnlich, daß er für bedeutendere Schriften, auch wenn sie gar keine Polemik gegen die bestehenden Zustände enthielten, zur Regel geworden war.

Die Regierung beschloß infolge dieses Briefs Diderot's Verhaftung. Was sie eigentlich dazu bewog, können wir heutzutage schwerlich entscheiden. Waren es wirklich die kühnen Betrachtungen, die er dem sterbenden Saunderson in den Mund legte? War es nicht vielmehr eine Anspielung, die er sich in Betreff der Frau von St.-Maur gleich zu Anfang des Briefs entschlüpfen ließ? Diese Dame piquirte sich, viel von den Wissenschaften zu verstehen. Diderot scherzte nun mit einiger Bitterkeit, daß Réaumur die Gegenwart zweier schöner Augen sans conséquence der Gegenwart der Gelehrten vorgezogen habe. Frau von St.-Maur war aber die Freundin Argenson's. Genug, am 29. Juli 1749 wurde Diderot verhaftet und nach Vincennes abgeführt, wo er gerade 100 Tage gefangen saß. Man wollte ihn zwingen, den Namen des Druckers zu nennen, allein Diderot verweigerte dies allen Drohungen zum Trotz. Diese Weigerung schärfte seine Haft. Man warf ihn in den Donjon von Vincennes, wo er 29 Tage blieb und mit äußerster Härte behandelt wurde. Man erlaubte ihm weder Bücher noch Schreibzeug. Einen Theil des Tags benutzte er dazu, an den Wänden seiner Zelle Geometrie zu treiben. Sein Unwille über die Strenge, die man ihn fühlen ließ, steigerte sich aufs äußerste und die 29 Tage schienen ihm ein Jahrhundert. Aus einer Mischung von Wein mit zu Staub geriebenem Schiefer erfand er sich eine Tinte und schrieb mit dem Zahnstocher Anmerkungen zu Milton's „Verlorenem Paradies", das er bei sich hatte. Die Anweisung zur Tintebereitung schrieb er für künftige Gefangene auf die Mauer seiner Zelle. Nach einem letzten gleich ver-

geblichen Verhör erklärte Diderot kaltblütig, daß man zwar die Macht habe, ihn im Gefängniß festzuhalten, nicht aber die Macht, ihn darin leben zu lassen. Einige Tage darauf wurde er aus dem Thurm in das gewöhnliche Gefängniß zurückgebracht und milder behandelt. Endlich, als diese lange Haft den Druck der damals von der Regierung patronisirten „Encyklopädie" verzögerte, ließ man ihn wieder frei.

Dies ist die Geschichte der persönlichen Umstände, welche jener verhängnißvolle Brief für Diderot zur Folge hatte. Was aber ist der eigentliche Inhalt desselben? Ohne uns hier auf eine weitläufige Analyse einzulassen, können wir ihn doch dahin formuliren, daß Diderot die Eigenthümlichkeit des Erkenntnißprocesses untersucht, der für den Blinden dadurch entsteht, daß er, was der Sehende mit Leichtigkeit und Schnelligkeit durch das Auge erfaßt, sich durch die Vermittelung des Gefühls, namentlich des Tastsinns, aneignen muß. Er untersucht die Möglichkeit, ob das Auge lediglich durch sich selbst, auch ohne Unterstützung des Tastsinns, sich unterrichten und experimentiren könne. Er untersucht die Gleichzeitigkeit der Bewegungen, die in diesem so complicirten Organ entstehen müssen, wenn es sich zum ersten mal dem Licht öffnet. Insbesondere aber beschäftigt er sich mit den Hülfsmitteln der Blinden zum Studium der Arithmetik und Geometrie und mit der Erfindung einer für die Blinden geeigneten Schrift. Endlich läßt er sich weitläufig auf das Problem ein, welches Molineux aufgestellt hatte, ob nämlich ein Blindgeborener, der vermöge des Tastens einen Würfel von einer Kugel vollkommen zu unterscheiden gelernt hat, diese Körper wiedererkennen würde, wenn er sie, nachdem ihm das Gesicht zurückgegeben, auf einem Tisch aufgestellt erblickte. Hierüber waren Molineux, Locke und Condillac verschiedener Meinung gewesen. Diderot suchte das Problem durch Vereinfachung zu lösen, indem er den Würfel auf das Quadrat und die Kugel auf den Kreis zurückführte. Durch die Erinnerung an diese elementaren Charakterformen, glaubte er, würde der Blindgewesene sich allmälig orientiren können, beim ersten Anblick aber in der That nicht wissen, was er vor sich habe.

Diese Anführungen werden hinreichen, um darzuthun, daß Diderot mit seiner Schrift es in der That auf die Blinden abgesehen hatte und daß der Zusatz auf dem Titel: „à l'usage de ceux, qui voient", nicht figürlich, sondern ganz ernstlich gemeint war.

Wo bleibt denn aber Saunderson? Wo bleiben die gefährlichen Bekenntnisse, die ihm von Diderot in den Mund gelegt sind? Auf diese Frage richtig zu antworten, müssen wir uns einer Eigenthümlichkeit Diderot's erinnern. Er neigte in der Form ganz zur dialogischen Darstellung und zur Individualisirung allgemeiner Begriffe in interessanten Thatsachen und Menschen, die er zur Veranschaulichung heranzieht. In

diesem Verfahren besitzt er eine große Anmuth, wie sie deutschen Lesern wenigstens aus dem von Goethe übersetzten Dialog: „Der Neffe Rameau's", bekannt ist. So hat er denn auch in diesem Brief zwei Personen aufgeführt, an denen er die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Blinden auf das treffendste darstellt. Der eine, den er selbst beobachtet hatte, war ein Blindgeborener von Puisaux, einer kleinen Stadt des Gatinais. Er war der Sohn eines Professors der Philosophie an der pariser Universität, hatte etwas Chemie gelernt und am Botanischen Garten einen Cursus gemacht. Er hätte von einem anständigen Vermögen sehr wohl leben können, allein ein übermäßiger Hang zum Vergnügen brachte ihn in seiner Jugend so herunter, daß er sich in eine kleine Provinzialstadt zurückziehen mußte, von wo er jährlich nach Paris kam, Liqueure zu verkaufen, die er selbst destillirte und mit denen man sehr zufrieden war. Der andere Blinde, den Diderot hervorhebt, war Saunderson, der in den Annalen der Psychologie eine ebenso große Berühmtheit erlangt hat, als das blinde Fräulein von Paradis, deren hohe Bildung und vielseitige Fertigkeiten Hauy zu seinem Unternehmen des geregelten Blindenunterrichts begeisterten. Nicholas Saunderson war 1682 aus einer Familie der Grafschaft York gebürtig und starb als Professor der Mathematik und Physik 1739 zu Cambridge, wo er nicht nur die Geometrie und Algebra, sondern auch die Optik und die Theorie des Gesichtssinns vortrug. Auch schrieb er ein Lehrbuch der Algebra, welches die Universität Cambridge ein Jahr nach seinem Tode auf ihre Kosten herausgab. Diderot ist sein aufrichtiger Bewunderer und erwähnt namentlich auch, daß Saunderson Erfinder der Theilung des Würfels in sechs gleiche Pyramiden war, die im Centrum des Würfels mit ihren Spitzen zusammentreffen und von denen jede eine Seite des Würfels zur Basis hat, wodurch sich leicht beweisen läßt, daß jede Pyramide das Drittel eines Prismas von gleicher Grundfläche und Höhe ist.

Vergleicht man nun diese beiden Blinden, so erkennt man bald, daß Diderot an dem erstern, dem von Puisaux, die mehr sinnlichen Facultäten, an dem zweiten, dem von Cambridge, die mehr geistigen Beziehungen des Blinden erläutert hat. Jenem hat er die individuell psychologische, diesem die abstract metaphysische Rolle zuertheilt. Mit der Frage, wie der Blinde dazu komme, aus dem Gefühlssinn heraus sich doch das Abstractum einer Form zu bilden, macht er den Uebergang zu den tiefern Untersuchungen über den Unterschied des Blinden von dem Sehenden und streut nebenher über die allgemeine Natur des Calculs und über den wissenschaftlichen Werth des subjectiven Idealismus des irländischen Bischofs Berkeley, der von einer Untersuchung des Gesichtssinns ausgegangen war, die feinsten Bemerkungen aus. Endlich steigt er bis zur Höhe des Problems, ob nicht vielleicht die gesammte

Weltanschauung des Blinden eine andere sein könne als die des Sehenden. Der Sehende nimmt die Schönheit und Herrlichkeit der Welt in einer augenfälligen Weise wahr und hat an diesem Schauspiel einer reizenden Zweckmäßigkeit ein außerordentliches Weckmittel zum Glauben an eine persönliche Intelligenz, die ihre Macht und Weisheit darin offenbart. Wie verhält es sich aber mit dem Blinden, für welchen dies wunderbare Schauspiel nicht existirt? Würde man sich wundern dürfen, wenn er zum Zweifel an dem Dasein Gottes hinneigte? Zu dieser wichtigen Frage macht Diderot einen Uebergang, dessen erhabener Ton die Gravität derselben ankündigen soll, indem er sagt: „Ich könnte zur Geschichte des Blinden von Puisaux und Saunderson noch die des Didymus von Alexandrien, des kleinasiatischen Eusebius, des Nicasius von Mechlin und einiger andern hinzufügen, die mit einem Sinn weniger so hoch über den Rest der Menschen erhaben schienen, daß die Dichter ohne Uebertreibung hätten sagen können, die Eifersucht der Götter hätte sie desselben beraubt, aus Furcht, ihres Gleichen unter den Sterblichen zu haben. Denn was war jener Tiresias, der in den Geheimnissen der Götter gelesen hatte und die Gabe der Weissagung besaß, Anderes, als ein blinder Philosoph, dessen Gedächtniß die Sage uns aufbewahrt hat? Doch entfernen wir uns nicht mehr von Saunderson und folgen diesem außerordentlichen Manne bis zum Grabe."

Nun beginnt die Erzählung von Saunderson's letzter Unterredung mit einem englischen Geistlichen Holmes, die so vielen Anstoß erregt hat und die ich deshalb in einer treuen Uebersetzung hier wörtlich wiedergeben will. Diderot erzählt:

„Als Saunderson im Sterben lag, berief man einen sehr geschickten Geistlichen zu ihm, Hrn. Gervaise Holmes. Sie hatten zusammen eine Unterredung über die Existenz Gottes, von welcher uns einige Fragmente geblieben sind, die ich Ihnen so gut ich kann übersetzen werde, denn sie sind der Mühe wol werth. Der Geistliche begann damit, ihm die Wunder der Natur einzuwerfen.

«Ach, mein Herr», sagte ihm der blinde Philosoph, «lassen Sie dies ganze schöne Schauspiel, das niemals für mich gemacht war! Ich war verurtheilt, mein Leben in Finsterniß hinzubringen und Sie berufen sich auf Wunder, die ich nicht verstehe und die nur für Sie und für Sehende, wie Sie, beweisen. Wenn Sie wollen, daß ich an Gott glaube, müssen Sie mich ihn fühlen lassen.»

«Mein Herr», entgegnete der Geistliche mit geschickter Wendung, «legen Sie die Hand auf sich selbst und Sie werden der Gottheit in dem bewundernswürdigen Mechanismus Ihrer Organe begegnen.»

«Hr. Holmes», erwiderte Saunderson, «ich wiederhole Ihnen, dies alles ist für mich nicht so schön als für Sie. Wäre aber der anima-

lische Mechanismus so vollkommen, als Sie annehmen und als ich gern glauben will, denn Sie sind ein ehrlicher Mann, der unfähig ist, mich darüber zu täuschen, was hat er mit einem absolut intelligenten Wesen gemein? Wenn es Sie in Erstaunen versetzt, so liegt der Grund vielleicht darin, daß Sie Alles, was über Ihre Kraft hinausgeht, als ein Wunder zu behandeln gewohnt sind. Ich bin so oft ein Gegenstand der Bewunderung für Sie gewesen, daß ich von dem, was Sie überrascht, ziemlich gering denke. Aus den fernsten Theilen Englands habe ich Leute herbeigezogen, die nicht begreifen konnten, wie ich Geometrie trieb. Sie müssen zugestehen, daß diese Leute von der Möglichkeit der Dinge nicht sehr klare Begriffe hatten. Ist eine Erscheinung, unserer Ansicht nach, über den Menschen hinaus, so sagen wir sogleich: das ist das Werk eines Gottes. Unsere Eitelkeit befriedigt sich mit nichts Geringerm. Könnten wir in unsere Rede nicht etwas weniger Stolz, aber etwas mehr Philosophie legen? Bietet uns die Natur einen schwer löslichen Knoten, nehmen wir ihn doch als solchen und gebrauchen wir, ihn zu durchschneiden, nicht die Hand eines Wesens, das für uns hinterher ein Knoten wird, der noch schwerer löslich ist als der erste. Fragen Sie einen Inder, warum die Welt in der Luft schwebt, so wird er Ihnen antworten, daß sie vom Rücken eines Elefanten getragen wird. Und worauf stützt sich der Elefant? Auf eine Schildkröte. Und was macht die Grundlage für die Schildkröte aus? Nicht wahr, dieser Inder erregt Ihr Mitleid, aber man könnte Ihnen sagen wie ihm: Hr. Holmes, mein Freund, bekennen Sie zuvor Ihre Unwissenheit und gewähren Sie dem Elefanten und der Schildkröte Gnade.»

„Saunderson hielt einen Augenblick inne. Er erwartete offenbar die Antwort des Geistlichen. Aber wo soll man einen Blinden angreifen? Hr. Holmes hielt sich vor allem an die gute Meinung, welche Saunderson von seiner Redlichkeit gefaßt hatte, und an die Einsicht eines Newton, eines Leibniz, eines Clarke und einiger andern seiner Landsleute, Genies vom ersten Range, die alle von den Wundern der Natur ergriffen waren und ein intelligentes Wesen als ihren Urheber anerkannten. Dies war unstreitig der stärkste Widerspruch, den er Saunderson entgegnen konnte. Der gutmüthige Blinde gestand auch zu, daß es verwegen wäre, zu leugnen, was ein Mann, wie Newton, anzunehmen nicht verschmäht hatte, dennoch stellte er dem Geistlichen vor, daß Newton's Zeugniß für ihn nicht ebenso stark wäre als das der ganzen Natur für Newton und daß Newton dem Worte Gottes glaubte, statt daß er darauf beschränkt sei, dem Worte Newton's zu glauben.

«Bedenken Sie, Hr. Holmes», fügte er hinzu, «wie viel es bedarf, damit ich Ihrem Wort und dem Newton's vertraue. Ich sehe nichts und nehme dennoch in allem eine bewundernswerthe Ordnung an. Mehr

aber, denke ich, werden Sie von mir nicht fodern. Für den gegenwärtigen Zustand des Universums gebe ich Ihnen die Ordnung zu, um dafür von Ihnen die Freiheit zu erlangen, über den Urzustand der Welt, über welchen Sie ebenso blind sind als ich, zu denken was mir beliebt. Hier können Sie mir keine Zeugen entgegenstellen und Ihre Augen nützen Ihnen hier nichts. Nehmen Sie, wenn Sie wollen, an, daß die Ordnung, welche Sie so mächtig ergreift, immer bestanden hat, aber lassen Sie mich glauben, daß es sich nicht so verhält und daß wir, wenn wir zur Geburt der Dinge und der Zeit zurückgingen, wenn wir die Materie sich bewegen und das Chaos sich entwirren sähen, unter einigen wohlorganisirten Wesen einer Menge unförmlicher begegnen würden. Kann ich Ihnen über die gegenwärtige Lage der Dinge nichts entgegnen, so kann ich Sie wenigstens über deren frühere befragen. Ich kann Sie z. B. fragen, wer Ihnen, wer Leibniz, Clarke und Newton gesagt hat, ob nicht in den ersten Augenblicken der Bildung der Thiere einige ohne Köpfe, andere ohne Füße waren? Ich kann behaupten, daß diese keinen Magen, jene keine Eingeweide hatten; daß diejenigen, denen ein Magen, ein Gaumen und Zähne Dauer zu versprechen schienen, durch irgendeinen Fehler des Herzens oder der Lungen zu existiren aufhörten; daß die Ungeheuer sich gegenseitig vernichteten; daß alle fehlerhaften Combinationen der Materie verschwunden und nur diejenigen übriggeblieben sind, deren Mechanismus keinen wichtigen Widerspruch in sich schließt und welche daher durch sich selbst bestehen und sich fortpflanzen konnten.

«Wenn nun unter solcher Voraussetzung der erste Mensch eine verschlossene Speiseröhre gehabt, wenn er der entsprechenden Nahrungsmittel ermangelt, wenn er sich in seinem Generationstriebe verirrt, wenn er keine Gefährtin gefunden oder sich in eine andere Gattung verloren hätte, was, Hr. Holmes, was würde das menschliche Geschlecht geworden sein? Es wäre in die allgemeine Entwickelung des Universums eingehüllt und dies stolze Wesen, welches sich Mensch nennt, würde, aufgelöst und zerstreut unter den Moleculen der Materie, vielleicht für immer in der Kategorie der Möglichkeit geblieben sein.

«Hätte es nur unförmliche Wesen gegeben, so würden Sie vielleicht nicht ermangeln, zu behaupten, daß es niemals deren geben wird und daß ich mich in chimärische Hypothesen verliere; allein», fuhr Saunderson fort, «die Ordnung ist nicht so vollkommen, daß nicht von Zeit zu Zeit noch monströse Erzeugnisse erschienen». Dann fügte er, zum Gesicht des Geistlichen sich wendend, noch hinzu: «Sehen Sie mich recht an, Hr. Holmes, ich habe keine Augen. Was hatten wir denn Gott gethan, Sie und ich, der eine, dies Organ zu besitzen, der andere, dessen beraubt zu sein?»

„Saunderson hatte, als er diese Worte sprach, einen so wahren und

tiefen Ausdruck, daß der Geistliche und die übrigen Anwesenden sich nicht erwehren konnten, seinen Schmerz zu theilen und bitterlich über ihn zu weinen anfingen. «Hr. Holmes», sagte er zum Geistlichen, «ich kannte die Güte Ihres Herzens sehr wohl und fühle aufs innigste den Beweis, den Sie mir davon in meinen letzten Augenblicken geben; wenn ich Ihnen aber werth bin, so rauben Sie mir nicht im Sterben den Trost, niemals jemanden betrübt zu haben.»

„Hierauf setzte er mit festerm Tone hinzu: «Ich nehme also an, daß im Augenblick, als die gährende Materie das Weltall sich entfalten ließ, unsers Gleichen etwas sehr Untergeordnetes war. Und warum sollte ich nicht von den Welten behaupten, was ich von den Thieren glaube? Wie viel verkrüppelte, verfehlte Welten haben sich zerstreut! Wie viel gestalten sich vielleicht in jedem Augenblick in fernen Räumen um, wohin ich nicht fühle und wohin Sie nicht sehen, wo aber die Bewegung fortdauert und wo sie nicht aufhört, Haufen Materie zu combiniren, bis sie irgendeine Ordnung empfangen haben, in welcher sie fortbestehen können? O Philosophen, begebt euch also mit mir über die Grenzen dieses Weltalls hinaus, das ich berühre und wo ihr organisirte Wesen erblickt; wandert auf diesem neuen Ocean und sucht durch seine irregulären Wallungen hindurch einige Spuren jenes intelligenten Wesens, dessen Weisheit ihr hier bewundert!

«Doch warum Sie aus Ihrem Elend entziehen? Was ist diese Welt, Hr. Holmes? Ein zusammengesetztes Dasein, welches Umwälzungen unterworfen ist, die sämmtlich eine stete Tendenz zur Zerstörung verrathen; eine rasche Aufeinanderfolge sich drängender und verschwindender Wesen; eine flüchtige Symmetrie, eine momentane Ordnung. Ich warf Ihnen soeben vor, die Vollkommenheit der Dinge nach Ihrer Fähigkeit zu schätzen und ich könnte Sie hier anklagen, die Dauer derselben nach Ihren Tagen zu messen. Sie urtheilen über die successive Existenz der Welt wie die Eintagsfliege von der ihrigen. Die Welt ist ewig für Sie, wie Sie ewig sind für ein Wesen, das nur einen Augenblick lebt. Und doch ist das Insekt noch vernünftiger als Sie. Welche verschwenderische Folge ephemerer Zeugungen bestätigt Ihre Ewigkeit! Welch unermeßliche Tradition! Dennoch werden wir alle vorübergehen, ohne daß man weder die wirkliche Ausdehnung, die wir einnahmen, noch die Zeit, die wir etwa gedauert haben, wird angeben können. Zeit, Materie und Raum sind vielleicht nichts als ein Punkt.»

„Bei dieser Unterredung wurde Saunderson etwas lebhafter, als sein Zustand ihm erlaubte. Es überkam ihn ein Anfall von Delirium, der einige Stunden dauerte und aus welchem er nur wieder zu sich kam, um auszurufen: «O Gott Clarke's und Newton's, habe Erbarmen mit mir!» — und zu sterben.

„So endete Saunderson. Sie sehen, Madame, daß alle Vernünfteleien, die er dem Geistlichen einwarf, nicht einmal einen Blinden zu beruhigen vermochten. Welche Schmach für Leute, die keine bessern Gründe haben als er; Leute, welche sehen und denen das erstaunliche Schauspiel der Natur vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang der kleinsten Sterne die Existenz und die Herrlichkeit ihres Urhebers verkündet! Sie haben Augen, deren Saunderson beraubt war, aber Saunderson hatte eine Reinheit der Sitten und eine Unbeflecktheit des Charakters, die ihnen fehlt. So leben sie denn wie Blinde und Saunderson stirbt, als ob er gesehen hätte. Die Stimme der Natur macht sich ihm noch durch die ihm gebliebenen Organe vernehmlich genug und sein Zeugniß muß nur um so stärker gegen diejenigen sein, die hartnäckig ihre Ohren und Augen verschließen. Ich möchte wol fragen, ob der wahre Gott nicht dem Sokrates durch die Finsterniß des Heidenthums noch mehr verhüllt war als für Saunderson durch die Beraubung des Gesichts und des Schauspiels der Natur."

Dies wäre denn die Episode, welche dem „Brief über die Blinden" den Ruf zugezogen hat, die Empfehlung des Atheismus durch den Mund eines Verstorbenen zu predigen. Was finden wir wirklich? Die Skepsis eines Blinden, die sich gegen den aus der Ordnung der Welt entlehnten Beweis für die Existenz Gottes richtet und gegen ihn eine Kosmogonie geltend macht, die offenbar die Atomistik zu ihrer Voraussetzung hat und daher, was dem Sehenden wegen seines Zusammenhangs als ein Nothwendiges und immer sich Gleichbleibendes erscheint, für den Denkenden in ein Zufälliges und Veränderliches auflöst. Saunderson bestreitet die Teleologie, die aus der Zweckmäßigkeit der Natur auf das Dasein einer Weltursache schließt, welche den Begriff des Zwecks besitzt und ihn schöpferisch realisirt. Er stellt sich als Mathematiker und Physiker auf den Standpunkt der Causalität und versucht, die Natur lediglich aus der Materie und deren Bewegung zu erklären. Damals scheint die Aeußerung einer solchen Annnahme vom Urzustande der Welt in der That den Charakter einer großen Kühnheit gehabt zu haben; heutzutage, wo die Schriften eines Vogt, Moleschott, Büchner und anderer Materialisten sie zu einer der populärsten Hypothesen trivialisirt haben, würde sich niemand mehr darüber erstaunen. Diderot läßt aber Saunderson nicht als Atheisten, sondern als Theisten sterben: denn Saunderson ruft sterbend den Gott Clarke's und Newton's, zweier rechtgläubigen Engländer, an, Erbarmen mit ihm zu haben. Die Art, wie Diderot ihn aus der Skepsis in ein Delirium verfallen und aus diesem zu jenem Aufschrei erwachen läßt, scheint mir ein meisterhafter Zug. In einer nachfolgenden Reflexion stellt sich Diderot noch ausdrücklich auf die Seite des Glaubens an Gott.

Gedichte.

I. Gedichte.

Von

Hermann Lingg.

1. Mondmythus.

Ich sah heut früh im Brunnen tief
Zwei Liebende allein,
Die schöne Morgenröthe schlief
Beim bleichen Mondenschein.
Sie küßten sich von Herzen
Mit lichtem Purpurmund,
Ein wellenheimlich Scherzen
War um die Morgenstund'.

„Schlüpf' schnell in deine gold'nen Schuh',
O rosenfing'rig Kind,
Des Himmels Thore gehen zu,
Geh' heim, geh' heim geschwind!"
Voll Angst sah in die Höhe
Das holde Morgenroth:
Da sieht es oben, wehe,
Den bleichen Liebling todt! —

2. Morgen im Gebirge.

Noch ist es stille tiefe Nacht,
Die gold'nen Sterne brennen,
Es glänzt der Mond in voller Pracht
Und kann sich gar nicht trennen
Vom Himmel in der Nacht.

Die Höhen sind so licht und rein,
Die Bergeselfen wirken
Und weben ihren Nebelreih'n
Im Schatten junger Birken
Um Felsen und Gestein.

Das stolze Licht des Lucifer
Erglüht in hellem Brande;
Wär' er dein Herr, o Sternenheer,
Er schlüge dich in Bande
Und stürzte dich ins Meer.

Dann würde nur sein helles Glüh'n
Die weite Welt durchschauen,
Die Felsen würden Feuer sprüh'n
Und Edelsteine würden blüh'n
Statt Blumen auf den Auen

Der junge Tag ist aufgewacht!
O Sieger, Licht und Töne
Umgeben dich in voller Pracht,
Du steigst in deiner Schöne,
Vom Himmel in der Nacht!

3. Phönizier.

In Tyrus hatten wir geladen
Und stießen schwerbefrachtet ab,
Da sah'n wir plötzlich die Plejaden
Verdüstert sich im Meere baden
Und ahnten was die Zukunft gab.

Wir lenkten schnell zum Strand des Niles,
Doch furchtbar wandte sich das Glück:
Statt eines sehnlichen Asyles
Warf uns vom nahen Land des Zieles
Der Sturm und weit ins Meer zurück.

Die Wogen kamen Nachts, sie trugen,
Wir wußten nicht woher, wohin,
Sie bäumten sich und brüllten, schlugen,
Ein Stöhnen ging durch alle Fugen
In unserm hölzernen Delphin.

Am Morgen, als der Wind sich legend
Die Flut bestrich, da stieg empor,
Sich plötzlich gegen uns bewegend,
Aus einer andern Himmelsgegend
Die Sonne, als den Tag zuvor.

Wir zogen Segel auf und nieder,
Wir hingen Ruder ein und aus,
Wir opferten und sangen Lieder
Und starrten dennoch immer wieder
Verzweiflungsvoll ins Meer hinaus.

Sturmvögel flogen um die Maste,
Ihr unheilvoll Gekrächz begann;
Wie Mancher, der vor Furcht erblaßte
Erlag dem Fieber, es erfaßte
Den Besten noch, den Steuermann.

Und endlich nahten wir den Zonen,
Wo Blumen unverwelklich blüh'n,
Wo selig fromme Völker wohnen,
Beschattet von der Palme Kronen
An blühender Gestade Grün.

Und hier ließ uns die Fahrt vollenden
Der leitenden Kabiren Schar,
Sie wußten neuen Muth zu senden,
Und nahmen gnädig unf'rer Spenden
Und unf'rer Opfergüsse wahr.

O Brüder, da wir wiederkehren
An unser väterlich Gestad',
Die ferne ruh'n in fremden Meeren,
Laßt uns mit Todtenopfern ehren,
Und lichter wird ihr dunkler Pfad!

4. Trasimen.

Am Trasimen mit römischer Macht
Rang punische Wuth zwölfstündige Schlacht.

Sie schlugen sich Panzer an Panzer gedrängt,
Auf schäumenden Rossen in Schluchten gezwängt.

Kaum bahnten sich Raum die Führer im Heer,
Die Banner zu schwingen, zu schwingen den Speer.

Am Himmel verhüllte die Sonne das Licht,
Die Kämpfer bemerkten die Dunkelheit nicht.

Sie hielten den Donner für Waffengetos,
Und Hagel und Blitze für Feindes Geschoß.

Als endlich besiegt Legion um Legion,
Die Consuln erschlagen, die Letzten entfloh'n:

Da schallte die blutigen Wogen entlang
Des Puniers milder Triumphgesang.

Darüber erhob noch einmal den Blick
Der sterbende Römer und sank zurück;

Dann lag er auf Leichen, ein Heldenbild,
Die Brust voll Wunden, den Arm am Schild.

5. Der Heerbann.

Welch muthig Hörnerſchallen
Durch alle Gaue klingt
Den deutſchen Völkern allen,
Das Schwert geht um die Hallen,
Das Volk die Fahne ſchwingt!

Es bietet ſeine Freien
Der Graf und Herzog auf,
Es ſtellen ihre Treuen
Die Städte und Abteien,
Fußvolk und Reiterhauf'.

Den Heerſchild hört man tönen,
Da jagt durchs Felſenthal
Der Greis mit ſeinen Söhnen;
Die Eichenzweige krönen
Der Helme Silberſtrahl.

Die Lanzen und Geſchoſſe
Sind tapf'rer Männer Stolz;
Die Reiſigen im Schloſſe,
Die Einen tummeln Roſſe
Die Andern ſchießen Bolz.

Es weh'n die Bannerzeichen
Aus jedem Gaugebiet
In allen deutſchen Reichen;
Den Männern, ſtark wie Eichen,
Voran der König zieht.

„Ihr Muthigen und Treuen!
Der Hunne ſengt im Land,
Er ſoll es bald bereuen,
Ihr werdet ihn zerſtreuen,
Die Waffen in der Hand! —

Ihr alten Alemannen,
Ihr Franken um den Rhein!
Ihr mögt die Bogen ſpannen,
Vor euern Eiſentannen
Entflieh'n der Feinde Reih'n.

Ihr Sachſen und ihr Baiern
Verließet euern Herd!
Ihr aus der Mark der Steiern,
Mit Fittigen von Reihern,
Auch ihr ſchwingt euer Schwert!"

Die hunderttauſend Speere
Geh'n ihren Waffengang,
Am ein und andern Meere
Hört man vom deutſchen Heere
Den lauten Schlachtgeſang.

II. Beim Giessbach am Kochelsee.

Vier Sonette.

Von

Friedrich Bodenstedt.

1.

Aus dunkler Scholle ſpringt die klare Quelle,
Hoch über Felſenmauern tiefgeborſten,
Wo in verborg'nen Klüften Adler horſten,
Dem Sturz der Waſſer gleich an Flugesſchnelle.

Genährt an Himmelsbruſt tränkt ihre Welle
Die Heerden auf der Alm, das Wild in Forſten,
Birgt ſich im Dickicht unter dem verworr'ſten
Geſträuch, wie bangend vor der Tageshelle.

Dann plötzlich aus dem kühlen Waldesdunkel
Schießt ſie ans Licht mit ſchäumendem Gefunkel
Und rauſcht dem Thale Alpengruß entgegen.

Den Wand'rer labt ſie, weckt ihm Hochgefühle,
Als Bach beim Dorf treibt ſie die ſchatt'ge Mühle,
Und wo ſie fließt, blüht Leben, Luſt und Segen.

2.

Gern flücht' ich mich in deine Schattenkühle
Und höre dein melodiſch Rauſchen, ſehe
Dein Flutgewog, vergeſſe Leid und Wehe,
Als ob es deine Welle von mir ſpüle.

Wie weckſt du mir ſo heilige Gefühle,
Daß ich in ſtummer Andacht vor dir ſtehe,
Als ob ein Hauch des Ewigen mich umwehe
Und ich mich ganz wie neugeboren fühle!

Ahnung durchſchauert mich in deiner Nähe
Wie wenn ich in der lichtgewob'nen Hülle
Den Urquell aller Dinge vor mir ſähe:

Das All durchflutend zeugend und ernährend,
Geheimnißvoll in unerſchöpfter Fülle
Sich immer neu aus eig'nem Schoos gebärend.

3.

Wie mancher Wand'rer hat hier ausgeruht
Von deines Athems friſchem Hauch erquickt!
Wie manches Auge dankbar aufgeblickt
Zu deinem Schneegeſchäum in Mittagsglut!

Wie du vom Berge ſpringſt voll Uebermuth,
Umwallt von Silberſchleiern reich geſtickt,
Und manches würzige Alpenblümlein nickt
Dir zu und netzt ſein Haupt in deiner Flut!

Und mehr als Blumen hier am Ufer ſtehen,
Sahſt du Geſchlechter kommen und vergehen
Und ſpülteſt weg die Spuren ihrer Füße:

Derweil du frisch in Jugendfülle brausend
Fortrauschest von Jahrtausend zu Jahrtausend,
Und bringst dem fernen Meere Bergesgrüße.

4.

Gedanken brüten auch im Bergeshirne
Und reden aus des Gießbachs Wellenmunde,
Es zuckt ein Herz im starren Felsengrunde,
Von seiner Glut erglüht die eisige Firne.

Der jetzt sein Haupt erhebt in die Gestirne,
Der Berg schlief einst im tiefsten Meeresschlunde;
Er stieg ans Licht — doch kommen wird die Stunde,
Wo wieder in den Abgrund stürzt die Firne.

Da wird ein Welterschüttern sein und Stürmen,
Wie Schnee wird dieser Felsen Erz zerschmelzen,
Klein wird das Große, groß das Kleine werden.

Das Meer wird seine Flut zu Bergen thürmen,
Die Berge werden sich zur Tiefe wälzen
Und wird ein neues Gottesreich auf Erden.

III. Neue Gedichte.

Von

Robert Prutz.

1. O hochgebenedeit der Mann.

O hochgebenedeit der Mann,
Der, wenn ihm schon der Scheitel bleicht
Und träger schon das Blut ihm schleicht,
Sich treue Liebe noch gewann!

Zum Himmel schaut er stolz und frei,
Und schaut zur Erde still beglückt,
Die sich für ihn mit Blumen schmückt
In immer neuem, jungem Mai.

Jetzt lacht ihm erst der Sonne Strahl,
Der Sterne Glanz in stiller Nacht;
Ihn rührt der Rose junge Pracht,
Als säh' er sie zum ersten mal.

Kein Sehnen hält, kein wirrer Traum
Die klaren Sinne ihm gebannt:
Mit festem Schritt und sich'rer Hand
Für seine Thaten schafft er Raum.

Den Strom der Tage sieht er zieh'n
Gelass'nen Muthes, sonder Harm;
Es trägt der Liebe starker Arm
Hoch über Sturm und Klippen.

Vergang'ne und zukünft'ge Zeit
Liegt klar vor seinem innern Blick:
Denn endlos, weiß er, wie sein Glück
Ist seiner Liebe Ewigkeit.

2. Erwünſchtes Joch.

Holde Lippen, ſüße Wangen,
Braune Locken, glatt wie Schlangen,
Augen, die von Schalkheit lachen:
Sagt, wie habt ihr's angefangen,
So zum Sklaven mich zu machen?

Fernab von der Welt geſchieden,
Ruhig lebt' ich und in Frieden,
Einſam mit verſchloſſ'nem Herzen,
Von der Liebe Glück gemieden,
Aber fremd auch ihren Schmerzen.

Ha, wie ich mich ſicher dachte!
Wie ich keck der Thoren lachte,
Die der Liebe Feſſeln drücken!
Bis mein Herz, das wohlbewachte,
Plötzlich ſchmolz vor deinen Blicken.

Off'nen Auges, ohne Binde,
Amor kam gleich einem Kinde,
Lächelnd, ohne Pfeil und Bogen:
Kam — und wie im Wirbelwinde
War mein Herz dir zugeflogen.

Und die Freiheit, die noch eben
Mehr mich dünkte als mein Leben,
O wie muß ich jetzt ſie haſſen,
Seit mit ſüßverſchämtem Beben
Weiche Arme mich umfaſſen!

Strahlt denn weiter, holde Sonnen,
Haltet feſter mich umſponnen,
Braune Locken, glatt wie Schlangen,
Ewig in dem Joch der Wonnen,
Ewig bleib' ich ſo gefangen!

3. Geſetz der Liebe.

Zürne nicht der ſüßen Liebe, daß ihr Wein dich machte trunken!
Immerdar, wo Flammen lodern, holdes Herz, da ſprüh'n auch Funken.
Alſo will's der Liebe Machtſpruch: wo die Geiſter ſich vermählen,
Folgen müſſen auch die Leiber in dem Wonnerauſch der Seelen.

Sinnend im geliebten Auge will das Auge ſich beſpiegeln;
Lippen, die ſich Treu' geſchworen, wollen küſſend ſie beſiegeln;
Heiße Herzen, warme Buſen, ſtolzen Muths, mit kühnem Wagen,
Wie ſie füreinander glühen, woll'n ſie aneinander ſchlagen.

Sage du der jungen Roſe, daß ihr Düften ſie verlerne,
Nicht mehr leuchten heiß' die Sonne, ſich verdunkeln heiß' die Sterne:
Aber zween Herzen, welche ſich in Liebe woll'n verbinden,
Welten thürme aufeinander und ſie werden doch ſich finden!

Heilig iſt der Dienſt der Liebe! Ueberſtrahlt von ihrem Scheine,
Löſt ſich auf in bleiche Schatten alles Nied're und Gemeine.
Wem die Stirn ſie einmal rührte, ewig geht er ſtolzen Hauptes;
Alles was er kann begehren, Liebe kennt es und erlaubt es.

Wolle denn, o holde Schöne, nicht der Liebe dich entziehen!
Willig laß, geſchmückte Opfer, uns an ihrem Altar knieen!
Schon die Fackeln ſeh' ich leuchten, Brautgeſänge hör' ich tönen:
Prieſterin du ſelbſt der Liebe, Prieſterin des Guten, Schönen!

4. In trüben Tagen.

Und überwölkt dein Himmel ſich
Und bricht ein Wetter jäh herein,
An meine Bruſt o flüchte dich,
Du mein verſchüchtert Vögelein!

In meinen Armen treu und feſt,
An meinem Buſen ſüß verſteckt,
Ich will dir bau'n ein neues Neſt,
Von blüh'nden Zweigen überdeckt.

Und laß der Thräne freien Lauf,
Die halb dir perlt im Auge ſchon;
Die Liebe küßt ſie lächelnd auf
Und fühlt ſich hochbeglückt davon.

Raſch auf der Freude Roſenſpur
Iſt Herz dem Herzen zugeeilt;
Der Liebe Wonnen kennet nur,
Wer ihre Schmerzen hat getheilt.

5. Laß mich ſchauen, laß mich knieen.

Laß mich ſchauen, laß mich knieen
Dir zu Füßen unverwandt!
Wie die gold'nen Sterne ziehen
Nächtlich an des Himmels Rand:
Alſo fühlt mein Herz gezogen
Sich im tiefſten Buſen mir,
Meines Blutes heiße Wogen,
Alle ſtrömen ſie zu dir!

Dich zu fühlen, dich zu denken,
Du mein allerhöchſtes Gut,
Mich, ein Taucher, zu verſenken
Tief in deiner Seele Flut:
Das iſt Blüte höchſten Lebens,
Das iſt aller Freuden Zier —
Arge Welt, du lockſt vergebens,
Schön're Sonnen leuchten mir!

An den Buſen dir gebettet,
Süß umſtrickt von deinem Arm,
Wohl mir, daß ich mich gerettet
Aus der Menſchen wüſtem Schwarm!
Sieh', ſchon bleichten mir die Haare,
Furchen grub die Hand der Zeit,
Ach und um verlor'ne Jahre
Klagt mein Herz in ſtummem Leid.

Aber wie mit ſüßem Beben
Deine Lippe mich berührt,
Iſt mir raſch zurückgegeben,
Was der Zeiten Flucht entführt;
Wieder wallen mir die Locken,
Wie ſie ehedem gethan,
Wieder ſtaun' ich, froherſchrocken,
Dich, geliebtes Wunder, an.

Jahre kommen, Jahre fliehen
Und im Glas verrinnt der Sand;
Laß du ſchauen mich und knieen
Dir zu Füßen unverwandt.
Ewig, wie am Himmelsbogen
Lacht der Sterne gold'ne Zier,
Ewig fühlt mein Herz gezogen
Holde Liebe, ſich zu dir!

6. Liebe übers Grab.

Ob kalt und ſtumm — ſie leben doch,
Die wir ins ſtille Grab verſenkt,
Solang Ein Herz auf Erden noch
In Liebe ihrer treu gedenkt;

Solang ihr liebes bleiches Bild
Nur Einem Auge noch erſcheint,
Solang in Sehnſucht, ungeſtillt,
Noch Eine Thräne um ſie weint.

Wie aus der Erde finſterm Schacht
Der Lenz die Blumen lockt hervor,
So ſchwingt ſich aus des Grabes Nacht
Der Liebe Fittig kühn empor.

Und weht uns an, ſo ſüß, ſo ſtill,
Gleichwie der Roſe Duft im Mai,
Und wenn der Muth uns ſinken will,
Die lieben Todten ſteh'n uns bei.

Und jeder Gruß und jedes Wort
Das der geliebte Mund einſt ſprach,
Wie Engelsſtimmen, fort und fort,
Im tiefſten Herzen tönt es nach:

Drum lind're, Liebe, deinen Schmerz!
Die wir ins ſtille Grab verſenkt,
Sie ſind nicht todt, ſolang Ein Herz
In Liebe ihrer treu gedenkt;

Solang ihr liebes bleiches Bild
Nur Einem Auge noch erſcheint,
Solang in Sehnſucht, ungeſtillt,
Noch Eine Thräne um ſie weint.

7. Holdes Räthſel.

Du mit der ſchwanenweißen Bruſt,
Berauſchend wie der Duft der Traube,
Du meine flammenheiße Luſt
Und keuſch und züchtig wie die Taube:
Aus deines Auges milden Sternen,
So lockend und ſo fromm dabei,
Wann werd' ich je zu Ende lernen
Der Liebe ſüße Litanei?

Holdſelig Räthſel, kalt wie Schnee,
Und ſengend wie des Aetna Gluten,
Du linde Qual, geliebtes Weh,
Dran Herzen lächelnd ſich verbluten:
Du ſchüreſt Flammen ſtolz und prächtig
Und gießeſt zündend Oel darein,
Daß hoch gen Himmel loht, allmächtig
Wie Weltenbrand, ihr dunkler Schein!

Mit Lächeln ziehſt du mich zu dir
Und weiſeſt mich zurück mit Lächeln,
Es ſchweigt die flammende Begier
Vor deines Kuſſes Maienfächeln;
In Aſche ſinkt mein wildes Sehnen
Vor deiner Unſchuld Majeſtät,
In meine Küſſe fließen Thränen
Und meine Wolluſt wird Gebet.

Der hat die Liebe nie gekannt,
Der nicht in ſchüchternem Erbangen,
Von der Geliebten Blick gebannt,
Erſtickt ſein heißeſtes Verlangen.

Es herrschen Lieb' und Unschuld beide,
An Macht sich und an Stärke gleich;
Ein lächelnd Kind, im Flügelkleide,
Ist König in der Liebe Reich!

Literatur und Kunst.

Geschichte.

Im Verlag von O. Bertram in Kassel erschien: „Geschichte der Insurrectionen wider das Westfälische Gouvernement. Beitrag zur Geschichte des deutschen Freiheitskriegs. Von Karl Lynker." Das Buch ist ein Bruchstück aus einer vollständigen Geschichte des Königreichs Westfalen, mit welcher der Verfasser, der sich durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichts- und Sagenforschung rühmlichst bekannt gemacht, eben beschäftigt war, als ein vorzeitiger Tod ihn seinen wissenschaftlichen Studien und Planen entriß. Die Schilderung der Aufstände wider das französische Gouvernement bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das überdies durch seinen Stoff von besonderm Interesse ist, und so glaubte die Verlagshandlung, welcher der literarische Nachlaß des Verstorbenen übergeben wurde, mit der Herausgabe dieses Buchs nicht nur dem hessischen Publicum, sondern auch den Freunden der Geschichte im allgemeinen einen Dienst zu erweisen. In diesem Glauben hat sie sich nicht getäuscht; das Buch liefert in der That einen wichtigen Beitrag zur nähern Kenntniß der Ereignisse und Zustände, welche den Befreiungskriegen vorausgingen und in denen der Keim der letztern zum Theil enthalten war, und darf somit als eine wesentliche Bereicherung unserer vaterländischen Geschichtschreibung begrüßt werden. Der verewigte Verfasser, zu dessen hervorstechendsten schriftstellerischen Eigenschaften neben dem gründlichen und gewissenhaften Fleiße besonders die Nüchternheit und Unparteilichkeit seines Urtheils gehörte, hat den einigermaßen schwierigen und verwickelten Stoff nicht nur mit größter Sorgfalt aus den verschiedenartigsten Quellen, gedruckten, handschriftlichen und mündlichen, zusammengetragen, sondern auch bei der Sichtung des Materials sowie bei der Beurtheilung der Personen und Verhältnisse hat er eine Umsicht und einen historischen Takt bewährt, der uns den Verlust, welchen die Wissenschaft durch sein frühes Dahinscheiden erlitten, nur um so schmerzlicher empfinden läßt. Freilich ist auch der Gegenstand an sich nur wenig geeignet, freudige Empfindungen zu erwecken; die hessischen Aufstände, von der Poesie so vielfach gefeiert und noch jetzt im Gedächtniß der Nachlebenden von einem Nimbus umgeben, der ihnen kaum zukommt, nehmen sich unter dem Clairobscur des nationalen Mythus ein gut Theil besser aus als unter der scharfen und rückhaltlosen Beleuchtung der wissenschaftlichen Forschung. Von jener Begeisterung für den Glanz und die Ehre des deutschen Namens, die wir uns jetzt so gern mit diesen Bewegungen verbunden denken, war in der That nur wenig darin enthalten. Vielmehr waren es zwei ziemlich untergeordnete Motive, welchen jene Auf-

stände ihren Ursprung verdanken: einmal die blinde, durch nichts zu erschütternde Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus und dann zweitens der althessische Soldatengeist, der sich beschämt und empört davon fühlte, daß eine Armee, die in alter und neuer Zeit so vielen Kriegsruhm gesammelt, ja die ihren militärischen Ruf selbst jenseits des Oceans so glorreich bewährt hatte, ihre Gewehre abliefern und ihre Fahnen zerreißen sollte, ohne nur einen Schuß gethan, selbst ohne nur einen Feind gesehen zu haben. Jene Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, die besonders in der ländlichen Bevölkerung wurzelte, hielt freilich, als es wirklich zum Losschlagen kam, nicht lange Stich; die Bauern, die mit Mistgabeln und Dreschflegeln zusammengeströmt waren, liefen in den meisten Fällen nach wenigen Stunden ebenso rasch auseinander, wie sie gekommen, ohne nur das Zusammentreffen mit dem Feind abzuwarten. Nachhaltiger und thatkräftiger war die Erbitterung, die in den militärischen Kreisen herrschte: weshalb auch die Mehrzahl dieser hessischen Aufstände als eigentliche Militäraufstände zu betrachten sind. Aber wovon die Geschichte so viele Beispiele liefert und was sich auch in unsern Tagen wieder bei Gelegenheit des badischen Aufstands gezeigt hat, nämlich daß auf den Soldaten nur zu rechnen ist, solange er durch das Band der Disciplin zusammengehalten wird und daß jede politische Bewegung, welche sich zur Durchsetzung ihrer Zwecke einer entfesselten und undisciplinirten Soldateska bedient, eben deshalb so gut wie verloren, das bestätigte sich auch hier: die aufständischen Soldaten wurden den eigenen Landsleuten lästiger und gefährlicher als den fremden Feinden, sie tranken und tumultuirten, plünderten und rauften, und dieselben Ortschaften, die sie soeben erst als Befreier des Vaterlands mit Jubel empfangen, waren wenige Tage später herzlich erfreut, wenn die angeblichen Befreier endlich wieder ihren Abzug nahmen. Alle diese Verhältnisse, der gewöhnlichen verschönernden Annahme so widersprechend und doch so begründet in der Natur der Dinge und der menschlichen Leidenschaften, werden von dem Verfasser mit großer Klarheit und Unparteilichkeit in einer würdigen und ungeschminkten Sprache dargelegt und auch das verschweigt er nicht, daß die gebildetern und wohlhabendern Classen, namentlich in der Hauptstadt selbst, dem neuen Regiment eher zu- als abgeneigt waren und zwar keineswegs immer aus selbstsüchtigen oder sonst verwerflichen Gründen. Je schärfer somit die Kritik ist, welcher der Verfasser jene Zeit unterwirft, um so mehr Glauben dürfen wir ihm schenken, wo er andererseits die Reinheit der Motive und das edle patriotische Streben einzelner Persönlichkeiten mit lebhaften Worten anerkennt. Besonders ist dies der Fall in Beziehung auf den damaligen Oberſten von Dörnberg, den Führer des vorletzten und bekanntesten Aufstands, den berühmten Helden des Volkslieds, der uns in dieser Schilderung ganz so entgegentritt, wie die Zeitgenossen ihn gekannt haben: leutselig, tapfer, liebenswerth, durch die Gewalt seiner imponirenden Persönlichkeit alles mit sich fortreißend, gewiß kein tiefer politischer Kopf, vielleicht in die weitergehenden Plane Stein's und seiner preußischen Genossen nicht einmal vollständig eingeweiht, aber ein Ehrenmann durch und durch und fest entschlossen, der Sache, der er sich einmal gewidmet hatte, jedes persönliche Opfer zu bringen. Auch übrigens versäumt der Verfasser nicht, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, mit Unrecht verdächtigte Namen rein zu waschen und damit eine

der schönsten und dankbarsten Pflichten des Historikers zu erfüllen. Vorzüglich bemerkenswerth ist in dieser Beziehung, was er über den kürzlich verstorbenen Freiherrn Wilhelm Otto von der Malsburg, damals Ehrenstallmeister der Königin von Westfalen, berichtet. Hr. von der Malsburg hat das Unglück gehabt, von der Volksstimme nachmals als der Verräther bezeichnet zu werden, dessen perfiden Enthüllungen der unglückliche Ausgang des Dörnberg'schen Unternehmens zuzuschreiben; ja so verbreitet war diese Auffassung dazumal, daß selbst ein Ehrenmann wie Ernst Moritz Arndt, der freilich zu jener Zeit als Flüchtling fern von Deutschland lebte und mithin auch die Details der Dörnberg'schen Verschwörung nur vom Hörensagen kennen konnte, sich nicht scheute, Hrn. von der Malsburg „schlechtgeboren, ein Deutscher, doch von Sinn ein Knecht" öffentlich in einem zu jener Zeit viel gesungenen Volksliede als Anstifter des Verraths zu bezeichnen. Dagegen führt der Verfasser den ausführlichen, auf unwiderlegliche Documente gestützten Beweis, daß Hr. von der Malsburg gar keine Kenntniß von der Verschwörung hatte noch haben konnte und daß er mithin auch gar nicht in der Lage war, den Verräther zu spielen. Das Buch beginnt mit der allgemeinen Darlegung der politischen Verhältnisse zur Zeit der Schlacht von Jena, wendet sich dann speciell zu der Lage, in welcher das Kurfürstenthum Hessen sich damals befand und schildert mit kurzen kräftigen Zügen die nichts weniger als ehrenvolle Weise, mit welcher das Land nach der Flucht des Kurfürsten dem fremden Eroberer überlassen ward. Es folgt dann die Geschichte der hessischen Soldatenaufstände, die im Winter 1806—7 durch die inzwischen erfolgte Auflösung der hessischen Armee hervorgerufen wurden. Ausführlicher wird der Dörnberg'sche Aufstand geschildert; eine flüchtige Skizze der im Entstehen bereits wieder unterdrückten Sternberg-Emmerich'schen Unternehmung bildet den Schluß. Den letzten Absatz des Buchs wollen wir wörtlich hierhersetzen; vielleicht daß er in einem oder dem andern Herzen widerhallt und daß wir somit dazu beitragen, eine Schuld zu sühnen, wie sie eben nur in Deutschland, bei diesem vergeßlichsten, gegen seinen eigenen Ruhm gleichgültigsten aller Völker vorkommen kann. Der Verfasser spricht von den Opfern der durch Emmerich und Sternberg veranlaßten marburger Insurrection; vier Theilnehmer derselben, Emmerich und Sternberg selbst, ferner ein gewisser Muth und Günther wurden kriegsrechtlich erschossen. Dann heißt es weiter: „Mitten auf der weiten Fläche des Forstes bei Kassel liegen ihre Gräber, von einer einsamen, kümmerlich vegetirenden Eiche beschattet, welche dankbare Zeitgenossen nach dem Sturze der Fremdherrschaft dorthin pflanzten. Kein Denkstein sagt der Nachwelt, daß hier sechs patriotische Herzen im Tode brachen. Schafe und Rinder weiden auf dem Rasen, den sie mit ihrem Blute düngten. Mögen einige von ihnen auch in der Aufregung des Augenblicks sich zu Excessen haben hinreißen lassen: das Andenken Hasserodt's, Emmerich's und Sternberg's trifft doch kein Makel, und der kleine Raum, der ihre Gebeine deckt, verdiente wol, der unwürdigen Bestimmung einer Viehweide entzogen zu werden."

R. P.

Adolf Strodtmann.

Unter den jüngern Dichtern, die im Laufe des letzten Jahres entweder neu aufgetreten oder doch zu größerer Bekanntschaft gelangt sind, verdient Adolf Strodtmann, gegenwärtig in Hamburg lebend, eine besondere Beachtung. Der Name des Verfassers tauchte, soviel wir uns erinnern, zuerst in der stürmischen Epoche von 1848 und 49 auf; namentlich erregte er damals ein gewisses Aufsehen durch ein von ihm herausgegebenes zweibändiges Leben Gottfried Kinkel's. Das Buch zeigt viel schöne jugendliche Begeisterung, aber auch freilich noch viel jugendliche Unreife; der Verfasser war sich über seine Neigungen und Abneigungen selbst noch nicht völlig klar und auch über den Weg, den er selbst in Kunst und Leben einzuschlagen gedachte, befand er sich offenbar noch im Ungewissen. Kurz darauf begab er sich, wir wissen nicht ob freiwillig oder durch die damaligen politischen Verhältnisse genöthigt, nach Nordamerika und hier, in dem Lande der Prosa und des trivialen Materialismus, scheint seine poetische und künstlerische Entwickelung denn einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan zu haben. Wenigstens lassen die dichterischen Arbeiten, die er seit seiner vor kurzem erfolgten Rückkehr veröffentlicht hat, einen bedeutenden Zuwachs an Reife und ästhetischer Durchbildung erkennen. Es sind ihrer drei, die sich rasch aufeinander gefolgt sind und auf die wir den Leser hier um so lieber aufmerksam machen, als diese Zeitschrift selbst bereits verschiedentliche Proben von dem Talent des Verfassers geliefert hat: „Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß" (Hamburg, Würger); „Gedichte" (Leipzig, Keil) und endlich das Neueste: „Ein hohes Lied der Liebe" (Hamburg, Niemeyer). Ueberall ist es mehr das Unglück als das Glück, was den Menschen erzieht und auch der Dichter, um zu dem innersten Kern seiner selbst zu gelangen, kann gewisse Kämpfe und Schmerzen nicht entbehren. Der Verfasser der „Rohana" ist eine neue Bestätigung dieses alten Satzes; auch ihm sind die schmerzlichen Erfahrungen, die er während seines Aufenthalts in Amerika gemacht hat, zu einem innern Segen geworden, unter dessen befruchtenden Strahlen sein Talent sich in schöner und natürlicher Fülle entwickelt hat. In seinen Liedern braust nicht mehr jener studentische Uebermuth, der uns aus der Biographie Kinkel's entgegenschäumte, er hat der Freiheit, für die er damals schwärmte, seitdem etwas näher ins Auge gesehen und ohne seiner Fahne untreu zu werden, ist er doch zu der Erkenntniß gelangt, daß die Freiheit sich nicht im Fluge erobern läßt, sondern daß nur der langsame Weg zunehmender Bildung und Versittlichung die Menschheit diesem erhabenen Ziele mehr und mehr annähern kann. Es ist dies einer der hervorragendsten und zugleich interessantesten Züge in dem Bilde unsers Dichters, diese gleichmäßige Begeisterung für die staatliche Freiheit und für das allgemein Menschliche. Strodtmann hat nicht, wie es unsern jungen politischen Lyrikern von Anno Vierzig erging, über die Abstraction der politischen Freiheit die Fälle des menschlichen Daseins mit seinen Leiden und Freuden vergessen, noch vergräbt er sich, wie die piepsenden Hänflinge unserer gegenwärtigen Reactionsepoche thun, ausschließlich wieder in den rauschenden Wald, das duftende Veilchen und den süßen Kuß der Geliebten: vielmehr erhöht und belebt bei ihm eins das andere, seine Begeisterung für das Allgemeine tritt

uns als ein persönlich Empfundenes, individuell Ausgeprägtes entgegen, während andererseits auch seine persönlichen Erlebnisse und Leidenschaften immer an ein Allgemeines anzuknüpfen suchen und in ihm ihren wahren Inhalt finden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die amerikanischen Erfahrungen des Dichters hierin noch nachwirken; hatte er im alten Vaterlande mehr als einmal sehen müssen, wie unzulänglich alles persönliche Streben ohne den Hintergrund eines großen Volkslebens und wie wenig Kunst und Bildung vermögen ohne Freiheit, so mußte er sich nun jenseits des Oceans überzeugen, daß auch die Freiheit ohne Bildung nicht bestehen kann und daß auch der Boden des freiesten und unbeschränktesten Staatslebens nur eine armselige dürre Scholle ist, solange nicht die Blume der Schönheit darin gedeiht. Und auch übrigens verdankt der Dichter jenem Aufenthalt eine Menge von Anschauungen und Erfahrungen, die seinen poetischen Leistungen zugute kommen: er hat Gegenden durchwandert und Dinge und Menschen gesehen, an denen seine Phantasie sich bereichert hat und die ihn der unfruchtbaren Mühe überheben, nach Art unserer Almanachspoeten das hundert mal Gesungene und Gehörte uns zum hundertundersten male neu aufzutischen. Am meisten treten diese Eindrücke und Erinnerungen in der „Rohana" hervor, einem erzählenden Gedicht, zu welchem der Verfasser, wie er selbst angibt, den Stoff einer Novelle des Amerikaners Isaak Inkle entlehnt hat. Doch ist gerade dies eigentlich Stoffliche, die eigentliche Fabel bei weitem das Schwächste an dem Gedicht; die Erfindung ist ziemlich gewöhnlich und auch in der Lösung vermissen wir jenes versöhnende Element, das der Poesie niemals fehlen sollte. Vortrefflich dagegen und der eigentliche Glanzpunkt des Gedichts, sind die zahlreichen Schilderungen der tropischen Natur; in ihnen entwickelt der Verfasser eine Pracht der Farben sowie eine Gewandtheit und einen Wohllaut der Sprache, der den Leser unwiderstehlich mit sich fortreißt. Auch die „Gedichte", deren Widmung noch aus Neuyork datirt, enthalten manches Wohlgelungene. Das erste Buch freilich „Aus der Jugendzeit", Versuche aus den Jahren 1848—51 bietend, hätte füglich um ein Ansehnliches gekürzt werden können. Das Meiste davon gehört zu jenen Reminiscenzen und Nachbildungen fremder Muster, die nun einmal unvermeidlich auf dem Wege jedes angehenden Dichters liegen. Dagegen schlägt das zweite Buch, „Buch der Liebe", bereits vollere und selbständigere Töne an. Namentlich gelingt dem Verfasser eine gewisse Metaphysik der Liebe, wie etwa in den Schiller'schen Jugendgedichten, an die auch der leidenschaftlich bewegte, von einzelnen Ueberschwänglichkeiten nicht ganz freie Ausdruck erinnert. Nicht ganz in derselben Höhe hat der Verfasser sich mit seinem neuesten Werkchen, „Ein hohes Lied der Liebe", gehalten. Es sind, wie es scheint, persönliche Erlebnisse der jüngsten Zeit, die er darin poetisch verherrlicht: aber vielleicht ist eben die Frische des Erlebten schuld daran, daß der Verfasser hier zuweilen in eine gewisse Prosa des Ausdrucks wie der Empfindungen verfällt und daß es ihm nur stellenweise gelungen ist, das eigene persönliche Erlebniß zu einem allgemein menschlichen und eben darum allgemein gültigen und unvergänglichen zu erheben. Ohne Zweifel liegt etwas Wahres in dem bekannten Goethe'schen Spruch, daß jedes echte, wahrhaft empfundene Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein müsse: doch darf das nicht, wie der Verfasser zuweilen thut, dahin ausgedehnt wer-

den, daß nun auch jede Gelegenheit sofort frischweg ihr Gedicht erhält. Der Verfasser hat, von seinen Empfindungen fortgerissen, hier des Guten offenbar zu viel gethan, das „Hohe Lied der Liebe" ist mehr pathologisch als poetisch, der Strom der Empfindung sprudelt zu hastig, zu ungestüm, um jene Krystallisation, wir möchten sagen jene Verdichtung der Gefühle zuzulassen, aus der doch allein erst das echte Kunstwerk hervorgeht. Auch noch ein anderer Mangel, mit dem der Verfasser überhaupt noch zu kämpfen hat, macht sich in dieser Dichtung besonders bemerkbar: das ist das Uebergewicht, welches die Reflexion bei ihm behauptet, sowol in der Conception der Gedichte selbst als auch im einzelnen Ausdruck, der stellenweise zu pomphaft ist und dann wieder der Prosa sich mehr nähert, als mit dem reinen künstlerischen Eindruck verträglich ist. Indessen der Weg zur Kunst ist lang und wo er mit so gutem Muth und mit so tüchtigen Kräften betreten wird wie hier, da muß und wird auch jeder neue Schritt dem Ziele näher bringen und selbst einzelne scheinbare Rückschritte dürfen uns nicht irre machen; sie gleichen oft nur jenem Schritt rückwärts, den der erfahrene Turner thut, um sich desto gewisser über die Kluft vor ihm hinwegzuschwingen.

R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

20. December 1857.

NO. Das Weihnachtsfest naht sich uns diesmal unter ziemlich trüben Anzeichen. Sie sind sonst die eigentliche lustige Zeit für uns Berliner, die drei oder vier Wochen von Mitte December bis nach Neujahr, beinahe was den Wienern ihr Fasching ist. Nicht blos pflegen um diese Zeit zahlreiche Besucher aus der Provinz hierher zu strömen, theils um hier ihre Einkäufe zu machen, theils um die Vergnügungen der Residenz zu genießen, sondern auch der Berliner selbst liebt es in dieser Zeit, die verschiedenen festlich aufgeputzten Ausstellungen und ähnliche Locale zu besuchen, am liebsten mit Weib und Kind, und Auge und Ohr gütlich zu thun, den Gaumen natürlich nicht zu vergessen. Denn auch die Mehrzahl unserer großen und eleganten Restaurationen pflegt sich in dieser Zeit, mit Hülfe einiger bemalter Leinwand und einiger hundert Ellen bunter Gaze, in wahre Feensäle zu verwandeln, wo oft viele Hunderte von Menschen dicht gedrängt an kleinen Tischen durch- und nebeneinander sitzen, um sich bei den Klängen eines gutbesetzten Orchesters und dem Knallen der Champagnerpfropfen in eine Feststimmung hinein zu schwindeln, die sie freilich zu Hause ein gut Theil billiger und auch wol unverfälschter haben könnten.

Von alledem ist nun dies Jahr kaum die Rede. Der Fremdenzug ist auffallend spärlich; nicht blos fehlen die Mitglieder des Landtags, die in frühern Jahren soviel dazu beitrugen, unsere Weihnachtslocale zu beleben, besonders da viele von ihnen um diese Zeit ihre Familien nachkommen zu lassen pflegten, sondern auch die Zahl der Vergnügungsreisenden zeigt einen

merklichen Ausfall. Namentlich vermißt man noch ganz jene wohlgenährten, wettergebräunten Gestalten unserer Oekonomen, die sich sonst gewöhnlich um diese Zeit bei uns einstellen, um gleichsam das winterliche Seitenstück zu den Wollmarktsfreuden zu feiern. Der Landtag tritt bekanntlich einem in der letzten Session gefaßten Beschluß zufolge erst in der ersten Hälfte des Januar zusammen; unsere Oekonomen und Gutsbesitzer aber werden durch denselben Umstand auf ihrer Scholle zurückgehalten, der auch den berliner Spießbürger nöthigt, seiner Vergnügungssucht einigen Zwang anzuthun. Die leidige Geldkrisis, da liegt es, das ist es, was unserer sonst so vollwangigen Weihnachtsfreude „des Gedankens Bläße angekränkelt" hat. Zwar scheint das Schlimmste bereits überstanden, die Börse zeigte sich in den letzten Tagen schon wieder ziemlich animirt und überhaupt ist das große Gewitter, das da so plötzlich aus Nordamerika herübergefegt kam, um, wie es scheint, seine Runde über den ganzen Erdball fortzusetzen, bei uns verhältnißmäßig noch ziemlich gnädig aufgetreten. Allerdings haben wir den Fall einiger großen und wohlrenommirten Häuser zu beklagen, besonders im Productengeschäft, während andere zum wenigsten durch momentane Stockungen Angst und Schrecken verbreiteten, und noch jetzt nimmt die gerichtliche Ankündigung der ausgebrochenen Concurse in unsern Zeitungen täglich mehre Spalten ein. Allein was will das sagen, sowol gegen die Masse der Geschäfte, welche Berlin im Lauf der letzten Jahre gemacht hat und durch die es sich dreist neben die ersten europäischen Handelsplätze stellen darf, wie namentlich gegen die Größe, welche das Unglück anderwärts erreicht hat! Natürlich denke ich dabei zunächst und hauptsächlich an Hamburg, dessen Handel mit dem unsern so nahe verbunden ist und von dem daher, in naturgemäßem Zusammenhang, auch diese Erschütterungen zumeist ausgegangen sind, unter denen unsere Handelswelt noch in diesem Augenblick leidet. Der Zusammensturz des alten Hamburg — denn so muß man die Fatalität, welche die erste und größte Handelsstadt Deutschlands betroffen, ja wol leider nennen — hat hier eine ungemeine Sensation erregt und das nicht blos in kaufmännischen Kreisen. Mit der eigenen Schwäche nicht unbekannt und wohl wissend, was man der berliner Speculation auswärts nachsagt, nämlich daß sie bei vielem Muth und vielem Unternehmungsgeist auch mit viel berliner Wind versetzt sei, hatte man bei uns vor dem altbegründeten Ruhme Hamburgs einen ganz unbeschreiblichen Respect; man gestand sich selbst mit Lachen zu, daß bei uns vieles, ja das Meiste plattirt sei, aber in Hamburg, ei versteht sich, da war alles massiv, schwer massiv...

Dieser fromme Glaube hat nun durch die Ereignisse der jüngsten Zeit einen schwer zu verwindenden Stoß erhalten. Die Wirkung davon war im ersten Augenblick, wie gesagt, betäubend; da selbst Hamburg zusammenbrach, wo in der ganzen Handelswelt gab es nun noch einen Pfeiler, auf den man sich stützen konnte?! Allmälig indeß hat diese Bestürzung einer ruhigern und besonnenern Auffassung der Dinge Platz gemacht; man überzeugt sich, daß es in der Hauptsache doch nur die Auswüchse der Speculation sind, die durch die gegenwärtige Krisis hinweggefegt werden und daß auch Hamburg mit derartigen Auswüchsen weit mehr behaftet gewesen ist, als die Welt wußte und glaubte oder vielleicht zu glauben für gut befand. Die Stimmung hat dadurch in der jüngsten Zeit eine wesentliche Aenderung er-

litten; man beklagt noch immer den jähen Zusammensturz, der eine ehedem so blühende und mächtige Kaufmannschaft betroffen, aber dieses Bedauern ist zugleich mit einiger Schadenfreude gemischt; wenn das berühmte Hamburg die Feuerprobe dieser Krisis so schlecht besteht, wer will sich dann noch über das bischen Schwindel beklagen, das in Berlin getrieben wird?! Auch tragen wir die Folgen unserer Leichtfertigkeit doch wenigstens allein; haben wir gesündigt, nun gut, so büßen wir dafür, wir haben uns den Magen überladen, wir werden dafür einige Wochen fasten und werden dann wieder auf den Beinen sein wie vorher. Hamburg hatte dagegen offenbar den Kopf, oder was dasselbe sagen will, es hatte das Zutrauen zu sich selbst verloren; die zum Theil höchst abenteuerlichen Anträge und Vorschläge, welche in Hamburg auftauchten und die alle mehr oder weniger darauf hinausliefen, äußerliche Gewaltmittel anzuwenden, wo die Heilung doch allein von innen erfolgen kann, haben hier den schlechtesten Eindruck gemacht und mit dem Respect vor den hamburger Millionen ist auch die Ehrfurcht vor der überlegenen kaufmännischen Weisheit der alten Hansestadt merklich in Abnahme gerathen. Darum ist man hier auch ganz einverstanden damit, daß unsere Regierung die von Hamburg beantragte Anleihe nicht bewilligt hat. Im ersten Moment rief die Nachricht allerdings eine gewisse Verstimmung hervor, besonders als es gleich darauf hieß, Oesterreich, das noch immer tiefverschuldete Oesterreich, dessen Papiergeld das Gleichgewicht mit der Silberwährung noch immer nicht wiederfinden kann, habe den hülfesuchenden Hamburgern bewilligt, was das wohlarrangirte Preußen abzuschlagen für gut befunden. Allein auch über diesen Punkt hat die öffentliche Meinung sich nach genauerer Prüfung der Umstände wesentlich anders gestaltet, besonders seitdem die Depesche unsers Ministerpräsidenten an den diesseitigen Geschäftsträger in Hamburg bekannt geworden ist, die mit ihrer einfachen und bündigen Darlegung der Thatsachen der ganzen Sachlage mit einem Schlage eine andere Gestalt gegeben und die Ankläger und Verdächtiger Preußens siegreich widerlegt hat. Ueberhaupt erfreut die Haltung, welche unsere Regierung der herrschenden Krisis gegenüber einnimmt, sich der öffentlichen Zustimmung in einem Maße, wie es den Schritten unsers Gouvernements seit Jahren nur in den allerseltensten Fällen zu Theil geworden ist. Ganz besonders gilt dies von der Aufhebung der Wuchergesetze. Daß auch sie keine Wunder thun wird, ja im Gegentheil, daß durch die Aufhebung der Wuchergesetze die herrschende Bedrängniß sich, wenn auch nur vorübergehend, für manche Classen der Gesellschaft sogar noch vermehren wird, darüber freilich ist kein Einsichtiger im Unklaren und insofern fällt es auch niemand ein, darin ein Universalmittel gegen die Noth dieser Zeit zu erblicken. Aber abgesehen davon, daß die Beibehaltung der Wuchergesetze mit der Entwickelung, welche Handel und Gewerbe neuerdings bei uns genommen haben und demgemäß auch mit den Foderungen einer gesunden Nationalökonomie schon längst im entschiedensten Widerspruche stand, so erblickt man darin auch mit Recht einen Sieg der öffentlichen Meinung, welche die Aufhebung der Wuchergesetze schon seit langem, doch immer vergeblich, verlangt hat. Es ist vielleicht zu beklagen, daß die Regierung sich nicht schon früher zu diesem Schritt entschlossen, indem die gegenwärtige Katastrophe dadurch, wenn auch nicht gehindert, doch möglicherweise in manchem Punkt hätte können

gemildert werden; inzwischen ist spät doch immer besser als gar nicht und so wollen wir uns die Freude über diesen endlich errungenen Sieg nicht durch trübe Nachgedanken verbittern. Ihn auf die Dauer zu behaupten, wird freilich noch einige Anstrengung kosten: denn bekanntlich erstreckt sich die Gültigkeit des Erlasses vom 27. November vorläufig nur auf drei Monate und die „kleine aber mächtige Partei", die es bei dem bisherigen niedrigen Zinsfuß so gar bequem hatte, ihre verschuldeten Güter dennoch zu behaupten, wird es gewiß nicht an offenem und geheimem Widerstande fehlen lassen, um die Umwandlung des provisorischen Gesetzes in ein definitives zu hintertreiben. Doch wird die Vernunft der Dinge auch gewiß in diesem Falle wieder größer und mächtiger sein als die Unvernunft und der Eigennutz der Menschen, und so mögen wir dem Ausgang dieses Streits mit Ruhe entgegensehen.

Im großen Publicum übrigens legt man der Aufhebung der Wuchergesetze noch mehr als eine blos nationalökonomische Bedeutung bei, insofern man dieselbe nämlich in Zusammenhang bringt mit jener Systemänderung die man — ich lasse ganz dahingestellt mit wie viel Recht oder Unrecht —, mit der Person des Prinzen von Preußen in Verbindung bringt und von der man im Laufe der nächsten Wochen und Monate noch viel gewichtigere und eingreifendere Merkmale zu gewahren hofft. Freilich weiß in diesem Augenblick noch niemand im Publicum — und ich glaube auch noch in andern, noch viel höhern Regionen nicht — wie es sich beim Ablauf der gegenwärtigen Stellvertreterschaft mit dem Zustande des Königs gestellt haben und welcherlei Einrichtung sich für die Zukunft als die zweckmäßigste erweisen wird. Die Nachrichten, die hier gerüchtweise über das Befinden des hohen Patienten umlaufen, lauten so widersprechend, daß es unmöglich ist, irgendeine Vermuthung darauf zu gründen. Für den Augenblick residirt der König noch in Charlottenburg, doch soll, wie es heißt, die Rückkehr nach Potsdam und zwar in das dortige Stadtschloß, beschlossen sein und bereits in den nächsten Tagen zur Ausführung kommen. Auch das Gerücht von einer beabsichtigten Reise nach Italien erneuert sich; wie schon früher, bezeichnet man die der verstorbenen Erbprinzessin von Meiningen, einer Nichte des Königs, zugehörige Villa Carlotta am Comersee als den künftigen Aufenthaltsort des leidenden Monarchen. Es ist ferner der Eifer nicht unbemerkt geblieben, mit welchem die officiösen Blätter der allgemein verbreiteten Nachricht von einer Differenz entgegengetreten sind, in welcher der erste Leibarzt des Königs Dr. Schönlein sich mit den übrigen Aerzten des hohen Kranken wegen der Behandlung desselben befinden und die ihn, wie man hinzusetzte, veranlassen sollte, seine Stellung in Berlin ganz aufzugeben. Thatsache ist, daß Dr. Weiß, der bisher in Stellvertretung des Dr. Grimm als zweiter Leibarzt fungirte und den das Gerücht als den hauptsächlichsten Antagonisten Schönlein's bezeichnete, des Dienstes bei dem Könige enthoben und in seine Garnison nach Potsdam zurückgekehrt ist. Da nun Dr. Schönlein allgemein als Vertreter der strengern Auffassung der königlichen Krankheit gilt, so glaubt die öffentliche Meinung darin eine Andeutung zu finden, als ob der Zustand des Königs eine Verlängerung der gegenwärtigen Stellvertreterschaft, gleichviel in welcher Form, nöthig machen werde und auch der Umstand, daß die Vermählung des Thronfolgers um einige Tage verschoben worden ist, wird in demselben Sinn ausgelegt. So viel ist gewiß, daß in

dem Lager derjenigen, die bisher als die Hauptstützen des bisherigen Systems galten, große Aufregung herrscht, ja von einigen unter ihnen soll bereits lebhaft an die Möglichkeit einer Schwenkung gedacht werden, während andere minder bewegliche Geister es sogar an der Zeit halten, ihre Stelle freiwillig zu räumen. In letzterer Hinsicht hat der Rücktritt des Generals von Plehwe in Königsberg auch hier nicht verfehlt, großen Eindruck zu machen. Hr. von Plehwe galt mit Recht als eine der ersten Stützen nicht blos der königsberger Reaction, sondern der preußischen Reaction überhaupt, zu deren früheſten und muthigsten Vertretern er gehörte; auch zeichnete er sich durch eine gewisse Originalität des Geistes aus, die ihn an entscheidender Stelle, wo man dergleichen Originale bekanntlich liebte, einen nicht unbedeutenden Einfluß sicherte. Daß dieser Mann, so fest in der königlichen Gunst und von so vielen Erinnerungen umgeben, die seine Stellung unwandelbar zu machen schienen, es für das Gerathenste hält, das Feld freiwillig zu räumen, darin sieht — zwar nicht Ihr Correspondent, der, wie Sie wissen, in allen diesen Dingen stets nur die bescheidene Rolle eines bloßen Berichterstatters innehält — aber doch das berliner Publicum ein sicheres Zeichen einer nahe bevorstehenden und gründlichen Aenderung.

Inzwischen sind diese politischen Hoffnungen doch lange nicht genügend, den schädlichen Einfluß der herrschenden finanziellen und kaufmännischen Krisis auszugleichen und ist daher, wie ich im Eingang meines Briefes bereits bemerkte, von Weihnachtsstimmung bei uns wenig oder nichts zu spüren; der Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz, der Bazar unserer kleinen Leute, steht jammervoll verödet und auch die Inhaber unserer glänzenden Magazine schauen vergeblich durch die mannshohen Spiegelfenster nach Käufern aus. Auch die öffentlichen Vergnügungen leiden unter der allgemeinen Misstimmung; die sonst so beliebten Weihnachtsausstellungen fehlen diesmal, ein oder zwei Unternehmungen kleinerer Art abgerechnet, gänzlich, und auch das exclusive Publicum, das sich vor den frommen Transparentgemälden in den Sälen unserer Akademie zu versammeln pflegte, zeigt sich spärlicher als sonst, wenn auch schwerlich aus pecuniären Gründen. Unsere Theater behelfen sich mit Gästen. In der Königlichen Oper gastirte ein Fragment einer italienischen Operntruppe, mit der berühmten Piccolomini an der Spitze; es fanden nur zwei Vorstellungen statt, die zwar bei den Musikliebhabern großen Enthusiasmus erregten, im Ganzen aber nur mittelmäßig besucht waren. Desto lebhaftern Zuspruch findet die französische Schauspielergesellschaft, die am Königstädter Theater gastirt. Französisches Theater gehörte früher zu den beliebtesten Genüssen unserer sogenannten guten Gesellschaft und wirklich war die Truppe, die bis zum Jahre 1848 im Concertsaal des Königlichen Schauspielhauses spielte, eine der vorzüglichsten ihrer Art. Kommt die gegenwärtig bei Hrn. Wallner gastirende ihr auch nicht gleich, so leistet sie doch immerhin recht Erfreuliches und auch die Auswahl der Stücke ist pikant genug, sodaß das lebhafte Interesse, welches das Publicum dieser Unternehmung widmet, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater gastiren drei Zwerge auf einmal, angeblich mit vielem Beifall; aus eigener Anschauung vermag ich Ihnen nicht darüber zu berichten, da ich die Missgeburten auf der Bühne nicht liebe und sowenig ich Miß Pastrana schauderhaften Andenkens gesehen habe, sowenig sind die Zwerge der Friedrich-

Wilhelmsstadt im Stande, mich an die duftigen Ufer der Panke zu verlocken.

Bemerkenswerthe Neuigkeiten haben wir nur eine gehabt, nämlich die vielbesprochene „Fiammina" des Mario Uchard in der Küstner'schen Bearbeitung, die endlich, nachdem sie schon Wochen zuvor durch laute Trompetenstöße angekündigt war, über die Breter des Hoftheaters gegangen ist. Aber wenn der alte Spruch von dem Berg, der eine Maus gebiert, jemals an seinem Ort gewesen, so ist es hier. Es begegnet uns Deutschen leider Gottes nur allzu oft, daß wir unsern alten abgelegten Trödel, wenn er uns aus der Fremde her neu appretirt wieder zugesandt wird, als funkelnagelneue Waare anstaunen und gern jeden noch so hohen Preis dafür bezahlen. So geht es auch mit dieser „Fiammina", die man uns aus allen möglichen Tonarten nicht blos als ein dramatisches Meisterwerk, sondern auch als eine Dichtung von erhabenster sittlicher Tendenz vorgerühmt hat und die doch bei Licht besehen nichts anderes ist als ein frischaufgekrempelter Kotzebue. Eulalie und Meinau — da haben Sie den ganzen Inhalt dieser rührsamen Farce und auch der moralische Werth ist ungefähr derselbe. Daß auch das heutige Publicum noch an diesem sentimentalen, sich selbst zur Tugend aufschminkenden Laster ein gewisses Gefallen findet, ist natürlich genug, da das Publicum eben als solches in seinen Verkehrtheiten und Schwächen stets dasselbe bleibt. Unbegreiflich dagegen ist es mir, wie um ein solches Stück ein solches Aufheben gemacht werden kann und zwar nicht blos in seinem Heimatlande Frankreich, sondern weit mehr und in noch weit höherm Grade bei uns in Deutschland. Die ganze Lakaiennatur, die unserer Nation durch einige Schreiberseelen eingeimpft wird, tritt bei dieser Gelegenheit wieder einmal zu tage. Hr. Mario Uchard hat seinen Kotzebue oder wem er sonst diese blasse Nachahmung von „Menschenhaß und Reue" verdankt, in aller Stille benutzt und nicht einmal ein „Schön Dank auch" hinzugesetzt; wir dagegen, was thun wir? Wir veranstalten ein wahres Steeplechase um diesen Revenant des seligen Kotzebue, vier Uebersetzer schreiben sich gleichzeitig die Finger daran krumm, darunter — es ist kaum glaublich zu sagen — zwei Generalintendanten deutscher Hoftheater, ein außer Dienst und ein noch in Thätigkeit befindlicher, die Herren Kritiker aber, der empfangenen Parole gehorchend, fallen vor Bewunderung auf die Knie und begrüßen mit Lobpsalmen den dramatischen Messias, der uns da wieder einmal von der Seine zugesandt ward....

Doch lassen wir das Possenspiel der Bühne, es ist längst nicht mehr werth, daß ein verständiger Mann sich noch darum bekümmert, besonders da die Wirklichkeit des Trüben und Ergreifenden soviel darbietet. Die letzten Wochen, die überhaupt in Betreff des öffentlichen Gesundheitszustands mit schwarzen Lettern in unserm Kalender verzeichnet stehen, haben uns verschiedene Todesfälle gebracht, denen man auch außerhalb Berlin eine verdiente Theilnahme nicht versagen wird. Zwei davon, den Tod unsers Altmeisters Rauch und des Schriftstellers Anton Gubitz haben Sie, wie Sie mir eben mittheilen, bereits ausführlicher erwähnt. Aber auch an dem kürzlich verstorbenen Stadtgerichtspräsidenten Schröder haben wir einen Mann verloren, der es wol werth ist, daß man einen Augenblick an seinem vorzeitigen Grabe still steht und ihm eine Blume des Andenkens und des Mit-

gefühls opfert. Schröder, noch im besten Mannesalter stehend, war nicht nur ein unermüdlicher Arbeiter, sondern auch einer der humansten und liebenswürdigsten Beamten, die der preußische Justizdienst augenblicklich aufzuweisen hat. Von strengster Gewissenhaftigkeit, jedem unberechtigten Einfluß unnahbar, wußte er die Strenge, welche die schwierigen Pflichten seines Amtes ihm auferlegten, durch eine Gewandtheit der Form und eine Leutseligkeit zu mildern, die ihm unwillkürlich alle Herzen gewann. Auch er ist — um den treffenden Ausdruck zu wiederholen, den Ihr Correspondent aus Baden bei einer ähnlichen Gelegenheit gebrauchte — eins der unzählbaren Opfer, welche die moderne Staatsmaschine täglich und stündlich dahinrafft; Schröder starb an der Ueberlast der Geschäfte, die seine amtliche Stellung ihm auferlegte. Bis vor kurzem von felsenfester Gesundheit fing er vor Jahresfrist an zu kränkeln, eine längere Badereise brachte die gehoffte Wiederherstellung nicht, bis endlich ein bösartiges Nervenfieber die bereits geschwächten Kräfte völlig zerstörte. Der Staat hat an ihm einen seiner treuesten und befähigtsten Diener, das berliner Gerichtswesen einen Mann verloren von einem organisatorischen Talent und einer Energie und Schnelle des Ueberblicks, die nur schwer zu ersetzen sein dürften.

Aus Paris.

December 1857.

K. S. Die neuen Kammern — der zweite „Gesetzgebende" Körper des zweiten Kaiserthums — sind ohne Pomp und ohne Lärm zusammengetreten. Die eigentlichen Gesetzesvorlagen sollen erst später, nach einer monatlangen Vertagung, kommen, der Kaiser hat nur, um mit constitutioneller Gewissenhaftigkeit an dem Buchstaben des Gesetzes festzuhalten, seine Getreuen so früh versammelt und läßt sie einstweilen die Wahlprüfungen vornehmen. Hr. Emile Olivier, der talentvollste unter den vier bisjetzt eingetretenen Demokraten, hat schon drei mal zu sprechen versucht, es ist ihm aber schlecht bekommen! Dr. Hénon aus Lyon, der vor fünf Jahren den Eid verweigert hat, ist diesmal mit einer erklärenden Protestation eingetreten. Carnot's und Goudchaux' schüchterne Proteste haben wol keine andere Wirkung als — die in einem ganz wüthigen Ministerialrescript motivirte Suspendirung der „Presse", deren Hauptredacteur, Hr. Peyrat, sie in einem sehr heftigen Artikel wegen ihrer passiven Haltung angegriffen hat. Das schlagendste Argument, welches gegen diese Eidesweigerer vorgebracht wird, besteht darin, daß sie, dem bestehenden Gesetz zufolge, um gewählt zu werden, ihre Candidatur formell erklären mußten, und sich folglich mit ihren eigenen Verheißungen in Widerspruch befinden. Allein dieser Punkt ließe noch eine moralische Discussion zu, wenn man die Goudchaux'sche Interpretation der instehenden Formalität adoptiren will und die praktische Seite der diesseits oder jenseits des Rhein oft ventilirten Frage nicht minder. Die Demokraten, welche sich der Zucht des Morny'schen Präsidiums unterwerfen, bringen vielleicht ein ebenso großes Opfer als die Generäle (Bedeau und Lamoricière), welche jetzt nach Frankreich zurückkehren. Die „Presse" aber glaubte wol, sich in einem Artikel, dessen Conclusionen der Regierung angenehm sein mußten, einige theoretische Licenzen erlauben zu dürfen. Peyrat wußte übrigens aus den innern Käm-

pfen der processirenden Actionäre dieses größten Abendblattes, daß er doch am Verabend seines Falles stände und die „Presse" wird jedenfalls gerettet werden!

Es ist aber auf alle Fälle ein nicht zu übersehendes Symptom, daß die Regierung gegen die in- und ausländische Presse ihre Strenge verdoppelt; sie hat eben erst ein Blatt in Languedoc unterdrückt, eine Nummer der „Indépendance belge" confiscirt, viele deutsche (!!) Blätter auf der Post zurückbehalten und sogar einzelne Journalisten bedroht. So oft die Regierung kriegerische oder diplomatische Lorbern zu ernten hofft, läßt sie der Presse freiern Lauf; ist ihr aber die Situation ungünstig, so zieht sie den Zügel straffer an. Und somit sehe ich in dieser Conjunctur ein böses Symptom für die armen Rumänen! Vermuthlich wird man für die Niederlage der französischen Diplomatie in dieser Frage den Suezkanal als „fiche de consolation" bieten. Auch die neapolitanische Frage schläft, wogegen China, das einen spanischen Missionär-Bischof hinrichten ließ, französische Missionäre gefangen hält und sich überhaupt sehr übermüthig geberdet, die Aufmerksamkeit der Regierung in höherm Maße auf sich zieht. Auffallend ist es, wie sehr die officiösen Blätter sich des neuen liberalen belgischen Ministeriums annehmen, sodaß sogar der hiesige „Moniteur" dem „Moniteur belge" eine große Apologie nachdruckte. Es ist sicherlich nicht, wie viele meinen, daß das pariser Cabinet nur, um seine Rathlosigkeit zu verbergen, „bonne mine à mauvais jeu" macht. Vielmehr glaube ich, daß ihm Graf Vilain XIIII. wirklich ein misliebiger Minister des Auswärtigen war, und auch, daß das Tuileriencabinet es nicht verschmäht, zuweilen einen kleinen Trumpf gegen die sonst so übermüthigen und viel verlangenden Ultramontanen auszuspielen, deren Oberhaupt ja erst dieser Tage den Imperator statt des Rex in das französische Kirchengebet aufzunehmen erlaubt hat.

Auch zwischen den feindlichen Brüdern der kirchlichen Presse, dem „Correspondant" (Lacordaire, Montalembert, Falloux, de Broglie und andere mehr) und dem „Univers" (Veuillot, Coquille und viele Bischöfe) ist wegen Belgien ein heftiger Streit entbrannt, dessen Kern die Frage ist, ob die katholische Kirche mit der politischen Freiheit oder diese mit jener vereinbar sei. Die römische Curie, von beiden Theilen schon öfters angerufen, hütet sich wohl, in dieser Frage eine endgültige Entscheidung abzugeben: aber die Männer des „Univers" citiren (in Artikeln, welche gelegentlich auch die Apologie des Herzogs von Alba enthielten) für ihr Dogma die neueste (an Mexico gerichtete) apostolische Encyklika, worin die Glaubens- und Preßfreiheit als Pest („Pestem") bezeichnet wird. Wohl bekomm's ihnen! Die Erbitterung zwischen den beiden katholischen Fractionen ist so weit gestiegen, daß das Oberhaupt der französischen Benedictiner, Dom Guéranger, der gelehrte Abt von Solesmes, im „Univers" und auch in einer eigenen schon im Druck begriffenen Schrift gegen das oft erwähnte kirchenhistorische Werk des jüngern de Broglie zu Felde zieht, den er freilich zunächst auf dem Rücken des ihn lobenden Kritikers des „Journal des Débats" prügelt. Cras majora canamus! Der Mittelpunkt dieser ganzen Bewegung ist im Augenblicke Louis Veuillot, ein journalistischer Proletarier, der im Lager der Ultramontanen von der Pike auf gedient hat, der Percy-Heißsporn der jesuitischen Partei, der nichts hat als seine Feder, sein wirklich eminentes Talent und

seine noch eminentere Perfidie. Er gibt jetzt seine gesammelten Schriften heraus, die aus nichts als bis auf die neueste Zeit gehenden Journalartikeln bestehen. Es versteht sich von einem Zögling der Jesuiten von selbst, daß die unter dem Eindruck des Moments geborenen Artikel nach der Hand umgestaltet, purificirt, censirt und nachträglich mit vorausdatirten Prophezeiungen oder neuen Verleumdungen versehen werden. Bei alledem aber ist Veuillot einer der größten Journalisten, was die Lebhaftigkeit und blühende Einfachheit des Stils, die rasche Improvisation und die brillante Dialektik anbelangt. Seine Kritik ist sehr oft richtig, namentlich auf ästhetischem Gebiete. Man könnte die ultramontanen Nutzanwendungen streichen und aus den sechs Bänden, die vermuthlich noch vermehrt werden, eine ganz anziehende und genießbare Anthologie machen. Auffallend für Deutsche ist darin eine Charakteristik Friedrich Wilhelm's IV., den er als einen Praktiker darstellt, welcher sich zu Gunsten der Autokratie mit Hülfe der Revolution von der ihn hemmenden Aristokratie befreit habe!

Die Franzosen haben nun einmal solche journalistische Typen, „Charakterköpfe", wie Riehl sagen würde — und zwar für alle Parteien. Welchen herrlichen Charakter, welches Vorbild für jeden Journalisten, welches glänzende Talent zeigt sich nicht in den jetzt erst gesammelten Schriften Armand Carrel's, welche Littré herausgibt, bevorwortet und commentirt. Sie bilden wol das wichtigste Document für die parlamentarischen Kämpfe von 1829—36. Wenn das Parteileben in Frankreich seit Armand Carrel, Manuel und Foy noch einige solcher Gestalten hervorgerufen hätte, so wäre es sicherlich nicht in den bösen Ruf gerathen, welchen ihm alle die ehrgeizigen und ämterfüchtigen Intriguanten zugezogen haben.

Der „Constitutionnel", das Organ der Gewürzkrämer und Subalternbeamten, führte kürzlich ganz dreist die Ansicht aus, Frankreich bedürfe gar keines Parteilebens! Hr. Henri Cauvain, der Redacteur des politischen Theils, schlug sich dabei mit dem Fanatismus des Apostaten an die stolze Brust, indem er nach England hinüberschaute und sprach: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene!"

Zum Glück sind nicht alle Leute in Frankreich seiner Meinung, und hier und da tauchen immer wieder von neuem schüchterne Symptome des Parteigeistes auf. Die unbedingten Partisane des Bonapartismus erklären freilich, daß sie dem Republikanismus lieber an den Barrikaden als in der Kammer begegneten; nichtsdestoweniger thut sich im „Courrier de Paris", also mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß wie es scheint, eine sogenannte „constitutionelle Opposition" auf. Was für ein Schalk dahinter steckt, ist freilich schwer voraus zu sagen, wenn man weiß, daß — Girardin diese Artikel unter dem Namen des Redacteurs (Ch. de Villiers) schreibt, und darin namentlich seine ehemalige Zeitung, seine Schöpfung, die „Presse" mit besonderer Heftigkeit angreift, welche ihm die Antwort natürlich noch zwei Monate lang schuldig bleiben muß. Der französische Handelsstand sieht mit Stolz auf die Krisis, welche andere Länder verheert. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß hier zu Lande gar viele Fabrikzweige leiden, der Handel im Ganzen aber sich sehr gut hält. Der französische Kaufmannsstand hat eben auch die Tugenden seiner Fehler, es fehlt ihm an Unternehmungsgeist, dafür bewahrt ihn auch seine Aengstlichkeit vor vielen Ge-

fahren. Wenn man übrigens bedenkt, welche Ausgaben und Kataſtrophen Frankreich in den letzten Jahren durchgemacht hat, ſo ſchämt man ſich als Deutſcher doch ein wenig der Hinfälligkeit des norddeutſchen Handels und iſt froh, dieſelbe auf die Mängel des hamburger Bankſyſtems, auf ſeine Iſolirung vom übrigen Deutſchland und andere ſolche Urſachen ſchieben zu können. Die hieſige Bank hatte allen Grund, ihren ohne genügende Rechtfertigung erhöhten Disconto wieder herabzuſetzen und wird in dieſer Richtung demnächſt noch weiter gehen.

Aus Brüſſel.

Mitte December 1857.

Lgrn. „Nous avons mangé vingt-six députés catholiques, et nous avons rendu vingt-six députés libéraux.“ So heißt im Napoleoniſchen Bulletinſtile das Reſultat des 10. December. Die 44 liberalen Abgeordneten haben den 66 katholiſchen eine Schlacht bei Roßbach geliefert, ein Bataillon verloren und 77 Bataillone gefangen genommen, könnte man im preußiſchen Geſchichtsſtile ſagen. Die 44 Gegner des Kloſtergeſetzes haben ſich in 70 verwandelt und ſind jetzt keine Gegner mehr, ſondern Herren, und die 66 biſchöflichen Herren ſind zu 38 Gegnern zuſammengeſchmolzen. Die Wahlurne iſt eine wahre Pandorabüchſe.

Das war ein Lärmen und Freuen, ein Jubeln und Brüllen auf dem großen Platze zu Brüſſel, des Nachmittags von 3 Uhr an bis tief in die Nacht, als die Illumination rings umher das „Freude, ſchöner Götterfunken“ ausſtrahlte! Die Depeſchen aus acht Provinzen, mit Ausnahme des eiſenbahnloſen Luxemburg, ſchlugen wie der Blitz, Schlag auf Schlag in die Maſſen; die eine war kaum am Abbrennen, ſo zündete die andere. Das Faro verwandelte ſich mit Hülfe der Elektricität in puren Ichor, und die Elefantenkälber tanzten wie der Chor Ariel's.

Mitten in dem Tumult ſtieß ich auf ein paar Landsleute, bei denen die Epidemie nicht contagiös gewirkt hatte und die mir ein ziemlich ſaures Geſicht entgegen trugen, ſo ſauer wie die Milch beim Gewitter. „Und wir daheim? Warum haben wir nichts zu ſtimmen?“ „Wir hätten um ſo größere Urſache zu ſtimmen, als das deutſche Klavier total verſtimmt iſt.“ „Weshalb ſind wir ſchlechter als dieſe Blaemen?“ Ich wollte ihnen eben antworten, als es herantobte: „Mercier enfoncé à Nivelles!“

Die Parole war überhaupt: Enfoncé, mis à la porte, coulé, und ſonſtiger unzarter, aber charakteriſtiſcher Slang. Hr. Mercier, Apoſtat, Finanzminiſter im letzten Cabinet, vermuthlich Vater des abortirten Crédit mobilier (la recherche de la paternité est interdite), früher Abgeordneter für Nivelles in Brabant, ließ ſich bei der jetzigen Wahl noch beſonders ſtützen durch den ſteinreichen Herzog von Aremberg und ward trotz alledem von einem Hrn. Nélis (wer iſt Nélis?) mit 1331 gegen 1055 Stimmen „enfoncirt“. Sein College Dumon, Exminiſter der öffentlichen Arbeiten, den man ebenfalls einen Apoſtaten nennen könnte, hätte er je irgendeine Geſinnung gehabt, ſegnete in Tournai (Hennegau) das Zeitliche, indem ihn der liberale Abgeordnete Allard mit 2197 Stimmen gegen 904 à la porte ſetzte. Andern Tags erſt gewährte der Telegraph dem Exminiſter Rothomb die Bitte, in

ihrem Bunde der Dritte zu sein. Trotz aller Ernennungen und Decorationen, welche namentlich Hr. Mercier, seinem Collegen zu Gefallen, in Neufchâteau (Luxemburg) zwischen Thür und Angel octroyirt hatte, ward der homme-principe von dem liberalen Ingrimme de Moor mit 351 gegen 310 Stimmen „coulirt".

Die reichen Fabrikherren des Sambrethals hatten die Stadt Charlerei bisher zu einem Faulflecken für die Klerisei gemacht; sie verdienten so schweres Geld an den Eisenwaaren und der Glasbläserei und den Kohlenbergwerken, daß sie äußerst conservativ wählten. Aber zu arg ist zu arg; als der Klerus Miene machte, den zehnten und zwanzigsten Pfennig zu erheben, trat chemische Reaction ein, und die drei katholischen Deputirten fielen auf Einen Schlag. Staatsminister Dechamps, sanftperfider Diplomat der Ultramontanen, Herr des „Journal de Charleroi", die Nymphe Egeria aller Bosheiten wider Belgien in der französischen Heulerpresse, Staatsminister Dechamps ward von dem Bürgermeister Lebrau mit 1581 gegen 995 à la porte gesetzt. Bei dieser Nachricht erbebte der Rathhausplatz zu Brüssel.

In Mons hatten die drei liberalen Abgeordneten bisher den Apostaten Rousselle zum vierten Collegen. Dieser Herr fand jedoch, daß „Vorsicht des Muthes besserer Theil" ist, floh vor der Schlacht, und machte dem trefflichen Advocaten am hiesigen Cassationshofe, Hrn. Dolez, der jüngst noch die jemapper Maiaffaire so vorzüglich glücklich plaidirte, Platz. Antwerpen setzt seine zwei Katholiken ab und wählt fünf Liberale; Baron Oly, Großwürdenträger des Plutus und des Ultramontanismus, stürzt gegen den Bürgermeister Loos (3010 gegen 2793), Hr. Rogier zieht wieder ein, während er im selben Augenblick zu Brüssel gewählt wurde.

Die Provinz Lüttich macht keinem Liberalen Kopfzerbrechen, die Radicalen hatten sich im ganzen Lande zurückgezogen, um für den Augenblick das Spiel nicht zu verderben. Die Stadt Lüttich schlägt die katholischen Gegencandidaten mit 3139 gegen 896, Verviers mit 1390 gegen 751, Huy in noch stärkern Verhältnissen, Waremme votirt 419 mal liberal bei 430 Stimmenden. Aber Gent, was macht Gent, die Stadt des Hrn. Delehaye und des Generals Capiaumont, die Stadt der cassirten Gemeinderathsbeschlüsse? Geraume Zeit hieß es: 5 Liberale gegen 2 Katholiken. Das schon erregte Jubel, da Kaiser Karl's Gant (Handschuh), worin er Paris stecken wollte, in der letzten Kammer ganz katholisch gefärbt war. Endlich kommt die definitive Nachricht: alle sieben durch! Hr. Manilius hatte den Ueberläufer Delehaye, den Haynau der Tribünen, mit 2881 gegen 2650 Stimmen „coulirt." Bei dieser Gelegenheit erfaßte ich einen notorischen Katholiken, der sich in dem liberalen Gewimmel herumtrieb, beim Rock und frug ihn, ob er jetzt nicht zufriedengestellt sei? Vollkommen, versicherte er mir.

Nur Mecheln und Courtrai schließen sich von diesem allgemeinen Katholikenmord in den größern Städten aus. Mecheln hat sogar unsern Freund, den Abgeordneten Perceval, durchfallen lassen, die einzige Niederlage in der ganzen Schlacht! Brüssel wird nun wol die letzten Kämpen vom vierten Regiment placiren. Sonst sind sie alle mit Sitz und Stimme versehen. Courtrai hat einfach seine alten Abgeordneten wieder gewählt. Namur bringt zwei Liberale auf drei Abgeordnete, während es früher nur einen besaß. Dinant, der Faulflecken des Grafen Liedekerke, setzt diesem jetzt einen Liberalen zur

Seite. Löwen, mirabile dictu, das ewig katholische, bringt von vier Abgeordneten einen Liberalen durch, den stets unglücklichen Bürgermeister Lueseman's. Die fünf Abgeordneten der Provinz Luxemburg sind alle fünf in der Wolle gefärbt und das Kleesalz des Hrn. Nothomb hat sich als taub erwiesen.

So stehen die Sachen nach dem Tage vom 10. December. Die königliche Weisheit hat sich abermals bewährt und der siegreiche Liberalismus schloß überall den Tag mit furchtbarem Vive le Roi! Die Herren Bischöflichen büßen neben ihrem Eigenthumsgelüste und Spoliationseifer ganz besonders ihr thörichtes Wort: Sa Majesté l'Emeute und Une sagesse proverbiale a vacillé. Sie haben jetzt Zeit, mindestens sechs Jahre entfernt von der Regierung darüber nachzudenken. Augenblicklich begraben sie ihre Todten und verbinden ihre Blessirten. Das «Journal de Bruxelles» wehklagt: „Die katholische Partei hat keinen Glauben an sich selbst." Bisjetzt hat sie leider an einem fatalen Ueberglauben laborirt.

Die Liberalen aber wollen wir am Werke erwarten, ehe wir urtheilen, so fest auch dieses Urtheil im voraus bei uns feststeht. Wir wollen sehen, ob sie abermals nichts anderes liefern als der Reaction die Straße bahnen, um zuletzt als zerbröckelte Masse sich in eine Minorität zu verwandeln. Macht euern Sack auf und laßt uns sehen, was ihr darin habt!

Notizen.

Aus Wien wird der nach einem kurzen Krankenlager rasch und unerwartet erfolgte Tod des bekannten Statistikers Freiherrn von Reden gemeldet. Friedrich Wilhelm Otto Ludwig Freiherr von Reden, von mütterlicher Seite ein Enkel des bekannten Freiherrn von Knigge, war 1804 zu Wendlinghausen in Lippe-Detmold geboren. Auf den Schulen zu Detmold und Lemgo vorbereitet, widmete er sich zu Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft und trat demnächst in den hannoverschen Staatsdienst. Hier erwarb er sich in kurzem solches Vertrauen, nicht blos bei seinen vorgesetzten Behörden, sondern auch beim Publicum, daß er im Frühjahr 1832 als Vertreter der hoyaischen Provinziallandschaft in die Erste Kammer der hannoverschen Allgemeinen Ständeversammlung gewählt ward. 1834 wurde er Mitstifter und Generalsecretär des Gewerbevereins für das Königreich Hannover. Als jedoch wenige Jahre später (1837) das hannoversche Staatsgrundgesetz aufgehoben ward, schied er aus dem hannoverschen Staatsdienst. Die so gewonnene Muße benutzte er zu größern wissenschaftlichen Reisen, dergleichen er schon früher durch Deutschland sowie nach England und Frankreich gemacht hatte, bis er 1841 zum Specialdirector der Berlin-Stettiner Eisenbahn berufen ward. Zwei Jahre darauf folgte er einem Rufe nach Berlin in das Ministerium des Auswärtigen, wo ihn besonders die Beziehungen des Handels, der Gewerbe und der Verkehrsmittel beschäftigten. 1848 von einem hannoverschen District ins Parlament nach Frankfurt gewählt, erregte er durch sein oppositionelles Verhalten das Misfallen der preußischen Regierung in dem Grade, daß er nach Auflösung des Par-

laments auf Wartegeld gesetzt, auch bald darauf völlig aus dem preußischen Staatsdienst entlassen ward. Er privatisirte darauf längere Zeit in Frankfurt am Main, mit Anlegung und Sichtung großer statistischer Sammlungen beschäftigt; ein Jahrgehalt, der ihm zur Fortführung und Vollendung derselben von Seiten der österreichischen Regierung ausgeworfen ward, gab ihm Veranlassung, nach Wien überzusiedeln, wo ihn jetzt der Tod ereilt hat. Seine Sammlungen, die an Umfang und Vollständigkeit schwerlich ihresgleichen haben dürften und deren Zersplitterung daher in hohem Grade beklagenswerth wäre, soll die österreichische Regierung zu erwerben beabsichtigen.

Ferdinand Hiller hat ein Oratorium „Saul" componirt; dasselbe wurde kürzlich in dem prächtig restaurirten Saale des Gürzenich in Köln aufgeführt und den Zeitungen zufolge von der zahlreich versammelten Zuhörerschaft mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Die Freunde und Verehrer des verewigten Robert Schumann machen wir auf die soeben erschienene Biographie desselben von Joseph W. von Wasielewski (Dresden, Kuntze) aufmerksam.

Ueber das münchener Hoftheater haben wir in letzterer Zeit einige Notizen gebracht, in Betreff deren uns aus einer wohlunterrichteten und unabhängigen Quelle nachstehende Berichtigung zugeht. Zunächst leugnet unser Correspondent, daß das Theater seit Dingelstedt's Abgang im geringsten verloren habe; das Répertoire sei gewählter und mannichfaltiger und die Schauspieler zeigten größern Eifer als früher. Allerdings sei der gegenwärtige Intendant kein großer Kunstkenner, aber ein umsichtiger und erfahrener Geschäftsmann. Das Artistische der Bühnenleitung werde von den Herren von Schack, Geibel und Bodenstedt besorgt und zwar unentgeltlich und ohne officiellen Charakter; bei dieser Einrichtung werde es auch bleiben und sei an einen Wechsel in der obern Leitung vorderhand nicht zu denken. Auch unsere Angabe, als ob das kürzlich aufgeführte Trauerspiel von Schmidt „Columbus", mit zu den eingereichten Preisstücken gehöre, war irrthümlich, vielmehr wird mit Aufführung der letztern erst in den ersten Wochen des Neuen Jahres der Anfang gemacht werden.

Uebereinstimmend mit anderweitigen Nachrichten meldeten wir kürzlich das bevorstehende Aufhören des „Bremer Sonntagsblatt". Heute haben wir das Vergnügen, gestützt auf directe Nachrichten aus Bremen, diese Nachricht widerrufen zu können; das allgemeine Bedauern, das sich in der deutschen Presse über den bevorstehenden Verlust eines ihrer ehrenwerthesten und tüchtigsten Organe kundgab, hat nicht nur den Unternehmern neuen Muth eingeflößt, sondern auch in der nächsten Umgebung des Blattes, in Bremen selbst, ein erhöhtes Interesse für dasselbe erweckt, sodaß sein Fortbestehen als gesichert betrachtet werden kann. — In Leipzig wird von Neujahr ab ein neues kritisches Organ erscheinen, betitelt: „Jahrbuch der Literatur und Kunst"; als Herausgeber nennen sich Hofrath Dr. O. Marbach und Dr. G. Schmidt, früher Professor am Gymnasium zu Kloster-Roßleben. Dasselbe beabsichtigt „bedeutende Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst" dem Publicum in einer Weise vorzuführen, durch welche dasselbe

angeregt und in Stand gesetzt wird, sich selbst ein Urtheil zu bilden, seine Lectüre zu wählen und den Entwickelungsgang, den das geistige Leben der Gegenwart nimmt, zu verfolgen. Zu der Literatur, welcher die Herausgeber ihre Aufmerksamkeit zu widmen gedenken, rechnen sie „Alles, was die Beachtung jedes wahrhaft Gebildeten in der Gegenwart in Anspruch nimmt, also auch solche wissenschaftliche Werke, welche sich über die engen Grenzen der Fachgenossenschaft durch Inhalt und Form erheben. Auch ältere Meisterwerke zu besprechen und das Andenken an dieselben aufzufrischen, werden sie sich erlauben, wenn sie sich davon einen fördernden Einfluß auf die Production der Neuzeit oder auf den Geschmack des lesenden Publicums versprechen". Neu ist, soviel wir uns erinnern, ein anderer Punkt des Prospects: nämlich daß „die Herausgeber bestrebt sein werden, Werke, welche uns von deren Urhebern im Manuscript mitgetheilt werden, durch Darlegung ihres Inhalts und Mittheilung von Bruchstücken dem Publicum zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen, wenn sie solche ihrer Ueberzeugung nach verdienen". Auch „auf wahre Geistesbedürfnisse der Nation wollen sie gelegentlich aufmerksam machen, indem sie ihre Ansicht aussprechen, wie solchen Bedürfnissen in lebenfördernder Weise durch literarische Production entsprochen werden könne". Da werden die Herausgeber, fürchten wir, viel zu thun bekommen und doch nur wenig Dank ernten. — Ueberhaupt herrscht in der Journalistik große Rührigkeit und, ungewarnt durch die oftgemachte Erfahrung, daß es zweierlei ist, ein Blatt gründen und es erhalten, tauchen auch diesmal mit dem neuen Jahre wieder eine Menge neuer Blätter auf. So läßt Levin Schücking bei Albert Matz in Bonn „Westdeutsche Blätter" erscheinen, die hauptsächlich der Production in Drama, Lyrik und Novellen gewidmet sein sollen; in Frankfurt am Main kündigt die Verlagshandlung von Meidinger Sohn und Compagnie eine Wochenschrift „Der Reichsadler" an, die ebenfalls belletristischen Inhalts sein, sich jedoch nur auf das Weichbild von Frankfurt beschränken soll, während das ebendaselbst von Theodor Creizenach herausgegebene „Frankfurter Museum" von Neujahr ab in größerm Umfang erscheinen wird. Dagegen hat das Project der neuen Ruge'schen „Jahrbücher" vorläufig bis zum 1. Juli dieses Jahres vertagt werden müssen; die zum voraus verlangten 1000 Abonnenten haben sich noch nicht zusammenfinden wollen.

Emanuel Geibel hat seine langerwartete Nibelungentragödie unter dem Titel „Brunhilb" (Stuttgart, Cotta) in Druck erscheinen lassen. Arnold Ruge hat eine neue dramatische Arbeit unter der Feder; den Stoff dazu hat er diesmal der englischen Geschichte entnommen und zwar dem Zeitalter der Maria Stuart und des Reformators Knox. Das Stück führt den Titel „Marie Bluntfield"; ein größeres Bruchstück daraus werden wir in unserer nächsten Nummer mittheilen. Auch Fritz Reuter, der treffliche plattdeutsche Dichter, über dessen jüngste Dichtungen wir kürzlich ausführlich berichteten, hat ein neues dreiactiges Lustspiel „Die drei Langhänse" vollendet. Es soll Aussicht sein, dasselbe auf dem Hoftheater zu Berlin zur Aufführung zu bringen.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

«Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!»

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung**, die ihren Leserkreis fortwährend in allen Theilen Deutschlands in der erfreulichsten Weise steigen sieht, wird auch in Zukunft den Anfoderungen, welche an sie gestellt werden, zu entsprechen suchen: durch **unabhängige freisinnige Haltung**, gediegene **Leitartikel**, zuverlässige **Originalcorrespondenzen**, zahlreiche **telegraphische Depeschen**, reichhaltiges **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Industrie**. In letzter Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung schon seit einiger Zeit besondere Veranstaltungen getroffen, um diese zu immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in vollständigster und gewissenhaftester Weise zu berücksichtigen und dadurch der Handelswelt wie dem großen Publicum fortwährend eine Uebersicht darüber zu gewähren. Als sächsisches Blatt sucht endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **Angelegenheiten Sachsens** die Ansprüche ihrer sächsischen wie ihrer auswärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** **Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Einladung zum Abonnement
auf die

Novellen-Zeitung 1858.

Die von **R. Gisеke** unter Mitwirkung von **E. Willkomm**, **E. von Holtei**, **Gustav zu Putlitz**, **Richard Pohl**, **Bernd von Guseck**, **Leopold Schefer**, **Julie Burow**, **G. Nieritz**, **L. Mühlbach**, **Levin Schücking**, **Leopold Kompert**, **Gustav vom See**, **Josef Rank**, **A. Widmann**, **A. Bölte**, **Fr. Gerstäcker** u. m. A. herausgegebene **Novellen-Zeitung** gehört unbestritten zu den besten und gediegensten Blättern der Gegenwart.

Das reichhaltige **Feuilleton** besteht aus kleinern Erzählungen, Genrebildern und Skizzen, sowie interessanten Schilderungen aus der Geschichte, der Natur, der Länder- und Völkerkunde u. s. w., denen sich Berichte über Kunst und Literatur anreihen.

Die Novellen-Zeitung erscheint wöchentlich einmal. — Preis des Quartals 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 2.** 7. Januar 1858.

Inhalt: Marie Bluntfield. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von **Arnold Ruge.** — Diderot und der blinde Mathematiker Saunderson. Von **Karl Rosenkranz.** II. — Englische Literatur. — Literatur und Kunst. Ein Tendenzroman. („Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman aus Preußen. Von einem Geistlichen".) — Correspondenz. (Aus dem Bremischen.) — Notizen. — Anzeigen.

Marie Bluntfield.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von

Arnold Ruge.

(Ersten Actes erste Hälfte.)

Personen.

Maria Stuart, Königin von Schottland.
James Stuart, Graf von Murray, ihr Halbbruder und Minister.
Heinrich Stuart, Graf von Lennor.
Heinrich Stuart, Lord von Darnley, sein Sohn.
Robert Bluntfield, Lord von Craighouse.
Marie Bluntfield, Lady von Craighouse.
Heinrich Bluntfield, ihr Sohn.
Lord Heinrich Mowbray.
Graf von Mowbray.
Katharina Mowbray, seine Tochter.
John Knox, der Reformator, Prediger der Gemeinde von Edinburg.
Der Burgemeister von Edinburg.
James Buchanan, Erzieher des Königs Jakob.
Duncan, ein Ritter, Heinrich Bluntfield's Freund.
Lassy, Lady Bluntfield's Dienerin.

Marie Beton,
Marie Seton,
Marie Fleming,
Marie Livingston,
} Jugendfreundinnen der Königin.

David Rizzio, der Sänger, Privatsecretär der Königin.
Hamilton, Herzog von Châtelherault,
Graf von Argyle,
Graf von Glencairn,
Wishart von Pittarrow
Lord Maxwell und Rothes
} die mit Murray protestirenden Lords.

Lord Bluntfield's Hauptmann.
Die drei Knaben der Lady Bluntfield.
James Hamilton, ein Jäger.
Jäger.
Ritter.
Reiter.
Diener.
Ein Greis.
Bürger von Edinburg.
Ein Chor Bewaffneter.
Volk.

Erſter Aufzug.

Die junge Königin.

Erſter Auftritt.

Marie Bluntfield (im Reiſekleide, wird von ihren Freunden an den Hafen geleitet; man ſieht das Schiff ſich zur Abfahrt rüſten).

Marie.

Lebt wohl! Von Englands gaſtlichen Geſtaden
Scheid' ich mit Wehmuth, denn ich lernte hier
Die alte Treu', den biedern graden Sinn
Und vieler Freunde trauliche Gemeinſchaft
Von neuem ſchätzen; doch mich ruft die Pflicht,
Und mehr noch ruft die Liebe zu dem Gatten
Und meine Sehnſucht nach den Kindern mich.
Es ſchlägt das Herz im Buſen freudiger,
Wenn ich des theuern Vaterlands gedenke,
Des ſchönen Schottland, das die ſtarke Bruſt
Mit ihrem Felſenpanzer hoch und hehr
Den wilden Wellen und den Stürmen bietet.
Und Berg und Meer erzieh'n ein ſtark Geſchlecht,
Ein Volk von Helden, oft von rohen Sitten,
Doch ſtets der Freiheit hold, und jetzt vor allem
Dem reinen Glauben ernſtlich zugewandt.
Das ſind' ich wieder; und von unſerm Schloß
Weht Bluntfield's Fahne für den neuen Bund
Des freien Glaubens, dem wir zugeſchworen,
Und für den alten Bund mit ſeiner Liebe.
Ihr Segel, ſchwellt und führt mich eilend hin,
Wo immer meine Seele weilt' und webte,
Denn ihr gehört die Heimat, ihr allein,
Sie ſchafft ſie, ſie bewohnt ſie, und ſie nimmt
In alle Fernen ihren Zauber mit.
So lebt denn wohl, und gönnet mir mein Glück!

(Sie grüßt die Umſtehenden und geht an Bord. Alle nehmen herzlichen Abſchied und wehen ihr mit den Tüchern nach.)

Zweiter Auftritt.

Gemach der Königin im Palaſt Holyrood. Die Königin Maria Stuart und Lord Heinrich Mowbray treten herein im Geſpräch.

Mowbray. — Lord Bluntfield iſt des Glücks geliebtes Kind,
Des ſchönen Weibes werth, das er beſitzt,
Und Eurer Gnade, königliche Frau.
Königin. Und ſeine ſchöne Frau iſt liebenswerth?
Mowbray. Maria weicht nur Einer Frau in Schottland —
Königin. Und die heißt auch Marie. — Ich kenne das!
Ihr Schotten ſchmeichelt plump und ſcheltet derb.

Mowbray. Weil wir die Wahrheit künstlich zu verbrämen
Noch nicht gelernt. Wir sprechen mit dem Herzen.
Königin. Und Euer Freund spricht auch so unumwunden?
War er in Frankreich, wo man zierlich denkt,
Und zart zu sagen weiß, was man empfindet?
Mowbray. Er war in Frankreich, und er fühlt es ganz,
Was Ihr uns bringt und was uns selbst gebricht,
Die Bildung und den Geist, der alle Gaben
Der Erde adelt und erst werthvoll macht.
Er war genug in Frankreich, um daheim
Die schönen Zierden heiteren Verkehrs
Oft zu vermissen, und an feiner Sitte,
Wie sie Natur und Fleiß nur bilden können,
Darf ich in meiner Derbheit mich mit ihm
Von ferne nicht vergleichen. Dieser Mann
Scheint mir vor allen Eurer Rücksicht werth
Und fähig, mit dem Schotten den Franzosen,
Wie Ihr es wünschet, fester zu verbinden.
Königin. Hält er zu Knox und meinen Widersachern?
Mowbray. In Schottland ist der Papst einmal verloren,
Der Adel und das Volk sind reformirt;
Doch gibt es viele, die den Edelmann
Dem Priester vorzieh'n und vor allen Dingen
Dem Aufruhr gegen Euch sich widersetzen
Und Euer königliches Recht beschützen.
Zu diesen zähl' ich Bluntfield und mich selbst.
Königin. Ihr seid beredt für diesen Glücklichen.
Selbst seine Fehler werden Tugenden,
Wenn Ihr sie darstellt, und der alte Glaube
Ist darum hoffnungslos, weil er ihn abschwor.
Für ihn wollt Ihr die Königin begeistern,
Und für Euch selber habt Ihr nichts zu wünschen?
Die Freundschaft schmeckt wie nach der alten Sage,
In unsr'er Zeit hätt' ich sie nicht erwartet.
Mowbray. Mein Herz ist schlechter, als Ihr ahnt, o Herrin;
Ich möchte Bluntfield zu den höchsten Ehren,
Zum Heil des Reiches und zu seinem Glück
Befördert seh'n, um den bescheid'nern Platz,
Wo er bisher gestanden, selbst zu erben.
So hat mich die Gewohnheit seines Hauses,
Das ich schon jetzt mit meinem fast vertausche,
So seiner Hausfrau Güte mich verwöhnt,
Daß ich im Wachen und im Traum die Stätte,
Die mir die Freundschaft leiht, als mein mir denke.
Laß mich dir's ehrlich beichten, Königin,
Und lächle nicht; denn es erleichtert mir
Den Busen, wenn ich's sagen darf, wie tief
Mariens schönes Bild mein Herz bewegt.

Doch wär' ich ein Verwor'fner, wenn ich nicht
Des Freundes Heil viel mehr als seinen Kummer
Zum Grunde meines Glücks zu legen dächte.

Königin (mit dem Finger drohend). Ist das der zarte Ton, den Ihr bewundert?
Ist Eu're Königin nicht eingesetzt,
Euch zu regieren in dem großen Spiel,
Wo Glück und Unglück, Tod und Leben nichts
Als ihres Herrscherwillens Diener sind?
Und Ihr wollt mich wie einen Damenstein
Für Eure Zwecke zieh'n? Was denkt Ihr denn?

Mowbray. Ich dacht', ich spräche Euch zu Herzen, spräche
Zu einer schönen jungen Dame, die
Den schönsten Mann in Schottland kennen lernen
Und nur den Würdigsten beglücken wollte.

Königin. Lord Mowbray, mit dem Feuer spielt man nicht
Im Pulverhause, und mit jungen Herzen,
Auch wenn sie Königinnen sind, gebührt
Sich große Vorsicht, ja, die Königin
Hat sich vor allen kalt und frei zu halten.
Ich bin schon alt genug, um das zu wissen.

Mowbray. Verzeiht mir, königliche Frau, die Kühnheit,
Daß offen ich von Dingen sprach, die Ihr,
Wie mir es schien, zu wissen nöthig hattet;
Ich nahm den Scherz für mehr als für Befehl,
Weil Euer Majestät Vertraulichkeit
Mir eine Gnade schien, die alles fodern
Und die geheimsten Pforten der Gedanken
Aufsprengen darf. Wenn ich vergessen habe —

Königin. Schon gut! Ich weiß, Ihr meint es ehrlich ja,
Und wüßt' ich's nicht, Ihr hättet mich's gelehrt
Mit jedem Wort und Eurer ganzen Haltung,
Der Ihr das Zarteste nicht mit Geduld
Und stummen Wünschen pflegen, sondern gleich
Im ersten Anlauf wild erstürmen wollt.
Ihr schleichet nicht, Ihr stürzet Euch zum Ziel.
So will ich Euch denn wieder auch vertrau'n,
Dem Männlichsten vertrauen wir am liebsten:
Laßt es geheim sein, was gesprochen wurde,
Damit das Wort nicht unf're Wünsche tödte,
Und meldet mich bei Bluntfield zum Besuch.

Mowbray (küßt knieend ihre Hand). Ihr wollt? O Euer Herz ist reich an Huld!
Glückselig'ges Schottland, dem es angehört!

(Königin geht ab. Mowbray, der ihr ehrerbietig die Thür geöffnet, bleibt einen Augenblick in Gedanken stehen.)

Dritter Auftritt.

Mowbray. O deine wilde Wuth, sie riß mich hin,
Verruchte Liebe, die ich tödten sollte!

Es ist mir wie im Traum! Sie war es selbst,
Die schöne jugendliche Königin;
Und ich vermocht' es, das verweg'ne Wort,
Den schreienden Verrath, den ich zu denken
Erst kaum gewagt, vor ihrem Ohre laut
Und ohne Zittern auszusprechen?! Mowbray,
Von diesem Augenblick bist du verwandelt!
Der Zauber hat gewirkt, den jahrelang
Dein stolzer Wille band und niederhielt.
Marie, du sanfte, schönste der Marien,
Du mächtige, gestrenge Herrin, du
Hast mich mit deiner zarten Frauenhand
Aus jenem Himmel ruhiger Gefühle
In dieses wüste Feuerbad der Liebe
Gestürzt, wo jeder Frevel mir geläufig
Und jedes Wagniß Spiel wird; denn um dich,
Um dich gäb' ich die Seele, könnt' ich sie
Noch einem andern geben als dir selbst! —
Es war gewagt, das kühne Wort vor ihr
Der Königin zu äußern, doch sie sah
Nicht eine Kühnheit drin, nur eine Plumpheit.
So diente meine Raserei mir mehr,
Als es die höchste Feinheit nur vermochte.
— Sie will ihn seh'n, ich hab' es vorbereitet,
Daß sie ihn günstig ansieht, und das Auge
Folgt willig einem guten Vorurtheil,
Wenn dann die wirkliche Gestalt erfüllt,
Was gaukelnd ihm die Phantasie versprach.
Und ist es denn ein Frevel, wenn ich ihn
Zum König mache, wenn ich meinem Freund
Für seines Hauses still bescheid'nes Glück
Den Thron und diese glänzende Geliebte,
Die Könige zu ihren Füßen sieht,
Daß mit Verstand sie einen Mann sich wähle —
Wenn ich Maria Stuart ihm vermähle?
— Er sollte widersteh'n, wenn sie ihm lächelt?
Sein Weib, sein Schloß und seine Kinder vorzieh'n?
Was wir besitzen, achten wir gering
Und heften uns an künftigen Gewinn,
Der täuschend, wie das Trugbild in der Wüste,
Den Durst nie löscht, dem es die Labung zeigt.
So weicht des Menschen Fuß von seiner Scholle,
Wo ihm so oft der eig'ne Wein gereift,
Ein schöner Trug, die ganze Welt, die volle,
Das ist's, wonach er unersättlich greift.
Ich zähle nur auf menschlich wahre Triebe
Und folge dir, Tyrannin, meiner Liebe. (ab.)

Vierter Auftritt.

Graf Murray, dann Knox.

Knox (eintretend). Seid Ihr's, Mylord? Wo ist die Königin?
Sie ließ mich rufen. Warum stört sie mich
Von meinem Buche auf! Warum muß Knox
Den Dienst des Herrn verlassen und zu Hofe?
Mein Platz ist nicht am Fuße dieses Throns;
Hier haust die Lüge, diese Königin
Haßt jedes Wort der Wahrheit, das der Geist
Des Herrn mir auf die Zunge legt; und mich,
Der ich's den Brüdern unverfälscht verkünde,
Mich haßt sie gründlich, denn sie kennt mich wohl.
Sie weiß, daß ich der Guisen blut'gen Rath
Durchschau' und ihre Plän' auf Schottlands Freiheit,
Auf Englands Thron und seines Volkes Glauben.
Den Holzstoß soll die andere Maria
Zum Umsturz unsers Glaubens in zwei Reichen
Aufrichten und mit Mord ein Christenthum
Erneu'n, wie's nur der Böse kennt und predigt.
Sie weiß, daß ich Elisabeth gewarnt,
Daß ich das Volk noch täglich ernst verwarne.
Was also soll ich hier? wo der Verkünder
Der Wahrheit nichts als ein Verbrecher ist;
Wenn er dem Throne nicht die Macht benimmt? —
Den bösen Willen kann er ihm nicht nehmen.

Murray. Und nahm er ihm die Macht zur bösen That,
Muß er zur guten sie ihm wieder geben.

Knox. Es ist kein Heil, Mylord, als in dem Volke,
Das sich mit Gottes Hülfe selbst regiert.

Murray. Der Staat fällt in Verwirrung, wenn der König
Nicht das Gesetz mit starker Hand verwaltet.

Knox (mit Bedeutung). Wenn sich der König dem Gesetz nicht beugt —
Wir sehen's an der Mess' in Holyrood —
So biegt des Königs Laune das Gesetz.

Murray. Das ist gewiß und nach dem alten Brauch
Ist drum in Schottland König das Gesetz.
Zudem ist nun der Will' des Volks gescheh'n.
Ihr wißt, ich bin der neuen Ordnung treu;
Und meiner Schwester fränkischen Gelüsten,
Sie zu zerstören, werd' ich ernstlich wehren.
Sie soll uns Protestanten einig finden,
Den großen Umschwung Schottlands festzustellen;
Und alle ihre Pläne müssen scheitern,
Mit denen sie den neuen Geist des Volks
Zur alten Knechtschaft umzuwenden denkt.
Daß sie es wünscht, verhehlt sie kaum, daß sie
Dich haßt, noch minder, denn in dir erblickt

Sie den lebend'gen Umſchwung ſelbſt. Ja, du,
Du biſt der Aufruhr gegen ihren Glauben
Und du der Herrſcher über die Gemüther
Des Volks von Schottland, das ihr unterthan.

Knox. Und darum läßt ſie mich zu Hofe kommen?

Murray. Sie iſt ſehr jung und ein verzog'nes Kind,
Das immer ſeinen Willen haben durfte.
So hat ſie nun die Neugier und den Trieb,
Dem Mächt'gen, dem Gefährlichen zu nah'n.
Sie will dem Löwen in die Augen ſeh'n,
Ob ſie mit ihrem Blick ihn bändige,
Will in den Abgrund ſich hinüberbeugen
Aus eitlem Drang, den Schwindel zu beſiegen,
Und nebenbei gilt es wol den Verſuch,
Ob nicht auch Knox den ſchmeichleriſchen Worten
Der ſchönen Königin ſich fügen werde.

Knox. Und Ihr, Mylord, wollt ſo unwürd'ges Spiel
Mit einem ernſten Diener Gottes treiben?

Murray. Es iſt kein Spiel, der Königin das Wort
Zu predigen, und die Gewalt iſt dein.

Knox. Sie wird nicht hören, ſie wird reden wollen;
Des Weibes Zunge rührt ſich wo ſie darf.

Fünfter Auftritt.

Die Königin zu den Vorigen.

Murray. Da iſt ſie ſelbſt, die Königin!
Vergönnt,
Daß ich zu Euerm Seſſel, hohe Frau,
Euch ſchuldigſt erſt geleite, und ſodann
John Knox den Pfarrer Euch zu Dienſten ſtelle!

(Die Königin nimmt Platz, Knox verbeugt ſich vor ihr.)

Königin. Setzt Euch, Ehrwürden, mich verlangte längſt,
Aus Euerm eig'nen Munde zu vernehmen,
Ob's wahr iſt, was die Stadt Euch pred'gen läßt.

Knox. Da war das Nächſte, gnäd'ge Frau, die Predigt
Aus meinem eig'nen Munde anzuhören
Und Gottes Wort zu Herzen Euch zu nehmen.

Königin. Das meint' ich nicht; ich wünſchte nur zu wiſſen,
Ob Ihr in Eurer Predigt mich verdammt,
Daß ich die Meſſ' in Holyrood gehört.

Knox. Das würdet Ihr mit allen meinen Gründen
Aus Schrift und aus Geſetz vernommen haben.
Jetzt kann das kahle Ja Euch nicht erbau'n.

Königin. Die Gründe, fürcht' ich, hätten mich noch minder
Erbaut. Ihr kanntet meinen Glauben, als
Ihr mich berieft zu Eurer Königin.

Knox. Und Ihr, Mylady, kanntet den Vertrag
Von Edinburg und was das Parliament
Von Schottland gegen Papst und Meſſ' verfügt.

Königin. Nun aber bin ich Eure Königin,
Frei, meinen Glauben selber mir zu wählen
Und die Gesinnung meines Volks zu leiten,
Wie mir es Gott ins Herz gibt, mit Gesetz
Und mit Befehl, aus königlicher Vollmacht.

Knox. Das könnt Ihr nicht, wir sind ein freies Volk;
Der König kann nicht wider das Gesetz,
Und nur von Gott empfangen wir das Wort
Des Glaubens, den kein Mensch befehlen kann.
Gott und das Volk von Schottland sind die Macht.

Königin. Und daß geschrieben steht: Seid unterthan
Der Obrigkeit, das achtet Ihr für nichts?
Wie, haben je die Christen unter Roms
Gewalt sich aufgelehnt und mit dem Schwert
Die Herrscher ihrem Willen unterworfen?

Knox. Weil ihnen Gott die Macht dazu versagt.
Wir aber wollen nicht mit unsern Leibern
Als Fackeln brennen zum Ergötzen Roms;
Wir wollen mit dem Worte zum Verderben
Und Untergange dem Papismus leuchten.

Königin (mit unterdrückten Thränen). So wäret Ihr, der Ihr das Wort verwaltet,
In Wahrheit König, und ich Unterthan?

Knox. Der wahre König wird zu seiner Zeit
Gar oft, wie unser Heiland einst, verkannt.

Königin. Und wünscht Ihr zu der Wahrheit noch die Krone?

Knox. Ich herrsche nicht, ich lehre nur das Wort.

Königin. Doch Könige zu zwingen, dünkt Euch recht?

Knox. Wenn der Vater raſ't, so muß der Sohn ihn halten.

Königin. O ich versteh' Euch und zum Ueberfluß
Schriebt Ihr noch Euren „Stoß in die Posaune"
Und widerriethet weiblich Regiment.

Knox. Eu'r Gnaden, jenes Buch spricht nicht von Euch,
Auch von Elisabeth, dem Hort der Gläub'gen,
Spricht's nicht. Ich schrieb's im Angesicht der Feuer,
Die uns're Freunde mörderisch verzehrten,
Schrieb's in der Kette der Galeerensklaven,
Als ich in Frankreich so entwürdigt wurde;
Und gegen jenes Höllenregiment
Der spanischen Maria war's ein Nothschrei.
Sie war ein Weib und ließ sich so verleiten
Von jenem finstern blutigen Monarchen,
Dem Philipp, ihm, dem Abscheu aller Zeiten.

Königin. Ein Mann hingegen läßt sich nie verleiten?

Knox. Wenn er ein Weib ist, warum sollt' er nicht?

Königin. Ihr sprecht sehr offen.

Knox (steht auf). Ihr befahlt es mir.
Ihr ließt mich kommen, daß ich redete,
Und nicht, daß ich mein Herz und meine Meinung
Vor Euch verberge. Dazu ist's gedruckt
Und dient mir so wie so nicht just als Freibrief
Bei Euch und bei Elisabeth. Ihr kommt
Davon nicht los, daß Ihr nur Frauen seid
Und daß Ihr nun doch einmal auch regiert,
Wenn nicht in Wahrheit, doch dem Namen nach.
Denn immer hängt das Weib sich an den Mann,
Hat er kein Recht, so hat er es als Gunst,
Denn Gottes Ordnung läßt sich nicht verkehren.
Doch Ihr regiert; ich hab' Euch selbst gerufen,
Und meine Stimme war nicht ohne Kraft;
Ich hielt es für das Beste. Widerlegt-
Nun durch die That mein Wort — Ihr könnt es ja! —
Und zeigt der Welt ein Weiberregiment,
Wie's einst Deborah führt' in Israel.
Ob meiner Schrift seid unbesorgt, sie kam
Zu früh und wird Euch nicht im Wege sein.
So ist schon manches Wort von großen Männern
Vor tausend Jahren wol verkündet worden,
Und harrt noch immer der Bethätigung.
— In Eure Hand hat Gott ein großes Werk
Gelegt, seht nicht auf eitel Beiwerk, seht
Auf seinen Willen, den er deutlich Euch
Und Eurer Zeit befohlen, nehmt ihn an,
Schwimmt mit dem Strom, Ihr könnt' nicht wider ihn.
Und das bedenkt, so selten ist ein König,
Der für das Allgemeine, der dem Willen
Und Wohl des Volkes seine Herrscherlaune
Zu opfern wüßte, daß man ihm nicht traut,
Wenn er auch redlich nur das Wahre will.
Dies aber ist sein einz'ger Rettungsanker.
Wer er auch sei, wie hoch er sich gestellt,
Kein Mensch besteht in dieser Welt, der nicht
Ans ewig Gute glaubt und seinen Sieg,
Er ist ein Rohr vor jedem Windeshauch
Und hat das Mark nicht, das ihn aufrecht hielte,
Den Geist nicht, der des Wegs ihm leuchtete,
Wenn er erfinden und erschaffen soll,
Was dies Geschlecht veredelt und erhebt.

(Die Königin erhebt sich mit einem Seufzer, Knox und Murray ab.) *)

*) Den Schluß des ersten Actes bringen wir in der nächsten Nummer. D. Red.

Diderot und der blinde Mathematiker Saunderson.

Von

Karl Rosenkranz.

II.

Daß diese ganze Erzählung fingirt ist, leidet keinen Zweifel. Diderot führt zwar den weitläufigen englischen Titel einer Schrift über Saunderson's Leben und Charakter von einem Geistlichen, Hrn. William Inchliff an, die zu Dublin 1747 erschienen sein soll und aus welcher er die Data seines Berichts entlehnt haben will. Ob aber eine solche Schrift existirt, ist nach einer Andeutung Naigeon's selber unwahrscheinlich. Daß die Engländer nämlich an Diderot's Erzählung Anstoß genommen, geht aus der Thatsache hervor, daß sie der Grund war, weshalb die königliche Societät zu London Diderot nicht zu ihrem Mitglied machte. Naigeon, Diderot's Schüler, der sein Leben beschrieben hat, äußert sich in demselben dieses Umstandes wegen sehr bitter gegen die Engländer, indem er sagt: „Sollte man glauben, daß in einem Lande, wo die Religion, die Priester und die Könige so lebhaft angegriffen sind, die untergeschobene Unterredung Saunderson's mit dem Geistlichen Holmes Diderot verhindert habe, in die königliche Societät von London aufgenommen zu werden? Diese Engländer, die so eifersüchtig, so stolz auf eine Freiheit sind, deren sie ihre Regierung, despotischer und argwöhnischer als irgendeine andere, sich zwar rühmen, nicht aber sich erfreuen läßt; diese Engländer, die sich so tolerant nennen, die sich für Philosophen halten, und die man täglich in ihren Reden und Schriften die abgeschmacktesten und unseligsten Vorurtheile in Politik und Religion heiligen sieht; diese Engländer mit Einem Wort, deren Intelligenz, eingeengt durch das doppelte Band des Aberglaubens und des Despotismus, ihren schon an das Joch gewöhnten Kindern eine lange und schimpfliche Knechtschaft sichert, haben Diderot niemals die Mystification des Dr. Inchliff und den simulirten Titel seines Buchs verzeihen können; sie haben nicht eingesehen, daß diese unschuldige List, deren einziges Motiv die Furcht vor Verfolgung war, hinlänglich durch diese Furcht selbst gerechtfertigt war; sie haben Verleumdung geschrieen; sie haben gesagt, sie haben gedruckt, daß man Saunderson zum Atheisten gemacht habe, während er unter Anrufung des Gottes Clarke's und Newton's stirbt. Und kann man übrigens den einen Atheisten nennen, der im Augenblick seiner Auflösung seine Zweifel über eine rein speculative Frage bescheiden darlegt; über eine Frage, bei welcher es für jeden Tugendhaften gleichgültig ist, wie man sie entscheiden möge und welche jener

Richter, von dem Montaigne spricht, zu denen hätte rechnen können, die er Fragen für den Freund nannte?"

Nach meiner Meinung wäre Diderot's Fiction ein unverzeihliches Attentat auf Saunderson sowol als auf die englische Geistlichkeit gewesen, wenn in ihr etwas enthalten wäre, wodurch der Bildung und Wahrheitsliebe Saunderson's oder der Würde und Religiosität des Hrn. Holmes widersprochen würde. Dies wird aber jeder Unparteiische entschieden in Abrede stellen müssen. Diderot's lebhafte Phantasie hat sich hier gehen lassen. Er hat einer dramatischen Schilderung des ganz andern Verhältnisses, in welchem der Blinde zur Naturauffassung steht, nicht widerstehen können, ist aber weit davon entfernt gewesen, die Untersuchung über die Blinden nur zu einer Hülle für seine atheistische Polemik zu machen. Diese, wie es scheint, fast vulgär gewordene Ansicht seines „Briefs über die Blinden" ist so wenig die seinige, daß er vielmehr die atheistische Skepsis bei einem Blinden für entschuldbar, bei einem Sehenden aber für unverzeihlich hält und daß die Zusatzworte zu seinem Brief: „à l'usage de ceux, qui voient", in diesem positiven Sinn ausgelegt werden müssen.

Wenn ich es nun unternehme, die Darstellung, welche Eduard Arnd von Diderot's Brief gemacht hat, einer kleinen Kritik zu unterwerfen, so wünsche ich damit zugleich ein Beispiel von der ungründlichen Art zu geben, mit welcher man Diderot zu verurtheilen sich zur Gewohnheit gemacht hat. Denn ähnlich wie hier ist man auch anderwärts und mit andern Schriften Diderot's verfahren.

Nachdem Arnd im zweiten Theil seiner „Geschichte der französischen Nationalliteratur" von Diderot's „Pensées philosophiques" gesprochen, fährt er fort: „In seinen «Lettres sur les aveugles» ging Diderot einen Schritt weiter und neigte sich ohne Hehl zum Atheismus hin." Arnd schreibt Lettres im Plural; es existirt aber nur ein einziger Brief im Singular. Man könnte daraus den Verdacht schöpfen, daß er die einzige Schrift Diderot's, die er aus allen Werken desselben allein hervorhebt, sie näher zu analysiren, gar nicht im Original gelesen, sondern von ihr nur nach den Berichten anderer gesprochen hat.

Arnd fährt fort: „Dieses Pamphlet, denn es ist kein begründetes und durchdachtes Werk, das ihm eine Verhaftung in Vincennes zuzog, war übrigens, selbst von seinem Standpunkt aus betrachtet, sehr mittelmäßig. Es konnte nur dadurch, daß es eine schon ziemlich verbreitete Gesinnung in einem anspruchsvollen Ton vortrug, Aufsehen machen." Wenn man diese Worte Arnd's liest, so sollte man wirklich glauben, daß für Diderot die Blinden eine völlige Nebensache, die Insinuation des Atheismus dagegen die Hauptsache gewesen und daß er diesen nicht als eine Theorie, nur als eine subjective Confession dargestellt habe, mit

welcher er gar kein Aufsehen gemacht hätte, da sie etwas schon ganz Bekanntes enthielt, wenn er sie nicht in einen anspruchsvollen Ton gekleidet hätte. Arnd nennt den Brief ein Pamphlet. Pamphlet ist eigentlich ein griechisches Wort (πάμφλεκτος) und bedeutet eine brandstifterische Schrift, ein Flugblatt, eine Schmähschrift. Hatte Diderot eine solche Tendenz? Richtete er seine Schrift gegen irgendeine Person? Griff er mit ihr die gute Sitte, den geistlichen Stand oder die Religion an? War es ihm damit nicht um eine tiefere Erkenntniß des Seelenwesens der Blinden zu thun? Ist er nicht ganz erfüllt von dem Gedanken, daß der Blinde, weil ihm ein so wichtiger Sinn fehlt, auch eine ganz eigenthümliche Auffassung der Welt haben müsse und sehr eigenthümlicher Vermittelungen bedürfe, um durch den Tastsinn abstracte Begriffe zu bilden, welche der Sehende mit Leichtigkeit durch eine, wie er sich ausdrückt, colorirende Phantasie erzeugt? Das verächtliche Wort Pamphlet ist daher für eine ganz und gar wissenschaftliche Untersuchung schlechthin unpassend. Die Verhaftung in Vincennes wird von Arnd in ein Verhältniß dazu gebracht, welches das Wort Pamphlet in einem bejahenden Sinn illustriren soll. Wie ehrenvoll jedoch diese Verhaftung für Diderot war, wie charaktervoll er sich bei ihr benommen, ist oben erzählt worden. Aber die Schrift soll auch, selbst von Diderot's Standpunkt, mittelmäßig sein. Dies ist so wenig wahr, daß sie den übrigen Schriften Diderot's vollkommen ebenbürtig ist, denn sie ist in ihrem kleinen Umfang mit den feinsten und interessantesten Beobachtungen und mit den sinnreichsten Hypothesen über das psychologische Verfahren eines Menschen erfüllt, der von dem Anblick der Welt keine Vorstellung zu haben vermag. Wenn Arnd sagt, daß sie selbst von Diderot's Standpunkt aus sehr mittelmäßig sei, so soll dies heißen, vom Standpunkt des Atheismus aus. Dies ist richtig, sofern Diderot nur episodisch die Beweise für das Dasein Gottes berührt und die Skepsis Saunderson's gegen den Theismus selber für schwach erklärt; es ist aber ganz falsch, wenn damit das Talent Diderot's herabgesetzt und der Schein hervorgebracht werden soll, als ob er die Schwäche seiner Gründe durch eine renommistische Declamation zu verdecken gesucht habe. Die Schrift soll nicht durchdacht und begründet sein. Sie ist es so sehr, daß sie stufenweise von äußerlichen Bemerkungen sich bis zum Gipfel metaphysischer Speculation erhebt. Muß denn, um etwas durchdacht und begründet zu finden, die dogmatische Schulmeisterlichkeit der Paragraphen und Formeln da sein? Lag nicht in Diderot's Geist ein künstlerisches Element? Ist der Fortgang vom Blinden von Puisaux zum Blinden von Cambridge nicht ein echt künstlerischer? Die mittelmäßige Schrift konnte, meint Arnd, nur Aufsehen machen, weil sie eine schon ziemlich verbreitete Gesinnung in einem anspruchsvollen Ton vortrug. Wie unwahr! Ein

Mensch von Diderot's Geist und Kenntnissen brauchte nicht nach dem Effect zu haschen. Eine Gesinnung trägt seine Schrift gar nicht vor, wenn sie auch aus einer solchen entsprungen ist, nämlich aus dem aufrichtigsten Mitleid mit den Blinden und aus dem unbedingtesten Streben nach Wahrheit. Was sie vorträgt, sind nicht Gesinnungen, sondern wissenschaftliche Untersuchungen, die oft sehr abstract werden, z. B. über die Schrift der Blinden. Saunderson's skeptische Worte aber enthalten nicht eine bloße Gesinnungsconfession, sondern eine kosmogonische Theorie, die ihren atomistisch-mechanischen Standpunkt dem teleologisch-organischen entgegensetzt. Wie man die kargen und gepreßten Aeußerungen des sterbenden Saunderson's anspruchsvoll nennen könnte, wäre unbegreiflich, wenn man nicht im voraus sie so zu finden beschlossen hätte. Zugegeben endlich, daß der Brief ein sehr mittelmäßiges Product Diderot's wäre, so versteht man nicht, warum aus der Menge Diderot'scher Schriften dann gerade diese hervorgezogen, warum sie allein eines genauern Eingehens gewürdigt wird?

Hr. Arnd fährt fort: „Diderot's Zweck war, den Beweis zu führen, daß unser Geist durchaus von unserm Körper abhängt, daß es, wo dieser nichts sieht, hört u. s. w., auch nichts gibt, und daß, da die Gottheit unsern Sinnen verborgen ist, dieselbe auch nicht vorhanden, sondern nur ein Werk der Einbildung sein könne. Er legt diese Meinung einem blindgeborenen englischen Geometer, Namens Saunderson, einem Schüler Newton's, unter. Diderot bediente sich hier eines Kunstgriffs, der, im 17. Jahrhundert in Frankreich wenig bekannt, später besonders durch Voltaire in Gang gekommen war. Dieser hatte die Gewohnheit angenommen, sophistische und paradoxe Ideen, die er nicht auf seine eigene Rechnung setzen wollte, oder die, wenn er sie in seinem eigenen Namen vorgetragen hätte, Verdacht erregen konnten, gewissen gut accreditirten Autoritäten zuzuschreiben und sich nur als deren Echo hinzustellen. Er wählte hierzu gewöhnlich Verstorbene, wie Newton, Locke, Fréret u. s. w., denen er gewisse antireligiöse Zweifel oder Aeußerungen in den Mund legte, an welche diese vielleicht nie gedacht hatten oder für deren Annahme es von ihrer Seite wenigstens durchaus an Beweisen fehlte. Die Kunde von der Existenz eines Blindgeborenen in England, der öffentliche Vorlesungen über Geometrie und Optik gehalten, hatte in Frankreich große Neugier erregt. Diderot führt denselben in seinem Pamphlet ein und spricht in seinem Namen. Ein englischer Geistlicher, der Saunderson auf seinem Sterbebette beigestanden, erklärte, daß dieser solche oder ähnliche Worte, wie ihm Diderot zuschriebe, nie geäußert habe. Aber diese Entgegnung kam zu spät und Diderot hatte seinen verwerflichen Meinungen unter einem damals bekannten Namen Eingang zu verschaffen gewußt."

Weit davon entfernt, Diderot wegen der Unterstellung, die er Saunderson macht, zu rechtfertigen, zweifle ich doch keinen Augenblick, daß er aus dem damaligen traurigen Zustand der Presse heraus Entschuldigung verdient. Die Despotie einer frivolen und bigotten Regierung war so groß, daß Geldstrafen, Gefängniß, Verbannung, ja selbst der Tod diejenigen bedrohte, die mit ihr in Widerspruch geriethen. Wie immer in solchen Fällen, wendeten sich die Schriftsteller zur List. Wenn Voltaire sich der Unterschiebung Verstorbener bediente, so setzte er nur eine Manier fort, die in der katholischen Kirche seit Jahrhunderten und zwar im äußersten Umfange herrschend war. Weil jedermann die Noth der Autoren kannte, so nahm man keinen Anstoß daran und wußte sehr wohl zwischen den Zeilen zu lesen. Daß nun Diderot Saunderson gewählt habe, weil er damals die Neugierde der Franzosen beschäftigt hätte, ist wol eine irrige Ansicht Arnd's: denn Diderot schrieb seinen Brief 1749, also zehn Jahre nach Saunderson's Tode, als dieser nach einem langen Leben längst aufgehört hatte, zu den Tagesneuigkeiten zu zählen. Arnd übersieht in seinem Anklageeifer den psychologischen Umstand, der Diderot an Saunderson fesselte, daß nämlich derselbe als Blinder zugleich Mathematiker war. Wie fängt ein Blinder es an, vom Punkt, von der Linie, dem Winkel, der Ebene u. s. w. sich eine abstracte Vorstellung zu machen? Das war der Kern in Diderot's Untersuchung. Für den Blinden ist die Haut gleichsam das Auge. Die Schwierigkeit, die für den Blinden vorhanden ist, sich die Organisation der Welt lediglich durch das Gefühl zum Gegenstand zu machen, führt die Skepsis an der überzeugenden Kraft des physiko-teleologischen Beweises nur als eine Consequenz herbei. Für den Mathematiker liegt die mechanische Causalitätstheorie überdies näher als die teleologische und beide Theorien werden sich auf dem Boden der Naturwissenschaft stets bekämpfen. Ob der Name Saunderson's wirklich Diderot's Leser bestochen habe, bezweifle ich durchaus, denn diese waren alle zu sehr in den Kunstgriff, wie Arnd es nennt, eingeweiht, bei censurgefährlichen Stellen den Autor durch eine scheinbare Autorität sprechen zu hören.

Ich wende mich zu Arnd zurück. Er fährt fort: „Die Vorliebe, die sich in einem Theil des französischen Publicums für alle atomistischen und materialistischen Grundsätze zu regen begann, konnte allein die Schwächen und Widersprüche der Diderot'schen Beweisführung erträglich finden. Denn der Mangel eines so wichtigen Sinns, wie des Gesichts, zumal bei einem Geometer ist, sprach das Gegentheil von dem, was Diderot beweisen wollte, aus, gab ein Beispiel von der Kraft, mit welcher der Geist die Abwesenheit eines Sinneswerkzeugs ersetzen kann, von der Stärke des Willens, der Vorstellungsgabe, die solche Hindernisse überwindet, kurz von Erscheinungen, welche bis auf einen gewissen

Grad die Unabhängigkeit der Ideen von ihren Organen beweisen. Diderot, der, wenn er einmal im Zuge war, keine Grenzen kannte, und dann leicht in pathetische und declamatorische Ungereimtheit verfiel, läßt Saunderson unter anderm ausrufen: «Ich bin blind; wenn Ihr wollt, daß ich an Gott glauben soll, so müßt Ihr ihn mich wenigstens fühlen lassen!» Zu einer solchen Argumentation war aber kein Blindgeborener nöthig. Der Weitsichtigste hätte mit demselben Recht sagen können: «Wenn Ihr wollt, daß ich an Gott glauben soll, so müßt Ihr mich ihn sehen lassen!» Das eine wäre ebenso schwierig als das andere gewesen."

Wenn man diese Worte liest, so sollte man glauben, daß Diderot in seinem Briefe sich mit nichts anderm als mit der Herabwürdigung des Geistes und mit der Zerstörung des Glaubens an Gott in der plumpsten Weise beschäftige. Hr. Arnd scheut sich sogar nicht, einem Diderot declamatorische Ungereimtheit vorzuwerfen, während er nur beweist, daß er die Intention desselben gar nicht gefaßt hat und daher völlig blind gegen den Zusammenhang ist, in welchem bei Diderot der Skepticismus Saunderson's mit der Blindheit steht. Der Blinde hat nur das Gefühl als Mittel zur Erkenntniß der Gestalt der Außenwelt. Die Pracht und Schönheit, welche sie dem Auge in Formen und Farben offenbart, bleibt ihm verschlossen. Er lebt in ewiger Nacht. Diderot macht daher mit Recht aufmerksam, daß für den Blinden, wenn er einmal zweifle, der Glaube an Gottes Dasein nicht so leicht sei als für den Sehenden. Da nun der Blinde an dem Gefühl sein vornehmstes Organ für die Erkenntniß besitzt, so ist es, den schlagenden Wirkungen des Auges gegenüber, folgerichtig, wenn Diderot Saunderson die Meinung aussprechen läßt, daß er Gott fühlen müsse, da ihn in seinen Wundern zu schauen ihm versagt sei. Jener Ausruf, den Arnd eine Ungereimtheit nennt, ist ein Postulat, welches der Blinde dem Sehenden gegenüber macht, der ihn vom Dasein Gottes durch eine Auffassung der Welt überzeugen möchte, die für ihn unzugänglich ist.

Hätte Hr. Arnd Diderot's Brief selber vor Augen gehabt, so würde er wol haben gestehen müssen, daß man der mürrischen Foderung des Blinden nicht geschickter und würdiger entgegnen konnte, als Diderot es den Geistlichen Holmes in den schönen Worten thun läßt: „Mein Herr, legen Sie die Hand auf sich selbst und Sie werden der Gottheit in dem bewundernswürdigen Mechanismus Ihrer Organe begegnen."

Diderot hat sich tief in die Seele des Blinden hineinversetzt und sich auch die Modification deutlich zu machen versucht, die in sittlicher Beziehung durch das Fehlen des Gesichtssinns entstehen muß. Diese Betrachtungen verwandelt Hr. Arnd in eine Anklage, welche zum Atheismus Diderot's auch noch die Immoralität hinzufügen soll, indem er sagt: „Diderot behauptet dann ferner, daß das Gefühl der Schamhaftig-

keit in den Augen, nicht in der Seele, seinen Sitz habe, denn die Blinden besäßen diese Tugend nicht. Er schließt daraus, daß alle moralischen Ideen von den Sinnen abhängen und sagt: «Seht, wie verschieden die Sittlichkeit eines Blinden von der unsrigen ist! Die eines Tauben ist wieder eine andere als die eines Blinden und wahrscheinlich würde ein Wesen, das mehr Sinneswerkzeuge als der Mensch besitzt, dessen Moral sehr mangelhaft finden.»"

Diderot's eigene Worte beziehen sich zunächst nur auf die individuellen Beobachtungen, die er in diesem Betracht an dem Blinden von Puisaux machte und lauten so: „Da ich niemals gezweifelt habe, daß der Zustand unserer Organe und Sinne vielen Einfluß auf unsere Metaphysik und Moral habe und daß unsere reinsten intellectuellen Ideen, wenn ich so sagen darf, von der Conformation unsers Körpers nicht weit abliegen, so begann ich, unsern Blinden über die Tugenden und Laster zu befragen. Ich bemerkte bald, daß er eine erstaunliche Abneigung gegen den Diebstahl hatte. Sie entsprang in ihm aus zwei Ursachen: aus der Leichtigkeit, mit welcher man ihn bestehlen konnte, ohne daß er es merkte; und noch mehr vielleicht aus der Leichtigkeit, wahrzunehmen, wenn er stiehlt. Der Grund seines Verhaltens ist nicht, daß er nicht gegen den Sinn, den er mehr an uns kennt, auf der Hut zu sein vermöchte und daß er die Art nicht wüßte, einen Diebstahl zu verbergen. Aus der Schamhaftigkeit macht er nicht viel. Ohne die Unbilden der Luft, gegen welche die Kleider schützen, würde er den Gebrauch derselben gar nicht begreifen. Frank und frei gesteht er, daß er nicht erräth, weshalb man einen Theil des Körpers mehr als einen andern bedeckt, und noch weniger, aus welcher Sonderbarkeit man unter diesen Theilen gewissen den Vorzug gibt (bei denen ihr Gebrauch und die Verstimmungen, denen sie unterworfen sind, gerade verlangen würden, daß man sie frei hielte). Obwol wir uns in einem Jahrhundert befinden, in welchem der philosophische Geist uns von einer großen Anzahl Vorurtheile befreit hat, so glaube ich doch nicht, daß wir jemals dazu kämen, die Prärogative der Scham so völlig als ein Blinder zu verkennen. Diogenes wäre für ihn kein Philosoph gewesen."

Das sind Diderot's Worte. Sagt er darin wirklich, wessen Hr. Arnd ihn beschuldigt, daß die Blinden überhaupt die Tugend der Schamhaftigkeit gar nicht besäßen? Sagt er, daß diese Tugend überhaupt ihren Sitz in den Augen, nicht in der Seele habe? Keineswegs. Er theilt nur die Thatsache der eigenthümlichen Empfindungsweise eines einzelnen Blinden mit. Er erkennt die Nothwendigkeit der Scham an, denn er behauptet, daß sie Prärogative habe, die nur ein Blinder völlig zu verkennen im Stande sei. Noch weniger leugnet er die Allgemeinheit und Nothwendigkeit der metaphysischen und sittlichen Bestimmungen an sich,

sondern behauptet nur, daß unser körperlicher Zustand ihre Erscheinung für uns specifisch arte. Wenn er gegen Frau von Puisaux, an welche sein Brief gerichtet war, ausruft: „Ah, Madame! que la morale des aveugles est différente de la nôtre! que celle d'un sourd différerait encore de celle d'un aveugle et qu'un être, qui aurait un sens de plus, que nous, trouverait nôtre morale imparfaite, pour ne rien dire de pis" — so, glaube ich, liegt in diesen Worten, welche die psychische Individualisirung des Willens betreffen, nichts, was einer Leugnung der Moral überhaupt gleichgesetzt werden könnte. Die verdächtigende Laune des Anklägers verwandelt eine geistreiche Veranschaulichung in ein empörendes Dogma.

Schließlich sagt nun Hr. Arnd in Ansehung der Genesis der Welt, welche der sterbende Saunderson vorträgt: „Außerdem erneuert Diderot die alten pantheistischen Sophismen von einer ewigen Materie, die, in immerwährender Bewegung und in einem unendlichen Versuche zu gestalten begriffen, sobald sie zu einem gewissen Ziele gelangt, eine Schöpfung hervorbringt, die eine Zeit lang bestehen bleibt, dann aber, wenn sie abgenutzt ist, durch eine neue Bewegung zerstört, und durch eine neue Gestaltung der Materie ersetzt wird. Diese kosmogonischen Träumereien, die schon so oft und unter ganz verschiedenen Umständen, aus dem Drange und zugleich aus der Unmöglichkeit, den Ursprung der Dinge zu erkennen, hervorgegangen, waren früher innerhalb der Grenzen einer mehr oder weniger abenteuerlichen Betrachtungsweise stehengeblieben, und hatten auf die Gestaltung der Wirklichkeit keinen Einfluß geübt. Im 18. Jahrhundert aber, in Frankreich, wo Religion, Moral, Kirche, Staat morsch geworden und der Auflösung entgegengingen, übte dieser theoretische Atheismus und Materialismus die traurigste Wirkung auf die Führung des Lebens, auf Gesinnung und Sitte aus, riß die ohnedies schon erschütterten Schranken, welche eine bessere Zeit gegen die Gewalt des Bösen errichtet hatte, vollends nieder und überlieferte ihm die Gesellschaft fast wehrlos in die Hände."

Dies ist ganz in dem banal gewordenen Ton gesprochen, in welchem man die Philosophie für den Ausbruch der Revolution verantwortlich zu machen pflegt. Ich will hier kein Wort dagegen sagen. Ich will nur bemerken, daß Hr. Arnd es offenbar bedauert, daß die Wissenschaft das menschliche Geschlecht aus dem Zustande des Traums zu dem des wachen Erkennens fortzuführen bemüht gewesen ist. Er gesteht zu, daß wir einen Drang haben, uns das Dasein der Welt zu enträthseln. Er versichert jedoch zugleich, daß es unmöglich sei, den Ursprung der Dinge zu erkennen. Woher weiß dies Hr. Arnd? Wissen kann man diese Unmöglichkeit doch nur, wenn man die Vergeblichkeit der Versuche bewiesen hat. Wenn aber auch die schon gemachten Versuche als Irrthümer

widerlegt worden wären, würde deshalb der Drang, neue zu wagen, aufhören? Hr. Arnd sagt, daß diese kosmogonischen Träumereien früher innerhalb der Grenzen einer mehr oder weniger abenteuerlichen Betrachtungsweise stehen geblieben wären. Er beklagt, daß man darüber hinausgegangen ist, mit andern Worten, daß man eine Wissenschaft der kosmischen und der geologischen Bildungen mit kritischem Ernst an die Stelle der mythologischen und kabbalistischen Vorstellungen zu setzen angefangen hat, daß die phantastische Anarchie willkürlicher Fictionen durch die Klarheit bestimmter Begriffe verdrängt worden ist. Eine solche wissenschaftliche Bewältigung des mythischen Chaos konnte nur begründet werden, wenn man zunächst von der theologischen Fassung des Problems, von dem Gedanken der Schöpfung der Welt durch den absoluten Willen eines Gottes absah und die Natur vorerst aus sich selbst zu verstehen suchte. Das ist der Standpunkt, den Saunderson in seiner Hypothese einnimmt. Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels", Lambert in seinen „Kosmologischen Briefen über die Einrichtung des Weltbaus", Laplace in seiner „Mécanique céleste", Buffon in seinen „Epochen der Natur", Werner in seiner „Geogonie", Humboldt in seinem „Kosmos", Burmeister in seiner „Geschichte der Schöpfung" und viele andere haben in ihren Untersuchungen über die Entstehung der Welt sich auch zunächst, wie Diderot's Saunderson, mit der Materie und ihrer Bewegung begnügt. Ziemlich gleichzeitig mit Diderot, 1755, in seiner unserm großen Friedrich gewidmeten Naturgeschichte des Himmels, rief Kant aus: „Gebt mir Materie, ich will eine Welt daraus bauen!" Ich glaube nicht, daß diese unsterblichen Leistungen der Wissenschaft dem wahrhaft sittlichen und religiösen Fortschritt der Menschheit schädlich sein können. Wenn in Frankreich nicht, wie Hr. Arnd selbst sowol hier als in seiner „Geschichte des französischen Volks" sehr gut beschrieben hat, Ungerechtigkeit, schlechte Verwaltung, zügellose Verschwendung, frivole Maitressenwirthschaft geherrscht hätten, so darf man sicher sein, daß eine geläuterte, aus den Gesetzen der Natur entwickelte Kosmogonie als ein theoretischer Atheismus und Materialismus keinen Umsturz der Gesellschaft zur Folge gehabt hätte.

Hr. Arnd behauptet, daß Diderot, als er 1746 seine „Pensées philosophiques" schrieb, seinen Atheismus noch versteckt, in der „Lettre sur les aveugles" dagegen ihn ohne Hehl gelehrt habe. Ich bitte, mich nicht misszuverstehen, wenn ich thatsächlich zeige, daß Diderot sowol 1746 als 1749 noch wirklicher Deist war. Ich bestreite nicht, daß man Diderot im Allgemeinen einen Atheisten nennen kann. Ich müßte jedoch in die ganze Geschichte der damaligen Philosophie mich einlassen, um die Eigenthümlichkeit seines Atheismus zu charakterisiren. Von der atheistischen Correctheit eines Holbach war er weit entfernt und in jenen

philosophischen Gedanken bekämpfte er die Vorstellung eines tyrannischen und rachsüchtigen Ungeheuers, zu welcher die officielle Theologie die Idee eines persönlichen Gottes verunstaltet hatte. Diderot meinte, der Gedanke, es sei kein Gott, habe noch niemand in Schrecken gesetzt, wol aber der Gedanke, es sei einer so, wie man ihn gewöhnlich zu schildern pflege. Er sagte ausdrücklich: „Ich unterscheide die Atheisten in drei Classen. Einige von ihnen sagen euch gerade heraus, daß kein Gott ist und sie denken es auch. Dies sind die wahren Atheisten. Eine große Anzahl weiß nicht, was sie denken soll und möchte die Frage am liebsten durch Kreuz und Galgen entscheiden. Das sind die skeptischen Atheisten. Noch mehrere endlich möchten, daß kein Gott existirte, geben sich aber den Schein, davon überzeugt zu sein und leben, als ob sie es wären. Das sind die Prahlhänse der Partei. Ich verabscheue die Prahlhänse: sie sind falsch; ich beklage die wahren Atheisten: jeder Trost scheint mir für sie erstorben; und ich bitte Gott für die Zweifler: sie ermangeln der Einsicht."

Diese schönen Worte konnte nur jemand schreiben, der noch wirklich Deist war. Weil dies nicht in die Voraussetzung paßt, so verwandelt man den Deismus in einen latenten Atheismus. Daß Diderot 1749 in dem „Brief über die Blinden" den Atheismus offen gepredigt habe, hat sich uns als ein Irrthum erwiesen. Man hat die Auffassung dieser für die Psychologie der Blinden so ausgezeichneten Schrift dadurch gänzlich verderbt, daß man in ihr eben nur eine List sah, scheinbar von der Blindheit, eigentlich aber von der Religion zu reden, während Diderot in der That die Eigenthümlichkeit in den Zuständen der Blinden aufzuklären und durch interessante Beispiele zu verdeutlichen bemüht war. Als er wenige Jahre vor seinem Tode 1781 diese Schrift noch einmal durchsah und Zusätze zu ihr machte, ist in seiner naiven Selbstkritik wie in den neuen Mittheilungen auch nicht die leiseste Spur einer atheistischen Tendenz, die er gehabt hätte. Mit unendlichem Geschick entwirft er ein ausführliches Porträt von der bezaubernden Erscheinung des blinden Fräuleins Melanie von Salignac, die er selbst gekannt hatte. Eine Virtuosin in allen weiblichen Künsten, mit außerordentlichem Talent für die Musik begabt, musterhaft in ihrem Wandel, von hinreißender Liebenswürdigkeit im geselligen Umgang, starb sie 1763. Diderot hat durch ihr seelenvolles Bild die Einseitigkeit seines Briefs ergänzt, in welcher er nur männliche Blinde aufgeführt hatte. Daß Saunderson als Deist stirbt und daß seine Polemik gegen den physiko-teleologischen Beweis der Existenz Gottes nicht ein dogmatischer Atheismus, nur ein Zweifel ist, von dessen Alpdruck die umnachtete Seele eines Blinden gedrückt werden kann, wird man nach unsern Darlegungen wol zugeben müssen. Aber könnte man nicht einwenden, daß der Deismus, in dessen Bekenntniß

Saunderson stirbt, nur eben eine Vorsichtsmaßregel sei, den Atheismus in der vorangängigen Betrachtung desto gefahrloser einschmuggeln zu können. Was folgt daraus, könnte mir Hr. Arnd entgegnen, für Diderot's eigenen Deismus?

Diese neue Verdächtigung würde ich ganz natürlich finden. Auch würde ich nicht versuchen, sie durch bloße Combinationen niederzuschlagen, da ich nicht leugne, daß Diderot sich später dem Atheismus zuneigte, wenigstens sich selbst einen Atheisten nannte; der aber noch 1745 nicht ein Deist, nur ein Theist genannt sein wollte, weil er den Theismus als die Vorstufe zum Christianismus betrachtete und nicht mit den Deisten Toland und Tindal zusammengeworfen zu werden wünschte. Käme es auf Combinationen an, so würde sich sehr gut zeigen lassen, wie tief Diderot in die Teleologie einging. E. Berfot hat sogar nachgewiesen, daß Diderot's sogenannter Atheismus eine Fortbildung Leibniz'scher Principien ist. Es existirt aber ein geschichtliches Document, aus welchem unzweideutig hervorgeht, daß Diderot damals, als er jenen Brief schrieb, noch ein aufrichtiger Deist war. Er hatte nämlich sein Büchlein an Voltaire geschickt. Dieser, ein entschiedener Deist, dankte ihm in einem artigen Schreiben, stimmte seinen Ansichten über die Blinden bei, äußerte sich aber unzufrieden über die atheistische Skepsis, welche Diderot Saunderson geliehen hatte. Ich will die eigenen hierher gehörigen Worte Voltaire's anführen. Sie lauten: „Ich gestehe Ihnen, daß ich durchaus nicht der Meinung Saunderson's bin, der einen Gott leugnet, weil er blind geboren ist. Ich täusche mich vielleicht, allein ich würde an seiner Stelle ein höchst intelligentes Wesen anerkannt haben, das mir soviel Ergänzungen des Gesichts gegeben hätte und würde, indem ich durch das Denken unendliche Beziehungen in allem wahrnähme, einen unendlich geschickten Werkmeister voraussetzen. Freilich ist es ein sehr unverschämtes Vorgeben, zu wissen, was er ist und warum er alles gemacht hat, was existirt, aber es scheint mir sehr kühn, zu leugnen, daß er existirt. Ich wünsche leidenschaftlich, mich mit Ihnen zu unterhalten, sei es, daß Sie denken, eins seiner Werke zu sein, sei es, daß Sie sich für einen nothwendig organisirten Theil einer ewigen und nothwendigen Materie halten. Was Sie auch sein mögen, so sind Sie ein sehr schätzenswerther Theil jenes großen Alls, das ich nicht kenne."

Auf diesen Brief antwortete Diderot am 11. Juni 1749, also noch vor seiner Verhaftung, in einem langen Schreiben, worin er zuerst seinen lebhaften Dank für Voltaire's Anerkennung ausspricht und dann zur Vertheidigung dessen übergeht, was er Saunderson hat sagen lassen. Ich will daraus nur folgende Hauptstelle anführen. Diderot sagt: „Saunderson's Urtheil ist so wenig das meinige als das Ihrige, allein dies könnte wohl sein, weil ich sehe. Die Verhältnisse, die uns so

lebhaft treffen, haben nicht denselben Glanz für einen Blinden. Er lebt in einer steten Dunkelheit und diese Dunkelheit muß seinen metaphysischen Gründen eine große Stärke verleihen. Gewöhnlich erheben sich während der Nacht die Nebel, welche mir das Dasein Gottes verdunkeln; der Aufgang der Sonne zerstreut sie immer, allein für einen Blinden dauert die Finsterniß beständig und die Sonne erhebt sich nur für die, welche sehen. Sie dürfen sich nicht einbilden, daß Saunderson bemerken mußte, was Sie bemerkt hätten. Sie können sich niemand unterstellen, ohne den Stand der Frage gänzlich zu verändern."

Nun ergeht sich Diderot weitläufig in dem Ausmalen von Betrachtungen, die er noch aus dem für Saunderson vorausgesetzten Standpunkt entwickelt haben würde, hätte er nicht den Misverstand stupider Barbaren und die Bosheit schwächlicher Dummköpfe gefürchtet. Diese Betrachtungen sind im Wesentlichen, was wir heutigen Tags Spinozismus oder Pantheismus nennen. Sie enthalten aber nicht Diderot's damalige Ueberzeugung, denn er fährt fort: „Ach, mein Herr, wie leicht ist es für einen Blinden, sich in ein Labyrinth ähnlicher Folgerungen zu verlieren und als Atheist zu sterben, was jedoch Saunderson nicht begegnete. Er empfiehlt sich sterbend dem Gotte Clarke's, Leibniz's und Newton's, wie sich die Israeliten dem Gotte Abraham's, Isaak's und Jakob's empfahlen, weil er fast in einer ähnlichen Lage ist. Ich lasse ihm, was auch stets den entschlossensten Skeptikern bleibt, einige Hoffnung, sich zu täuschen. Wie es aber auch sei, ich bin nicht der Meinung derselben. Ich glaube an Gott, obwol ich mit den Atheisten auf gutem Fuß stehe. Ich habe beobachtet, wie der Reiz der Weltordnung, so unlieb es ihnen war, sie fesselte; wie sie für das Schöne und Gute sich begeisterten; wie sie, wenn sie Geschmack hatten, kein schlechtes Buch ertragen, kein schlechtes Concert geduldig anhören, in ihrem Zimmer kein schlechtes Gemälde leiden, wie sie keine schlechte Handlung vollbringen konnten. Das ist so viel, als ich bedarf. Die Atheisten sagen, daß alles necessitirt sei. Ihnen zufolge beleidigt sie ein Mensch, der sie beleidigt, mit nicht mehr Freiheit, als ein Ziegelstein sie verwundet, der sich ablöst und ihnen auf den Kopf fällt: aber sie verwechseln diese Ursachen nicht und erzürnen sich niemals gegen den Ziegelstein; wieder eine Inconsequenz, die mich beruhigt."

In diesem Brief sind die Worte: „Ich glaube an Gott", von Diderot eigens unterstrichen. Da derselbe in der vertraulichsten Hingebung geschrieben ist, so erlaubt er keinen Zweifel an seine Aufrichtigkeit. Diderot konnte als Schriftsteller dem Censurzwange gegenüber zu kleinen Listen seine Zuflucht nehmen, allein er war niemals ein Heuchler. Wir sehen hier in seiner eigenen Seele den Ursprung der Wendung, einem Blinden den Zweifel über das Dasein Gottes in den Mund zu legen,

denn er erzählt, daß ihn selbst in der Nacht der Zweifel an Gottes Dasein zu beunruhigen pflege, während derselbe vor dem Strahl der steigenden Sonne wieder verschwinde. Wie finster, hat er geschlossen, muß es also in der Seele eines Blinden aussehen, der an der Existenz Gottes zweifelt und dem das freundliche Licht der Sonne diese Wolken nicht verscheucht. So ist er zu seiner Unterstellung gekommen. Er macht aber Voltaire bemerklich, daß er selber an Gott glaubt und daß die Atheisten, mit denen er in gutem Vernehmen umgeht, durch ihre Praxis glücklicherweise ihrer Theorie widersprechen. An diese Praxis, welche das Wahre, Gute und Schöne anerkennt, halte er sich.

Nachdem ich Diderot gegen Arnd vertheidigt, muß ich schließlich gestehen, daß er psychologisch bei Saunderson's Schilderung, ja bei denen der Blinden überhaupt, zu sehr vergessen hat, daß sie durch das Gehör sich das Innere der Welt in einem Umfange zu erschließen vermögen, an welchen der Sehende, auch bei geübter Aufmerksamkeit, schwer hinanreicht. Diderot spricht immer nur von der Vermittelung des Tastsinns für die Cultur der Blinden und vergißt den Tonsinn, dessen Ausbildung sie zu freundlich geselligen Personen macht und dessen Energie sie in der Regel zur Musik befähigt. Das Licht, was der Blindgeborene oder im ersten Lebensjahr Blindgewordene gar nicht kennt, vermißt er auch nicht.

Wenn man mir nun aber auch bis hierher ein geneigtes Gehör geschenkt hätte, so könnte man doch vielleicht noch die Frage aufwerfen, ob eine solche Untersuchung, wie die hier geführte, wichtig genug sei, dem Publicum mitgetheilt zu werden und ob ihr Inhalt, statt durch eine Reihe einzelner Widerlegungen sich hindurchzuwinden, nicht einfach in ein paar Bemerkungen über Arnd's Ungerechtigkeit gegen Diderot hätte zusammengefaßt werden können? Hierauf erwidere ich, daß ein so außerordentlicher Mann wie Diderot es wol verdient, auch in einem ganz speciellen Fall der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit zu sein. Ich erwidere, daß dieser specielle Fall zugleich ein besonderes Interesse durch seine Beziehung auf die intellectuelle und ethische Entwickelung der Blinden hat. Ich erwidere, daß dies besondere Interesse dadurch zu einem universellen wird, daß Diderot die Frage nach dem Verhältniß des naturalistischen Atheismus zum spiritualistischen Deismus mit der Blindheit in Zusammenhang gebracht hat. Ich erwidere, daß wir in Arnd zugleich eine ganze Classe von Schriftstellern kennen gelernt haben, die in Diderot nichts als einen atheistischen und frivolen Sophisten erblicken und weder für die Tiefe seines herrlichen Gemüths noch für den unvergleichlichen Humor seiner Darstellung Sinn haben. Ich erwidere, daß wir in der Kritik von Arndt's Verfahren zugleich die Leichtfertigkeit veranschaulicht haben, mit welcher man aus Voreingenommenheit Diderot

verurtheilt. Wenn man weiß, in welchem Grade Diderot noch immer mishandelt wird, so wird man auch die hier geführte Untersuchung nicht für überflüssig erachten, da sie das Urtheil eines der jüngsten und an sich humanen Geschichtschreibers der französischen Literatur betrifft, der immer noch besser unterrichtet ist als tausend andere. Wenn es mir gelungen sein sollte, das Vorurtheil von dem Briefe Diderot's zu nehmen, als ob er, statt eine ganz vortreffliche psychologische Abhandlung zu sein, nur eine Maske für einen feigen Atheismus wäre, so bin ich schon für meine Mühe belohnt genug und glaube, nichts Ueberflüssiges gethan zu haben. Meiner Sinnesart ist es eine große Genugthuung, einen edeln Verstorbenen, der sich nicht mehr selbst vertheidigen kann, in seinen Rechten zu wahren. Bin ich dabei zuweilen in ein vielleicht ermüdendes Détail gegangen, so bitte ich deshalb um Verzeihung: allein ich zweifle, ob ich ohne solchen genauern Nachweis meinen Zweck erreicht hätte. Glaubt doch selbst Schlosser, indem er die dem sterbenden Saunderson in den Mund gelegten Betrachtungen meisterhaft findet, daß ihre atheistische Doctrin die Hauptsache des Briefs sei, und will dies durch eine Stelle beweisen, die er sich erst zurechtmachen muß, damit sie zu seiner vorgefaßten Meinung passe, daß Diderot der Theologie des Mittelalters und der polizeilich aufrecht erhaltenen Religion seiner Zeit seine Philosophie als die der wahrhaft Sehenden entgegensetzen wolle, während bei Diderot in einem ganz natürlichen und ungesuchten Zusammenhange nur eine allgemeine Behauptung ausgesprochen wird, die auf alle Märtyrer für die Wahrheit, auf die Propheten, auf Christus, Huß und andere Reformatoren ebenso wol sich bezieht als auf die Philosophen, wie Anaxagoras und Sokrates, G. Bruno, Galilei, Spinoza u. a. Schlosser läßt in seiner Uebersetzung nicht nur einzelne Wendungen, sondern gerade den Hauptsatz weg, der sich auf die Religion bezieht. Warum thut er dies? Weil der Satz ihm zu seiner vorgefaßten Meinung unbequem war. Ich schließe daher mit der Anführung dieser Stelle, wie sie unverstümmelt und unverfänglich folgendermaßen lautet: „Wenn ein Mensch, der nur einen oder zwei Tage sehend war, sich mit einem Volk von Blinden umgeben fände, so müßte er den Entschluß fassen, entweder zu schweigen oder den, für einen Narren zu gelten. Alle Tage würde er ihnen irgendein Geheimniß verkünden, das keins wäre als nur für sie, und welches nicht zu glauben die starken Geister sich etwas zu Gute thun würden. Könnten die Vertheidiger der Religion nicht von einer so hartnäckigen Ungläubigkeit einen so großen Nutzen ziehen, die, so gerecht in manchem Betracht, doch so wenig gegründet wäre? Wenn ihr euch einen Augenblick jener Vorstellung hingeben wollt, so wird sie euch unter entlehnten Zügen die Geschichte und die Verfolgungen derjenigen zurückrufen, die das Unglück gehabt haben, der Wahrheit zu begegnen

und sie unvorsichtig ihren blinden Zeitgenossen zu enthüllen, unter denen sie keine grausamern Feinde besitzen als diejenigen, welche durch ihren Stand und ihre Erziehung von ihren Urtheilen am wenigsten entfernt zu sein scheinen sollten."

Englische Literatur.

Das bedeutendste Werk, welches im verflossenen Jahre in London erschienen ist und die Aufmerksamkeit, die es in reichem Maße erregt hat, vollkommen verdient, ist die „Geschichte der englischen Civilisation" von Buckle. Ist schon der Gegenstand an und für sich von höchstem Interesse, so muß der Gedankenreichthum des Verfassers, die Feinheit und Klarheit seines Stils, die Art, wie der Leser auf inductivem Wege zu der Construction allgemeiner Principien geführt wird, endlich die kolossale Gelehrsamkeit des Autors, welche, ohne als Ballast unbequem zu fallen, doch auf fast jeder Seite des Buchs hervortritt, dem Werke einen ehrenvollen und bleibenden Platz in der englischen Literatur sichern. Was hauptsächlich an dem Buche auszusetzen sein möchte, ist wol der Umstand, daß es schwerlich in der Weise, wie der Verfasser begonnen hat, wird vollendet werden können. In dem jetzt vorliegenden sehr starken Octavbande von mehr als 900 Seiten haben wir nur den ersten Theil der allgemeinen Einleitung vor uns, worin eine vorläufige Auseinandersetzung des von dem Verfasser eingenommenen Standpunkts und eine Darlegung der französischen Civilisation gegeben wird. Der zweite Theil der allgemeinen Einleitung soll eine Uebersicht über die deutsche, amerikanische, schottische und spanische Civilisation erhalten. In einem dritten Bande gedenkt der Verfasser sodann die Fundamentalgesetze aller Geistesentwickelung aufzusuchen, welche in den folgenden Bänden auf die Geschichte der englischen Civilisation angewendet werden sollen, um so die Epochen zu bestimmen, welche das Land allmälig durchlaufen hat, um die Basis seiner gegenwärtigen Civilisation aufzudecken, endlich um den Weg seines Fortschritts in der Zukunft anzudeuten. Man wird aus dem folgenden Resumé der bisjetzt gelieferten Darstellung leicht abnehmen können, daß der Verfasser, um nicht in der Construction eines allgemeinen Princips gestört zu werden, sich hin und wieder Fehlschlüsse und irrige Deductionen hat zu Schulden kommen lassen und wichtige Factoren nicht berücksichtigt hat. Aber trotz dieser Mängel wird sein Werk immer als ein hervorragendes Monument menschlichen Denkens und Wissens dastehen, und muß vor allem die Geschichte der französischen Civilisation, welche in der letzten größern Hälfte dieses ersten Ban-

des abgehandelt ist, als ein von Meisterhand entworfenes Gemälde der allgemeinsten Kenntnißnahme empfohlen werden.

Eine Geschichte der allgemeinen Civilisation der Menschheit zu geben, schien dem Verfasser nach dem jetzigen Standpunkt unsers Wissens unmöglich, da nach ihm der Zustand des gesammelten Materials nicht der Art ist, daß der philosophische Geschichtschreiber sich des Quellenstudiums entschlagen könnte. „Zum großen Theil", sagt Buckle, „haben untergeordnete Geister sich mit der Historiographie beschäftigt, ohne selbst zu wissen, was erwähnenswerth war und was nicht. Unwichtige Dinge werden berichtet, wichtige sind vernachlässigt. Aus diesem Grunde glaubte der Verfasser sich auf ein einziges Land beschränken zu müssen, und er wählte England, nicht weil es ihm als sein Vaterland am nächsten lag, sondern weil der Fortschritt Englands am normalsten gewesen und am wenigsten durch fremde Einflüsse gestört worden ist. Nicht glänzende Thaten verleihen der Geschichte eines Landes wahre Wichtigkeit, vielmehr der Grad, in welchem die Ereignisse eigenartigen Ursachen zuzuschreiben sind oder nicht."

Die Hauptquellen einer Intervention in der Entwickelung eines Volks sind die Autorität der Regierung und der Einfluß des Auslands. Die Engländer haben von den Franzosen Gesellschaftssitten, Kleidung und Küche angenommen, aber nichts von dem, was im Grunde über die Geschicke eines Volks entscheidet. Dagegen borgten die Franzosen von den Engländern politische, finanzielle und commercielle Einrichtungen, und das wichtigste Ereigniß der französischen Geschichte, die Revolution von 1789, wurde vorzugsweise von Leuten herbeigeführt, welche ihre Grundsätze und ihre Philosophie aus England geholt hatten. Noch weniger als Frankreich kann Deutschland das repräsentative Land sein. Unser Vaterland zerfällt nämlich nach Buckle in drei ungesunde Theile: zuerst die Regierungen — exclusiv, engherzig, inquisitorisch, einmischungssüchtig; sodann eine gebildete Classe, welche eine Masse von Wissen und eine Weite der Gedanken besitzt, welche sie zur Heerführerin der speculativen Wissenschaft der Welt erhoben haben; endlich das Volk — abergläubisch und ungeeignet für politische Macht. Diese Divergenz rührt daher, daß Deutschland seinen wissenschaftlichen Stimulus von außen her erhielt — nämlich durch seine Berührung mit der französischen Literatur, welche durch Friedrich II. en gros importirt wurde. So kommt es, daß die besten Köpfe in Deutschland der Masse ihrer Landsleute so weit vorausgeeilt sind, daß sie nicht den geringsten Einfluß mehr auf diese haben. Die großen deutschen philosophischen Schriftsteller schreiben einen Stil, der den untern Classen vollkommen unverständlich ist. Auch wenden sie sich in der That nicht an das Volk, sondern nur an die Gelehrtenrepublik selbst. Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika kön-

nen nicht als repräsentatives Land dienen, weil ihre Geschichte zu kurz, ihre physischen Verhältnisse außergewöhnlich, ihre Einrichtungen den europäischen nachgebildet sind. Die Verbreitung der Bildung ist in Amerika eine ganz andere als in Deutschland. Hier sind speculative und praktische Classen vollkommen voneinander getrennt, dort sind sie innig verschmolzen. In Deutschland hat die Speculation weit über das Ziel hinausgeschossen, in Amerika dagegen wird jede theoretische Wissenschaft nur wenig beachtet. Die Masse amerikanischen Wissens ist sehr gering, aber Gemeingut des ganzen Volks. Der Stock deutschen Wissens ist ungeheuer, aber in sehr wenigen Köpfen. Deutschland kann nicht als repräsentatives Land gelten, weil die Diffusion des Wissens fehlt, Amerika nicht, weil der Betrag des Wissens zu gering ist.

Wiewol aber thatsächlich Englands Entwickelung am regelmäßigsten und normalsten vor sich gegangen ist, so gibt es doch wichtige intellectuelle Eigenthümlichkeiten, welche in der englischen Civilisation nicht hinreichend ausgebildet sind. Diese müssen in der Geschichte anderer fremder Länder studirt und dann auf dem Wege der Analogie auf England angewendet werden. Das Phänomen der Anhäufung des Wissens soll demnach in Deutschland, das seiner Diffusion in Amerika studirt werden, Frankreich soll als Typus für die Einmischung der Regierung dienen, Spanien als Beispiel für den Einfluß des Aberglaubens, endlich Schottland, um die Thaten des deductiven Geistes zu studiren. Alle diese partiellen Forschungen bilden ebenso viele gesonderte historische Studien, welche als Einleitung zur Geschichte der englischen Civilisation dienen sollen.

In Bezug auf den Ursprung menschlicher Handlungen sind nach Buckle drei Anschauungsweisen möglich. Eine davon ist, daß die menschlichen Handlungen, der Materie ungleich, keinem bestimmten Gesetze gehorchen, sondern Ausfluß einer besondern menschlichen Kraft, des freien Willens sind; diese Willensfreiheit sei die letzte Ursache aller Handlungen, selbst aber durch nichts verursacht. Eine andere Ansicht ist, daß jedes Ereigniß in unerbittlichem Zusammenhange mit einem frühern steht, daß alles von Anfang an durch den Willen eines höchsten Wesens prädestinirt war. Die letzte Anschauungsweise ist, daß die menschlichen Handlungen dieselbe Einheit der Verbindung zeigen wie physikalische Vorgänge, und daß die Gesetze dieser Einheit inductiv auf demselben Wege bestimmt werden können wie die Gesetze der körperlichen Welt. Die ersten beiden Hypothesen wirft der Verfasser über Bord und adoptirt die letzte, welche freilich auch blos eine Hypothese ist, aber sehr wahrscheinlich gemacht wird durch die Analogie mit allem andern Wissen und durch die beständige Tendenz aller Entdeckungen, Classen von Thatsachen und Vorgängen, welche man früher für unregelmäßig und unbegreiflich hielt,

auf eine gesetzliche Ordnung zurückzuführen. Da aber alle Antecedentien menschlicher Handlungen entweder innerhalb oder außerhalb der Seele sind, so müssen alle geschichtlichen Vorgänge Resultate einer doppelten Wirkung sein — nämlich der Einwirkung der Natur auf den Geist und der Einwirkung des Geistes auf die Außenwelt.

So zerfallen denn alle Civilisationen in zwei Classen, nämlich erst die, wo die Außenwelt den Menschen mehr beeinflußt hat als der Mensch die Natur: außereuropäische Civilisationen, und solche, wo der Mensch die Natur unterjocht hat: europäische Civilisationen. Im Studium der außereuropäischen Civilisation beginnt der Verfasser mit der Betrachtung der physikalischen Agentien, wodurch das Menschengeschlecht am mächtigsten influirt wird. Solche sind nach ihm Klima, Nahrung, Boden und „allgemeiner Anblick der Natur". Das erste Resultat von Klima, Nahrung und Boden ist eine Anhäufung von Reichthum. Der Boden bestimmt den Ertrag der Arbeit, das Klima die Regelmäßigkeit und Beständigkeit derselben. Das zweite Resultat ist dann die Art, wie der Reichthum vertheilt wird, worauf besonders die Nahrung des Volks Einfluß hat. In warmen feuchten Klimaten ist sie reichlicher und billiger als in gemäßigten. Deshalb ist der Arbeitslohn gering, die Vertheilung des Reichthums ungleich, d. h. die Vertheilung der politischen Macht ungleich, d. h. die Masse der Bevölkerung wird von einer kleinern höhern Classe unterdrückt. Man braucht blos nach Indien zu blicken, um eine Illustration hierfür zu sehen. In Indien, wo die allgemeine Nahrung des Volks von der frühesten Periode an Reis gewesen ist — nach Buckle das nahrhafteste Cereale, das sechzigfältig wächst — finden wir die obern Classen ungeheuer reich und die untern durchweg arm. Die große Majorität des Volks, gebrochen durch unabläßige Arbeit und Bedrückung, gequält durch entkräftende Armuth, ist immer in einem Zustande physischer Erniedrigung geblieben, ist immer seinen Herren unterwürfig gewesen. In Ländern wie Indien, Mexico, Peru und Brasilien ist ewige Sklaverei der natürliche Zustand der großen Volksmasse gewesen, es ist ein Zustand, dem das Volk naturgesetzlich nicht widerstehen konnte. Die Energie dieser Gesetze ist so unbezwinglich, daß, wo sie immer ins Spiel gerathen, sie die eigentlich producirenden Classen in beständiger Unterwerfung gehalten haben. Sic vos, non vobis. Es gibt kein Beispiel eines tropischen Landes, in welchem das Volk diesem Looſe entgangen ist, wenn bedeutender Reichthum angehäuft war; kein Beispiel, daß nicht die Hitze des Klimas Ueberfluß an Nahrung und dieser Ueberfluß ungleiche Vertheilung, erst von Reichthum, dann von politischer und socialer Macht veranlaßt hätte. Unter solchen Verhältnissen zählte das Volk selbst für nichts, es hatte keine Stimme in der Verwaltung des Staats, keine Verfügung über den

Reichthum, den sein eigener Fleiß geschaffen hatte. Sein einziges Geschäft war Arbeit, seine einzige Pflicht gehorchen. So gewöhnte es sich an zahme und knechtische Unterwerfung, wodurch es immer charakterisirt gewesen ist. Niemals hat es sich gegen seine Herrschaft erhoben, seine Geschichte zeigt keinen Classenkrieg, keinen Volksaufstand, ja nicht einmal eine große Volksverschwörung. In diesen reichen und fruchtbaren Ländern sind viele Veränderungen eingetreten, aber alle von oben und keine von unten. Ein demokratisches Element hat immer gefehlt. Kriege von Königen und Kriege von Dynastien kamen in großer Menge vor; Umwälzungen in der Regierung, im Palaste, auf dem Throne, aber keine Umwälzung im Volke, keine Milderung des harten Looses, welches ihm eher von der Natur als von den Menschen angewiesen war.

Was sodann den Einfluß des „allgemeinen Anblicks der Natur" anbetrifft, so ergibt sich, daß in allen außereuropäischen Civilisationen das menschliche Gemüth stets mächtig durch erhabene und schreckliche Erscheinungen afficirt wurde, welche die tropischen und subtropischen Gegenden darbieten. Die Verhältnisse der Berge, Flüsse, Wälder und Wüsten, die vorübergehenden Erdbeben, Tornados, Orkane und Pestilenzen lassen die Welt außerhalb des Menschen furchtbarer erscheinen, als es in der gemäßigten Zone der Fall ist. Die Phantasie wird dadurch gereizt und der Verstand entmuthigt. Anstatt die natürlichen Ursachen dieser überwältigenden Erscheinungen aufzusuchen, ist das Volk, welches unter ihnen lebt und durch sie leidet, weit eher geneigt, übernatürliche Kräfte zu vermuthen. Indem sich die Erscheinungen in Gestalt drohender Gefahren darstellen, ist der erste Trieb des Menschen, durch Unterwürfigkeit seinen riesenhaften Feind zu besänftigen. Die zerstörenden Agentien werden Gottheiten; wo die Unwissenheit sehr groß ist, betet man Tiger, Schlangen und Bären an; wo sie geringer ist, betrachtet man Erdbeben, Pestilenzen als Manifestirungen göttlichen Misfallens; so wird eine mythologische Theorie der Natur aufgebaut, von Vorurtheilen eingefriedigt, die so ein neues Hinderniß für den prüfenden Verstand abgibt. Indien kann auch hierfür als Beispiel dienen. In der indischen Sprache herrscht der Vers über die Prosa vor; das Sanskrit hat mehr und complicirtere Versmaße als irgend eine europäische Sprache. In der indischen Literatur kommt die Vernunft überall zu kurz, und eine krankhafte üppige Phantasie ist ihrem zügellosen Laufe überlassen. Uebertriebene Vorliebe für das Alterthum verkleinert die Gegenwart und macht alle Geschichte der Vergangenheit unmöglich. Die indische Geschichte ist Fiction. Alle Völker sind geneigt gewesen, ein Goldenes Zeitalter zu dichten, wo der Mensch in Unschuld lebte, sich ohne Arbeit nährte, zehn Fuß hoch und im Alter von 100 Jahren noch jung war. Aber die Vorstellungen

europäischer Völker über diesen Zustand sind zahm und vernünftig, wenn man sie mit den indischen vergleicht. Die indische Phantasie spottet aller Concurrenz. In den alten Zeiten, heißt es, war die Lebensdauer gewöhnlicher Menschen 80,000 Jahre, Heilige aber lebten länger als 100,000 Jahre. Von einem Könige, Namens Gudhischther, wird gelegentlich erwähnt, daß er 27,000, von einem andern, Namens Alarka, daß er 66,000 Jahre regierte. Sie starben im Frühling ihres Lebens; indem einige von den alten Poeten ungefähr eine halbe Million Jahre alt geworden sind. Der merkwürdigste Fall ist der eines in der indischen Geschichte sehr hervorragenden Mannes, der die Functionen eines Königs und eines Heiligen in seiner Person vereinigte. Er lebte in einer reinen und tugendhaften Zeit. Als er König wurde, war er zwei Millionen Jahre alt, er regierte darauf 4,300,000 Jahre, dankte dann ab und schleppte sich noch weitere 100,000 Jahre so hin.

Nehmen wir dagegen einen großen Contrast. In Griechenland sind die Naturerscheinungen klein und schwach. Das Land ist scharf begrenzt, leicht zugänglich, von gemäßigtem Klima; seine höchsten Berge erreichen nirgendwo die Grenze ewigen Schnees; es gibt keinen schiffbaren Fluß. Die griechische Natur bietet daher weder Gefahren noch Geheimnisse; hier konnte der Mensch die Herrschaft über die Natur erringen. Die Götter Griechenlands waren menschlich; wir stoßen in Griechenland zuerst auf die Verehrung von Heroen. Der Verstand erwachte hier allmälig zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft, die Phantasie wurde in engere Grenzen verwiesen. Die große Bedeutung griechischer Literatur und Kunst beruht auf diesem Gleichmaß der Kräfte; die forschenden und skeptischen Kräfte des Verstandes wurden gleichmäßig entwickelt, ohne den verehrenden und poetischen Instinct der Phantasie zu zerstören.

Die europäische Civilisation charakterisirt sich nach Buckle durch das Hervortreten der menschlichen Geschicklichkeit und Energie. (Und China?) Ihre Gesetze müssen daher in den Gesetzen des menschlichen Geistes aufgesucht werden, welche, wenn sie entdeckt sind, die Basis der europäischen Geschichte bilden werden. Geistige Gesetze sind entweder sittlich oder intellectuell. Aber der Fortschritt der Gesellschaft wird ausschließlich durch ihre intellectuellen Errungenschaften bestimmt; intellectuelle Wahrheiten können überliefert werden und sich weiter entwickeln; edle Gefühle und gute Thaten sterben mit dem Individuum. Der Grad der Civilisation, welchen ein Land erreicht, hängt ab von der Masse, der Richtung und Verbreitung des Wissens, welche es besitzt. Die Handlungen der Individuen werden durch Gefühle und Leidenschaften bedeutend influirt, aber da sie in den Gefühlen und Leidenschaften andern Individuen entgegengesetzt sind, halten sie einander die Wage (?). Durchschnittlich ist deshalb in den menschlichen Handlungen die Wirkung gu-

ter oder schlechter Leidenschaften, der Tugend oder des Lasters nicht zu sehen (??); die Totalität menschlicher Handlungen wird im Grunde durch die Totalität des menschlichen Wissens regiert. (?) Die Aufgabe des philosophischen Geschichtschreibers scheint demnach zu sein, den Fortschritt des Wissens zu zeichnen — nicht der Gesammtmasse des Wissens, sondern nur soweit es menschliche Handlungen bedingt. Bevor er dies weite Feld betritt, muß er sich noch über drei wichtige Gegenstände äußern. Allgemein sind nämlich die Ansichten verbreitet, daß die Urhebel menschlicher Civilisation nicht das Wissen, sondern Regierung, Religion, Literatur seien.

Die Ansicht, daß die Regierung einer der Haupteinflüsse ist, wodurch der Lauf der Dinge seinen Impuls und seine Richtung erhält, ist so weit verbreitet, daß man fast sagen kann, alle Geschichtswerke sind unter dieser Voraussetzung geschrieben. Buckle sucht zu beweisen, daß die Regierung eines Landes immer nur folgt, aber niemals leitet; daß die von den Herrschern adoptirten Maßregeln Resultate, aber nicht Ursachen des socialen Fortschritts sind. Der einzige Unterschied zwischen absoluten oder constitutionellen Regierungen liegt in der größern oder geringern Entfernung der Ideen, auf denen sie ruhen, von den im Lande vorherrschenden Ideen. In constitutionellen Staaten werden, da die Regierung immer die Ansichten der Majorität ausführen muß, und die Majorität immer, selbst in den freiesten Ländern, hinter dem von einer aufgeklärtern Minorität erreichten Standpunkte zurückstehen wird; in constitutionellen Staaten werden die legislativen Maßregeln etwas hinter dem besten Wissen der Zeit zurück sein. In despotisch regierten Ländern können die Verwaltungsmaßregeln entweder durch eine vollkommen retrograde oder durch eine am weitesten fortgeschrittene Partei inspirirt sein; in jedem Falle aber ist es Inspiration, nicht Origination. Ueberblickt man die europäische Geschichte, so sieht man, daß die Herrscher, weit davon entfernt, die Urheber der Civilisation zu sein, vielmehr ihre standhaftesten und hartnäckigsten Widersacher gewesen sind. Eine Geschichte der englischen Gesetzgebung würde sein eine Geschichte der Bestrebungen seitens der regierenden Classen, den Fortschritt zu verhindern. Jede europäische Regierung hat Gesetze gegen den Handel erlassen, und Blanqui sagt mit Recht, daß, wenn es keine Schmuggler gegeben hätte, der ganze Handel unter dem Prohibitivsystem hätte zu Grunde gehen müssen. Zu der unheilvollen Wirkung der Regierungsintervention in den Handel kommen noch die nach Buckle ebenso unheilvollen Consequenzen einer Schutzpolitik für Meinungen. Jede Regierung hält es für ihre Pflicht, gewisse religiöse und politische Ansichten zu legalisiren, andere zu verbieten. Solche Einmischung zerstört nach Buckle nicht allein das normale Gleichgewicht der Meinungen und verhindert die na-

türliche Suprematie der Wahrheit, sondern erzeugt selbstverständlich eine große Menge von Heuchelei und selbst Meineid.

Eine andere sehr verbreitete Ansicht ist die, daß die Religion eine Haupturſache des gesellschaftlichen Fortschritts sei. In jedem Handbuch der Geschichte findet man, daß das Christenthum der große Civilisator des modernen Europa gewesen ist. Diese Ansicht ist ebenso ungegründet wie die vorher erwähnte. Die religiösen Ansichten, welche in irgendeiner Zeit vorherrschen, gehören eben nur zu den Symptomen, wodurch eine Epoche charakterisirt ist. Wird die Religion geändert, so geschieht dies in Folge eines Fortschritts der Intelligenz. Niemand wird finden, daß seine Religion schlecht ist, wenn es ihm nicht seine Vernunft sagt; ist aber das Wissen stationär, so wird eine solche Entdeckung niemals gemacht werden. Die teutonischen Horden nahmen das Christenthum an, weil sie vorher etwas von der Civilisation des römischen Reichs eingesogen hatten. In diesen Verhältnissen liegt auch der Grund für das fast vollständige Scheitern moderner Missionen unter den Heiden. Leute mit den besten Absichten, aber von wenig Verständniß haben erwartet, das Christenthum wilden Stämmen beizubringen, blos indem sie ihnen in ihrer eigenen Sprache christliche Lehren oder Geschichten mittheilten. Sie haben selbst barbarische Gemeinen dahin gebracht, den christlichen Glauben zu bekennen. Wenn man aber die sanguinischen Berichte der Missionäre mit der Evidenz anderer Reisenden vergleicht, so ergibt sich, daß ein solches Glaubensbekenntniß blos nominell und daß das, was diese unwissenden Stämme angenommen haben, etwas rein Aeußerliches ist.

So finden wir denn auch, daß das Christenthum von Zeit zu Zeit mit dem Betrag des von einer Periode besessenen Verständnisses gewechselt hat. Es hat die barbarischen Eindringlinge in das römische Reich nicht aufgeklärt und gereinigt, nicht zu seiner Höhe emporgehoben — sie haben es vielmehr zu sich degradirt. Der Aberglaube Europas war nicht vermindert, er floß blos in einen andern Kanal. Jahrhunderte nachdem das Christenthum die europäische Religion geworden war, trug es noch nicht seine natürliche Frucht. Leute, welche sehen, daß in der Gegenwart fast alle civilisirten Länder protestantisch und die uncivilisirten katholisch sind, haben nicht ohne scheinbaren Grund daraus geschlossen, daß der Protestantismus die Ursache der Aufklärung und Bildung sei. Sie übersehen die Thatsache, daß die Reformation nur das Resultat eines intellectuellen Fortschritts war, den man im 15. Jahrhundert gemacht hatte, aber durchaus nicht als Ursache desselben angesehen werden kann.

Die Ansicht endlich, daß die Literatur Einfluß auf den Fortschritt der Civilisation gehabt habe, bedarf nach Buckle nur wenige Worte zu

ihrer Abfertigung. Die Literatur ist nichts als die Form, in welcher die in einem Lande existirenden Ansichten registrirt werden. Es liegt auf der Hand, daß sie ein Product und Maßstab der intellectuellen Errungenschaften eines Volks ist, aber nimmermehr ihre Quelle. Die Nützlichkeit der vollendetsten Literatur hängt von der Kraft ab, welche ein Volk besitzt, sich ihren Inhalt anzueignen. Die Mönche waren beständig im Besitz der griechischen und römischen Literatur, aber sie konnten keinen Gebrauch davon machen. Sie stand zu hoch für sie; sie zogen deshalb die goldenen Legenden vor. Ja in allen Zeiten gibt es Geister, welche von dem arbeitsamsten Studium der besten Bücher keinen Vortheil ziehen. Ganze Erziehungssysteme, wie sie besonders in England vorherrschen, haben nur Kenntniß der Bücher zum Ziel und ordnen so den Zweck den Mitteln unter. Deshalb finden wir, daß in den sogenannten wohlerzogenen Menschen der Fortschritt ihres Wissens durch ihre Erziehung verzögert ist — Menschen, denen ihre Erziehung blos zur Unwissenheit verhilft und die, jemehr sie gelernt haben, destoweniger wissen. Denn jede Literatur enthält Wahres und Falsches, und ihre Wirkung hängt einzig ab von dem Urtheil, mit welchem Wahres vom Falschen gesondert wird.

Dies sind die allgemeinen Ideen, welche den Verfasser in seiner philosophischen Geschichtschreibung leiten werden. Man sieht auf den ersten Blick, daß vieles Einseitige und geradezu Falsche darin enthalten ist. Sein Hauptaxiom, daß menschliche Handlungen blos durch das Wissen regiert werden, ist durchaus unbewiesen und auch unbeweisbar. Menschliche Leidenschaften, menschliches Verlangen kann nicht ohne weiteres aus der Rechnung gestrichen werden. Gewiß spielen menschliche Leidenschaften eine hervorragende Rolle nicht nur in der Geschichte der Individuen, sondern auch der Völker. Ihre Wirkungen sind nicht vorübergehend; es ist reine Theorie, wenn Buckle behauptet, daß die Gefühle und Leidenschaften eines Theils der Gesellschaft durch die des andern Theils ins Gleichgewicht gesetzt würden! Glücklich die Völker, wenn es so wäre. Es ist wahr, daß die Leidenschaft für sich allein nichts thun kann; aber mit Macht verbündet, wird sie das furchtbarste Agens zur Störung der Gesellschaft. Man kann sagen, daß Kraft nichts ist, wenn nicht durch Wissen geleitet, daß sie nur Diener des Gedankens ist, daß „selbst Bayonnete denken". Die Macht ist eine Maschine, aber die bewegende Kraft dieser Maschine ist weit häufiger Leidenschaft als Wissen. Ist die Macht einmal construirt, so hat sie die Tendenz sich zu verewigen, und im Belieben der Macht liegt es, wie viel oder wenig intellectuellen Fortschritt die ihr Unterworfenen machen sollen. Denn obwol Wissen selbst eine Macht ist, kann es doch sein Haupt nicht erheben, da es die Leidenschaft bereits auf dem Throne sitzen findet. Immer wird das Wissen

von der Macht im Verdacht gehabt und deshalb unterdrückt, freilich nicht in allen Ländern mit der gleichen Consequenz. So konnten in England die Classen, welche im Besitze des Wissens waren, den im Besitz der Macht befindlichen Classen einen bedeutenden Theil entringen; aber selbst in dem gepriesenen England — welche Elemente der Unwissenheit und des Fanatismus finden sich darin vor, die noch nicht unterjocht sind! In viel höherm Grade ist das allerdings in Frankreich, noch weit mehr aber in Italien der Fall. Vergleicht man den Zustand Italiens im 15. und 19. Jahrhundert, so sieht man, daß das Wissen vor der Macht und Leidenschaft in den Staub gefallen ist.

Literatur und Kunst.

Ein Tendenzroman.

Bei H. Scheube in Gotha ist ein neuer dreibändiger Roman erschienen unter dem Titel: „Das Jahrhundert der Umkehr. Ein Roman aus Preußen. Von einem Geistlichen." In der That ist dieser Titel das Beste an dem Werk, er ist geschickt gewählt, wie sich denn überhaupt in der ursprünglichen Anlage des Buchs ein glücklicher Griff zu erkennen gibt. Aber desto ungenügender ist die Ausführung. Der Verfasser will die Thorheiten und Widersprüche derjenigen geißeln, welche das Heil der Gegenwart in einer unbedingten Rückkehr zu den Ansichten und Zuständen der Vergangenheit erblicken, namentlich auf religiösem Gebiet. Der Held des Romans, Hans von Moderwitz, ein junger pommerscher Edelmann von guten Anlagen und edelm Streben, eine „gemüthvolle Natur", um des Verfassers eigene Worte zu gebrauchen, „ein Idealist, dem die Kirche der Gegenwart zu prosaisch vor Augen steht und der sich begeistert fühlt für das alte Christenthum des Märtyrthums und der Weltentsagung", macht mit dieser Umkehr wirklich Ernst, nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch: worüber er denn in Verwickelungen und Kämpfe geräth, äußere sowol wie innere, die endlich seine ganze Existenz vernichten, sodaß er als Wahnsinniger im Irrenhause endet. Den Grundgedanken des Buchs, gleichsam die Moral desselben spricht der Verfasser selbst in folgenden, seinem Helden in den Mund gelegten Schlußworten aus: „Ich bin, glaube ich, darum nicht schlechter, weil ich weiter bin als andere, die im Widerspruch eines alten Glaubens und einer neuen Zeit stehen bleiben; ich habe vergeblich diesen Widerspruch zu lösen versucht; ich verkannte die Macht der Zeit und die Bedürfnisse des Herzens und ging zu Grunde. Andere nach mir werden weiser sein. Vielleicht gibt ihnen die Geschichte meines Lebens die Ehre, daß ich unglücklich geworden, weil ich es redlich meinte mit der Umkehr zu dem, was die alte Zeit in ihrem Sinne Großes hervorgebracht hat, welches wol Anspruch hat auf Anerkennung, nicht aber auf Nachahmung von Seiten späterer Geschlechter, deren Ideale sowol wie deren gesammte Zustände im Laufe der Jahrhun-

derte andere geworden sind." Schon in diesen Schlußworten liegt ein Hauptgebrechen des ganzen Buchs angedeutet, nämlich das Uebergewicht des doctrinären, moralisirenden Elements. Der Verfasser reflectirt zu viel; statt durch Situationen und Ereignisse das Interesse des Lesers in Spannung zu erhalten, stellt er weitläufige theoretische Untersuchungen an und erörtert die theologischen Zeitfragen mit einer Gründlichkeit, die vielleicht in einer theologisch-politischen Broschüre ganz an ihrem Orte wäre, in einem Roman aber nur einen sehr ermüdenden Eindruck macht. Die Figur seines Helden hat der Verfasser ganz glücklich erdacht, aber er weiß hinterdrein nichts damit anzufangen, die Handlung rückt nicht vom Fleck, schon im Anfang des zweiten Bandes ist der Held auf dem besten Wege überzuschnappen, und da auch sein Irrsinn ein blos passiver ist und ihn auf kürzestem Wege in das Krankenhaus führt, so geräth der eigentliche Roman darüber gar bald ins Stocken. Ein anderer Cardinalfehler des Buchs ist die tragische Wendung, die der Verfasser ihm gegeben, während der Stoff doch, wenn er nicht niederdrückend und peinlich wirken sollte, nothwendig zur Selbstauflösung des Widerspruchs, d. h. also zur komischen Lösung, führen mußte. Auch hat der Verfasser das zum Theil selbst gefühlt, die Anlage des Buchs ist offenbar auf einen komischen Roman gerichtet, Hr. von Moderwitz selbst ist nur eine neue Art von Don Quixote und auch der Sancho Pansa in der Figur seines Dieners Peter Popp wird nicht vermißt. Allein auch hier wieder bleibt der Verfasser in den Anfängen stecken, er weiß die Maschine allenfalls aufzurichten, aber es fehlt ihm das Geheimniß, sie in Bewegung zu setzen, das Geheimniß der eigentlich poetischen, der zeugenden Kraft. Am deutlichsten zeigt sich dies in den sehr blassen Orts- und Sittenschilderungen, die der Verfasser hier und da eingelegt hat; ein Roman, der in Hinterpommern spielt, in dem gesegneten Lande unserer modernen Kreuzritter, zu welchen köstlichen Scenen bot er die Gelegenheit! Und wie wenig hat der Verfasser dieselbe zu benutzen verstanden! Ebenso wenig weiß er die zum Theil recht pikanten Situationen, in die sein Held hier und da geräth, gehörig auszubeuten. Ein einziges Beispiel genüge. Der Gipfel der Thorheit, zu dem Hans von Moderwitz sich versteigt, zugleich der eigentliche Wendepunkt seines Schicksals, besteht in seiner Ehe, die eben keine Ehe ist; er vermählt sich mit einem von ihm heißgeliebten Frauenzimmer, dem ersehnten Gegenstand seiner Jugendneigung, beschließt jedoch, „um seine Liebe nicht in den niedern Kreis sinnlicher Regungen herabsinken zu lassen", nur eine „geistliche Ehe" zu führen, nach dem Wort des Apostels, der diejenigen glücklich preist, „die da Weiber haben, daß sie seien, als hätten sie keine". Die Situation ist vielleicht etwas kühn angelegt, sie widerstrebt vielleicht unsern modernen Begriffen des Schicklichen, aber sie selbst einmal zugegeben, was würde die Naivetät eines Rabelais oder der komische Genius eines Sterne daraus gemacht haben! Der Verfasser dagegen weiß auch damit nichts anzufangen; statt die ungemein reichen und kräftigen komischen Motive zu verwerthen, die in dieser Situation unstreitig enthalten sind, verfällt er in das Sentimentale und wird dadurch freilich auch komisch, aber sehr wider Willen. Und so können wir denn unser Urtheil über das ganze Buch dahin zusammenfassen, daß der Verfasser zwar mit geschickter Hand und richtigem Blick einen dankbaren Stoff herausgegriffen hat, daß er sich demselben jedoch in der Ausführung nicht gewachsen zeigt

und daß daher die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ein poetisches Spiegelbild von den Thorheiten unserer modernen Umkehrmänner zu liefern, noch zu lösen bleibt. R. P.

Correspondenz.

Aus dem Bremischen.

December 1857.

Jkd. Auf langes Schweigen ist ein öfteres Reden die natürliche Reaction; darum verzeihen Sie wol, wenn Ihr Correspondent aus Deutschlands nordwestlichem Winkel sich schon wieder meldet, um — wie Sie bereits wissen — Kleinigkeiten zu erzählen, unscheinbare Dinge, die fernab von Kunst und Wissenschaft liegen, dafür aber mitten aus dem Leben herausgegriffen sind.

Und doch, ich besinne mich, hat nicht Riehl's Künstlerhand aus solchen kleinen Zügen jene belletristischen Mosaikbilder zusammengesetzt, die er gern zu einer socialen Wissenschaft der Umkehr ausmalen möchte? Wir erwarten ihn hier in den Niederungen zum Studium unsers freien Marschbauern; wie wird er sich freuen, hier auf die wahren Prachtexemplare seines Urbauern zu stoßen, der in urteutonischer Zähigkeit an dem angestammten Schlendrian festhält! Noch besser freilich würde er seinen Zweck in der Geest erreichen, auf jenen abgelegenen Höfen in der Haide, auf denen noch von den alten Laten sowie von dem spätern Meierverhältniß so manches haften geblieben ist. Der Marschbauer, wenn auch Bauer durch und durch, wird ihm doch schon zu fein, zu kaufmännisch gerieben, zum Theil sogar zu gebildet sein; mehr und mehr tritt er aus der alten Zeit heraus, schon legt er sein Geld nicht mehr nach Vätersitte in die alte, prächtig geschnitzte Truhe oder den neumodischen Secretär. Zwar hält er sich noch immer ansehnliche Baarschaften in Vorrath, Summen, die den Quartalgehalt eines hochgestellten Beamten oft übersteigen, mit dem Uebrigen aber speculirt er trotz dem gewiegtesten Börsenmann. Der Ertrag der Rapsfelder, der losgeschlagene Kornboden, Alles wandert zum Wechsler und dafür ziehen die Staatspapiere, die Eisenbahn- und Bankactien auf die Höfe; manchem Bauer hier in der alten Schwedenprovinz sind „die Schweden" neuerdings wieder gar wohl bekannt, nämlich die schwedischen Güterobligationen, und auch übrigens gibt es kaum ein Papier auf der Börse, das sich nicht gelegentlich zu unsern Bauern verirrte.

Schon aus diesen flüchtigen Andeutungen sehen Sie, daß die Schilderung, die ich in meinem neulichen Briefe von unserm Industrialismus gab, keineswegs vollständig war; es fehlen noch manche, zum Theil höchst interessante Züge. Bei den Fabriken freilich brauchen wir uns nicht aufzuhalten, dazu sind dieselben nach Zahl und Umfang zu gering und wenn die erstere in jüngster Zeit auch eine nicht unerhebliche Zunahme zeigt, so ist das doch weniger die Frucht vermehrten Bedürfnisses und wirklicher industrieller Thätigkeit, als vielmehr die ziemlich zweideutige Folge besonderer handelspoli-

tischer Constellationen. Die Mehrzahl unserer Fabriken nämlich verdankt ihr Dasein den Zöllen und ihnen allein; ihr Hauptgebiet ist die Grenze der Stadt Bremen und jenes Städtchen Buxtehude, an dessen wahrhaftiger Existenz vielleicht mancher Ihrer Leser, der sich seiner aus Grimm's „Kindermärchen" erinnert, bisher seine stillen Zweifel gehabt hat. Der kleine betriebsame, aber dabei gut spießbürgerliche Ort muß sich von den bösen Zungen gar manches gefallen lassen, im engern sowol wie im weitern Vaterlande; alle Schildbürgereien auf 30 Meilen in der Runde werden ihm angehängt, seit jenem wundersamen Wettlauf, den Ritter Hase auf der Buxtehuder Haide gegen den Bauer Swinegel verlor oder wie er sich im Hochdeutschen mit weniger drastischem Namen nennen läßt: Zaunigel.

Und auch sonst wird den guten Buxtehudern von der Volkssage gar arg mitgespielt. 1813 liefen die holsteinischen Bauern weg und ließen Wagen und Pferde im Stich, weil sie, erzählt die „Pandora", den Befehl erhielten, mit dem Train über die gefrorene Elbe gen Buxtehude zu ziehen. Vor einigen Jahren schlug der Blitz in den Thurm und zum Schaden fügte sich alsbald der Spott: die Buxtehuder, hieß es, hätten wirklich noch das alte Ammenmärchen geglaubt und die Feuersbrunst mit süßer Milch gelöscht. Auch hölzerne Kanonen wurden ihnen nachgesagt und wirklich konnte man bei ihnen vor noch nicht gar zu langer Zeit Kanonenmündungen sehen auf Balken gemalt, die aus den Mauern hervorragten. Dem Hufschmied von Buxtehude legt die Sage eine absonderlich stählende Kraft bei, in Vergleich mit der fein berühmter College zu Gretna Green doch nur ein Stümper, und ebenso wird den Hunden der guten Stadt ein besonderes Organ zum Bellen nachgesagt. Wahrhaft classisch ist auch folgendes Histörchen, dessen Wahrheit mir aus guter Quelle verbürgt wird. Auf dem Rathhause zu Buxtehude werden noch heutigen Tags einzelne Garderobestücke des Herzogs Moritz von Lauenburg aufbewahrt, der 1610 daselbst starb und auf dessen Nachlaß die Stadt Beschlag legte, weil seine Schulden nicht getilgt wurden. Es befanden sich darunter drei schwere sammetne Wämser, ein rothes, ein grünes und ein schwarzes, mit obligaten Pumphosen. Den rothen und grünen Anzug können Sie noch gegenwärtig sehen, von dem schwarzen dagegen kann man Ihnen beim besten Willen nichts mehr zeigen als die Fetzen. Und das hängt so zusammen. Als Buxtehude zum Königreich Westfalen geschlagen war, kündigte Jérôme eines Tags seiner „treuen Stadt" seinen königlichen Besuch an. Natürlich wollte dieselbe sich der hohen Ehre werth erweisen und so wurde alles zugerichtet und vorbereitet, was bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Unter anderm sollten die Schlüssel der Stadt überreicht werden und dazu bedurfte es selbstverständlich eines sammetnen Kissens und zwar sollte es ein schwarzes sein. Wo aber gab es edlern Sammet als herzoglich lauenburger und wo billigern für den Säckel der Stadt als den theuern Schuldversatz? Man nahm also das schwarze Beinkleid des hochseligen Herzogs und schnitt da, wo es hinten am breitesten ist, einen Fleck heraus zum Kissen für König Jérôme. Leider kam der Besuch hinterdrein nicht zu Stande und so blieb das Kissen unbenutzt, der Gedanke aber ist in seiner Art einzig und scheint mir unter Brüdern zum wenigsten eine — Helena-Medaille werth.

Und da ich so einmal in alte Geschichten gerathen bin, so lassen Sie

mich gleich zur Geschichte selbst übergehen oder doch wenigstens zu geschichtlichen Bestrebungen. Auf Anregung des Generalsuperintendenten der „Herzogthümer" Dr. M. Köster hat sich ein „Verein für Geschichte und Alterthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln" gebildet, der seinen Sitz in Stade aufgeschlagen hat und dem eine Menge von Beamten, Geistlichen und Schullehrern der genannten Ländchen beigetreten ist. Der Zweck des Vereins soll zunächst in Sammeln und Erhalten bestehen; man wird versuchen, in Stade ein Museum von Alterthümern, nebst einer Bibliothek von Bremensien ꝛc. zu Stande zu bringen und zwar, wie man hofft und wie es unter den obwaltenden Umständen auch wol kaum anders möglich sein möchte, vorzugsweise durch Geschenke. Wir wollen hoffen, daß die Sache praktische Erfolge haben wird, d. h. daß der Verein sich nicht etwa das Aufwühlen von Hünengräbern — von denen, beiläufig gesagt, unsere Gegend strotzt — zur Hauptaufgabe stellen, sondern wirklich die Wissenschaft der Geschichte fördern wird, wie es schon von einem frühern verdienten Generalsuperintendenten, Pratje, durch die reichen Urkundensammlungen, die derselbe anlegte, geschehen ist. Der Historiker findet bei uns noch zu thun; die Bauerfreiheit der sächsischen Marschen, unter denen besonders Hadeln in Folge seiner glücklichen Abgeschiedenheit von den übrigen Ländern der lauenburgischen Fürsten sich selbständig entwickelte, der Kampf mit dem Adel der bremischen Erzbischöfe, der besonders in der Friesenmark Wurften für die Freien ein tragisches Ende nahm ꝛc., bieten der Forschung höchst interessante Felder, die nicht blos locale Bedeutung haben. Auch die vielen vlamländischen oder holländischen Colonien oder einzelne Ansiedlungen zu Holländerrecht, mit der daraus entspringenden eigenthümlichen Entwickelung, dürfen hier angeführt werden; sie kommen vorzugsweise in dem „Alten Lande" vor, finden sich aber auch in Kedingen schon seit dem 13. Jahrhundert. Eine in die neue Zeit herüberreichende, wenn auch ganz vereinzelte Erscheinung aus dem Ministerialenwesen, bietet ferner die Wesermarsch in den „Osterstader Junkern", roßdienstpflichtigen Bauern, von denen einzelne Familien sich wirklich in den ministerialen Adel emporgeschwungen haben. Eine dankenswerthe Bereicherung erhielt unsere historische Literatur kürzlich in dem vom Landschaftsdirector von Hodenberg zu Celle veranstalteten wortgetreuen Abdruck des „Vörder Regisfters" von 1500. Das Original liegt in dem reichen, bis jetzt noch wenig ausgebeuteten alten erzbischöflichen Archiv, welches aus der Residenz im Schlosse zu Vörde, oder wie es jetzt genannt wird Bremervörde, „zur Regierung" nach Stade gebracht ward, wo es jetzt unter der Obhut der königlichen Landdrostei steht. Dieses Register gibt die genaueste Auskunft über den damaligen Stand der erzbischöflichen Güter, Intraden und Gerechtsame, die zur Drostei von Vörde gehörten. Der Adel plünderte seinen Herrn systematisch und sog den Bauern desselben das Blut aus, während die Wälder des Erzbischofs für Köhlermeiler verhauen, seine Wiesen in „Busch und Brak" gelegt, seine Gerichte unter erblichen Vögten zu Patrimonialgerichten umgewandelt wurden. Diesem Unwesen zu steuern und namentlich die Bauern zu erleichtern, ließ der Erzbischof die vorliegende Aufzeichnung, eine älteste und genaueste Topographie dieser Gegenden, vornehmen. Doch blieb seine löbliche Absicht ohne den gehofften Erfolg; der Untergang der alten Zeit war nicht mehr aufzuhalten, der bekannte Spruch,

wonach unter dem Krummstab gut wohnen ist, galt damals, wo in Deutschland die letzten freien Bauerschaften zu Grunde gingen, nur noch für den dienstpflichtigen Adel, der nicht blöde war zu nehmen, was er bekommen konnte. Fast modern-sentimental klingt daher die in der Vorrede gegebene Begründung der Inventarisation der „Rechticheiten"; ja gleichwie in einer Oper das Hauptmotiv in der Ouverture anklingt, um im Verlauf der Oper bis zum Schlusse immer und immer wieder aufzutauchen, so tönt auch hier die Klage über den Verfall der guten alten Zeit in endlosen Variationen auf jeder Seite des Registers wider. Lassen Sie mich für heute mit jenen fast poetischen Worten der Vorrede schließen; auch der hochdeutsche Leser (für den ich die Orthographie des bessern Verständnisses halber nach unserer heutigen Leseweise geändert habe) wird dieses klagende gemüthvolle Niedersächsisch, dem mit dem Untergang der erzbischöflichen Zeit zugleich sein eigener Untergang als Schriftsprache drohte, zu würdigen wissen. Die Stelle lautet: „Hier is en fahrlich Levent (Leben) to dei Seelen Salicheit, de riepesten Beeren synd hier geschuddet (geschüttelt), dat Fetteste is enwege (fort). de Amtlude unde Vogede nemen dat van den armen Luden, wor se konnen. Hier moth gethen (gegessen, verzehrt) wesen, dat sy recht edder krumm. Dat en Here dat noch so redeliken vornemen wolde, dat helpt öme (ihm) nicht, hier synd so veele bose Wonheit wedder alle Recht, dat en Here de nicht kann exstirpeeren, alse men in dessem Register nahbeschrewen wol seende ward. Unde offt (wenn) hier inne weme wat affgeschrewen were, offte weme wat togeschrewen were, dat ome nicht em horde (nicht gehörte), dat vorliekene (gleiche aus) de allmechtige Godt, de alle dingk wol vorlieken kann."

Notizen.

Einer kürzlich erfolgten Bekanntmachung der leipziger Händel-Gesellschaft zufolge ist dieselbe entschlossen, mit der von ihr beabsichtigten Gesammtausgabe der Händel'schen Werke, die bekanntlich als geistiges Denkmal mit dem in Halle zu errichtenden Standbild des großen Componisten Hand in Hand gehen soll, schon jetzt den Anfang zu machen, obwol die Subscribentenanzahl, welche dabei ursprünglich zur Bedingung gemacht wurde, noch nicht völlig erreicht ist. So werden denn für das laufende Jahr zunächst sechs Lieferungen angekündigt, zum größten Theil Compositionen enthaltend, die in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt sind, nämlich die Klaviersuiten und Fugen, „Acis und Galathea", „Susanne", „Herkules", „Allegro" und „Pensieroso" und „Athalia". — Bei dieser Gelegenheit sei auch des großen Musikfestes erwähnt, das kürzlich in Halle zum Besten des mehrgedachten Händel-Denkmals stattfand. Unter Mitwirkung der Frau Jenny Goldschmidt-Lind wurde in der Marktkirche daselbst das Hauptwerk des Meisters, sein „Messias" aufgeführt; die Betheiligung des Publicums war außerordentlich lebhaft und wird der Ertrag der Aufführung nach Abzug der Kosten auf 1500 Thlr. veranschlagt. Es ist dies jedenfalls die

bedeutendste Summe, welche dem Denkmal bis jetzt zugeflossen und freuen wir uns, daß Halle, dem dasselbe freilich auch zunächst zu Gute kommt, dem übrigen Deutschland mit so gutem Beispiel vorangeht; möge dasselbe bessere Nachfolge finden, als es — man erinnere sich nur an das, was wir vor einigen Monaten über die von der berliner Singakademie veranstaltete Aufführung zu berichten hatten — bis jetzt leider noch den Anschein gewinnt.

Die von Wendelin von Maltzahn besorgte neue Ausgabe des Lachmann'schen Lessing (Leipzig, Göschen) ist mit dem soeben erschienenen 12. oder eigentlich 13. Bande, indem der 11. Band aus zwei Abtheilungen besteht, vollendet worden; wir behalten uns vor, auf dieses Musterwerk deutschen Fleißes gelegentlich in einem eigenen, die Verdienste des Herausgebers des Genauern würdigenden Artikel zurückzukommen. Die nächste Arbeit, welcher derselbe sich nunmehr widmet, wird eine im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinende kritische Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken sein. Der Mangel einer derartigen Ausgabe gehört bekanntlich zu den empfindlichsten und beschämendsten Lücken unserer Literatur; die glänzende Probe, welche Hr. von Maltzahn durch Herausgabe des Lessing von seinem kritischen Talent und seiner gewissenhaften Umsicht gegeben hat, leistet Bürgschaft dafür, daß dieselbe durch ihn in würdigster Weise wird ausgefüllt werden.

In Joseph von Eichendorff's Nachlaß soll sich eine beträchtliche Anzahl bisher noch unbekannter lyrischer Gedichte, zum Theil aus seinen besten Jahren stammend, vorgefunden haben; hoffentlich werden dieselben dem Publicum nicht vorenthalten bleiben. — Die mehrfach angekündigte Selbstbiographie Béranger's ist jetzt wirklich erschienen (Paris, Perrotin). Im Jahre 1840 geschrieben, reicht dieselbe jedoch nur bis 1830 und sehen sich daher die Erwartungen derjenigen, die hier eine freimüthige Kritik der gegenwärtigen politischen Zustände Frankreichs zu finden hofften, unbefriedigt. Nichtsdestoweniger erregt das Buch durch seine naive und liebenswürdige Darstellung großes Aufsehen und wird vom französischen Publicum wahrhaft verschlungen. — Thomas Carlyle arbeitet an einer vierbändigen „Geschichte Friedrich's des Großen"; die beiden ersten Bände befinden sich bereits im Druck und sollen mit nächstem ausgegeben werden.

Von Wolfgang Müller von Königswinter bringt das Januarheft von Westermann's „Illustrirten Monatsheften" ein neues erzählendes Gedicht „Der Zauberer Merlin". Ebendaselbst finden wir ferner die Fortsetzung von Ernst Förster's Abhandlung über „das neue Museum in Dresden" sowie einen interessanten Bericht von Julius Rodenberg über „die Theater in London".

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung**, von **Hermann Marggraff** herausgegeben, bestreben sich fortwährend, die geachtete Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dergl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den fünf Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter Gutzkow's Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Seit dem vierten Bande (dem ersten Bande der Neuen Folge) erscheint das Blatt in größerm Format und eleganterer Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt hat dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern viele neue Freunde gewonnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern und Monatshefte, sowie die ersten fünf Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (I.—III. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.; IV. und V. Band, geheftet jeder 2 Thlr. 20 Ngr., elegant gebunden 3 Thlr. 2 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte von Wilhelm Müller.

Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 16 Ngr.

Wilhelm Müller ist unstreitig einer der trefflichsten und lieblichsten deutschen Liederdichter, ausgezeichnet durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht und wunderbare Melodie der Sprache. Viele seiner Gedichte sind bekanntlich mehrfach componirt und ganz ins Volk eingedrungen, während die übrigen Gedichte lange nicht nach Verdienst gewürdigt werden.

Diese Miniatur-Ausgabe von Wilhelm Müller's Gedichten sollte in keiner Sammlung der deutschen Dichterwerke fehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 3.** 14. Januar 1858.

Inhalt: Orientalische Zustände und Handelsvölker. Von **Franz Löher.** — Marie Bluntfield. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von **Arnold Ruge.** II. — **Literatur und Kunst.** Wolfgang Müller von Königswinter. („Gedichte"; „Lorelei"; „Prinz Minnewin"; „Die Maikönigin"; „Der Rattenfänger von St.-Goar".) Belletristik. („Memoiren eines Spanischen Piasters. Herausgegeben von Elpis Melena"; „Libussa. Jahrbuch für 1858. Herausgegeben von Klar"; „Belletristische Gaben von Emil Seippel und Rudolf Flehinghaus. Herausgegeben von Rudolf Flehinghaus".) — **Correspondenz.** (Aus London.) — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Orientalische Zustände und Handelsvölker.

Von

Franz Löher.

Geistiger Stillstand.

Der Orient ist die Welt des Stillstandes, der vieltausendjährigen Gewöhnung. Denselben Weg durch die Wüste, den seit Jahrtausenden die bleichenden Knochen der Kameele und Rosse bezeichneten, zieht alljährlich zur selben Zeit die Karavane. Keine Verbesserung wird auf ihren Haltplätzen angebracht, keine junge Industrie befrachtet sie mit neuen Erzeugnissen.

Seit langer langer Zeit verharrt der Orient in einer geistigen Dumpfheit. Die fruchtbaren Keime scheinen dort in den Geistern vertrocknet. Staat und Gesellschaft sind in ihren einfachen Formen stehen geblieben. Wo aber der Mensch nicht mehr strebt und arbeitet für bessere und edlere Zustände, da gewinnen die schlechten Triebe und Fähigkeiten in ihm die Oberhand. Der ganze Orient ist ein organisirtes Raubsystem. Wer eben Macht hat, plündert und unterdrückt. Ein europäischer Kaufmann mag in seiner Heimat noch so gescheidt und gewitzigt sein: kommt er in den Orient, so wird er betrogen, daß ihm die Augen übergehen. Dort muß er erst ganz von neuem die Ränke und Schliche im Handel und Wandel lernen. Langsam und umständlich hüllt

der Orientale seine Rede wie seinen Leib in weite wallende Gewänder, und in dieser feierlichen Umhüllung sinnt er mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit auf gründlichen Verrath. Er ist und bleibt ein Betrüger vom Grund seiner Seele.

Die öffentliche Macht arbeitet im Orient fast nur, damit ihre Träger sich selbst Reichthümer und Wohlleben bereiten. Die Wohlthat der Regierung ist im Orient hauptsächlich negativer Art. Sie preßt und mishandelt die Unterworfenen so sehr, daß diese weder Muth noch Zeit noch Mittel haben, sich selbst untereinander ärgere Uebel anzuthun. Anstalten und Gesetze, welche das Gedeihen des Volks fördern sollen, treten nur zufällig und nebenbei ins Leben. Wie der Schmuz sich im Orient über die Wohnungen und Trachten der Menschen lagert, so scheint er auch ihre Seelen anzufressen. Wie des Orientalen Schönheitssinn noch immer so niedriger Art ist, daß ihm das Weib nicht in schöner schlanker Gestalt, sondern nur als weiches Polster seiner Sinnlichkeit gefällt, so liegt auch sein sittlicher Sinn noch immer gefangen unter den ersten rohen Foderungen der menschlichen Natur. Nur wenige Völker im Orient empfinden noch in sich selbst einen Antrieb, zu höherer Cultur aufzustreben. Wer sich lange mit den Staaten, Religionen, Sitten und Ansichten der jetzigen orientalischen Völker beschäftigt, entsetzt sich zuletzt vor dieser geistigen Sahara, welche sich über so viele Millionen Menschen ausdehnt, vor dieser Leere an jungen Triebkräften in so ungeheuern Ländermassen. Und je länger jemand mit jenen Völkern selbst verkehrt, desto stärker erwächst in ihm die Ueberzeugung, daß sie unter europäische Zucht und Schule zu nehmen sind, wenn sie nicht noch mehr verkommen sollen. Wie einst im Alterthum die Erkenntniß des einen Gottes nur unter dem kleinen Volke der Juden, so wohnt jetzt in der weiten Welt die schöpferische geistige Kraft nur auf kleinen Erdflecken.

Europäische Zucht und Schule.

Diese hat im Orient längst begonnen. Wie entfernt, wie weit ab lagen uns die persischen und indischen Länder, als der Verkehr mit ihnen nur noch auf jenen Handelsstraßen geschah, welche aus dem tiefen Innern Asiens heranzogen. Soviel Waaren, soviel Fabeln und wunderbare Vorstellungen vom Leben im Orient wurden dadurch vermittelt. Kaum aber war der Seeweg nach Ostindien entdeckt, als auch bald tausend Schiffe europäische Kaufleute, Soldaten und Missionäre an die Gestade des Indischen Meers brachten, welche sich festsetzten, kleine Niederlassungen gründeten und schließlich zu großen Ländereroberungen übergingen. Der zweite große Schritt Europas in den Orient hinein war, als es ihm ganz Rußland abrang. Dies ungeheure Mittelland zwischen Orient und Occident wurde nicht getheilt zwischen beiden, es wurde ganz

und gar in Beschlag genommen von der Cultur des Abendlandes, das asiatische Wesen mußte immer weiter zurückweichen. Die Türkei und ganz Vorderasien befinden sich jetzt in gleichem Falle, als vor etwa 200 Jahren das russische Reich, nur mit dem Unterschiede, daß die Cultur heutzutage viel rascher vorschreitet, sie hat sich ganz andere Reisemittel geschaffen.

Insbesondere seit den letzten 50 Jahren hat im Orient die europäische Macht und Cultur außerordentliche Fortschritte gemacht. Napoleon's Stoß auf Aegypten und Syrien erschütterte den ganzen vordern Orient. Reformen in der Türkei, Aegypten, Persien waren seitdem unausweichlich, Männer aus allen europäischen Staaten betheiligten sich daran. Die Orientalen selbst konnten blos als Schüler nachahmen, sie brauchten europäische Organisatoren und Excercitienmeister, weil sie es nicht vermochten, aus ihrer eigenen Mitte heraus neue Schöpfungen zu Stande zu bringen. Noch viel weitgreifendere Folgen hat der letzte russisch-europäische Krieg. Der Strom der europäischen Cultur stieß in diesem Kriege die letzte starre Schranke weg, welche ihr auf ihrem Wege nach dem Orient noch entgegenstand. Das türkische Reich wurde bis auf seine letzten Wurzeln erschüttert und gelockert. Jetzt dringt dieser Strom breit und unaufhaltsam über die Levante nach Mittelasien, nach Aegypten und Persien vor.

Die Holländer und Engländer besetzten die weite Inselwelt des Indischen Oceans, und dann drang die englische Macht erobernd in die alte geheimnißvolle Culturmitte Asiens ein. Ganz Vorderindien mußte sich der englischen Herrschaft beugen, welche von da aus ihre Arme nach Persien, nach Tibet und Mittelasien und nach Hinterindien ausstreckt.

Jedoch nicht blos vom Westen und vom Süden her bohrt die europäische Herrschaft und Cultur in den asiatischen Welttheil hinein: auch vom Osten her geschieht der Angriff. China und Japan, solange und so starr verschlossen, empfinden bereits die Zuckungen des europäischen Anstoßes in ihrem Innern. In jenen Ländern uralt fester Sitte, deren weite Küsten das Stille Weltmeer umflutet, begegnen sich jetzt Amerikaner vom Osten und Europäer vom Westen.

Endlich legt sich die russische Macht vom Norden her vordringend durch die ganze Breite Asiens hin, am einen Ende umgreift sie die Türkei und Persien, am andern Ende China. Wenn die aus der Levante und von Indien heimgekehrten Karavanenhändler in den Städten Mittelasiens von dem wunderbaren Volke der Europäer, von ihren Dampfrossen und beflügelten Schiffen erzählen, so spricht man in jenen Gegenden an den Abendfeuern der Nomaden bereits mit Furcht und Spannung von dem großen Sultan in Petersburg.

Es greifen aber nicht blos die Siege und Eroberungen der Euro-

päer im Orient, nicht blos ihre officiellen Agenten, Expeditionen und Verträge in das Staatsleben und in die Industrie der dortigen Völker ein, viel wirksamer entfaltet sich dort das geistige Uebergewicht der Europäer durch die stille unausgesetzte Thätigkeit der Privaten. Zunächst ist es der Kaufmann und Händler, der sich an wohlgelegenen Plätzen niederläßt, die Naturerzeugnisse des Landes erkundet und herbeizieht, die Industrie des Volks durch sein Geld und durch seine Anweisungen ermuntert, zugleich aber es an den Gebrauch der europäischen Waaren, als Waffen, Kleidungsstücke, Geräthschaften, Arzneien gewöhnt, neue Bedürfnisse im Volke hervorruft und es der europäischen Industrie zinsbar macht. Bald nach dem Kaufmann folgt der Missionär, der das fremde Volksleben studirt, neue Ideen darin in Umlauf bringt, allmälig den Glauben an seine alten Götter oder an die religiösen Institutionen seiner Väter untergräbt und dasselbe mit mancherlei neuen Kenntnissen und kleinen Künsten bereichert. Tiefer ins Innere des Landes, als der Missionär, dringt der europäische Abenteurer, der Goldjäger, dem die Wageluft keine Ruhe läßt. So mancher seine Kühnheit auch mit dem Leben bezahlt, immer bleibt zuletzt solch ein Abenteurer an dem Hofe eines orientalischen Großen hängen, gewinnt Macht und Einfluß und tritt reformirend auf. Auch der Naturforscher wagt sich, getrieben durch unbezwingliche Liebe für seine Wissenschaft, in das Innere des Landes und verbreitet durch seine ärztlichen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse dort die Achtung vor dem Kennen und Können der Europäer Zuletzt findet es ein einheimischer Fürst gerathen, europäische Agenten und Lehrmeister in sein Land zu berufen, um Reformen im Großen zu bewerkstelligen.

Widerkämpfen des Orients.

Jedoch nicht so gutwillig, nicht so gleichgültig und an sich selbst verzweifelnd unterwirft sich der Orientale überall dem Willen der Europäer. Es geht vielmehr eine tiefe Gährung durch die orientalische Welt, in allen ihren Handels- und Küstenplätzen kocht und flammt es in Zorn und Haß gegen die frechen Fremdlinge, welche der uralt heiligen Sitten und Gebräuche nicht achten und spielend und lachend zerfetzen, was der Orientale von Jugend auf so unantastbar angesehen hat wie die Sonne am Himmel. Daß diese Bewegung gegen die Europäer zu gleicher Zeit ganz Asien durchzieht, ist der beste Beweis, wie tief europäische Herrschaft und Ideen bereits in diesen Welttheil eingedrungen sind und wie heftig sie in seinem weiten Schooße treiben und arbeiten. Im Innern Nordafrikas werden Reisende mit den Worten zurückgehalten: die Europäer sollten es dort nicht auch so machen wie in Indien, wo sie erst als einfache Reisende und Kaufleute und bald darauf als Eroberer und Herrscher gekommen wären.

Im Westen und Süden Asiens ist es vor allem der Mohammedaner, welcher sich grimmig widersetzt. In seinem bornirten Hochmuth betrachtete er die reichsten Länder Asiens als seine unentreißbare Beute, und jetzt fühlt er sich an den Hauptsitzen seiner Macht und seines Glaubens ins Leben getroffen. Die Hunderttausende, welche alljährlich mit der großen Karavane durch weite Länderstrecken nach Mekka ziehen, sehen und hören überall von der Thätigkeit und Unternehmungslust der Europäer. Ihr Instinct sagt ihnen, daß diese „Ungläubigen" tausend mal mehr wissen und können als die Söhne Allah's, und ihr ganzer Stolz und Grimm empört sich über diese Erkenntniß. Sie erschüttert ja was mit ihrem Leben und Blute verwachsen ist, ihren religiösen Glauben, dieses letzte und stärkste Bollwerk des orientalischen Denkens und Seins. Ohne diesen Glauben ist der Orientale ein Schwert ohne Griff, eine Schelle ohne Klang. Wie, wenn ein Mollah sich denkt: diese Franken, sie sind so frech und übermüthig, könnten sie nicht eines Tags auch Mekka besetzen? Muß dieser Gedanke nicht jeden Nerv in seiner Seele rasend machen? Konstantinopel ist bereits halb in den Händen der Franken, die Besetzung Mekkas wäre der zweite noch tiefere Stoß in das Herz der mohammedanischen Welt.

Im Osten Asiens empört sich der starrköpfige Chinese, der sich vermehrt wie Sand am Meere. Das Chinesenvolk bildet eine so ungeheure Masse, im Ganzen so beharrend, im Einzelnen so hin- und herwimmelnd, daß ein Schlag darauf nicht mehr hilft als ein Degenstich in einen stehenden ungeheuern Bienenschwarm. Und dennoch nach einigen Zusammenstößen mit den Europäern fahren bereits in diesem kolossalen Volkskörper europäische Ideen, zündend, treibend, ätzend hin und her. Der in seinen Aeußerungen oft so lächerliche, in seinen Wurzeln aber nicht auszurottende Haß der Chinesen schimpft und kämpft gegen „die Barbaren" zuletzt ebenso vergebens, als der Fanatismus der Muselmanen jemals das fressende Feuer wieder auslöschen kann, welches die europäische Cultur auf tausend Punkten in die Welt Mohammed's hineingeworfen hat.

In Indien hat der mohammedanische Grimm bereits einen entsetzlichen Brand angefacht, und wir wissen nicht, zu welchen furchtbaren Ausbrüchen er die Volkswuth in der Türkei, Vorderasien und Persien aufstacheln wird, oder zu welchen blutigen oder ekelhaften Greueln die Chinesen im indischen Archipel wie in den von ihnen besetzten Theilen des Continents ihre Zuflucht nehmen. Der Kampf der europäischen Cultur mit dem Starrsinn, der Dumpfheit und der Trägheit der Orientalen nimmt mit jedem Jahrzehnd riesenhaftere Umrisse an, dieser Kampf erfüllt vielleicht noch viele Menschenalter, erfordert vielleicht noch die ungeheuersten Anstrengungen von der gebildeten Welt, sein Ausgang

aber kann kein anderer sein als der Sieg der christlichen Cultur, als die Ersetzung der orientalischen Gesittung durch die europäische.

Man stelle sich z. B. nur von dem einen Ereignisse, — der Durchstechung der Landenge von Suez, — die Folgen vor für den Orient. In kürzester Zeit muß dadurch der Welthandel außerordentlich an Raschheit des Verkehrs wie an Waarenfülle gewinnen. Die Mitbewerbung mit den Engländern ist dann den übrigen europäischen Völkern erleichtert, weil die Mittel, den Welthandel zu führen, leichter werden. Die Folge ist, daß eine unberechenbar größere Anzahl Menschen als jetzt sich am Handel nach dem Orient betheiligt und sich dorthin begibt. Zunächst werden Aegypten und Syrien, Nubien und Abyssinien mit ihren Hinterländern, das östliche Süd- und Mittelafrika, ferner Arabien, Persien, ganz Ostindien, Tibet, China mit wohlfeilen europäischen Manufacturwaaren reichlichst versehen werden, ihre eigenen Producte aber werden eifriger aufgesucht und nach Anleitung der Europäer rascher und besser erzeugt und nach den Hafenplätzen verführt werden. Der Europäer bringt Industrie und belebt die vorhandene. Die orientalischen Völker werden sich mehr und mehr an europäische Cultur gewöhnen, und immer mehr Europäer werden sich unter ihnen niederlassen, um ihre Lehrmeister, Anreger und Führer zu werden.

Natürlich geschieht das alles nicht in der Frist weniger Jahrzehnde, indessen läßt sich auch schon für diese auf mächtige Erfolge schließen, wenn man überblickt, welch tief eingreifende Wirksamkeit in einem orientalischen Lande oft eine Hand voll Europäer in kurzer Zeit gehabt hat. Auch hat deren Wirksamkeit, wenn sie noch so groß wird, ihre gesetzten Grenzen an Landesart und Volksart. Wenn der Europäer auch überall sich heimisch machen kann, wenn er auch alles ertragen kann, die endlichen Folgen des Klimas kann er doch niemals von sich abwehren. Versetze man einige Millionen Europäer, ausgerüstet mit allen Kenntnissen und allem Comfort, in den Orient, die zweite oder dritte Generation würde ebenso viel orientalische Sinnes- und Lebensart angenommen als europäische bewahrt haben.

Japaner.

Unter allen Orientalen verharrten diese bisher in der strengsten und hartnäckigsten Absperrung gegen den Welthandel. Kein Volk der Welt bildet so für sich allein einen geschlossenen Handelsstaat. Die Japaner erzeugen fast alles selbst, was sie brauchen, und das will viel sagen, da ihre Cultur längst schon bei verfeinertem Luxus angelangt ist. Sie sind ein befähigtes Volk, das sich weit über ihre beiden Stammracen, die Mongolen und Malayen, erhebt, welche ihre besten Eigenschaften im

Jagen miteinander vermischt haben. Die japanische Literatur erhebt sich in Geschichte und Poesie zu originalen Ideen. Von der Sternkunde und den ärztlichen Wissenschaften sind die Japaner besonders Liebhaber. In mechanischen Künsten sind sie ebenso erfinderisch als fleißig; wie früher japanisches Porzellan, so gehören noch jetzt Seide und Schwertklingen aus Japan zu den besten in diesem Fache. Der Binnenhandel hat im japanischen Inselreich eine raschere und sichere Bewegung; Straßen, Brücken und Kanäle überraschen den Europäer, selbst Wechsel und Papiergeld sind seit langer Zeit in Japan gebräuchlich.

Kein Zweifel, daß dieses Volk, wenn seine strenge Absperrung einmal gebrochen ist, seine Stelle im Welthandel ausfüllen wird. Dieser sprengt jetzt die Thore Japans durch amerikanische und russische Fregatten, bald werden Züge von Handelsschiffen aus allen Völkern die Häfen des japanischen Reichs umschwärmen und die Chinesen und Holländer verdrängen: denn nur chinesischen und holländischen Kaufleuten allein gestatteten die Japaner bisher beschränkten Zutritt, und mit beiden kamen sie ziemlich gut aus, vielleicht weil sie in beiden eine Charakterähnlichkeit mit ihren eigenen Landsleuten erblickten. Der dumme Hochmuth, mit welchem die gelehrten japanischen Beamten auf den Handel als auf ein verächtliches Gewerbe herabsahen, ist erschüttert, sie fangen an zu begreifen, welche Macht auf allen Weltmeeren den gebildeten Völkern gegeben ist. Trotz aller Schlauheit und Hartnäckigkeit, mit welcher die japanische Regierung die Absperrung ihres Volks fortsetzen will, bemerkt man unter diesem bereits ein gewisses Aufmerken und Aufhorchen auf alles das, was sich außer seinen Grenzen begibt. Das deutet auf eine Empfänglichkeit hin, mit welcher sich nach der ruhigen Einförmigkeit von Jahrhunderten dieses Volk vielleicht auf einmal der großen Culturströmung öffnet. Bedeutsam genug ist es, daß das Christenthum, als es vor jetzt drei Jahrhunderten an diesen Küsten anlandete, seine Bekenner bald nach mehrern Millionen zählen durfte. Nur durch eine Kette von blutigen Kriegen, welche mit gräßlichem Grimme wütheten, besiegte die Partei, welche es mit den alten Göttern hielt, ihre politischen Gegner die Christen. Nach erhaltenem Siege wurde das Christenthum bis zur Wurzel ausgerottet und dann das ganze Reich gegen die übrige Welt abgesperrt.

In welcher Art und Weise aber die Japaner, wenn sie einmal am großen Handel theilnehmen, ihn betreiben werden, läßt sich schon jetzt an den Chinesen sehen. Denn die Japaner stehen zwar an Geist wie an sittlicher Kraft entschieden mehrere Noten höher als die Chinesen, sind jedoch in Charakter und Handlungsweise verschwistert mit diesen ihren Stammesverwandten.

Chinesen.

Der Chinese ist vortrefflicher Kleinhändler, zum Großhandel nach fernen Ländern reichen seine Kräfte nicht aus. Weder sein Schiff noch sein Muth ist gerüstet, monatelang die hohe See zu halten, jedoch im Küstenfahren sucht er seines Gleichen an Kühnheit und Geschick. Höchst gescheidt und unverdrossen als Handarbeiter hilft er sich durch zahllose Mittelchen, auf die kein anderer verfiele; aber kunstreiche Maschinen nach mathematischen Gesetzen, das geht über seinen Horizont. Im Kleinen ist er erstaunlich erfinderisch, mit unsaglicher Geduld hat er ausgedehnte Werke zu Stande gebracht, allein nur indem er die Handarbeit im Kleinen auf größere Räume zusammensetzte. Der Chinese würde sich nicht scheuen, das Austrocknen eines Sees zu übernehmen, sicher aber würde er eher daran denken, ihn mit Eimern auszuschöpfen, als durch künstliche Werke das Wasser abzulassen. Der Blick aufs Große und die Kraft, die tiefern Naturgesetze zu erkennen und zu bemeistern, geht ihm ab.

In seiner Familie gibt der Chinese fort und fort rührende Beispiele von Kindespflicht, Treue, Fürsorge und Sparsamkeit; in Handel und Wandel ist er der ärgste Spitzbube unter allen Asiaten. Der Europäer kann erst lange studiren, ehe er die Schlangenwindungen des chinesischen Charakters ergründet. Der Chinese ist voll Scharfsinn, Thätigkeit und Ausdauer. Im ganzen indischen Archipel ist er eigentlich alles: Kaufmann, Mäkler, Handwerker, Landbauer, und in jedem Geschäft ist er erfinderisch und arbeitsam vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Der Europäer ist dort der Herr, der Chinese aber mehr noch als der Eingeborene der eigentliche Anbauer und Ausbeuter des Landes. Selbst in Californien weiß der Chinese sich zu halten; kaum war das Goldland entdeckt, so wimmelten die Chinesen von der andern Seite des großen Weltmeers herüber.

Der Chinese ist namentlich Meister darin, ein schwächeres Volk auszubeuten mit kalter Grausamkeit. Er ist der feigste Lump von der Welt, und dennoch innerlich so hochmüthig, hartnäckig und unverdrossen, so voll von Verrath und Arglist, daß kein Volk schwerer zu beugen und umzubilden. Das Innere des chinesischen Reichs ist jetzt von einer ungeheuern Gährung ergriffen. Was ihr Resultat ist, — ob sich das Volk wieder sittlich reinigt und festigt, — muß erwartet werden. Schlimmer als es war kann es in China nicht werden. Gelingt es jetzt den Chinesen, ihre nationale Starrheit und Befangenheit von sich zu werfen, so kann dieses Volk noch eine eigenthümliche Rolle in der Weltgeschichte spielen. Die unermeßlichen Tropenländer brauchen Menschen, — der Chinese ist der Mann dazu, in Tropenländern auszudauern und zu gedeihen durch rastlose Arbeit und Sparsamkeit.

Hindus.

Ein tiefbegabtes Volk, um welches seit vielen Jahrhunderten die Geheimnisse der Weltgeschichte zu weben scheinen. Seine Industrie ist so uralt, so reich und glanzvoll wie die wunderbaren Erzeugnisse seiner Poesie und seines Schauens nach dem göttlichen Grund und Wesen aller Dinge. Solange die Menschheit zurückdenkt, hat Indien vor den Gedanken der Völker gestanden wie ein Hochberg voll unendlicher Schätze, und ebenso lange haben sie von den Hindus Ideen geholt für ihre Religionen und ihr Staatswesen.

Die Indier selbst aber haben seit Jahrhunderten sich abgeschlossen gehalten gegen die übrigen Menschen. Sie haben immer nur verkaufen und lehren wollen, nicht selbst kaufen und lernen. Dadurch haben sie sich die Rache der Geschichte zugezogen. Denn ein Volk, das gegen die Producte seines Bodens und Fleißes immer nur Gold und Silber, nicht Waaren eintauscht, das immer nur bei seinen alten Industriezweigen verbleibt und keine neuen lernen will, ein solches Volk zieht sich allmälig zurück aus dem anregenden und befruchtenden Leben des Welthandels. Es wird geldreich, allein es erstarrt in seinem Wissen und seinen Gewohnheiten und verliert unvermerkt seine innere Energie. Die Indier haben seit vielen, vielen Jahrhunderten die Völker der Erde zu sich kommen lassen, damit sie ihnen Edelmetalle brachten und dafür Waaren abholten. Die Indier selbst ließen sich höchstens als vereinzelte Kaufleute in den persischen und arabischen Küstenstädten nieder, sie gingen nicht als Handelsvolk aufs Meer oder mit den Karavanenzügen in die Länder hinaus. So wurden sie unermeßlich reich an todtem glänzenden Metall, ihre Tempel und die Höfe ihrer Fürsten und Vornehmen wurden Vorrathshäuser, in welchen sich das Gold und Silber von der ganzen Erde aufspeicherte. Aber das Volk selbst versank in Weichlichkeit und Wohlleben, es wurde matt und unfruchtbar im Geiste. Endlich kamen die fremden Völker und holten die Schätze wieder, denn ihre Raubheere fanden leichtes Spiel. Was während eines vollen Jahrhunderts durch fleißige Arbeit und guten Verkauf gesammelt war, das nahm in einem einzigen Jahre ein Sultan oder Khan mit sich fort, und unter den Tritten ihrer grimmigen Horden sanken die indischen Städte in Asche. Zuletzt ließen sich die Fremden im eigenen Lande der Indier nieder, um sie dauernd zu beherrschen und auszubeuten. Unter dem entsetzlichen Druck und Elend, das der Hindu sieben Jahrhunderte von seinen fremden Beherrschern ertrug, wurde auch seine bessere Natur verderbt, er behielt nur noch die Waffen der Schwachen, er wurde aalglatt und ränkesüchtig und wenn er einen Augenblick Luft bekam, badete sich sein Haß gegen seine Unterdrücker sinnlos in Blut und Greueln.

Die Engländer haben auch die Reste der indischen Industrie matt

gelegt, selbst die Baumwollengewebe liefern die englischen Maschinen billiger und besser als der bienenfleißige Hindu sie mit seiner Händearbeit herstellen kann. Freilich pflanzen die Engländer dem Boden Hindostans ihre eigene Industrie ein, sie beleben den Handel mit Eisenbahnen, Dampfschiffen und Telegraphen, sie erweitern den Landbau durch Einbürgerung neuer Erzeugnisse, sie haben das ganze Volk in die Lehre genommen, um es allmälig in die europäische Cultur einzuführen. Allein ist bis jetzt nur irgendein Resultat gewonnen, das einer sittlichen Kräftigung, einer Belebung der nationalen Industrie ähnlich sieht? Angefressen ist das Volk von europäischer Cultur, merkwürdig rasch, aber auch nur angefressen. Der Hindu der untern Classen gehorcht und lernt nur mechanisch, er bietet seinen Beherrschern nichts als seine leeren Hände, jener muß sie erst in Bewegung setzen. Der vornehme Hindu aber verliert, sobald er den Glauben seiner Väter aufgibt, auch sofort allen sittlichen Halt, alles religiöse Gewissen und Glauben, und wird entsetzlich gemein.

Das dunkle Räthsel der orientalischen Frage erstreckt sich auch bisher von den Grenzen des Orients bis in seinen uralten Mittelpunkt. Kann die europäische Cultur nur zersetzend und auflösend auf diese Völker wirken? Findet sie keinen homogenen Stoff mehr vor, den sie neu beleben und ausbilden könnte? Jedenfalls liegen hier noch Arbeiten vor, welche nur durch gemeinsame Anstrengungen aller gebildeten Völker gelöst werden können.

Malayen.

Auch das malayische Volk hatte eine Vergangenheit, gegen welche seine Gegenwart nur ärmlich ist. Es drang als Eroberer und Seeräuber, als Händler und Anbauer des Landes an zahlreichen Punkten des indischen Archipels und Küstenlandes ein und gründete blühende Städte und Reiche. Noch jetzt sind Reste einer Art von See- und Handelsrecht übrig, welche von den Malayen herstammen, noch jetzt ist die malayische Sprache im indischen Inselmeer der Handelsdolmetsch. Auch heutzutage sind die Malayen noch die Beduinen des Meers, ihre kleinen Kaper trotzten Jahrhunderte lang den europäischen Kriegsschiffen und die malayischen Matrosen sind die besten unter allen Asiaten.

Der Malaye ist im Handel geschickt, kühn und verschmitzt. Er liegt auf der Lauer wie eine Katze und springt zu, wo etwas zu erhaschen ist. Die Producte des Landes hervorzurufen, für den Handel vorzubereiten, Pläne auf Jahre oder Monate zu machen, ist nicht seine Sache. Durch einen tückischen Griff aber andern den Gewinn zu entreißen, das versteht er meisterlich. Seeräubervolk wird leicht tüchtiges Handelsvolk: auch der Malaye ist ein Beleg dazu.

Bucharen.

Was die Handelsflotten auf dem Meere, das sind in den unermeßlichen Wüsten und Steppen des innern Asiens die Karavanenzüge. Keiner aber weiß sie dort besser zu veranstalten und zu führen, klüger die Waaren auszusuchen und gewinnreicher abzusetzen, als der Buchare. Er ist seiner Abstammung nach Tatar, es hat ihm aber der Mongole etwas nomadisches Blut zugesetzt. Die Bucharen sind zerstreut durch die große und kleine Bucharei und bis in Afghanistan hinein, ihre Hauptplätze Buchara, Kokand, Samarkand, Khiwa, Yarkand, Kaschpur, Aksu sind alte berühmte Stapelplätze des Handels, in welchen die zahlreichen Karavanserais erfüllt sind von Gedränge und Geschrei vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Bucharen werden auch Tadschicks genannt, weil die Sage geht, sie hätten es verstanden, Mohammeds seinen schönsten Schmuck, den Tadsch, vom Haupte zu stehlen: sie verstehen es auch jetzt noch, mit orientalischer Geschicklichkeit und Gemüthsruhe ihre Geschäftsfreunde auszuplündern.

Die Bucharen sind aber nicht blos Zwischenhändler und Karavanenführer, sondern in ihren gewerbfleißigen Städten erzeugen sie auch selbst eine große Menge Waaren, mit denen sie den Handelsverkehr bereichern.

Perser.

Auch die Perser heißen Tadschicks, und wenn dieser Name nicht hauptsächlich ein Mischlingsvolk von alten Parsen, Arabern und Turkomanen, sondern einen frechen, geschickten Dieb bezeichnete, so wäre er für die Perser wie gemacht. Man thäte ihnen Unrecht, sie die sittlich-schlechtesten unter den Orientalen zu nennen, aber es gibt wenige Menschen auf der Erde, welche in Schändlichkeiten so offen und hart gesotten sind als sie. Der Perser ist schlau, gewandt, fingerfertig, greift frisch zu und macht seinen Gewinn auf eine gewisse hartherzige und grausame Art, dabei ist er ein Lügner durch und durch, und was ihn am verächtlichsten macht, er ist fast so feig wie der Chinese.

Weil er aber unter den Asiaten nicht blos der flinkste und rührigste Bursche ist und in allem Geschmack und Talent hat, was das Leben schmückt und verschönert, so hat sich der Perser im Orient, gleichwie der Franzose in Europa, einen Einfluß verschafft, der weit über die Grenzen seines Landes hinausgeht. In vielen Theilen Indiens und des innern Asien ist das Persische Hof- und Geschäftssprache geworden. Die vortreffliche Lage seines Landes und seine natürliche Fähigkeit müßte dem Perser einen Haupttheil des Zwischenhandels zwischen dem Orient und Occident in die Hände geben; allein man weiß nicht, was ihn mehr daran hindert, seine innere Unruhe und Unbeständigkeit oder die Politik seiner Regierung, welche den Wohlstand und die Handelsblüte des Lan-

des nicht gründlicher zerrütten könnte, als sie es wirklich thut. Daher haben die armenischen, hindostanischen und europäischen Kaufleute in Persien einen freien Markt, soweit dieser bei der ewigen Unsicherheit und Zerrüttung im Innern des Landes möglich ist.

Als ganz andere Leute als die heutigen Perser zeigen sich die echten Nachkommen der Parsen oder Guebern. Diese sind in den Hauptplätzen an der persischen und indischen Küste bekannt als redliche, geschickte und ruhig fleißige Leute, welche als Kunsthandwerker wie als Kaufleute reich werden.

Araber.

Die arabische Sprache wird noch jetzt in einem außerordentlich weiten Handelsgebiet verstanden, — die Araber selbst sind im Welthandel nur noch Handlanger, nicht mehr Anreger, Führer und Beherrscher desselben. Im 8. Jahrhundert segelten arabische Schiffe rings um Asien bis nach Kanton und an der ostafrikanischen Küste hinunter bis über Madagaskar hinaus, arabische Karavanen zogen nach Indien und China, und längs der ganzen nordafrikanischen Küste bis in Spanien hinein belebten arabische Kauf- und Gewerbsleute die Städte. In der Kunst der Schiffahrt Meister, Astronomen, Mathematiker, Geographen, Chemiker, Baumeister, Handwerker, Anbauer des Bodens mit neuen Culturpflanzen — in allen diesen Fächern wurde unter den Arabern Vorzügliches geleistet. Auf dem ungeheuern Gebiete von Spanien bis nach Indien und China waren sie die Vermittler des europäisch-asiatischen Handels und mit den Waarenschätzen brachten sie aus Indien uralte blinkende Märchen und Sagen, welche ihre feurige Phantasie noch anmuthiger und farbenreicher gestaltete. Allein so wunderbar rasch, als ihre Weltmacht und Handelsblüte entstand, zerging sie wieder.

Wenn man die heutigen Araber in der Wüste betrachtet, wo sie aufgeweckt, geradsinnig, einfach, jedoch ohne geistige Fruchtbarkeit und Ausdauer hin- und herziehen —, oder wenn man die arabischen Handelsleute in den Küsten- und Handelsstädten sieht, wo sie sich keineswegs vor den übrigen Orientalen hervorthun —, so fragt man sich erstaunt: gingen denn aus diesem Volke die Dichter des Koran, die Weltstürmer, die Großhändler und Gelehrten hervor? Wenn das, was wir die Blüte der arabischen Cultur nennen, in den Reichen der Araber auch nicht ihr eigenes nationales Werk war, die energische Anregung, daß sich diese Blüte so rasch entwickelte, ging doch von ihnen aus. In der Geschichte der Araber ist noch manches Räthsel zu enthüllen.

Türken.

Bei weitem der ehrlichste unter den Orientalen bleibt stets der Türke, er verachtet aber in seinem Dummstolze den Welthandel und ist auch

viel zu träge, ihn lebhaft zu betreiben. Die Türkei beherrscht Länder, welche reiche Producte haben und welche der Waarenstrom aus dem südlichen Asien durchzieht: der Osmane nimmt den Gewinn mit, der ihm in den Weg kommt, er ist Kaufmann aus Zufall und nicht aus Neigung oder Anlage. Die orientalische Ausbeutungssitte ist im türkischen Reiche in das vollendetste System gebracht, und die Folge war, daß der Türke Völker und Länder unfruchtbar machte, auf welche seine harte Faust sich legte.

Seine großen Regenten im 15. und 16. Jahrhundert wußten nur die militärische Kraft ihres Reichs zu organisiren und in Bewegung zu setzen; in Ackerbau, Handel und Gewerben pflanzten sie keine fruchttragenden Saaten. Als die kriegerische Energie nachließ, welche Güter von allen Seiten zusammenraubte, brach unaufhaltsam der Verfall herein. Der Kleine wie der Große suchte Schätze aufzuhäufen, die er geizig bewahrte, um im Nothfalle die Angriffe der Gewalt abkaufen zu können, denn keine gesunde Rechtspflege sicherte ihm das Eigenthum. Immer nur Producte verkaufen gegen baares Geld und das todte Kapital anzusammeln, das war, wie in Indien, auch in der Türkei die Politik der Großen. Das Land leerte sich aus und erhielt keinen belebenden Zufluß von außen wieder. Ohne die Griechen, Franken, Armenier und Juden wäre auch die Art von Handel, welche sich noch fortsetzte, nach und nach ins Stocken gerathen. Der Boden verarmte, der Handel zog sich aus dem Innern des Landes immer weiter an die Küstenränder zurück; und mit jedem neuen Jahrzehnd konnte man wieder einige verfallene Städte und untergegangene Industrien mehr rechnen.

Das ist die Geschichte des türkischen Reichs in den letzten zwei Jahrhunderten. Mitten in Europa hineingeschoben hat sich der harte trockene Sinn der Türken dennoch der europäischen Geistesströmung nicht geöffnet. Militärische Kraft und Abhärtung ist unleugbar bei ihnen noch vorhanden —, gibt das allein aber in unserer Zeit noch Stoff und Form für einen soliden Staat ab?

Armenier.

Wie oft stößt der Reisende in Kleinasien auf Dörfer, deren Hütten und Nahrungsstand zusammengebrochen sind. Dort hat der Armenier gewirthschaftet, die großen Güter hat er angekauft, zerstückelt und in möglichst kleinen Lappen wieder an den Mann gebracht. Mit dem Gewinn ist er davongezogen und hat statt wohlhabender Bauern eine Menge Gesindels zurückgelassen, das am Hungertuche nagt. Merkwürdig genug hat dies saubere Geschäft, welches unsere Bauern das Gütereinschlachten nennen, auch bei uns einen halb orientalischen Ursprung, jüdische Händler waren darin die ersten und fleißigsten.

Der Armenier ist für den Orient, was der Jude für Europa. Beide sind in alle Welt zerstreut, mit Märtyrergeduld hängen sie an ihrem Glauben, das religiöse Band einigt sie fester und dauernder, als es die glücklichste politische Gemeinschaft vermöchte. Armenier und Juden sind sich auch darin ähnlich, daß sie im Innern ihrer Familien die liebenswürdigsten Eigenschaften entwickeln. In das Haus eines Armeniers, in welchem streng patriarchalische Sitte und unter den Bewohnern Einklang herrscht, tritt man aus dem Raublärm des Orients wie in eine stille schattige Oase. Insbesondere lernt man den Armenier schätzen, wo er in seinem Heimatlande bei dem einfachen Gewerbe des Landbaus verblieben ist.

Der Armenier hat vorzügliche Anlagen, sein Sprachtalent ist fast so groß wie sein Rechnungstalent. Er ist schlau, gewandt und geschmeidig wie ein Aal. Große Ruhe und Geduld, Verständigkeit, Vorsicht, Geiz und tiefes Mistrauen sind seine hervorstechenden Eigenschaften im Handelsverkehr. Als Finanzmann und Großhändler hat der Armenier sich in der Türkei, in den Donauländern bis nach Oesterreich hin, in Arabien, Persien und Indien eine Stellung gesichert —, als Geschäftsführer und Dolmetsch an den Höfen der ganz oder halb orientalischen Großen ist er von keinem zu verdrängen.

Griechen.

Diese bilden den entschiedenen Uebergang vom Orient zum Occident auf dem Mittelmeere. Das elastische Volk, das sich mit unzerstörbarer Regsamkeit über all die reichgezackten Küstenländer und Inseln der östlichen Hälfte des Mittelmeers verbreitet, hat offenbar noch eine große Bedeutung in der Culturströmung, welche sich in unsern Tagen mit verdoppelter Kraft und Frische aus dem Westen in den Orient ergießt. Für seine staatsbildende Tüchtigkeit ist es freilich ein schlechtes Anzeichen, daß es so gar wenig Lust zum geordneten Ackerbau zeigt. Selbst der Türke vernachlässigt nicht schmählicher das Straßenbauen.

Der Grieche hat im Handel eine ungemeine Anstelligkeit und leichte Auffassungsgabe. Er ist regsam, erfinderisch, sparsam und hat das vorzügliche Talent der Juden und Armenier in Geldgeschäften. Dabei besitzt er mehr als alle beide zusammen an Listen und Ränken. Er eröffnet nicht leicht selbständig neue Handelsgebiete, sondern geht den Handelsbahnen nach, welche schon andere vor ihm eingeschlagen haben. Wo der Grieche aber einmal Fuß faßt, da legt er ganz in der Stille seine unsichtbaren Netze aus und zieht seine Fische schon aufs Trockene, ehe sie nur merken, daß sie gefangen sind. Nirgends aber ist der Grieche vortrefflicher als auf dem Mittelmeere im kleinen Handelsschiff, sei es als Capitän oder Matrose. Die höhern nautischen Regeln studirt er

nicht, aber jeden Handgriff auf dem Fahrzeuge, jede Klippe und Strömung kennt er. Wenn irgendwo, so liegt die Zukunft Griechenlands in der Geschicklichkeit seiner Leute zur See.

Juden.

Am weitesten ist etwas von dem eigenthümlich orientalischen Handelsbetrieb in Europa hinein verpflanzt durch die Juden.

Auch sie gelten in Europa für arglistig und zum Betrug geneigt —, im Orient tritt der Jude ganz hinter den Armenier und Griechen zurück und ist ein verachteter Mäkler, Krämer und Handwerker. Er kann sich weder in der Feinheit noch in der Kühnheit der Betrügereien mit jenen messen. Drei Juden gehen auf einen Armenier, drei Armenier auf einen Griechen, und dann bleibt noch ein Dutzend Christen übrig, — sagt man im Orient. Es fehlt dem Juden dort der scharfe Verstand, die rücksichtslose Bosheit, mit denen andere Orientalen raubsüchtig auf alles zuspringen, was ihnen zu Gesichte kommt. Dazu hat der Jude doch zuviel Gewissen und ist auch zu weichherzig. In Europa dagegen gibt ihm der angestammte orientalische Geist immer noch ein Uebergewicht über andere Leute, wozu ihm freilich auch seine unermüdliche Thätigkeit, sein geheimer nationaler Stolz und sein genügsames immer besonnenes Leben gute Dienste thun. Der Grieche und Armenier ist unfähig, einen kosmopolitischen Gedanken zu fassen: der Jude übt nicht blos Gastfreiheit, Duldsamkeit und Großmuth, sondern er erhebt sich auch zu einem freilich etwas kühlen, aber großartigen und die Welt umfassenden Deismus.

Der Geldhandel, der sich selbst zum Zweck hat, ist des Juden Stärke. Was sich hinter dem Tische ohne Fährlichkeit und Unruhe mit spitzer Schlauheit aussinnen und ausrechnen läßt, was dann baar und blank, ohne daß noch weiterer Umsatz nöthig, in die Kasse kommt —, das ist sein Ergötzen, und in dieser Art von Geschäften bewährt er unvergleichliche Aemsigkeit und Umsicht, erhascht nebenbei tausend kleine Profitchen, und hat soviel Takt und einen so feinen Sinn, als sähe und hörte er schon in ferner Zukunft das Gold blinken und klingen, welches mit Sicherheit zu verdienen steht.

Die Juden haben jetzt einen sehr bedeutenden Theil des Kapitals, welches in der Welt Handel und Industrie in Schwung setzt, in ihren Händen. Ihr eigenthümlicher wucherischer Geist durchdringt das ganze moderne Leben. Man könnte in unsern Tagen schon eine Geschichte des Umsichgreifens der jüdischen kalten Blitzgedanken schreiben, welche ätzend und zersetzend auf die überlieferte christliche und germanische Cultur und Gesellschaftsverfassung einwirken, um schließlich dem Romanismus vorzuarbeiten.

Natürlich ist hier immer nur von nationalen Anlagen die Rede. Denn jeder von uns kennt wol selbst nicht wenige jüdische Häuser, deren Handels- und Gewerbsunternehmungen nicht blos ihnen, sondern dem ganzen Lande zu Nutzen und Ehre gereichen, und in deren Familien gastlicher und wohlthätiger Sinn, Harmonie und herzliche Freundlichkeit einheimisch sind. In der Kunst und Literatur gibt es genug Juden, welche sich mit deutscher Geduld, Wahrhaftigkeit und Energie zu schöner Humanität emporgerungen und die Welt mit herrlichen Blüten bereichert haben.

Mit welcher Schärfe aber, mit welcher Ausdauer die nationale Eigenthümlichkeit sich auch im Handel ausprägt, davon bleibt das jüdische Volk für immer ein merkwürdiges Beispiel. Die Juden sind nicht blos heute die Geldmacht: sie waren es schon, als Joseph in Aegypten Pharao's Finanzminister war, als Ezechiel um das zerstörte Tyrus klagte, dessen Ruinen auch die glänzenden Börsengeschäfte seiner dort angesiedelten Landsleute begruben. Doch was sie in Phönizien verloren, erreichten sie hundertfältig in Alexandrien wieder. Von Aegypten aus vermittelten sie schon vor Jerusalems Zerstörung den Austausch der indischen Waaren gegen baar Geld. Zahlreiche Zollpächter unter den Römern, die Syrier in den Handelsstädten des frühern, die kaiserlichen Kammerknechte des spätern Mittelalters waren immer wieder die Wechsler und Bankiers aus demselben Volke der Juden. Keine noch so grimmige, noch so andauernde Verfolgung und Erniedrigung konnte in ihnen den eigenthümlichen Handelsgeist ersticken: bis sie zuletzt durch ihre Virtuosität in der bloßen Geldwirthschaft zu Mitherrschern, in mancher Beziehung zu Alleinherrschern in der modernen Staatsbewegung geworden sind.

Näher, als es auf den ersten Anblick scheint, hängt mit diesem Triumph der Geldwirthschaft zusammen die Zerstückelung so vielen Grundeigenthums und seine Verwandlung in bewegliche Geldwerthe, die Ablösung der bäuerlichen Lasten, die fort und fort gehende Arbeitstheilung und endlich die Heftigkeit und Zuversicht, mit welcher communistische Lehren, die ja niemals ganz erstorben waren, in unsern Tagen auftreten. Die Weltgeschichte benutzt wunderbar zu ihrem Gewebe auch die nationale Vorliebe der kleinen wie der großen Völker, sie wird auch aus dem germanischen Geiste, der auf das genossenschaftliche Aufbauen großer Institutionen angewiesen ist, die Gegenmittel gegen scheinbar unbesiegliche Gefahren hervorrufen.

Marie Bluntfield.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Von

Arnold Ruge.

(Erſten Actes zweite Hälfte.)

Sechster Auftritt.

Königin und ihre vier Geſpielinnen: Maria Fleming, Maria Livingſtone, Maria Beton und Maria Seton, die hereinkommen.

Maria Beton. Nun, endlich iſt er fort, der ſaure Pfaffe!
Königin. Was hab' ich hören müſſen! Welch ein Wahnſinn
Bewegt den Odem dieſes rauhen Sohns
Des Aufruhrs gegen Papſt und Königsmacht!
Und wie kann Murray, meines Vaters Sohn,
Und wie ſo mancher Edle ſeinen Stolz
Und ſeine Herrſchſucht ſich gefallen laſſen?
Mit ihnen muß ich oder gegen ſie
Die Herrſchaft führen, und nun ſoll ich ſelbſt
Gar unter ihnen einen Herrn mir wählen.
Maria Fleming. Ich nähme einen Prinzen, keinen Lord.
Maria Beton. Ich einen hübſchen Jungen, der mir folgte,
Daß ich die Königin und er mein Ritter!
Königin. Lord Mowbray rühmt mir Bluntfield, ſeinen Freund,
Er liebe Frankreich, er ſei ſchön und geiſtvoll.
Und Bluntfield's ſchöne Gattin ſcheint Lord Mowbray
Selbſt ſehr zu rühren. Hier iſt noch Natur!
Das Gift der Zeit, das allen heitern Sinn,
Das Lieb' und wahre Leidenſchaft zerſtört,
Das Schönheit, Kunſt und ungezwung'ne Sitte
In eine Welt voll Heuchelei verdreht, —
Dies Gift hat ihren Kreis noch nicht erreicht.
Und Mowbray rieth mir ernſtlich zu, dies Paar
An uns zu zieh'n. Vielleicht erheitert's uns,
Vielleicht ergötzt es uns ſogar, wenn wir
Hier mitten in der Wüſte einmal wieder
Mit art'gen Männern und mit ſchönen Frauen
Ein wenig ſcherzen und mit Liebe tändeln.
Maria Beton. Da wäre unſ're Jagd in Kinroß wol
Ein hübſcher Anfang. Denn beim Spiel der Jagd
Und Abends bei der ſcherzenden Erholung
Nach einem abenteuerlichen Ritt
Zeigt jedes ſich mit unbefang'ner Art.
Sie ſpielen nicht wie ſonſt die ſchale Rolle,
Die ſie ſtudirt, und lernen frei zu ſein.

Königin. Ein guter Einfall, Mary, doch vorher
Muß ich sie seh'n, damit wir unsern Tag
Uns nicht durch falsche Wahl verderben! Ach!
In diesem trüben Lande müssen wir
Mit heitern Tagen geizig sein. Das Grau
Des Himmels reißt so selten, um der Sonne
Den Durchblick auf die Erde zu eröffnen.
Und die Gemüther dieses Volkes sind
So finster wie die Wolken und der Nebel,
Die unabläßig ihren Blick umfloren.

(Königin nimmt den Arm der Beton. Die drei andern folgen ihr, ebenfalls Arm in Arm.)

Siebenter Auftritt.

Craighouse, Lord Bluntfield's Schloß. Marie und Robert Bluntfield.

Marie. Du suchst das Fenster, Robert, und siehst ängstlich
Nach allem aus, was sich dem Schlosse naht;
Was ist's, das du erwartest oder fürchtest?
Da uns kein Feind bedroht, so könnt' ich denken,
Du sähst nach einer ungeleg'nen Freundin,
Die meine frühe Rückkehr noch nicht weiß;
So wenig ist dein Geist bei mir und wartet
Dein lieber Blick auf meinen, der ihn sucht,
Und ihn schon lange festzuhalten wünscht.
Denn wahrlich, es ist hart, von dem Geliebten,
Den man besitzt, getrennt durch Land und Meer,
Einsam in eitler Sehnsucht hinzuschmachten.
So ist nun dies die herrliche Erfüllung
Des schönen Traumes, der mich lang getäuscht,
Die neue Wirklichkeit des alten Glückes,
Das mir dein glänzend Aug' entgegenbringt?
Mit jedem Blicke geiz' ich, den du thust:
Denn deine Seele sendet er hinaus.

Robert. Mein Theures, wie dein Vorwurf mich beglückt!
Mit eifersücht'gen Schmerzen mahnst du mich,
Daß ich dir meine Sorgen vorenthielt.
Mit Ungeduld und Unruh' wart' ich nun
Drei Tage schon auf Mowbray, unsern Freund;
Von Edinburg und uns'rer Königin,
Der jugendlichen Herrscherin von Schottland,
Die huldreich sich nach mir erkundigte,
Versprach er mir mit Nachricht herzukommen,
Wie er sie findet. Dies ist wichtig; ja,
Wenn sie sich fügen wollte, wie die Zeit
Es mit sich bringt und Schottland es erwartet
Sie könnte Ruhm erwerben und dem Volk
Aus wilden Stürmen ein Erretter sein.
Und sie verdiente, daß man ihre Hand,

Die milde Frauenhand, am guten Werke
Mit männlichem Beharren ſtärk' und ſtütze.
Ich wart' auf Mowbray, daß er mir's verſich're;
Nun ſiehſt du, daß er ſich bedenklich ſäumt.

Marie. Bedenklich? Konnt' er in drei Tagen ſeh'n,
Wie ſie geſonnen, wie ſie bleiben wird,
Ob ſie es ehrlich mit dem Frieden meint,
Der uns vor blut'gem Rückfall an den Papſt
Und ſeine Scheiterhaufen ſchützt? Vielleicht
Iſt ſie in Wahrheit nicht ſo mild und gütig,
Als ihre Jugend, ihre Schönheit ſie
Von fern erſcheinen laſſen. Doch ich glaube,
Auf Mowbray's Urtheil darfſt du ſicher bauen.

Robert. Gewiß. Die Zeit iſt grade nicht auf Treue
Und Glauben eingerichtet, der Verfall
Des Alten reißt ſo manchen Schwächling nieder,
Und läßt im Schutt ihn keinen Anhalt finden,
So glänzend auch der Wahrheit Sonne ſich
Daraus erhebt. Drum brechen alle Bande
Der Menſchen und der freundlichſte Genoſſe
Steht morgen in dem Lager deiner Feinde,
Wenn er dem Trug, wenn du der Wahrheit folgſt.
So mächtig iſt der Böſe, wenn es gilt,
Das Reich der Finſterniß ihm zu verkürzen.
Doch Mowbray hab' ich lange Jahr' erprobt,
Er iſt ein Mann, er denkt und ſieht voraus,
Und, was vor allem ihm mein Herz gewinnt,
Er iſt beharrlich, wenn er ſich entſchieden.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Mowbray.

Mowbray begrüßt die Hausfrau und küßt ihr die Hand.

Marie. So ſind Sie endlich da! Wir warteten
Mit Schmerzen. Doch ich finde Sie bewegt
Und angegriffen.

(Indem ſie ihre Hand zurückzieht und ihn mit einer Bewegung derſelben zum Sitzen einladet.)

Bringen Sie uns Gutes?

Mowbray. Maria, Robert, theure Freunde, ja,
Der Augenblick des Wiederſeh'ns bewegt mich,
Und was ich auf dem Herzen hab' und kaum
In Worte faſſen kann, es iſt voll Ahnung
Und voll Verhängniß. Denn den Königen
Naht ungeſtraft nicht leicht ein ſchlichter Mann,
Und dieſe Königin iſt gar der Zauber,
Iſt die Verblendung ſelbſt — für alle Männer,
Die nicht ein mächt'ger Gegenzauber ſchützt.

Robert. So hört' ich dich noch niemals ſprechen, Heinrich.
Wie? Sollte dein geſtähltes Herz zuletzt
Und ſo verhängnißvoll verwundet ſein?
Mowbray. Das ſagt' ich nicht; doch hörte ſie mich gnädig,
Und hat zuletzt noch gnäd'ger mich entlaſſen.
Denn als ich eure Lieb' und euer Glück
Ihr pries und unſ're Hoffnungen zu ihr
Mit einflocht, wünſchte ſie und trug mir auf,
Sie ſelber zum Beſuch bei euch zu melden.
Marie. Die Königin Maria? Nun, wir waren
Darauf nicht vorbereitet. Sagten Sie,
Wir ſeien Proteſtanten, weiß ſie das?
Mowbray. Sie weiß es, und es ſcheint, ſie wünſcht die Beſten
Und Edelſten in ihrem Reich zu ſeh'n,
Um einen Proteſtanten zum Gemahl
Und König zu erhöh'n.
Robert. Es wäre klug,
Doch iſt es viel zu gut, um wahr zu ſein.
Marie. Mit ſolcher Abſicht kann ſie nicht zu uns
Nach Craighouſe kommen oder meinſt du, Robert?
Robert. Die Abſicht wäre harmlos —
Marie. Wär' empörend!
Mowbray. Die Abſicht dürft' ihr weiter nicht bezweifeln,
Denn grad' heraus, ſie hat es mir vertraut.
Marie. O ja, man hat ſchon oft gehört, daß alles,
Was ſonſt für heilig galt, zum Heil des Staates
Entheiligt wurde. Dieſe Königin
Drängt wie ein böſer Dämon ſich zu uns;
Ich ſeh's im Geiſte, wie ſie dieſes Haus
Bei ihrem Eintritt aus den Fugen rückt:
Die Wände berſten, und Getrümmer lagert
Hohläugig um den Fels, den jetzt mein Schloß
Wie eine Diamantenkron' umſtrahlt.
Es gibt ein Unglück! — Wär' es da nicht beſſer,
Wir ſchlöſſen unſ'res Hauſes Pforten zu?
Wie wär' es, Robert, ließ' es ſich noch thun,
Daß wir die Gnad' in Demuth uns verbäten?
Robert. Wie wär' es möglich? So bedenke doch — —
Mowbray (vom Fenſter). Dort kommt ein Reiterſchwarm den Weg herauf,
Und eine Dame ſprengt ihm weit voran.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Diener.

Diener. Die Königin geleitet man ins Schloß.
Befehlt Ihr, Herr?
Robert. Ich werde ſie empfangen.
(Mit dem Diener ab.)

Marie. Das ist nicht recht, es ist ein Ueberfall,
Sie nimmt mein Haus mit Sturm.
Mowbray. Das Haus
Wird sie nicht nehmen und der Hausherr sollte
Sich durch den eiteln Glanz nicht blenden lassen.
Marie. Er soll' es nicht. O Heinrich, meine Ahnung!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Robert Bluntfield die Königin hereinführend.

Königin. Darf ich, Mylady? Euer gastlich Dach
Lockt in der Hitze so verführerisch
Zur Einkehr in den Schatten und ich hörte
Soviel von Euch und Eures Hauses Glück,
Daß ich mein eigen Unglück gern bei Euch
Vergäße und mir neue Hoffnung holte.
Denn was wir Gutes wirklich vor uns seh'n,
Das gibt uns Muth, es selber zu ergreifen.
Marie. Die gute Meinung, Majestät, ist ehrend
Für uns, wir wissen diese gnäd'ge Einkehr
Mit Dank zu schätzen. Und gefällt es Euch,
So führ' ich Euch zur Ruh' in meine Zimmer,
Damit Ihr Euch von Eurem Ritt erholt,
Und mir vertraut, womit ich Euch bediene.
(Die Königin nimmt den Arm der Marie, sie gehen ab.)

Elfter Auftritt.

Robert Bluntfield. Heinrich Mowbray.

Robert. Das nenn' ich eine Königin! Kein Maler
Könnt' eine schön're, edlere Gestalt
Erdenken, sie gebietet nicht, sie führt
Mit Leichtigkeit der Menschen Sinn gefangen,
Und lenkt sie wie im Spiel; man sieht's ihr an,
Sie wurde auf dem Thron für ihn geboren.
O Heinrich, wenn nur nicht der rohe Zwist,
Der unsern Adel stets in Waffen hielt,
Dies schöne Frauenbild entstellt und bricht!
Mowbray. Drum sorge man, daß es in sanfte Hände,
Und nicht an eine rohe Faust gerathe.
Robert. Ich muß die Cavaliere seh'n, verzeih'! (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Mowbray (allein). Das war's! Wie konnt' es anders sein? Er fühlt
Die Krone schon auf seinem Haupt und sie,
Die schöne Königin, in seinen Armen.
Marie, Maria! O ich tauschte nicht.
Ich weiß es besser, wo die Perle wohnt;

Und bin ich's denn nicht werth, daß dieſe Einſicht
Mir deine Liebe lohnt? Wol hab' ich ihn
Verſucht und an die Zauberin verrathen:
Doch gab es keinen Weg als dieſen, keinen,
Um euch zu trennen und uns zu vereinen.
Du reines Herz, dir ahnt der Frevel nicht,
Mit dem du hergewendet werden mußt,
Denn deine Liebe will ich — o Marie!
Wenn es ein Gott für mich vollbringen wollte,
Wie gerne legt' ich rein die Freundeshand
Auf deine Stirn, wenn du um ihn geweint!
— Es ficht mich an, mir iſt nicht wohl dabei!
So kehrt der gute Geiſt des heil'gen Gaſtrechts
Noch einmal auf des eig'nen Tempels Boden
Sein ernſtes Angeſicht mir zu und droht. —
Was iſt es denn? Noch iſt ja nichts geſcheh'n!
Noch nicht: doch es geſchieht, und die Verwirrung
Iſt unvermeidlich. Sollt' ich feige nun
Die ſchöne Frucht der Löſung nicht genießen?
Aus Tugend und aus Wankelmuth verlor
Schon mancher Glück und Leben. Halb iſt nichts!
Das darf mir nicht begegnen; nein, Marie,
In mir ſollſt du den ſichern Beiſtand finden,
Der ritterlich im Zweifel und im Zorn
Dich aufrecht hält und deinen Dank verdient.

(Mowbray ſchellt, Laſſy tritt ein.)

Dreizehnter Auftritt.

Mowbray. Laſſy.

Laſſy. Es iſt kein Diener ledig, Euer Gnaden,
Die Königin und ihr Gefolge jagen
Sie überall im Schloß umher, ich ſelber
Bin ſehr beſchäftigt; doch was ſteht zu Dienſten?

Mowbray. Dich grade wünſcht' ich, ſchöne Laſſy, du
Allein biſt fein genug für meinen Auftrag.

Laſſy. Sie ſind verbindlich, ich bin gar nicht fein.

Mowbray. So biſt du treu, das iſt genug, nun höre!
Dies Bild (gibt ihr ein kleines Bild)
erkennſt du wol?

Laſſy. Die Königin!

Mowbray. Sie gab es mir, ich ſollt' es deinem Lord
In ihrem Namen überreichen: doch
Ich fand ihn nicht allein und find' ihn ſicher
Nun immer nur in dem Gewühl des Tages.
Gib es ihm ſelbſt, vielleicht erſt morgen, Laſſy.

Laſſy (ſieht auf das Medaillon). Wie ſchön ſie iſt, ja, ſie iſt Königin;
Wir andern werden ausgelöſcht vor ihr

Wie vor der Sonne all die kleinen Sterne.
Doch sagen Sie, Lord Mowbray, ist es wahr,
Soll ich ihm wirklich dieses Bildniß geben?
Die gute Lady!

Mowbray. Ich versteh' dich nicht,
's ist eine Gnade unsrer Königin.

(Lassy verbeugt sich mit einem schlauen Lächeln und geht.)

Mowbray. Sie wird es sicher ihrer Herrin zeigen! (ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Königin von Lord Bluntfield, Marie Bluntfield von Lord Mowbray geführt. Gefolge der Königin, Damen und Cavaliere in Jagdkleidern.
Vom Hofe herauf hört man die Jagdhörner der Königin als ein Signal zur Abreise.

Königin. Mylady und Lord Bluntfield, meinen Dank
Für gastlichen Empfang, für Ruh' und Pflege
In Craighouse, dessen Ruhm und Glück ich gerne
Vermehren möchte, wenn es möglich wäre.

Robert. Sie sind vermehrt durch uns'rer Königin
Besuch und Wohlgefallen an der Einkehr,

Marie. Die unerwartet kam und allzu schnell —

Robert. Durch Eure Majestät beendigt wird.

Königin. Lady Marie, wir geh'n zur Jagd nach Kinroß,
Da hoffen wir, Sie werden den Besuch
Auf unserm Jagdschloß freundlich uns erwidern,
Und statt des stillen Glücks von Craighouse sich
Einmal dem rauschenden Gewühl der Jagd
Mit Ihrem Herrn und Eh'gemahle widmen.

(Marie verneigt sich.)

Und Sie, Lord Mowbray, woll'n Sie uns begleiten?

(Königin ab. Alle begleiten sie. Bald darauf hört man den Zug aus dem Schloß reiten und die Jagdhörner einen Marsch blasen, der dann in der Ferne verhallt.)

Funfzehnter Auftritt.

Lady Mary und Lassy kommen.

Marie. Du irrst dich, Lassy, dieses Bildniß wäre
Dem Lord bestimmt? Es muß für mich gemeint sein;
Wie könnte sie so deutlich und verbindlich — —
Und welch ein reiches königliches Bild!
Wie jugendlich, wie weich und schön die Züge!
Wem sie es schenkt, der muß, der ist — o nein!
Sie soll es ihm nicht schenken; er soll kalt
Die große Gülte überseh'n und tief
Sie kränken für den Leichtsinn, uns're Liebe
Für nichts zu achten gegen Kron' und Schönheit.
Komm, Lassy, sei mir treu und schwöre mir,
Du woll'st es nie entdecken, daß ich's nehme
Und zürnend hier den Flammen überlief're.

(Wirft das Bild ins brennende Kaminfeuer.)

Laſſy. Ha! gnäd'ge Frau!
Marie. Was iſt? Du willſt es nicht?
Nicht ſchwören und nicht treu ſein? Kind, du mußt!
Laſſy. Mein Gott, es wurde mir ja anvertraut;
Wenn nun der Lord von dem Geſchenke hört,
Wenn ihm Lord Mowbray meinen Namen nennt?
Marie. Ich ſchütze dich, du weißt, daß ich's vermag.
Und ſo mein Recht und meinen Ehebund,
Sei es mit Flammen, ſei's mit Schwert und Dolch,
Zu ſchützen, das iſt mein entſchloſſ'ner Wille.
Jetzt reit' ich gerne zu der Jagd nach Kinroß:
Denn dort muß dieſe Flamme ſie entzwei'n,
Die jetzt ihr buhleriſch Geſchenk verzehrt.
Und nun gib mir die Hand und halte Wort.
Laſſy. Was hab' ich denn verſprochen, theure Lady?
Marie. Zu ſchweigen gegen deinen Herrn, den Lord.

(Laſſy ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Marie Bluntfield. John Knox.

Knox. Ich komme, Lady, nach Craighouſe und bitte,
Mir Euer gaſtlich Obdach zu gewähren.
Ich reiſe predigend das Wort des Herrn,
Zu den Gemeinden Eurer Nachbarſchaft.
Lord Bluntfield, hoff' ich, iſt daheim und wohl.
Marie. O Knox, Mann Gottes, der Euch zu mir ſendet,
Wie ſeid Ihr mir willkommen in der Noth!
Knox. Euch in der Noth? Was iſt es, das dein Glück,
Du glücklichſte der Frauen, trüben könnte?
Marie. Ihr kennt die junge Königin, die Schlange —
Knox. Die Schlange, ja, die ſchmeichelnd uns verſuchen,
Entzwei'n und wieder unterjochen will,
Ich kenne ſie, das Unglück unſers Schottlands!
Marie. Und dieſes Hauſes Unglück: denn ſie kommt
In meiner Ehe Zwietracht auszuſä'n.
Knox. In Eurem Hauſe? war ſie hier bei Euch?
Marie. Soeben ritt ſie wieder fort nach Kinroß.

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Robert Bluntfield.

Robert. Willkommen in Craighouſe, hochwürd'ger Herr!
Ein Gaſt drängt heut den andern, das iſt ſchön!
Und einer immer größer als der and're.
Knox. Ihr meint doch nicht die Stuart, edler Herr,
Mit der ich nichts gemein zu haben denke?
Denn wo ſie groß iſt, will ich gar nichts ſein.

Robert. Ihr ſeid zu ſtrenge, dieſes ſchöne Weib,
So ſanft und ſo gefügig, denkt daran,
Sich einem Manne aus den Reih'n der Unſern,
Sich einem Reformirten zu vermählen.
Und ſo hat aller Hader denn ein Ende.

Knox (ſteht auf). Mylord, der Böſe blendet Euern Geiſt,
Das kann nicht ſein, das kann nur Lüge ſein.
Ich kenne ſie; ich hab' ſie weinen ſeh'n,
Als ich ihr deutlich ſagte, daß die Macht
Des Wahnſinns, uns das Evangelium
Zu rauben, ihr für immer ſei entriſſen.
Die Guiſen ſelbſt, ſie können im Papismus
Verſtockter nicht als dieſe Stuart ſein.

Robert. Und wenn ich bündige Beweiſe hätte?

Knox. Das läßt ſich nicht beweiſen, edler Herr,
Es hieße einen Wolf zum Lamme machen.
Glaubt mir, mit aller Heuchelei ſä't ſie
Nur Blut und Thränen, und es gibt in Schottland
Nur Eine Rettung, die Partei des Volks
Und unſers Glaubens. Mit der Königin
Zu geh'n, iſt das Verderben: denn der Herr
Iſt ein geſtrenger Herr und ſtraft den Abfall
Von ſeiner Sache an dem höchſten Haupt
Und allen, die dem Irdiſchen vertrauen,
Nachdem ſein ew'ges Wort verkündigt iſt.
Bedenkt's, und haltet feſt und treu zuſammen,
(legt ihre Hände ineinander)
Und bauet nicht auf Fürſten, nur auf Gott!

Ein Diener, der hereintritt, trägt ihm das Licht vor und führt ihn in ſein Gemach. Marie ſinkt Robert an die Bruſt.

Der Vorhang fällt.

Literatur und Kunst.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Wie jede Gegend ihr charakteristisches Gepräge zeigt, wie der Rheinwein sich vom Moselwein und dieser sich wieder vom Traubensaft des Neckar unterscheidet, so sind auch bei den wahren deutschen Dichtern je nach ihrer Heimat die charakteristischen Merkmale zu erkennen, die ihren Dichtungen die besondere Gestalt und Farbe geben. Wirkt doch die Art des Bodens auf den Duft der Blumen ein; warum sollte die Poesie, diese Wunderblüte des geistigen Lebens der Menschheit, nicht auch von den Einflüssen, welche Natur, Geschichte und Sage auf den Dichter üben, ihr eigenthümliches Aroma empfangen? Der Rhein ist die Krone der deutschen Ströme, das Rheinthal ein wahrer Garten Gottes. Der Rheinländer besitzt denn auch eine große Innigkeit und Tiefe des Gemüths, eine Wärme für alles Schöne und Edle in Welt und Leben, eine Vorliebe für Geschichte und Sage und eine Anhänglichkeit an alte Sitten und Bräuche, wie sie in diesem Grade bei keinem andern deutschen Stamme gefunden werden. Und diese Eigenschaften begegnen uns auch in der rheinischen Poesie; wir finden sie ganz besonders bei Wolfgang Müller wieder, den einer unserer ersten Kritiker höchst treffend den wahrhaften Poeten des Rheinlandes genannt hat. Müller ist stolz auf diese Bezeichnung und er hat Recht. Die Rheinfranken haben eine große Geschichte und ihr Ruhm wird von Kunst und Literatur laut genug gepredigt. Allen zusammen ist die Vorliebe für das volksthümliche Element eigen, die eben durch die Heimat bestimmt und genährt wird. Ja wir möchten behaupten, daß bei ihnen eine überwiegende Hinneigung zum Epischen zu finden ist, die nicht im allgemeinen Umschwung aller Verhältnisse und Ansichten, sondern in einem innern Zuge begründet ist. Karl Simrock ist ausschließlich Epiker; Alexander Kaufmann, Gustav Pfarrius und Adelheid von Stolterfoth haben meistens aus Geschichte und Sage der Heimat die Stoffe zu ihren Dichtungen geschöpft, und auch Wolfgang Müller erwirbt sich mehr und mehr durch seine größern epischen Arbeiten Anerkennung, ohne daß damit behauptet werden soll, daß er als Lyriker minder bedeutend sei.

Zunächst werden wir ihn als solchen zu betrachten haben. Seine „Gedichte", die unlängst in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage bei Karl Rümpler in Hannover erschienen sind, fanden im politischen Lärmen des Jahres 1848 nicht die Beachtung, welche sie eigentlich verdient hätten. Man hatte damals andere Dinge zu lesen als Dichtungen, die zu den Tagesfragen in keinerlei Beziehung standen. Die nöthig gewordene zweite Auflage beweist aber doch, daß ihre Bedeutung nach und nach gewürdigt wurde, wozu der Beifall mitwirkt, den Müller's übrige Schriften seither gefunden hatten. Er theilt seine Gedichte in zwei Abschnitte. Der erste führt den Titel: „Mein Herz ist am Rhein". Es ist ein Liederbuch voll Sang und Klang, daß die Componisten ihre Freude daran haben. Hier tritt Müller als specifischer Dichter seiner Heimat auf und zwar eröffnet den Reigen sein vielgesungenes Lied: „Mein Herz ist am Rhein".

Es sind 212 größere und kleinere Dichtungen, meist frisch und fröhlich, warm und innig empfunden und ebenso wiedergegeben. Man sieht, daß die zum Ausdruck gekommenen Stimmungen nicht künstlich hervorgerufen, sondern vom Augenblick geboren und dann zum Liede verkörpert worden sind. Daher fließen die Verse auch so glatt wie goldener Rheinwein dahin. Müller ist überhaupt Meister in der Form. Ebenso groß ist seine Virtuosität, für jede Stimmung den richtigen Ausdruck zu finden und durch treffende Bilder den Eindruck zu verstärken, den seine klang- und melodienreichen Lieder auf uns machen. Die Schilderung der Waldeinsamkeit auf S. 131 ist ein vollendetes poetisches Bild, das überall den Eindruck von vollständigster Harmonie gewährt. Den heitern Klängen, wie sie sich in den Weinliedern finden, gesellen sich trübe zu, wie Nr. 71 auf S. 73 beweist; doch bleibt die Heiterkeit im Ganzen vorwiegend.

Der zweite Theil: „Gedenk' verschollener Tage", ist ein Erinnerungsbuch verwehter Zeiten. Im „Stillleben der Natur" entwickelt Müller seine Meisterschaft in Naturschilderungen, die ja nach Humboldt den Germanen vorzugsweise eigen sein soll. Ihnen folgen Sonette, Elegien, Begegnungen, deutsche Grüße, Gestalten, Meditationen und Klänge von Haus und Herd. Die heitere sinnige Seite des Lebens schlägt vor. Wir finden hier wenig oder gar nichts von dem in letzter Zeit so beliebt gewordenen Weltschmerz. Müller's Leben bot meistens lichte Momente dar und so prägen seine Dichtungen, die ja das Leben abspiegeln sollen, diese glückliche Situation aus. Besonders erfreulich berühren uns die deutschen Grüße, diese Huldigungen, den Geistesheroen unsers Volks dargebracht. In dem Liede an Uhland haben wir den Gebrauch eines Provinzialismus zu tadeln. Die Bezeichnung Spörkel für Februar ist in der Poesie nicht zulässig. Uns fiel dieser Kothmonat unangenehm in den klaren Wellen des schönen Liedes auf. Im Allgemeinen jedoch werden die Kritiker an Müller's Sprache nicht viel auszusetzen finden. Er weiß sich recht in unsere Herzen einzuschmeicheln und wird gewiß ein Liebling der Frauenwelt, der Uhland und Geibel so nahe stehen.

In der „Lorelei", die jüngst in dritter Auflage bei Du Mont-Schauberg in Köln erschienen ist, erschließt uns der Dichter den ganzen reichen Schatz der rheinischen Sagen in eigenen Bearbeitungen, durch werthvolle Anmerkungen erläutert, die uns namentlich den historischen und mythologischen Gehalt der einzelnen Sagen erschließen. Die erste Auflage enthielt nur 70 Sagen, während die zweite und dritte mehr als 120 Balladen aufzuweisen hat, sodaß das Werk nunmehr als ein wirkliches Sagenbuch des Rheinlandes betrachtet werden kann. Die Dichter haben hier ein Privilegium: denn während beinahe alle deutschen Gauen Sagensammlungen in Prosa zum Gebrauche der Forscher zeigen, ging der Rhein leer aus, wahrscheinlich, weil man sich die Rheinsagen nicht ohne die poetische Fassung denken kann. Nun wohl! J. W. Wolf hat in der Vorrede zu seinen „Hessischen Sagen" die Wichtigkeit der poetischen Bearbeitung anerkannt, die den andern strengern Aufzeichnungen den Weg bahne. Da nun Müller, der Mahnung J. Grimm's eingedenk, die Sage vor einer zu harten Berührung bewahrt hat, und er Verständniß ihres Geistes genug besitzt, um nicht in der poetischen Fassung den eigenthümlichen Duft und Farbenglanz von ihr zu frei-

sen, so können wir uns mit diesem Sagenbuche um so eher begnügen, als in den Anmerkungen die Quellen angegeben sind. Hier ist Müller's Offenheit anzuerkennen, mit der er von seinem Thun und Lassen Rechenschaft ablegt. Er verschweigt keine Zuthat, keine Abänderung oder Verpflanzung, was andern Sagendichtern zum Muster dienen möge, die ihre Stoffe als ein herrenloses Eigenthum betrachten und der Ansicht sind, ihnen eine beliebige Gestalt oder Heimat geben zu dürfen. Der Inhalt von „Lorelei" zerfällt in vier Theile: mythische Sagen, Heroensagen, historische und aus der Stimmung des Dichters hervorgegangene Sagen. Erstere gehören theils den Alemannen, theils den Franken an, die ihre Sitze im Rheinthal hatten. In den Heroensagen begegnen uns die Hauptgestalten unsers Heldenbuchs, während wir in den historischen Sagen mit Befriedigung die nationale Gesinnung des Dichters wiedererkennen. Das Buch ist nicht allein ein trefflicher Reisebegleiter, es ist auch eine Mitgabe für Schule und Haus, wohl dazu geeignet, die Vaterlandsliebe rege zu halten und durch die Erinnerung an eine große Vorzeit das Selbstgefühl, das Bewußtsein zu wecken, daß ein Volk mit einer solchen Vergangenheit auch eine große Zukunft haben müsse. Die Bewohner des Rheinthals griffen zu allen Zeiten bedeutungsvoll in die Geschichte des deutschen Reichs ein und so begegnen uns auch in seinen Sagen eine Menge großer und gewaltiger Züge, die in so trefflicher Bearbeitung dem Volke nicht verloren gehen werden.

Wolfgang Müller's rheinisches Märchen „Prinz Minnewin" (2. Auflage, Köln, Du Mont-Schauberg) ist ursprünglich in Spanien geboren und vom Dichter nur an den Rhein verpflanzt worden. Prinz Minnewin, Sohn des rheinischen Herzogs Fridewin, wird im einsamen Waldschlosse vom ehrwürdigen Weishold erzogen, damit die Liebe sich nicht in sein Herz schleiche. Das geschieht nun doch, da die Thiere reden, wenn die Menschen davon schweigen. Eine Taube, die sich vor den Krallen des Habichts in Minnewin's Zimmer gerettet hat, berichtet diesem, der die Vögelsprache versteht, was die Liebe sei. Jetzt erwacht die Sehnsucht im Herzen des Prinzen. In dumpfes Brüten versenkt, hat er Essen und Trinken vergessen, bis die Taube wiederkehrt und ihm von einer schönen Maid erzählt, die im Maienstrahl der Blumen wartet. Die Schilderung, welche die Taube von ihrem Liebreiz macht, schürt die Glut im Herzen Minnewin's zu hellen Flammen an. Er schreibt ihr ein zärtliches Briefchen, das die Taube überbringt. Nachdem letztere mit dem Bildniß des schönen Mädchens zurückkehrt, entflieht Minnewin der Waldeinsamkeit, um die Geliebte zu suchen. Er besteht eine Menge Abenteuer, bis er mit Hülfe von Faust's Zaubermantel an den Rhein kommt und dort sich mit ihr vermählt. Dieses der Inhalt des Märchens, das als solches viele wunderbare Züge enthält und auch eine größere Weichheit des Tons nöthig machte. Nichtsdestoweniger wird das Gedicht vielen Beifall finden, da es an zarten poetischen Schilderungen reich ist und Stellen enthält, die den Besten der mittelalterlichen Lyrik zur Seite gestellt zu werden verdienen, wie z. B. die Darstellung des Waldlebens oder der Brief, den Minnewin an die Geliebte schreibt ꝛc.

An dieses Märchen schließt sich eine poetische Dorfgeschichte „Die Maikönigin", die zwar schon 1852 bei Cotta in Stuttgart erschienen ist, auch damals bereits eine anerkennende Besprechung in diesen Blättern fand, der

Vollständigkeit halber jedoch hier nochmals kurz erwähnt werden mag. In dieser Dichtung war Müller bestrebt, den Hort rheinischer Sitten und Bräuche, wie Weinlese, Maifest und Martinstag, die tief in das graue Heidenthum zurückgreifen und mit dem Volksglauben unserer Väter zusammenhängen, im Liede auszumünzen. Indem er uns den Kreislauf des Jahres mit seinen ländlichen Beschäftigungen, Festen und Spielen vorführt, macht er denselben zum Hintergrund einer allerliebsten Herzensgeschichte, die durch Wärme des Gefühls und Innigkeit der Sprache fesselt. Müller hat mit diesem Gedichte gezeigt, wie das epische Idyll zu bearbeiten ist. Ohne glänzende Farben, ohne drastische Mittel, die in Poesie, Malerei und Musik so beliebt sind, wirkt er durch das Schlichte, Einfache und Natürliche, das uns um so wärmer berührt, als wir fühlen, daß diese Gestalten wirklich dem Leben angehören.

Das neueste Epos Wolfgang Müller's ist eine rheinische Kleinstädtergeschichte „Der Rattenfänger von St.-Goar" (Köln, Du Mont-Schauberg), reich an phantastisch bunten Bildern und voll echter rheinischer Romantik, die uns anspricht wie die Farben an den gemalten Fenstern der Burgen und Dome. Auch hier bietet eine Herzensgeschichte den Grundzug des Epos; an sie reihen sich aber eine Menge duftiger Schilderungen, die durch ihren humoristischen Ton uns angenehm berühren. Nn.

Belletristik.

Bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig erschien: „Memoiren eines Spanischen Piasters. Herausgegeben von Elpis Melena" (2 Bde). Die Ausstattung des Buchs ist wie bei allem, was diese Firma veröffentlicht, vorzüglich. In diesem Falle thut es einem fast leid um das saubere Velin und die schönen scharfgeschnittenen Lettern; das graue Papier und der stumpfe Druck, womit die Ritter- und Räuberromane von ehedem sich zu produciren pflegten, würden dem innern Werthe dieses Opus bei weitem angemessener gewesen sein. Es ist eine wüste Anhäufung von allerhand Abenteuern, wie dieselben sich im Gedächtniß eines fleißigen Romanlesers so zu sagen von selbst ansammeln, zumal wenn derselbe bei seiner Lectüre nicht eben die strengste Auswahl beobachtet. Wir finden hier alles beisammen, was derbe Nerven, die von ästhetischen Gewissensbissen nicht beunruhigt werden, in Spannung versetzen kann: eine junge spanische Schöne, die unter ihrem Stande liebt und dafür von ihrer eifersüchtigen Stiefmutter ins Kloster gesteckt wird, aber den Tag vor ihrer Einkleidung als Nonne noch glücklich entflieht. Oder vielmehr nicht glücklich: denn sie fällt türkischen Seeräubern in die Hände, wird von ihrem Geliebten getrennt — in dieser Art spinnt der Faden der Abenteuer sich weiter, gerade compact genug, um Leser gewöhnlichen Schlags, die eben nichts als die banalste Unterhaltung wollen, zu fesseln. Dazwischen sind ausführliche Schilderungen aus dem Innern Afrikas eingelegt und auch für Liebhaber von Schlachtbildern und militärischen Scenen ist durch allerhand Episoden aus dem Befreiungskriege der Pyrenäischen Halbinsel gegen die Franzosen Sorge getragen. Diese ethnographischen und geschichtlichen Episoden sind zum Theil ganz lesbar; offenbar ist der ungenannte Verfasser darin mehr zu Hause als auf dem

eigentlich poetischen Gebiet. Doch ist das Ganze so planlos zusammengewürfelt, daß der Eindruck wenigstens für den gebildetern Geschmack nur ein sehr unerquicklicher bleibt. Wie das Buch zu seinem Titel kommt, ist schwer zu sagen. Allerdings ist die ganze Geschichte einem spanischen Piaster in den Mund gelegt: doch wird diese Form jeden Augenblick vom Verfasser selbst wieder unterbrochen und aufgehoben und vermögen wir daher in dieser schon an und für sich nicht sehr geschmackvollen oder zeitgemäßen Einkleidung nur eine von den vielen Willkürlichkeiten zu erkennen, an denen das Buch überhaupt so reich ist.

Auch die „Libussa. Jahrbuch für 1858. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Siebzehnter Jahrgang. Mit zwei gestochenen Porträts, fünf gestochenen Kunstblättern und drei Lithographien" (Prag, Ehrlich) verbirgt unter einer glänzenden, ja prächtigen Ausstattung einen ziemlich unbedeutenden Inhalt. Der Verfasser dieser Zeilen ist mit der Literatur der Taschenbücher und Almanache, oder vielmehr mit dem, was nach den Stürmen des Jahres 1848 von dieser Literatur noch übrig geblieben, nur sehr oberflächlich bekannt. Er muß also schon aufs Wort glauben, was andere kritische Stimmen bei Besprechung der „Libussa" versichert haben: nämlich daß sie innerhalb dieser Literatur und namentlich unter den österreichischen Almanachen einen der hervorragendsten Plätze einnimmt. In der That jedoch würde daraus nur folgen, daß diese ganze Literatur sich überlebt hat und daß es auch hier wieder Schade ist um die saubern Kupfer und den prächtig vergoldeten Einband, womit diese Eintagsfliegen ausgestattet werden. Dem Fleiß und dem guten Willen des Herausgebers (den wir bei dieser Gelegenheit nur ganz beiläufig daran erinnern wollen, daß es keinen guten Geschmack verräth und jedenfalls hors de saison ist, wenn der Herausgeber eines überwiegend belletristischen Taschenbuchs seinem Namen auf dem Titelblatt ein Verzeichniß seiner Aemter, Ehren und Würden beidrucken läßt von nicht weniger als neun Nonpareillezeilen) soll damit nicht zu nahe getreten werden; er hat so ziemlich alles zusammengebracht, was die österreichische Belletristik an geschätzten Namen aufzuweisen hat und auch einzelne außerösterreichische Namen von Ruf und Ansehen, wie Hoffmann von Fallersleben, Justinus Kerner, J. G. Fischer ꝛc. werden nicht vermißt. Doch weiß man ja schon, wie billig die Träger berühmter Namen sich bei solchen Gelegenheiten abzufinden pflegen. In dem vorliegenden Falle haben einzelne derselben das übliche Privilegium fast misbraucht, so besonders die beiden zuerst Genannten, Justinus Kerner und Hoffmann von Fallersleben. Die Strophen, mit denen ersterer das Bild der Kaiserbraut (nämlich der jetzigen Kaiserin von Oesterreich) ansingt, mit aller Ehrfurcht vor dem gefeierten Namen des greisen Sängers muß es doch gesagt sein, sind eine der plattesten Bänkelsängereien, die uns seit langem vorgekommen, und auch Hoffmann von Fallersleben hätte die hier abgedruckten drei Lieder „Zu Neujahr", „Frühlingsanfang" und „Schneeglöckchen" füglich in der Brieftasche behalten können, es ist Dutzendpoesie, ohne einen Hauch individuellen Lebens. Josef Rank, dessen Porträt als Titelbild beigegeben ist, hat eine Erzählung „Zwei Weihnachtsabende" beigesteuert; auch sie ist mit der Leichtfertigkeit hingeschleudert, welcher der talentvolle Verfasser sich in seinen neuesten Productionen leider mehr und mehr ergibt. Friedrich Fürst Schwarzenberg (der sogenannte

„Landsknecht") polemisirt „über neuere Verwendung deutscher Ritterburgen"; es ist echt österreichische Literatur. Alfred Meißner variirt das bekannte Heine'sche Thema von den beiden, die sich geliebt haben aber nicht bekommen, in etwas holperiger Form. Der Herausgeber selbst hat außer einigen historisch-antiquarischen Beiträgen zwei biographische Skizzen geliefert: Josef Rank und Wilhelm Haidinger, der verdiente Geolog und gegenwärtig erste Director der kaiserlich königlich Geologischen Reichsanstalt. Beide Artikel sind sehr wohlgemeint, aber von einer Ueberschwänglichkeit und in einem Stile geschrieben, die man außer Oesterreich schwerlich mehr goütiren wird. Das Verdienstlichste an dem ganzen Buch sind die Beiträge zur ältern Geschichte Böhmens. Doch sind sie freilich von sehr localem Interesse und überdies verschwinden sie viel zu sehr in dem belletristischen Mittelgut, das den eigentlichen Inhalt dieser „Libussa" bildet und nach dem auch ihr ästhetischer Werth abzumessen ist.

Dasselbe Misverhältniß zwischen Ausstattung und Inhalt bemerken wir auch an einem stattlichen Octavband, der soeben unter dem Titel „Belletristische Gaben von Emil Seippel und Rudolf Flehinghaus. Herausgegeben von Rudolf Flehinghaus" bei Butz in Hagen erschienen ist. Auch hier wieder jenes leidige Mittelgut, das unsere Literatur immer mehr überwuchert und dem jene soviel beklagte Uebersättigung des Publicums großentheils zuzuschreiben ist. Die Verfasser sind wohlmeinende und liebenswürdige Dilettanten: allein sie hätten sich erinnern sollen, wohin nach dem bekannten Goethe'schen Spruch die Dilettanten gehören und daß eine so reiche, ja überreiche Literatur wie die unsere ist, für die bloßen Poeten fürs Haus keinen Raum mehr hat. Die erste Abtheilung enthält Gedichte, die zweite Erzählungen; beide sind gleich schwach und unbedeutend. mmr.

Correspondenz.

Aus London.

December 1857.

—r. Nach einer kurzen und durch keine besondern Zwischenfälle gekennzeichneten Sitzung sind die Herren vom Parlament nach Hause gegangen, um den Weihnachtsabend am häuslichen Herde und im Schoose ihrer Familien zuzubringen. Kein beträchtliches Interesse verrieth sich für ihre Verhandlungen; in der That hatte man alles schon vorausgewußt, was kommen würde. Man opponirte der Loyalitätsadresse und nahm sie schließlich an; der Schatzkanzler motivirte die Indemnitätsbill für die Suspension der Bank Charter-Acte und D'Israeli erklärte sich dagegen. Lord John Russell beantragte die Zulassung der Juden ins Parlament und wurde bedeutet, sich bis zur nächsten Sitzung zu bescheiden; Lord Ellenborough griff die indische Politik an und Graf Granville vertheidigte sie. Noch am meisten Interesse erregte die Rede des Lord Ellenborough, nicht weil er besonders neue Argumente vorbrachte, sondern weil die öffentliche Meinung auf ihn als den künftigen Generalgouverneur von Indien hofft. Allerdings gibt es wol

kaum einen größern Gegensatz als den zwischen Graf Ellenborough und Lord Canning. Dieser ein liebenswürdiger, harmloser, humaner Mann, der sich gewiß sehr gut zum Gesandten an dem Hofe einer zweiten oder dritten Macht oder zum Präsidenten einer philanthropischen Gesellschaft eignen würde. Jener aufbrausend, ungestüm, energisch, wiewol nicht immer gerecht; im Verein mit einem tüchtigen General unbezwinglich und ganz dazu geschaffen, Orientalen ehrfurchtsvolle Scheu abzugewinnen; durch seine administrativen Kenntnisse und seine ganze Persönlichkeit offenbar gegenwärtig der geeignetste Mann, der Krise in Indien erfolgreich zu begegnen. Für Leute, die der Ansicht sind, daß Männer ihrer Fähigkeiten wegen zu hohen Aemtern berufen werden, muß allerdings die Anstellung Lord Canning's zu einem so wichtigen Posten, wie es der des Generalgouverneurs von Indien ist, unbegreiflich sein; aber bei dieser Anstellung spielten die Interessen des Landes auch nur eine untergeordnete Rolle. Lord Canning wurde nach Indien geschickt, weil seine Besuche bei der Tochter des Marquis of Lansdowne dem alten Vater dieser Dame zu häufig erschienen; und Lord Palmerston schlug gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe, indem er nicht nur einen ergebenen und discreten Freund nach Kalkutta sandte, sondern zugleich auch den greisen Führer der Whigpartei sich zu Danke verpflichtete. Nun hätte Lord Canning wol, ohne allzu viel Unheil anzurichten, noch einige Jahre Generalgouverneur bleiben können, wenn nicht unglücklicherweise die militärische Revolte dazwischengekommen wäre und nun allerdings ein Mann ersten Ranges erforderlich war. Das erste, was man von Lord Canning's Maßregeln hörte, waren Thorheiten, wie die Unterdrückung der Presse, die Androhung von zwei Jahren Gefängniß — in Indien gleichbedeutend mit Tod — für jeden, der nur eine Zeitung empfing, worin Regierungsmaßregeln kritisirt waren, die Entwaffnung der Europäer gleichzeitig mit der der Eingeborenen ꝛc. Solche Dinge zeigten, daß Lord Canning nicht die geringste Ahnung von dem Charakter der Asiaten einerseits und von den Grundpfeilern der englischen Herrschaft in Indien andererseits hatte. Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, ob es sittlich gerechtfertigt war, daß die Engländer Indien eroberten; aber niemand wird leugnen, daß es eine Lebensfrage für sie ist, ihr östliches Reich zu halten. Dazu ist die Aufrechthaltung eines Antagonismus zwischen Europäern und Asiaten und die Anerkennung der Superiorität unserer Race im Princip nothwendig. Eine Gleichstellung aller vor dem Gesetze wäre sehr schön, würde aber die englische Herrschaft in Indien bald untergraben.

Die Partei derer, welche für die Lotosblume, den Ganges und den „milden Hindu" schwärmen, welche es barbarisch finden, daß man dies poetische Volk durch Bayonnete, Baumwollen-, Stahlwaaren und andere ekelhaft prosaische Dinge aus seinem phantastischen Halbschlummer aufschreckte, ist nur gering. Am Ende läßt sich doch die Thatsache nicht wegleugnen, daß die Masse des Volks vor der Ankunft der Europäer unter ihren einheimischen Fürsten auch kein arkadisches Schäferleben führte, sondern unter dem grausamsten und willkürlichsten Despotismus hinvegetirte, und daß mit der Gründung des englischen Reichs in Indien eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe, Friedens und persönlicher Sicherheit eintrat. Ist es die Schuld der Engländer, daß die ungeheure Majorität der Hindus keine Ahnung von dem

hat, was Unabhängigkeit ist? Die Indier wollen einmal von irgendjemand, gleichviel von wem, regiert werden und nichts ist ihnen lieber als zu gehorchen, wenn sie nur nicht allzu sehr gequält werden. Der Rest besteht aus geborenen Schurken, welche durch das Faustrecht leben und nur durch eine strenge Hand im Zaume gehalten werden können. Asiaten lassen sich nicht so leicht zu gebildeten Europäern ummodeln, besonders nicht durch bloße abstracte Milde und Humanität.

Wenn etwas Lord Canning's Gutmüthigkeit übertraf, so war es Sir Charles Wood's Naivetät (um nicht das bei einem so hochstehenden Manne unerlaubte Wort „Dummheit" zu gebrauchen). Es muß immer unbegreiflich bleiben, warum der erste Lord der Admiralität (Wood = Holzkopf) beinahe 300 der schönsten Regierungsdampfer müßig auf den Rheden von Portsmouth und Plymouth sich herumtreiben ließ und für den Transport der Hülfstruppen nach Indien, an deren schneller Ankunft das Leben von Tausenden und das Heil des Reichs hing, zu enormen Preisen alte, halb verfaulte Segelschiffe miethete, wozu noch kam, daß die Truppen auf speciellen Befehl Lord Palmerston's nicht über Suez, sondern auf dem fast drei mal längern Wege um das Cap der guten Hoffnung geschickt wurden. Traf eine Kugel den Gouverneur des Pendschab, Sir John Lawrence, so lag das indische Reich der Engländer längst in Trümmern, bevor ein einziger europäischer Soldat in Kalkutta gelandet war.

Die Sammlungen, welche man zur Unterstützung der durch die Revolte finanziell ruinirten Anglo-Indier (oder wenn Sie lieber wollen Indo-Briten) veranstaltet hat, haben nach dem letzten Ausweise bereits mehr als 300,000 Pfund Sterling ergeben, wovon der größte Theil nach Kalkutta und Bombay abgegangen ist. Ueber die Art und Weise, wie diese Summe verwandt werden soll, hat man in den öffentlichen Blättern sehr viel hin- und hergestritten, und schließlich ist der Verwaltungsausschuß zu der Entscheidung gekommen, daß Frauen und Familien von Soldaten, welche in Indien dienen und dort den gewöhnlichen Wechselfällen des Kriegs ausgesetzt sind, nicht an den Geldern betheiligt werden sollen, sondern nur solche, deren Männer gefallen sind. In der That sind diese Soldaten nicht schlimmer daran als andere, welche zu Zeiten der Kaffernkriege nach dem Cap oder die vor drei Jahren nach der Krim geschickt wurden; ja sie haben noch den Vortheil einer doppelten Löhnung, welche allen indischen Regimentern ausgezahlt wird, sodaß sie mehr für den Unterhalt ihrer in England zurückgebliebenen Frauen und Familien leisten können.

Eine Armee von 40,000 Engländern hat das heimatliche Ufer verlassen, um nach einem Seeweg von 3000 geographischen Meilen in ein für Europäer verderbliches Klima zu kommen und einen hinterlistigen Feind zu bekämpfen. Wie viel Familientrauer wird dadurch hervorgerufen, wie manches Schicksal zerstört, ohne daß ein Laut davon in die Oeffentlichkeit dringt! Aber in einem unternehmenden Volke ist das einmal nicht anders; auch ist es nicht der Krieg allein, der solche Trennungen bewirkt. Jeder, der nicht aus der Vogelperspective beobachtet, weiß, daß nicht das Zusammenleben, sondern die Trennung von Mann und Frau der eigentliche Grundzug des englischen Familienlebens ist. Jemand, der in London ein Geschäft hat, sei er Kaufmann, Advocat oder was sonst, sieht den ganzen Tag von seiner

Familie nichts. Morgens nimmt er ein hastiges Frühstück ein und eilt dann fort in die City oder in die „Chambers", ist den ganzen Tag dort beschäftigt, kommt Abends um 7 oder 8 Uhr todmüde zurück, nimmt sein Dinner, wirft sich dann in den Lehnsessel und schläft ein. Lehrer der Musik und der fremden Sprachen fahren nicht selten, auch im Winter, um 5 Uhr Morgens nach irgendeiner Landstadt, die vielleicht 80 englische Meilen entfernt ist, geben dort eine Menge Stunden, treten schon vollkommen ermattet die Rückreise an und kommen gegen 9 Uhr Abends zurück. Kann da noch viel Geistesfrische und Neigung für heitern Familienverkehr übrig sein? Viele große Kaufleute leben thatsächlich in irgendeinem kleinen räucherigen Contor in Lombard-Street und haben ihre Familien auf ihrem Landsitz in Eastbourne oder Brighton. Der Mann bringt dann täglich 5—6 Stunden auf der Eisenbahn zu, die beständige Schaukelbewegung, die auf den englischen Schienenwegen noch unerträglicher ist als auf den continentalen, wirkt natürlich reizend auf das Gehirn; der Mann ist, wenn er zurückkommt, nicht mehr im Stande, das geringste Geräusch zu ertragen, schickt alle Kinder sofort aus dem Zimmer und duldet nur eben die Stimme seiner Frau, wenn sie sehr zart, sehr sanft ist und ihm vor allem keine Mittheilungen macht, die zu beantworten irgendwelche Mühe kostet. Man sieht, diese Millionäre sind nicht auf Rosen gebettet, zumal in kritischen Zeiten wie die jetzigen, wo man nicht weiß, ob man nicht vielleicht morgen sein Contor zuschließen muß und wo sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn bricht, daß der für so gesund ausgegebene englische Handel ebenso vom Schwindel angesteckt und zerfressen ist wie der continentale.

Auch vergeht fast keine Woche, wo man nicht von außerordentlichen Betrügereien hört; zu bewundern ist nur die fabelhafte Leichtgläubigkeit des Publikums, das, obwol hundert mal eclatant betrogen, zum hundert und ersten male wieder mit derselben Naivetät in die Falle geht wie vorher. Besonders interessant war die Komödie der „London und Eastern Banking Company", welche in der letzten Woche abgespielt wurde und worin ein Colonel Waugh und Hr. Stephens die Hauptacteurs waren. Dieser Hr. Stephens begann seine Carrière als Armeechirurg in Indien — ein respectables Amt, welches er leider nur kurze Zeit verwaltete. Es drängte sich ihm nämlich bald die Ueberzeugung auf, daß er auf diesem Wege schwerlich schnell zu Reichthum und Distinction gelangen würde; er entschloß sich daher, diese dürre Profession aufzugeben und eine andere Karte auszuspielen. Er kam nach England zurück und verband sich mit einem sehr gewitzigten Industrieritter, Colonel Waugh, der eine sehr lange und interessante Vergangenheit hat und dessen Memoiren hoffentlich erscheinen werden. Beide Herren, welche ohne einen Penny waren, aber sehr viel Sovereigns zu besitzen wünschten, gründeten nun die London und Eastern Bank Company. Zweck des Unternehmens war, einen Zufluchtsort für indische Nabobs zu schaffen, welche an einer Ueberfülle von Rupien litten; doch schloß man auch den zurückgekehrten indischen Offizier nicht aus, ja nicht einmal die indische Offizierswitwe mit ihrem noch geringern Scherflein. Programme wurden in England und Indien losgelassen und hochtönende Phrasen verkündeten, daß, wenn große oder kleine indo-britische Capitalisten, besonders aber Militärs, ihre Ersparnisse der sorgfältigen Obhut der Directoren dieser östlichen Bank

anvertrauen wollten, man ihnen Zinsen auszahlen würde, welche selbst Shylock einen Augenblick die Flucht seiner Tochter Jessica hätten vergessen lassen. Nichts lag vor, Vertrauen zu dieser Institution oder zu dem Charakter und der Stellung ihrer Directoren einzuflößen. Ließ sich voraussetzen, daß ein zurückgezogener Armeechirurg und ein auf halbe Löhnung gesetzter Dragoneroffizier bedeutende Capitalien besaßen und vom Bankgeschäft irgendetwas verstanden? Trotzdem aber warfen nicht nur Frauen, sondern auch Männer, denen man mehr Urtheilskraft hätte zutrauen können, mit einer Art von Wuth das, was sie ihr halbes Leben mühsam unter der brennenden indischen Sonne zusammengespart hatten, auf Nimmerwiedersehen in diesen Pfuhl der östlichen Bank. Eine Zeit lang gingen die Geschäfte vortrefflich, eine Masse Beiträge liefen ein und fabulose Zinsen wurden den Actieninhabern und Gläubigern der Bank — natürlich von dem Stock der deponirten Capitalien selbst — bezahlt. Ebenso natürlich vergaßen die beiden Bankdirectoren sich selbst nicht unter diesen glänzenden Verhältnissen. Colonel Waugh, der sich gegenwärtig in Spanien aufhält, um seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, nahm für sein bon plaisir mehre hunderttausend Pfund Sterling aus der Bank; blos die Putzmacherrechnung seiner Frau betrug für drei Monate gegen 120,000 Thlr. — man sieht wenigstens, daß der Colonel nicht geizte, sondern das auf noble Weise erworbene Geld schnell wieder unter die Leute brachte. Hr. Stephens folgte seinem Vorgänger und Meister, wiewol in etwas modificirter Weise. Zuerst erklärte er seinen Collegen vom Bankdirectorium, daß ein Capital nöthig sei, um Thon und Mörtel auf der Insel Brankſea, wo Colonel Waugh, wie es schien, fabelhaft ausgedehnte Güter besaß, zu gewinnen. Damit nicht zufrieden, legte Stephens bald darauf einen Uhrenladen an, wozu gleichfalls Capital aus der Bank vorgeschossen wurde. Doch ließen ihn auch die Lorbern von Erard und Broadwood nicht schlafen und der gewesene Armeechirurg wurde Pianofortefabrikant — natürlich gab die Bank liberale Capitalien her. Aber auch dies befriedigte Stephens' rastlose Thätigkeit nicht, und um seine Mußestunden auszufüllen, wurde er Kaimeister und Tapezirer — die Bank zahlte wie immer. Unglücklicherweise hatte keine von den Unternehmungen dieses thätigen und industriellen Mannes Succeß — die Uhren gingen nicht, der Thon war nicht zu gebrauchen, die Pianofortes waren verstimmt, und was das Schlimmste war: eine bedenkliche Ebbe begann sich im Geldschrank der Bank einzustellen, sodaß die Gläubiger endlich ein kleines Rendez-vous mit den Directoren der Bank für indicirt hielten. Es scheint, daß die querköpfigen Leute vom Tribunal den armen Hrn. Stephens mit ihren Fragen so in die Enge trieben — Colonel Waugh hatte sich nämlich schon bei Zeiten aus dem Staube gemacht — daß besagter Hr. Stephens sich veranlaßt sah, blos um seine Gesundheit zu schonen, eine kleine Badereise zu unternehmen — niemand weiß bisjetzt wohin; natürlich aber in der Absicht bald wiederzukommen und seine völlige Unschuld, wenigstens seine vollkommene Harmonie mit den übrigen Bankdirectoren zu beweisen.

Unmittelbar auf diese östliche Bankaffaire folgte die ebenso bemerkenswerthe London unadulterated Food Company (Gesellschaft, um London mit unverfälschter Nahrung zu versehen). Auch hier waren die Bankdirectoren sehr respectable Leute und unter den Trustees der Bank figurirten sogar ein

General und ein Parlamentsmitglied. Es ergab sich auf die Anklagen eines Offiziers und eines Geistlichen, daß hier ebenso wie bei den frühern der offenkundigste Betrug getrieben war und die Directoren das Geld der Actionäre ohne den geringsten Scrupel in ihre Tasche gesteckt hatten. Aus allen diesen Vorkommnissen sieht man von neuem, wie außerordentlich wohlthätig für das größere Publicum die Parlamentsacte war, welche bestimmte, daß die Verantwortlichkeit der Actienbesitzer sich nur auf den Nominalbetrag ihrer Actien selbst erstrecken sollte. Früher konnte nämlich jeder Actienbesitzer, wenn er auch nur fünf Pfund gezeichnet hatte, für die Schulden der betreffenden Bank mit seinem ganzen Vermögen verantwortlich gemacht werden, sodaß durch die Schurkerei einiger Betrüger noch viel mehr ganz unschuldige Leute ruinirt wurden, als es jetzt geschieht.

Zum Schluß erlauben Sie mir noch, Sie mit einer originellen Diebsgeschichte zu unterhalten, die freilich schon vor zwei Jahren gespielt hat, aber erst jetzt ans Tageslicht gekommen ist. Ich meine den Diebstahl der Juwelen von Lady Ellesmere, welcher durch das Geständiß eines Theilnehmers ans Licht kam und durch die Kühnheit der Ausführung sowol als durch die anderweitig damit verknüpften sonderbaren Umstände an Geschichten wie den Diebstahl des Silbergeschirrs der königlichen Familie, die Entfremdung von Goldstaub auf dem South-Eastern Railway und andere erinnert. Nach dem Geständnisse des Hauptdiebes, eines gewissen Attwell, machte sich dieser mit zwei Freunden am 22. Januar 1856 von Londonbridge nach dem Westend von London auf, um dort Beute zu machen. In der Nähe von Grosvenor Square sahen sie zwei Droschken mit Gepäck beladen, denen eine mit zwei Pferden bespannte Carrosse folgte. Die drei Herren begannen sofort hinter den Droschken herzulaufen; diese schlugen nach einiger Zeit eine Seitenstraße ein und die Carrosse trennte sich von den Droschken. Auf dem Dach der zweiten Droschke, worauf die Diebe ihr besonderes Augenmerk richteten, stand ein großer schwarzer Koffer und neben diesem ein kleinerer. Mit einem kühnen Satze sprang einer der Diebe hinten auf die Droschke, hielt sich mit der linken Hand fest und riß mit der rechten den großen Koffer herunter — alles dies am hellen Tage und im fashionabelsten Theile von London. Der Koffer fiel auf die Straße und riß den Dieb im Falle mit. Das Droschkenpferd bäumte sich und die Diebe glaubten, der Kutscher müsse es gemerkt haben; der aber fuhr ruhig weiter. Einer trug nun den Koffer zu einem Cabstand und ließ sich nach dem Hause eines ihm bekannten Hehlers in der City fahren. Der ihn fahrende Droschkenkutscher vermuthete wol, daß die Sache mit dem Koffer nicht ihre Richtigkeit habe, aber der Dieb tractirte ihn mit etwas Bier und so hielt der Kutscher reinen Mund. Bei näherer Untersuchung ihrer Beute sahen die Diebe den Namen der Gräfin Ellesmere in weißen Buchstaben auf den Koffer gemalt und vermutheten wol, daß sie eine gute Beute gemacht hätten. Uebrigens wartete man mit der Oeffnung des Koffers, bis alle drei Theilhaber, die sich auf verschiedenen Wegen in die City begeben hatten, am Platze waren. Um eine Idee von dem zu geben, was folgt, muß bemerkt werden, daß Lady Ellesmere auf dem Wege nach Windsor zu einem Besuche bei der Königin war und daß in dem betreffenden Koffer Juwelen im Werthe von mehr als 15,000 Pfund Sterling enthalten waren; nämlich Perlen-, Diamanten- und

Smaragden-Halsbänder, diamantene Ohrringe, Armbänder ꝛc.; außerdem aber auch verschiedene Toilettengegenstände, wie sie Lady Ellesmere auf einen Besuch in Windsor Castle mitnahm.

Die Diebe begannen nun den Vorrath auszupacken und verkauften sogleich eine mit Diamanten besetzte Brosche und einen türkischen Shawl für 2 Schilling. Das Hinterstübchen in Leonard Street glich nun bald der Höhle Aladdin's, aber niemand kannte den Werth der Sachen; Diamanten hielten sie für gefärbtes Glas. Die Frau des Hehlers sprach jedoch die Vermuthung aus, daß die Dame, der die Sache zugehörten, einigermaßen fashionabel sein müsse. Einer der Diebe gab einen Theil der Toilettengegenstände an eine alte Frau, Namens „Polly Gentleman". Die in Gold gefaßten Juwelen, welche in Wahrheit 14,000 Pfund Sterling werth waren, erklärte der Hehler für höchstens 40 Pfund werth; die Diebe selbst waren darüber vollkommen im Dunkeln. Sie schleppten nun den leeren Koffer ins Freie und ließen ihn in einem Garten stehen. Von einem Herrn Namens „California" ließen sie sich dann zu einer Art Autorität in dergleichen Dingen, „Sam Britton", führen; dieser weigerte sich indessen, mehr als 3 Pfund dafür zu geben; für verschiedene Diamanten erhielten sie noch die Summe von 5 Schilling. Ein Smaragden- und Diamantenhalsband verkaufte indessen der Hehler an einen Juden für 300 Pfund. Als die Diebe hörten, daß eine Belohnung von 500 Pfund auf die Entdeckung des Gestohlenen ausgesetzt war, wurden sie alarmirt und warfen den Rest, der noch in ihrem Besitze befindlich war, in Gärten und Waterclosets, um der Entdeckung zu entgehen. Es ist somit kaum eine Chance da, daß Lady Ellesmere jemals etwas von ihren Schmucksachen wieder zu sehen bekommt, welche durch die Fahrlässigkeit ihrer Diener in unrechte Hände gekommen waren.

Notizen.

Am 25. December starb in Freiburg im Breisgau Joseph Freiherr von Auffenberg, bekannt durch die seltene Fruchtbarkeit, die er als dramatischer Schriftsteller und namentlich als Tragödiendichter an den Tag legte. 1798 geboren, bezog er 1813 die Universität seiner Vaterstadt, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Der phantastische Sinn des angehenden Dichters verführte ihn jedoch, die Universität heimlich zu verlassen, um mit einem gleichgesinnten Freunde eine abenteuerliche Reise nach Griechenland anzutreten; doch gelangten die Reisenden nur bis Oberitalien, von wo sie unter den kläglichsten Umständen zu den Ihrigen zurückkehrten. Inzwischen hatte dieser verunglückte Versuch für Auffenberg doch die gute Folge, daß er die Rechtswissenschaft, die seinem poetischen Sinn durchaus nicht zusagte, verlassen durfte; er trat in die österreichische Armee, machte den Feldzug von 1815 gegen Frankreich mit und begab sich darauf nach Wien, wo er den Entschluß faßte, sich ganz der dramatischen Dichtkunst zu weihen. Allein auch auf diesem Gebiet fiel sein erster Versuch nicht glücklich aus; Schreivogel, damals Dramaturg des Burgtheaters, erkannte zwar das Talent des jungen Poeten an, zur Aufführung jedoch gelangte das von ihm eingereichte

Trauerspiel „Pizarro“ nicht. Infolge dessen verließ Auffenberg Wien und trat als Lieutenant in die badische Garde ein, doch ohne darum seinen dramatischen Beschäftigungen untreu zu werden. Auch gelang es ihm mit der Zeit, verschiedene seiner Stücke zur Aufführung zu bringen, zum Theil mit lebhaftem Beifall; so besonders „Der Löwe von Kurdistan“ und „Ludwig XI. in Peronne“, welches letztere wol noch jetzt zuweilen über die Bretter geht. Seit 1822 bei der Verwaltung des Hoftheaters in Karlsruhe angestellt, unternahm er 1832 eine Reise nach Spanien, wobei er in der Nähe von Valencia beinahe das Opfer eines Mordanfalls geworden wäre; er selbst hat das Abenteuer, aus dem er sich nur durch seine verzweifelte Gegenwehr rettete, sowie überhaupt die ganze merkwürdige Reise beschrieben in der 1835 erschienenen „Humoristischen Pilgerfahrt nach Granada und Cordova“, einem Buche, das sich durch die frische und farbenreiche Schilderung des spanischen Volkslebens auszeichnet und noch jetzt gelesen zu werden verdient. 1839 zum Hofmarschall des Großherzogs von Baden ernannt, führte er gleichzeitig die Leitung des Hoftheaters in Karlsruhe bis zum Jahre 1849, wo er sich als Privatmann nach Freiburg zurückzog. Die Zahl der von ihm verfaßten Stücke beträgt nicht weniger als 24; einer bereits 1823 erschienenen vierbändigen Sammlung seiner dramatischen Werke schloß sich 1843—47 die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke in 22 Bänden an. Auffenberg war nicht ohne bedeutendes dramatisches Talent und auch in der Conception seiner meisten Stücke gibt sich ein gewisser höherer Sinn kund; doch fehlt es ihm an strengerer Durchbildung, weshalb er auch in seinen gelungensten Werken immer mehr Dilettant als eigentlich Künstler ist. — In Grätz starb Alexander Baumann, der Liebling der wiener Salons, die er durch seine mannichfachen geselligen und künstlerischen Talente erheiterte; dem größern Publicum ist er durch verschiedene kleinere dramatische Arbeiten bekannt geworden, unter denen sich namentlich „Das Versprechen hinterm Herde“ allgemeinen Beifall erwarb. Baumann war 1816 geboren und lebte als Beamter der Hofkanzlei in Wien. — Das wiener Burgtheater hat einen seiner namhaftesten und beliebtesten Darsteller verloren: am 5. December vorigen Jahres starb Karl Lucas, der Nachfolger des unvergeßlichen Wilhelmi im Fach der Väter und polternden Alten. 1804 zu Berlin geboren, betrat er 1826 in Linz zuerst die Bretter. 1829, nach einem kurzen Aufenthalte in Presburg, kam er als Mitglied des Theaters an der Wien nach Wien, von wo er 1834 an das Hofburgtheater berufen ward. Sein Spiel zeichnete sich aus durch Naturwahrheit und Einfachheit und schloß sich würdig den großen Traditionen an, die, wenigstens was das Conversationsstück anbetrifft, auf dem Hofburgtheater herrschen.

Französische Blätter berichten jetzt ausführlicher über einen bemerkenswerthen literarischen Fund, der bei Gelegenheit der famosen Gesandtschaftsreise des Grafen Morny nach St.-Petersburg gemacht worden ist. Man hat nämlich in der dortigen Eremitage, bekanntlich der Lieblingssitz der Kaiserin Katharina, wo sie sich ihren literarischen Neigungen am unbefangensten hingab, nicht weniger als dreißig Bände mit bisher noch nicht veröffentlichten Handschriften Diderot's aufgefunden. Nur zwei davon rühren von fremder Hand her, die übrigen sind sämmtlich von Diderot selbst geschrieben.

Der Inhalt soll ebenso interessant wie mannichfach sein; besonders wird eine Anzahl dramatische Arbeiten namhaft gemacht, darunter ein Trauerspiel „Terentia, die Tochter des Cicero", eine Widerlegung von Helvetius' Buch „Der Mensch", „Briefe über den Buchhandel", in denen die Rechte der Autoren nachdrücklich in Schutz genommen werden ꝛc. Ueber Diderot als Atheisten (oder wie es richtiger heißen sollte Pantheisten), ein Thema, über das diese Blätter in ihren beiden jüngsten Nummern eine interessante Abhandlung von Karl Rosenkranz brachten, hat Professor Génin in Strasburg in einem eigenen, 1856 zu Paris erschienenen Werke dankenswerthe Enthüllungen geliefert; einen Auszug daraus und zwar aus derselben gelehrten und geistvollen Feder, der wir jenen frühern Aufsatz verdanken, hoffen wir in einer unserer nächsten Nummern zu bringen.

Die Verlagshandlung von Häffel in Leipzig kündigt Heinrich Laube's „Sämmtliche Werke" in zwanzig Bänden an. Julian Schmidt's „Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution 1789" (Leipzig, Herbig) ist mit der unlängst erschienenen vierten Lieferung vollendet. Dr. Römer-Büchner in Frankfurt a. M., den Freunden der vaterländischen Geschichtschreibung durch verschiedene sorgfältige Specialuntersuchungen bekannt, hat ein lesenswerthes Werk über „Die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser zu St.-Bartholomäi in Frankfurt a. M." (Frankfurt a. M., Keller) erscheinen lassen.

Die schon seit längerm erwartete Briefsammlung aus Knebel's Nachlaß ist jetzt in einem starken Octavband unter dem Titel „Aus Karl Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, Erzieherin der Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar-Eisenach. Herausgegeben von H. Düntzer" bei Mauke in Jena erschienen. Von dem interessanten Werke: „Henriette Hertz, ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst" (Berlin, Besser) wurde soeben die zweite vermehrte und verbesserte Auflage ausgegeben.

Auf den Theatern herrscht große Stille. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Berlin hat ein neues Drama von Rudolf Kneisel, dem Verfasser des „König Allgold" gebracht, „Der Geisterseher", doch nur mit sehr geringem Erfolg. Die Königliche Bühne daselbst droht noch immer mit B. von Lepel's „König Herodes"; als Festoper zur Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm wird Spontini's „Bestalin" neu einstudirt. In Leipzig wurde „Columbus" von Hermann Schmid in München gegeben, aber gleichfalls ohne besondern Erfolg. Beim wiener Burgtheater ist ein historisches Trauerspiel „Heinrich der Löwe" in Vorbereitung; als Verfasser wird Franz Nissel genannt, dessen Drama „Ein Wohlthäter" in Wien Furore machte, während es anderwärts und namentlich in Norddeutschland durchfiel. In Frankfurt a. M. wurde „Hans Waldmann", historisches Trauerspiel von Bernhard Scholz, gegeben, ebenfalls nur mit mittelmäßigem Erfolg; dasselbe Stück wird gegenwärtig in Weimar einstudirt. In Braunschweig ist ein fünfactiges Drama „Galileo Galilei" von Adolf Glaser, dem Redacteur von „Westermann's Illustrirten Monatsheften" zur Aufführung angenommen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

Dieses Blatt hat den Zweck, als vermittelndes Organ zu dienen zwischen dem deutschen Buchhandel, von dessen Thätigkeit es Zeugniß ablegen soll, und dem bücherkaufenden Publikum, dem es über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur eine Uebersicht geben will, die es jedem leicht macht, sich auf den ihn interessirenden Gebieten zu orientiren und im steten Zusammenhange mit der Literaturentwickelung selbst zu bleiben. Das Blatt will außerdem die literarische Anzeige, welche bisher in vielen, oft wenig zugänglichen oder ungenügend verbreiteten Organen zerstreut, und in diesen natürlich auch nur als Nebensache behandelt war, concentriren, und dadurch für den Literaturfreund leichter zugänglich und besser übersichtlich machen. Das Ganze wird in einen redactionellen Theil: die Rubriken „Literarische Notizen“ und „Neue literarische Erscheinungen“, und in einen Inseratentheil: die Rubrik „Literarische Anzeigen“, zerfallen. Während sich für die letztere die Art der Auffassung aus dem Charakter der literarischen Ankündigung von selbst ergibt, wird der „Central-Anzeiger“ in der Behandlung seines Stoffes im redactionellen Theile die Mitte halten zwischen der bibliographischen Uebersicht, welche nur die Titel verzeichnet, und der kritischen Beurtheilung, welche den innern Werth abschätzt, indem er durch sachlich erläuternde Bemerkungen auf das Wichtige unter den neuen Literaturerscheinungen aufmerksam machen und die Gesichtspunkte, aus welchen die Bücher zu betrachten sind, näher erörtern soll.

Das Blatt erscheint am 15. und 30. jeden Monats und ist für den Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Die soeben erschienene erste Nummer ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tuti-Nameh. Das Papagaienbuch.

Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male übersetzt von **Georg Rosen.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 16 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Diese aus Indien stammende Märchensammlung bildet ein ebenbürtiges Seitenstück zu der berühmten Märchensammlung „Tausend und eine Nacht“ und verdient deshalb von allen gelesen zu werden, die sich an jener ergötzt haben. Bisher in Deutschland nur in dürftigem Auszuge veröffentlicht, ist das „Papagaienbuch“ jetzt von dem bekannten Orientalisten Georg Rosen (gegenwärtig königlich preußischem Consul in Jerusalem) nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male vollständig ins Deutsche übersetzt worden. Ein besonderer Vorzug des Werks besteht darin, daß dem Leser in demselben keine verwässerte und durch moderne Anschauungen entstellte Bearbeitung, sondern eine das Original möglichst getreu nachbildende, die orientalische Färbung nicht verwischende Uebertragung dargeboten wird.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 4.** 21. Januar 1858.

Inhalt: In kranker Zeit. Sonette. Von **Robert Prutz.** — Sophokles. Von **E. E. Henſe.** — Literatur und Kunſt. Reiſeliteratur. (Stahr, „Nach fünf Jahren"; Mundt, „Pariſer Kaffee-Skizzen"; Seyffarth, „Lob und Tadel über Geſehenes"; Bechſtein, „Villa Carlotta"; „Aus Venedig"; Schlüter, „Aus und über Italien".) — Correſpondenz. (Aus der Provinz Sachſen. Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

In kranker Zeit.

Sonette.

Von

Robert Prutz.*)

I.

Schwachherzig iſt die Zeit, in der wir leben!
Ein Spielball halb der Schurken, halb der Thoren,
Hat ſie den Glauben an ſich ſelbſt verloren,
Ihr fehlt der Muth, ihr fehlt die Kraft zum Streben.

Zur Sonne möchte ſie ſich kühn erheben,
Heimkehren aus dem Aether, neugeboren:
Allein ſie hat das Fliegen abgeſchworen
Und bleibt wie Vogel Strauß am Boden kleben.

Armſelig Zwitterding von Luſt und Schwächen!
Gebeugt, dem Halme gleich, von jedem Winde,
Biſt du zur Tugend feig wie zum Verbrechen.

Hohl iſt der Kern und morſch die junge Rinde;
Nun weiß ich erſt, was die Propheten ſprechen:
Es rächt der Väter Sünde ſich am Kinde.

*) Aus einer demnächſt im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erſcheinenden Gedichtſammlung: „Aus der Heimat. Neue Gedichte von Robert Prutz."

II.

Genuß, so klagen sie, ist die Parole
Der Zeit, die nicht mehr lieben kann noch hassen;
Von allen Göttern lange schon verlassen,
Erhob sie den Genuß sich zum Idole.

Ja thät' sie's nur! Für Scapulier und Stole
Mag der Entbehrung herbe Lehre passen;
Genießen soll der Mensch — so möcht' ich's fassen —
Doch nie genieß' er sich allein zum Wohle!

Gleichwie der Sonne gold'ne Strahlen fließen,
Sich selbst zur Lust, der Erde zum Entzücken,
So sei der Mensch, um menschlich zu genießen.

Die jungen Rosen schau', wie sie sich schmücken!
Aus dem Genuß soll and'rer Wohlfahrt sprießen;
Daß du beglückt dich fühlest, lern' beglücken.

III.

Ein köstlich Erbtheil ward euch übergeben:
Der Männer Stolz, der Jugend kühnes Hoffen
Wo sind die Schwerter, die von Siegen troffen,
Die Banner wo, die jubelnd sich erheben?

Was ward daraus? Antwortet, bei dem Leben
Der Ewigen! Ihr aber steht betroffen —
Da, blicket her! Da liegt das Schuldbuch offen,
Lest euer Urtheil drin — und lest's mit Beben!

Dem Thoren gleich, der, wenn die Adern glühen,
Sich eine süße Stunde zu bereiten,
Den Schweiß hinopfert jahrelanger Mühen:

Habt ihr befleckt der Vorzeit Herrlichkeiten
Und habt, daß neue Lorbern nie uns blühen,
Im Halm gemäht die Hoffnung künft'ger Zeiten.

IV.

Wir leben im Zeitalter des Realen,
Das, sagt ihr, muß für manches uns entschäd'gen;
Es will die Welt auf einmal sich entled'gen
Von allen unfruchtbaren Idealen.

Nicht länger woll'n wir mit Phantomen prahlen;
Wir sind der Götter müd', davon sie pred'gen,
Der zürnenden sowol als auch der gnäd'gen;
Wer Schulden macht, der soll sie auch bezahlen. —

O thöricht Volk, zu lenken an der Leine
Mit einem Wort! Real! Es macht mich lachen:
Was ihr real nennt, ist nur das Gemeine.

Zwar ohne Holz läßt sich kein Feu'r entfachen:
Doch wächst die Blume nur im Sonnenscheine,
Dem himmlischen, den nie ein Mensch kann machen.

V.

Und wieder klagt mit frommem Augendrehen
Ein anderer: „Weil sich's von Gott verirrte,
Mit schnöder Weltlust üpp'gen Bechern klirrte,
Darum wie Spreu muß dies Geschlecht verwehen.

Was hilft's, dem Ewigen zu widerstehen?
Die Kirche ist der einz'ge gute Hirte,
Sanft ist ihr Joch; gleich einem milden Wirthe,
Läßt unerquickt sie keinen fürder gehen."

— Nun, wer es glaubt, ich will ihn nicht drin stören:
Doch kann man fromm sein auch bei frohen Mienen
Und kann ein Schurke sein in Trauerflören.

Auch ist es mir von jeher so erschienen,
Als müßte Gott der Welt, sie ihm gehören —
Und nicht der Kirchen braucht's dann, ihm zu dienen.

VI.

Ich lag und schlief auf eines Tempels Stufen,
Der halb bereits in Trümmer war zerfallen;
Da hört' im Traum ich dumpfe Stimmen schallen,
Wie Kampfgeschrei und fernes Weherufen.

Es dröhnt die Flur als wie von Rosseshufen,
Geschwader hört' ich aneinander prallen
Und sah das Blut in breiten Strömen wallen,
Dem Moste gleich aus übervollen Kufen.

So hielt der Traum mich lange Zeit gebunden:
Doch als ich endlich schaudernd mich erhoben,
Da war der Tempel, drin ich lag, verschwunden.

Und hell und prächtig lächelte von oben
Des Himmels Blau; ſtatt Kampfgewühl und Wunden
Den jungen Tag hört' ich die Lerche loben.

VII.

Phantaſten hör' ich rings und Thoren ſchelten,
Die noch am Traumbild beſſ'rer Tage hangen,
Trotz aller Täuſchungen, die uns gleich Schlangen
Mit eklem Gift der Zukunft Wein vergällten.

Und dennoch laſſ' nicht völlig dich erkälten,
Heißblütig Herz! Sieh' dort die Sterne prangen:
Du kannſt ſie auch dir nicht herunterlangen
Und dennoch weißt und glaubſt du, daß es Welten.

Nacht folgt dem Tage, Regenwolken näſſen
Die junge Saat, Gewitterſtürme wehen;
Die Sonne aber wandelt fort indeſſen.

So kann es auch den Menſchen wol geſchehen,
Daß ſie der Wahrheit ein'ge Zeit vergeſſen;
Doch bleibt ſie ſelbſt nicht minder drum beſtehen.

VIII.

Vom faulen Holz der Welt Sonette ſchnitzen,
Zu ihren Zuckungen den Takt ſcandiren
Und wenn ſie raſt, mit Verſen ſie calmiren,
Sprich ſelbſt, Poet, was kann der Welt es nützen?

Es ſcheint zu tief dies Uebel mir zu ſitzen,
Das läßt ſich nicht mit Worten mehr curiren;
Hier heißt's dem Feinde auf den Leib marſchiren,
Den Degen heißt's und nicht den Griffel ſpitzen. —

Ich weiß es, ja: doch ſchreckt es mich mit nichten.
Wol folgt ein jeder höherem Befehle,
Mir aber ward zu ſingen und zu dichten.

Und alſo quoll dies Lied mir aus der Seele,
Nicht um der Zeiten wilden Zwiſt zu ſchlichten,
Nur daß der Schmach es nicht am Spiegel fehle.

Sophokles.

Von

C. C. Henſe.

Der hohe Werth, welchen die Schriftſteller des griechiſchen und römiſchen Alterthums haben, iſt im Laufe der Geſchichte in verſchiedener, aber immer in außerordentlicher Weiſe anerkannt worden. Dieſe Schriftſteller haben einen unvergänglichen Reiz. In einem Zeitalter, in welchem die Künſtlichkeit der Verhältniſſe immer mehr ſich auszubilden, die Natürlichkeit und Einfachheit immer ſchüchterner zurückzuweichen droht, muthet uns das Alterthum an wie die große, erhabene und liebliche Natur, wir ſuchen und finden in ihm einen Zufluchtsort, wie man aus der raſtloſen Unruhe und dem Qualme der Städte wol in die Stille und den Frieden des einſamen Waldthals ſich flüchtet.

Für uns Deutſche haben die Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums noch eine ganz beſondere Bedeutung. Es iſt keine geiſtige Großthat bei uns geſchehen, bei welcher dieſe Schriftſteller nicht ihre hülfreiche und mitwirkende Hand dargeboten hätten. Als die größte That des deutſchen Geiſtes, die Reformation, ſich anſchickte in die Welt zu treten, da waren die Geiſter des claſſiſchen Alterthums geſchäftig, dieſen Eintritt vorzubereiten, und auch hier traten wir, um einen Ausdruck des Dichters zu gebrauchen, durch das Morgenthor des Schönen in das Land der Erkenntniß. Wer die Räume unſerer Dichtung von Klopſtock bis auf Schiller und Goethe durchwandert, dem begegnen in denſelben die edlen Geſtalten der claſſiſchen Schriftſteller, wie ſie mit dem Richtmaße der ſchönen Form dem ſchrankenloſen Geiſte der Neuzeit die rechte Bahn anweiſen. Wer Schiller's „Braut von Meſſina" an ſeinem Geiſte vorüberziehen läßt, wer ſich tragen läßt von dem herrlichen Strome, welcher in lyriſcher Prachtfülle und erhabener Spruchweisheit in den Chorgeſängen dieſer Dichtung rauſcht, vor deſſen Seele treten ſofort die Choreuten der griechiſchen Tragödie. Wo aber wäre der milde Geiſt des Homer, die Anmuth und lichtvolle Klarheit des Sophokles herrlicher wieder erſchienen als in Goethe's griechiſch empfundenen Dichtungen? In Iphigenia's formvollendeter Schönheit hören wir die Quelle des Parnaſſus, wie ſie von Fels zu Fels ins goldene Thal ſprudelnd hinabquillt; an dem leuchtenden und erwärmenden Strahle der ſüdlichen Sonne ſind die Geſtalten dieſer Dichtung gereift und es iſt keine eitle Wendung, wenn Iphigenia ſagt:

Gold'ne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und ſtumm.

Unsere großen Dichter wurden nicht müde, den befruchtenden Boden der griechischen Poesie mit dem Eifer der Forschung zu betreten, und nächst Homer waren es insbesondere Sophokles und Euripides, von deren Werken Goethe und Schiller tief berührt wurden. Ich glaube daher auch zur Kenntniß unserer Dichter etwas beizutragen, wenn ich hier eine kurze Betrachtung auf den einen dieser Dichter, auf Sophokles richte. Haben doch ohnehin auf dem ganzen Gebiete der Literatur keine zwei Dichter, wenn wir den großen Unterschied der Zeiten nicht unerwogen lassen, in Leben, in Reinheit dichterischer Begabung und lang ausharrender Geistesfrische mehr Aehnlichkeit miteinander als Sophokles und Goethe.

Die Griechen selbst haben einen dichterischen Kanon aufgestellt, in welchem sie Homer als den Epiker, Pindar als den Lyriker, Aristophanes als den Komiker, Sophokles als den Tragiker vorzugsweise bezeichneten. Welche Eigenschaften waren es nun, durch welche Sophokles den erhabenen Ehrenplatz des vollendetsten Tragikers sich verdiente? Und wodurch wirkte er so tief und fesselnd auf seine Zeitgenossen? Es war zunächst die Reinheit und Fülle des dichterischen Genies, mit welchem Sophokles ausgerüstet war. Dieser Dichter besaß von Natur ein Auge, welches alle Formschönheit der Natur und des Menschenlebens mit treuer und sicherer Empfänglichkeit aufnahm; er besaß von Natur ein Ohr, welchem alle Geheimnisse der Melodie und des Rhythmus verschwenderisch sich enthüllten. Seine Seele war, wie die eines jeden großen Dichters, lyrisch gestimmt und aus der klaren Tiefe derselben stiegen alle Eindrücke, die sie aufnahm, als lebendige Gestalten auf, die mit Fülle und Anmuth umflossen waren. Und dieser so geartete Genius des Dichters wurde von den Geschicken des eigenen Lebens, von der Natur seines Geburtslandes und von dem außerordentlichen Charakter seines Volks und Zeitalters in der seltensten Weise begünstigt und erzogen.

Geboren zu Kolonos in der Nähe von Athen im Jahre 496 vor Chr., der Sohn des Sophillos, eines Mannes, welcher als Besitzer einer Waffenfabrik und durch sein Vermögen dem ersten Stande der Athener, den Eupatriden, angehörte, hatte Sophokles das Glück einer schönen Jugendentwickelung, wie wir es ähnlich bei Goethe finden. Kein kalter Schatten ärmlicher Verhältnisse drückte auf die junge Blüte seines Lebens; in freier Ungezwungenheit entwickelte sich die Schönheit seines Körpers, dem die Gesundheit bis ins höchste Greisenalter treu blieb; frei und sicher entfaltete sich die Schönheit seines Geistes, dem die edelste Nahrung geboten wurde. Nach Griechenart genoß er den Unterricht in den gymnastischen und musischen Künsten; und in beiden schmückte der Kranz des Preises und der Belobung sein Haupt. In

der muſiſchen Kunſt war Lampros, der als lyriſcher Dichter alten edlen Stils ruhmvoll neben Pindar geſtellt wird, ſein Lehrer. Wenn der gymnaſtiſche Unterricht die Zucht des Gehorſams und die Gewöhnung an das Wohlanſtändige einſchloß, ſo gewährte die muſiſche Erziehung die Fertigkeit auf dem Saiteninſtrument, die an Sophokles ſehr gerühmt wird, und die Kenntniß ſchöner Lieder und Heldengedichte. In das Gedächtniß des Knaben und Jünglings ſenkten ſich als fruchtbare Keime die Erinnerungen an die Heldenperiode des griechiſchen Volks und die ſchönen Rhythmen und Formen der Poeſie bildeten die poetiſch geſtimmte Seele. Es wird erzählt, daß der große Aeſchylus der Lehrer des Sophokles geweſen ſei. Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob der dichteriſche Jüngling aus dem Munde des berühmten Tragikers ausdrücklich Lehren über das poetiſche Schaffen empfangen habe. Vielmehr lernte Sophokles von Aeſchylus, wie Schiller und Goethe von Shakſpeare oder von den Alten lernten. Aber wie erfolgreich war es für den jugendlichen Dichter, daß ſeine Kraft wuchs in der Anſchauung der gewaltigen Dramen, welche die erhabene Phantaſie des Aeſchylus erſchuf; wie mußte ſeine Begeiſterung für den dichteriſchen Beruf ſich ſteigern, wenn er, wie es wenigſtens wahrſcheinlich iſt, in irgendwelchen Chorgeſängen des Aeſchylus mitwirkend auftrat! Durch Aeſchylus war die große Bahn der Tragödie eröffnet; der jüngere Dichter hatte den unſchätzbaren Vortheil, daß eine poetiſche Atmoſphäre ihn bereits umgab, die ihn hob, trug und förderte, wie etwa Goethe bei ſeinem Auftreten eine poetiſche Zeitſtimmung fand, die durch Klopſtock's kühne Lyrik hervorgerufen war. Und nun hatte ſich auf des Jünglings Haupt noch ein beſonderer Strahl vaterländiſcher Weihe geſenkt, der den Entſchluß, dem theuren Vaterlande durch Thaten des Geiſtes zu gefallen, in ihm lebendig entzündete. Seine Jugend hatte an den großen Siegen über die Perſer nicht durch Thaten Antheil haben können; aber nach dem großen Seeſiege bei Salamis 480 wurde dem Sophokles der Vorzug zu Theil, an der Spitze des Knabenchors zu ſtehen, welcher den Siegesgeſang bei den Tropäen anzuſtimmen berufen war. So hatten Unterricht, große Vorbilder, der Ruhm des Vaterlandes und aus der Hand deſſelben empfangene Ehren die Schönheit in des Jünglings Seele ausgebildet und derſelben die Flügel der Begeiſterung geliehen; aber dieſer Schönheitsſinn wie dieſe Begeiſterung waren ſtill und unmerklich, und daher um ſo tiefer und reiner in ihm groß gezogen worden durch die Schönheit der umgebenden Natur. Des Dichters Heimat war Kolonos, deſſen Schönheit er ſelbſt in einem ſeiner herrlichſten Chorgeſänge tiefempfunden dargeſtellt hat; die Vertrauten ſeiner Jugend ſchon waren der heilige Olivenwald, deſſen Bäume mit frommer Scheu auch die Feinde ſchonten; waren die Rebe und der Lorber in den anmuthigen Gärten,

die sein Fuß so oft betrat. Zu seiner Seele sprachen die nie schlummernden Wellen des Kephissos, dessen glänzendes Auge unter Bäumen und Gebüsch hervorblitzte, und die dichtgefiederte Nachtigall, die noch heute wie damals diese Orte liebt, lehrte ihn ihre helltönenden, herrlichen Melodien. Mit dieser Naturschönheit sammelte sich in seinem Gemüthe eine Fülle von Andacht; die Heiligthümer des Orts, die ehrwürdigen Haine des Poseidon und der Erinnyen hielten in ihm die frommen Gefühle lebendig, die seiner Seele tiefstes Bedürfniß waren. Wie oft mag er die Hügel von Kolonos bestiegen haben! Von dem östlichen derselben blickte er auf das sonnenglänzende Athen; er bewunderte den reinen Schwung der Gebirgsformen, durch die sein Auge an plastisches Schauen sich gewöhnte, er sah das herrliche, tiefblaue Meer, „diesen Lehrmeister des Erhabenen und Schönen", und das reizende, wechselvolle Farbenspiel desselben; und die schönen Inseln, diese stolzen Kinder des mächtigen Poseidon, grüßten ihn freudestrahlend aus der Ferne. Die glänzende und reine Luft, durch welche nach des Euripides Ausdruck die pierischen Musen zum Leben erwachten, deren süßathmenden Hauch die griechischen Dichter mit Begeisterung rühmen, nährte seine Sinne und wenn er zum Himmel aufschaute und zu dem Glanze seiner Farben, hielten tausend Gestalten der Schönheit ihren Einzug in seine Seele. So wirkte die südliche Natur mit ihrer mannichfaltigen Schönheit auch auf Goethe und man vergegenwärtige sich die Aussprüche seines Entzückens, als er in Italien verweilte und in Sicilien seinen Homer las.

Unter solchen Studien und Einflüssen wie die angeführten war Sophokles herangereift und sein Vaterland mochte Großes von ihm erwarten. Als er öffentlich mit seiner Dichtung hervortrat, ward ihm ein unvergleichlicher Preis zu Theil. Die griechischen Dramen wurden aufgeführt an den Festen des Gottes Dionysos und mehrere Dichter pflegten ihre Dramen auf die Bühne zu bringen und um den krönenden Preis sich zu bewerben. Es war im Jahre 468 vor Chr., als Sophokles in einem Alter von 28 Jahren seine erste Dramenreihe zur Darstellung brachte. Und derjenige, der sich mit ihm um den Preis bewarb, war kein anderer als Aeschylus selbst. Keinen größern Mitstreiter hätte der junge Dichter haben können. Aeschylus stand damals bereits in einem Alter von 56 Jahren und konnte zurückblicken auf ein inhaltreiches und bedeutendes Leben. Das Vaterland hatte ihn in den Reihen seiner tapfersten Söhne gesehen; in den Schlachten von Marathon, Artemisium, Salamis und Platää hatte er ruhmvoll gekämpft und er durfte mit Recht in seiner Grabschrift sagen, daß Marathons Hain seine Kraft kenne und der Meder, der dichtlockige, sie erprobt habe. Den kriegerisch-patriotischen Geist, der sein Leben groß machte, hatte er

auch in die Dichtung getragen, und der Schlachtenruf, der in den Perſerkämpfen aus ſeinem Munde erſcholleu war, hallte wider in ſeinen Dramen. Er war ein kühner Geiſt, durchdrungen von den erhabenſten Ideen, ſittlich tiefen Ernſtes, den Rieſenkämpfen einer mythiſchen Urzeit zugeneigt; ſeine Phantaſie umfaßt am meiſten das Koloſſale in Charakteren und Naturanſchauungen, ſeine Sprache ſucht am liebſten das kühngefügte Wort, das prachtvolle Bild, die orientaliſche Fülle.

Ueber einen Mann und Dichter von ſolcher Bedeutung, der feſtgegründet auf wohlerworbenem Ruhme ſtand, trug Sophokles den Sieg davon. Und dieſer Sieg war noch von beſonders merkwürdigen und auszeichnenden Umſtänden begleitet. Die Geſinnungen der Athener waren getheilt; wie viele auch dem jungen Dichtergeſtirn des Sophokles mit begeiſterter Erwartung ſich zuwandten, der ehrwürdige Aeſchylus hatte mit Recht ſeine treuen Anhänger. Da entſchied den tragiſchen Wettſtreit ein Gericht der ſeltenſten Art. An dem denkwürdigen Tage kehrte Cimon mit neun Mitfeldherren von glänzenden Siegen zurück. Von der Inſel Skyros brachte er, wie erzählt wird, die Gebeine des Theſeus, dieſes altattiſchen von religiöſer Weihe umfloſſenen Heros, nach Athen. An dem Altare des Gottes Dionyſos brachte Cimon ſein Dankopfer. Der Archon Apſephion veranlaßte die zehn Feldherren, der Aufführung der Dramen beizuwohnen und das Amt der Kampfrichter zu übernehmen. Ihr Urtheilsſpruch, der dem Sophokles den Siegespreis zutheilte, wurde von dem Volke anerkannt. Man hat es mit Recht geſagt: nicht zwei Kunſtwerke, ſondern zwei Gattungen, zwei Zeitalter ſtritten um den Preis. Mit dem Siege des Sophokles war eine neue Geſtalt der dramatiſchen Poeſie, eine neue Geſchmacksrichtung zur Geltung gekommen.

So hatte denn der junge Dichter ſeine Laufbahn glänzend ſich eröffnet. Glänzend ſchritt er auf derſelben fort. Die Muſe begünſtigte ihren Liebling in der ſeltenſten Weiſe. In einem langen Leben, in deſſen Niedergang ſelbſt die Kraft dichteriſchen Schaffens ihm nicht verſagte, brachte er eine große Fülle von Dramen hervor. Man ſchätzt die Zahl derſelben auf 113; von dieſen ſind uns leider nur noch ſieben erhalten, welche wahrſcheinlich in dieſer Zeitfolge gedichtet wurden: „Ajax“, „Elektra“, „König Oedipus“, „Antigone“, „Trachinierinnen“, „Philoktet“, „Oedipus auf Kolonos“. Stets erlangte der Dichter den erſten oder mindeſtens den zweiten Preis. Den ſchönſten Preis, eine Anerkennung, wie ſie nicht zum zweiten male in der Geſchichte vorgekommen iſt, erhielt er durch die „Antigone“, deren Aufführung in das Jahr 441 fällt; von der Schönheit des Dramas wie von der politiſchen Weisheit, die in demſelben herrſcht, hingeriſſen, ertheilten die Athener dem Dichter eine Feldherrnſtelle gegen Samos. Er verdankte das Glück ſeiner Erfolge und ſeines Ruhms ſeinem Genie und Fleiße, er verdankte es

nicht minder der Größe, der Bildung und dem Schönheitssinn des Zeitalters, in welches sein Leben gefallen war. Der Dichter wie der Künstler überhaupt scheint zwar auf dem Flügel der Phantasie über die Wirklichkeit sich zu erheben; das Reich der Träume scheint seine Heimat zu sein; das Wunderbare und Geheimnißvolle fesselt ihn; in den Tiefen des Gemüths weilt er am liebsten, die sich am meisten vor der Berührung der Außenwelt zu verschließen scheinen. Aber in Wahrheit hat gerade der Dichter die stärksten Wurzeln seiner Kraft in dem Boden der Wirklichkeit, in dem Boden seiner Zeit; sie gibt oder entzieht ihm eine Fülle von Anschauungen; die Mannichfaltigkeit und Ursprünglichkeit der Charaktere, deren gerade der dramatische Dichter so sehr bedarf, schöpft er zum großen Theil aus den Anregungen der umgebenden Welt. Kein Dichter der Welt vielleicht, wenn wir Shakspeare ausnehmen, hat ein Zeitalter gesehen wie Sophokles; denn der Zeitraum von seinem ersten Auftreten als dramatischer Dichter (468 vor Chr.) bis zu seinem Tode am Ende des 5. Jahrhunderts hat in Athen alles Große und Schöne geschaffen, das wir noch heute in Staat, Kunst und Wissenschaft als hervorragend und ausgezeichnet bewundern. Große Staatsmänner, große bildende Künstler, bedeutende Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter reichten in diesem Zeitalter einander die Hand zum Bunde oder wetteiferten miteinander. Sophokles sah und kannte den gewaltigen Perikles, den bewundertsten Staatsmann Athens. Ein philosophisch gebildeter Geist, der durch tiefes Denken von den Fesseln des Aberglaubens sich befreit hatte; ein enthusiastischer Freund der Schönheit und der Kunst, die unter seiner schirmenden Hand ihre reichste Blüte entfaltete; ein gewaltiger Redner, dessen Lippen, wie die Zeitgenossen sagten, über den Blitz und Donner des olympischen Zeus geboten; ein uneigennütziger, rastloser Staatsmann und Feldherr, dessen herrschender Gedanke die Größe und Bildung seines Vaterlandes war — so stand Perikles erhaben unter seinen Zeitgenossen da. Wenn die Größe eines solchen Mannes auf den empfänglichen Sinn des Sophokles nicht ohne Einwirkung bleiben konnte, so war es ferner für den Dichter als ein Gewinn zu achten, daß der Wetteifer mit dichterischen Zeitgenossen seine Kraft spornte oder die Verbindung mit ihnen sein Gemüth hob. Noch wirkte seit Sophokles' erstem Auftreten Aeschylus fort; noch sah Sophokles das größte dramatische Werk, das aus Aeschylus' Haupte entsprang, die „Orestie", von dessen Marke in der neuesten Zeit noch Schiller zehrte; als jüngerer Rivale trat Euripides auf; auch Ion von Chios, Achäus und Agathon haben einen Namen als Tragiker; und die Dichter der Komödie, vor allen Aristophanes mit Dichtungen von einer Kühnheit, einem Reichthum der Phantasie, einer Rücksichtslosigkeit und Verschwendung des Witzes, wie sie in dieser Weise die Welt nicht wie-

der gesehen hat, gaben der dichterischen Thätigkeit des Sophokles immer von neuem Schwung und Rastlosigkeit. Seinem Gemüthe mußte die Freundschaft mit Herodot, dem anmuthigen Geschichtschreiber, eine wohlthuende Verbindung sein, da er mit diesem Manne in Anschauung, Charakter und Sitte verwandt war; und die Zeit, während welcher Herodot in Athen verweilte, mag für Sophokles' Sinn und Gemüth besonders fruchtbringend gewesen sein. Das Zeitalter war bewegt durch vielseitiges Denken; daß auch davon Sophokles nicht unberührt blieb, liegt in der Natur der Sache selbst und die Zeugnisse finden sich in der feinen, man darf sagen logisch dialektischen Beredsamkeit, welche Sophokles in seinen Dramen entfaltet. Aber mit welchem Entzücken, mit welchem Gewinn für seinen schönheitbedürftigen und schönheitgestaltenden Geist mußte er jene Werke der Baukunst und Plastik anschauen, die in seinem Zeitalter vor seinen Augen sich erhoben! Von der Burg von Athen leuchtete ihm der Tempel der Athene, das Parthenon mit seinen herrlichen Säulen entgegen, die Kolossalstatue der Athene, welche Phidias der Homerischen Zeichnung nachgebildet hatte, herrschte schirmend über Athen, und was mußte ein Dichter von der Feinheit und Frömmigkeit, wie sie Sophokles besaß, empfinden, wenn er zur Akropolis hinaufstieg, die breite Marmortreppe hinauf durch die Propyläen, dieses Werk von unvergleichlicher Schönheit, welches, wie mit Recht gesagt ist, wie ein glänzendes Diadem die Stirn der vaterländischen Götterburg" umgab. Wie oft mag Sophokles in begeistertem Sinnen sich verloren haben vor den äußern Bildwerken des Parthenon, welche die attische Religion und das attische Leben in den bedeutsamsten Momenten darstellten! Was Sophokles aus der Anschauung solcher Kunstwerke für seine Dichtung gewinnen mochte, kann demjenigen nicht unverständlich sein, der den feinen symmetrischen Bau und die klare architektonische Gliederung seiner Dramen kennt.

Der unwiderstehliche Reiz nun, mit welchem dieser Dichter seine Zeitgenossen fesselte, liegt zunächst in der Anmuth und dem feinen Maße seiner Composition. Diese wird getragen durch psychologische Tiefe. Durch diese ragt Sophokles über alle tragischen Dichter des Alterthums hinaus. Die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele sind allerdings erst durch das Christenthum erschlossen; wer aus dem Borne schöpfen will, in welchem die Geheimnisse der Menschenbrust in unergründlicher Tiefe fluten, muß sich an Shakspeare oder an Goethe wenden. Aber soweit es die Schranke des Alterthums zuläßt, entwickelt Sophokles ein reiches Seelenleben in seinen Dramen. Man denke an Dejanira und ihre Liebe zu Hercules in den „Trachinierinnen", an Antigone und ihr Schicksal, an Elektra, ihren Kummer und ihre Rache. Mit psychologischer Meisterschaft ist dargestellt, wie in dem weiblichen Gemüthe die tiefsten Empfindungen

leben. Antigone ist ganz Liebe zu dem unglücklichen Bruder; ihn zu bestatten, den Foderungen der Pietät zu genügen, ist ihr einziger Gedanke; sie achtet das Staatsgesetz nicht; keine Vorstellung der Vorsicht, wie sie von Ismene ausgeht, hat eine von ihr vernommene Stimme; der gewaltige Strom ihres Pietätsgefühls reißt sie fort. Sie wird zum Tode verurtheilt; ebenso psychologisch wahr wie rührend ist ihre Klage. Nun sie vom Leben scheiden soll, empfindet sie die Schönheit desselben; in der Jugendblüte, ohne daß ihr der Hymenäus gesungen ist, eine Braut des Hades muß sie zum finstern Gotte hinabsteigen. Wie Antigone für den Bruder, lebt Elektra ganz in der Liebe zum ermordeten Vater. Ihre Seele kennt nichts anderes, will nichts anderes kennen als Schmerz über den Entrissenen. Mit einer Stärke lebt sie diesem Schmerze, welche durch keine Kränkung und Zurücksetzung, durch keine Drohung der ruchlosen Klytämnestra gebrochen werden kann. Ihr nächtliches Lager ist Zeuge ihrer Trauer; dem heiligen Lichte des Morgens und der erdumhüllenden Luft theilt sie ihre Klage mit; jeden Trost weist sie ab. Sie preist den klagenden Vogel, den Boten des Frühlings, der um den Ithys, ach um den Ithys beständig jammert; sie preist die unglückliche Niobe und achtet sie den Himmlischen gleich, die im Felsengrabmal ewig Thränen vergießt. Mit dieser Trauer schon muß ihr Haß gegen die ruchlosen Mörder im Bunde sein; durch den steten Anblick der Frechheit, Leidenschaft und Gewaltthätigkeit der Mutter wird dieser Haß geschärft, daß er zur furchtbaren Rache sich steigert.

Aus dieser tiefen psychologischen Zeichnung der Charaktere entsprang bei Sophokles von selbst eine eigenthümliche Schönheit der Composition, durch welche er bereits bei seinem ersten Auftreten seine Zeitgenossen überraschte und fesselte. Wir haben von Aeschylus in den drei Dramen „Agamemnon", „Choëphoren", „Eumeniden" ein unschätzbares Beispiel übrig von der Art, wie dieser Dichter dramatisch verfuhr. In diesen Dramen setzt sich die Handlung des einen in dem andern fort; die Handlung und ihre Folgen gehen durch drei Dramen hindurch und keins kann als ein für sich völlig abgeschlossenes Drama betrachtet werden. Es war eine glückliche, der Poesie überaus günstige Neuerung des Sophokles, daß er jedem einzelnen Drama eine mit demselben abschließende, für sich verständliche Handlung gab. Dem weiten Raume des Aeschyleischen Drama gegenüber haben wir hier Beschränkung; aber eine Beschränkung, wie sie das Maß der Schönheit forbert. Diese Beschränkung durchdringt mit ihrem eigenthümlichen Leben alle Glieder des Sophokleischen Drama; die Chorgesänge, bei Aeschylus groß und gewaltig, aber noch massenhaft und die Handlung überwuchernd, werden bei Sophokles auf ein geringeres Maß zurückgeführt und wachsen liebevoller mit der eigentlichen Handlung zusammen. Bewegt sich das Drama

des Aeſchylus noch in der breiten Ausdehnung der Linie, ſo gewinnen wir durch Sophokles zur Befriedigung unſers Auges die reizvolle Ueberſchaulichkeit einer Gruppe. In dieſer Gruppe ſind Licht und Schatten auf das glücklichſte vertheilt, die Charaktere gewinnen eine hellleuchtende Klarheit und dieſe war es insbeſondere, welche die Alten an Sophokles rühmten, wenn ſie ihn einen tragiſchen Homer nannten. Antigone's und Elektra's leidenſchaftliche Naturen erkennen wir klarer durch die mildern und ſanftern Geſtalten der Ismene und Chryſothemis, welche neben ihnen ſtehen; Kreon's bis zur Gewalt geſteigerter Sinn wird anſchaulicher durch Hämon's beſonnene Vorſtellungen. Die größere Beſchränkung des Sophokleiſchen Dramas läßt ſorgfältigere und feinere Bearbeitung alles Einzelnen zu; an den Figuren, die des Sophokles Meißel gebildet hat, iſt alles Kleinſte mit Eleganz und Grazie behandelt. Der Dialog der handelnden Perſonen bewegt ſich in großer Lebendigkeit und ſcharfer Beſtimmtheit; die Rhythmen haben eine bewundernswürdige Schönheit und Melodie; die Sprache ſcheut ſich vor jeder Ueberladenheit, nähert ſich dem Tone des geſellſchaftlichen Lebens, ohne jemals von der Höhe der Poeſie zur Trivialität herabzuſinken. Dieſe Sprache des Sophokles iſt fähig, alles Große, Strenge und Herbe, allen Schwung des tiefbewegten Gemüths auszudrücken; allein dem Aeſchylus gegenüber hat Sophokles in ſeiner Rede vorherrſchend den Charakter der Anmuth, Süßigkeit und Milde. Beide ſind wie jeder große Dichter reich an bildlichen Ausdrücken; der eine, wie er die Natur in ihren gewaltigen und koloſſalen Erſcheinungen liebt, entlehnt ſeine Bilder am liebſten von Raubthieren, weilt mit Behagen auf dem weiten Meere, die kühne Jagd und der Fiſchfang leihen ihm Bilder; der andere, der Natur in ihrer Anmuth mit Vorliebe zugewandt, entlehnt auch ſeine Bilder und Vergleiche wie Goethe mehr den naheſtehenden, Vertraulichkeit erweckenden Erſcheinungen der Natur. Aus der Thierwelt iſt es das edle Roß, das Geſchenk des Poſeidon, das er zu Bild und Vergleich gern benutzt; die Vögel des Himmels mit der Schwungkraft ihres Fittichs und der Leichtigkeit ihres Sinns beſchäftigen ſeine Phantaſie; die ſtille Pflanzenwelt des heimiſchen Bodens zieht ſein Gemüth an, der Oelbaum und Weinſtock, der zärtliche Epheu, die ſchlanke Pappel, die kühne Eiche eröffnen ihm ihr innerſtes Leben und reden bildlich aus ſeinen Dichtungen zu uns.

Wenn dieſe maßvolle Schönheit der Sophokleiſchen Dichtung, dieſe lichtvolle Charakteriſtik, dieſe ſeelenvolle Anmuth der Form alle Herzen und Sinne gewinnen mußte, ſo feſſelte nicht minder der gehaltvolle Inhalt und die Würde der Idee. Man rühmte die fromme Geſinnung des Dichters; ſie lebt auch in ſeinen Dichtungen. Zu Kolonos rühmt Oedipus, daß er im attiſchen Lande Götterfurcht, Milde und Wahr-

haftigkeit allein gefunden habe. Diese Eigenschaften hat Sophokles in seinen Dichtungen verherrlichend dargestellt; diese Dichtungen sind ein Altar, auf welchem der Gerechtigkeit fromme Opfer gebracht werden. Auch der Antigone, wie edel und groß ihre That ist, kann der Chor mit Recht vorhalten, daß sie an der Gerechtigkeit hohem Throne angestoßen habe. Die echt griechische Mahnung, Maß zu halten und den Uebermuth zu scheuen, ist niemals kräftiger und schöner dargestellt worden als von Sophokles. Das ist der Sinn jenes Chorgesangs in der „Antigone", der die Vorzüge des Menschen preist; er schließt mit dem Lobe der Frömmigkeit, welche den Uebermuth verabscheut.

Die griechische Religion schloß den Glauben an ein Schicksal ein, welches aus nächtlichem Dunkel hervorbricht, den Menschen in Schuld reißt und sein Glück zertrümmert; Sophokles hat im „König Oedipus" ein solches Schicksal mit seiner unbeschränkten Härte dargestellt, wie nach seinem Vorgange Schiller in der „Braut von Messina". Aber derselbe Dichter hat auch den schwergeprüften Dulder rührend verklärt in der Dichtung „Oedipus auf Kolonos". Es zeugt von tiefer Frömmigkeit, daß gerade das Leiden den Sinn des Oedipus geläutert und zur Bescheidung und Demuth erzogen, seine Ehrfurcht vor den Göttern, die auf Gute und Böse vergeltend niederschauen, stärker befestigt hat. Eine hohe religiöse Vorstellung offenbart sich in der Anschauung, daß die göttliche Gerechtigkeit weit über den „schmalen Isthmus dieses Lebens" hinauswirke. Am tiefsten äußert sich das religiöse Gefühl in der Versöhnung des Unglücklichen mit den ihn verfolgenden Eumeniden; diese Versöhnung wird ihm zu Theil in einem wunderbar freudigen Tode und in der Ruhe und dem Frieden seines Grabes, über welchem ein Hauch höherer Weihe weiter wirkend schwebt.

Bis zum religiösen Gefühl steigerte sich bei den Griechen die Vaterlandsliebe. Sophokles liebte sein Vaterland über alles. Während andere Dichter, wie Aeschylus und Euripides, Athen verließen und in fremder Erde ihr Grab erhielten, ist Sophokles bis an seinen Tod ein Bürger Athens gewesen. Er hat die Schönheit und den Ruhm desselben besungen. Diese hatten dem Pindar eine Statue gesetzt wegen eines Dithyrambos, in welchem er Athen das glänzende, das veilchenbekränzte und sangeswerthe, die Säule von Hellas, ein göttliches Wunder der Städte genannt hatte. Kein attischer Dichter hat die Herrlichkeit seines Landes unerwähnt gelassen. Bei Aristophanes sehnen sich die Wolken, hinzuziehen zu dem glänzenden Lande der Athene, zu grüßen die Heimat des Kekrops, die liebliche, heldenerzeugende, wo das Geheimniß der heiligsten Feier ist, wo für die himmlischen Götter Verherrlichung, Gaben und hochragende Tempel und Bildnisse sich finden und festliche Züge mit Sang und mit Flötenklang. Kein Dichter aber hat die attische

Heimat allſeitiger beſungen als Sophokles. Es iſt für ſeine Heimatsliebe charakteriſtiſch, daß ſo viele Mythen des attiſchen Landes, wie die von Iolaos, Tereus, Prokris, Kreuſa, Aegeus, Theſeus den Inhalt ſeiner Dramen bilden. War, wie es wahrſcheinlich iſt, unter den Dramen, mit welchen er bei ſeinem erſten Auftreten über Aeſchylus ſiegte, der „Triptolemos", ſo war der Patriotismus ſchon die Seele ſeiner erſten Dichtung, indem er in ihr die ſegenbringende Einkehr der Demeter und den heimiſchen Ackerbau feierte. Es gibt keinen tiefer empfundenen Ausdruck der Heimatsliebe als den wehmüthigen Abſchiedsgruß, den in Sophokles' „Ajax" der zum Tode entſchloſſene Held von den troiſchen Gefilden zur theuern Heimat ſendet. Er ruft den Sonnengott an, der am hohen Himmel ſeinen Wagen dahinfährt: er ſoll die goldenen, reichgeſchmückten Zügel anhalten, wenn er die Vatererde des Ajax erblickt; er ruft ſein ſchmerzliches Lebewohl zu dem Strahle des Helios, dem heiligen Heimatlande von Salamis, dem väterlichen Herde, dem ruhmvollen Athen, dem mit ihm auferzogenen Geſchlechte, den Flüſſen und Quellen, die ihm Pfleger waren. Wie aber der „Oedipus auf Kolonos" das lieblichſüße Denkmal von Sophokles' frommer Geſinnung iſt, ſo iſt auch über kein Drama ſo ſehr der milde Glanz reinſter Heimats- und Vaterlandsliebe ausgebreitet als über dieſes. Athens König iſt es, der dem bedrängten Oedipus Gaſtfreundſchaft und Schutz gewährt; Attika's Boden, der ſagengeheiligte Hain der Eumeniden iſt es, der dem unglücklichen Manne, den die Meeresſtürme des Lebens ſo hart trafen, den friedeſtillen Hafen des Grabes gewährt. Aus dieſem Drama weht uns der ſüßeſte Hauch einer heimatbegeiſterten Geſinnung an; er tönt in dem unvergleichlichen Chorgeſange, der die Heimat Kolonos preiſt.

Wenn es wahr iſt, daß der „Oedipus auf Kolonos" dem höchſten Greiſenalter des Sophokles angehört, ſo hätten wir darin einen Beweis von der ſtets jugendfriſchen Quelle ſeiner Poeſie, die nur mit ſeinem Tode verſiegte. Nach einem langen heitern Leben, das faſt 90 Jahre umſchloß, führte den Dichter ein ſanfter Tod hinweg im Jahre 406 vor Chr. Die Liebe der Griechen, die er im Leben beſeſſen, blieb ihm treu auch im Tode. Auch durch ſeinen perſönlichen Charakter war Sophokles den Athenern theuer; man rühmte die Anmuth ſeiner Sitten, ſeine heitere und geiſtreich ſcherzende Geſelligkeit, ſein Wohlwollen, ſein neidloſes Anerkennen; und die Athener, für ſo reichen poetiſchen Genuß dem Dichter ſo tief verſchuldet, ehrten dankbar ſein Andenken. Statuen zeugten von ſeinem Ruhme; ſeine Werke wurden öffentlich durch die Sorgfalt des Staats aufbewahrt. Die Poeſie ſelbſt hat den großen Dichter vielfach geprieſen; man nannte ihn die attiſche Biene, auf ſeinem Grabe ſtand eine Sirene als Symbol bezaubernden Geſanges. Als attiſcher Heros wurde er verehrt, und fromme Dankbarkeit brachte

ihm jährlich ein Opfer. Und wie die Sonne, auch wenn sie untergegangen ist, noch lange mit ihrem Schimmer den Himmel vergoldet, den Saum der Wolke und die Gipfel der Bäume beglänzt, so ließ auch die Sonne des Sophokles, als sie hinabgetaucht war, ein Abendroth zurück, in dessen ernstem Glühen sein Leben eine wunderbar, vom Dämmerlichte der Sage umflossene Gestalt annahm. Nach der Sage lag schon die Bestattung des Dichters dem Gotte Dionysos selbst am Herzen; mit dem Asklepios, dem Gotte der Gesundheit, von welchem er in einem Gesange gesunde Luft und reinen Himmel erbeten hatte, stellte man ihn in wunderbare Beziehung; geheimnißvolle Offenbarungen wurden ihm durch Träume zu Theil; und wenn die Dichtungen des Sophokles fähig sind, die Wogen des Gemüths zu besänftigen und die Stürme der Leidenschaft zur Ruhe zu legen, so dichtete von ihm selbst auch die liebevoll gläubige Sage, daß er unzeitige und widrige Stürme habe beruhigen können.

Mehr als zwei Jahrtausende sind vergangen; aber die milde Schönheit der Sophokleischen Dichtung hat nicht gealtert. Auch die Wirksamkeit des Dichters ist nicht untergegangen; der nach der Sage die Stürme beschwor, hat Hand in Hand mit Homer unsere größten Dichter aus den Fluten der Sturm- und Drangperiode rettend geführt auf das heitere Eiland hellenischer Schönheit. Wer die Poesie in ihrer plastischen Gestalt kennen lernen will, kann an Sophokles nicht gleichgültig vorübergehen; und ein Altar der Verehrung wird ihm stets und unaufhörlich in den Herzen derer aufgerichtet sein, die die Schönheit lieben und suchen.

Literatur und Kunst.

Reiseliteratur.

„Wenn die Maus satt ist", lautet ein alter Spruch, „ist das Korn bitter", oder vielleicht noch besser, wie es im slawischen Sprichwort heißt: „Müden Beinen ist schwer pfeifen". Wie der Sommer noch seine goldenen Lichter über die grünenden Fluren streute, wie noch jeder Ton der Dampfpfeife — von der Romantik des Posthorns ist ja längst keine Rede mehr in civilisirten Gegenden — unsere Brust von Sehnsucht schwellte, wie hier ein Freund uns fragte, ob er uns diesen Sommer auch am Genfersee treffen würde und dort ein anderer seine Visitenkarte abgab, weil er im Begriff stand, nach Helgoland oder Meran, nach dem Harz oder an den Bodensee zu reisen: bis endlich auch wir dem allgemeinen Reisetaumel nicht mehr widerstehen konnten und uns in das Coupé warfen, einerlei wohin, nur um unserer Sommerreise nicht ganz verlustig zu gehen — allerdings da war die Zeit der Reiseliteratur, da wurde der rothe Bädecker zu einer höchst in-

teressanten Lectüre und was irgendsonst von neu erschienenen Büchern Belehrung, Unterhaltung oder Anregung für angehende Touristen versprach, durfte mit gutem Grund auf ebenso zahlreiche wie dankbare Leser rechnen. Jetzt dagegen, wo wir das Weihnachtsfest kaum im Rücken haben, wo unsere jungen Damen das Köpfchen voll haben von Ballfreuden und Balltriumphen, während unsere Herren mit kritischem Gesicht, hinter dem die Langeweile sich nur mühsam verbirgt, sich von einem Concert, einer Oper zur andern drängen — wer will jetzt von Reisen und Reisebüchern hören? Es ist Senf nach dem Rindfleisch. Die stille Ecke neben dem Kamin ist jetzt ebenso angenehm wie einige Monate zuvor die Ecke im Waggon; jetzt wollen wir den Club besuchen, Karten spielen und Secirübungen anstellen am guten Namen unsers Nächsten. Auch lesen wollen wir, versteht sich. Wozu schrieben denn des Sommers die Poeten sich die Finger krumm, wozu seufzten denn die Preßbengel in der Hitze der Hundstage, als damit wir Winters in der Sofaecke, beim behaglichen Schein unserer Moderateurlampe, eine angenehme Lectüre haben? Jetzt stehen die Leihbibliotheken in Blüte, jetzt ist die Zeit der vierbändigen Romane, selbst ein Classiker wird hier und da hervorgenommen, wenn auch natürlich nur Anstands halber — aber Reiseliteratur?! Nimmermehr: die schläft jetzt mit den jungen Halmen unterm Schnee und erst wenn die Lerchen wieder wirbeln und die Bäume sich belauben, dann, mit dem Duft der jungen Birken, steigt auch die Reisesehnsucht wieder auf in dem frühlingsbangen Herzen und mit ihr werden Bädecker, Murray und Consorten wieder angesehene und gewichtige Männer.

Das mag also sein, immerhin: aber ein richtiger Kritiker ist nicht der Mann, sich um Wind und Wetter zu bekümmern, ein Kritiker liest überhaupt nicht was er will, sondern immer nur was er muß, und dieser Ballen Reiseliteratur hier hat gerade lange genug auf unserm Schreibtisch gelegen, um endlich „expedirt" zu werden, wie es in der Actensprache und auch noch in einem andern Kunstjargon heißt, dessen nähere Bezeichnung wir aber doch hier lieber unterlassen wollen.

Auch haben wir den Trost, daß unter den Büchern, die uns heute zur Besprechung vorliegen, sich wenigstens einige befinden, werthvoll genug, um unter allen Umständen und zu jeder Jahreszeit mit Beifall und Nutzen gelesen zu werden. So gleich das erste, das wir ergreifen: „Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem Jahre 1855. Von Adolf Stahr" (2 Bde., Oldenburg, Schulze). Hr. Stahr ist bekannt als einer unserer geistvollsten und unterhaltendsten Touristen; sein berühmtes Werk „Ein Jahr in Italien" hat die Literatur der italienischen Reisen, die bei uns seit Goethe mehr und mehr in Verfall gerathen war, wieder zu Ehren gebracht und auch seine spätern Schriften verwandten Inhalts sind der Mehrzahl nach mit wohlverdientem Beifall aufgenommen worden. Ursprünglich von der Gelehrsamkeit ausgehend, hat Hr. Stahr sich mehr und mehr in das Feuilleton, diese neueste und eigenthümlichste Gattung unserer modernen Literatur, hineingearbeitet und auch hier wieder gebührt ihm der Ruhm eines unserer gewandtesten und geschmackvollsten Feuilletonisten. Auch die vorliegenden Briefe aus Paris, die sich, wie schon der Titel andeutet, an ein früheres ähnliches Werk desselben Verfassers anschließen, sind wesentlich Feuilletonarbeiten; wenn sie nichtsdestoweniger mehr Werth haben und eine größere

Dauer beanspruchen dürfen, als dieser leichten Waare der Tagesliteratur für gewöhnlich zukommt, so verdanken sie dies hauptsächlich der weisen Beschränkung, mit welcher der Verfasser, statt wie es sonst in den Büchern über Paris Mode ist, uns das ganze bunte Kaleidoskop des modernen Babylon vorzuführen, sich in der Hauptsache vielmehr auf ein Gebiet zurückgezogen hat und zwar auf ein Gebiet, das er mit ebenso viel Geschmack wie Sachkenntniß beherrscht: nämlich auf das Gebiet der bildenden Künste. Der Aufenthalt, den Hr. Stahr in den vorliegenden beiden Bänden schildert, fällt in den Herbst des Jahres 1855, also zur Zeit der großen pariser Ausstellung, die bekanntlich auch eine bedeutende Anzahl von Kunstwerken aller Zeiten und Schulen versammelte. Ueber diese Kunstwerke, ihren Werth, ihre Urheber sowie ihre Beziehungen zur allgemeinen Entwickelung der modernen Kunst erstattet der Herr Verfasser hier einen vollständigen und wohlgeordneten Bericht; seine Schilderungen sind lebhaft und anschaulich, seine Urtheile besonnen und wohlbegründet, seine ganze Auffassung der Kunst eine ernste und würdige und können wir namentlich in letzterer Rücksicht nur wünschen, daß das Buch von recht vielen unserer bildenden Künstler gelesen und — beherzigt werde. Der Verfasser urtheilt nie als abstracter Aesthetiker, vielmehr bilden überall die Beziehungen zwischen Kunst und Leben, zwischen ästhetischer und nationaler Entwickelung seinen Hauptaugenpunkt und sind die gelegentlichen Winke und Andeutungen, die er von hier aus über die Aufgabe der modernen Kunst im Allgemeinen fallen läßt, in hohem Grade beachtenswerth. Der erste Band ist, nach einigen einleitenden Betrachtungen über den allgemeinen Charakter der Ausstellung, über französische Kunstkritik ꝛc., hauptsächlich der Sculptur gewidmet. Der zweite beschäftigt sich ausschließlich mit der Malerei, und zwar werden uns der Reihe nach erst die französische, dann die englische und belgische Ausstellung geschildert. Den meisten Raum widmet der Verfasser natürlich der französischen Kunst, die hervorragendsten Größen derselben, wenigstens soweit sie der Jetztzeit angehören, werden in ausführlichen Charakteristiken geschildert und dann die verschiedenen Zweige der Malerei, soweit sie in der französischen Ausstellung vertreten waren, die religiöse Malerei, die historische, das Genre ꝛc. der Reihe nach besprochen. Dazwischen begegnen wir dann einzelnen Schilderungen aus dem socialen und politischen Leben der französischen Hauptstadt; wir besuchen die pariser Theater, machen eine Krankenvisite beim „sterbenden Aristophanes“, wohnen dem Schluß der großen Ausstellung durch Napoleon III. bei und was sonst hergebrachtermaßen zu einem pariser Tagebuch gehört. Doch ist dies alles, wie bereits angedeutet, vom Verfasser mit großer Mäßigung behandelt, es zieht sich nur als ein leicht skizzirtes Beiwerk um den kunstgeschichtlichen Theil des Buchs, der den eigentlichen Inhalt, gleichsam den Kern desselben bildet und durch den der Verfasser sich alle Freunde und Kenner der modernen bildenden Kunst zu lebhaftem Danke verpflichtet hat.

Auch die „Pariser Kaiser-Skizzen. Von Theodor Mundt“ (2 Bde., Berlin, Jancke) sind in dem jetzt so beliebten Feuilletonstil geschrieben; es sind, wie der Verfasser selbst es im Vorwort ausspricht, „Skizzen, die in bunter Reihe und losem Rahmen die Eindrücke schildern sollen, wie sie bei einem zum dritten mal erneuten Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs, diesmal inmitten der vollen Entfaltung des neuen Kaiserlebens (näm-

lich ebenfalls im Sommer 1856) sich frisch und unmittelbar dargeboten haben". Aber während Hr. Stahr sich vorzugsweise auf das Gebiet der Kunst beschränkt, hat der Verfasser der „Kaiser-Skizzen" hauptsächlich die politischen und socialen Zustände des neuen Frankreich (denn Paris ist ja Frankreich) ins Auge gefaßt. Vielleicht liegt es zum Theil an diesem Stoff, zum Theil aber auch an der Behandlungsweise des Verfassers, wenn sein Buch bei weitem nicht den reinen und erquicklichen Eindruck macht wie Stahr's „Nach fünf Jahren". Unerachtet der Selbstgewißheit, mit welcher das neue Kaiserthum sich vor den Augen der Welt entfaltet, sind die socialen und politischen Zustände Frankreichs doch noch durchaus unfertig, ja man darf behaupten: trotz der tiefen Windstille, die in diesem Augenblick auf dem sonst so unruhigen Meere der französischen Gesellschaft herrscht, sind die dortigen Zustände nichtsdestoweniger in einer Gährung begriffen, deren endliches Ergebniß sich für jetzt noch gar nicht absehen läßt. Das erschwert denn demjenigen, der uns diese so ganz ungewissen, gleichsam noch vor sich selbst verschleierten Zustände schildern will, die Aufgabe ganz außerordentlich; beim besten Willen läßt sich hier nichts geben als Fragmente, Ansätze, Zeitungsartikel mit einem Wort — und dergleichen Zeitungsartikel, zu einem mehrbändigen Buch vereinigt, machen, wenn man nicht gerade ein Börne ist, immer nur einen etwas unbefriedigenden Eindruck. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch die eigenthümliche Darstellungsweise des Verfassers. Für den Feuilletonisten nimmt der Herr Verfasser den Mund noch immer etwas zu voll; Hr. Mundt ist zwar kein Gelehrter, aber er schreibt noch immer, wie unsere Gelehrten ehedem schrieben, besonders wenn sie recht populär, recht niedlich interessant sein wollten: etwas breitspurig, etwas metaphysisch, am meisten an solchen Stellen, wo die Metaphysik gar nichts zu thun hat; es fehlt seinem Stil der leichte Fluß, die Nonchalance, der graziöse Ton, welchen das Feuilleton nothwendig erfordert und den sich z. B. Hr. Stahr neuerdings in so ausgezeichnetem Grade angeeignet hat. Bei alledem finden wir in den „Pariser Kaiser-Skizzen" im Einzelnen manche neue und scharfsichtige Beobachtung. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit hat der Verfasser den arbeitenden Klassen zugewendet; was er über ihre politische Bedeutung sagt, auch selbst im gegenwärtigen Augenblick noch, wo die vermeintliche Allmacht des neuen Kaiserthums jeden Widerstand, auch den schweigenden des Arbeiterstandes gebrochen zu haben scheint, verdient die volle Beachtung aller, die sich ein Urtheil über die gegenwärtigen Zustände Frankreichs und die mögliche oder wahrscheinliche Weiterentwickelung derselben zu bilden wünschen. Anderes dagegen, wobei der Herr Verfasser mit großer Ausführlichkeit verweilt, ist schon jetzt, wenige Monate nach dem Erscheinen seines Buchs, antiquirt und war es zum Theil schon, bevor dasselbe noch die Presse verlassen hatte. So namentlich die sehr weitläufigen Erörterungen über das Lorettenthum, über das moderne Prostitutionsdrama ꝛc.; diese und ähnliche Dinge sind mit solcher Schnelligkeit zu uns nach Deutschland verpflanzt worden und machen sich in diesem Augenblick bei uns biedern Germanen so breit, daß wir sie uns nicht erst von Paris aus brauchen schildern zu lassen.

Gleich den Herren Stahr und Mundt führt auch Hr. Woldemar Seyffarth in seinem Werke „Lob und Tadel über Gesehenes"

(2 Bde., Gotha, Scheube) uns nach Paris zur Zeit der großen Ausstellung. Doch thut er es weder als Touriſt noch als Politiker, ſondern lediglich als Techniker. Wie wir aus dem erſten „Paris und ſeine Univerſal-Ausſtellung. Ein Fingerzeig" betitelten Abſchnitt des Buchs erfahren, hat Hr. Seyffarth ſowol der londoner wie der pariſer Weltausſtellung als Commiſſar der königlich ſächſiſchen Regierung beigewohnt. In dem eben genannten Aufſatz ſchildert er die ziemlich niederſchlagenden Erfahrungen, welche er bei dieſer Gelegenheit gemacht hat, indem er daran Winke und Vorſchläge knüpft, wie die gerügten Miſſtände für die Zukunft und namentlich bei einer demnächſt zu erwartenden wiener Weltausſtellung zu vermeiden ſein werden. Ueber den praktiſchen Werth dieſer Vorſchläge vermögen wir, beim gänzlichen Mangel aller Sachkenntniß, natürlich nicht zu urtheilen. Aber wie vortrefflich ſie ſein mögen, ſo können wir uns doch nicht überreden, daß ſie an Werth verloren haben oder geringere Beachtung bei den Fachgenoſſen finden würden, auch wenn es dem Herrn Verfaſſer gefallen hätte, ſie mit etwas geringerer Selbſtgefälligkeit und etwas weniger Behagen an kleinlichen Neibereien vorzutragen. Aber dieſe Selbſtgefälligkeit und dieſe kleine nergelnde Polemik, die ſich auf politiſchem Gebiet namentlich in einem faſt kindiſchen Preußenhaß äußert, iſt charakteriſtiſch für das ganze Buch. Iſt doch ſelbſt ſchon der Titel ſo anſpruchsvoll wie möglich: „Lob und Tadel über Geſehenes". Aber wer iſt Hr. Woldemar Seyffarth denn, abgeſehen natürlich von ſeiner Würde als ehemaliger königlich ſächſiſcher Ausſtellungscommiſſar, daß er ſich zum allgemeinen Oberkritikus aufwirft und Lob und Tadel austheilt, wie ein Schulmeiſter, über halb Europa?! Ueber halb Europa nämlich, oder doch wenigſtens über einen anſehnlichen Theil von Deutſchland, Frankreich und Italien erſtrecken ſich die Reiſeſchilderungen und Reflexionen des Verfaſſers; er beſpricht Dresden und die dresdener Geſellſchaft, ſchildert Baden-Baden und die Umgebung des Bodenſees, führt uns von Paris nach Marſeille, läßt uns eine endloſe Saiſon in Nizza mit durchmachen (nämlich endlos in der Beſchreibung: dieſelbe zählt beinahe drittehalbhundert gedruckte Seiten, alſo ein kleiner Band für ſich) — alles in demſelben anſpruchsvollen, geſpreizten Tone, von dem unter anderm auch das Inhaltsverzeichniß des Buchs ein ergötzliches Beiſpiel darbietet. Da heißt es z. B.: „Dresden und die Geſellſchaft. Eine Anſicht"; „Kempten und zwei Grabſteine. Eine Glaubensſache"; „Lindau und mein Hausnachbar. Eine Stadtgeſchichte und eine Antwort"; „Von Paris nach Marſeille. Ein Entſchluß"; „Von Marſeille nach Nizza. Ein fortgeſetzter Entſchluß" — und in dieſem Stile weiter. Wie hochtrabend! Wie geſchmacklos! Und was könnte der Herr Verfaſſer, der die kleinen Skandalgeſchichten ſo ſehr liebt und deſſen ganze Schilderung von Nizza z. B. nichts iſt als eine fortgeſetzte Chronique scandaleuse — was könnte er wol mit Grund einwenden, wenn man dieſe von ihm ſelbſt erfundene Methode auf ſein eigenes Buch anwenden und etwa ſagen wollte: „Lob und Tadel über Geſehenes. Von Woldemar Seyffarth. Ein Klatſch?!"

Auch das zierlich ausgeſtattete Büchlein, das der vielſchreibende Ludwig Bechſtein unter dem Titel „Villa Carlotta. Poetiſche Reiſebilder vom Comerſee und aus dem Lombardiſch-Venetianiſchen Lande" bei Voigt in Weimar hat erſcheinen laſſen, iſt nicht viel mehr als Klatſch, aber gutmüthig enthuſiaſtiſcher Klatſch, wie derjenige des Hrn. Seyffarth

eine bedenkliche Hinneigung zum Anfäuerlichen und Verbissenen zeigt. Die Villa Carlotta, neuerdings in den Zeitungen viel genannt als angeblicher Sommeraufenthalt des erkrankten Königs von Preußen, ist bekanntlich eine der prächtigsten Villen von Oberitalien; am Comersee belegen, ist sie ebenso berühmt durch die landschaftlichen Reize ihrer Umgebung als namentlich durch ihre Kunstschätze, unter denen Thorwaldsen's Alexanderzug, ursprünglich für Napoleon I. gearbeitet, die erste Stelle einnimmt. In der Mitte des 18. Jahrhunderts erbaut, wechselte die Villa ihre Besitzer mehrfach, bis sie zu Anfang des laufenden Jahrhunderts in die Hände des Grafen von Sommariwa überging, eines enthusiastischen Kunstfreundes, dem die Villa auch vorzugsweise ihre künstlerische Ausschmückung verdankt. Aus seinem Nachlaß wurde die Villa mit dem dazu gehörigen Grundstück im Jahre 1843 von der Prinzessin der Niederlande, Marianne, der geschiedenen Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, angekauft; von ihr erhielt sie die Tochter der Prinzessin Charlotte (daher der neue Name Villa Carlotta) bei Gelegenheit ihrer Vermählung mit dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen im Jahre 1850 zum Geschenk. Bekanntlich wurde die geistvolle und liebenswürdige Prinzessin wenige Jahre später von einem vorzeitigen Tode dahingerafft; dem Prinzen, ihrem Gemahl, ist die Benutzung der Villa überblieben und in seinem Gefolge war es, daß der Verfasser des obengenannten Werks im Herbst 1856 die Reise an den Comersee antrat. Beschränkte das Tagebuch, das er hier von derselben liefert, sich auf eine Aufzählung und Beschreibung der zahlreichen und zum Theil höchst werthvollen Kunstschätze, welche die Villa Carlotta umfaßt und hätte er in dieser Schilderung selbst ein verständiges und sachentsprechendes Maß innegehalten, so würde er eine ganz dankenswerthe Arbeit geliefert haben. Leider jedoch hat er dies nicht gethan; nicht nur sind seine Schilderungen von einer Breite und dabei in einer so schwülstigen und übertriebenen Sprache abgefaßt, daß es einem gebildeten Leser schwer wird, sich durch das verhältnißmäßig dünne Büchlein hindurchzuschlagen, sondern er hat auch übrigens so viel überflüssige und ungehörige Dinge mit hineingezogen und auch diese überflüssigen Dinge werden von ihm mit einer solchen anmaßlichen Wichtigkeit und einem solchen aufgedunsenen Pathos behandelt, daß das wenige Brauchbare, was sein Buch etwa in kunsthistorischer Hinsicht enthält, dagegen völlig verschwindet. Am schlimmsten spielt Hr. Bechstein seinen Lesern mit, wo er humoristisch wird; sein Witz ist von einer Spießbürgerlichkeit und athmet einen Fusel, daß man sich oft unwillkürlich nach einem geöffneten Fenster umsieht. Einige Beispiele mögen unsere Aussage bestätigen. S. 41 erzählt der Verfasser von einem Kameel, das zur Zeit Friedrich Barbarossa's nach Deutschland kam, des ersten, das hier überhaupt gesehen ward, und fährt dann wörtlich fort: „Sehr anlockend für Nichtkameele ist die Weinkarte des Gastgebers" (nämlich Zu den drei Mohren in Augsburg). Bei Gelegenheit des Vino tinto, den er in Brescia trinkt und der nicht das Glück hat, ihm zu munden (wie die italienischen Weine ihm denn überhaupt nicht recht schmecken wollen, sie sind zwar an sich nicht übel, aber „ihre Stärke läßt doch ein solches Trinken nicht zu, wie wir in Deutschland es in befreundeten Kreisen gewohnt sind" (S. 184) — also bei diesem ihm nicht mundenden Vino tinto stellt der Herr Verfasser die scharfsinnige Vermuthung auf, daß davon unser deutsches Sprichwort herstamme:

„da müßte ich Tinte getrunken haben“ (S. 209). In der That, wenn das Humor sein soll, so ist der bitterste Ernst uns lieber. Am unangenehmsten wird diese Manier aber da, wo er seine stumpfen Bolzen gegen die Demokraten richtet, eine Species, gegen die er einen ganz besondern Grimm empfindet, der im übrigen um so achtbarer ist und dessen ungeschminktes Eingeständniß Hrn. Bechstein um so mehr Ehre macht, als er selbst früher, wenn wir uns recht erinnern, in dem Rufe eines staatsgefährlichen Menschen stand. Auch die Poesien, die er mit allzu freigebiger Hand eingestreut hat, sind zum Theil sehr bösartig — welches letztere Prädicat wir jedoch nur auf die ästhetische Seite seiner Dichtungen beziehen: denn was die Gesinnung betrifft, so sind sie wahre Muster von Loyalität. Auch hier, statt aller weitern Auseinandersetzungen, nur einen „Stegreifvers“, der ihm beim Anblick einer Linde in der Nähe der Villa Carlotta „entschlüpfte“:

Froh, daß ich hier finde
Eine deutsche Linde,
Würd' ich froher sein,
Fänd' ich deutschen Wein.

Nun, daß einem solch ein Vers „entschlüpfen“ kann, besonders wenn man durstig ist und nichts zu trinken hat, das begreifen wir allenfalls: aber drucken lassen sollte man solche Lückenbüßer doch nicht. Und damit ist denn auch zugleich unser Urtheil über das ganze Buch ausgesprochen.

Und da wir somit einmal bei Italien angelangt sind, so mögen hier gleich zwei Werke mit erwähnt werden, die wegen ihrer überwiegend ernsten, beinahe wissenschaftlichen Haltung allerdings nicht ganz in diese Gesellschaft gehören: „Aus Venedig“ (2 Bde., Basel, Bahnmeyer) und „Aus und über Italien. Briefe an eine Freundin von R. Schlüter“ (2 Bde., Hannover, Rümpler). Das erstgenannte Werk enthält eine ausführliche, beinahe zu ausführliche Schilderung der berühmten Inselstadt in topographischer, historischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht. Es ist die Frucht gründlicher und gewissenhafter Studien und bedauern wir umsomehr das wunderliche Gewand, in welches der ungenannte Verfasser für gut befunden hat, sein Werk zu kleiden. Er gehört zu den Frommen im Lande; das möchte nun immerhin sein und wollen wir niemanden, der sich in dieser aparten Frömmigkeit glücklich fühlt, sein Glück streitig machen. Allein bei aller erdenklichen Duldung vor fremden Ueberzeugungen scheint es uns doch gerathener, bei einer Reise nach Venedig seine Bibel und sein Gesangbuch — wir wollen nicht sagen zu Hause zu lassen, aber doch wenigstens nur in der Stille seines Kämmerleins zu gebrauchen, wohin es ja überhaupt gehört, und Schilderungen von Gemälden und Kunstbetrachtungen nicht fortwährend mit Bibelsprüchen und frommen Betrachtungen zu unterbrechen. Wir kannten auf der Universität einen pietistischen Studenten, der, wenn eine Schüssel ihm besonders gut schmeckte (und bei den Freitischen deutscher Universitäten soll das nicht oft passiren, zumal bei den theologischen) jedesmal in ein lautes Dankgebet ausbrach: „Herr Gott, ich danke dir für diesen schönen Kalbsbraten!“ oder „für diese delicaten Backpflaumen!“ oder womit er sonst gerade seinen Schnabel weidete. An dieses angehende Licht der Kirche hat uns der Verfasser des Buchs „Aus Venedig“ erinnert; auch er kann kein Kunstwerk sehen, kein schönes Gebäude, kein Gemälde, keine Statue,

ohne sich an die Brust zu schlagen und seiner Begeisterung in Bibelcitaten und ähnlichen Ausrufungen Luft zu machen. Das mag recht fromm sein, aber geschmackvoll ist es gewiß nicht.

Auch in den Schlüter'schen Briefen, die sich überhaupt auf Oberitalien beschränken, spielt Venedig eine große Rolle. Fast der ganze erste Band, mit Ausnahme weniger Seiten, beschäftigt sich mit dieser einen Stadt, während der zweite hauptsächlich der Schilderung von Genua und Florenz gewidmet ist. Der Verfasser hat hauptsächlich die Kunstschätze Oberitaliens im Auge und wiederum unter ihnen vorzugsweise die Werke der Malerei. Er ist ein fleißiger und gewissenhafter Beobachter, der so leicht nichts übergeht, was irgend gesehen zu werden verdient; seine Kunstanschauungen sind nicht besonders tief oder geistvoll, aber gesund und nüchtern, seine Darstellung etwas breit und spießbürgerlich, aber einfach und verständig. Das ganze Buch mit seinem reichen kunsthistorischen Material kann besonders solchen Lesern empfohlen werden, welche im Begriff stehen, die hier geschilderten Orte selbst zu besuchen; die Lecture wird ihnen nicht ganz leicht fallen, aber halten sie glücklich dabei aus und bringen sie die beiden Bände mit leidlicher Aufmerksamkeit zu Ende, so werden sie den Gewinn davon späterhin schon verspüren. R. P.

Correspondenz.

Aus der Provinz Sachsen.

Januar 1858.

G. T. „Ach und leider auch Theologie", höre ich Sie seufzen, Herr Herausgeber, indem Sie die ersten Zeilen meines Briefs durchlaufen. Aber wovon könnte ein Correspondenzbericht aus unserer Gegend wol handeln, wenn nicht von kirchlichen Dingen? Es ist uralter theologischer Boden, auf dem wir uns hier befinden; die verschiedenartigsten kirchlichen Bewegungen sind von hier ausgegangen oder haben doch mit Vorliebe hier ihren Tummelplatz aufgeschlagen. Hier, in der flachen öden Gegend zwischen Wittenberg und Eisleben, stand die Wiege der Reformation; hier schlug der Pietismus Spener's die ersten lebenskräftigen Wurzeln; hier saß der Rationalismus der Wegscheider und Gesenius Decennien lang auf dem Dreifuß und als man es endlich von oben herab für nöthig befand, dieser volksverführenden Richtung entgegenzuarbeiten und ein neues officielles Kirchenthum zu begründen, da war es wiederum unsere Provinz, wo die ersten Bausteine zu diesem theologischen Wolkenkukuksheim gelegt wurden. Auch die Lichtfreunde entstanden bekanntlich auf demselben classischen Boden und wenn, trotz der sehr dünn gesäeten Katholiken, auch das Rongethum hier eine Zeit lang begeisterte Anhänger fand, so erklärt sich das nicht nur aus jenem Gesetz des Gegensatzes, dem überhaupt alle menschlichen Entwickelungen folgen, sondern es ist dabei auch die theologische Luft mit anzuschlagen, die überhaupt in unserer Gegend herrscht und sich hier in Kreise erstreckt, die anderwärts kaum davon berührt werden.

Und so ist es denn nur ganz in der Ordnung, wenn auch von jenem Widerstande, der sich allmälig und aller polizeilichen Ueberwachungen unerachtet gegen das moderne Staatskirchenthum zu erheben anfängt, sich hier wenn nicht die ersten, doch die nachdrücklichsten und bedeutungsvollsten Symptome offenbaren. Als ein derartiges Sympton haben wir die in theologischen Kreisen vielfach besprochene Unionsconferenz zu betrachten, die im October verwichenen Jahres zu Halle stattfand. Bekanntlich ist es ein Hauptziel unserer Frommen vom neuesten Datum, die Union, dieses Lieblingswerk Friedrich Wilhelm's III., einzureißen oder, wo dies den Umständen nach nicht ausführbar ist, doch wenigstens illusorisch zu machen. Wie weit sie damit gediehen, und welchen Beistand sie dabei, wissentlich oder unwissentlich, bei den höchsten kirchlichen und weltlichen Behörden des Staats gefunden haben, ist ebenfalls allgemein bekannt und auch über die eigentliche Absicht, welche unsere Frommen dabei verfolgen, bleibt für niemand, der den kirchlichen Bewegungen der Gegenwart überhaupt einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, der mindeste Zweifel. Diese neuen Heiligen, deren Christenthum wahrlich kein Christenthum der Liebe ist, hassen die Union nicht blos als ein Werk der Toleranz, sondern ste hassen namentlich auch jene leisen Spuren rationalistischer Aufklärung, die in der Union noch übrig geblieben sind und die so wohl zu jenem milden, praktisch verständigen Christenthum paßten, wie der nüchterne Sinn Friedrich Wilhelm III. es liebte. Die gesammte Stellung der Union hat sich infolge dessen auf eine Art und Weise verändert, man könnte sagen umgekehrt, die für die Signatur unserer Zeit in hohem Grade charakteristisch ist. Anfangs gerade von dem freisinnigern Theile der Geistlichkeit, gerade von denen, die das kirchliche Leben der Gemeinden mit dem kirchlichen Bewußtsein derselben im Einklang erhalten und jenes aus diesem heraus entwickeln und fortbilden wollten — gerade von diesen anfangs schel angesehen als ein Product polizeilicher Bevormundung und mechanischer Vielregiererei, bildet die Union gegenwärtig das Palladium aller derer, denen Toleranz und Aufklärung noch keine leeren Worte sind; sie ist gleichsam der letzte Wall, die letzte Position, welche die Anhänger eines durch Bildung geläuterten und eben darum lebensfähigen Christenthums noch innehalten.

In unserer Provinz nun hatten, Dank den rationalistischen Elementen, mit denen dieselbe von alters her durchzogen ist und die mit aller Mühe noch immer nicht völlig haben ausgerottet werden können, die Gegner der Union im Ganzen nur wenig Anklang gefunden. Allerdings hatte das Neulutherthum, als es vor beiläufig einem Menschenalter zuerst auftauchte, hier einen seiner namhaftesten und leidenschaftlichsten Vertheidiger. Doch lag das Aufsehen, welches diese Angelegenheit damals erregte, mehr an den Zeitumständen und der zur Polemik sehr geneigten Persönlichkeit des Betheiligten — wir reden natürlich von den Guerike'schen Händeln, die zu Anfang der dreißiger Jahre zum Ausbruch kamen — als in der Popularität, welche sich das von ihm vertretene Dogma bei der Bevölkerung erworben; vielmehr war diese Popularität immer nur sehr gering und konnte niemals in Vergleich gestellt werden mit der fanatischen Begeisterung, die sich z. B. in einzelnen schlesischen Gemeinden sowie namentlich in Pommern zeigte. Erst in den letzten Jahren, da die Saat derjenigen, die man den Gesenius

und Wegscheider dereinst ausdrücklich als Gegenkönige aufstellte, nun allmälig aufzugehen anfängt, ich meine, nachdem ein großer Theil der Pfarrstellen unserer Provinz mit Geistlichen besetzt ist, die ihre theologische Bildung oder vielmehr Nichtbildung dem Halle verdanken, wie es in den letzten 15 Jahren geworden ist — seitdem erst, unter Mitwirkung bekannter politischer Umstände, haben die Feinde der Union auch bei uns an Terrain gewonnen. Und mit welchem Eifer (um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen) sie dasselbe zu erweitern suchen, das zeigt sich am besten aus der ungewohnten Energie, welche ihre Bestrebungen in dem entgegengesetzten Lager wachgerufen hat. Um dem, wie es in dem betreffenden Aufruf wörtlich heißt, „neuesten, sehr dreist und hoch einhergehenden Aufschwung des strengen Confessionalismus entgegenzutreten, der die Union als so ziemlich bei Seite gestellt betrachtet", erließ der besonders auch durch seine hymnologischen Arbeiten bekannte Superintendent Stier zu Schkeuditz eine Aufforderung an alle „positiven evangelischen Unionsfreunde, in einer wohlbemessenen kräftigen Kundgebung sich vernehmen zu lassen gegen das anmaßende exclusive Lutherthum und ein lautes würdiges Zeugniß dafür abzulegen, daß es — zunächst auch in unserer Provinz — noch eine nicht zu verachtende Anzahl Bekenner einer nicht bekenntnißlosen, halbchristlich verschwimmenden, sondern so stark und klar wie nur sonst andere sich ihres Glaubens bewußten Union gibt". Der Aufruf enthielt noch einige andere pikante Sätze, z. B. daß der Ausspruch: „Unsere Kirche lehrt", offener Rückfall in Katholicismus sei; daß mitunter auch die Form, in welcher die Kirchenlehre die Grundwahrheiten bezeugt, nicht mehr ausreiche; daß scholastisch-theologische Begriffsbestimmung als solche nicht zur Kirchenlehre gehöre; daß eine Kirche des schriftmäßigen Bekenntnisses der reinen Lehre überhaupt nicht existire ꝛc.

Auf Grund dieser und ähnlicher Sätze fand die bereits erwähnte Conferenz am 20. October statt. Dieselbe war von mehr als 60 Geistlichen besucht, sämmtlich, wie sich auch nach dem Namen des Veranstalters gar nicht anders erwarten ließ, von entschieden kirchlicher Richtung, wenn auch freilich nicht in dem Sinne, der nach den Gelüsten unserer neuesten Hierarchen die Kirche allein noch beherrschen soll. Die Anwesenden vereinigten sich zu einer öffentlichen Erklärung, in welcher sie ihre Anhänglichkeit an die Union aussprachen und die dann auch noch nachträglich von einer nicht unbeträchtlichen Anzahl abwesender Amtsbrüder mit unterzeichnet worden ist.

Natürlich mußte dieser Schritt bei denen, die das Recht allein zu haben meinen, Erklärungen abzugeben und Aufrufe zu erlassen, großen Anstoß erregen. Ein hallischer Vorstadtprediger — der Name thut nichts zur Sache, das Publikum kennt ihn doch so wenig wie die Wissenschaft — fand sich bemüßigt, in einem hallischen Localblatt gegen die Unterzeichner der Erklärung zu Felde zu ziehen, machte seine Sache dabei aber so ungeschickt und ritt seine Partei durch allzu weit gehende Behauptungen so tief hinein, daß sogar ein hallischer Professor der Theologie, den man übrigens eines besondern kirchlichen oder politischen Freisinns nicht beschuldigen kann, denn doch für nöthig hielt, diesen Extravaganzen entgegenzutreten. Mit den Einzelheiten des Federkriegs, der sich aus dieser Veranlassung entspann und an dem unter anderm auch der schon genannte Professor Guerike mit allerhand gehässigen Reminiscenzen aus der Geschichte der ersten Einführung der Union sich be-

theiligte, will und darf ich Ihre Leser natürlich nicht langweilen; nur aus den „Fünfundneunzig Thesen wider die falsche Union, zur Nachfeier des Reformationsfestes allem lutherischen Volk des Vaterlandes dargeboten", die der schon erwähnte hallische Prediger inzwischen als eigene Broschüre herausgegeben hat, gestatten Sie mir wol einige Sätze herauszuheben; langweilig, dafür bin ich Ihnen gut, werden sie Ihre Leser gewiß nicht finden, wol eher das Gegentheil. Da heißt es z. B. unter Nr. 4, 5 und 6 wörtlich: „Daß die Union ein Werk des Teufels sei, ist nicht wahr; sondern es ist in ihr auch ein Geist aus Gott. Ihr Stifter war der Frömmsten und Edelsten einer und zu ihren Anhängern gehören ausgezeichnete Männer an Geist und Sitte. Wol aber ist die Aeußerung eines der hochgestelltesten ihrer Vertreter richtig: der Teufel steckt darin mit seinem ganzen Heer. Daß dies der Fall ist, liegt nicht an Zufälligkeiten, sondern ist im Wesen der Union begründet." Nun beachte man diese — theologische Dialektik: ein Werk des Teufels ist die Union zwar nicht, aber in ihrem Wesen liegt es, daß der Teufel in ihr steckt! Oder mit andern Worten: ans Leben wollen wir dir zwar nicht, aber blos den Kopf abschneiden! Höchst ergötzlich und wol werth, gelesen zu werden, besonders wenn der „Kladderadatsch" einmal ausgeblieben sein sollte, ist auch, was die „Evangelische Kirchenzeitung" in einer ihrer Decembernummern über den Vorgang berichtet; die Art und Weise, wie sie mit auf die Seite gelegtem Kopf und süßsaurer Miene die gegenwärtige theologische Facultät in Halle bespricht, die ihr natürlich noch lange nicht fromm genug ist, den „wahrhaftigen" Dr. Julius Müller, der aber doch „in manchen Fragen der Exegese und Dogmatik zu einem Resultate kommt, welches dem lutherischen Bekenntnisse widerstreitet"; Dr. Moll und Dr. Jacobi, die (aufgepaßt!) „Theilnehmer der Evangelischen Allianz gewesen sind und ihre Stellung durch die Reden gekennzeichnet haben, welche sie dort gehalten"; Dr. Hupfeld, „seiner Gemüthsrichtung nach ein gläubiger und sehr achtbarer Mann, aber in seinem Fache Rationalist nach Gesenius' oder De Wette'scher Art"; „endlich" Dr. Tholuck, „nicht geeignet nach seiner ganzen wohlbekannten Eigenthümlichkeit, ein entschiedener Verfechter der Confession zu werden, wenn er sich auch, was zu hoffen steht, derselben noch immer mehr zuneigen sollte, als er es schon in den letzten Jahren gethan" — diese Art und Weise, sage ich, und dabei dies resignirte Bedauern über den Einfluß, den die Genannten auf die hallischen Studirenden üben, die „natürlich auch alle der Union zugethan sind und die (o weiser Daniel!) erst confessionell werden, wenn sie ins Amt getreten sind" — das alles ist von unwiderstehlicher Wirkung und würde dem besten bezahlten Klageweib Ehre machen.

Inzwischen geht die Bewegung in der Provinz fort und zwar fällt das Resultat, soweit dasselbe sich jetzt bereits übersehen läßt, entschieden zu Gunsten der Unionsfreunde aus. Wie viel Antheil daran gewisse allbekannte Veränderungen in Berlin haben und ob das Resultat nicht vielleicht ein ganz anderes sein würde, wenn z. B. General von Plehwe in Königsberg seinen Abschied nicht genommen hätte, mag hier unerörtert bleiben; genug, die Thatsache steht fest, daß in unserer so kirchlich gesinnten Provinz, die deshalb wol als Maßstab für die kirchliche Stimmung in Preußen überhaupt dienen darf, in diesem Augenblick (und diesen Zusatz bitte ich zu beachten) der Wind wieder mehr aus der Region der Toleranz und Aufklärung

bläst und daß unsere Frommen hier und da bereits anfangen, sich nach einem guten „Regendach!", wie man in Schwaben sagt, umzusehen. Ein weiteres Symptom dafür ist der außerordentlich geringe Anklang, welchen die Bestrebungen zur Einführung eines „gereinigten Gesangbuchs" bei der Geistlichkeit unserer Provinz finden. Zwar hatte das Consistorium in Magdeburg diese Sache selbst in die Hand genommen: aber aller Aufforderungen und Rundschreiben unerachtet soll die Zahl der Geistlichen, die sich für eine Purification der üblichen Gesangbücher, natürlich im orthodoxesten Sinne, ausgesprochen haben, nur überraschend gering sein, sodaß das ganze Project wol schon jetzt als gescheitert betrachtet werden kann.

Dagegen hat unsere Provinz auf nichtkirchlichem Gebiet einen Verlust erlitten, der von allen Freunden des Fortschritts lebhaft beklagt wird. Das ist der Abgang des Professors Max Duncker, des berühmten Geschichtschreibers der Alten Welt, von Halle nach Tübingen. Allerdings gehörte Duncker zunächst der hallischen Universität an und wird sein Abgang daher auch dort sowie überhaupt in den wissenschaftlichen Kreisen am schwersten empfunden. Doch hatte er sich durch seine mehrjährige parlamentarische Thätigkeit sowie überhaupt durch die lebhafte und aufopfernde Theilnahme, die er den öffentlichen Angelegenheiten widmete, weit über seine nächste Umgebung hinaus bekannt gemacht; ein ebenso klarer und besonnener Kopf wie mannhafter und biederer Charakter war er allgemein gekannt und geschätzt, namentlich auch in solchen Kreisen, die sein gelehrtes Verdienst nicht zu würdigen wußten und die nur den eifrigen Patrioten, den tüchtigen und liebenswerthen Menschen in ihm ehrten. Sind wir recht unterrichtet, so hat Duncker den preußischen Staat, dem er überdies durch die Geburt angehört, nur sehr ungern verlassen; es sollen lange und eifrige Unterhandlungen geführt worden sein, ihn dem preußischen Universitätsleben zu erhalten. Daß dieselben schließlich doch nicht zu dem erwünschten Ziele geführt haben und daß der preußische Staat freiwillig auf einen Mann wie diesen verzichtete, ist ein trauriges Zeichen von der Lage, in welcher die Wissenschaft sich in diesem Augenblick in Preußen befindet.

Was endlich das ökonomische und gewerbliche Leben unserer Provinz anbetrifft, so sind wir von den Stürmen, welche die finanzielle Welt seit einigen Monaten erschüttern, bisjetzt noch so ziemlich unberührt geblieben. Namentlich hat unser Haupthandelsplatz Magdeburg bisjetzt noch eine überraschend gute Haltung gezeigt. Dagegen sind in einigen kleinern Orten der Provinz, z. B. in Halle, ungewöhnlich viele Fallissements vorgekommen. Doch möchte freilich schwer zu entscheiden sein, wie viel davon wirklich durch die gegenwärtige Krisis verschuldet ist, und wie viel alte Schäden sind, die nur bei der jetzigen ungünstigen Witterung vielleicht etwas früher zum Ausbruch gekommen, als es ohne dies der Fall gewesen wäre. Auch über einen Theil unserer Gutsbesitzer gehen bedenkliche Gerüchte. Insbesondere fürchtet man für unsere zahlreichen Rübenzuckerfabriken. Dieselben haben im Laufe der nächsten Wochen ihre Steuern zu entrichten; die Summen, deren sie dazu benöthigt, sind zum Theil sehr beträchtlich und nicht allen, fürchtet man, wird es bei der gegenwärtigen Lage des Geldmarkts möglich sein, dieselben rechtzeitig herbeizuschaffen.

Aus Berlin.

12. Januar 1858.

NO. So ist denn also die Frage, welche im Lauf der letzten Wochen so viele Gemüther beschäftigt und namentlich so viele Federn in Bewegung gesetzt hat, entschieden, wenn auch allerdings zunächst nur bis auf weiteres: wie ja so vieles bei uns — und nicht bei uns allein, sondern im modernen Staatsleben überhaupt — nur vor der Hand und bis auf weiteres geschieht. Durch einen allerhöchsten Erlaß vom 6. Januar, den Ihre Leser bereits aus den Zeitungen kennen, ist die Stellvertretung des Königs durch den Prinzen von Preußen, die bekanntlich mit dem 23. Januar abgelaufen sein würde, auf weitere drei Monate verlängert worden. Ueberrascht hat diese Maßregel so eigentlich niemand: denn daß die Gesundheit des Monarchen, trotz der vielfachen Berichte, welche die officiösen Blätter über die königlichen Ausfahrten und Spaziergänge bringen, noch immer in hohem Grade angegriffen, das ist leider niemand ein Geheimniß und wird namentlich auch von allen denjenigen bestätigt, welche Gelegenheit hatten, den hohen Patienten auf einer seiner häufigen Fahrten durch die Stadt von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Auch war es ohne Zweifel der bequemste und zunächst gelegene Ausweg, der sich unter den obwaltenden Umständen auffinden ließ, indem einfach die Fortdauer des gegenwärtigen, durch eine dreimonatliche Erfahrung erprobten Verhältnisses ausgesprochen ward; nicht nur ist man dadurch gewisser principieller Erörterungen überhoben, denen man angesichts der einmal bestehenden Verfassung aus leicht begreiflichen Gründen aus dem Wege zu gehen wünscht, sondern es werden dadurch auch alle unbequemen Erörterungen über den Zustand des hohen Kranken und die mehr oder minder günstigen Aussichten für seine vollständige Wiederherstellung vermieden. Eine andere Frage freilich ist es, ob das gegenwärtige Verhältniß, so wohlvereinbar es auch mit dem gewöhnlichen ruhigen Gang der Geschäfte sein mag, sich auch noch aufrecht erhalten lassen würde, falls plötzlich irgendwelche unerwarteten Ereignisse, sei es in der innern, sei es in der äußern Politik, hereinbrechen sollten: woran sich dann die weitere Frage knüpft, ob es nicht eine Pflicht wäre für alle diejenigen, denen irgendein Einfluß auf den Gang der öffentlichen Dinge bei uns verstattet ist, auf eine definitive, durch das Zusammenwirken sämmtlicher gesetzgebenden Gewalten verbürgte und befestigte Regelung dieser hochwichtigen Angelegenheit hinzuarbeiten. Wirklich ging vor einigen Tagen das Gerücht, als ob im Schooße unserer Kammern ein dahin zielender Antrag vorbereitet werde; insbesondere schob man einer bekannten Fraction des Herrenhauses die Absicht unter, derartige Schritte herbeizuführen. Aus triftigen Gründen zweifle ich, daß diese Absicht jemals bestanden; sollte es aber dennoch der Fall gewesen sein, so ist sie, wie ich glaube versichern zu können, in diesem Augenblick und namentlich in Rücksicht auf den Erlaß vom 6. Januar bereits wieder aufgegeben. Ueber die angebliche Reise des Königs hört man auch noch nichts als Gerüchte; eine neueste Version derselben, die ich jedoch ebenso wenig verbürge, als alle frühern, läßt den König in Begleitung seiner Gemahlin in den letzten Tagen des Februar nach Genua oder doch in dessen Nähe reisen, um daselbst mit der verwitweten Kaiserin von Rußland zusammenzutreffen. Dagegen gilt die Reise des Prinzen von Preußen nach London zur Vermählung des Prinzen

Friedrich Wilhelm als eine ausgemachte Sache, nur wird sie, wie man versichert, sich auf die möglichst kurze Dauer beschränken. Ob und welche Maßregeln in Bezug auf die Stellvertretung während der Abwesenheit des Prinzen werden getroffen werden, darüber lauten die Nachrichten sehr verschieden; vermuthlich wird man sich begnügen, den Prinzen durch den Telegraphen von allen Vorkommnissen in Kenntniß zu erhalten, wobei man denn also ebenfalls darauf rechnet, daß alles, fern und nah, in dem gegenwärtigen ruhigen Gang verbleiben wird. Für die Neugier der Berliner sind die bevorstehenden Vermählungsfeierlichkeiten natürlich schon jetzt ein ebenso interessanter wie ausgiebiger Gegenstand. Die Zurüstungen, insbesondere von Seiten der Stadt, scheinen allerdings großartig zu werden und bleibt es deshalb um so mehr zu bedauern, daß, den eigentlichen Einzug ausgenommen, die ungünstige Jahreszeit oder wie andere wollen, die schuldige Rücksicht auf die ausgesprochenen Wünsche des Hofes, eine unmittelbare Betheiligung größerer Volksmassen, wie sie wol früher bei ähnlichen Gelegenheiten stattfand, diesmal nicht gestatten wird. Der Hauptgipfel der Festlichkeiten wird, wie man hört, ein Ball im Weißen Saale des königlichen Schlosses sein und da dieser Saal nur zum höchsten 1500 Personen faßt, so geht schon daraus hervor, daß die Betheiligung nur eine sehr beschränkte sein wird.

Inzwischen hat heute in eben diesem Saal die Eröffnung des Landtags stattgefunden. Wundern Sie sich nicht, daß ich diese unter andern Umständen so interessante Notiz hier nur so ganz beiher einschalte; diese beiläufige Stellung entspricht dem geringen Werthe, den man dem Ereigniß selbst im hiesigen Publikum — und ich fürchte nicht im hiesigen allein — beilegt. Selbst die — vom Ministerpräsidenten vorgetragene — Eröffnungsrede, die in diesem Augenblick bekannt wird, erregt nur sehr geringe Sensation; so viel mir in der Kürze der Zeit darüber zu Ohren gekommen, findet man die Stelle über die Krankheit des Königs doch etwas gar allzu allgemein gehalten, während der Passus über die holsteinisch-lauenburgische Angelegenheit gewiß des besten Eindrucks nicht verfehlen würde, hätte man sich nicht schon seit längerm gewöhnt, diesen ganzen dänisch-deutschen Handel als einen hoffnungslosen zu betrachten. Irgendwelche wichtige Vorlagen werden nicht angekündigt, wie das bei der augenblicklichen Lage der Regierungsverhältnisse auch gar nicht anders zu erwarten stand. Auch aus der Mitte der Kammern selbst werden schwerlich irgendwelche erhebliche Anträge emportauchen; selbst die äußerste Rechte scheint ihr beliebtes, bisjetzt von so vielem Erfolg gekröntes Revisionswerk für diesmal nicht weiter fortsetzen zu wollen. Wir sehen somit einer ebenso kurzen wie stillen und ereignißlosen Session entgegen und werden die Restaurateure und Zimmervermiether voraussichtlich die einzigen sein, die an den Herren „Landboten" ihre Freude haben, den „Kladderadatsch" natürlich nicht zu vergessen, der ihnen auch schon in seiner vorgestrigen Nummer einen begeisterten Hymnus entgegengesungen hat.

Die Handelskrisis fährt noch immer fort, ihre Opfer einzufordern. Doch sind nur wenig schuldlose darunter, vielmehr stellt sich immer deutlicher heraus, daß hauptsächlich diejenigen von der Krisis verschlungen werden, die sie selbst hervorgerufen haben: nämlich die leichtfertigen Speculanten und Schwindler. In letzterer Beziehung haben die jüngsten Tage wiederum einige sehr unangenehme Enthüllungen gebracht und mit den Concurserklärungen

gehen die Steckbriefe zum Theil Hand in Hand. Hoffentlich wird der gegenwärtige Sturm, so beklagenswerth er in anderer Hinsicht auch ist, doch für einige Zeit ausreichen, die Spreu vom Weizen zu sondern, und wenn das nur wirklich damit erreicht wird, so wollen wir die unvermeidlichen Uebelstände, welche diese Selbstreinigung des Handels mit sich geführt hat, immerhin mit Ergebenheit und Demuth hinnehmen; hätten wir ganz nach Verdienst behandelt werden sollen, ich fürchte, wir wären noch nicht so billig weggekommen....

Auf den Theatern tiefe Stille. Die Invaliden der Königlichen Hofbühne verzehren ihren Ruhegehalt in angenehmster Behaglichkeit; niemand belästigt sie mit neuen Rollen. Doch soll der „Herodes" des Hrn. von Lepel, der schon seit mehr als Jahresfrist gleich einer Wolke an unserm Theaterhimmel droht, nun endlich wirklich über die Bretter gehen; die erste Aufführung ist, den Zeitungen zufolge, auf die ersten Tage der nächsten Woche angesetzt. Die „Fiammina" hat selbst den halben Erfolg, den sie bei der ersten Aufführung davontrug und der sich hauptsächlich auf die Thränendrüsen unserer angehenden alten Jungfern bastrte, auf die Dauer nicht behaupten können und auch die Darstellung wurde todtgemacht durch die viel größere Präcision und Lebenswahrheit, mit welcher die auf dem Königsstädtischen Theater gastirende französische Truppe, deren ich bereits in meinem letzten Briefe erwähnte, das Original in Scene setzte. So unleidlich das tragische Pathos der Franzosen, so vortrefflich sind sie im Lustspiel und bürgerlichen Drama; es waren vielleicht kaum Künstler des zweiten, ja des dritten Ranges, die in der Blumenstraße agirten und doch, was Wahrheit und Natur und freie unverkünstelte Bewegung betrifft, wie weit ließen sie unsere Hofpensionäre hinter sich zurück! Auch auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gibt es in diesem Augenblick ein Stückchen französischen Schauspiels, nur ein sehr kleines Stückchen, aber ein ganz vorzügliches: der berühmte Levassor, auf seiner Durchreise nach Petersburg begriffen, gibt einige Gastrollen und erfreut sich dabei des Beifalls, den er bisher noch überall, wo er aufgetreten, hier wie anderwärts, gefunden und den sein ebenso feines wie wirksames Spiel in der That verdient. Auch die drei Zwerge, mit denen das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater schon seit Wochen oder Monaten bemüht ist, das täglich drohender werdende Deficit der Kasse zu decken, spielen noch immer und machen, wenigstens den Zeitungen zufolge, volle Häuser; ein klägliches Zeichen, wohin es mit dem berliner Geschmack gekommen, daß eine solche Curiosität — und das ist denn doch das Glimpflichste, was man von diesen kleinen Ungethümen sagen kann — sich hier so lange zu halten im Stande ist.

Notizen.

Am letzten Tage des verwichenen Jahres starb in Berlin Friedrich August Pischon, Consistorialrath, Professor und Prediger der dortigen St.-Nicolaigemeinde, ein aufgeklärter und verdienter Theologe, von gründlicher gelehrter Bildung, der sich auch in weitern Kreisen durch sein „Handbuch der deutschen Literatur ꝛc." (4 Thle., zuerst 1818) bekannt gemacht hat. Der Verewigte war 1785 geboren. — Aus Potsdam wird der Tod des Vielschreibers H. R. Belani gemeldet, oder wie er eigentlich hieß, Karl Ludwig Häberlin. 1783 geboren, widmete er sich ursprünglich der Beamtencarrière, bis er, nach mancherlei Schicksalen, unter die Schriftsteller ging; die Literatur der Fürst und Consorten hat in ihm einen ihrer fleißigsten Lieferanten verloren.

Ueber den bisherigen Erfolg der von König Max von Baiern ausgeschriebenen dramatischen Preisbewerbung berichten die öffentlichen Blätter folgendes. Die Zahl sämmtlicher eingereichter Stücke beläuft sich auf 152, darunter 112 Tragödien und 40 Lustspiele. Davon hat das Comité der Preisrichter, das für das Trauerspiel aus den Herren Geibel, Schack und von Sybel, für das Lustspiel aus den Herren Bodenstedt, Carriere und von Kobell besteht, im Ganzen vier Stücke zur Aufführung vorgeschlagen, nämlich zwei Trauerspiele „Die Sabinerinnen" und „Die Witwe des Agis" und zwei Lustspiele, „Die drei Candidaten" und „Feldkaplan und Lieutenant". Mit der Aufführung dieser Stücke soll in den ersten Wochen des neuen Jahres der Anfang gemacht werden; der Ausfall derselben ist bekanntlich entscheidend für die schließliche Ertheilung des Preises.

Ueber die Statistik der holländischen Literatur brachte das „Magazin für die Literatur des Auslandes" kürzlich einige Angaben, denen wir Folgendes entnehmen. In den neun Jahren von 1848—56 erschienen in Holland jährlich durchschnittlich 1799 gedruckte Werke: eine Ziffer, die bei einer Bevölkerung von noch nicht ganz drei Millionen gewiß nicht gering ist und den Beweis liefert, daß die Schreibseligkeit der Deutschen nicht allein steht, ja sogar noch übertroffen werden kann. Auch hat diese jährliche Durchschnittszahl sich seit 1851 regelmäßig erhöht; 1856 betrug die Zahl der neu erschienenen Werke sogar 1859. Nach den verschiedenen Fächern eingetheilt waren darunter 349 theologische und 265 philologische und literargeschichtliche Werke, sowie 188 Schulbücher. Die Nationalökonomie war mit 138 Werken, die Geschichte mit 112, die Naturwissenschaften mit 52, die Mathematik mit 25, die Rechtswissenschaft mit 48, die Philosophie, als die schwächste von allen, mit 17 Schriften vertreten. Die schöne Literatur zählt im Ganzen 142 Werke, darunter 57 Romane. Zeitungen erscheinen in Holland 150, wozu noch 60 periodische Schriften kommen, die monatlich oder zweimonatlich ausgegeben werden. Buchhandlungen gibt es nicht weniger als 900, also ziemlich ebenso viel wie in ganz Deutschland mit seinen 40 Millionen Einwohnern. Dem entsprechend ist die Zahl der Buchdruckereien, nämlich 287; Papierfabriken waren 134 in Betrieb.

Anzeigen.

Dr. Franz Trautmann's neuestes Werk!

Bei **E. A. Fleischmann** in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ludwig Schwanthaler's Reliquien.

Drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und folgender Zeit, von dessen innerem und äußerem Wesen, auch Genossenschaften, nächst, von dessen Zeichnungen und Poesei, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hienieden — im Ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romantisch er gemuthet war.

Für Alle, die des Meisters Namen ehren, erzählt von Franz Trautmann.

Mit vielen Holzschnitten.

Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. = 2 Fl. Rhein.

Der Verfasser gewann sich mit seinen charakter- und seelenvollen Werken, in welchen er Leben uns Gestalten vergangener Jahrhunderte vorführt, im gesammten deutschen Vaterlande unzählige Gemüther. In gegenwärtigem Buche lenkt er den Blick in naheliegende Zeiten und schildert die Persönlichkeit, das innerlichst poetische Leben und die Umgebung jenes großen Meisters, welcher noch vor einem Decennium unter uns weilte und den Verfasser selbst zu seinen Freunden zählte. Gewährte das Buch nicht schon durch seinen persönlichen Gegenstand jedem Deutschen hohes Interesse, so wäre es an sich und ohne alle weitere Beziehung, in Anbetracht seiner Lebensfülle, und der klaren, naiven Bewältigung des zerstreuten Stoffs, eine der schönsten neuen Erscheinungen der Literatur, womit sich der Verfasser sicher die bereits gewonnene Gunst im großen Publikum noch befestigen und vergrößern wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Alexander Petöfi.

Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von

Karl Maria Kertbeny.

Mit einem Vorwort von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste vollständige Uebersetzung des ungarischen Nationaldichters, der in seinem Vaterlande bereits einen großen und wohlverdienten Ruhm genoß, bevor man in Deutschland seinen Werth einigermaßen schätzte. Das deutsche Publikum hat hier Gelegenheit, die höchst bedeutenden und originellen Dichtungen Petöfi's kennen zu lernen, und das der Uebersetzung beigefügte „Lebensbild" Petöfi's befördert sowol die Kenntniß der ungarischen Literatur überhaupt als speciell die des Dichters. Als besondere Empfehlung für diese Uebertragung ist noch zu erwähnen, daß Friedrich Bodenstedt, ohne den Eigenthümlichkeiten des Dichters irgendwie nahe zu treten, die Uebersetzung revidirt und mit einem, den Werth Petöfi's sehr anerkennenden Vorwort bei dem deutschen Publikum eingeführt hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 5.** 28. Januar 1858.

Inhalt: Die Entwickelung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen. Ein Vortrag von **Hermann Schaaffhausen.** — Wanderungen eines Juristen in der Schweiz. Von **Eduard Osenbrüggen.** VI. — Auch ein Wort über Béranger. Von **August Henneberger.** — Literatur und Kunst. Zur Lebensgeschichte Ludwig von Schwanthaler's. (Trautmann, „Ludwig Schwanthaler's Reliquien".) Volksliteratur. („Die Anekdotensammlung des Barfüßermönchs Johannes Pauli, genannt Schimpf und Ernst, fast kurzweilig und nützlich zu lesen in einer 244 Stück begreifenden Auslese. Herausgegeben von Dithmar".) — Correspondenz. (Aus Prag. Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Entwickelung des Menschengeschlechts und die Bildungsfähigkeit seiner Rassen.

Ein Vortrag am 24. September 1857 in der allgemeinen Sitzung der 33. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bonn gehalten

von

Hermann Schaaffhausen.

Die Natur ist das All! Darum gibt es keinen Gegenstand, der nicht in den Kreis der Naturforschung gezogen werden kann. Auf so viele Siege stolz, mit denen sie Irrthum und Vorurtheil niedergeworfen hat, zieht sie erobernd über fremde Gebiete hin, und wenn man ihr den Weg vertritt, so kann sie sich auf ihr altes Recht berufen, denn alle Wissenschaft des Alterthums ist aus ihr hervorgegangen.

So gibt es denn neben der Geschichte, die den Lauf der Zeiten an den Namen großer Könige, Kriege und Schlachten abrollen läßt, oder das Aufblühen und den Verfall der Künste und Wissenschaften schildert, eine Naturgeschichte des Menschengeschlechts, die das Treiben und Drängen der Völker, die verschiedenen Stufen der Gesittung als eine naturgemäße Entwickelung zu verstehen sucht, der man das Bild des einzelnen Menschenlebens als ein Gleichniß entgegenhalten kann. Auch die Völker haben ihre Lebensalter. Wie das organische Leben überhaupt von

Natureinflüssen bestimmt wird, so zeigt sich der rohe Mensch auf das innigste mit der Natur verknüpft: aber auch der gesittete wird nicht unabhängig von ihr, sondern er lernt nur ihre Gesetze nutzen zu seinen Zwecken. Auch ist es geglückt, an der Beschaffenheit der Erdoberfläche den großen Zug der Weltgeschichte aufzuklären; und seit eine neue Wissenschaft, die Statistik, die verwickeltsten Culturverhältnisse moderner Völker der strengen Forschung unterzogen hat, haben wir erfahren, daß die menschliche Gesellschaft überall von Naturgesetzen abhängt, daß Ereignisse, die wir für die zufälligsten halten, Sterbefälle, Geburten, Zahl der Ehen, der Verbrechen vorausberechnet werden können. Das ungelöste große Räthsel, daß neben der Freiheit der menschlichen Handlungen eine Naturnothwendigkeit derselben da ist, tritt uns auch hier entgegen.

Für den Naturforscher haben die verschiedenen Culturzustände des Menschengeschlechts, wie sie sich in der Zeit gefolgt sind, einen besondern Reiz, weil er in den verschiedenen Menschenrassen dieselben gleichsam nebeneinander sieht. Nicht genug werden manche Züge aus den Sitten wilder Völker benutzt, um uns ein lebensvolles Bild von den Anfängen unserer eigenen Cultur zu geben.

Wie man die Stärke des Lichts an der Schwärze des Schattens mißt, so schätzen wir erst die Höhe unserer Bildung, wenn wir in die Tiefe blicken, aus der rohe Völker oft vergeblich sich emporzuringen streben.

Das Urtheil über den Zustand wilder Rassen fällt verschieden aus, jenachdem eine Gleichheit menschlicher Anlage in allen oder eine ursprüngliche und wesentliche Verschiedenheit derselben behauptet wird. Nach der letztern Ansicht sind gewisse Rassen der Cultur geradezu unfähig und sie werden und müssen verschwinden wie die Bären und Wölfe der Wildniß. „Es lohnt gar nicht der Mühe, einen Blick in die Seele des Negers zu thun", sagt ein Naturforscher unserer Tage. „Es ist nur ein Gottesurtheil, das vollzogen wird, wenn vor dem Nahen der Civilisation der wilde Mensch zu Grunde geht." Die Sklaverei hat man mit solchen Gründen nie so lebhaft zu beschönigen gesucht als gerade in dieser Zeit, welche jede andere Meinung gern als philanthropische Schwärmerei verspottet und das Zeugniß zahlreicher Reisenden und geachteter Männer der Wissenschaft dafür aufzurufen pflegt, daß der Neger zur Bildung des Europäers sich nie erheben werde und könne, daß er in der Abhängigkeit von diesem seine Bestimmung erfülle und sein bestes Loos gefunden habe. An dieser Stelle möchte ich Verwahrung einlegen gegen die Berechtigung solcher Behauptungen und im Namen der Wissenschaft für alle Rassen die gleichen Menschenrechte proclamiren im edelsten Sinne des Worts. Hat auch einmal ein Präsident der Vereinigten Staaten ausgerufen: „Die rothen Streifen an

unserer Flagge, das sind die blutigen Striemen der Peitsche auf dem Rücken unserer Sklaven!" so wird die sittliche Entrüstung aus solchem Munde jetzt selten gehört, ja man sucht sie, wo sie laut geworden, auf jede Weise zu beschwichtigen. Alexander von Humboldt, der in seinem „Kosmos" sich entschieden gegen die Annahme höherer und niederer Menschenrassen ausspricht und sie alle für die Freiheit bestimmt sein läßt, dem wir es auch verdanken, daß erst vor kurzem aus unserer preußischen Gesetzgebung der letzte Rest einer Anerkennung der Sklaverei geschwunden ist — Humboldt hatte im Jahre 1826 gesagt, daß die alten spanischen Gesetze über die Sklaverei weniger grausam seien als die der Sklavenstaaten auf dem amerikanischen Festland, im Juli 1856 aber mußte er eine öffentliche Erklärung gegen die in Neuyork erschienene Uebersetzung seines Werks abgeben, in der man den betreffenden Abschnitt weggelassen hatte. Es ist indessen unverkennbar eine bessere Ueberzeugung in das Volk gedrungen. Der unglaubliche Erfolg, den der Roman der Miß Beecher-Stowe gehabt, sagt das „Quarterly-Review", hat dem Gesetze gegen die flüchtigen Sklaven den Todesstoß versetzt. Als man in Boston vor zwei Jahren einen entlaufenen Sklaven auslieferte, mußte die ganze bewaffnete Macht von nah und fern, der zehnte Theil der Unionsarmee, aufgeboten werden, um einen Aufruhr zu verhindern. Wollte man auch zugeben, daß mancher Neger in der Sklaverei ein besseres Loos gefunden habe, als ihm in der Heimat beschieden war, so bestätigen doch alle neuern Reisenden, daß der Sklavenhandel für Afrika selbst eine verheerende Pest geworden ist; denn die Sklavenjagd hetzt die friedlichsten Hirtenstämme gegeneinander auf und ist fast die einzige Ursache beständiger blutiger Kriege. Die schauderhafte Abnahme der Bevölkerung der Südsee, der die Europäer ihre Laster und Gifte gebracht haben, wird als unwiderlegbarer Beweis dafür angeführt, daß der Untergang wilder Völker unvermeidlich sei. Reicht man aber den Wilden in der einen Hand die Bibel, in der andern die Branntweinflasche, so greift er freilich nach der letztern. Und haben die nordamerikanischen Wilden Unrecht, wenn sie glauben, der große Geist habe ihnen das Land geschenkt, das der Weiße ihnen entrissen hat? Bei einem gesitteten Volke bewundern wir die Vaterlandsliebe, bei einem rohen rührt sie uns nicht. Nach neuern Ermittelungen sind diese Stämme aber noch lange nicht ausgerottet, vereinigt würden sie 200,000 Krieger stellen, die in ihren Wäldern und Gebirgen immer im Vortheil sind. Ein Amerikaner schlägt darum, von der Unausführbarkeit eines Kampfes mit ihnen überzeugt, als sicherstes Mittel, sie allmälig zu vernichten, den Branntwein und den Hunger vor. Schon mit dem Lichten der Wälder schwinden die Büffelheerden, ihr unentbehrlicher Lebensunterhalt; geübten Schützen würden sie in kürzerer Zeit

erliegen. Es ist nur ein Schein von Gerechtigkeit, wenn die nordamerikanische Regierung seit einigen Jahren den Indianerstämmen für Abtretung großer Gebiete ein Spottgeld zahlt: denn durch den Verkauf dieser Ländereien in Washington macht sie die glänzendsten Geschäfte.

Man nimmt in diesem Rassenkampfe gern Partei für die civilisirten Völker, weil man denkt, daß sie doch am Ende die Sache der Cultur und Menschlichkeit gegen Barbarei und Grausamkeit vertreten. Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß man auf die Schandthaten hinweist, mittels deren der golddurstige Europäer sich in den Besitz solcher Länder gesetzt hat und der Würger oder Peiniger seiner Brüder geworden ist. Auf Cuba hat man die Bluthunde auf die armen Neger losgelassen und die ersten englischen Ansiedler in Australien machten auf die Wilden Jagd, um Fleisch für ihre Hunde zu gewinnen. „Ueberhaupt wird der Indianer", so schreibt ein deutscher Reisender in Californien, „hier sowol als in ganz Amerika nicht als Mensch, sondern nur als jagdbares Unthier betrachtet, dessen Leben zu nehmen nicht allein ein jeder berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist. Der Skalp von den Pawnees- und Apaches-Indianern wird von der Regierung Mexicos mit 50 Dollars bezahlt, weshalb die Indianerjagd ein Hauptvergnügen der Rancheros ist." Was die Schlechtigkeit der Menschen vollbringt, das nenne man aber nicht ein unerbittliches Naturgesetz. „Das Vertilgen ist nur leichter und sagt der menschlichen Trägheit und Roheit mehr zu als das mühsame Geschäft der Erziehung", lauten die treffenden Worte, mit denen ein Schriftsteller seine Betrachtungen über das Schicksal der Eingeborenen Amerikas schließt. Unter den berühmtesten Reisenden, nennen wir nur Forster und le Vaillant, Livingston und Barth, hat es nie an solchen gefehlt, die an der guten Anlage der Wilden nicht zweifelten und die Ueberzeugung aussprachen, daß in den meisten Fällen die Grausamkeit der Wilden gegen die Europäer durch die schimpfliche Behandlung, die sie zuerst von diesen erduldet, hervorgerufen worden ist. In den meisten lebt das Gefühl der Rache oder die Furcht vor Verrath. Wie die Frage, ob der Mensch überhaupt ursprünglich gut oder böse sei, verschieden gelöst wird, so macht auch der eine aus dem Wilden einen Teufel, der andere sieht ihn im Zustande der Unschuld. In der That gleicht er bald dem Kinde, bald dem wilden Thiere. Bei dem oft sich widersprechenden Urtheile der Reisenden über dieselben Völker erwäge man, wie viel von der Gemüthsbeschaffenheit des Beobachters selbst abhängt. Was dem Menschen in der eigenen Seele fehlt, das vermag er auch in andern nicht zu erkennen; der gutmüthige Schwärmer sieht Tugenden, wo keine sind, und wird das Opfer der List und Schlauheit, während der in seinen Handlungen nur von selbstsüchtigen Trieben bewegte Mensch diese auch bei jedem andern stets voraussetzt.

Es sollte uns nicht überraschen, auch in der rohen Seele des Wilden Züge edler Gesinnung zu finden, indem das Gefühl für Recht und Unrecht gerade keinen Aufwand höherer Geistesthätigkeit verlangt und in den einfachsten Menschen oft am lebendigsten gefunden wird.

Bei der Frage nach der Bildungsfähigkeit wilder Rassen vergesse man nicht, daß der Natur selten ein Sprung gelingt, auch nicht der aus der Roheit in die Cultur. Darum hat auch die aufopfernde Thätigkeit der Missionäre nicht immer den gewünschten Erfolg gehabt. Gewiß säet das Christenthum Keime der Bildung aus, aber seinen vollen Segen hat es nur da entfaltet, wo seine Lehre auf den Boden der Cultur gefallen ist. Seit 300 Jahren sind die Bewohner Central-Amerikas zum Christenthum bekehrt, aber noch kommt es vor in den Dörfern des Gebirges, daß sie hinter den christlichen Altären heimlich ihre Götzen aufstellen und ihre heidnischen Priester haben, die jedem Kinde zu dem christlichen Namen, den es in der Taufe erhalten hat, auch einen heidnischen Namen geben. In dem Hochlande von Guatemala sollen vor wenigen Jahren noch, um den Vulkan Attitang zu beschwichtigen, nach alter Sitte neugeborene Kinder geopfert worden sein! Und doch räumt selbst Prichard ein, daß die Erfolge der katholischen Missionäre in Südamerika, wo von den Eingeborenen 1,600,000 Christen und nur noch 94,000 Heiden sind, viel großartiger seien als die der englischen im Norden, welche mit puritanischer Strenge unter Wilden einen Gottesdienst stiften wollen, während jene, wenn es sein muß, sie tanzend in die Kirche führen.

Wie das Christenthum die Gleichheit aller Menschen lehrt, so muß die Wissenschaft es anerkennen, daß bei aller Verschiedenheit der Bildungsstufe die gleiche Anlage und Natur allen Menschenstämmen innewohnt und eine jede Rasse das Recht zu leben und die Fähigkeit sich zu entwickeln hat. Auch die niederste Rasse ist nicht so verwahrlost von der Natur, daß sie nicht in gewissen körperlichen Fertigkeiten selbst den Europäer überträfe oder ein unerwarteter Lichtblick der Seele uns ein tiefes menschliches Gefühl verriethe. Der Australier wirft seinen Bumarang mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit, sodaß diese Waffe unverhofft den Vogel im Fluge trifft und zu dem Werfenden zurückkehrt; ohne sich von der Stelle zu bewegen, weicht dieser Wilde durch bloße Biegung seines Leibes sechs rasch nacheinander auf ihn geworfenen Speeren aus. Hat auch seine Sprache, wie uns Gerstäcker erzählt, für die Liebe kein Wort, so übt er doch eine tiefe Trauer um die Verstorbenen. Kinder unter vier Jahren werden erst mehrere Monate nach dem Tode begraben, vorher sorgfältig eingepackt und den Tag über von der Mutter auf dem Rücken herumgetragen, des Nachts als Kopfkissen gebraucht. Sind sie ganz trocken und mumienartig geworden, so werden

sie begraben oder in einen Baum gelegt. Noch viele Monate nach der Beerdigung sitzen die Frauen an den Gräbern und wehklagen und zerschneiden sich die Lenden und die Brust mit Feuersteinen.

Sind das nicht Keime der Bildung, die einer sorgfältigen Pflege werth wären? Aber sie kommen nicht zur Entwickelung, weil ihnen diese fehlt. Die glücklichen Völker, die nun einmal durch das Zusammentreffen der günstigsten Lebensbedingungen seit Jahrtausenden die Träger und Förderer der menschlichen Cultur geworden sind, nicht durch sich selbst allein, sondern durch jene von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk, von Welttheil zu Welttheil fortgepflanzte Erbschaft von Geistesschätzen, sie sind schon darum nicht berechtigt, die höchsten Güter der Menschheit für sich allein in Besitz zu nehmen, weil die Erfahrung gelehrt hat und die Zukunft es immer wieder lehren wird, daß die menschliche Cultur einen um so höhern Aufschwung nimmt, jemehr sie Gemeingut aller Völker der Erde wird.

Wenn man die Rassen als im Wesen verschiedene Menschenstämme ansieht, so zerfällt die ganze Geschichte in eine Reihe unzusammenhängender, nacheinander ablaufender Schauspiele; jede Rasse vollbringt, was sie kann, und tritt dann von der Bühne ab. Von Gobineau hören wir sogar, daß unsere Bildung keinen Vergleich mit der der Alten Welt aushält, die Geschichte und das Menschengeschlecht also nicht vorwärts-, sondern rückwärtsgehen. So kündigt man uns den nahen Untergang des deutschen Volks an, das reif gefunden wird, eine Beute der Slawen zu werden. Das ist eine traurige Weltansicht, die vergißt, daß mit der höhern Lebensentwickelung auch die Lebensfähigkeit steigt, und noch kein christliches Volk untergegangen ist oder in einem Zustande des Verfalls sich findet, aus dem ein Erheben nicht möglich wäre.

Und wie sieht es aus mit den Beweisen für die Unveränderlichkeit der Rassen? Nie ist ein Neger weiß geworden, heißt es; aber seine schwarze Haut wird blasser in kalten Klimaten, und wer will den Grad der Veränderung bestimmen, welcher eintritt, wenn Jahrtausende lang andere Natureinflüsse auf die Rasse gewirkt haben? Haben in der That die Juden, wie man so häufig anführt, ihren asiatischen Typus auch unter uns unversehrt erhalten? Wie unwahr das ist, trotz der für die Erhaltung desselben so günstigen Abschließung des Stammes, wird jeder finden, der die Israeliten des Orients mit den in den gebildeten Ländern Europas lebenden Juden verglichen hat. Kopf und Gesichtsbildung der Sklaven Westindiens veredelt sich schon in der nächsten Generation; und der in Amerika geborene Neger steht höher im Preise als der afrikanische, weil er unter dem Einflusse der Cultur sich körperlich wie geistig besser entwickelt hat. Wenn von Tschudi sagt: „Die Neger werden als Volk auch bei der sorgfältigsten Erziehung sich nicht auf eine hohe

Stufe der Cultur schwingen können, weil sich der Bau ihres Schädels und die dadurch bedingte Entwickelung des Gehirns zu sehr der thierischen Form nähert", so wäre erst zu beweisen, daß diese ungünstige Form des Schädels und Gehirns für alle Zeit starr und unveränderlich sei, während sie doch, wie unzweifelhafte Erfahrungen lehren, gerade durch geistige Cultur bildsam ist. Die Unveränderlichkeit des Rassentypus ist nicht erwiesen, sie kann deshalb auch nicht gegen die Einheit des Menschengeschlechts geltend gemacht werden, deren Möglichkeit die Naturforschung nicht in Abrede stellen kann.

Aber abgesehen von der körperlichen Bildung, wo ist jene Starrheit der geistigen Anlage, die einer jeden Rasse als unveränderliches Zeichen aufgeprägt sein soll? Schon Blumenbach hat eine Reihe von Negern aufgeführt, die sich durch hervorragende Geistesbildung ausgezeichnet haben. Auch Muth und Tapferkeit fehlt den Negern nicht. Wie heldenmüthig haben sie sich bei der Erstürmung von Palmares durch die Portugiesen gezeigt, wo ihre Anführer den freiwilligen Tod der Knechtschaft vorzogen und von der Spitze eines Felsens über die Stadt sich hinabstürzten! Bei dem Befreiungskriege von Fernambuco gegen die Holländer erwarb sich Henriquez so großen Ruhm, daß noch jetzt brasilische Regimenter seinen Namen führen. Dasselbe Lob der Tapferkeit geben die Holländer den Negerregimentern in ihren indischen Besitzungen. Bei dem Aufstand auf St.-Domingo haben Sklaven mit hingebender Treue ihre Herren gerettet, namentlich wurden die spanischen Familien geschont, weil sie eine mildere Herrschaft geübt hatten. Wir kennen jetzt afrikanische Märchen und Lieder von tief poetischem Gefühl; und von den friedlichen Hirtenvölkern südlich von Benguela ist es bekannt, daß, wenn sie als Sklaven weggeführt werden, sie am Heimweh sterben. Ja die Sucht zum Selbstmord wird bisweilen unter Negersklaven epidemisch, weil sie den Glauben haben, nach dem Tode nach Afrika zurückzukehren. Diesen Glauben zu hindern, lassen dann die Sklavenbesitzer den Leichen die Hände abschneiden und auf das Grab pflanzen.

Carus, der den verschiedenen Stämmen der Menschheit eine ungleiche Befähigung für höhere geistige Entwickelung zuschreibt, beruft sich darauf, daß nie ein Neger auf sich allein, auf seinen Stamm beschränkt, bedeutend geworden sei, und läßt für das Schicksal ganzer Völker den Ausspruch gelten: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht". Auf Gobineau's ähnliche Erklärung: „Weil sie, die Neger, so viele Jahrhunderte man von ihnen weiß, nichts durch sich, kaum durch Anstoß von andern etwas geworden sind, so kann auch in alle Zukunft nichts aus ihnen werden", erwidert Pott: „Wo lebt denn der Mann, welcher, ohne von Sprachen, die man entweder noch gar nicht oder erst seit gestern flüchtig kennt, die allergründlichste Einsicht genommen zu haben, sich berüh-

men dürfte, in die dunkeln Geistestiefen der Völker bis zu ihrem letzten Grunde hinab das Senkblei geworfen und deren Maß und Art ergründet zu haben?" „Hier in der Sprache", setzt er später hinzu, „trotz ihrer tollen Buntheit und Mannichfaltigkeit, thront über allen Menschen ein, wenn auch je nach den Völkern verschiedener, doch in sich einiger, der eine und allgemeine Menschengeist!" Unzweifelhaft steht die Menschheit auf verschiedenen Stufen der Gesittung. Daß aber die Völker kaukasischen Stamms die höchsten Leistungen in Kunst in Wissenschaft aufzuweisen haben, dafür ist nicht die Rasse der Grund: denn Peruaner und Mexicaner, Chinesen und Japaner hatten vor Jahrhunderten schon eine ungleich höhere Cultur erreicht, als manche Völker des kaukasischen Stamms, als Tscherkessen, Kroaten, Berbern und andere heute aufzuweisen im Stande sind. Auch kann keine der europäischen Nationen von sich rühmen, daß sie ihre Cultur nur sich selbst, nur ihrem Stamme zu danken habe. Einen großen Theil unserer Bildung haben wir von den Römern und Griechen empfangen, diese aus Asien und Aegypten; den Anfang der Cultur kennen wir nicht, wissen nicht, welcher Rasse er angehört. Erst durch ihre Bildung sind die Culturvölker des indogermanischen Stamms die edelsten und schönsten Zweige am Baume der Menschheit geworden, nicht weil ihnen eine bessere Naturanlage von Anfang angeboren war. Was man den Charakter eines Volks nennt, der durch Jahrhunderte oft sein ganz bestimmtes Gepräge bewahrt, so ist auch er nicht eine angeborene Eigenthümlichkeit, sondern nur die aus frühern und tief eingesogenen Einflüssen erworbene Richtung des geistigen Lebens, die ebenso zähe festgehalten werden kann wie ein oder das andere körperliche Merkmal. So verrathen nicht selten dunkles Haar und Auge in gemäßigten Klimaten noch nach Jahrtausenden die südliche Abkunft, in unsern rheinischen Städten das römische Blut.

Man gebe den Völkern andere Lebensbedingungen, und sie werden oft unkenntlich verändert. Als die Bewohner des neuen Welttheils die ersten spanischen Reiter sahen, erstaunten sie, aber sie erschraken, als die Reiter abstiegen, denn sie hatten Roß und Mann für ein Wesen gehalten. So unbekannt war ihnen das Pferd. Jetzt sind die Patagonen berittene Nomaden, welche die Pampas durchstreifen wie die Nomaden Hochasiens ihre Steppen und die Indianer des Nordens jagen bis an das Felsengebirge auf wilden Pferden den Bison. Die menschenfressenden Caraiben sind jetzt christliche Ackerbauer, die aus ihrem fruchtbaren Hügellande von den Ansiedlern des Cap vertriebenen Hottentotten aber sind aus friedlichen Hirten elende Wilde geworden. Ein Botokude wurde der Apostel seiner Landsleute, die es in der Abschaffung der Todesstrafe weiter gebracht haben als wir; ein Cherokese ist der Erfinder einer Buchstabenschrift für sein Volk, das nach Catlin schöne

Meiereien, geschriebene Gesetze, gute Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten besitzt. Wer sieht es den Ungarn an, daß sie Finnen sind, wenn die Sprache es nicht verriethe! Die armen Irländer, von denen seit zehn Jahren ein ganzes Viertheil die europäische Heimat verlassen hat, sind in dem neuen Welttheil ein fleißiges, mäßiges und reinliches Volk geworden, das Gegentheil von dem, was sie in der alten Heimat waren.

Wir sollten es doch nie vergessen, daß die Geschichte der am höchsten gebildeten Völker immer auf Zeiten der Roheit zurückweist, daß die Spur des Menschenopfers sich bei Homer wie im Alten Testament findet und daß auch die frühesten Bewohner Europas Wilde gewesen sind. Stand auch der Germane auf höherer Stufe, so hätten die Römer, auf deren Sklavenmärkten Celten und Germanen verkauft wurden, wie Neger auf den unsrigen, doch mit größerm Rechte, als wir es thun, sagen können: „Diese Barbaren sind der Cultur unfähig." Zu Julian's Zeit trugen deutsche Stämme noch Thierfelle oder gingen nackt, die Heruler erschienen noch im 6. Jahrhundert ganz nackt in der Schlacht, und bis ins 8. opferten unsere Vorfahren ihre Gefangenen. Wenn Strabo erzählt: „Die Belgier haben den Gebrauch, wenn sie aus einem Kriege zurückkehren, die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde an dem Nacken der Pferde aufzuhängen und sie zur Schau über ihren Hausthüren anzunageln. Posidonius sagt, er habe dies oft gesehen. Die Köpfe der getödteten Vornehmen bestreichen sie mit Cedernöl und bewahren sie auf. Sowol diese als andere Gebräuche haben die Römer abgeschafft. Die Einwohner von Irland sind Menschenfresser, ihre verstorbenen Aeltern aufzuzehren, halten sie für löblich" — ist es da nicht, als hörten wir das Leben von Indianern oder von Wilden der Südsee schildern? Was in jenen Zeiten der römischen Bildung gelang, sollten wir das von der unsrigen nicht erwarten dürfen?

Ein großes Mittel, das Geschlecht zu veredeln, wendet die Natur in der Vermischung der Rassen an. So entstand nach Eroberung der römischen Länder durch die Germanen eine Verjüngung fast aller europäischen Völker. In Bezug auf England sagt Dahlmann: „Unser Glaube an den geistigen Vorzug der reinen ungemischten Abstammung ist ein werthloser Aberglaube. Schon Attika und Rom widerlegen ihn." Und sind in unserm Vaterlande die am meisten gemischten Stämme des südwestlichen Deutschland etwa die schlechtesten an körperlicher und geistiger Begabung? Was einst Krieg und Eroberung vollbrachten, welche oft entnervten, hinsiechenden Nationen die rohe Kraft eines unverdorbenen Naturvolks wie einen neuen Lebenskeim einimpften, das schafft jetzt der friedliche Verkehr der Völker in allen Ländern, auf allen Meeren.

Und was wird die Zukunft des Geschlechts sein? Ein stets tiefer sinkender Verfall, wenn Gobineau Recht hätte, der in der Mischung der

Völker den Grund ihrer Entartung findet. Wir aber dürfen vermuthen, daß ein gleichartigeres, ein reineres und vollkommeneres Bild der Menschheit daraus hervorgeht. Die Menschenrassen werden darum nicht verschwinden: denn, wiewol die Cultur auszugleichen sucht, was die Natur geschieden hat und schon jetzt zum Beispiel in allen Hauptstädten Europas die gebildete Gesellschaft sich weit ähnlicher sieht, auch in körperlicher Hinsicht, als die ländliche Bevölkerung der verschiedenen Länder, so wird doch die Cultur die kosmischen Gesetze nicht ändern können, und die von diesen abhängigen klimatischen Lebensbedingungen werden fortbestehen, und eine reiche Mannichfaltigkeit auch der menschlichen Bildung erhalten.

Wir betrachten Cultur und Civilisation als die natürliche Entwickelung unsers Geschlechts, andere stellen Civilisation und Natur feindlich gegeneinander.

Man denkt sich aber viele Eigenschaften und Fähigkeiten mit dem Menschen geboren, ihm natürlich, die erst durch die Geschichte, die Erziehung erworben worden sind. Einen Menschen ohne alle Cultur gibt es nicht; dann würde es eben kein Mensch mehr sein. Auf der tiefsten Stufe der Wildheit hat der Mensch Waffen und Geräthe aus Stein oder Knochen, ein Fell oder eine Matte. Es war ein Irrthum Rousseau's, wenn er in seinem Eifer gegen die Auswüchse einer verweichlichten Cultur, als keine Mutter ihr Kind mehr säugte, und das Neugeborene in festen Binden seine Glieder nicht regen konnte, zur rohesten Natur zurückkehren wollte. Er hätte den Menschen wieder zum Wilden gemacht. Nannte er es doch eine Mishandlung der Natur, wenn der Gärtner den Obstbaum beschnitt; er wußte nicht, daß jede edle Frucht erst durch den Menschen das geworden ist. Selbst die Pfirsiche ist, wo sie in Persien wild wächst, saftlos und bitter, und so sind von Natur alle Wurzeln und Kräuter, die uns zur täglichen Speise dienen. Nicht die Natur, der Mensch hat die gefüllte Rose gemacht, eine gefüllte Georgine, jetzt der gewöhnliche Schmuck unserer Gärten, gab es vor 50 Jahren noch nicht. Aus seiner bildenden Hand ging das arabische Pferd hervor und, wie es scheint, hat nur die menschliche Pflege aus den unansehnlichen Samen der Gräser die Getreidekörner entstehen lassen, die wieder selbst die Saatkörner der Cultur geworden sind. Freilich hat der Mensch nach seiner Laune auch vielfach die Natur verunstaltet, aber in tausend Fällen hat er sie verschönert, wo wir sie für ursprünglich halten. Auch die Schönheit des Menschen ist nicht zu trennen von seiner Bildung. Die geistig hervorragendsten Völker sind auch immer die schönsten gewesen. Bodenstedt hat neuerdings, wie schon andere vor ihm, sich bemüht, die übertriebene Vorstellung von der Schönheit der Bewohner des Kaukasus zu berichtigen und gibt, zumal was das weibliche Geschlecht betrifft, der europäischen Schönheit, welche die körper-

lichen Reize mit dem Zauber geistiger Anmuth umgibt und allein des tiefern Seelenausdrucks fähig ist, den höchsten Preis. Auch die blendende Weiße und Zartheit der Haut verdankt dasselbe erst der durch die Sitte vorgeschriebenen Bedeckung und den kleinen wohlgebildeten Fuß, den leichten schönen Gang zum Theil den ebenen Straßen unserer Städte. Man denke an den Einfluß der Reinlichkeit, der so groß ist, daß Liebig meint, man könne die Culturstufe der Nationen nach der Menge der Seife bestimmen, die sie verbrauchen. So zeigt sich die Cultur als die zweite und schönere Natur des Menschen.

Worin wird nun aber die Bildung ganzer Völker, die wir ihre Civilisation nennen, am deutlichsten sich kundgeben? In der Herrschaft des Menschen über die Natur, in der allgemeinern Verbreitung von Kenntnissen, in dem blühenden Zustande der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, in der Feinheit der Sitten, in der Milde der Gesetze, in dem Maße der persönlichen Sicherheit und Freiheit, in der hohen Stellung der Frauen, endlich in der Anerkennung des Menschenwerths. Mit der Bildung steigt das Leben im Preise! Und die großen Mittel, einen solchen Zustand zu erreichen, sind das dem Geschlechte jetzt unverlierbare Erbtheil geistiger Errungenschaften, die Freiheit der Forschung, die Theilung der Arbeit, die ungehinderte Entwickelung der gesellschaftlichen Zustände, der nie geahnte Verkehr der Menschen und Völker und Gedanken, der eine Gemeinsamkeit aller menschlichen Interessen hervorgerufen hat, welche sicherer wie alles andere die Zwecke der Humanität fördert und den gesitteten Ländern den friedlichen Besitz und das Wachsthum ihres Wohlstandes verbürgt.

Und wenn jemand trotz alledem an dem Fortschritte des menschlichen Geschlechts zweifeln wollte, den würde die Naturforschung allein Lügen strafen, welche die Mythen der Vorzeit in Wahrheit gewandelt zu haben scheint. Ist sie es nicht, die mit ihrer Wünschelruthe die Schätze verräth, welche das Innere der Erde birgt? Ist sie es nicht, die an den Felsen klopft, bis die warme Quelle aus der Tiefe hervorsprudelt? Hat sie nicht den Schmerz gebannt und das menschliche Leben verlängert? Statt der mythischen Zahlen des Pythagoras hat sie das geheimnißvolle Gesetz der Zahlen gefunden, welches die Elemente aller Körper verbindet. Und wenn Sokrates es eitle Mühe nannte, den Himmel zu erforschen, so messen wir den Weg des Lichts von fernen Gestirnen, wägen die Sonne und berechnen den scheinbar irren Lauf des Wandelsterns. Wo die Rechnung den unbekannten Planeten voraussetzt, da findet ihn das Fernrohr, das uns die Berge des Mondes genauer zeigt, als wir die der Erde kennen, das den schwachen Lichtnebel in Sternenhaufen auflöst und uns die Richtung weist, in der die Sonne mit uns durch den Raum dahinschwebt.

Nur jene Thoren, welche alles wiſſen möchten, für welche das Hinausrücken der Grenzpfähle unſers Wiſſens keinen Sinn und keinen Werth hat, bleiben unbefriedigt.

Das Beſte aber, was wir wiſſen können, iſt die Ueberzeugung, daß in die menſchliche Natur ein Keim unendlicher Vervollkommnung gelegt iſt, an der mitzuarbeiten wir alle berufen ſind. Die Natur iſt nicht ſtarr, ſie iſt bildſam, ſie ruht nicht, ihr Weſen iſt Bewegung; aber nicht nur die Schwere iſt das herrſchende Geſetz, die edlern, organiſchen Bildungen ſuchen das Licht! Auch das Menſchengeſchlecht folgt dieſem Zuge.

Wanderungen eines Juriſten in der Schweiz.

Von

Eduard Oſenbrüggen.

(Vergl. „Deutſches Muſeum", 1857, I, 893 fg.)

VI.

Der Canton Zug.

Den meiſten der vielen Wanderer, welche allſommerlich die Schweiz bereiſen, iſt Zug nur die Vorhalle zum Tempel des Rigi, durch welche ſie ſchnell hindurcheilen. Wie kann es auch anders ſein in der Zeit, in welcher das Märchen von den Siebenmeilenſtiefeln Wahrheit geworden iſt? Aber Zug iſt nicht blos Vorhalle zum Rigi, ſondern hat einen Boden, der zum Verweilen und Beſchauen einladet, und für den, der beim Betreten eines Landes auch nach deſſen Schickſalen fragt, eine Geſchichte, die in ihrer Größe nicht in Verhältniß ſteht zu der Kleinheit des Ländchens. Das Schlachtfeld von Morgarten am lieblichen Aegeriſee weiſt zurück auf einen Tag der Heldengeſchichte, die Ruinen der Ritterburgen auf manchen Tag des heroiſchen und wilden Mittelalters; die Steine von Hünenberg und Wildenburg ſind ergraute Zeugen für die Wahrheit, daß Gewaltherrſchaft nur ſo lange Beſtand hat, als die Unterjochten ſie tragen wollen.

In einer wildromantiſchen Gegend, da wo ſteile Felſen von der Lorze beſpült werden, wurde einſt — im 11. oder 12. Jahrhundert — auf einem hervorragenden Felsſtücke eine feſte Burg gebaut, die Wildenburg. Sie war nur von einer Seite zugänglich. Wer von Zug nach Menzingen geht, kann zwiſchen Tannen durch die Ruine der Burg ſehen. Wie und wann die Burg zur Ruine wurde, iſt mit Sicherheit nicht ausgemittelt, aber es ſind in den Chroniken Thatſachen überliefert, welche mit der Zerſtörung in Verbindung ſtehen. Die Herren von Wildenburg hauſten in und von ihrer Veſte aus, wie Burgherren es in alter Zeit pflegten; die Herrſchaft übten ſie nicht blos aus über ihre Söldner und Knechte

und ihr Erbgebiet, sondern ihre Willkür erstreckte sich auf das arbeitende Volk umher und das Land, welches sie von ihrer Warte überschauen konnten. Eines Tags langweilte sich ein Herr von Wildenburg auf seiner Burg, aber plötzlich belebte sich sein Gesicht, als er ein Mädchen von schlanker Gestalt mit leichtem Gange über die Lorzenbrücke am Fuße des Burghügels schreiten sah. Er eilte hinaus, um seinen Dienern Befehl zu geben, das Mädchen einzufangen, was auch alsbald geschah. Die Thränen und die Verzweiflung des Mädchens, einer Anna Elsener, die, vom Markte in Zug kommend nach Menzingen hatte zurückkehren wollen, reizten den Wüstling nur noch mehr und er nahm sich vor, dasselbe in sicherer Hut bei sich zu behalten. Nach seinen Erfahrungen in Liebeshändeln war er seines baldigen Sieges gewiß und auch diesmal schien er sich nicht zu irren. Denn bald trocknete Anna ihre Thränen und that freundlicher gegen ihn; sie sprach nur noch die Besorgniß aus, daß ihr Vater, der sie schon lange müsse zurückerwartet haben, nachforschen und das Geschehene entdecken, dann aber unfehlbar die Bewohner von Menzingen und die Bürger von Zug zur Rache auffordern würde. Das leuchtete dem Burgherrn um so mehr ein, da er oft Leute von Menzingen und Aegeri, die sich zum Markte in Zug begeben wollten, in der Nähe seines Schlosses angehalten und beraubt hatte und in letzterer Zeit bedenkliche Aeußerungen eines vorbereiteten Racheplans von Seiten der Geschädigten und ihres Anhanges zu seiner Kunde gekommen waren. Als ihm daher Anna versprach, am Abend des folgenden Tages zum Schloßhügel zu kommen, entließ er sie zwar ungern, aber zur eigenen Sicherheit. Anna eilte nach Menzingen zu wie ein Vogel, der seinem Käfige entfliegt, und traf schon unterwegs ihren sie suchenden Vater, dem sie nun alles erzählte. Der ernste ruhige Mann kam bald zu einem Entschluß. „Du hast dem Herrn von Wildenburg geschworen, dich an dem bestimmten Orte einzufinden; du mußt gehen, besorge aber nichts, ich gehe mit dir!“ Am besagten Abend gingen Vater und Tochter gen Wildenburg; in der Nähe der Burg hielt sich Elsener im dichten Gebüsch zurück, behielt aber die vorgehende Tochter im Auge. Der Burgherr, der denn doch zu zweifeln angefangen hatte, ob das Mädchen ihren Schwur halten werde, war sehr erfreut über ihre Erscheinung und wollte seine Beute erfassen, als Elsener hervorstürzte und ihm mit seiner Hellebarde den Kopf spaltete. Dann hieb er ihm ein Bein ab, steckte es auf seine Waffe und mit diesem blutigen Siegeszeichen ging er in Begleitung seiner Tochter auf den Marktplatz in Zug, wo er den neugierig herankommenden Bürgern erzählte, was geschehen war. Die erbitterten Bürger griffen zu den Waffen. „Ist der Geier todt, wollen wir auch sein Nest zerstören!“ Man zog vor das Schloß Wildenburg,

wo man einen ſo plötzlichen Angriff nicht erwartete, nahm es ohne Mühe ein und zerſtörte es.

Nach andern Nachrichten hat die Zerſtörung der Burg aus einer andern Veranlaſſung ſtattgefunden oder die wieder erbaute Veſte iſt zum zweiten mal zerſtört worden.

Der Herr von Wildenburg pflegte ſeine Lebensmittel und andere Bedürfniſſe in Zug holen zu laſſen, verlangte dabei viel, zahlte aber, wann es ihm beliebte, oder gar nicht. Einſt ſollte einer ſeiner Diener Fleiſch aus der Stadt bringen. Nicht zufrieden mit dem Stücke, welches der Metzger ihm anbot, verlangte er mit grobem Tone ein anderes. Unwillig darüber, ſprach der Metzger zu ihm: „So zeigt denn, wo ich durchhauen ſoll!“ Der Diener ſtreckte die Hand aus und zeigte auf ein Stück Fleiſch, mit den Worten: „Solches ißt mein Herr gern.“ Nicht ſobald hatte er dies geſprochen, als ſchon das bezeichnete Stück Fleiſch, aber auch die zeigende Hand abgehauen war. Beides warf der Metzger in den Korb des Dieners, mit den Worten: „Da haſt du ſolches! Bringe es deinem Herrn und ſage ihm, daß man es ihm in Bälde auch ſo machen werde und daß er noch genug Fleiſch haben ſolle.“ Der verſtümmelte Knecht kehrte heulend zu ſeinem Herrn zurück, der vor Zorn tobte und der Stadt furchtbare Sache ſchwur. Aber die Zeit war vorbei, wo ſein Name die Bürger zittern machte. Als die That des Metzgers bekannt geworden war, berathſchlagten die Zuger, was zu thun ſei und zogen bewaffnet vor das Schloß. Der Herr von Wildenburg aber muß wenig Muth oder wenig Vertrauen zu ſeinen Leuten gehabt haben, er verließ ſein Schloß und kam auf wenig bekannten Pfaden nach Rapperſchwyl. Um ſeine Flucht beſſer zu verbergen, ſoll er ſogar ſeinem Pferde die Hufeiſen verkehrt haben aufſchlagen laſſen. Das Schloß wurde von den Bürgern zerſtört.

So die Chronik, und als das Jahr der Zerſtörung wird 1388 genannt. Es war die Zeit kurz nach der Schlacht bei Sempach, deren Ausgang Oeſterreichs Herrſchaft in dieſen Theilen der Schweiz beſeitigte und die Macht des Adels für immer brach. Zu derſelben Zeit wurde auch der Hauptſitz des mächtigen Geſchlechts der Edlen von Hünenberg, die Burg Hünenberg zerſtört. Die Ruine des viereckigen Thurms der alten Burg hätte dem Sturm und Regen länger widerſtehen können, aber die Menſchenhand hat ſie kleiner gemacht; das Schulhaus in der Stadt Zug iſt im Jahre 1714 größtentheils aus Ruinen des Thurms aufgebaut und bald wird er gänzlich vom Erdboden verſchwunden ſein. „Weder ſelbſt empfundene noch gebotene Ehrfurcht ſchützt dieſen Obelisk ſchweizeriſcher Freiheit!“ ſagt Stadlin („Geſchichte des Cantons Zug“) in ſeiner von Ueberſchwänglichkeit nicht freien Weiſe und deutet damit

hin auf eine allerdings wichtige Thatsache aus der Geschichte der Hünenberger und der Genesis der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Die Hünenberger saßen schon im 11. Jahrhundert neben der Reuß in dem jetzigen Canton Zug. Außer ihrem Namensschlosse hatten sie die Burgen Baldeck, Richensee und andere inne und die Herren auf Wildenburg waren Hünenberger. Auch in der Ferne, in Zürich, im Aargau und bei Luzern hatten sie große Besitzungen. Sie waren treue Vasallen Oesterreichs; unter den erschlagenen Rittern bei Sempach war auch Rudolf von Hünenberg. Einer aus diesem Geschlechte aber hat sich in einer frühern Zeit um die schweizerische Eidgenossenschaft sehr verdient gemacht; er wird der Retter der drei Urcantone Uri, Schwyz und Unterwalden genannt. Heinrich von Hünenberg war der Schwager von Hector von Reding, dem Sohne des alten Rudolf von Reding, dessen Kriegserfahrenheit und Weisheit den stürmischen Muth der Eidgenossen in die Bahn des Gelingens lenkte. Als Herzog Leopold mit großer Heeresmacht herangezogen war, um mit einem Schlage von Zug aus die Macht über die drei Länder zu befestigen, da schoß, nach der Sage, Heinrich von Hünenberg einen Pfeil in das Lager der Eidgenossen bei Arth. Der Pfeil trug einen Pergamentstreifen mit der Inschrift: „Hütet Euch an Sanct Othmar's Abend am Morgarten!" Dadurch verrieth er den Eidgenossen den Angriffsplan des Oesterreichers und die Schlacht bei Morgarten 1315 nahm für sie einen so glücklichen Ausgang.

Als die Burgen der Hünenberger um die Zeit des Sempacherkriegs zerstört waren, da hörte auch der Familienzusammenhang des Geschlechts bald auf. Manche legten ihren alten Familiennamen ab und wurden Bürger in den Städten, andere mögen in fremde Länder gezogen sein; eine Familie von Hüne in Livland leitet ihren Ursprung von Hünenberg her. Da wo das Herrschaftsgebiet der Burg Hünenberg gewesen war, entstand eine freie Gemeinde, die ihre eigene Geschichte hat. Als nämlich die Hünenberger sahen, daß sie mit ihren Burgen ihre Bedeutung im Lande verloren, da veräußerten sie ihre Besitzungen. Im Jahre 1416 verkaufte Hartmann von Hünenberg, der damals in Bremgarten wohnte, an drei Gebrüder Büttler in der Gemeinde Hünenberg seinen Antheil, „die Burgstall, etliche Güter und Weingärten, dazu alle die Ansprachen und Rechtungen des Zwings Hünenberg, nebst den Gerichten, Bännen, Wäldern, Leuten, Holz und Feld, Wunn und Weid und aller Zugehör". Mochte die für die damaligen Zeiten hohe Summe von 204 Gulden über das Vermögen der Büttler, Landleuten in der Gemeinde, hinausgehen, oder, was wahrscheinlich ist, sind die drei Gebrüder nur die Vertreter der Gemeinde, genug es wurde der Kauf ein Loskauf der Gemeinde von aller Herrschaft. Ein anderer Kaufbrief zeigt, daß auch andere Hünenberg ihre Rechte den Landleuten verkauften. Rührend ist es zu

lesen, wie jeder nach seinen Kräften zu der Kaufsumme contribuirte. Wer kein Geld hatte, verkaufte von seiner Fahrhabe, um sein Scherflein zu geben. Es steuerten Knaben, Knechte, Weiber; Kessel, Häfen, Bettgewand wurde versetzt und wer keinen Gulden auftreiben konnte, zahlte 10, 12, 16 Plappart. Die an dem Kaufe Theilnehmenden wurden Genossen der freien Gemeinde, die übrigen waren Beisassen. Aber nur kurze Zeit bildete die Gemeinde Hünenberg eine kleine Republik ohne alle Abhängigkeit; man mußte bald einsehen, daß in den unruhigen kriegerischen Zeiten der Anschluß an einen größern Staat rathsam sei. Sollte man sich in den Schutz von Luzern, Schwyz oder Zug begeben? Als diese Frage zur Sprache kam und der Untervogt Heini Werder äußerte, man müsse den Nachbar nicht verachten, da erklärte sich die Gemeinde für die Schutzherrschaft von Zug. Hünenberg blieb aber unter diesem Schutz noch eine freie Gemeinde, die ihre erkauften Freiheiten und Gerechtsame behielt, ihren Vogt selbst wählte und ihre eigenen Gerichte hatte. Ihre Statuten über Frevel und Bußen und über Erbfälle sind ein einfaches Rechtsdenkmal; unter einfachen Verhältnissen alter Zeit und für ein kleines Gemeinwesen genügend. Im Lauf der Zeit wurde zwar die Abhängigkeit Hünenbergs von Zug größer, aber bis 1798 hatte die Gemeinde ihre eigenen Gerichte „mit Galgen und Halseisen".

Die Stadt Zug, welche als österreichische Besitzung hartnäckigen Widerstand geleistet hatte, war 1352 den Eidgenossen unterworfen worden, nachdem schon die Landgemeinden theils freiwillig, theils gezwungen in den Bund getreten waren, und es begann für das Land ein neuer Abschnitt seiner Geschichte. Ein schweres Unglück traf die Stadt im Jahre 1435. Am 4. März stürzte ein Drittheil der Stadt in den See. Der Wasserstand war nach einem sehr harten Winter sehr niedrig und von den im Boden und in den Häusern entstandenen Spalten gewarnt, hatten viele Bewohner des Stadttheils am Ufer sich wegbegeben. Als aber nichts Weiteres erfolgte, waren sie zurückgekehrt: da versank in der folgenden Nacht der Stadttheil in den See. Bis auf den heutigen Tag hat sich die Fabel erhalten, als hätten die Fische den Boden unterminirt gehabt. Am Morgen nach dem Unglück fand man auf dem See eine Wiege schwimmen mit einem Knaben; die Wiege trug das Wappen der Wikard und dieses Kind wurde der neue Stammvater des Geschlechts. Die Landgemeinden und auch die Züricher halfen getreulich der Stadt in ihrer Noth und bald sehen wir diese aufblühen wie nie zuvor, trotz Pestilenzen, Theuerung und Menschenverlust in verschiedenen Kämpfen. Aus der Heldenschlacht bei St.-Jakob 1444 kehrte keiner der 200 Bürger von Zug zurück. Die Tapferkeit der Zuger hat sich überhaupt oft bewährt, aber ihre Neigung zum Kriegshandwerk hat dem Ländchen einen

zweifelhaften Nutzen gebracht. Zu dem Menschenhandel von Staats wegen gesellte sich das Reislaufen, das dem Lande die kräftige junge Mannschaft entführte, sodaß die nöthigsten Handwerker oft aus der Fremde herangezogen werden mußten und so wenige Bürgersöhne den Studien sich widmeten, daß die besten kirchlichen Pfründen mit Auswärtigen besetzt wurden. Ueberall in den vielen Kriegen des spätern Mittelalters finden sich Söldner aus Zug in fremden Diensten und nicht wenige derselben gelangten zu den höchsten Ehren. Beutegelder, „Bundesfrüchte" und Pensionen kamen dadurch nach Zug — das Jahr 1690 brachte nach Stadlin's Mittheilung aus einer Pensionsrechnung 12,063 Pfund —, aber auch Sittenverderbniß und unaustilgbare Krankheiten waren im Gefolge davon und für die Eidgenossenschaft hatte die gemiethete und gut bezahlte Theilnahme an den Kriegen fremder Staaten, besonders Frankreichs, eine Abhängigkeit der äußern und innern Politik zur Folge. Der fromme und weise Eremit in Unterwalden, Niklaus von Flüe, hatte einst gemahnt, Königen- und Fürstengelder, als wären sie vergiftet, zu verachten, aber es war die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen. Die Geschichte dieser Söldnerei hat auch ihre sehr tragischen Episoden. Von den 2800 Schweizern, welche 1688 für Venedig „wider den Großtürk" geworben waren, starben alle bis auf 178 in den Laufgräben von Negropont an Seuchen und an Heimweh; nur zwei der Offiziere kamen davon. Zu Venedig waren sie „unter die Völker gestoßen, was allen das Herz nahm": denn die Schweizer, welchem Herrn sie auch dienten, hatten immer in Reihe und Glied von Schweizern unter den eigenen Befehlshabern gekämpft. Von der Compagnie „Zurlauben", 200 schönster Mannschaft, welche von Zug ausgezogen waren, brachte der tapfere Obristwachtmeister Muos nur 19 Mann und die beschädigten Fahnen zurück. Auf dem Adriatischen Meere hatte er gegen einen tripolitanischen Kaper von 30 Kanonen und 400 Soldaten drei Stunden lang einen ungleichen Kampf bestanden. In der Kirche St.-Oswald wurde bei diesem Anlaß eine besondere feierliche Messe gehalten. Es wurden auch alljährlich in dieser Hauptkirche von Zug am St.-Oswaldstage die Namen der Helden verlesen und demnächst in die Jahrzeitbücher eingetragen, welche im Kampfe für das Vaterland — und für fremde Fürsten? — gefallen waren.

Nicht wenige Zuger haben sich als Feldherren in fremden Heeren ausgezeichnet, der größte Mann aber, der von Zug in die Welt hinauszog, um sich Ruhm zu erwerben, war Johann Waldmann. Aus seinem kleinen Heimatsorte Blickenstorf ging er als Knabe nach Zürich, wo ihn ein Rothgerber aufnahm und das Handwerk lehrte. Dem feurigen Jünglinge genügte aber die banausische Thätigkeit nicht und bald sah man ihn als ritterlichen Kriegsmann in den Burgunderkriegen, als Diplo-

maten an fremden Höfen, als Bürgermeiſter in Zürich, als „ſchönſten, reichſten und größten Eidgenoß" — und ſodann trug er ſeinen Kopf auf das Blutgerüſt in derſelben Stadt, deren Anſehen und Macht mit der ſeinigen identiſch geworden war. Seine Geſchichte gehört aber dem Canton Zürich an, daher erwähne ich ihn hier nur, weil er aus dem Zugergebiet hervorgegangen iſt. Allein auch in der Geſchichte Zugs finden wir ein Beiſpiel republikaniſchen Undanks gegen den Mann, der es gewagt hatte, der Erſte zu werden in ſeinem Staate. Joſeph Anton Schuemacher war 1731 von der Landsgemeinde zum Landammann gewählt worden, weil das Land eines einſichtsvollen und feſten Führers bedurfte. Frankreich hatte die ſtipulirten Bundesgelder verſagt und in dem kleinen Zug entbrannte ein heftiger Parteikampf. Schuemacher wollte die Abhängigkeit von Frankreich vernichten und in einer unter ſeinem Vorſitz gehaltenen außerordentlichen Landsgemeinde wurde 1733 beſchloſſen, dem franzöſiſchen Könige den Bund aufzukündigen, die Truppen aus Frankreich abzuberufen und jeden, der mündlich oder ſchriftlich dawiderhandle, vor ein Blutgericht zu ſtellen. Schuemacher war der Mann, der für die ſtrenge Ausführung des Beſchluſſes ſorgte; Verhaftungen und Verbannungen traten ein; die Namen und Bildniſſe der flüchtig gewordenen Gegner ließ er an den Galgen heften. Aber ſeine Gegner fanden bald einen großen Anhang im Volke, dem eingeredet wurde, daß ohne franzöſiſche Penſionen und Dienſte das Land verarmen müßte; auch konnte geltend gemacht werden, daß Zug durch das Salzbedürfniß von Frankreich abhängig ſei. 1735 erfolgte Schuemacher's Sturz. Amt und Bürgerrecht wurden ihm genommen; die Flucht hätte ihn vor dem Aeußerſten retten können, aber er blieb, um, wie er ſagte, nichts mit ſeinen Gegnern gemein zu haben. Mit Soldaten wurde er nun aus ſeinem Hauſe abgeholt, zum Hochgerichte geführt, und mußte die vom Scharfrichter abgelöſten Bildniſſe und Namen der Proſcribirten zuſammennehmen und auf das Rathhaus tragen. Ein Verſuch, ihn mit Gewalt zu befreien, mißglückte und beſchleunigte ſeinen Untergang. Er wurde in einen ſcheußlichen Kerker gelegt und der peinliche Proceß gegen ihn erhoben, der in ſolchen Fällen immer denſelben Ausgang hat. Das Schaffot wurde ſchon errichtet, als das Urtheil noch nicht geſprochen war. Nach althergebrachter Sitte, die noch in einigen Cantonen beſteht, pflegt in Capitalfällen die Geiſtlichkeit und die Verwandtſchaft des Angeklagten um Gnade zu bitten. Das geſchah auch hier. Seine Frau, ſeine Tochter, 70 Paar Väter und Mütter, deren Kinder er aus der Taufe gehoben hatte, flehten knieend die Richter um Gnade an und der Pfarrer der Stadt unterſtützte in ergreifender Rede die Bitte. Das würde wenig gefrommt haben: aber die Politik geſtattete ſeinen Gegnern, deren Partei denn doch noch nicht ganz feſt und ſicher war, nicht, ihn

öffentlich hinrichten zu lassen. Die Richter wagten es nicht einmal, das fertige Urtheil öffentlich zu verlesen. Es geschah dies am nächsten Sonntag in allen Kirchen des Landes. Schuemacher wurde aus zehn Gründen, weil er schuldig, daß die Pensionen ausgeblieben, weil er die Frankreich versprochene Mannschaft für eine erzwungene Werbung erklärt, weil er Kundschafter unterhalten u. s. w., drei Jahre zur Galeere verurtheilt, für ewig aus den Grenzen des Cantons und der ganzen Schweiz verbannt und sein Vermögen sollte dem Fiscus anheimfallen. Mitten in der Nacht wurde der 60jährige Mann aus dem Kerker geholt, an Händen und Füßen geschlossen und auf ein Schiff gesetzt. Von den Seinigen sah er nur noch seine Tochter, die er mit kettenbeladener Hand segnete. Auf Umwegen, da man fürchtete, sein Anhang möge ihn mit bewaffneter Hand befreien, brachte man ihn nach Uri und von dort nach Turin, wo er sogleich auf der Citadelle einem Galeerensklaven angeschmiedet wurde. Ruhig und ergeben ertrug er sein schreckliches Loos, von welchem ihn schon nach einigen Wochen der Tod erlöste. So starb der Mann, welcher vor einigen Jahren in seinem Lande der Erste gewesen war; seine Großmutter, Katharina Eglin, war vordem in Zug als Hexe verbrannt worden. Ein schwarzes Verhängniß schwebt oft lange über einer Familie.

Die Landsgemeinde, als Versammlung des souveränen Volks, hatte zu Schuemacher's Zeit noch ihre urdemokratische Bedeutung und Machtvollkommenheit, später reducirte sich die Thätigkeit der ordentlichen Landsgemeinde, welche am ersten Maisonntage gehalten wurde, auf die Wahlen der allgemeinen Beamten. Die Gesetzgebung, die Bestimmung der Steuern und sonstige Hoheitsrechte kamen an die vier Gemeinden, nämlich die Stadtgemeinde und die drei Landgemeinden von Baar, Aegeri und Menzingen, welche letztere das „äußere Amt" bilden, und zwar operirten die Gemeinden so, daß jede derselben für sich am zweiten Maisonntage eine Versammlung hatte und daß, wenn die drei Landgemeinden derselben Meinung gegen die Stadt waren, diese nachgeben mußte, wenn aber nur eine der drei Gemeinden mit der Stadt übereinstimmte, hier das Uebergewicht war. Mit dem Sinken der Landsgemeinde hielt die Vergrößerung der Gewalt des aus 40 Mitgliedern bestehenden Stadt- und Amtsraths gleichen Schritt. Jetzt unterscheidet sich Zug wesentlich von den rein demokratischen Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus und Appenzell dadurch, daß es keine Landsgemeinde hat.

Die alten Rechtsgewohnheiten wurden für Stadt und Land aufgezeichnet in dem Stadt- und Amtbuch 1432. Dieses Rechtsbuch erhielt im Laufe der Zeit einige Zusätze und wurde im Jahre 1566 revidirt, wobei jedoch der Inhalt des ältern Rechtsbuchs fast vollständig, nur in veränderter Anordnung, übertragen wurde. Das Stadt- und

Amtbuch von 1566, welches seine Gültigkeit noch nicht verloren hat, ist trefflich analysirt von Renaud in seinem „Beitrag zur Staats- und Rechtsgeschichte des Cantons Zug" (1847), nur würde seine Darstellung in einigen Punkten richtiger geworden sein, wenn er das jetzt in der „Zeitschrift für schweizerisches Recht" gedruckte Stadt- und Amtrecht von 1432 gekannt hätte. Da ich nicht wiederholen mag, was Renaud geliefert hat, so begnüge ich mich, nur einige charakteristische Züge des alten, gar nicht etwa aus dem „Schwabenspiegel" entlehnten Rechts dieses kleinen Landes hervorzuheben.

Das Rechtsbuch umfaßt nicht mehr als 71 Artikel und wie es nur Gewohnheitsrecht enthielt, das im Rechtsbewußtsein aller lebendig war, so setzt auch seine Anwendung dieses wache Rechtsbewußtsein voraus. Einer spätern Zeit mußten manche seiner Bestimmungen sehr unbestimmt erscheinen und darum schrieb wol jemand (im 17. Jahrhundert?) darauf: „Das Staredant-buoch hett ü wächserne Nase." Staredant-buoch ist die volksthümliche Form für Stadt- und Amtbuch, welches den in jenem Motto ausgedrückten physiognomischen Zug nicht allein trägt, da ja nach einem allgemeinen deutschen Sprichwort das Recht überhaupt eine wächserne Nase hat.

Erbrechtliche Bestimmungen bilden den Anfang des alten Stadt- und Amtbuchs. Die Intestaterbfolge der Blutsverwandten ist als Regel vorausgesetzt; das Testament soll ein öffentliches sein. Eine Verfügung von Todeswegen (Gemächd) setzt voraus, daß der Mann noch ohne Fähren und Heben gehen oder reiten kann. In andern schweizerischen Rechtsquellen wird verlangt, daß er ohne Hülfe (zwei oder drei Schuh) vor die Dachtraufe hinauszugehen vermöge und ähnliche Satzungen über das Maß der für die Dispositionsfähigkeit nothwendigen Körperkraft finden sich überall in den deutschen Rechtsquellen zerstreut. Im Stadt- und Amtbuch von 1566 findet sich die Erweiterung, daß der an sein Siech- und Todtenbett Gefesselte wol ein ziemlich Seelgeräth (legatum ad pias causas) und dazu 20 Gulden ganz frei vermachen könne.

Das Recht ruht auf dem Frieden, der als Gemeingut aller Bürger (Landfrieden) von allen erhalten und geschützt werden soll. Bei seinem Eide war der Bürger verpflichtet, thätig zu sein, wo der Friede gebrochen oder gefährdet war. Wenn er dahin kam, wo zwei Leute in thätlichen Streit gerathen, „stößig" geworden waren, so hatte er Frieden zu gebieten und sich den Stillstand des Streits und das Enthalten von der Selbsthülfe feierlich geloben zu lassen (Trostung). Wer den gelobten Frieden mit Worten brach, verfiel in Buße, der Bruch mit Werken machte ihn zu einem friedbrechigen ehrlosen Mann und dazu wurde er gebüßt. Die betreffenden Bestimmungen über Frieden und Friedensbruch enthalten das einfache Strafrecht jener Zeit und zeigen

einen gesellschaftlichen Zustand, in welchem es vor allem nothwendig erschien, der Gewalt und Eigenmacht zu steuern.

Das spätere Strafrecht Zugs gestaltete sich unter dem Einflusse der „Carolina", die gerade in diesem kleinen Lande mehrfach gedruckt worden ist. In schauerlicher Weise hat Zug in Hexenprocessen excellirt. Nach Stadlin's Angabe wurden 1660 in zwei Monaten 27 Weiber verbrannt und noch im Jahre 1737 wurde in Zug die furchtbare Tragödie eines so großen und vollständigen Hexenprocesses aufgeführt, wie er wol sonst im 18. Jahrhundert auf deutschem Boden nicht vorgekommen ist. Ein schwachsinniges Mädchen von 17 Jahren hatte sich nach einer Unterredung mit den Jesuiten in Luzern bei dem Hexentribunal in Zug als Hexe angegeben. Auf ihre Aussagen wurden ein Mann und acht Frauen und Mädchen, unter denen eine 70jährige und eine 18jährige, allen erdenklichen Folterqualen unterworfen. Die Angeberin wurde nur enthauptet, sechs der Frauen wurden verbrannt oder strangulirt, nachdem der Henker sie vorher mit glühenden Zangen gerissen hatte. Der Mann und seine 18jährige Tochter hielten alle Qualen aus, ohne zu gestehen und wurden endlich freigesprochen. Ein armes Weib, die Lieberfrau aus dem Thurgau genannt, hatte auch nicht gestehen wollen, aber Marter, Hunger und Frost machten ihrem Leben ein Ende, sie wurde am 29. Januar 1738 in einem Winkel des grabähnlichen Kerkers zusammengekauert und todt gefunden.

Nicht aus Lust am Schauerlichen, sondern um mich zu belehren, habe ich das Lokal besucht, in welchem die Folterungen der „Unholden" vorgenommen sind und welches überhaupt in der strengen zuger Strafrechtspflege der letzten Jahrhunderte eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist der „Kaibenthurm", der sehr versteckt liegt in einem Knäuel von alten Gebäuden und in dessen Innerm eine totale Finsterniß herrscht. Meine Führer waren des Lokals und seiner Geschichte kundig, daher konnte ich in kurzer Zeit einen eigenthümlichen criminalistischen Anschauungsunterricht genießen. Nachdem zwei Lichter angezündet waren, stiegen wir einige steile Treppen hinan zu der alten Folterkammer ganz oben im Thurme, in welcher die peinliche Frage der Hexen stattgefunden hat. Von dem gebrauchten Apparat war nur noch wenig vorhanden, unter anderm ein ziemlich großes Korbgeflecht in Form einer Muschel, die „Hexenwanne". Wie man dieses Instrument gebraucht habe, ist mir nicht recht klar geworden. Ein Querholz mit Löchern gehörte dazu, und jedenfalls sind die Quästionirten in dieses Instrument eingezwängt und in exquisirter Weise gemartert worden. Vollständiger ausgerüstet ist die neue Folterkammer, welche in diesem Jahrhundert bezogen wurde. Man sieht dort den ganzen Apparat zum „Aufziehen", die Balken, das Rad, die Rolle in der Decke und die drei sauber behauenen Steine,

von denen der größte zwei Centner wiegen ſoll. In der Gradation der Folterung wurde bei hartnäckig Leugnenden bis zum Anhängen des größten Steins an die Beine — dem dritten Grade — vorgeſchritten, bisweilen wurden gar alle drei Steine angehängt. Der eiſerne „Kranz", welcher den Unglücklichen aufgeſetzt wurde, iſt nicht mehr vorhanden, wol aber die „Geige" und der „ſpaniſche Bock". In dieſem Jahrhundert kam man dahin, ſich zu begnügen mit dem Aufziehen ohne Anbringung der Steine, mit dem Anlegen von Daumſchrauben und dem Hinſtrecken auf dem Boden, in welchem zu dieſem Zweck Krampen angebracht ſind, ſodaß der Hingeſtreckte ſich nicht rühren konnte und nun ſtark mit Ruthen geſtrichen wurde. Im Jahre 1824 hat noch eine Folterung wegen Inceſt ſtattgehabt und der Daumſchrauben hat man ſich auch ſpäter bedient, aber nur, wie mein kundiger Berichterſtatter ſagte, wenn die Schuld gewiß war und nur das Geſtändniß fehlte. Es hat auch noch in dieſem Jahrhundert ein Mann die Folter beſtanden und iſt freigeſprochen worden, aber ein armer Krüppel geblieben. Zu erwähnen iſt noch aus dem Mobiliar der Folterkammer ein Bret, wie eine viereckige Tiſchplatte. Dieſes Bret wurde an dem Schreibpulte des Gerichtſchreibers angebracht, damit er nicht durch das Anſchauen der Proceduren in ſeinem Protokolliren geſtört werde.

Der Kaibenthurm enthält auch Gefängniſſe, die noch jetzt gebraucht werden und die eine vollkommene Iſolirhaft möglich machen. Es ſind ungemein ſolide Holzkaſten, in denen abſolute Finſterniß herrſcht. Daß Sonne und Mond in der Welt ſind, mag der Gefangene als ein Bild aus vergangenen Zeiten feſthalten; in ſeine Welt bringt nur der matte Lichtſchein von der Lampe des Gefängnißwärters, der ihm von Zeit zu Zeit Nahrung bringt. Um ihn die Weltordnung ganz vergeſſen zu machen, wird dem hartnäckig leugnenden Inquiſiten die Koſt zu ganz unregelmäßigen Zeiten gereicht, ſodaß die Unterſcheidung von Tag und Nacht ihm verloren geht: er kennt nur eine lange bange Zeit. Die Stadt umher mag abbrennen, er weiß es nicht; nur ein Erdbeben würde ihm Kunde von einer Außenwelt geben. Einen ſtarken Gegenſatz zu dieſen Iſolirhöllen bilden in einer Beziehung die im alten „Zitthurm" von Zug eingerichteten Gefängniſſe. Es ſind ebenfalls Kaſten, aber in der Nähe des Räderwerks der großen Uhr, von welcher der Thurm ſeinen Namen hat, angebracht, ſodaß der Gefangene jede Viertelſtunde von dem Geraſſel und dem Arbeiten dieſer Zunge der Zeit aus ſeinem Hinbrüten oder ſeinem Schlafe aufgeſchreckt wird. Aber der Menſch gewöhnt ſich an alles und die Gefangenen ſollen es bald lernen, bei dieſem Schnurren, Raſſeln und Schlagen der Stadtuhr ruhig zu ſchlafen.

Zug hat nur die erwähnten Gefängniſſe, für Straf- und Unterſuchungshaft. Schwere Verbrecher werden jetzt bisweilen im Zuchthauſe

von Zürich untergebracht; früher wurden sie häufig auf die Galeeren in den Städten Italiens geschickt. Die erste Verurtheilung zur Galeere kam 1654 vor; die Verschickung des Landammanns Schuemacher nach Turin habe ich oben erwähnt. Bis zur neuesten Zeit hatte man noch ein sehr eigenthümliches Surrogat der Zuchthausstrafe. Der Verurtheilte wurde an den Mindestbietenden versteigert, sodaß dieser ihn in seinem Hause an einer Kette zu halten und zu füttern hatte. Noch vor einigen Jahren war ein Unglücklicher in Aegeri oder Menzingen an eine in der Wand des Hauses befestigte Kette gelegt. Spielende Kinder gingen ab und zu, um sich mit ihm zu unterhalten und sich kleine Papparbeiten von ihm machen zu lassen.

Es war an einem wunderschönen von milder Spätsommersonne durchzogenen Nachmittage des vorigen Jahres, als ich zuletzt vom Landungsplatze des Dampfschiffs aus, das Tausende von Reisenden zum Fuße des Rigi und von dort zurückführt, den blanken hellgrünen Zugersee und seine zauberische Umgebung beschaute. Nie war er mir so schön erschienen, so oft ich ihn vordem gesehen und befahren hatte; keine Unruhe, wie sie durch ein Warten auf die Ankunft des Dampfschiffs erregt wird, störte mich in meiner Betrachtung, ich hatte nur den einen Zweck, das Naturbild rein und voll in mich aufzunehmen und dadurch ein Gegengewicht zu gewinnen zu dem Schauerbilde, welches die Besichtigung des Kaibenthurms mir geboten hatte. „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“ Das war der Reflex, der aus der Vergleichung der beiden Bilder hervortrat.

Auch ein Wort über Béranger.

Von

August Henneberger.

Der Tod des berühmten Liederdichters hat eine Menge Stimmen über ihn geweckt, die mit überzeugender Klarheit seine Bedeutung für die französische Literatur nicht nur, sondern auch für die französische Geschichte hervorgehoben haben. Mit ihm geht entschieden der volksthümlichste und eingreifendste Dichter des neuern Frankreich zu Grabe. Aber er hat seine Popularität verdient, indem er vollständig in den Volksgeist einging, ja sich selbst zum Träger, zu einer Incarnation desselben heranbildete.

Und doch, bei dem Gegensatz französischen und deutschen Wesens — ist es ein Wunder, wenn er uns eben in den Eigenschaften, gerade heraus gesagt, fast unerträglich erscheint, durch welche er der Liebling unserer Nachbarn jenseits des Rhein geworden ist?

Vor allen Dingen — das deutsche Lied beruht auf Empfindung und Phantasie, Béranger's Chanson dagegen wie die ganze französische Poesie auf Witz und verstandesmäßiger Erfindung und Anordnung. Wenn er seine Rosa auf das Land einladen will, so kann dies nur in wohlgesetzten und gedrechselten Versen geschehen:

Rose, partons: voici l'aurore:
Quitte ces oreillers si doux.
Entends-tu la cloche sonore
Marquer l'heure du rendez-vous?
Cherchons, loin du bruit de la ville,
Pour le bonheur un sûr asile.
Viens aux champs couler d'heureux jours;
Les champs ont aussi leurs amours.

Jedes Substantivum erhält sein Epitheton ornans und die Verse sind fertig. Das mag dem Franzosen sehr poetisch vorkommen: wir Deutschen finden solche Dichtung nüchtern und prosaisch. Jedes Frühlingslied, wie es ein reisender Handwerksbursche vor sich hinsingt, hat mehr von der Poesie, wie wir sie in Deutschland verstehen, als die „Chansons" des französischen Poeten, der zur Verzierung zu Formen greift, die bei uns veraltet sind, seit wir nicht mehr dem französischen Geschmack nachbeten, sondern auf eigenen Füßen stehen; die „Grazien, Amoretten" und dergl. sind bei uns gänzlich außer Curs. Der Refrain hat etwas unserm Lied sich Annäherndes: oft macht er die Hauptsache des Gedichts aus, ein andermal ist er onomatopoetisch, wieder ein anderes mal nachdrücklich wie die Spitze eines Epigramms. Das erste ist z. B. in „Les infidélités de Lisette" oder in „Ce n'est plus Lisette" der Fall, das zweite in „Le maître d'école", das dritte in dem schönen Liede, welches die „Kreuzzeitung" landesverrätherisch genannt hat, „Le vieux drapeau". Aber nur in dem letzten Gedicht herrscht eine auch nach unsern Begriffen poetische Stimmung. Wenn in „Les infidélités" der Dichter von seiner Lisette Nachsicht in Betreff des Weintrinkens verlangt, wie er Nachsicht mit ihr gehabt in Betreff ihrer Treue, so ist das eine recht wirksame komische Idee. Auch der Anfang und der Refrain ist hübsch:

Lisette, dont l'empire
S'étend jusqu'à mon vin,
J'éprouve le martyre
D'en demander en vain.
Pour souffrir qu'à mon âge
Les coups me soient comptés,
Ai-je compté, volage,
Tes infidélités?

Lisette, ma Lisette,
Tu m'as trompé toujours;
Mais vive la grisette!
Je veux, Lisette,
Boire à nos amours.

Wenn aber nun durch eine Reihe von Strophen ihre einzelnen Liebesabenteuer mit Lindor, Clitandre, Mondor (welche gähnenswerthe Namen!) aufgezählt und dazwischen immer der Refrain wiederholt wird, so wird aus dem Lied ein Witz, weil die ursprüngliche Stimmung durch immer neue Ingredienzen künstlich beibehalten oder wieder hervorgerufen werden muß. Desto mehr stechen Lieder wie das obenangeführte „Le vieux drapeau" oder „Les adieux de Marie Stuart" hervor:

Adieu charmant pays de France,
Que je dois tant chérir!
Berceau de mon heureuse enfance,
Adieu! te quitter c'est mourir.

Hier ist nicht nur Empfindung und Ausdruck echt lyrisch, sondern die Stimmung bleibt auch ohne verstandesmäßige Gliederung durch das ganze Gedicht die entsprechende, die, welche sie sein soll. Aber dieser Gedichte ist wie gesagt eine kleine Zahl gegen die Mehrheit jener, die sehr witzig, sehr geistreich, sehr boshaft, aber leider nur keine Lieder sind. Immer nach deutschem Begriff.

Die zweite hervorragende Eigenschaft Béranger's ist seine nationale Beschränktheit. Gewiß könnten wir Deutschen etwas von der französischen Nationaleitelkeit brauchen, um es zu echtem Nationalbewußtsein abzuklären. Wir sind gar zu bereit zur Anerkennung des Fremden, gar zu kosmopolitisch, obgleich wir auch in dieser Beziehung manches gelernt und viel vergessen haben. Aber nie möge der Tag kommen, wo der deutsche Dichter seine schöne humane Empfänglichkeit, die recht wohl mit nationalem Selbstgefühl bestehen kann, gegen die Suffisance und ignorante Bornirtheit des Franzosen vertauscht! Ganz in der Ordnung, wenn er seine Landsleute zum Patriotismus auffordert:

Redoutons l'anglomanie,
Elle a déja gâté tout.
N'allons point en Germanie
Chercher les règles du goût.

Auch die unumgängliche Rénommage mit der gloire mag ihm hingehen:

Ce drapeau payait à la France
Tout le sang qu'il nous a coûté,

wiewol doch Frankreich selbst diesen Preis etwas hoch gefunden hatte. Aber was wäre ein Franzose ohne diese komische Selbstbespiegelung!

So mag er immerhin in Künsten und Wissenschaften Frankreich den Preis zuerkennen:

Notre gloire est sans seconde:
Français, où sont nos rivaux?
Nos plaisirs charment le monde,
Eclairé par nos travaux.

Wenn die Ausländer aber als Barbaren behandelt werden, deren Fußtapfen aus dem heiligen Boden Frankreichs auszuwaschen selbst der Himmel Vorsorge trifft, indem er es in Strömen regnen läßt; wenn die Niederlagen der französischen Heere lediglich Misgeschick, der Sieg der Verbündeten ein Beweis für die Ungerechtigkeit des Schicksals sein soll; wenn endlich die drohende Wiederwegführung der von den Franzosen aus den einzelnen Ländern zusammengeraubten und im Musée Napoléon vereinigten Kunstwerke,

ces monumens chéris,
histoire
de notre gloire

als Aufforderung zum Kampf benutzt wird*): so kann dergleichen nationale Beschränktheit jedem Nichtfranzosen nur komisch erscheinen. Einem deutschen Dichter würden wir ähnliche Engherzigkeit nicht verzeihen: was ist es am Ende auch für eine Genugthuung, sich selbst für den Klügsten, Liebenswürdigsten, Gebildetsten zu halten, wenn wir alle andern für Barbaren ansehen?

Und endlich ist die Frivolität Béranger's echt französisch. In Versen wie „Les billets d'enterrement" oder in dem Impromptu auf eine Hochzeit streift die Schlüpfrigkeit bis an jene Linie, wo die Zote beginnt. Hier fehlt wahrlich nicht viel, daß Béranger die Manieren eines Hofmannswaldau und Lohenstein erreicht. Aber auch in den minder starken Gedichten ist eine Leichtfertigkeit, die uns Deutsche verletzt. Die Lehren, die die grand-mère ihren Enkeln gibt, passen nicht auf das Bild, welches wir diesseits des Rhein uns von einer Großmutter machen. Diese schmückt den Kindern den Weihnachtsbaum und läßt als Knecht Ruprecht verkleidet sie Gebete und heilsame Sprüche aufsagen und belohnt die frömmsten; die französische Großmama weiß ihren Enkeln nichts Besseres zu erzählen als

*) Noch toller treibt es freilich in dieser Beziehung Delavigne in der zweiten Messénienne:

Muses, penchez vos têtes abattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'-oeuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains.

combien je regrette
mon bras si dodu,
ma jambe bien faite
et le temps perdu

und statt der schönen Märchen, womit die deutsche die kindlichen Herzen zum Guten zu lenken sucht, berichtet sie, wie sie den Großvater betrogen und fordert die Enkel zur Nachfolge auf. Aber nicht blos die geschlechtlichen Verhältnisse, auch die politischen sind großentheils leichtfertig behandelt. Selten daß außer der unumgänglichen gloire irgendeine große Idee durch Spott und Hohn versöhnend hindurchschimmert.

„Aber Béranger war ein ehrlicher Mann." Wer leuguet das? Nur wird seine Uneigennützigkeit, sein Unabhängigkeitssinn langweilig, da er uns zu oft vorgepredigt wird. Aber langweilig oder nicht: ich will nicht dem Charakter Béranger's, den ich achte, zu nahe treten: schlimm genug, daß es in Frankreich dahin gekommen, daß ein bedeutender Mann, der seine Ueberzeugung nicht wie ein Chamäleon die Farbe wechselt, für ein Wunderthier angesehen wird.

Ueberhaupt habe ich nur aussprechen wollen, daß dieselben Eigenschaften, die einem Poeten in Frankreich die größte Popularität zu Wege bringen, einen deutschen Dichter unmöglich machen würden.

Literatur und Kunst.

Zur Lebensgeschichte Ludwig von Schwanthaler's.

Unter vorstehendem Titel theilte Franz Trautmann in München im Jahrgang 1854 dieser Zeitschrift einen größern, wesentlich aus dem handschriftlichen Nachlaß des verewigten Meisters geschöpften Aufsatz mit, dessen die Leser dieser Zeitschrift sich gewiß noch mit Vergnügen erinnern. Gegenwärtig hat er das damals benutzte Material zu einer eigenen kleinen Schrift verarbeitet, die soeben in zierlichster Ausstattung bei Fleischmann in München erschienen ist: „Ludwig Schwanthaler's Reliquien. Drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und folgender Zeit, von dessen innerm und äußerm Wesen, auch Genossenschaften, nächst, von dessen Zeichnungen und Poesei, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hienieden — im Ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romantisch er gemuthet war. Für alle, die des Meisters Namen ehren, erzählt von Franz Trautmann." Es war nöthig, diesen Titel in seiner vollen Ausführlichkeit herzusetzen, weil er sofort den Charakter des Schriftchens selbst zu erkennen gibt, wenigstens soweit derselbe von der eigenthümlichen Einkleidung bestimmt wird, in welcher es dem Verfasser beliebt hat, uns seine Mittheilungen und Erinnerungen vorzuführen. Doch scheint er uns damit, offen gestanden, keinen ganz glücklichen Griff gethan zu haben. Was bisher aus der Feder des sinnigen und gemüthvollen Verfassers

hervorging, oder wenigstens was davon eine größere Verbreitung im Publikum erlangte, waren bekanntlich bairische Lokalgeschichten, Scenen und Bilder aus der mittelalterlichen Vergangenheit seines Vaterlandes, dem er mit inniger Liebe anhängt und dessen Verherrlichung er seine schriftstellerische Thätigkeit ganz besonders gewidmet zu haben scheint. Für diese Lokalgeschichten hatte der Verfasser sich einen eigenen Lokalton geschaffen, eine Nachahmung des Chronikenstils, den man sich um so mehr gefallen lassen konnte, je besser er zu den behandelten Gegenständen paßte und der ihm selbst um so trefflicher gelang, je verwandter er sich innerlich den von ihm geschilderten Zeiten und Zuständen fühlte. Allein schon der alte Horaz warnt vor dem „pannus purpureus", der hier und da aufgeflickt wird, auch wenn er nicht am Orte ist, und einer ähnlichen Ungehörigkeit hat auch der Verfasser sich, mindestens nach unserm Dafürhalten, in der vorliegenden Schrift schuldig gemacht. Die tollen Fahrten eines Eppelin von Gailingen oder die lustigen Streiche und Verlegenheiten eines Herrn Petrus Nöckerlein oder auch die Heldenthaten eines Herzogs Christoph von Baiern — o ja allerdings, die lassen wir uns ganz gern in diesem mittelalterlichen Idiom erzählen; wo es sich dagegen um die Lebensgeschichte eines Mannes handelt, der unser eigener Zeitgenosse gewesen, den wir zum großen Theil noch persönlich gekannt haben und der uns vom Biographen nun eben in der vollen ungeschminkten Eigenthümlichkeit seines Wesens vorgeführt werden soll, da macht diese Darstellungsweise einen peinlichen, fast unangenehmen Eindruck, es ist eine Maskerade, deren Zweck wir nicht einsehen und die uns um so unerfreulicher berührt, je lebhafter wir wünschen, den Mann, um den es sich hier handelt, recht klar und scharf, in der vollen Unmittelbarkeit seiner persönlichen Erscheinung sowie auch weiterhin in seinen geschichtlichen und künstlerischen Beziehungen kennen zu lernen. Gern räumen wir dabei ein, daß die Gefahr dieses Misgriffs dem Verfasser des vorliegenden Werkchens näher lag als jedem andern: theils weil er diesen mittelalterlich gefärbten Stil in der That mit großer Virtuosität handhabt und auch viel Glück damit bei Kritik und Publikum gemacht hat, theils und besonders, weil der Held seines Buchs selbst bekanntlich ein Enthusiast für das Mittelalter war und es sogar nicht verschmähte, sich persönlich mit allerhand mittelalterlichem Mummenschanz zu umgeben. Die „Humpenburg", die Meister Ludwig gründete, ist den Lesern jenes eingangserwähnten Aufsatzes gewiß noch in ebenso gutem Gedächtniß wie die ritterlichen Zechübungen, die Verkleidungen und Spiele, die er dabei zu veranstalten liebte. Als Ausdruck einer wesentlich romantischen Natur sowie als nothwendiger Gegensatz gegen die einseitige Herrschaft, welche die von ihm feierlich den Flammen überlieferte „Grăcia" geübt hatte, sind diese und ähnliche Dinge vollkommen begreiflich; allein nur um so mehr hätte derjenige, der es unternahm, uns diese Abenteuerlichkeiten im einzelnen zu schildern, sich der größten Objectivität befleißigen sollen und in nicht geringem Grade würde ihm dies erleichtert worden sein, hätte er sich eines minder eigenthümlich gefärbten, eines allgemein verständlichen und streng sachgemäßen Stils bedient. Auch zeigt des Verfassers eigenes Beispiel, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, eine derartige Maskerade vollständig durchzuführen, ohne daß nicht hier und da der von der Cultur beleckte Mensch des 19. Jahrhunderts hinter der romantischen Verkleidung hervorgucken sollte; trotz der Virtuo-

stät, die wir ihm soeben nachgerühmt haben, fällt er doch mitunter dermaßen aus dem selbstgewählten Costüm und vermischt mittelalterliche Naivetät und moderne Reflexion in einer Art und Weise, die nicht eben dazu dient, den Eindruck des Ganzen zu verbessern. Zwei Beispiele, die wir auf gut Glück herausgreifen, mögen genügen. S. 9 heißt es: „Der Ludwig hatte eben der alten Zeit hold Psychisches und kräftig Organisches so verklärt und sich so einander ergänzend erfaßt, daß keine Betrachtung eintrat, bei welcher nicht jenes Psychische und Organische eine ungesuchte, wohlthätige Wechselwirkung bethätigt hatte.“ Und ganz ähnlich S. 57: „Aber ungeschmückter Wahrheit treu zu bleiben: die Zügel der Phantasie und des Jugendübermuths wurden wol zeitweise leicht und leichter gehalten und es war von der Abspiegelung eines verklärten Ritterthums des Jenseits und Diesseits nicht immer die Rede.“ Und wenn dazwischen nun wieder der Ton der „Humpenburg“ angeschlagen, mit mittelalterlichen Wendungen und Redensarten um sich geworfen wird, ist das nicht wirklich ganz die Horazische Jungfrau mit dem Pferdekopf, die in einen Fischschwanz endet? Ueberhaupt hat die Sprache in dem vorliegenden Werkchen etwas Erzwungenes und entbehrt jener Leichtigkeit und jenes natürlichen Flusses, die wir in den frühern Schriften des Verfassers anzuerkennen Gelegenheit hatten; Ausdrücke wie gleich in der Vorrede „Geschroff“ (statt schroffer Fels, Klippe) oder „Höhenäther“ (der Aether pflegt eben immer in der Höhe zu sein) stehen keineswegs allein. Endlich enthält das Buch auch in sachlicher Hinsicht wenig oder nichts, was nicht schon aus jenen frühern Mittheilungen bekannt wäre und so wird das Ganze seinen Zweck wol hauptsächlich darin finden müssen, den persönlichen Freunden des berühmten Meisters und namentlich denjenigen, die noch selbst Genossen jener ritterlichen Scherze und Spiele gewesen sind, als Erinnerungszeichen zu dienen: ein Zweck, dem die Pietät und Herzlichkeit, mit welcher das Ganze geschrieben ist, vollkommen entspricht und der auch in den beigefügten Holzschnitten, die sämmtlich nach Zeichnungen von Schwanthaler's eigener Hand gefertigt sind, eine willkommene Unterstützung findet. R. P.

Volksliteratur.

Wie viel neue Bücher werden jährlich gedruckt, die schon Maculatur sind, fast noch bevor sie die Presse verlassen haben, und wie viel Schönes und Nützliches liegt noch in den ältern Schätzen unserer Literatur vergraben, das nur den Gelehrten bekannt ist und zum Theil auch nicht einmal diesen, während es doch nur einer zeitgemäßen Erneuerung bedürfte, um den verborgenen Schatz für jedermann zugänglich und segensreich zu machen! Ein empfehlenswerthes Beispiel einer derartigen Erneuerung liegt vor in „Die Anekdotensammlung des Barfüßermönchs Johannes Pauli, genannt Schimpf und Ernst, fast kurzweilig und nützlich zu lesen in einer 244 Stück begreifenden Auslese. Herausgegeben von G. Th. Dithmar“ (Marburg, Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung). Johannes Pauli, dem der bekannte Veith in Wien eine eigene lesenswerthe Monographie gewidmet hat („Ueber den Barfüßer Johann Pauli und das von ihm verfaßte Volksbuch «Schimpf und Ernst»“, Wien 1839) nimmt unter den Prosaisten aus

dem Anfang des 16. Jahrhunderts eine der ersten Stellen ein. Insbesondere übertrifft er die zahlreichen Novellisten und Anekdotensammler jener Zeit, die sämmtlich auf Boccacio und die italienische Novelle als auf ihren Stammbaum hinweisen, sowol durch die verhältnißmäßige Reinheit seiner Sprache, als namentlich durch die Anmuth, Treuherzigkeit und Lebendigkeit seiner Darstellung. Als Jude geboren, später aber zum christlichen Bekenntniß übergetreten, lebte Johannes Pauli als Lesemeister und Prediger in dem Ordenshause der Franciscaner zu Thann im Elsaß; sein großes Novellenbuch „Schimpf und Ernst" stellte er unter den ausbrechenden Wehen der Reformation in den Jahren 1518 und 1519 zusammen. Gedruckt wurde es zuerst 1522 (vergl. jedoch die Vorrede des in Rede stehenden Buchs S. XI); ein vollständiges räsonnirendes Verzeichniß der zahlreichen, sehr voneinander abweichenden, zum Theil willkürlich abgekürzten und verstümmelten Wiederholungen hat Lappenberg im „Ulenspiegel", S. 365 fg. geliefert. Als Quellen dienten Pauli theils die ältern Sammlungen dieser Art, hauptsächlich die „Gesta Romanorum", dieses allgemeine Muster der gesammten Gattung, theils mündliche Erzählungen, die er unmittelbar aus den ihm wohlbekannten und nahe stehenden Volke schöpfte. Das Buch war in früherer Zeit außerordentlich verbreitet; die letzte bekannte Ausgabe datirt von 1630, also genau bis zu der Zeit, wo, in Folge der durch Opitz bewirkten Umwälzung der deutschen Poesie, unsere Literatur überhaupt in die Hände der Gelehrten gerieth und ihres ursprünglichen volksthümlichen Kerns sich mehr und mehr entäußerte. Erst in neuerer Zeit, mit der Wiedererweckung unserer ältern Literatur im allgemeinen, hat man auch angefangen, dem wackern Franciscanermönch die wohlverdiente Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden. Doch beschränkte die Kenntniß desselben sich bisher ausschließlich auf gelehrte Kreise und muß es daher als ein glücklicher Gedanke des Herausgebers bezeichnet werden, dem größern Publikum ein Werk zugänglich zu machen, das durch die Mannichfaltigkeit des Stoffs, durch die Frische der Darstellung, durch seinen gesunden körnigen Humor, endlich durch die sittliche Grundlage, die überall hindurchblickt, vollkommen geeignet ist, auch unserer Zeit noch als Volksbuch zu dienen. Auch in der Auswahl der einzelnen Stücke sowie in der Erneuerung der Sprache hat der Herausgeber einen sehr richtigen Takt bewiesen; er hat alles beseitigt und vermieden, was heutigen Lesern mit Grund unverständlich oder anstößig sein könnte, ohne doch das ursprüngliche Gepräge des Buchs zu verwischen und seiner Naivetät und Frische Eintrag zu thun. Am Schluß seiner Vorrede, die den Beweis liefert, daß es dem Herausgeber auch nicht an gelehrter Kenntniß seines Gegenstandes mangelt und in der er unter anderm von zwei bisher noch unbekannten Ausgaben Meldung macht, spricht der Verfasser die Hoffnung aus, das Pauli'sche Werk bald vollständig und mit buchstäblich genauem Texte herausgeben zu können; nach der so höchst beachtenswerthen Probe, die er in dem vorliegenden Werkchen geliefert, können wir nur wünschen, daß diese Hoffnung sich recht bald verwirklichen möge und sehen wir der Erfüllung dieses Wunsches mit Spannung entgegen.

R. P.

Correspondenz.

Aus Prag.

Januar 1858.

—β. Meinen heutigen Brief kann ich mit einer überraschenden Neuigkeit beginnen: Prag wird mit nächstem eine Hafenstadt werden. Wie schade, daß ich keiner jener Shakspeare-Erklärer bin, die alles Mögliche und noch etwas darüber aus ihrem Dichter heraus oder nach Umständen auch in ihn hineinlesen; es wäre jetzt eben der richtige Moment, eine eigene Abhandlung zu schreiben über seine berühmte „Küste Böhmens" und den Nachweis zu führen, daß wir hier keineswegs einen geographischen Schnitzer oder das Zubehör eines allgemeinen romantischen Costüms vor uns haben, sondern daß diese „Küste Böhmens" vielmehr einer jener divinatorischen Blicke ist, durch welche die wahrhaft großen Dichter sich zu allen Zeiten ausgezeichnet haben. Freilich handelt es sich zunächst nur um einen — Moldauhafen: aber gleichviel, unsere Schiffe werden, wenn der Plan wirklich zur Ausführung kommt, in Zukunft doch von hier aus direct in die Nord- und Ostsee fahren können. Und daß die Ausführung in hohem Grade wünschenswerth, wird niemand in Zweifel ziehen, der mit unsern Handelsverhältnissen auch nur einigermaßen bekannt ist. Der Plan selbst geht von einem Manne aus, der sich um unser Kronland bereits die größten Verdienste erworben, nämlich von dem Statthalter Frhrn. von Mecsery. Da sich das Project von Seiten des Handelsministeriums der größten Theilnahme erfreut, auch die Concession zu den nöthigen Vorarbeiten bereits ertheilt ist, so dürften die ersten Schritte zur Ausführung des ungewöhnlich schwierigen Unternehmens nicht allzu lange auf sich warten lassen. Es handelt sich dabei nämlich um nichts Geringeres als um Vereinigung der beiden Moldauarme vermittelst Durchstechung des jetzigen Belvedere. Ist diese einmal erfolgt, so steht den Handelsschiffen kein Hinderniß mehr entgegen, direct bis in das Herz unserer Stadt einzulaufen. Auch an Regulirung des Strombetts wird eifrigst gearbeitet, sowol von österreichischer als von sächsischer Seite: Arbeiten, die für die Hebung unserer Stromschiffahrt natürlich nicht ohne wohlthätigsten Einfluß bleiben, wie wir denn schon jetzt im Karolinenthal eine kleine Schiffswerfte besitzen.

Allein während sich unserer Stadt auf diese Weise eine neue Verkehrsstraße eröffnet, sieht sie sich andererseits von einer Verminderung des Fremdendurchzugs bedroht. Binnen Jahresfrist nämlich wird die der Sächsisch-Böhmischen Bahn parallel laufende Reichenberg-Pardubitzer Eisenbahn eröffnet werden; die Strecke bis Königgrätz wurde schon jetzt dem Verkehr übergeben. Mit Vollendung dieser Bahn aber ist eine neue und zwar kürzere Verbindungslinie zwischen Berlin und Wien sowie überhaupt zwischen Süd- und Norddeutschland hergestellt und der auf dieser Linie sich bewegende höchst bedeutende Fremdenzug wird diese kürzere Linie der bisherigen längern natürlich vorziehen, also Prag in Zukunft rechts liegen lassen. Auch die Stellung der Sächsisch-Böhmischen Staatsbahn ändert sich dadurch wesentlich; von einer Weltbahn, die sie bisher war, wird sie dadurch zu einer bloßen Lokalbahn zwischen Prag und Dresden herabgesetzt. Einen Ersatz glaubte

unsere Stadt anfänglich in der projectirten Ost-Westbahn zu finden, welche die kürzeste Verbindungslinie zwischen Petersburg und Paris herstellen sollte und zu deren Führung Hr. von Lämel auch bereits concessionirt ist. Der Uebelstand ist dabei nur, daß jene süd-norddeutsche Verbindungsbahn sich bereits ihrer Vollendung naht, während die Prag-Pilsener Bahn, als nothwendiges Bindeglied der Ost-Westbahn, noch immer ein ungelegtes Ei ist und es, zumal bei den gegenwärtigen Zuständen des Geldmarkts, auch wol noch für einige Zeit bleiben wird.

Dies bringt mich auf die hiesigen Geld- und Handelsverhältnisse im allgemeinen. Den wahrhaft panischen Schrecken, der sich beim ersten Ausbruch der Krisis unserer Börse bemächtigte, habe ich Ihnen in einem frühern Schreiben geschildert; es freut mich, jetzt hinzusetzen zu können, daß die Niederlage nicht ganz so schlimm geworden ist, als es in jenen ersten Tagen den Anschein hatte, daß vielmehr unser Platz im Ganzen und Großen sich noch so leidlich aus dem allgemeinen Zusammensturz herausgezogen hat. An einzelnen Opfern freilich hat es auch bei uns nicht gefehlt. Eins der empfindlichsten und — was sonst in solchen Fällen eben nicht häufig passirt — auch am meisten beklagten, ist die bevorstehende Auflösung des Bankierhauses Fiedler, eines der größten und angesehensten der Monarchie. Trotz der anerkannten Solidität und Umsicht seiner Unternehmungen gerieth doch auch Hr. Fiedler während der allgemeinen Krisis in ein arges Gedränge und wenn er auch durch das rechtzeitige Einschreiten der Creditanstalt noch glücklich herausgerissen wurde, so hat doch das Vorgefallene ihm das hiesige Geschäft sowie überhaupt den Aufenthalt in unserer Stadt verleidet; Hr. Fiedler gibt sein Geschäft auf, veräußert seine Realitäten und siedelt nach Brüssel über, was in mehr denn einer Hinsicht als ein Verlust für unsere Stadt zu bezeichnen ist.

In literarischer Beziehung dauert bei uns jenes frische rührige Leben fort, von dem ich Ihnen bereits früher einige Beispiele anführen konnte. Die Einführung des Journalstempels hat auf unsere periodische Presse eine der allgemeinen Erwartung ganz entgegengesetzte Wirkung geäußert; nicht nur erscheinen die bisherigen Blätter ungestört weiter, sogar in verbesserter Gestalt, sondern man geht auch damit um, neue journalistische Organe ins Leben zu rufen. Besonderes Aufsehen, sowol wegen der Originalität als wegen der Großartigkeit des Plans, erregt in hiesigen literarischen Kreisen das „Oesterreichische Morgenblatt für Literatur und Kunst", das ein hiesiger junger Capitalist, der sich auch selbst als Schriftsteller versucht hat, mit Beginn des nächsten Monats herauszugeben gedenkt. Sowol was man über den Plan des Unternehmens hört, als auch die Namen der Mitarbeiter erregen die günstigsten Erwartungen. Unter den letztern befinden sich Berthold Auerbach, Brachvogel, Hackländer, Adolf Stahr, Julian Schmidt, Otto Ludwig, Roquette, Max Ring, Mundt, Mügge ꝛc.; die ersten Nummern werden Novellen von Brachvogel, Roquette und Ring, literarisch-kritische Artikel von Julian Schmidt, ethnographische Aufsätze von Karl Andree, Kunstberichte von Guhl ꝛc. bringen, also gewiß ein Programm, welches geeignet ist, dem jungen Unternehmen die allgemeinste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch die „Kritischen Blätter", welche Schmidt-Weißenfels im Verlag von Kober hierselbst herausgibt und deren ich ebenfalls schon früher

mit gebührender Anerkennung gedachte, werden in rüstiger Weise fortgesetzt. Die ersten Nummern des neuen Jahrgangs brachten einige lesenswerthe Artikel über die Philosophie in Ungarn sowie über den Materialismus in der Literatur. Verfrüht dagegen scheint mir eine Charakteristik Meißner's nebst einer scharfen Kritik seiner Schriften. Ein interessanter Beitrag zur Kenntniß der mittelalterlichen Poesie wird demnächst unter dem Titel „Nicht-andalusische Poesie andalusischer Dichter" in zwei Bänden bei Bellmann erscheinen; derselbe stammt aus der Feder des als Vermittler neuhebräischer Poesie vortheilhaft bekannten Dr. S. Kämpf, Docenten an der hiesigen Universität, dessen letztes Werk „Die Makhamen des Charisi" in der gelehrten Welt gerechtes Aufsehen machte. Ueber den kürzlich erschienenen neuesten Jahrgang der „Libussa" hat Ihre Zeitschrift, wie ich eben sehe, bereits berichtet. Ein ähnliches Unternehmen ist das „Jahrbuch für das Riesen- und Erzgebirge", das in diesen Tagen die Presse verlassen wird. Der wohlthätige Zweck, dem dasselbe gewidmet ist, legt uns die Pflicht auf, es zu empfehlen — wenigstens zum Kaufen, mit dem Lesen kann es dann jeder halten wie er will.

Aus Brüssel.

9. Januar 1858.

Lgrn. Viel Glück zum Neuen Jahre! Jedermann kann es gebrauchen, in Deutschland wie in Belgien; ja auch in Belgien, obgleich wir der „Musterstaat" sind. Wir leben hier jetzt unter liberaler Regierung, wir haben den schweren Kampf wider die „Calotte" siegreich bestanden, wir möchten uns ein wenig ausruhen und die Herren Minister für uns arbeiten lassen. Aber die Herren Minister rühren sich nicht — pardon, sie haben sich ein einziges mal gerührt, wo wir lieber gehabt hätten, sie wären gerührt gewesen. Sie wollen nämlich den braven Obersten Charras ausweisen, der das Unrecht begangen hat, über die französische Staatsverfassung und die Moralität des Eides anders zu denken als — andere Leute. Im Jahr 1854 verstand sich das Cabinet de Brouckère-Faider dazu, den edeln „Hirsch" in die holländischen Niederungen zu verjagen, „wegen der Nähe der nordfranzösischen Besatzungen und wegen seines großen Ansehens bei der französischen Armee", mit andern Worten nach dem Lenau'schen Motto:

Was trug er auch sein Haupt so hoch, so frei,
Wollt' edler sich als seine Treiber fühlen?

Damals opponirten die Herren von der Minorität, die Herren Verhaegen, Frère, Rogier; nie war ein größerer Skandal aufgeführt worden. Half alles nichts, der Oberst Charras mußte fort, nachdem er vergeblich die Polizei aufgefordert hatte, ihm auch nur den kleinsten Schritt namhaft zu machen, mit dem er sich gegen die belgische Gastfreundschaft versündigt. Als das katholische Cabinet de Decker-Vilain XIIII. ans Ruder kam, bat Charras um die Erlaubniß, in Brüssel eine Augenoperation vornehmen lassen zu dürfen! Graf Felix Merode erbot sich, den Obersten in seinem Hôtel zu beherbergen, wie Vilain XIIII. vorher den Chemiker Raspail beherbergt hatte. Oberst Charras durfte zurückkommen, und kehrte noch mehr-

mals wieder, um den Kartenstich zu seinem Werke „La campagne de 1815" zu überwachen. Wenn sich mittlerweile das Empire nicht ganz auf der Höhe seines Glanzes behauptet hat, so hat es dies ganz allein zu verantworten, Oberst Charras hat nur geschehen lassen, was er nicht hindern konnte. Er war noch hier während des Sturzes des katholischen Régime, sein Buch kam ans Licht der Welt. Die 1500 Exemplare waren im Nu vergriffen, obgleich der Band 10 Francs kostet; er ließ eben die zweite Auflage vorbereiten, als die liberale Hermandad ihn beim Schopfe ergreifen wollte. Der Lärm ist groß, das Hohngelächter der katholischen Presse abscheulich. Hr. Verhaegen war in langer Audienz bei Hrn. Rogier. Die liberale Presse ist jetzt außer dem wackern „National" gouvernemental, sie schweigt. Ich bete zu Jupiter Xenios, er möge Ihnen verstatten, in einer Glosse einen günstigen Ausgang hinzuzufügen. Nicht als ob Charras in Holland zur Noth nicht leben könnte. In Holland weilt ganz ruhig die rotheste Republik, Armand Barbès; und die permanente Revolution, der „missverstandene" Pistolenschuß vom Boulevard des Capucins, Charles Legrange, stirbt dort soeben. Charras lobt in seiner Vorrede die Liberalität der holländischen Behörde, die ihm alle Archive bereitwilligst erschlossen. Nein, es geht um ein großes und rares Ding, um ein Ding, in das man zwar nicht beißen, ohne das man aber nicht athmen kann, um ein Princip. *)

Wer in Deutschland übrigens noch praktischer Gründe für dieses Interesse bedürfen sollte, dem sei gesagt, daß „Der Feldzug von 1815" die erste großartig unparteiische Darstellung des Napoleonischen Sturzes ist, daß weder die Schwachseligkeiten der Thiers-Bignon, noch der Cultus der Haare des Blücher'schen Schimmels darin walten, daß ein Offizier der grrrrande armée den Völkern Europas gerecht wird wider den genialen Dränger und Menschenschlächter, daß dieser Offizier erklärt, es sei Zeit und Recht gewesen, den Moloch zu opfern, der Alles für seinen Egoismus geopfert, und zu allerletzt noch die französische Armee. Was den taktischen Werth des Werks betrifft, so erklärte mir ein hoher Offizier, Colonel Charras sei einer der ersten Strategiker Europas, der geborene Führer der künftigen französischen Armee. A la bonne heure, rief ich, er mag die französische Armee hinführen, wohin er Lust hat, nach Deutschland führt er sie gewiß nicht!

Sonst wissen wir noch nichts von unserm neuen Cabinet, als daß sich seine Organe durch die „Conspiration des Stillschweigens" der Candidatur de Perceval an Rogier's Stelle, der für Antwerpen annahm, widersetzten. Ich klage die Minister nicht an; streng gesprochen, haben sie gar keine Autorität über „Indépendance" und „Observateur"; aber der Schein war herzlich böse. Eine helle Freude war es dagegen, die Spontaneität unserer Wähler zu sehen, die in ärgern Eifer geriethen als selbst am 10. December, und die erklärten, sie würden die doctrinäre Association libérale in Stücke zerbrechen, ja es darauf ankommen lassen, ob ein Katholik durchginge; der

*) Neuern Nachrichten zufolge ist seitdem eine Art Mittelweg in dieser Charras'schen Angelegenheit eingeschlagen worden: Hr. Charras hat zwar Belgien stehenden Fußes verlassen müssen, doch gegen die ausdrückliche Zusicherung, daß, wenn er in einigen Wochen zurückkehren will, ihm dabei nichts in den Weg gelegt werden soll. Den Werth dieses Mittelwegs überlassen wir unsern Lesern zu beurtheilen. D. Red.

letzte der 44 (Minorität aus dem Maimonat) müsse durch! Wahlclubs bildeten sich im Nu, viele Hunderte von unabhängigen Bürgern traten zusammen, und trennten sich mit dem einstimmigen Rufe: „Es lebe de Perceval!"

In der Association libérale selbst unterschrieben 180 Mitglieder den Antrag, Hrn. de Perceval vorzuschlagen, und als es zum Vorpoll kam, erhielt dieser 280 Stimmen, ein fabricirter Candidat 30, ein zweiter 81. Der Dreißiger Mann, von seinen Gönnern mystificirt, zog jetzt seine Candidatur zurück, und — o Wunder, der Mann von 81 auch, indem er erklärte, er sei blos aufgetreten, um die ganz ungehörige Bewerbung des Dreißigers zu beseitigen! Die Versammlung, bat er, möge Hrn. de Perceval per Acclamation ausrufen. Die Wände begannen zu zittern und die Fensterscheiben der Association bebten vor Scham, daß der doctrinäre Club den Märtyrer von Mecheln ohne jegliche Abstimmung ausrufen mußte. Sic vos non vobis! Am 14. Januar findet also in Brüssel eine wahre Principienwahl statt. „Zöpfe und Perücken haben wir genug", sagte mir ein alter Rentier, den ich nie für so lebhaft gehalten hätte.

Was man von der Regierung erwartet, ist naturgemäß die Codification der Armengesetzgebung, hic Rhodus; sodann die Abschaffung des Octroi oder der Schlacht- und Mahlsteuer; hierauf die Vollendung der Postreform bis zum wahren Pennysystem (bisjetzt zahlen wir 20 Cent.); hernach Revision des Katasters, überhaupt bessere Steuerumlage, respective Reduction der enormen Last; ferner Zurücknahme des Pensionsgesetzes Greindl, das uns neben der stehenden Armee eine promenirende Armee von — jungen Invaliden verspricht. Schon jetzt gehen 13 Millionen aus dem Jahresbudget an Militärpensionen darauf! Ich ziehe vor, über alle diese Dinge erst dann zu reden, wenn ministerielle Vorlagen und Kammerdebatten dasein werden, oder ausbleiben. Das liberale Cabinet wird sich über das „Deutsche Museum" nicht beklagen, wenn dieses den Maßstab der Gerechtigkeit auch ferner anwendet, unter dem die frühern Minister als zu kurz erfunden wurden.

Lieber noch als auf das Ministerium möchte ich auf die liberale Presse einwirken, die sich seit dem Wahlsiege ganz pflichtvergessen geberdet, und beständig Halleluja aus der besten aller Welten anstimmt. „Indépendance" hat ihren kosmopolitischen Leserkreis und wägt ihr Benehmen nach außerbelgischen Rücksichten ob; „Observateur" aber beobachtet sich selbst sehr schlecht und das Land nicht besser. Er hat sein ganzes Ansehen aus der Oppositionszeit bereits wieder eingebüßt, während „National" durch Gemessenheit und echt patriotische Taktik das Vorurtheil zu Schanden macht, als ob in Belgien keine radicale Presse möglich sei. Es scheint sich eine junge äußere Linke, vorläufig im Publikum sowie in der Wählerwelt, hervorzuthun, die dann auch wol ihre Vertreter finden wird. Der alte Stock aller bedeutenden Belgier in Literatur und Leben gehört ohnedies der Demokratie an, es sind dies die einzig gebildeten und einzig umgänglichen Leute im Lande.

Professor Laurent zu Gent hat seinen fünften Band Völkerrecht: „Völkerwanderung und Mittelalter", herausgegeben. Selbstverlag, weil die orthodoxen Typen nicht tanzen wollten! Und der Mann ist der berühmteste Schriftsteller der Gegenwart in Belgien! Ab uno disce.... Hr. Laurent bedauert in der Vorrede, daß sein Band nicht mehr bei Lebzeiten de Decker's das Licht erblickt habe; seine Absicht sei gewesen, der Drohung des Ministers

durch Behauptung seines staatsbürgerlichen Rechts zu trotzen. Er berichtet zugleich, ein deutscher katholischer Professor habe sein Werk als Compendium eingeführt. Erschrecken Sie drüben nicht über die katholischen Feuerbach in Deutschland. Hr. Laurent ist ein deutsch-gelehrter Mann und ein aufgeklärter Mann, ein Historiker und ein Jurist ersten Ranges. Von Philosophie versteht er nichts, sein Glaube ist ein starrer und wenig erquicklicher Deismus, bei dem es sich fragt, wer sich in seiner Abstraction mehr langweile, der Speculirende oder das Object der Speculation. In Deutschland hätten die Polyhistore Notiz von dem Buch genommen, wie es die Mittermaier und Robert Mohl wirklich gethan; die Philosophen, so schlecht sie sein mögen, würden es über die Achsel angesehen haben.

Da Sie die Berichte über die hiesige Kunstausstellung haben lesen müssen, so können Sie auch noch das Resultat der Lotterie hinnehmen. Jede hiesige Exposition schließt nämlich mit dem Ankauf einer guten Zahl Bilder und Stahlstiche, welche, das Loos zu 10 Francs, ausgespielt werden. Die Niete wird mit dem Stich eines Hauptbildes versüßt; Sie wissen schon, daß man diesmal die herrlich colorirte Antithese: „Wollust und Hingebung" zum Stich auserwählt hatte. Es waren etwa 230 Nummern zu gewinnen, Fortuna hat nach ihrer Weise damit gewaltet. Der König, der viel Sinn und viel Geld für das Schöne an den Tag legt, hatte für 10,000 Francs Loose genommen, und sein gewonnenes Gemäldecapital, nach den sehr mäßigen Ankaufspreisen taxirt, betrug 14,000 Francs. Er hat einen famosen Fourmois (Landschaft im Dauphiné) und unsers Böttcher's Heuernte am Rhein erhalten. In 20 Jahren sind diese beiden Bilder allein 14,000 Francs werth. Fortuna juvat potentes. Ein anderer reicher Dilettant, Hr. W., nahm 200 Loose, ohne auch nur das wässerigste Aquarellchen davonzutragen.

Notizen.

Die französische Bühne beklagt den Verlust der größten tragischen Schauspielerin, die sie seit Menschenaltern hervorgebracht hat: am 3. Januar starb auf ihrem Landgut in der Nähe von Cannes Rachel Félix, die Wiederherstellerin der französischen classischen Tragödie, überhaupt die berühmteste aller lebenden Schauspielerinnen. 1822 von jüdischen Aeltern angeblich in der Schweiz geboren, betrat sie die Breter zum erstenmal 1837 auf der Bühne des Gymnase in einer unerheblichen Rolle, die sie aber mit so viel Wahrheit und Lebendigkeit und in einer so eigenthümlichen Auffassung zur Darstellung brachte, daß sie sofort die Aufmerksamkeit der Kenner erregte. Namentlich widmete der bekannte Schauspieler Samson ihr große Theilnahme; hauptsächlich durch ihn vorgebildet, erschien sie im Herbst 1838 auf dem Théâtre français in jenen großen tragischen Rollen des classischen Répertoire, die damals niemand mehr sehen wollte, weil sie nämlich niemand zu spielen verstand. Die Rachel verstand es; ihr Spiel entzündete einen Enthusiasmus und rief die nie ganz erstorbene Liebe der Franzosen für ihre

classische Tragödie in einem Grade wach, wie es kaum jemals der Fall gewesen war. Die Stellung der Künstlerin in Paris war in jeder Hinsicht glänzend, am Théâtre français erfreute sie sich einer fast unbedingten Herrschaft, die sie, wie man behauptet, zu Zeiten sehr willkürlich und nicht immer im wahren Interesse der Kunst geübt haben soll, und auch das Ausland beeilte sich, ihr Triumphe und Schätze darzubieten; der regierende König von Preußen, auf dessen ausdrücklichen Wunsch sie mehrmals in Berlin und Potsdam spielte, ließ ihre Marmorstatue auf der Pfaueninsel aufstellen. Von einem langwierigen Brustleiden befallen, zog sie sich schon vor einigen Jahren von der Bühne mehr und mehr zurück; sie hinterläßt in ganz Frankreich niemand, der auch nur die Möglichkeit zeigte, ihr Talent und damit auch ihren Ruhm zu erben.

Von Ernst Willkomm's neuem Roman „Banco" (Gotha, Scheube) wurde der zweite und letzte Band versandt. Robert Giseke hat ein noch unaufgeführtes Drama in fünf Acten „Die beiden Cagliostro" (Leipzig, F. A. Brockhaus) in Druck gegeben. Von dem neulich erwähnten neuen Werk von Friedrich Bodenstedt über „Shakspeare's Zeitgenossen" (Berlin, Decker) erschien seitdem der erste Band; das Ganze ist auf nicht weniger als fünf Bände berechnet.

Dem zuerst von Dingelstedt gegebenen Beispiel folgend, hat das Hoftheater zu München auch diesmal wieder eine amtliche Uebersicht über seine Thätigkeit im letztverwichenen Jahre veröffentlicht. Danach hat die Zahl sämmtlicher Vorstellungen während des angegebenen Zeitraums sich auf 235 belaufen. An diesen 235 Theaterabenden wurden zusammen 258 Stücke gegeben, darunter 134 Schauspiele und Possen, 118 Opern und Singspiele und 6 Ballette. Diese letztern Zahlen vertheilen sich wiederum auf 82 verschiedene Schauspiele und Possen, 50 verschiedene Opern und Singspiele und 4 verschiedene Ballette. Außerdem wurden in dem neu restaurirten und erst vor wenigen Wochen eröffneten königlichen Residenztheater 7 Vorstellungen gegeben, sodaß also im Ganzen 242 Vorstellungen stattfanden. Neuigkeiten wurden im Ganzen 19 gegeben, nämlich 14 Schauspiele, 3 Opern und 2 Ballette; neu einstudirt wurden 15 Schauspiele und 7 Opern. Im Schauspiel wurde am öftersten vorgeführt — Scribe, nämlich 7 mal; dann folgen der münchener Localdichter Schleich und Frau Birch-Pfeiffer mit 5 Vorstellungen; ebenso oft wurden Schiller und Shakspeare gegeben, während Goethe nur 2 mal über die Breter ging. In der Oper schoß Meyerbeer den Vogel ab mit nicht weniger als 17 Aufführungen (also der siebente Theil sämmtlicher Opernabende); ihm zunächst stehen Mozart mit 11 und Auber mit 9 Vorstellungen; Rossini wurde 7 mal, Halévy 5 mal, Beethoven, Spohr, Franz Lachner, Adam je 1 mal vorgeführt.

Ueber die periodische Literatur in Berlin finden wir in öffentlichen Blättern folgende Zusammenstellung. Die Zahl sämmtlicher in Berlin erscheinenden Zeitschriften betrug zu Ende des Jahres 1857 nicht weniger als 155. Darunter waren 30 Zeitschriften politischen und socialen Inhalts, 82 für Wissenschaft, kirchliches Leben, Kunst und Unterhaltung, 43 für

Handel, Gewerbe, Landwirthschaft und allerhand Anzeigen. So unzweifelhaft hiernach Berlin diejenige Stadt Deutschlands ist, in welcher die meisten Zeitschriften erscheinen, so merkwürdig ist andererseits die nicht minder feststehende Thatsache, daß, mit Ausnahme der großen politischen Zeitungen, sowie einiger fachwissenschaftlichen Zeitschriften, Berlin in der deutschen Journalistik bei alledem nur eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt: wie denn z. B. in Berlin seit Jahren kein einziges einflußreiches kritisches oder belletristisches Blatt erschienen ist. Doch halt, wir vergessen den „Kladderadatsch" mit seiner Auflage von 25,000 Exemplaren und seinem über ganz Deutschland verbreiteten Publikum. Der ist kritisch und belletristisch zugleich und vertritt das heutige Berlin jedenfalls am entsprechendsten.

Während auf den Theatern im übrigen eine zu dieser Jahreszeit kaum erhörte Stille herrscht, entwickelt das dresdener Hoftheater eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Am Neujahrstage wurde Kühne's „Demetrius" gegeben; der Erfolg scheint kein durchgreifender gewesen zu sein. Doch ist es freilich auch ein so kühnes Unternehmen, den Schiller'schen Torso zu vollenden, daß es niemand zur Unehre gereicht, wenn er damit auf halbem Wege stehen bleibt. Ebendaselbst wurde Molière's „Geiziger" gegeben, in einer neuen Bearbeitung von Dingelstedt; dieselbe wird sehr gerühmt.

Das von Fr. Eggers in Berlin herausgegebene „Deutsche Kunstblatt", das bisher bei H. Schindler ebendaselbst erschien, ist mit dem neuen Jahre unter dem veränderten Titel „Allgemeines deutsches Kunstblatt" in den Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart übergegangen. Die Redaction bleibt in den Händen des Dr. Eggers; dagegen wird das literarisch-kritische Beiblatt, das ebenfalls einen veränderten Titel annimmt, nämlich „Allgemeines Literaturblatt für Deutschland", einen eigenen Redacteur in der Person des bekannten Dichters Paul Heyse in München erhalten. Die in Darmstadt erscheinende belletristische Zeitschrift „Die Muse" hat mit dem Schluß des verwichenen Jahres zu erscheinen aufgehört; der bisherige Herausgeber Dr. Dräxler-Manfred, der bisjetzt beim darmstädter Hoftheater angestellt war, siedelt zu einer anderweitigen literarischen Beschäftigung nach Breslau über. Die „Muse" war die einzige belletristische Zeitschrift von mehr als blos localem Interesse, welche das Großherzogthum Hessen-Darmstadt bisher aufzuweisen hatte.

Schon wieder liegt uns die schmerzliche Pflicht ob, unsern Lesern den Tod eines fleißigen und geschätzten Mitarbeiters anzuzeigen: am 15. Januar starb in Hannover, seiner Vaterstadt, der Obergerichtsanwalt Günther Nicol, den Freunden der Literatur durch manches sinnige Lied wohlbekannt. 1806 geboren, studirte er von 1826—29 zu Göttingen Jurisprudenz und lebte dann längere Zeit als Anwalt auf dem Lande, bis er 1848 in gleicher Eigenschaft nach Hannover versetzt wurde. Eine Sammlung seiner Gedichte, die er meist in Zeitschriften und Almanachen abdrucken ließ, erschien 1846. Auch von seinen Freunden und Bekannten wurde er aufs innigste geschätzt wegen der Treue und Zuverlässigkeit seines Charakters sowie wegen der Liebenswürdigkeit und Einfachheit seines ganzen Wesens:

Eigenschaften, die sich auch in seinen Dichtungen kundgeben, in denen ihm das einfach Sinnige, schlicht Volksthümliche am besten gelang. Das „Deutsche Museum" brachte aus seiner Feder zu verschiedenen Zeiten Gedichte, Correspondenzen und kleinere literarische Aufsätze. — In Greifswald starb am 14. Januar der Professor der Geschichte Dr. Friedrich Wilhelm Barthold. Geboren 1799 zu Berlin, studirte er seit 1817 ebendaselbst Theologie, fühlte sich jedoch, namentlich infolge der nähern Bekanntschaft mit Wilken, dem berühmten Geschichtschreiber der Kreuzzüge, zum Studium der Geschichte hingezogen, das er sodann in Breslau unter Wachler und Raumer fortsetzte. Sein erstes historisches Werk, eine Biographie Johann von Werth's, erschien 1826. In demselben Jahre erhielt er eine Anstellung als Lehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg, von wo er 1831 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Greifswald folgte; hier blieb er, 1834 zum Ordinarius befördert, bis an seinen Tod. Seine Schriften sind außerordentlich zahlreich, aber von ungleichem Werth; bei einer ausgebreiteten Belesenheit, einer lebhaften, zuweilen sogar zu lebhaften Phantasie und einer gewandten, nur mitunter zu sehr ins Rhetorische gefärbten Darstellungsgabe fehlte es ihm doch an kritischer Schärfe sowie an eigentlicher wissenschaftlicher Methode; auch arbeitete er zu rasch, namentlich in den letzten Jahren, um immer gründlich zu sein. Am bekanntesten unter seinen Schriften sind: „Leben des Georg von Frundsberg" (Hamburg 1829), „Der Römerzug König Heinrich's von Lützelburg" (2 Bde., Königsberg 1830—31), „Geschichte von Rügen und Pommern" (5 Bde., 1839—44), in gewissem Sinne Barthold's Hauptwerk, das aber den hochgespannten Erwartungen nur zum kleinsten Theile entsprach, „Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums" (4 Bde., Leipzig 1850—52). Auch die Literatur- und Culturgeschichte verdankt ihm einige interessante Arbeiten, wie die „Geschichtlichen Persönlichkeiten in den Memoiren Jakob Casanova's" (Berlin 1845) und „Die Fruchtbringende Gesellschaft" (ebendaselbst 1848). Zahlreiche Monographien aus seiner Feder, darunter einiges höchst Werthvolle, brachten die verschiedenen Jahrgänge des Raumer'schen „Historischen Taschenbuch".

In Frankfurt a. M. ist Laube's „Rokoko" zum ersten male gegeben worden, volle 15 Jahre nach dem Erscheinen des Stücks; doch wird der Erfolg als sehr ungünstig geschildert. Dasselbe Schicksal hat auch B. von Lepel's langerwarteter „König Herodes" auf dem Hoftheater zu Berlin gehabt. Dagegen soll „Kaiser Karl V.", historische Tragödie von O. Girndt, einem jungen berliner Dichter, in Königsberg mit Beifall aufgeführt sein.

Berichtigung.

In dem Artikel „Pensionsliteratur", in Nr. 51 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre (II, 922), ist als Verleger der Erzählung „Rosa", von Agathe Rutenberg, die Allgemeine deutsche Verlagsanstalt in Berlin genannt. Diese Angabe beruht jedoch auf einer Verwechselung, indem die angeführte Schrift vielmehr bei H. Hübner in Leipzig erschienen ist, was wir auf Verlangen der erstgenannten Firma hier zu berichtigen nicht verfehlen. D. Red.

Anzeigen.

Zeitschriften aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für 1858 erscheinen und sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis jährlich 6 Thlr. Erscheint mit Ausnahme des Sonntags täglich in 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Preis jährlich 12 Thlr. Werden in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften ausgegeben.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis jährlich 12 Thlr. Wird in wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen ausgegeben.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. Erscheinen in wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. Erscheint in vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Erscheint monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Wird gratis ausgegeben. Halbjährlich erscheint 1 Nummer.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Erscheint am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen. Preis vierteljährlich 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 6.** 4. Februar 1858.

Inhalt: Sicilien vor dem Jahre 1848. Von **H. Reuchlin.** I. — Fortschritte im Zeitungswesen. — Literatur und Kunst. Geschichte. („Baseler Taschenbuch auf das Jahr 1857. Herausgegeben von Streuber", 8. Jahrgang). Ein Rhadamanth im Unterrock. („Die deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, satirisch vom Verfasser von «Heinrich Heine's Himmelfahrt». Erstes Heft: H. Heine, Nikolaus Lenau, F. von Sallet, Wolfgang Müller, N. Hocker, Alfred Meißner, R. Prutz, G. Herwegh. Nebst einer Vorrede über einen Injurienproceß". „Najade. Dichtung von Emilie Emma von Hallberg".) — Correspondenz. (Aus London. Aus Köln. Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Sicilien vor dem Jahre 1848.

Von

H. Reuchlin.

I.

Wir haben Geschichten religiöser Irrthümer; es ließe sich eine interessante Geschichte der Irrthümer der Geschichtschreibung darstellen, welche freilich Gefahr liefe, ungeheuer bändereich zu werden. Zumal in Zeiten der Revolution erobert oft eine sehr einseitige Darstellung sich ziemlich allgemeinen Glauben, das Parteiinteresse wahrt ihr sofort wie ein Engel mit feurigem Schwerte ihr „Recht" und so wird sie als legitim in die Fürstengruft der allgemeinen Weltgeschichte, schließlich auch für Mädchen, aufgenommen. Welcher Wust von Irrthümern, alten und zum Theil noch schlimmern spätern, auf der Geschichte der Französischen Revolutionszeit lastet und mit welch unbegreiflich kindlicher Gläubigkeit unser kritisches Zeitalter denselben fortschleppte, erhellt z. B. aus von Sybel's trefflicher Geschichte.

Noch größere Gefahr ist für die Geschichte der Bewegungen von 1848 und 1849, da die Deutschen, sonst die Buchhalter fremder Geschäfte, diesmal selbst sich etwas Bewegung machten. Deutschland hatte diesmal keinen Possekt. Es fehlt aber nicht an Mächten und Interessen, welche zufrieden sind, wenn die ganze, volle Wahrheit nicht an das Licht

kommt, oder auch die sich bemühen, sie in ein falsches Licht zu stellen. Es ist aber Pflicht und Recht der Geschichtschreibung, daß die Wahrheit noch bei Zeiten der Folter der Parteien entrissen werde, ehe die so erzwungenen Aussagen in die Weltgeschichten pour les deux sexes eingetragen werden.

Der Verfasser dieser Zeilen hat sich seit einigen Jahren und für noch längere Zeit hinaus die Geschichte der 1846 hell aufschlagenden Bewegung in Italien zum Vorwurf genommen. Er verkennt ihre großen Schwierigkeiten durchaus nicht; da die Parteileidenschaften dort noch praktisch fortbrennen, kann er von niemanden im Lande eigentlich Geschichte verlangen. Eben darum ist es aber auch von praktischer Wichtigkeit, die Thatsachen, zumal die von 1848 und 1849, urkundlich festzustellen, und es muß dazu, trotz des vulkanischen Zusammenhangs zwischen den einzelnen Theilen Italiens, die Sonde je an einer besondern Stelle eingesenkt und diese „bereinigt" werden.

Ich kann hierbei nicht umhin zu bemerken, daß man in Deutschland sich meist zu sehr zur Unterschätzung der italienischen Unabhängigkeitsbestrebungen hinneigt. Mehr einen Vorwand als einen Grund dazu geben die schlechten Mittel, die Lüge und der Meuchelmord ab, deren sich Mazzini und seine in Wühlerei machenden Reisenden bedienen und deren sich leider ein Theil der Flüchtlingspresse in und außer Piemont nicht schämt, welche dem guten Namen Italiens und der Sympathie Europas für Italiens Unabhängigkeit den größten Eintrag thun; weshalb auch die verbreitetste Partei in Italien, die monarchische Unabhängigkeitspartei, Mazzini und seinen Schweif für ihren und Italiens größten Feind ansieht. Allein jene Unterschätzung scheint mir nicht nur in dieser gerechten Entrüstung und in der Berufung auf die Geschichte Italiens, sondern auch in einem gewissen Hochmuthe des Deutschen zu wurzeln. In der That glaubt dieser wenigstens dem Italiener gegenüber sich einige Ueberhebung verstatten und auf die deutsche Beharrlichkeit pochen zu dürfen. Da nun aber in Italien Zehntausende, wenn auch auf sehr verschiedenen Wegen, auf die Unabhängigkeit und auf irgendwelche Einheit der Nation fort und fort hinarbeiten, so gibt es für uns Deutsche kein wohlfeileres Mittel der süßen Selbstrechtfertigung, als die Energie der italienischen Nationalbestrebungen zu leugnen. Ich will gewiß nicht den umgekehrten Tacitus spielen und die Deutschen durch Hinweisung auf italienische Beharrlichkeit aus ihrem Papierschwindel herausreißen: aber die Wahrheit will ich hier über einzelne Punkte sagen, welche, zwar der Vergangenheit angehörig, wol in naher Zukunft wichtig werden müssen.

Welcher dieser Punkte in diesem Betracht der brennendere sei? Die Wahl fällt schwer. Die türkische, die ostindische, die Suez-Kanal-Frage

lassen Sicilien im vollen Lichte seiner Wichtigkeit erscheinen; diese muß noch mehr hervortreten, sobald Frankreich sein afrikanisches Reich auch gegen Tunis hin auszudehnen sucht. Wir wissen alle von der Schule aus, daß ein Kundschafter von einem Vorgebirge Siciliens aus die aus dem Hafen Karthagos auslaufende Flotte abzählte wie Polyphem seine Schafe. Die neapolitanische Frage ist absichtlich offen gehalten; Sicilien aber hegt einen stärkern Vulkan als das neapolitanische Festland.

Nun muß und darf ich nach mühseligen Studien und lehrreichen Reisen vom Leser das Zutrauen verlangen, daß ich ihn auf den rechten Standpunkt zur Beobachtung der sicilianisch-europäischen Interessen und Strebungen stelle, indem ich die Versuche Earl Minto's, im Februar 1848 zwischen König Ferdinand und den siegreichen sicilianischen Insurgenten eine Vermittelung zu stiften, später in einem besondern Abschnitt erzähle. Die englischen Tories selbst haben Minto zu ihrem Schimmel erkiest, den sie mit Vorliebe reiten; ihr Führer D'Israeli hat noch im Mai 1856 bei Erörterung der neapolitanischen Frage Minto's Wirken in Italien als ein unlauteres, Zwietracht säendes im Parlament dargestellt. Was Wunder, wenn es ein Axiom derer, die sich für Politiker halten, geworden ist, England wolle durch solche Mittel, durch Trübung des Wassers Sicilien wie einen Fisch in sein Garn bekommen, wie die Jonischen Inseln zur Provinz machen? Man ist dazu bei dem bekannten guten Appetit John Bull's um so mehr berechtigt, als damals längst (seit Mai 1849) das Blaubuch *) über die sämmtlichen Unterhandlungen zwischen England, Neapel und Sicilien zu Handen der Parlamentsmitglieder gedruckt war. Das Lesen dieser Bücher von zusammen mehr als 800 Folioseiten ist allerdings nicht jedermanns Sache, auch nicht aller, welche sonst eine gute Verdauungskraft haben. Ein Geschichtschreiber hat behauptet, die Glaubenszuversicht der alten Theologen komme guten Theils daher, daß sie meist Folianten studirten, und auch ich fühle nach Durchlesen dieser Folianten allerdings etwas von dieser Zuversicht, zumal mir einige Sicilianer, welche dabei in erster oder zweiter Linie betheiligt waren, noch persönlich Aufschlüsse ertheilt haben. An einschlagenden Büchern und interessanten Broschüren ist kein Mangel **), wie

*) Correspondence respecting the affairs of Naples and Sicily 1848—49 presented to both houses of parliament by command of her Majesty. May 4, 1849. London, printed by Harrison and son.

**) De la Sicile et de ses rapports avec l'Angleterre à l'époque de la constitution de 1812. Paris 1827. — Saggio storico e politico sulla costituzione del regno di Sicilia infino al 1816 di N. Palmieri. Lausanne 1847. — Sicily and England, a sketch of events in Sicily in 1812 and 1848, illustrated with vouchers and state papers by the prince de Granatelli. London 1849. — Isto-

denn überhaupt die sicilianische Literatur über die Geschichte Siciliens unglaublich reich ist.

Bei diesen Unterhandlungen Minto's handelte es sich um die ganze Stellung Siciliens zu Neapel, um seine heißersehnte, uralte Selbständigkeit und um seine mit dem ganzen Sein der Bevölkerung verwachsene Verfassung. So groß und weit der Unterschied zwischen Himmel, See, Land, Leuten an der Nordsee und denen jenseit der Meerenge von Messina ist, so starke Aehnlichkeit hat der Kampf Schleswig-Holsteins um sein altes gutes Recht, seinen Provinzialcharakter unter einem mannhaften, echten Adel mit dem Kampfe Siciliens gegen das nivellirende, bourbonisch oder napoleonisch centralisirende Neapel.

Die Frage: wo ist anzufangen? ist für den Geschichtschreiber des modernen Sicilien ein wahres Kreuz. Der unauslöschliche Grundcharakter des Sicilianers, der heiße Durst nach Unabhängigkeit seines Landes vom „Auslande", sein in diesem Sinne fast monarchisch-aristokratisches Wesen, ist die Frucht seiner Geschichte glorreicher und böser Erfahrungen. So ist es denn auch nicht möglich, von den neuern Verhältnissen Siciliens reell zu sprechen, ohne auf ein hohes Alterthum zurückzugehen. Minto's Bemühungen sind nur als letzter Ring in einer langen Kette verständlich. Ein hochgebildeter Sicilianer sagte zu mir: „Drei schöne Zeitalter haben wir gehabt, als wir mit den Griechen, mit den Arabern, mit den Schwaben vereinigt waren". Wie in Italien wurden auch in Sicilien die selbständigen Staaten erst durch die römische Eroberung aufgehoben. Die Araber brachten den Anbau des Manna, der Baumwolle, des Zuckerrohrs und die Insel blühte unter ihnen, seit sie nur Tribute von den Einwohnern forderten. Unter ihnen mußten die Lokaleigenthümlichkeiten der einzelnen Völker recht tief gewurzelt sein, denn der Orientale hat mehr Sinn für Stämme als für Nationalität. Gegen den Deutschen hat der Sicilianer keinen bösen Blutstropfen in den Adern: „denn nicht die Tedeschi, sondern die Neapolitaner sind unsere Tedeschi". Die Sicilianer mußten sich zum Theil wegen ihrer schwachen Betheiligung an dem italienischen Unabhängigkeitskampfe in Oberitalien 1848 oft vorwerfen lassen, sie seien schlechte Italiener; und selbst die paar hundert Mann wären vielleicht nicht abgesandt worden, hätte man nicht eines tapfern Revolutionskämpfers, welcher aber durch

ria documentata della rivoluzione siciliana e delle sue relazioni cò governi italiani e stranieri 1848—49 di G. La Farina. Capolago 1851. Zwei Bände. — Dazu eine interessante Broschüre von Bussacca. — Mit besonderer Vorsicht will benutzt sein „Farini, storia d'Italia dal 1814 sino a' nostri giorni. Turin 1854: denn der ausgezeichnete Historiker weicht von der Mehrzahl der monarchischen Nationalgesinnten dadurch ab, daß er mit seiner piemontesischen Muratistische Gesinnung verbindet; daher ist er principiell gegen die Bourbonen.

seine verworrenen politischen Orakelsprüche Gefahr brachte, sich entledigen und zugleich den italienischen Nationalsinn der Sicilianer etwas erproben wollen. Auch schlossen Oesterreich und das unabhängige Sicilien sofort eine Schiffahrtsübereinkunft.

Der Adel ist in Sicilien noch wirklich durch Grundeigenthum, durch Patriotismus, durch Bildung und so auch durch die Achtung des Volks die Spitze, der Führer der Bevölkerung. Er ist stolz auf sein normännisch reines Blut, dem englischen blutsverwandt; um 1061, gleichzeitig mit dem englischen Wilhelm dem Eroberer, setzte sich der normännische Adel in Sicilien fest. Englands Verfassung ist nicht nur sein Ideal, sondern Jahrhunderte lang bis 1812 waren die Parlamente beider auf denselben Grundlagen des Feudalismus erbaut. Beide tragen das Gepräge der insularen Selbständigkeit. Die höhere Geistlichkeit, dem Adel angehörig, hat ganz denselben Charakter der insularen Unabhängigkeit. Der Handel Siciliens, seine Ausfuhr geht nach England und Nordamerika, während die neapolitanische Marine in Marseille daheim ist.

Unser Kaiser Friedrich II., in Sicilien König Friedrich I., ist des Sicilianers David und Salomo; er, der Gemahl ihrer normännischen Königstochter, hat ihrer Verfassung, ihrem Parlamente das feste Siegel aufgedrückt, die Dichtkunst gehoben. Da der Sicilianer seine Geschichte nach Jahrtausenden berechnet, spricht er von Friedrich wie der Oesterreicher von Joseph II., der Preuße von seinem Friedrich. Ihm selbst sogar scheint es in Palermo besser gefallen zu haben als in Ulm und Schwäbisch-Hall. Die erste Familie Siciliens, die Fürsten von Scordia-Butera, rühmt sich, den Hohenstaufen verwandt zu sein. Hast du das Glück, schwäbischen Stammes zu sein, so bist du gewiß, gerade von den besten sicilianischen Familien mit Herzlichkeit aufgenommen zu werden.

Wie mit Schwaben, so war Sicilien, sofern es nicht für sich allein einen König hatte, als rechtlich unabhängige Krone nur durch Personalunion der Reihe nach mit Aragonien, mit Spanien, im vorigen Jahrhundert mit Piemont, welches dadurch wol den Königstitel erhielt, mit Oesterreich, seit 1734 ist es unter einem Ableger der spanischen Bourbonen mit der Krone Neapel verbunden, mit welchem es öfters längere Zeiten nicht denselben Herrscher theilte.

Es bleibt alta mente repostum bei allen Sicilianern, wie die Normannen seit 1128 von Sicilien aus Apulien und Capua eroberten und beherrschten, und was Sicilien und Neapel einander Leids thaten nicht nur zur Zeit der Despotie der durch die Blitze, die Kreuzfahrerheere und Listen des Vaticans beschirmten Tyrannen aus dem französischen Hause Anjou-Neapel, sondern auch früher und später. Der Sicilianer ist stolz auf die blutige Vesper von 1282, welcher der brillante Aufstand vom Januar 1848 glich. Aber damals wußten sie sich gegen jene ver-

einigten Mächte zu behaupten: denn damals hatte die sicilianische Revolution an der aragonesischen Land- und Seemacht einen starken Rückhalt, die Geistlichkeit ließ sich gern zu Nichtachtung des Interdicts zwingen, wie unter Friedrich. Wie es denn nichts Altes und nichts Neues in der Geschichte gibt: der Frieden zwischen dem siegreichen Sicilien und Anjou-Neapel wurde schon damals durch England vermittelt, ebenso wie Neapel schon vor einem halben Jahrtausend von Frankreich abhing. Aragonien hatte den Handschuh Konradin's und die Rechte der ihm verwandten Hohenstaufen aufgenommen. Neapel wurde nun ein eigenes Königreich, während Süditalien bisher also Palermo zur Hauptstadt gehabt hatte.

Der Name Friedrich wurde zum zweiten male verherrlicht durch Friedrich II., aus dem aragonesischen Königshause, durch Erbrecht und Wahl König von Sicilien von 1296 — 1330. Dem hohenstaufischen Friedrich verzeihen die Sicilianer mit Freuden die Steuerlasten und Speculationen, weil er ihre Insel für unabhängig von der deutschen Kaiserkrone erklärte, die städtischen Magistrate einführte, weil er den Gemeinden erlaubte, zu den öffentlichen Gerichten (Syndicaten), vor welchen alle Beamte sich zu verantworten hatten, ihre prud'hommes zu schicken, weil er ihnen Gesetzbücher gab mit Abschaffung der gerichtlichen Gottesurtheile unter alleiniger Beibehaltung des Zweikampfs, weil er die Poesie weckte. Ebenso vergessen sie gern, daß unter dem 100 Jahre spätern zweiten Friedrich ebenfalls zerstörende äußere und innere Kriege geführt wurden; denn er war ihr ihnen allein gehöriger König; Fürst Granatelli faßt die Verfassung von 1296, auf welche hin er den Thron bestieg, in folgenden Hauptzügen zusammen: „Das Parlament theilte die gesetzgebende Gewalt mit dem König, übte das Recht der Besteuerung aus, wie auch das, Frieden zu schließen und Krieg zu erklären. Es wurde jedes Jahr einberufen und dies wie seine Auflösung konnte nur durch das Parlament selbst geschehen. Dem König war verboten, das Königreich ohne die Zustimmung des Parlaments zu verlassen." Denn keine Ehefrau kann eifersüchtiger darüber wachen, daß ihr Mann ihr allein gehöre, als Sicilien darüber wachte, daß sein König ihm allein angehöre. Friedrich hob die Rechte der Städte, welche dafür durch geregelte Beiträge seine Flotte auf einem achtunggebietenden Fuß hielten. Die besten und gewaltigsten Fürsten hatten immer ihre Hauptkraft auf Beschränkung der Gerichtsbarkeit und Gewaltthätigkeiten des Adels zu richten. Da aber der adeliche und der klerikale „Arm" (Kammer) des Parlaments mit Adelichen, nur der dritte von den königlichen Freistädten (domaniale) besetzt war, so blieb der Adel stets in der Oberhand, stellte auch der Unabhängigkeit der schwächern Städte unablässig nach. Dennoch vereinigten sich diese zu Zeiten mit dem Adel, um dem

König das Recht der Besetzung des halben Staatsraths abzuringen. Die Steuern wurden durch eine Parlamentscommission auf jeden „Arm" vertheilt und von diesem weiter auf seine Angehörigen, von den Gemeindebehörden auf die Bürger.

Jene Uebelstände steigerten sich unter den nächsten Nachfolgern Friedrich's II., welche ihm nicht glichen, und 1377 starb sein Mannsstamm aus. Nachdem längst Aragonesen die ersten Kronwürden Siciliens erblich besaßen, wurde wenigstens die Abhängigkeit Siciliens von Neapel und Papst dadurch gebrochen, daß es nun von den aragonesischen Cortes für unzertrennlich mit Aragonien verbunden erklärt wurde. Der beiden gemeinsame König beschwor aber die Verfassung von 1296 (Friedrich's II.). Der Sicilianer sagt: 1416 verloren wir den eigenen König, aber nicht die Selbständigkeit unserer Krone, dies geschah erst 1816. Alfons gab 1418 das den Insulanern höchst erwünschte, gegen den Papst gekehrte Gesetz, daß keine Ausländer ein geistliches Benefiz auf der Insel besitzen dürfen. Keine rechtliche, aber eine mächtige factische Veränderung trat für Sicilien ein, als Ferdinand der Katholische Aragonien mit Castilien vereinigte; er eroberte 1564 auch Neapel. Allein Sicilien war mit diesem nicht näher verbunden als mit dem auch spanischen Mailand; jedes hatte seinen eigenen Vicekönig. Damit sind bereits die Zeiten abgeschlossen, auf welche der Sicilianer mit patriotischer Freude blickt, die Epochen der Unabhängigkeit, der Siegesglorie seines Volks an den meisten Küsten des Mittelmeers. Wie Italien als durch starke Naturgrenzen abgeschlossene, aber langgestreckte Halbinsel durch das Widerspiel der nationalen Centripedalkraft und der kosmopolitischen Centrifugalkraft gefoltert wird, ähnlich auch die Insel Sicilien. Bald war es der Schrecken der südlichen italienischen Halbinsel, bald davon abhängig, und auch in den Zeiten seiner „nationalen" („unternationalen" sagte man 1848) Unabhängigkeit waren es doch Söhne eines fernen Landes, eine fremde Dynastie, Normänner, Hohenstaufen, Aragonesen, welche seine Krone trugen, sein Schwert schwangen.

Der Gedanke, Süditalien von Sicilien aus zu beherrschen, ist jetzt ganz erloschen; materiell besteht das Gegentheil. Das Streben, einen eigenen König aus überseeischem Königsstamme zu haben, durchglüht die Brust beinahe jedes adelichen, jedes echten Sicilianers. Auch der namhafte sicilianische Patriot, welcher für seine demokratischen und für seine piemontesischen Einheitsideen rastlos thätig ist, wird mir gestehen, daß er damit unter seinen Landsleuten sich ziemlich vereinzelt findet.

Einer Eigenthümlichkeit Siciliens müssen wir noch erwähnen, welche in seiner Inselnatur und in der Mannichfaltigkeit seiner angeschwemmten Bevölkerungselemente wurzelt. Alle Regierungen hatten den sarazenischen, normännischen, griechischen, lombardischen Ablagerungen gestat-

tet, je nach ihren eigenen Stammesrechten zu leben. So war eine große Charaktermannichfaltigkeit im Innern die Rückseite des Strebens nach insularer Abgeschiedenheit. Der spanische Vicekönig für Sicilien allein mußte auf der Insel herumreisen. Da beinahe alles in den Städten lebt, bildeten diese ihren Municipalgeist schroff aus; Spanien suchte seine Herrschaft zu befestigen, indem es namentlich die Eifersucht zwischen Palermo und Messina schürte, bekam aber die Dornen selbst zu fühlen, als es Messina das Privilegium der Seidenausfuhr und ähnliche Vorrechte nahm. Indeß selbst durch dieses Mittel glückte es unter Ludwig XIV. den siegreichen Franzosen nicht, sich in diesem ihren Nationalelementen entgegengesetzten Lande festzusetzen. Noch 1821 gelang es Neapel, durch Aufschürung jener Municipaleifersucht die Insel zu theilen; allein 1848 versagten ihm alle derartige Versuche. Der Haß gegen die Bourbonen hat alle andern Gehässigkeiten verschlungen und verdaut.

In Italien ist die Ansicht bei den Gebildeten herrschend, daß die sittliche Gesunkenheit der hohen wie niedern Stände in der Allianz des politischen Despotismus mit dem kirchlichen Jesuitismus wurzle. Die Herrschaft, welche Spanien während des 16. und 17. Jahrhunderts über die eine Hälfte Italiens unmittelbar, über die andere mittelbar übte, hat in dieser Beziehung Unglaubliches geleistet. Es war eine Zeit der Ruhe, aber der geistigen Versumpfung und des materiellen Ruins. Die ungeheuern Steuern für fremde Kriege der spanischen Monarchie schnitten die Lebensnerven weniger ab als die Bevormundung, die Willkür, die Bestechung, die Spionerie, die Entwürdigung und dann Bevorzugung des Adels; das waren die seidenen Fäden, womit alle Lebensnerven unterbunden wurden. Philipp II. untergrub das Steuerrecht des Parlaments; es wurde nur alle drei Jahre berufen und dann manchmal in Einer Nacht erledigt, denn der König ernannte die Mitglieder des geistlichen und des Domanialarms, welche sofort Beförderung und Orden erhielten. Den Adel aber trafen die meisten Steuern nicht. Kurz es war ein Ideal von ständischer Vertretung, nur etwas offener als mancher Orten; Rechte, Güter der Krone, Befreiung von der Steuer, die Freiheit der Städte waren feil. Das ging so fort bis zum Jahre 1700. Hier haben wir die Folgen der Fremdherrschaft, ruft der Sicilianer.

Der Adel schien sehr begünstigt zu sein. Allein er wurde nach Madrid gelockt, um sich an Seele, Leib und Vermögen zu ruiniren, seinen bürgerlichen Gläubigern wurde der Rechtsweg gesperrt, während die höhern Stellen in der Regierung und im Militär mit fremdem Adel besetzt wurden. Letzteres geht dem sicilianischen Adel noch nach durch Entfremdung von dem ihm durch Neapel allerdings sehr vergällten Offiziersdienst. Das Erstgeburtsrecht, Fideicommisse, Pachtwesen wur-

den aufs äußerste gesteigert und rissen auch beim Bürgerstand ein. Bald heiratheten beinahe nur noch die Erstgeborenen, die andern Kinder erhielten eine Rente und wurden lebendig in Klöstern begraben. Daher war die Frage der Fideicommisse eine der ersten Lebensfragen, sie entzweite im Jahre 1812 die beiden Reformminister Siciliens. Unter Neapels Gewalt wurde 1819 mit Aufdringung des in Neapel gültigen Code Napoléon die Gleichheit des Erbrechts der Kinder Gesetz. Allein wenn neben dem Wunsche, die Hemmnisse des materiellen Fortschritts zu entfernen, dabei die Absicht mitwirkte, den sicilianischen Adel und somit den sicilianischen Charakter zu brechen, so ist sie gescheitert. Denn die nachgeborenen Kinder bringen sehr oft dem Erstgeborenen freiwillig große Opfer, um die Ehre der Familie aufrecht zu halten. In Neapel aber ist die ziemlich gleiche Theilung auch beim Adel nicht nur Gesetz, sondern auch Sitte, was nicht verhindert, daß er nach unten anmaßlich ist, während er von oben reelle Gnaden zu empfangen liebt.

Die abseits der Städte meist großen Güter wurden und werden leider noch auf höchstens neun Jahre in Pacht gegeben, die Güter und Pächter wurden um des Glanzes in der fernen Hauptstadt willen ausgesaugt, Oelbäume und Reben nicht nachgepflanzt; selbst Notariate wurden verpachtet und das Recht verkauft; die Insel wimmelte unter Spanien von Pfaffen und Advocaten. Wer mochte Kapital in Güter stecken, da jeder Rechtstitel angreifbar war? Von den Greueln der salva venia Rechtspflege reden wir nicht. Um den Folgen dieser Miswirthschaft, dem Mangel zu begegnen, wurde die Ausfuhr der Früchte und des Viehs erschwert oder verboten; dadurch sank aber nur Ackerbau und Viehstand mehr und bei einem Miswachs verhungerten in der Kornkammer Griechenlands, Roms und der Araber 200,000 Menschen. Können wir es dem Sicilianer verargen, wenn er darauf lebt und stirbt: mit der Abtödtung unserer Verfassung hielt und hält die materielle und moralische Abtödtung der Insel und ihres Volks gleichen Schritt? Wir müssen aber bemerken, daß die Verfassung von Spanien mehr moralisch als materiell verschlimmert worden war.

Der Spanische Erbfolgekrieg und seine Nachzügler brachten keine Besserung, sondern nur fremde Truppen aus aller Herren Länder. Selbst die braven Hessen ließen ihren Juriruf auf Sicilien erschallen.*) Die siebenjährige Regierung des Königs aus dem Hause Savoyen war voller Streitigkeiten mit dem Papste. Victor Amadeus war erst nach dem Eid auf die Freiheiten Siciliens gekrönt worden, besaß Neapel

*) Siehe die gewiß jedem Soldatenherzen erbauliche und ergötzliche Geschichte vom „Alten Hessen" im siebenten Bändchen von Bernhard's „Deutschem Soldaten" (Stuttgart 1850).

nicht. England, welches seitdem im Mittelmeere die erste Rolle spielte, schloß 1712 einen Handelsvertrag mit der Krone Sicilien. Die vierzehnjährige österreichische Regierung beschränkte die Willkür des Adels, vernachlässigte im übrigen die Insel. Aber erst seit 1734 goß der mit Hülfe der Sicilianer siegreich eingesetzte König beider Sicilien (Neapels und Siciliens), der spanische Bourbon Carlos, Balsam in die eiternden Wunden. Karl hielt den Eid auf die verrostete Verfassung. Er stellte von neuem fest, daß alle geistlichen Aemter in Sicilien, das Erzbisthum Palermo, womit die Statthalterei verbunden war, allein ausgenommen, nur mit Sicilianern besetzt werden sollten. Die von Spanien eingeführte Inquisition, welche selbst die obersten Gerichtshöfe wegen Competenzstreitigkeiten mit dem Interdict belegt hatte, wurde erst 1767 aufgehoben. Wie der Minister Tanucci wirkten die Schwester Kaiser Joseph's II., Königin Karoline im Namen ihres Mannes des Königs Ferdinand, III. in Sicilien, IV. in Neapel, und ihr Günstling Acton, ein Engländer, im Sinne der Aufklärung; der Todten Hand wurden weitere Erwerbungen verboten, der Feudalismus beschränkt, die Gemeindegüter, bisher mit dem andern Gemeindevermögen von den Gemeindestarosten mit Ausschließung der armen Arbeiter als Weide ausgebeutet (ganz wie auf dem einst auch spanischen Sardinien bis zu Karl Albert's Zeiten), wurden verpachtet.

Diese heilsamen Werke des aufgeklärten Despotismus wurden um so mehr durch die Französische Revolution unterbrochen, als die Königin die Schwester Marie Antoinettens war. Bei einer grund-geschichtlichen und -adelichen Nation wie die Sicilianer fanden die Grundsätze der Französischen Revolution durchaus keinen praktischen Anklang; aber das Mistrauen des Hofs bestrafte mehrere wegen „lectura gazettarum cum delectatione" Angeklagte mit mehrjährigem Gefängniß.

Im Winter 1798 flüchtete der Hof vor den siegreichen Franzosen von Neapel nach Sicilien. Die Königin, welche während ihrer Sturmüberfahrt ein Kind geboren hatte, ehe sie einen Fuß ans Land setzte, fragte die Palermitaner: Wollt ihr eure Königin aufnehmen? — einstimmiger Jubel und reiche, freiwillige Ausstattung ihres Haushalts waren die Antwort des mit den Magyaren an Ritterlichkeit wetteifernden Volks. Einen eigenen König und wol auch Hof zu haben, dieser goldene Traum des Sicilianers schien sich jetzt zu verwirklichen. Obgleich eine Staatsjunta zur Verfolgung von gefährlichen Schnurrbärten und Beinkleidern eingesetzt wurde, bot die verarmte Insel jährliche 300,000 Thlr., um einen königlichen Prinzen als Vicekönig zu behalten, als im folgenden Jahre der Hof unter den bekannten Greueln nach Neapel zurückkehrte.

Noch einmal flammte die nationale Hoffnung auf, als 1806 der durch Napoleon von Schönbrunn aus entsetzte König Ferdinand mit sei-

nem Hofe nach Palermo zurückkehrte. Die folgenden zehn Jahre waren entscheidend für die Stellung Siciliens zu Neapel und zu der bourbonischen Dynastie; aber diese Geschichte ist so reich an Erfahrungen, daß ich den Gürtel knapp anschnallen muß.

Daß das ganze Bestreben der königlichen Familie auf Wiedereroberung Neapels ging, war natürlich. Die Sicilianer stellten unter einem Briten ein kleines nationales Heer zur Vertheidigung auf; aber die Baiern genügten, eine französisch-neapolitanische Invasion unter Cavaignac rasch zu schlagen. Indeß blieben das Ministerium, die hohen Staats- und Hofstellen mit Neapolitanern besetzt, welchen die absolutistische Routine Neapels den Rücken und Sinn gekrümmt hatte; Mistrauen, grausame politische Verfolgungen und schwere Geldforderungen für neapolitanische Emigranten erbitterten jeden Sicilianer. Der Hof verlangte 1810 vom Parlamente starke Subsidien zu den 400,000 Pfd. St., die er von England bezog. Der adeliche Arm, unter der Führung des Fürsten Belmonte, opponirte, nur die Hälfte wurde bewilligt, adeliche und Kirchengüter wurden nach Selbstschätzung beigezogen. Das war ein großer Schritt der Selbstreform; Einheit von Maß und Gewicht wurde für die ganze Insel beschlossen. Der Hof, damit nicht zufrieden gestellt, decretirte eigenmächtig und verfassungswidrig im Februar 1811 Verkauf und Verloosung von Kirchen- und Krongütern und ein Procent von allen Verkäufen. Aber jetzt zeigte sich jene Einstimmigkeit der Sicilianer, welche sich seitdem beinahe immer Neapel gegenüber als bombenfest zeigte. Niemand außer den Fremden nahm Loose, trotz des Mistrauens im Handel wurden Privatverkäufe ganz privatim, mit Umgehung der Taxe, geschlossen und trotz des Mangels gerichtlicher Gültigkeit eingehalten; 46 Barone baten um eine Berufung des Parlaments; Antwort des Hofs: 4 Fürsten, 1 Herzog werden verhaftet und am 17. Juli auf die kleinen Inseln abgeführt. Tags darauf landet Bentinck.

Bei diesen Schritten schwebte dem Adel Siciliens das Ideal der englischen parlamentaren Verfassung vor. Die Engländer standen mit 15,000 Mann um das von Napoleon und Hieronymus Murat, König von Neapel, bedrohte Messina. Allein seit Napoleon die Nichte der Königin Karoline, die Erzherzogin Marie Luise, heimgeführt hatte, unterhielt jene mit dieser geheimen Verkehr. Sie war der hochfahrenden englischen Protection müde und hoffte auf diesem Wege, für ihr Haus eher Neapel wieder zu gewinnen. Die von den Bourbonen 1806 aus Neapel mitgebrachten Truppen konnten den Napoleonischen eine Landung erleichtern.

Diese Gefahr vereinigte die Engländer und die Sicilianer.

Fortschritte im Zeitungswesen.

Die Zeitungen, die über die Fortschritte der Menschheit nach jeder Seite hin Buch führen und größtentheils mit vollem Bewußtsein Mundstücke des Fortschritts sind, haben in den letzten Jahren den größten aller gemachten Fortschritte doch vielleicht unbewußt an sich selbst vollziehen lassen. Es gilt unter ihnen durchschnittlich für schlechten Ton, häusliche Angelegenheiten auf demselben Blatt mit den ehrwürdigen Angelegenheiten der Gemeinde, des Vaterlandes und der Menschheit zu behandeln; gern oder ungern muß daher eine Wochenschrift sich einmal mit der Erziehung dieser großen und fröhlich wachsenden Kinder plagen. Denn Kinder sind sie doch wol wenigstens in Deutschland noch. Sie nehmen die Vorfälle des Tags hin, wie sie sich ihnen darstellen, um sich ziemlich willenlos von ihnen bestimmen zu lassen, haben und äußern über alles Denkbare ihre Gedanken, nur nicht über die ernste Berufsaufgabe, die sie wie im Schlafe zutäppisch übernommen haben — kurz, sie treiben ihr Geschäft, das eine von wahrer Wissenschaft geregelte Kunst sein sollte, vor der Hand in dem bedenklichen Stile, als seien alle Zeitungsschreiber geborene Genies und bedürften keine Richtschnur fremder Erfahrung. Geistige Kinder, Neulinge die sie sind, verwechseln sie auch häufig noch Glück und Unglück. In diesem Augenblick z. B. werden nicht wenige Herausgeber von Zeitungen geneigt sein, über den Rückgang im Zeitungswesen seit dem plötzlichen Aufschwung von 1848 zu wehklagen. Der westöstliche Krieg im Schwarzen Meere und der indische Aufstand sind diesen ehrlichen Männern wie die letzten glücklichen Ereignisse von leider nur zu beschränkter Dauer in der Erinnerung. Und doch ist es tröstlicherweise eine bloße Einbildung, daß der Unternehmer einer Zeitung ein dem menschlichen Interesse so sehr entgegenstehendes Sonderinteresse haben sollte; doch datiren gerade seit dem Fall der überschwänglichen Hoffnungen von 1848 die erfreulichsten Fortschritte in unserm Zeitungswesen.

Alle Zeitungen verstehen heute ihre Aufgabe ungleich vollständiger als 1848: Beweis das von den meisten angewandte, von den übrigen mindestens irgendwie ersetzte Feuilleton. Die Novelle freilich, welche die Mehrzahl als stehende Waare führt, können wir höchstens als Nothbehelf für einen Augenblick der Verlegenheit durchschlüpfen lassen. Sie beweist eigentlich nur, daß die Verpflichtung, noch durch etwas anderes als die Tagesvorfälle aller Art den Leser zu unterhalten, nachgerade durchweg begriffen wird. Sie selbst wird sich unter dem Strich nicht lange behaupten. Denn es soll nicht bloße Unterhaltung, sondern unterhaltende Belehrung dort im Erdgeschoß ausgeboten werden; und die

ausgewählten Stücke dieser Bestimmung sollen in einem geistigen Zusammenhang mit dem schlechterdings nothwendigen Inhalt des obern Stocks stehen. Werden diese Gesichtspunkte nicht beachtet, so entsteht zwischen den beiden Hälften eines Zeitungsblatts das schreiendste Misverhältniß, das der gute Geschmack der Leserwelt auf die Dauer sicher nicht ertragen wird. Die beiden Halbschiede fallen dann besser ganz auseinander, da sie sich nicht gegenseitig befördern, erleichtern und ergänzen, sondern einander nur im Wege sind. Was dagegen mit gutem Fug in ein Tageblatt aufgenommen und, wenn einmal aufgenommen, unter den Strich geschoben wird, das sind solche Beleuchtungen der Tagesgeschichte, wie sie einzelne dem Leben zugewandte Wissenschaften zu liefern vermögen, oder die täglichen Begebenheiten auf den Feldern der Kunst und des Schriftthums, die eine schlechte Figur abgeben, wenn sie mit unter den ernsthaften Ereignissen des wirthschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Lebens erscheinen. Das stoffliche Merkmal, nach welchem diese letztere Hälfte unter den Strich abgelagert wird, ist von selber verständlich. Das Wesentliche bei der erstern Hälfte des Feuilletonstoffs ist, daß die Beziehung zur Tagesgeschichte nur eine äußerlich anknüpfende zu sein braucht und daß Aufklärung oder Belehrung im allgemeinen, nicht eine bestimmte besondere Wirkung auf den Geist der Leser das Ziel ist. Denn im andern Falle träte eine Vermengung mit den Leitartikeln ein, die doch etwas für sich bedeuten.

Auch in der Sphäre des Leitartikels ist ein schöner Fortschritt durch unsere Zeitungen hindurch zu bemerken. Immer mehr Hauptblätter beginnen eine besondere Pflege auf ihn zu verwenden und einzusehen, daß eine Art von einer Nothwendigkeit darin steckt, die nach und nach alles Launenhafte, alles Willkürliche oder Zufällige von seiner Erscheinung hinwegnehmen wird. Man weiß doch nachgerade im Mittelpunkt einer großen Zeitung genau, welche Ereignisse auf jeden Fall selbständig und dem Glaubensbekenntniß entsprechend behandelt werden müssen. Man bringt mehr oder minder täglich so eine Tagespredigt; was nicht so gleichgültig ist, wie der Laie denken mag. Die Redaction, die ja allezeit mitten im Fortgang der täglichen Begebenheiten steht, soll dadurch, daß sie bald diesen, bald jenen Stoff nachdrücklich in den Vordergrund schiebt, zu einer folgerechten und alles Nöthige umfassenden Ausbildung ihrer Leser in der Wissenschaft des öffentlichen Lebens das meiste beitragen. Sie soll verhüten, daß die Zeitung ohne Nachdenken und Willensthätigkeit gelesen werde. Sie soll sorgen, daß die Einseitigkeit der geistigen Richtung, welche die nächste Folge der Arbeitstheilung ist, nicht mehr als heilsam auch die Politiker ergreife oder vielmehr die Menschen in ihren Beziehungen zum geselligen Zusammenleben der Menschheit. Hieraus folgt, daß der Leitartikel mehr noch als jede andere Partie einer Zeitung ein-

heitliche Verwaltung bedarf, daß sämmtliche Leitartikel recht aus dem Herzen des Blatts herausgeschrieben werden und sich über alles erstrecken müssen, was dem Leserkreis irgendwann einmal als ein gemeinsames Anliegen vor die Seele treten kann oder soll. Mehrere müssen sie allerdings schreiben, wenn der Haushaltsstand es erlaubt: aber ein einziger Geist muß die Stoffe bezeichnen und die Ausführung überwachen.

Der schwächste Punkt am Leibe einer heutigen Zeitung ist die auswärtige Berichterstattung, wo sie sich nicht auf die Benutzung auswärtiger Blätter beschränkt. Mit wenigen hervorragenden Ausnahmen sind alle deutschen Zeitungscorrespondenten Liebhaber ohne Beruf und Ernst. Sie lassen es sich genügen, so oft ein tauglicher Stoff in ihren Gesichtskreis tritt, ihn in einer mehr oder minder geschmackvollen Form zu überliefern. Ein vollständiges Bild von seiner Aufgabe macht sich nicht der Zehnte, und nur nachdenken über sein Geschäft heißt unter den Blinden ein Einäugiger sein. Indessen muß man anerkennen, daß hier keine Besserung zu erwarten ist, bevor nicht eine gesicherte Lage und ein reichliches Einkommen unsere Zeitungen unter dem scharfen Sporn des Wetterwerbs zu größern, womöglich festen Bewilligungen für Correspondenzen stimmt. Wer wie ein Freiwilliger abgelohnt wird, der braucht nicht zu fechten und wird nicht fechten wie ein gemietheter Kriegsmann von Fach.

In der sittlichen Haltung der Zeitungen betrachten wir es als einen der schönsten Fortschritte, daß der kleine Krieg von Blatt zu Blatt bis auf wenige Reste glücklich aufgehört hat. Nichts Unsinnigeres hätte die Parteisucht des aufgeregten Jahres 1848 erfinden können. Denn wie viele Leser haben wohl der grimme Angreifer und der furchtlose Vertheidiger gemein? Alle übrigen sind doch verdammt zu dem langweiligsten aller Genüsse, eine Abwehr zu lesen ohne die Anzapfung und Anfälle ohne die folgende Zurückweisung. Davon abgesehen nützt derartiges Wortgefecht selbst denen nicht, welche auf beiden Seiten zusehen, und am wenigsten den Streitenden, die es lediglich aufreibt, um ihnen die unentbehrliche Freude am Erfolge und an redlicher Pflichterfüllung im voraus zu zerstören. Ausdrückliche Bekämpfung entgegenstehender Meinungen ist natürlich weder zu umgehen noch sollte sie ausgeschlossen werden, auch wenn es sich thun ließe. Aber eine herrschende Meinung, die man angreift, um der seinigen, um der Wahrheit Raum zu schaffen, ist sehr verschieden von dem Aufsatz einer benachbarten Zeitung, den man zersetzt, weil man ihr ihre Leser nicht gönnt oder den Stil ihrer Schreiber nicht ausstehen kann.

Noch manches andere hätten wir auf dem Herzen. Aber wenn wir es herausjagen wollten, so risse vielleicht der schon allzu lange gespannte Geduldsfaden der zeitungslesenden, nicht zeitungsschreibenden Theilnehmer

an dieser etwas eigenthümlichen Unterhaltung. Wir sparen das Uebrige daher auf, bis einmal deutsche Zeitungsschreiber gleich Landwirthen, Alterthumskrämern und Schulmeistern zu einer Wanderversammlung sich vereinigen, was sicherlich besser dieses als nächstes Jahr geschähe, damit der Fortschritt, der jetzt vorwiegend nur erst thatsächlich zu sehen ist, bei allen die höhere Stufe des Bewußtseins erreiche. **A. L.**

Literatur und Kunst.

Geschichte.

Es sind wehmüthige Empfindungen, mit denen wir das vor einigen Monaten erschienene „Baseler Taschenbuch auf das Jahr 1857. Herausgegeben von Wilhelm Theodor Streuber, Professor. Achter Jahrgang" (Basel, Schweighauser) in die Hand nehmen. Der fleißige und umsichtige Herausgeber, der neben seiner eigentlichen Berufswissenschaft, der Philologie, auch der Geschichte, insbesondere der Geschichte seiner Vaterstadt einen lebhaften und fruchtbaren Eifer widmete, ist seitdem in der Blüte der Mannesjahre von einem vorzeitigen Tode dahingerafft worden und haben wir in dem vorliegenden Büchlein gleichsam das letzte Denkmal zu erblicken, das er selbst ebenso sehr seinem Patriotismus wie seinem wissenschaftlichen Sinne stiftete. Es ist nämlich, wie auch schon der Titel zu erkennen gibt, das „Baseler Taschenbuch" ausschließlich den historischen Zuständen dieser nicht nur für die Geschichte der Eidgenossenschaft, sondern auch für die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes, insbesondere aber für die Entwickelung der deutschen Wissenschaft und Kunst so einflußreichen und bedeutungsvollen Stadt gewidmet. Und zwar verfolgt es diesen Zweck in echt wissenschaftlichem Geiste, mit kritischem Takt das Wichtige von dem Unwichtigen sondernd und überall aus dem Einzelnen und Besondern auf das Große und Allgemeine der geschichtlichen Entwickelung hindeutend, ohne eine Spur jenes selbstgefälligen Dilettantismus oder gar jener patriotisch sein sollenden Fraubaserei, die sich sonst in dergleichen ursprünglich in lokalem Boden wurzelnden Unternehmungen nur gar zu gern breit macht. Auch der vorliegende Jahrgang theilt alle die Vorzüge, durch die sich bereits seine Vorgänger einen ehrenvollen Platz in der historischen Literatur erworben haben. Das Buch enthält drei größere Aufsätze: nämlich erstens den Schluß der im vorletzten Jahrgang begonnenen „Baseler Geschichten nach der handschriftlichen Chronik des Ehegerichtsredners J. J. Müller"; derselbe umfaßt die ersten fünf Monate des für die Schweiz so wichtigen Jahres 1800 und enthält gleich den früher mitgetheilten Auszügen viele höchst charakteristische Züge, namentlich was die Stimmung betrifft, welche damals in der Schweiz sowie überhaupt im südwestlichen Deutschland in Beziehung auf die politischen Verhältnisse, insbesondere aber auf die damalige Republik Frankreich herrschte. Es folgt eine Abhandlung über „der Stadt Basel kriegerische Wirksamkeit während der Kämpfe mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund", nach der Chronik des Kaplans Knebel von Buxtorf-Falkeisen. Dieselbe war zuerst in der

Schweizerischen Militärzeitung abgedruckt, wird jedoch in der gegenwärtigen vom Verfasser revidirten und verbesserten Gestalt auch einem größern Leserkreise willkommen sein. Den Schluß der Abhandlungen bildet eine aus den Quellen geschöpfte, sehr lebendig und anschaulich geschriebene kriegsgeschichtliche Skizze von Hans Wieland, „Die Schlachten von Rheinfelden im Jahre 1638". Angehängt ist eine „Bibliographische Uebersicht über die baslerische Literatur vom Jahre 1856" aus der Feder des Herausgebers. Hoffentlich wird das „Baseler Taschenbuch" auch nach seinem Dahinscheiden nicht völlig verwaist sein, vielmehr einen neuen Herausgeber finden, der dem Verewigten an Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Umsicht nacheifert; das wird dann auch die beste Art sein, sein Andenken im Gedächtniß seiner Landsleute sowie überhaupt aller Geschichtsfreunde lebendig zu erhalten. R. P.

Ein Rhadamanth im Unterrock.

Der Staat der Amazonen, der ehedem soviel von sich reden machte, ist bekanntlich durch die neuere geschichtliche Forschung in das Gebiet der Fabel verwiesen worden; unsere Historiker wollen nichts mehr wissen von diesen männerhassenden Weibern, die ihr Leben unter Kampf und Schlachtgewühl verbrachten und die, um den Bogen desto besser handhaben zu können, selbst die schönste Zierde des weiblichen Körpers wenigstens zur Hälfte opferten. Nun denn, und wir andern, die wir keine Historiker sind, sondern bloße Zuschauer auf dem Markt der Literatur, wir wollen auch nichts von ihnen wissen, am wenigsten aber scheint eben die Literatur uns der geeignete Ort, dies männermordende Geschlecht aufs neue ins Dasein zu rufen. Zu diesen Betrachtungen veranlaßt uns eine kleine wunderliche Schrift, die vor kurzem bei Troschel in Trier erschienen ist und deren vollständiger Titel lautet: „Die neue deutsche Nationalliteratur, kritisch, humoristisch, satirisch vom Verfasser von «Heinrich Heine's Himmelfahrt». Erstes Heft: H. Heine, Nikolaus Lenau, F. von Sallet, Wolfgang Müller, N. Hocker, Alfred Meißner, R. Prutz, G. Herwegh. Nebst einer Vorrede über einen Injurienproceß." Als Verfasserin gibt sich im Vorwort eine Dame zu erkennen, die sich auch sonst schon durch verschiedene, theils mit, theils ohne ihren Namen erschienene Dichtungen bekannt gemacht hat: Emilie Emma von Hallberg. Das meiste Aufsehen darunter hat, wie wir ebenfalls dem Vorwort entnehmen, das auch auf dem Titel der vorliegenden Schrift genannte Pamphlet „Heinrich Heine's Himmelfahrt" erregt. Der Verfasser gegenwärtiger Zeilen ist nicht so glücklich, dasselbe aus eigener Ansicht zu kennen, darf aber auch das Geständniß nicht zurückhalten, daß weder dasjenige, was die Verfasserin selbst in dem vorliegenden Büchlein darüber äußert, noch die Lecture dieses letztern selbst ihn besonders lüstern nach dieser Bekanntschaft gemacht hat. Und doch mußte dieser „Himmelfahrt" hier erwähnt werden, weil sie in mehr als einer Beziehung die Wurzel zu der „Neuen deutschen Nationalliteratur" gewesen ist. Die Verfasserin selbst erzählt, daß ihr die Idee zu letzterm Opus gekommen, während sie mit jener „Himmelfahrt" beschäftigt war. „Es war nicht anders", sagt sie wörtlich, „als hätte ich eine Goldmine entdeckt, welche nie enden zu wollen schien — aber keine solche, in welcher man das edle Metall gediegen vorfindet — im Gegentheil, es

war nur eine ungeheure Mistgrube, woraus aber, wie jeder weiß, Gold zu machen ist.“ Die Verwunderung unserer Leser über diese im Munde einer Dame zum wenigsten etwas ungewöhnliche Kraftsprache wird sich legen, wenn sie weiter erfahren, daß der Hauptzweck der Dichterin bei Abfassung jener mehrgenannten „Himmelfahrt“ dieser war, dem Verfasser der vor etwa anderthalb Jahren erschienenen Flugschrift „Heinrich Heine's Höllenfahrt“, als welcher hier der bekannte Wolfgang Müller von Königswinter bezeichnet wird, „einen Denkzettel zu geben“ und daß sie diesen Zweck mit solchem Nachdruck verfolgt hat, daß sich daraus ein Injurienproceß seitens der bekannten Kunsthandlung von Arnz und Comp. in Düsseldorf gegen sie entsponnen, in dessen Verlauf sie von dem Zuchtpolizeigericht zu Köln in eine Geldstrafe von 10 Thlrn., eine Entschädigung von 20 Thlrn. und in die Kosten verurtheilt ward. Freilich scheint dies Erkenntniß zur juristischen Aufklärung der Verfasserin, zu deren starken Seiten der Rechtssinn offenbar nicht gehört, noch nicht viel beigetragen zu haben: denn auch die eingangs genannte Schrift wimmelt auf der einen Seite von Ausdrücken und Beschuldigungen, die zum wenigsten hart an den juristischen Begriff der Injurie anstreifen, während die andere und größere Hälfte mit ebenso plumpen und widerwärtigen Lobeserhebungen angefüllt ist. Die Gegenstände ihres Grimms sind der schon genannte Wolfgang Müller und Nikolaus Hocker, die Veranlassungen jedoch, wodurch diese Herren den Zorn der heißblütigen Dichterin erregt haben, sind allem Anscheine nach so geringfügiger und nichtssagender Natur und gehören so gänzlich in ein Gebiet, das von der Literatur ein für alle mal ausgeschlossen sein sollte, nämlich in das Gebiet der persönlichen Zwischenträgereien und Klatschgeschichten, daß wir uns hier unmöglich des Nähern darauf einlassen können. Jedenfalls indeß haben die beiden genannten Herren noch das erträglichere Loos getroffen. Denn in so derben Worten sich der Zorn der Dichterin auch ergeht und so wenig sie dabei selbst vor den gröbsten Unflätereien zurückschreckt, so ist ihr Tadel doch noch immer erträglicher als ihr Lob; in jenen polemischen Stellen dieses sein sollenden Gedichts gibt sich wenigstens eine gewisse, wenn auch unschöne und namentlich unweibliche Kraft des Ausdrucks, eine gewisse, wenn auch krankhafte Lebendigkeit der Phantasie kund, während die Verfasserin da, wo sie den Ton der Verehrung und Huldigung anschlägt, zum größten Theil in die allerordinärste Prosa zurückfällt, so weit sogar, daß sie den Herausgeber dieser Zeitschrift (der überhaupt das Missgeschick hat, sehr von ihr gefeiert zu werden) mit Bänkelsängerversen anfingt, wie z. B. die folgenden (S. 101):

Seine politischen Lieder gehören zu
Dem Besten, was derart geschrieben,
Sie sind voll Freiheitsglut und Kraft
Und doch auch nicht übertrieben.

Wir nennen nur diese: „Freiheit“, „Der Rhein“,
„Rechtfertigung“, „Was wir wollen“
Und „Freie Presse“ — Beifall muß
Verstand und Gefühl ihnen zollen.

Auch als Romanschriftsteller und
Dramatiker muß man ihn loben —

Wir hoffen durch Vorstehendes unsern Unwillen über ein so widerwärtiges und thörichtes Gebahren, das wir kaum einem skandalsüchtigen Manne verzeihen würden, noch viel weniger aber einer Frau, offen und nachdrücklich genug ausgesprochen zu haben, um bei unsern Lesern Glauben zu finden, wenn wir sie nachträglich versichern, daß es dem wunderlichen Buche bei alledem und alledem nicht an Spuren eines Talents fehlt, das freilich ganz anders erzogen und zu ganz andern Zwecken benutzt werden müßte, um wirklich gesunde und erfreuliche Früchte zu tragen. Die Sentimentalität freilich, der die Verfasserin sich in einem andern gleichzeitig erschienenen Werkchen: „Najade, Dichtung von Emilie Emma von Hallberg“ (ebendaselbst) hingibt, ist dies richtige Ziel auch noch nicht. Die „Najade“ ist eine der jetzt so beliebten Märchendichtungen, wie die schlaffe Stimmung der Zeit dieselben hervorgerufen hat: Dichtungen, in denen alles Mögliche sich des breitesten ausspricht, die Sterne des Himmels und die Wellen des Meeres, die Blumen auf dem Felde und die Vöglein auf den Bäumen, nur den Menschen und das eigentlich menschliche Interesse suchen wir vergeblich. Doch trifft dieser letztere Vorwurf das in Rede stehende Gedicht nicht ganz, indem zwischen das eigentliche Märchen lyrische Ergüsse eingeflochten sind, unter denen sich, abgesehen von der nicht ganz probehaltigen Form, einzelnes recht Schöne und wahr und lebhaft Empfundene befindet; es ist zum wenigsten individuelles Leben darin und wer unsere Lyrik vom jüngsten Datum kennt und nun gar erst die poetischen Ergüsse unserer schriftstellernden Damen, der weiß auch, daß dies Lob kein geringes ist. Möge die Verfasserin auf diesem Wege einfacher und natürlicher Empfindung fortfahren und möge sie für die Zukunft namentlich das Schwert der Kritik, das sie in der „Neuen deutschen Nationalliteratur“ zu schwingen versucht hat, unberührt lassen; es paßt nicht für weibliche Hände und hat außerdem die verhängnißvolle Eigenschaft, daß es, ungeschickt gebraucht, denjenigen am tiefsten verwundet, der es führt. R. P.

Correspondenz.

Aus London.

Mitte Januar 1858.

—r. Ueber die Vorbereitungen, St.-James' Palace in ein anständiges Schloß zu verwandeln; über die Fest- und Galaopern, welche bei Gelegenheit der preußisch-englischen Vermählung in Her Majesty's Theater stattfinden werden; über die Ankunft hoher und höchster Herrschaften aus Deutschland in Buckingham Palace; über die Toiletten der Brautjungfern und über die Illumination Londons werden Ihnen die politischen Blätter so viel und ausführlich berichten und berichtet haben, daß Sie es gewiß verschmerzen werden, in meinem Briefe nichts mehr darüber zu finden. Das eine nur, was nicht in die deutschen Zeitungen kommt, darf ich nicht unterlassen Ihnen mitzutheilen, nämlich daß leider die Allianz mit Preußen und England hier durchaus nicht populär ist. Der alte Blücher, welcher früher Preußen in

den Augen der Engländer personificirte, ist längst vergessen, und vielleicht mit Ausnahme des Chevalier Bunsen hat in den letzten 30 Jahren kein Preuße als solcher hier seinem Vaterlande als einer politischen Macht rechte Anerkennung oder gar Zuneigung zu verschaffen gewußt. Die zurückhaltende und vorsichtige Politik Preußens während der orientalischen Verwickelungen machte das Land hier vollends unbeliebt, und vielleicht erinnern Sie sich noch des stürmischen Unwillens, den die ersten Nachrichten einer intendirten Familienallianz zwischen dem preußischen und britischen Königshause in der englischen Presse hervorriefen. Der deutsche Einfluß, welcher in der Nähe des Throns eine so mächtige Stütze hat, wird von John Bull noch immerfort scheläugig angesehen, und die nothwendig gewordene Herausgabe der Juwelen an Hannover hat von neuem großen Zorn gegen Deutschland erregt, der sich unter einigen großthuerischen Redensarten, wie z. B. daß 100,000 Pfd. Sterling eine Lumperei wären und daß man sich freuen müßte, nun das letzte Band zwischen England und Deutschland zerrissen zu haben — nur übel verbarg. Zu gleicher Zeit taucht wiederum das Gerücht mit einiger Consistenz auf, daß die Königin dem Prinzen Albert den Titel „König Gemahl" (King consort) zu verleihen gedenke, und die Vorstellung, einen fremden Prinzen fast auf dem englischen Throne zu sehen, erbittert das Volk. Pennybilder des jungen Prinzen von Preußen und der Princeß Royal hängen an allen Läden aus, werden aber nicht gekauft; die Zurüstungen zu den officiellen Festlichkeiten werden mit großem Eifer betrieben, aber das Volk kümmert sich nicht darum, es sieht sich stiefmütterlich behandelt, eines nationalen Festes beraubt. Man hat aus Sparsamkeit nicht die Westminsterabtei, sondern die kleine erbärmliche Capelle in St.-James' Palace zum Schauplatz der Ceremonie erwählt — eine große Zahl Schaulustiger, die darauf gerechnet hatten, der feierlichen Handlung beiwohnen zu können, werden nichts davon sehen; kein Wort verlautet von Gratisvorstellungen der Theater, von ganzen gebratenen Ochsen, oder von Brunnen, die mit Sherry, Port und Brandy-and-water die allezeit durstigen Kehlen des lustigen Altengland befeuchten sollten. Ueberall Knauserei! ruft das Volk, dessen Misstimmung noch durch den Gedanken vermehrt wird, daß wahrscheinlich für eine lange, lange Zeit jährlich 8000 Pfd. Sterling aus den widerstrebenden Taschen John Bull's über den Kanal wandern werden, auf Nimmerwiedersehen und ohne Zinsen zu tragen.

Auch das gegenwärtige Cabinet der Königin hat den Zenith seiner Popularität bereits überschritten. Es ist sonderbar, in wie unglaublich kurzer Zeit oft ein Umschlag der Volksstimmung stattfindet. Manches kam zusammen, um den bisher von der Volksgunst getragenen Premier in einem unvortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Das erste, was allgemeinen Unwillen im Lande erregte, war die Affaire mit den beiden englischen Ingenieurs, welche noch immer in Neapel gefangen sitzen. Lord Palmerston, der vor nicht gar langer Zeit dem englischen Publikum so sehr dadurch geschmeichelt hatte, daß er die persönliche Sicherheit jedes Engländers als solchen auf der ganzen bewohnten Erde als ein Factum hinstellte, wird auf einmal seinem famosen „Civis Romanus sum" ungetreu. Der König von Neapel hält ohne den geringsten Grund zwei Unterthanen der britischen Krone Monate lang gefangen, behandelt sie natürlich nach neapolitanischer Sitte, der

eine wird krank und der andere wahnsinnig, und Lord Feuerbrand steckt die Beleidigung, welche man ihm so ins Gesicht schleudert, ruhig ein. Warum? weil mit Gütte in Neapel nichts auszurichten ist, und weil man doch keine englischen Kriegsschiffe vor Neapel schicken darf, da sonst leicht eine Revolution in diesem gesegneten Lande ausbrechen könnte, welche sich möglicherweise auf das Lombardisch-Venetianische Königreich erstrecken dürfte, dessen Integrität man dem habsburgischen Kaiserhause durch ein Protokoll garantirt hat. Das englische Volk fühlt Abneigung gegen Oesterreich und sieht nicht recht ein, aus welchen Gründen es für Continentales in die Schranken treten soll.

Dazu kam, daß der Marquis von Clanricarde als Großsiegelbewahrer an Stelle des Grafen Harrowby ins Cabinet berufen wurde. Jedermann kennt den edeln Marquis als — verzeihen Sie mir den Ausdruck — einen der abgefeimtesten Betrüger, Fälscher und Heuchler, welche die Reihen der englischen Aristokratie verunzieren, und noch vor kurzem hielt man es für ganz unmöglich, daß er jemals wieder in der Gesellschaft zu erscheinen den Muth haben würde; auf einmal beruft ihn Lord Palmerston in den Geheimen Rath der Königin! Die respectabeln Mittelklassen, welche noch nicht verlernt haben, auf den unbefleckten Charakter eines Mannes etwas zu halten und welche bisher dem Premier blindlings gefolgt waren, erschraken vor solcher Gemeinschaft und die Beliebtheit des Cabinets verringerte sich ausnehmend durch diesen faux-pas.

In dem Sündenregister des Leporello, welches man jetzt dem Ministerium vorhält, spielt ferner die schon in einem meiner frühern Briefe erwähnte Angelegenheit mit den Segelschiffen und der Beförderung der britischen Truppen um das Cap der guten Hoffnung eine nicht unbedeutende Rolle. Eine weitere Ursache zur Unzufriedenheit ist die völlige Gleichgültigkeit der Regierung gegen das Zustandekommen der Telegraphenlinie, welche England mit Indien verbinden soll. Als vor einem halben Jahre die Schreckensnachrichten von Osten herüber kamen, verlangte man im Parlament und im Publikum, daß augenblicklich der Bau eines Telegraphen begonnen würde. Zwei Linien sollten errichtet werden, eine über Suez und Aden nach Bombay, eine andere den Euphrat und den Persischen Busen entlang nach Currachee; beide sollten in Jahresfrist vollendet sein und ungefähr eine Million Pfd. Sterling kosten. Die Linie von Suez nach Aden könnte schon jetzt fertig dastehen — man würde dadurch eine Woche Zeit in der Beförderung der Nachrichten gewonnen haben; aber weder von der einen noch von der andern Linie ist ein Fuß breit fertig. Die Gesellschaften, welche sich bildeten, um das Unternehmen ins Werk zu setzen, haben sich factisch aufgelöst, da sie gegen die Gleichgültigkeit der Regierung und die diplomatischen Intriguen auf dem Continent nicht aufkommen konnten. Die Euphrat-Gesellschaft sandte Ingenieure nach Bagdad, um dort Experimente zu machen; aber es stellte sich heraus, daß England damals nicht hinreichenden Einfluß in Konstantinopel besaß, um ihr Vorgehen zu sanctioniren. Später hörte man, daß die türkische Regierung selbst die Linie bauen wollte, soweit sie sich über türkisches Gebiet erstrecke, und endlich schlief die ganze Sache ein. Man hat berechnet, daß, wenn im verflossenen Jahre eine telegraphische Verbindung zwischen England und Indien existirt hätte, dies eine Ersparniß von etwa

10—15 Millionen Pfd. Sterling involvirt haben würde — ganz abgesehen davon, daß viele Menschenleben erhalten, die Todesangst so mancher auf Nachricht harrender Familien erleichtert und heilsamer Schrecken unter den Eingeborenen verbreitet worden wäre. Havelock würde dann jedenfalls den ersten Ausbruch der Dankbarkeit seines Vaterlands noch vernommen haben, während er so ohne einen andern Lohn als sein eigenes Bewußtsein ins Grab gestiegen.

Die neue Reformbill, welche für die nächste Parlamentssession angekündigt ist und die indische Frage werden jedenfalls für das Cabinet sehr harte Nüsse sein. Auf der einen Seite wird die Ostindische Compagnie mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden, dem noch eine respectable Muskelkraft zu Gebote steht, sich gegen ihren Untergang wehren — andererseits wird in der Reformdebatte eine vereinigte und wie es scheint ziemlich wohlgeschlossene Oppositionsphalanx zum Sturme gegen das Ministerium anrücken. Die dritte Session ist gewöhnlich die verhängnißvolle für ein Cabinet; sehen wir, ob es dem bisher so glücklichen Premier gelingen wird, diese Klippe zu umschiffen.

Von einer besondern Agitation, wie sie z. B. im Jahre 1831 vor der Einführung der neuen Reformbill durch das ganze Land ging, ist bisjetzt noch nichts wahrzunehmen. Die liberale Partei hat ein Manifest erlassen, worin sie erklärt, daß sie auf gewissen Punkten unerschütterlich beharren werde, und die Chartisten haben in Freemason's Tavern ein Meeting abgehalten, bei welchem es wie gewöhnlich äußerst wüst herging und sich zuletzt alles in den Schrei „Schmeißt ihn 'raus" („Turn him out", was neulich ein kürzlich angekommener Deutscher mit „ausgeturnt" übersetzte) auflöste. Ernest Jones, der bisher anerkannte Führer der Chartistenpartei, ein halb wahnsinniger, poetischer Fanatiker, der in der indischen Revolte den Anbruch einer neuen schönern Aera für das Vereinigte Königreich mit allgemeinem Stimmrecht und der Charte als Wahrheit erblickt, Ernest Jones zog in diesem Meeting den Groll der am weitesten fortgeschrittenen Parteiglieder auf sich, indem er — sonderbar genug für seine Antecedentien — ein Zusammenwirken der respectabeln Mittelklassen mit der Arbeiterbevölkerung für eine unerläßliche Bedingung des Erfolgs erklärte. Darob gerieth ein Theil der Versammlung in großen Zorn und begrüßte ihn mit Verwünschungen wie „Verräther", „Mantel-nach-dem-Winde-hänger" (turncoat, wörtlich Rockdreher). Die äußerste Linke verlangte dann ungestüm das Wort für ihren Sprecher, Bronterre O'Brien, welchen die Partei von Ernest Jones nicht zu Worte kommen lassen wollte. Die Confusion wurde immer größer, eine Masse Redner verlangten zu gleicher Zeit das Wort und die Rufe „Schmeißt ihn 'raus" wurden zuletzt so heftig, daß der Präsident des Meeting sich genöthigt sah, die Versammlung für aufgelöst zu erklären.

Ein sonderbares, auf die bevorstehende Wahlreform bezügliches Memorandum haben 200 Bischöfe, Lords, Würdenträger, Schullehrer, Aerzte und Schriftsteller bei der Regierung eingereicht. Der wunderliche Vorschlag dieser Herren ist, daß die „gebildeten Klassen" als solche eine besondere Vertretung im Parlamente erhalten sollen, sodaß ihre Stimmen nicht wie Spreu vom Winde verweht werden, sondern eine compacte Masse bilden. 30,000 Geistliche, 17,000 Advocaten, 13,000 Aerzte, 14,000 in der Armee, Flotte und

dem indischen Dienst angestellte Beamte, 12,000 Graduirte der Universitäten, endlich 5000 mit Literatur, Wissenschaft und Kunst sich beschäftigende Individuen sollen eine Körperschaft von 92,000 Wählern bilden und 70 Mitglieder als Vertreter der gebildeten Klassen ins Unterhaus schicken. Diese gebildeten Wähler sollen nicht nach den Professionen, Universitäten oder Gesellschaften organisirt werden, denen sie angehören, sondern nach Landschaften und Districten. So soll z. B. das gebildete Manchester zwei und das ordinäre Manchester ebenfalls zwei Mitglieder erwählen; aus dem communen Finsbury sollen vier und aus dem gebildeten Finsbury zwei Unterhäusler entsandt werden und so weiter fort. Es ist in der That seltsam, daß eine Anzahl Männer, welche wegen ihres Geistes und ihrer Kenntnisse mit Recht berühmt und angesehen sind, welche die Geschichte der englischen Verfassung und die Tendenzen des englischen Volks kennen, mit einem so lächerlichen und unpraktischen Plane vor das Publikum treten. Ein Geistlicher, Advocat, Offizier wird in Bezug auf seine Bildung über seine Nachbarn gestellt, welche, wie die einfachen Esquires oder Kaufleute, gewiß sehr oft besser unterrichtet, in Geschäften gewiegter sind und einen weitern und klarern Blick für politische Angelegenheiten besitzen. In Wahrheit ist nicht der geringste Grund dazu vorhanden, warum so beneidenswerthe Vorrechte auf die sogenannte gebildete Klasse übertragen werden sollten. Wenn man sich fragt, durch wen seit 30 Jahren die Verfassung des Landes geändert, Misbräuche abgeschafft, größere Freiheiten errungen sind; wer den Impuls dazu gab, daß England gegen die jüngsten und kräftigsten Nationen sich in seiner Machtstellung behauptete und gewissermaßen mit der Kraft einer zweiten Jugend erfüllt wurde; durch Hebung der Intelligenz, der commerziellen Thätigkeit des Unternehmungsgeistes — so muß man zugeben, daß dies nicht das Verdienst einer bestimmten Klasse gewesen ist, die von den übrigen durch Profession, literarische oder künstlerische Thätigkeit, durch conventionelle Ehrentitel abgetrennt war. Im Gegentheil würden die Vertreter der sogenannten gebildeten Klassen es gewiß im Unterhause mit denen gehalten haben, welche jeder Veränderung feindlich entgegentraten und Sophismen zur Vertheidigung des Misbrauchs vorbrachten. Wäre von Reform die Rede gewesen, so hätten sie geantwortet, man solle erst sich selbst reformiren; sie hätten an dem Princip festgehalten, daß das Volk weiter nichts mit den Gesetzen zu thun habe als ihnen zu gehorchen; und Maßregeln wie die Verbesserung des Strafgesetzbuchs, die Emancipation der Katholiken, die Parlamentsreform und später die Freiheit des Handels und der Schiffahrt würden gewiß hier auf den größten Widerstand gestoßen sein, indem erfahrungsgemäß solche abgeschlossene Klassen mehr durch Vorurtheile beengt sind als durch Bildung einen weitern Gesichtskreis sich erworben haben. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß nicht die geringste Aussicht für die Annahme dieses wunderlichen und ganz unzeitgemäßen Plans vorliegt.

Da herkömmlich fast jeder englische Roman und fast jede Nummer einer englischen Zeitung über eine mehr oder weniger haarsträubende Mordgeschichte berichtet, so habe ich mir schon Vorwürfe gemacht, in meinen frühern Briefen dem hier so allgemein üblichen Gebrauche nicht regelmäßig genug nachgekommen zu sein. Daher jetzt unum pro multis. Jonathan Roose, ein junger Mann von 21 Jahren, lebte bei seinem Onkel, einem Weinhändler

in Torquay, in dessen Hause ein hübsches Dienstmädchen war, welches den Bewerbungen Roose's nachgab und bald Mutter zu werden erwartete. Der junge Mann, welchen diese Aussicht für seine Stellung besorgt machte, gab dem Mädchen Arzeneien ein, deren Gebrauch von den Landesgesetzen aufs strengste untersagt ist und oft den Tod der unglücklichen Opfer zur Folge hat. Als diese Mittel jedoch erfolglos blieben und eine baldige Enthüllung des Geheimnisses unvermeidlich schien, verlangte Roose von dem Mädchen, daß sie nicht ihn, sondern seinen Onkel als den Verführer angeben sollte. Sie weigerte sich dessen, verließ das Haus und nahm einen andern Dienst. Roose besuchte sie öfters in ihrer neuen Stellung; eines Abends kam er zu ihr und sagte, er habe ihr eine sehr wichtige Mittheilung zu machen. Er zog sie in einen abgelegenen Theil des an dem Hause liegenden Gartens, warf sie plötzlich zur Erde, stemmte seine Knie auf ihre Brust, fuhr mit der einen Hand in ihren Schlund hinab und hielt ihr mit der andern Hand die Nase zu, um sie am Athmen zu verhindern. Sie rang heftig mit ihm, versuchte, ihn in die Hand zu beißen; es gelang ihr, einen schwachen Schrei auszustoßen und dann fiel sie in Ohnmacht. Sie war nun vollständig in seiner Gewalt; er ergriff einen neun Pfund schweren Stein und schlug ihn buchstäblich auf dem Kopfe des Mädchens entzwei; er zerfleischte sie in fürchterlicher Weise, sodaß ihr ganzer Kopf zermalmt, der Schädel über jedem Auge gebrochen, die Nase flach geschlagen und die ganze Gesichtshaut mit dem Fleisch so zertrümmert war, daß man sie mit einem Schwamme hätte wegwischen können. Die Ohren waren zerrissen, kleine Steine saßen in ihren Schläfen, die Lippen waren schrecklich zerschnitten und die Zähne so gelockert, daß man sie später mit dem Finger herausnahm. Trotz einer so schrecklichen Behandlung lebte das Mädchen noch und erschien vor den Assisen — ein entsetzliches Schauspiel — um mit dem Mörder confrontirt zu werden. Der schwache Schrei, den sie ausstieß, bevor sie ohnmächtig wurde, war ihre Rettung gewesen; wenn man Leben nach solcher Verstümmelung mit dem Namen Rettung bezeichnen darf. Dieser Schrei wurde nämlich von einem kleinen Hunde im Hause gehört, der sogleich ein solches Geheul erhob und so gewaltsam an der Thür des Wohnzimmers kratzte, in welchem die Damen vom Hause saßen, daß diese alarmirt wurden und dem Hunde in den Garten folgten. Sie riefen, erhielten aber keine Antwort; dann durchsuchten sie den Garten mit Licht und fanden in einem Winkel anscheinend die Leiche eines Weibes, die so schrecklich entstellt und verstümmelt war, daß sie erst spät darin ihre Dienerin erkannten. Das Gebell des Hundes hatte in der That den Mörder vor der Vollendung seiner Unthat verscheucht. Roose leugnete sein Verbrechen nicht; die gelinde Jury, welche ihn richtete, fand ihn nur eines Anfalls schuldig, mit der Absicht, schwere körperliche Beschädigung — nicht den Tod — zuzufügen und so wurde er zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt, obwol, wenn für irgendjemand, für diesen Nichtswürdigen der Galgen eine verdiente Strafe gewesen wäre.

Aus Köln.

Januar 1858.

Rl. Indem ich mich anschicke, Ihnen einen kurzen Bericht über die Regungen auf geistigem Gebiete im „heiligen Köln" zu erstatten, muß ich mich von vornherein gegen die Annahme verwahren, als habe ich damit das kirchliche Leben und die mit ihm im Zusammenhang stehenden Strömungen der wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit im Auge. In der That liegt dieser Gegenstand mit allem, was drum und dran hängt, meinem Kreise zu fern, um ihn auch nur beiläufig zu berühren; das muß ich Männern überlassen wie dem Professor Kreuser, dem Verfasser der „Dombriefe", der gegenwärtig bei uns Vorlesungen über „Die Kunst der Dome" zu halten beabsichtigt. Alle Achtung vor der Gelehrsamkeit des Hrn. Kreuser: aber wenn dieselbe ebenso allweiser Natur ist wie seine kürzlich erschienenen Dichtungen, so wird es eines eigenen Publikums bedürfen — ich sage gar nicht um sie zu verstehen, nein, nur um sie überhaupt anzuhören. Desto mehr Beifall finden Vorlesungen über Kunstgeschichte, welche Professor Springer aus Bonn den düsseldorfer Künstlern im dortigen „Malkasten" hält. Dagegen hat die Erwartung, daß der hier bestehende Verein für christliche Kunst in diesem Winter Vorträge über Kunstindustrie halten werde, sich wenigstens bisjetzt als unbegründet erwiesen. Mittlerweile ist der Vorsteher des hiesigen erzbischöflichen Museums, über dessen Forschungen ich Ihnen schon mehrfach Mittheilung machte, von seiner Reise nach Wien und Nürnberg zurückgekehrt; er war kürzlich in Düsseldorf, um seinem Gönner, dem Fürsten zu Hohenzollern-Sigmaringen, eine Reihe werthvoller Gegenstände kirchlicher Kunst in Original und Copie vorzulegen. Der Fürst beschäftigt sich viel mit der Kunstarchäologie des Mittelalters und besitzt selbst eine schöne Sammlung. Wenn unlängst einige Blätter berichteten, der Papst habe sich entschieden gegen die Rückkehr zu den antiken Formen der liturgischen Gewänder ausgesprochen, so kann ich Ihnen mittheilen, daß davon an gutunterrichteter Stelle nichts bekannt ist. Außer in der Diöcese Köln bestehen auch in den Diöcesen Münster und Trier christliche Kunstvereine. Letzterer besitzt sogar eine eigene Zeitschrift und hat im Baron de Roisin, als Kenner der provençalischen Literatur bekannt, wie im Domherrn von Wilmorsky recht thätige Mitglieder. Professor Marx in Trier, der seiner Zeit über den heiligen Rock geschrieben, hat den ersten Band einer „Geschichte des Bisthums Trier" erscheinen lassen, in welcher auch die Geschichte der Stadt Trier enthalten ist. Der verstorbene Bibliothekar Wyttenbach hatte zuerst den Versuch gemacht, die reiche Geschichte dieser Stadt zu behandeln. Allein seine, auf gründlichen Quellenstudien ruhende Arbeit ging verloren, da sie in damaligen Kalendern bruchstückweise erschien und heute als literarische Seltenheit in den Bibliotheken figurirt. Da ich einmal bei unserer Schwesterstadt Trier bin, so will ich noch kurz mittheilen, daß von den rühmlichst besprochenen „Eifelsagen" von Schmitz, mit einem Nachworte von Karl Simrock, der zweite Band erschienen ist und daß der jetzige Stadtbibliothekar Laven in Trier Gedichte in dortiger Mundart mit einem Wörterbuch vorbereitet. Der triersche Dialekt ist ein Gemisch von fränkischen und alemannischen Elementen und darf von Freunden dieser Studien nicht übersehen werden; auch Adalbert von Keller hat ihn für sein schwäbisches Wörterbuch berücksichtigt.

An Hülfsmitteln zu wissenschaftlichen Studien ist Köln nicht arm, obgleich sie nicht im Verhältniß stehen zu der heutigen Bedeutung der Stadt, die freilich mehr industrieller und commerzieller als gelehrter Natur ist. Die erzbischöfliche Bibliothek wie die Bücherſammlung des Prieſterſeminars enthalten reiche Schätze der theologiſchen, hiſtoriſchen und juriſtiſchen Literatur. Die Bibliothek des katholiſchen Gymnaſiums, aus der ehemaligen Jeſuitenbibliothek, aus Sammlungen aufgehobener Klöſter, den Doubletten der bonner Univerſitätsbibliothek u. ſ. w. beſtehend, zählt ungefähr 70,000 Bände, darunter 2000 Incunabeln mit 200 Aldinen. Daß Theologie und Geſchichte vorzugsweiſe vertreten ſind, iſt bei der Art ihrer Entſtehung natürlich. Belletriſtik und Staatswiſſenſchaften ſind höchſt kärglich bedacht. Unlängſt iſt die Wallraf'ſche Bibliothek ſowie die Rathsbibliothek dem Gebrauch des Publikums geöffnet worden. Wallraf ſammelte viele Handſchriften, von denen einige ſchon benutzt worden ſind. Auch dürfte ſich in ſeiner Bibliothek mancher Schatz für die Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts heben laſſen, da er Gelegenheit hatte, viel und mit Glück zu ſammeln, während das in einem langen Leben zuſammengebrachte Material erſt jetzt ans Licht gebracht werden ſoll. Hoffentlich wird Dr. Wilhelm Hemſen, der von München nach Köln übergeſiedelt iſt, ſein Augenmerk auf ſeltene Schriften der angegebenen Zeit richten.

Augenblicklich werden uns muſikaliſche Genüſſe der männichfachſten Art geboten. Concerte auf dem Gürzenich und im Caſino wechſeln mit dem Theater ab, deſſen Oper gerühmt wird. Ferdinand Hiller's grandioſes Oratorium „Saulus" iſt mit wahrer Begeiſterung aufgenommen worden, und mit Recht; es iſt eine meiſterhafte Schöpfung, die nicht verfehlen wird, den Ruhm des genialen Componiſten zu erhöhen. Während der iriſche Rieſe Murphy auf Bällen die kölniſchen Schönen beinahe zu Tode tanzt, wird anderwärts die Wiederbelebung unſers Carneval berathen. Die Sache hat großen Beifall gefunden und ſchon haben ſich einige hundert Theilnehmer gemeldet, die wahrſcheinlich nach beſten Kräften mitwirken werden zur Belebung eines Feſtes, das lange Zeit mit dem größten Glanze begangen wurde, bis es endlich der Ungunſt der Zeit, der politiſchen und anderweitigen, erlag. Und wirklich: nach einem ſo guten Weinjahre kein Carneval in Köln, das wäre ja eine wahre Schande für das ganze Rheinland.

Daß Köln einen literariſchen Verein, den „Montagsclub" beſitzt, theilte ich Ihnen wol ſchon mit. Die Mitglieder deſſelben beſtehen aus Literatur- und Muſikfreunden, die ſich jede Woche an einem beſtimmten Tage verſammeln, um in echt deutſcher Weiſe miteinander zu eſſen und zu trinken und in literariſchen und künſtleriſchen Dingen zu plaudern. Guſtav Pfarrius, der Dichter der „Waldlieder", führt das Präſidium; er iſt in der ſchwierigen Kunſt, eine Verſammlung zu leiten, ebenſo erfahren wie in der vielleicht noch ſchätzbarern, eine Bowle zu bereiten. Und die Bowlen ſpielen in dieſem Verein eine große Rolle: jeder iſt verpflichtet, wenn die Reihe ihn trifft, einen Vortrag zu halten, thut er es aber nicht, ſo hat er eine Bowle zum beſten zu geben. Eine höchſt praktiſche Einrichtung, nicht wahr? Doch bleiben die Vorträge dabei nicht, wie Spötter vermuthen möchten, gänzlich aus; im Gegentheil ſind ſie ſehr mannichfaltig, indem ſie entweder aus eigenen Productionen beſtehen oder aus Mittheilungen über neue intereſſante

Erscheinungen der Literatur. Wolfgang Müller und Gustav Pfarrius pflegen Gedichte oder Novellen vorzutragen, Professor Bischof, der Redacteur der „Musikzeitung", und Ferdinand Hiller sprechen über musikalische Gegenstände, Nikolaus Hocker bringt culturgeschichtliche oder mythologische Aufsätze, die Redacteure der „Kölnischen Zeitung", Kruse, Brüggemann, Boelsche, und Arndt historische, politische oder literargeschichtliche Abhandlungen ꝛc. Irre ich nicht, so ist die Anregung zur Begründung dieses Clubs, der übrigens keineswegs alle hiesigen Schriftsteller und Künstler einschließt, von Roderich Benedix ausgegangen, dem bekannten Lustspieldichter und jetzigen Intendanten in Frankfurt a. M.

Auch die literarische Thätigkeit, die augenblicklich in unserer Stadt herrscht, ist nicht gering. Ernst Weiber beschäftigt sich mit einem kölner Idiotikon; Frhr. von Mering bereitet einen neuen Band seiner „Geschichte der Burgen, Klöster ꝛc. der Rheinlande" zum Drucke vor; Dr. Krebs arbeitet am dritten Bande seiner „Geschichte der Deutschen"; Merlo sammelt im städtischen Archive Materialien zur Fortsetzung seiner „Kölnischen Kunstgeschichte", A. Reichensperger hat seine parlamentarischen Reden herausgegeben. Dr. Eckertz, welcher auch dem Montagsclub angehört, durch seine „Geschichte der Abtei Gladbach" als fleißiger Urkundenforscher bekannt, wird im nächsten Hefte der „Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein" die „Chronik von Erkelenz" mit einer Abbildung der mythischen Erka herausgeben. Sie ist für die Culturgeschichte des Niederrhein nicht unwichtig. Das in ihr enthaltene Volkslied wurde bereits von Ritz in Aachen, sodann von Simrock mitgetheilt, allein, wie ich höre, nicht ganz correct. Erka ist, wie bereits mehrfach gezeigt wurde, die germanische Kriegsgöttin und der Name Erkelenz aus Erka zur Linde corrumpirt.

Die linksrheinische Eisenbahn von Rolandseck bis Remagen soll nebst der Verbindungsbahn um die Stadt in den nächsten Tagen eröffnet werden. Man hofft, bis zum Sommer die Strecke bis Koblenz fertig stellen zu können. Es verlautet noch nichts Definitives über den Fortbau der Strecke von Krefeld bis Nymwegen, an die sich die Ueberbrückung des Rhein und der Waal schließen würde. Ist diese Bahn vollendet, so ist eine ununterbrochene Schienenverbindung von Basel bis zum Meere durch das Rheinthal hergestellt. Eine Bahn von Köln nach Trier, die ihre Fortsetzung über Metz und Dijon nach Marseille finden würde, soll den Rhein mit dem Mittelmeer verbinden. Die Verhältnisse des Geldmarkts sind solchen Projecten nicht günstig. Indessen ist Aussicht vorhanden, daß in nächster Zeit die Lust zu neuen Unternehmungen wieder erwacht, wodurch mehrere wichtige Projecte realisirt werden dürften. Zu ihnen zähle ich vor allem die rheinische Rhedereigesellschaft, dazu bestimmt, Köln mit überseeischen Häfen in directen Verkehr zu bringen. Dieses Unternehmen wäre namentlich dem schwunghaften Betriebe unserer Baumwollspinnereien günstig.

Aus Berlin.

22. Januar 1858.

NO. So ist er also endlich richtig vom Stapel gelaufen — ich meine natürlich nicht den Leviathan, der den englischen Mechanikern soviel Kopfbrechens macht und den Zeitungen soviel zu schreiben gibt, sondern Bernhard von Lepel's „König Herodes", der letzten Montag auf unserer Königlichen Bühne zum ersten mal über die Bretter gegangen. Unter uns gesagt: hätte der Leviathan von Anfang an soviel Wasser unter sich gehabt, wie in diesem König Herodes steckt, es hätte keiner hydraulischen Pumpen bedurft, ihn in das ihm zuständige nasse Element zu befördern. Seit Hr. von Hülsen die Zügel unsers Thespiskarrens lenkt, sind wir freilich so ziemlich daran gewöhnt, daß die neuen Stücke, die wir ja noch zu sehen kriegen, regelmäßig todt zur Welt kommen. Aber eine solche Misgeburt wie dieses neueste Product der biblischen Muse ist uns denn doch noch nicht vorgekommen. Das Stück hat wirklich eine frappante Aehnlichkeit mit dem Leviathan, d. h. diesmal nicht dem englischen, sondern mit dem echten biblischen, über dessen eigentliche Natur die Ausleger zwar, wenn ich mich recht erinnere, nicht ganz einig sind, von dem aber jedenfalls soviel feststeht, daß er ein Ungeheuer gewesen und zwar speciell ein Seeungeheuer. Und ein Ungeheuer, ein recht wässeriges, ist auch dieser Herodes; Kette's „König Saul", bei dem doch, einem bekannten Witzwort zufolge, selbst die Bedienten auf dem Corridor vor der königlichen Loge eingeschlafen sein sollen, ist ein wahres Meisterwerk gegen dieses Stück. Fragen Sie mich nicht nach dem Inhalt desselben: es hat keinen Inhalt — oder auch umgekehrt, es hat zu viel Inhalt: es ist ein Chaos völlig zusammenhangsloser, willkürlich durcheinander gewürfelter Scenen, in denen es unmöglich ist, irgendeinen künstlerischen Plan, ja nur einen historischen Faden zu verfolgen. Mit jeder Scene fängt das Stück gleichsam wieder von neuem an, eine Unmasse von Personen kommt und geht, ohne daß man weiß, woher und wohin; so unangenehm die vielen Hinrichtungen, die in dem Stücke vorkommen, anfangs auch berühren, so wird der Zuschauer doch allmählich ganz einverstanden damit und lernt den Scharfrichter als die wichtigste und jedenfalls die erfreulichste Person dieses traurigsten aller Trauerspiele schätzen — die Geköpften kommen doch wenigstens nicht wieder, sie irren nicht mehr auf der Bühne hin und her, rathlos wie die verirrten Waisenkinder, sie halten auch keine langen Reden mehr, mit einem Wort, wir sind sie los. Der Held des Stücks, König Herodes selbst, ist der greulichste Mischmasch von Confusion und Blutdurst und Kinderei, der sich nur irgend erdenken läßt; niemals ist der tiefe Sinn jenes bekannten Worts von dem Tyrannen, der übertyrannt wird, uns deutlicher geworden als bei diesem Wütherich, der gewiß von Haus aus ein ganz guter Mann ist, nur schade, daß er seine Carrière verfehlt hat: aufs Puppentheater hätte er gehört, nicht aber auf die tragische Bühne. Die Sprache des Stücks steht auf demselben Niveau wie Fabel und Charakteristik desselben: der Verfasser kennt nur eine Tonart und das ist das ungeheuerste, maßloseste Pathos, es ist eine fortwährende Stelzengeherei, die Ohren thun einem ordentlich weh von diesen ungeheuern Worten, diesen hochtrabenden Bildern und Gleichnissen, die da so unerbittlich auf einen losgeraßelt kommen. Unser Publikum, namentlich

das Publikum des Hoftheaters, hat sonst bekanntlich einen ziemlich breiten Rücken, es ist schwer in lauten Enthusiasmus, aber noch weit schwerer in lauten Unwillen zu versetzen, und auch die Claque, wer sich sonst nur ihrer zu bedienen Lust hat, ist bei uns so gut organisirt, wie ein nach Hervorruf und obligaten Lorberkränzen lüsterner Autor es sich nur immer wünschen mag. Inzwischen, was zu viel ist, bleibt zu viel. Hr. von Lepel nimmt in der hiesigen Schriftstellerwelt eine ziemlich angesehene Stellung ein; er ist, wenn ich recht berichtet bin, Mitglied oder gar Vorsitzender des Tunnel, einer hiesigen Dichtergesellschaft, die wöchentlich ein mal in einem bekannten hiesigen Kaffeehause zu Weißbier und Versen zusammenkommt. Hr. von Lepel hatte also unter den Zuschauern zahlreiche und eifrige Freunde, die es auch an Thätigkeit nicht fehlen ließen. Doch vermochten sie nicht durchzudringen; bis zum Schluß des zweiten Acts gelang es ihnen noch, eine gewisse verwunderte Spannung im Publikum zu erhalten, man hörte doch aus der allgemeinen Verwirrung hier und da einen gewissen poetischen Ton heraus, man hatte es mit einem Erstlingswerk zu thun und tröstete sich, es würde noch kommen. Vom dritten Acte an aber nahm die Confusion auf den Bretern dermaßen zu, die ernsthafteste gemeinten Situationen und Effecte schlugen so unaufhaltsam ins Lächerliche um, daß an keinen Widerstand mehr zu denken war; selbst die Darsteller — und man denke nur, was das für den darstellenden Künstler ist, solch ein Stück einzustudiren und das Gedächtniß zu martern mit dem Bombast eines Machwerks, von dem doch jeder nur einigermaßen Bühnenkundige zum voraus weiß, daß es eine Leiche! — selbst die Schauspieler, sage ich, die sich bis dahin die redlichste, aber auch vergeblichste Mühe gegeben hatten, das Stück zu halten, stimmten endlich in die allgemeine Heiterkeit mit ein, sodaß dies bluttriefende Trauerspiel, das so vielen Menschen das Leben kostete, zuletzt noch sehr heiter zu Ende ging. Hr. von Hülsen aber kann wieder einmal ein schwarzes Kreuz in sein Novitätenbuch malen und sich mit dem erhebenden Bewußtsein zur Ruhe legen, daß er es der jüngern dramatischen Poesie ja nicht an Aufmunterung fehlen läßt: aber du lieber Himmel, wer kann dafür, ihre Stücke fallen ja alle durch?!...

Im übrigen ist dies Theatereregniß auch das einzige, was sich seit meinem letzten Briefe überhaupt zugetragen und wird dadurch sowie durch den Umstand, daß es das erste größere Stück ist, das die Königliche Bühne uns in dieser Saison überhaupt vorführt, auch die Ausführlichkeit entschuldigt sein, mit welcher ich dasselbe besprochen habe. Unser Landtag führt ganz das harmlose und unscheinbare Dasein, das ich ihm in meinem letzten Schreiben prophezeite und das auch den obwaltenden Umständen vollkommen angemessen ist. Ueber die Eröffnungen, welche der Ministerpräsident den Kammern in Betreff der Krankheit des Königs sowie der dadurch nöthig gewordenen Stellvertretung gemacht hat, sind Ihre Leser längst aus den Zeitungen unterrichtet; ebenso über die Adressen, welche die beiden Häuser des Landtags an den König gerichtet haben und von denen diejenige des Hauses der Abgeordneten wegen ihrer einfachen, streng sachgemäßen Haltung im Publikum ebenso viel Anklang findet, als die tendenziösen Anspielungen und Rückblicke, welche dem hohen Herrenhause bei eben dieser Angelegenheit beliebt haben, Verwunderung und Misbilligung erregen. Der dem Landtag

kürzlich vorgelegte Staatshaushaltsetat zeigt in den Einnahmen gegen das Vorjahr eine Erhöhung von mehr als sechs Millionen. Eine bessere Rechtfertigung als diese Thatsache konnte der Opposition, welche den in der vorigen Session von den Ministern gestellten Anträgen wegen Einführung neuer Steuern gemacht wurde und der diese Anträge dann bekanntlich auch als Opfer fielen, unmöglich zu Theil werden und bleibt nur zu wünschen, daß der Landtag sich in Zukunft bei ähnlichen Gelegenheiten ebenso fest und besonnen zeigen möge; es wird dies ohne Zweifel der sicherste Weg sein, den Landtag selbst in der öffentlichen Meinung wieder herzustellen und das Publikum zu überzeugen, daß selbst dies Minimum constitutionellen Lebens, dessen wir uns augenblicklich erfreuen, doch nicht so ganz ohne praktische Bedeutung ist. — Der Prinz von Preußen hat seine Reise nach London letzten Sonntag Abend angetreten, ohne daß irgendwelche besondern Veranstaltungen in Beziehung auf die Leitung der öffentlichen Geschäfte getroffen wären. Die Nachricht von dem pariser Attentat, die hier am nächsten Vormittag eintraf, hat auch bei der hiesigen Bevölkerung ungemeines Aufsehen erregt, aber auch zugleich den Wunsch nach einer definitiven Regelung unserer höchsten Gewalt gegenüber dieser unleugbaren Unsicherheit der auswärtigen Verhältnisse nur um so allgemeiner und dringender gemacht. Die Zurüstungen zu den Empfangsfeierlichkeiten des Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner jungen Gemahlin werden, je näher der festliche Tag selbst rückt, mit um so größerm Eifer fortgesetzt; wie thätig dabei auch die Speculationswuth ist, mag Ihnen unter anderm der Umstand beweisen, daß in den hiesigen Zeitungen einzelne unter den Linden belegene Fenster zum Tage des Einzugs gegen eine Miethe von 50 Thlr. Gold für das Fenster ausgeboten werden. Eine Zulassung des Publikums als Zuschauer zu den Hoffestlichkeiten im königlichen Schlosse, wie dieselbe wol früher bei ähnlichen Gelegenheiten verstattet war, wird diesmal einer Bekanntmachung des königlichen Hofmarschallamts zufolge nicht stattfinden und erhält daher dasjenige, was ich Ihnen schon neulich über den Charakter der bevorstehenden Festlichkeiten mittheilte, eine neue Bestätigung. Der Antheil, den das große Publikum nimmt, wird sich danach auf den Einzug des jungen Paars beschränken, dieser aber wird, nach allem, was man davon hört, in der That sehr prächtig und glanzvoll ausfallen.

Schließlich noch eine Todesnachricht, die gewiß bei manchen Ihrer Leser, insbesondere bei solchen, die sich in den Jahren 1844—48 längere oder kürzere Zeit hier aufgehalten, eine wehmüthige Erinnerung erwecken wird: kürzlich hier angelangten Briefen zufolge ist Otto Schomburgk, der im Frühjahr 1849 mit einer größern Gesellschaft von Auswanderern von hier nach Australien übersiedelte, auf der von ihm in Gemeinschaft mit seinem jüngern Bruder gegründeten Colonie Buchsfelde in der Nähe von Adelaide einem langwierigen Brustleiden erlegen. Otto Schomburgk nahm unter den Persönlichkeiten, die hier im Lauf der vierziger Jahre für Entfesselung der Presse, Hebung der niedern Klassen sowie überhaupt für ein erhöhtes politisches Leben agitirten, eine der hervorragendsten Stellen ein. Von äußerlich milden Sitten, freundlich, ja harmlos im Umgang, war er ein ebenso gediegener wie entschlossener Charakter. Ursprünglich Theolog, hatte er sich späterhin hauptsächlich den Naturwissenschaften zugewendet; seine Thätigkeit

als Lehrer und Mitbegründer des Handwerkerbundes in der Johannisgasse, der damals freilich einen ganz andern Charakter trug als jetzt, steht noch bei vielen in segensreichem Andenken. Die Entwickelung, welche die Ereignisse des Jahres 1848 nahmen, ließ ihn nach allen Seiten hin unbefriedigt und in dieser Unbefriedigtheit faßte er sofort im Herbst 1848 den Entschluß, jenseit des Oceans auszuwandern. Ein Bruder des berühmten Reisenden Sir Robert Schomburgk und selbst mit schönen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, stand er zu Alexander von Humboldt, Leopold von Buch (nach dem auch die von ihm begründete Colonie ihren Namen trägt) und andern Notabilitäten der hiesigen gelehrten Welt in vertrauter Beziehung; allein weder diese Beziehungen noch mancherlei zum Theil höchst vortheilhafte Anerbietungen zur Fixirung seiner äußern Lage, die ihm damals wie früher gemacht wurden, vermochten ihn zu halten. Seine Freunde sahen ihn mit tiefem Bedauern scheiden; ihre düstern Ahnungen haben sich nur allzu rasch erfüllt.

Notizen.

In München ist Melchior Meyr's „Karl der Kühne" mit großem Beifall gegeben worden; die dortige Kritik bezeichnet das Stück nicht nur als einen erheblichen Fortschritt gegen die frühern dramatischen Arbeiten des Verfassers, sondern überhaupt als einen der gelungensten Versuche, der neuerdings auf dem Gebiete des historischen Dramas gemacht worden ist. Demnächst wird die genannte Bühne nun den Anfang mit Vorführung der eingereichten Preisstücke machen und zwar wird der „Raub der Sabinerinnen" den Reigen eröffnen. In Dresden ist eine neue Oper vom Kapellmeister Krebs „Agnes" (es ist die bekannte Geschichte der Agnes Bernauerin, nur mit glücklichem Schluß) gegeben worden, jedoch nur mit geringem Erfolg. Dasselbe Schicksal haben auch „Die Weiber von Weinsberg", Text von Apel, Musik von Conrad, auf dem Josephstädter Theater zu Wien gehabt; doch wird das Fiasco von den wiener Blättern mehr der überaus mangelhaften Darstellung als der Oper selbst zugeschrieben. Das Burgtheater ebendaselbst hat Friedrich Halm's „Adept" neu in Scene gesetzt, aber gleichfalls ohne Wirkung. Hr. von Flotow hat in Schwerin eine neue einactige komische Oper zur Aufführung gebracht; seine „Martha" soll den Zeitungen zufolge noch im Lauf der gegenwärtigen Saison auf der Komischen Oper in Paris in Scene gehen.

Eine neue journalistische Unternehmung, welche die Aufmerksamkeit der Lesewelt in hohem Grade verdient, ist der seit Neujahr bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende „Centralanzeiger für Freunde der Literatur". Derselbe hat, nach den Worten des Programms, den Zweck „als vermittelndes Organ zu dienen zwischen dem deutschen Buchhandel, von dessen Thätigkeit das Blatt Zeugniß ablegen soll, und dem bücherkaufenden Publikum, dem es über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur eine Uebersicht geben will, die es jedem leicht macht, sich auf den ihn interessiren-

den Gebieten zu orientiren und in stetem Zusammenhange mit der Literaturentwickelung selbst zu bleiben". Außerdem will das Blatt „die bisher vielfach zerstreute, zum Theil nur schwer zugängliche oder als Nebensache behandelte literarische Anzeige concentriren und dadurch für den Literaturfreund zugänglicher und übersichtlicher machen". Das Ganze zerfällt in zwei Theile, einen redactionellen und einen Inseraten-Theil; der erstere enthält die Rubriken „Literarische Notizen" und „Neue literarische Erscheinungen", unter welchen letzterm Titel kurze, zwischen bibliographischer Uebersicht und eingehender kritischer Beurtheilung die Mitte haltende Besprechungen neuer literarischer Erscheinungen gebracht werden. Das Blatt erscheint zwei mal monatlich, am 15. und 30., zu dem ungemein billigen Preise von nur 5 Ngr. für das Quartal. — In die Redaction der zu Hamburg von Fr. Wilibald Wulf unlängst gegründeten Wochenschrift „Nordische Blätter" ist seit Neujahr der durch seine historischen Forschungen sowie neuerdings durch eine kleine verdienstliche Schrift über deutsche Colonialpolitik („Wohin soll der Deutsche auswandern? Entwurf einer deutschen Colonialpolitik", Hamburg, Schuberth) bekannte Dr. Fr. J. Kruger als Mitredacteur eingetreten. — Die bei H. Scheube in Gotha erscheinende populäre Wochenschrift „Der Feierabend" hat seit Beginn des Jahres ihr Format vergrößert und auch in Betracht der Illustrationen zeigt sich ein Zuwachs, der um so anerkennenswerther, als der sehr billige Preis der Zeitschrift ($12\frac{1}{2}$ Ngr. vierteljährlich) unverändert geblieben ist.

In den berliner Correspondenzen dieser Zeitschrift ist mehrfach auf die ungemeine Thätigkeit hingewiesen worden, welche das Königsstädtische Theater in Berlin unter der Leitung des Hrn. Franz Wallner entwickelt. Diese Lobsprüche erhalten jetzt ihre officielle Bestätigung durch einige statistische Angaben, welche die Zeitungen über die Thätigkeit der berliner Theater während des jüngstverwichenen Jahres bringen. Danach hat das Königsstädtische Theater in dem angegebenen Zeitraum nicht weniger als 76 neue Stücke aufgeführt: ohne Vergleich die größte Zahl, die irgendein Theater in Deutschland aufzuweisen hat. Ihm zunächst steht das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater mit 58 neuen Stücken, während die Königliche Bühne sich mit 13, schreibe dreizehn Novitäten begnügt hat. — Auch das dresdener Hoftheater, das überhaupt in jüngster Zeit der Gegenstand lebhafter Angriffe ist, hat in dem verflossenen Jahre nicht mehr als 17 neue Stücke aufgeführt. Darunter befanden sich, eine Operette auf dem Linke'schen Bade abgerechnet, keine Oper; ein Trauerspiel (Laube's „Essex"), ein Schauspiel („Die Grille" der Frau Birch-Pfeiffer), 9 Lustspiele, von denen 5 einactige, 4 Possen und 1 einactiges Ballet. Neu einstudirt wurden in demselben Zeitraume 4 Opern, darunter Cherubini's „Wasserträger" und Gluck's „Armide", ein Trauerspiel („König Lear"), 4 Schauspiele (darunter „Nathan der Weise"), 12 Lustspiele und Possen und ein zweiactiges Ballet.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heilige Zeiten.

Dichtungen von Ernst Pfeilschmidt.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Der Verfasser, Diakonus in Dresden, feiert in diesen Dichtungen die heiligen Zeiten im Jahre: Weihnachten, Ostern, Pfingsten ꝛc. sowie die speciell für die protestantische Kirche denkwürdigen Tage in gedankenreicher, begeisterter und herzerhebender Weise. Die Dichtungen bieten Treffliches für jeden ernsten Lebensmoment und eignen sich in jeder Weise vorzüglich zu Weihnachts-, Geburtstags- und Confirmationsgeschenken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gesetze der Angelsachsen.

In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar herausgegeben

von **Dr. Reinhold Schmid.**

Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

In diesem seit vielen Jahren vorbereiteten Werke bietet der als sprachkundiger Rechtshistoriker allgemein geachtete Verfasser eine neue, vervollständigte kritische Bearbeitung der für den Rechtshistoriker wie für den Sprachforscher hochwichtigen Gesetze der Angelsachsen. Dieselbe enthält nach einer historisch-kritischen Einleitung sämmtliche angelsächsische Texte mit Varianten, die alten lateinischen Versionen, eine wortgetreue deutsche Uebersetzung nebst erklärenden Anmerkungen und ein umfassendes antiquarisches Glossar.

Heft 2 des

Jahrbuchs für Literatur und Kunst

von **Marbach** und **Schmiedt**

ward heute ausgegeben.

(Humboldt's „Kosmos". Die gesammten Naturwissenschaften von Masius, Nöggerath, Kolbe ꝛc. Jerusalem, Epos von Ad. Stern. Geschichte Indiens. Marbach's Medeia. Das französische Schauspiel.)

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 7.** 11. Februar 1858.

Inhalt: Ueber Ernst Curtius' „Griechische Geschichte". Von **Ludwig Roß.** I. — Sicilien vor dem Jahre 1848. Von **H. Reuchlin.** II. — Literatur und Kunst. Culturgeschichte. („Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller und Johannes Falke", 1858, 1. Heft.) — Correspondenz. (Aus Berlin. Aus Leipzig. Aus Braunschweig.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Ernst Curtius' „Griechische Geschichte".

Von

Ludwig Roß.

„Griechische Geschichte von E. Curtius." Erster Band, Berlin, G. Reimer, 1857.

I.

Aut famam sequere, aut sibi convenientia finge!

Niemanden kann das Recht streitig gemacht werden, seine Meinungen und Ansichten über die alte griechische Geschichte, in welcher Gestalt er es für gut findet, dem Publikum vorzulegen. Die Welt ist ja so weit; warum sollte sie nicht auch Raum für verschiedene Auffassungen der Geschichte haben? Nur darf man verlangen, daß der Schreiber eines solchen Buchs das, was Phantasien sind, auch als solche bezeichne, nicht aber für quellenmäßige Geschichte ausgebe; und daher hat jeder, dem es mit Erforschung der geschichtlichen Wahrheit Ernst ist, auch seinerseits das Recht wie die Pflicht, gegen eine solche phantastische Behandlung der Geschichte öffentlich und offen eine Verwahrung einzulegen.

Geschichte ist nach Thucydides ein Besitz für immer, ein κτῆμα ἐς ἀεί, solche Phantasien über Geschichte aber, solche Versuche, eine gegebene Geschichte aufzulösen, und nach subjectivem Ermessen, mit eigenen Zuthaten ausgeschmückt und unter eigenmächtiger Weglassung des Misliebigen neu zu construiren, sind nur ein temporäres Uebungsstück, ein ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα, das in sich keine Dauer hat. Denn morgen kommt ein anderer und führt dasselbe Thema anders aus, über-

morgen ein dritter, wie wir dies häufig genug erleben; und alle sind gleichmäßig berechtigt oder unberechtigt, Anspruch auf eine wahrhafte Darstellung zu erheben.

Ernstlich und umständlich widerlegt kann daher ein solches Werk wie die vorliegende sogenannte Geschichte des Hrn. Curtius nicht werden. Von Meinungsverschiedenheit über einen geschichtlichen Zeitraum und die in ihm eingetretenen Entwickelungen kann nur zwischen Männern die Rede sein, welche die Geschichtsquellen über diesen Zeitraum anerkennen, ihre Ansichten aus diesen schöpfen und auf dieselben begründen. Wo aber auf der einen Seite die Geschichtsquellen stehen, auf der andern nur willkürliche Annahmen und Voraussetzungen ihnen entgegentreten, da hört eigentlich aller Streit auf. Und so liegt die Sache hier, ungefähr bis aufs 6. Jahrhundert oder bis zu den Perserkriegen herunter; Curtius hat wol hin und wieder die Namen Herodot, Thucydides, Plutarch und einige andere eingestreut, aber nirgends eigentliche Quellen angegeben; am wenigsten dort, wo er mit eigenen oder von andern entlehnten schwung- und phantasievollen Behauptungen auftritt. Es bleibt uns daher nichts übrig, als vorzugsweise solchen eigenthümlichen Ansichten und Behauptungen nachzugehen, ihre durch das Buch zerstreuten Glieder aufzusuchen und zusammenzustellen und ihre Berechtigung aus äußern und innern Gründen zu prüfen.

Eine gute Darstellung des engen Zusammenhangs Kleinasiens und der gegenüberliegenden europäischen Halbinsel eröffnet das Buch. Die Küsten und ihre klimatischen Verhältnisse sind gleichartig; nur ein schmaler Sund im Norden trennt sie, und wo das Meer gegen Süden sich erweitert, bilden die dichten Inselreihen wieder die Verbindungsglieder. Seitdem es also Seefahrt gab, gehören diese Küsten zusammen, dieselbe Geschichte bewegt sich an beiden Ufern des Aegäischen Meers. Anders ist es zu Lande, gegen Norden (S. 7): „Der thrakische Hämus macht mit seinem unwegsamen Rücken gegen die Donaulandschaften eine schwierige und allen Völkerverkehr absperrende Naturgrenze." Auch „Albanien und Illyrien ist nichts als ein Gedränge nahegereihter Felskämme und enger Thalschluchten, die kaum für Wegbahnung Raum lassen".

Woher kommen denn nun die Griechen? „Die Geschichte kennt keines Volkes Anfänge." Dennoch weiß es der Verfasser, vermöge jener wunderkräftigen, erst seit einem guten Menschenalter entdeckten Wissenschaft, der Sprachforschung: sie sind Indogermanen oder Arier, wie „die Inder und Perser, die Italiker, Deutschen, Slawen und Kelten". Mit dieser jetzt überall herrschenden Lehre ist denn im Grunde nicht mehr und nicht weniger gesagt, als was unsere Vorväter auf den Grund der mosaischen Urkunde zu wissen glaubten, daß nämlich die Bevölkerung Europas aus Asien abstamme, oder wie die Redensart damals lautete,

„daß Mittelasien die Wiege der Menschheit sei". Nur klingt es „wissenschaftlicher", wenn man von Indogermanen spricht und dabei einige Worte aus dem Sanskrit radebrecht. Chacun à son goût!

In diesen modernen Theorien befangen, weiß der Verfasser nun weiter und zwar wieder „durch die Gleichartigkeit der Sprachen", daß die Griechen und die Italiker schon vom Ursprung an miteinander verwachsen und ein Volk für sich waren. Im wesentlichen glauben wir dasselbe und nehmen mit den Alten an, daß seit der Mitte des 2. Jahrtausends vor Chr. und in den ersten Anfängen noch früher, die Bewohner der östlichen europäischen Halbinsel massenhaft über das schmale Jonische Meer gewandert sind und ganz Unter- und Mittelitalien, bis nach Etrurien und Umbrien mit ihrer Nationalität als der herrschenden durchdrungen, folglich auch ihre Sprache in verschiedenen, noch durch keine Literatur gereinigten und geregelten Mundarten mit hinübergetragen und dort weiter entwickelt haben; ganz so, nur eben um einige Jahrhunderte früher, wie Hr. Curtius weiterhin (S. 59, 60, 353) es für die Zeiten des Minos und später zugesteht. Für die frühern Zeiten aber folgt er wieder den modernen Lehren; er weiß ganz sicher — und dabei beruft er sich gar auf die von niemanden gekannte phrygische Sprache — daß dies vereinte gräco-italische Urvolk nirgends anders als im kleinasiatischen Binnenlande, in Phrygien gesessen (S. 29, 30); hier trennten sich die Italiker von ihm ab und gelangten nun zu Lande und von Norden her nach Mittel- und Unteritalien. Wie sie es dabei angefangen, „über den Hämus, diese allen Völkerverkehr absperrende Naturgrenze" und über die vielen andern „unwegsamen" Gebirgszüge hinüberzukommen, das ist ihre Sorge. Etwas abweichend heißt es an einer andern Stelle (S. 353): „Die Brudervölker der Gräken und Italiker, welche sich vor Zeiten im illyrischen Berglande getrennt hatten, kamen hier im süditalischen Halbinsellande auf dem Seewege wieder miteinander in Berührung", und wenigstens ein Theil der Uebereinstimmung ihrer Sprachen wird hieraus erklärt. Es gab also doch, wie man hier und anderer Orten erfährt, einen kürzern und bequemern Seeweg, um die Brüder der Griechen und ihre ursprünglich gleichartige Sprache, sobald nur einmal erst Kähne und Barken gezimmert wurden, über den schmalen Meeresarm nach Italien hinüberzuschaffen; und ein gewöhnlicher einfacher Verstand begreift schlechterdings nicht, wozu es denn da des großen Kraftaufwandes der obigen auf nichts gestützten, aller Wahrscheinlichkeit ins Gesicht schlagenden Hypothese bedarf, die „Italiker" sich in „Phrygien" von den nachmaligen Griechen trennen zu lassen und sie auf den unwegsamsten Bergpfaden bis an den Ort ihrer Bestimmung zu befördern; zumal da sie ohne Kähne und Barken auch auf diesem

Wege nicht über den Hellespont und die reißenden Ströme setzen konnten. Und diese willkürlichste, diese ungereimteste Erfindung der jüngsten Wissenschaft wird von dem Verfasser, wie auch von andern, mit einem Ernste und einer Sicherheit vorgetragen, als wäre gar kein Zweifel daran möglich, als wäre jedes Bedenken dagegen ein unzulässiger Frevel; während die entgegenstehende Ueberlieferung beider Völker, die durch die geographischen, ethnologischen und sprachlichen Verhältnisse zur vollen Evidenz erhoben ist, von Curtius und Mommsen als „hellenische Lüge und Erdichtung" abgefertigt wird.

Kommen wir nun zu den Griechen zurück. „Die Hellenen selbst hatten keine Ueberlieferung" [von] „einer massenhaften Einwanderung ihres Volks"; (S. 26) aber, wie wir bereits gesehen, der Verfasser weiß es glücklicherweise wieder ganz genau. „In Phrygien war das große phrygisch-hellenische Völkergeschlecht in seinem Stammlande; nach Abtrennung der Italiker haben die Hellenen erst als ein Zweig der phrygischen Nation (?), dann aber als ein besonderes Volk (?) hier gewohnt." Freilich muß dieser Zweig dann weit über seinen Stamm hinausgewachsen sein.

Die Hellenen zerfallen dem Verfasser in Dorier und Jonier. Alles übrige ist Schund und gelegentliches Flickwerk. „Von den Doriern wußten die Alten, woher sie kamen": aber „über die Jonier war keine Ueberlieferung vorhanden" (S. 27). Wiederum glücklicherweise weiß der Verfasser desto mehr über sie; denn sein ganzes Buch wimmelt bis zum Uebermaße von Joniern. Er kündigt diesen steten Gegensatz der Jonier und Dorier durch den Ausruf an (S. 25): „Es müssen sehr verschiedenartige Wohnsitze gewesen sein, in denen die einen Hellenen Dorier, die andern Jonier geworden sind!" Damit ist es nun folgendermaßen zugegangen: Als die noch ungetheilten Urgriechen ihr „Stammland" Phrygien satt gekriegt hatten, ging ein Theil von ihnen über den Hellespont und durch Thracien in die nordgriechischen Gebirge (— war denn die europäische Halbinsel noch ganz menschenleer? Oder waren bereits Einwohner dort, und welches Stammes? —) und aus diesen wurden im Alpenlande die Dorier. Die andern zogen von den phrygischen Hochebenen hinab an die Küste, und wurden die Stammväter der Jonier. „Die griechische Nation war in zwei Hälften" — wo bleiben denn die Achäer und Aeoler? — „auseinander gegangen, der Dualismus begründet." (S. 31.)

So ist die Genesis erst der Italiker und der Urgräken, dann der Dorier und Jonier aus den Phrygiern glücklich vollbracht. Ob dort, wo sie auftreten sollten, schon andere Leute vor ihnen saßen, darauf kommt es nicht an. Sie gehen ihre gewiesenen Wege. Wie entsetzlich sich aber der „Dualismus" der Dorier und Jonier, die bis dahin ein

einiges Urvolk gewesen, im Laufe der Zeiten bis zu physiologischen Unterschieden gesteigert, das werden wir weiterhin erfahren. Für jetzt tritt ein anderes Volk auf die Bühne.

Das Volk, welches jetzt in der „Vorzeit der Hellenen" in den Vordergrund tritt, sind Semiten, sind die Kananiten oder Phönizier; und wir freuen uns, mit ihnen einmal auf historischem Boden zu stehen, und bei einer auf Quellen gestützten Geschichte angelangt zu sein. Aus Mesopotamien gekommen, lassen sie sich an der Küste des Mittelmeers nieder, legen sich auf Seefahrt und Handel, gelangen zuerst nach Cypern und dann immer weiter westwärts. Dort finden sie „ein hellfarbiges Menschengeschlecht", mit dem sie Handel treiben. (Beiläufig begreift man nicht, wie die gebräunten Inder oder Arier in Europa so schnell „hellfarbig" geworden sind.)

Der Verfasser beruft sich nun darauf, und dies ist einer der seltenen Fälle, wo er sich herbeiläßt, eine Quelle zu nennen, — daß Herodot seine Geschichte mit der Schilderung einer solchen phönizischen Handelsscene in Argos eröffnet. Nach der griechischen Chronologie, der Herodot folgt, fiel dieser Vorgang in die Zeit des Inachos, also in den Anfang des 2. Jahrtausends vor Chr.; und da die Phönizier einerseits mit Assyrien und Babylonien, andererseits mit Aegypten in Verbindung standen und einen „Bazar von Manufacturen dieser Länder" (33) ausstellten, so kann man sich der Annahme nicht erwehren, daß auch auf die Phönizier bereits etwas von der Kunst und Wissenschaft jener Völker, wie Schreib- und Zeichenkunst, Plastik und Erzguß, allermindestens die Töpferscheibe übergegangen war, und daß die „hellfarbigen" Halbwilden bei dem Einkaufe der fremdländischen „Manufacturen" diese und ähnliche Dinge (διδασκάλια nennt sie Herodot an einer andern Stelle) wenigstens zu Gesicht bekommen, vielleicht schon etwas davon gelernt haben.

Jedenfalls bekamen sie bald Gelegenheit dazu im vollsten Maße. Die Phönizier kamen nicht blos des Handels wegen nach Griechenland, sondern hauptsächlich, um an seinen Küsten die Purpurschnecke zu fischen (33): an den Küsten von „Morea", in den tiefen Buchten von Lakonien und Argolis, an der böotischen Küste und im Kanale von Euböa; ja sie suchten die Purpurschnecke bis nach Süditalien, Sicilien und Sardinien hin (S. 359. 361. 366). Zu diesem Ende siedelten sie sich sogar bleibend an; „aus Landungsplätzen und Ufermärkten wurden feste Stationen", auf Tenedos, auf Kranae bei Gytheion, in Nauplia in Argolis. So drang man weiter in das Land; man zog Holz zum Schiffbau und Färbestoffe aus den Wäldern. Dann entdeckten die Phönizier Metallgänge auf den Vorgebirgen und Inseln, Kupferminen und Silbererze und Eisen.

„Die Ausbeutung dieser Schätze erforderte ein festeres Verweilen in dem Lande, Anlage von Factoreien, Herstellung von Fahrwegen u. s. w." — „Die ersten Felsblöcke wurden ins Meer gewälzt, um Dämme wider die Flut zu bilden, während durch Signale und Leuchtfeuer" (hear him!) „die Wasserstraßen gesichert wurden, welche Tyrus und Sidon mit den Küsten Griechenlands verbanden. Meer und Gestade waren in den Händen der Fremden, welche einerseits mit List und Gewalt die Eingeborenen schreckten, andererseits sie immer von neuem in wechselseitigen Verkehr hereinzogen u. s. w." Mit einem Worte, das europäische Griechenland war eine vollständige Colonie der Phönizier geworden, mit Purpurfärbereien und Bergwerken, mit Fahrstraßen, Hafendämmen und Leuchtthürmen, und die Eingeborenen willenlose Unterthanen der Phönizier, die sie, wenn es ihnen beliebte, auch auf ihren Schiffen mitnahmen (S. 374), um ihnen andere Länder zu zeigen. *)

Man sollte denken, da müßten sie gar vieles gelernt haben. Auch versichert dies der Verfasser ausdrücklich: „Die Eingeborenen" (das sind doch die Griechen?) „nahmen alles von den Fremdlingen an. So kam eine Reihe der wichtigsten Erfindungen, welche im Morgenlande allmählich gereift waren, durch die praktischen Phönizier umgestaltet zur Kenntniß der Eingeborenen; sie staunten, beobachteten, lernten u. s. w." Es ist nur zu beklagen, daß wir nicht erfahren, welche Stämme von Griechen es waren, die dies phönizische Colonialreich von Lakonien bis Thrakien innehatten. Dorier sind es nicht gewesen, denn diese saßen damals noch im nordgriechischen Alpenlande; auch Jonier nicht, denn diese kommen erst jetzt an die Reihe. Also doch wol ein drittes Stammelement.

Die Phönizier begnügten sich aber keineswegs mit Europa; auch an der Süd- und Westseite Kleinasiens setzten sie sich in Masse fest, „und aus der Vermischung phönizischer Colonisten mit den Eingeborenen bildeten sich eigene Völkerrassen. Dazu gehören die Karier. Ursprünglich den Griechen verwandt, ein Glied der griechischen Völkerfamilie an der asiatischen Küste, nahmen sie so viel Ausländisches in sich auf, daß sie selbst in Sprache und Lebensweise ihren Stammgenossen entfremdet wurden." (S. 36.) Die Karier waren also hiernach zu Phöniziern umgewandelte Griechen. „Phönizier und Karier sind in der ältesten Völkergeschichte der griechischen Meere immer miteinander verbunden." Anderswo (S. 335.) heißen die Karier auch „die unzertrennlichen See-

*) Vergl. S. 333: „Ursprünglich hatten die Phönizier das asiatische Seevolk bald willig, bald unwillig auf ihren Seezügen mitgenommen und in ferne Gegenden geführt." Auch nach S. 378: „Die Phönizier haben Altionier in ihrem Gefolge gehabt"; und so öfter.

genossen der Phönizier" und haben von ihnen bereits in frühester Zeit die Fahrten ins Schwarze und Asow'sche Meer kennen gelernt, so wie sie dieselben auch nach Libyen (S. 344. 371. 378.) und überall hin begleiten.

Wie schmiegsam und biegsam, und zugleich wie erstaunlich ausgiebig ist doch dieser arische Völkerteig! Erst sitzen sie als ein einiges Volk in Phrygien und scheiden hier die „Italiker" von sich aus. Dann schicken sie in einem zweiten großen Schub die künftigen „Dorier" ins thessalische Bergland und wandern selbst an die Küste hinunter, um eine ganze „griechische Völkerfamilie" zu bilden; nun fallen die „Karier" von ihnen ab und verbrüdern sich mit den Phöniziern; später auch noch die „Leleger". Bequem ist es nur, daß sie überall die ersten Menschen gewesen zu sein scheinen, denn wohin sie sich wenden mögen, da finden sie freien Raum. Aber schwer zu begreifen bleibt es, daß sich diese seefahrenden Karier, halb Griechen, halb Phönizier, später in ein den Joniern bitter feindliches (S. 474. 524.) Bergvolk (S. 530. 534) verwandeln.

Auch Milet — das also in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends schon vorhanden war, denn in diesem Zeitraum spielt die hier vorgetragene Entwickelungsgeschichte — stand in nahen Beziehungen zu Phönizien. „Von allen Griechen haben die Bewohner dieses dichtbevölkerten Gestades" (der Westküste Kleinasiens) „sich am frühesten die Cultur der Phönizier zu eigen gemacht und ihnen mit klugem Sinn ihre Künste abgelernt". (S. 36.) Ueberhaupt erscheint Milet durch das ganze Buch als der rechte Mittelpunkt der Altionier. Nur später (S. 534) erfahren wir einmal beiläufig, daß „die Ahnen der Milesier einst dem Bergvolke (?) der Karier den (übrigens ganz flachen) Boden ihrer Stadt und ihres Gebiets abgestritten". Die Jonier wurden nun selbst Seefahrer und drängten allmählich die Phönizier zurück, „sodaß sich am Meere von Jonien der uralten Verbindung mit der syrischen Küste ungeachtet so geringe Ueberlieferung von phönizischer Seeherrschaft erhalten hat".

Diese Zurückdrängung der Phönizier, die doch eben erst See und Land zu beiden Seiten des Aegäischen Meers bis zum Hellespont und der Propontis beherrschten und an allen Küsten feste Plätze besaßen, und von der der Verfasser weiterhin wiederholt versichert, daß sie eine ganz vollständige war, sodaß sie sich gar nicht mehr in das griechische Nordmeer wagten: diese vollständige Zurückdrängung konnte bei der Zähigkeit, mit der ein seemächtiges weithin gebietendes Handelsvolk die einmal erlangten Vortheile behauptet, gewiß nur unter langen und schweren Kämpfen geschehen. Auch heißt es S. 376: „Die Ausbreitung der Hellenen an den Küsten des Mittelmeers war ein Kampf gegen die Barbaren (?), ein Kampf zunächst gegen die Phönizier, von denen sie die Seefahrt erlernt hatten"; und diese Versicherung wiederholt sich

öfter. Leider aber muß dem Verfasser nichts Näheres über diese harten Kämpfe bekannt geworden sein; z. B. über die so interessante und culturgeschichtlich so wichtige Frage, ob sie nur zu Lande oder auch auf der See ausgefochten wurden? Denn sonst wäre es eine zu beklagende Lücke, daß er nichts darüber sagt.

Die durch ihre Neuheit überraschende Darstellung geht nun weiter. Da die Anwohner dieses Meers an der Westküste Kleinasiens zuerst eigene Seefahrt trieben, wurden auch sie zuerst von allen Griechen den Morgenländern bekannt. (Uns erscheint dies sehr begreiflich; denn da die Phönizier, die doch unzweifelhaft Morgenländer waren, sie Jahrhunderte lang beherrscht, sie willig und unwillig auf ihren Schiffen mitgenommen, ihnen die Seefahrt und alle ihre Künste beigebracht hatten, so mußten sie freilich den Morgenländern wohl bekannt geworden sein; und vollends durch die jetzt vollzogene vollständige Verdrängung ihrer Herren und Lehrmeister. So etwas vergißt sich nicht so schnell.)*) Daher führen denn die Griechen den Namen Jaoner, Javan, Juna von Aegypten bis Persien.

Die Jonier gingen nun den Phöniziern auf ihren Bahnen nach, und drängten (oder „nisteten", S. 28) sich in allen Theilen des östlichen — warum blos des östlichen? — Mittelmeers neben ihnen ein, ganz vorzüglich im Nillande (S. 37). Denn schon auf den Denkmälern der 18. ägyptischen Dynastie, unter Tutmosis III. und IV., sowie unter Amenophis III. findet man die Jonier unter den im Lande ansässigen, den Pharaonen unterworfenen Völkern (S. 38). „Es folgt daraus, daß bereits im 16. und 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Massen von griechischem Seevolke unter ägyptischer Landeshoheit im Nillande angesiedelt waren." Curtius nimmt an, daß eben durch die Austreibung der Hykfos unter Tutmosis III. für sie im Delta Platz geworden sei. (S. 343): „Darum ist auch die Kenntniß von dem reichen Lande, welches der Nil durchströmt, so alt, wie die Erinnerungen griechischer Meerfahrt sind."

Hier müssen wir den Verfolg der Darstellung wieder eine Weile unterbrechen, um von den ungemein wichtigen Zugeständnissen, welche bisher gemacht worden sind, gleichsam Besitz zu nehmen und die unabweislichen Folgerungen daraus zu ziehen; damit uns diese Ergebnisse nicht wieder unter den Händen entschlüpfen, wie sie dem Verfasser großentheils wieder entschlüpft zu sein scheinen.

---

*) Auch erfährt man später, daß die Phönizier ihr gerechtes Rachegefühl fast ein Jahrtausend im Busen bewahrten. Denn S. 535: „nach dem Untergange Milets zogen sie triumphirend durch das flottenlose Meer Joniens, aus welchem ihre Macht Jahrhunderte lang verdrängt gewesen war."

Wir sind einmal solche Pedanten, in geschichtlichen Dingen auf die Chronologie großes Gewicht zu legen, weil man von einem festen Datum aus das Vorangegangene besser verstehen, die folgenden Entwickelungen besser übersehen und würdigen kann. Ein solches festes, urkundlich beglaubigtes, noch heute lesbares Datum bietet der Geschichtschreiber uns hier, indem er für die erste Ansiedelung seiner zu voller Mündigkeit herangezogenen Jonier an den Mündungen des Nil das 16. Jahrhundert feststellt.

Daraus ergibt sich nun rückwärts, daß das ganze Colonialreich der Phönizier an den Küsten Kleinasiens und Europas bis nach Italien und seinen Inseln hin und alle dort von ihnen beschafften großen Thaten, die Purpurfärbereien und Bergwerke, die Heerstraßen, Hafendämme und Leuchtfeuer, vor allem die Heranziehung der „hellfarbigen Eingeborenen" zur Uebermacht auf der See, zur Uebung und zum Mitbesitz ihrer gesammten Cultur und aller ihrer Erfindungen und Künste, wie wir oben gesehen haben, jedenfalls der Hauptsache nach vor das 16. Jahrhundert fällt, daß also Griechenland und Kleinasien nebst den dazwischen liegenden Inseln damals bereits im Besitze aller Civilisation sein mußten, die ihnen die Phönizier aus dem Morgenlande irgend zuführen konnten.

Daraus ergibt sich ferner vorwärts, daß die nunmehr seebeherrschenden Jonier von jetzt ab an der rechten Quelle saßen, um alles, was sie bei ihren vorhergehenden Studien in der Schule der Phönizier etwa noch übersehen oder nicht aus dem Grunde gelernt hatten, in dem Stammlande aller morgenländischen Wissenschaft und Kunstfertigkeit, in dem Wunderlande Aegypten selbst nachzuholen oder zu vervollkommnen. Dort hatten sie die wundervollsten Bauwerke aus Ziegel und behauenem Stein vor Augen, alle innern und äußern Wände mit Skulpturen, Malereien und Inschriften bedeckt; dort alle Wunder der Plastik, vom riesenhaften Kolosse bis zum kleinsten Figürchen herab, aus Stein gemeißelt, aus Holz geschnitzt, aus Erz gegossen, aus Thon geformt; dort Malereien und Schrift auf Holz und Papyrus; dort sahen sie diese und andere Dinge, das mannichfaltigste Haus-, Acker- und Kriegsgeräthe, Goldschmuck und geschnittene Steine, Glas und Email u. s. w. täglich unter ihren Augen entstehen, boten vielleicht gar bei der Anfertigung, wenigstens beim Transport und bei der Verschiffung hülfreiche Hand. Denn sie waren ja nicht etwa als Hirten und Ackersleute: sie waren als kühne Seefahrer und gewitzigte Handelsleute im Nillande.*) Sie

*) Später erfahren wir freilich im Gegensatze mit der gegenwärtigen Darstellung nicht ohne Ueberraschung (S. 55), daß die Jonier nur aus Vorliebe für die Bewirthschaftung ausgedehnter Marschländereien ins Delta gezogen waren!

saßen recht eigentlich an den Armen des Stroms, wo die Papyrusstaude gezogen und Schreibpapier aus ihr bereitet wurde; in den feuchten Gegenden, wo aus dem Nilschlamme zahllose Thongeschirre geformt, auf der Töpferscheibe gedreht, farbig bemalt und im Ofen gebrannt wurden.

Man sollte denken, sie würden diese Gelegenheiten mit „dem klugen Sinne", der anderswo (S. 36) an ihnen gerühmt wird, eifrig benutzt und sich alles dieses zu eigen gemacht haben, wie früher die Künste und Erfindungen der Phönizier. Aber leider muß es ausnahmsweise sehr stumpfsinniges und vernageltes ionisches Volk gewesen sein, das sich im Delta niederließ; denn wir werden erleben, daß es über ein halbes Jahrtausend später noch ungewiß ist, ob ihre Nachkommen schreiben konnten; ja daß sie nicht einmal die armselige Töpferscheibe in Europa eingeführt hatten, sodaß diese erst wieder in Korinth (S. 222) viel später von neuem erfunden werden mußte!

Vor der Hand ist der Verfasser nicht dieser Meinung, oder merkt doch nicht gleich, wie schlecht seine „Altionier" die hohe Schule in Aegyptenland benutzt haben. Er läßt die „Ostgriechen" von hier nun immer mächtiger nach Westen drängen. Die Phönizier konnten sich vor ihnen nicht halten, sie wurden aus dem Aegäischen Meere und den Inseln immer mehr ausgetrieben; „die Ostgriechen kamen immer häufiger zu den Westgriechen und beeiferten sich, alle Künste und Erfindungen, welche sie sich im lebendigen Völkerverkehr nach und nach angeeignet hatten, hier einzuführen und die Eingeborenen zu einem höhern Leben zu erwecken" (S. 39). Also nochmals. Man möchte ausrufen: „Ohe! jam satis est!" Aber was mag das für ein „höheres Leben" gewesen sein, ohne Schreibkunst und Töpferscheibe? Und doch ist es damit noch immer nicht genug.

Curtius geht so weit, zu fragen: „Kadmos und Pelops — was ist an ihnen fremd als die Herkunft?" — — „Jene Colonisten waren auch Hellenen, aber sie kamen aus einem griechischen Morgenlande, wo sie mit jener Empfänglichkeit des Geistes, die der Charakterzug des ionischen Geschlechts ist, die Cultur der orientalischen Völker bei sich aufgenommen und hellenisch umgebildet (?) hatten, um sie so ihren Stammbrüdern zu überliefern (S. 40, 41). Da nun aber diese ionischen Griechen außer ihrer eigenen Heimat auch unter den Phöniziern in Lykien und Karien und im Nildelta sich angesiedelt hatten, so konnten nun die Ansiedler von jenseits, jene städtegründenden Heroen, auch Phönizier und Aegypter genannt werden. Denn eigentliche Kanaaniter, welche sich aller Orten vor den Hellenen scheu (?) zurückgezogen haben — solche Phönizier haben niemals (?) Fürstenthümer unter hellenischem Volke (?) gestiftet u. s. w."

Das sind denn wieder in wenigen Athemzügen so viele unlösbare

Widersprüche, wie eine tüchtige Lunge sie nur irgend hervorzustoßen vermag. Eben haben die Phönizier die halbwilden Griechen an allen Küsten beherrscht und zur Cultur erzogen, ihnen Häfen, Bergwerke und was nicht alles gegründet, sie willenlos auf ihren Schiffen bis in ferne Gegenden geführt; und urplötzlich erfolgt ein solcher Umschlag — nicht in den Dingen, sondern in der hüpfenden Phantasie des Schreibenden —, daß sie sich überall scheu vor den Hellenen zurückziehen und als morgenländische Barbaren nie gewagt haben dürfen, unter hellenischem Volke eine Herrschaft aufzurichten!

Und Kadmos und Pelops, und weiterhin auch Kekrops und Danaos, sind echte Griechen, reinstes Vollblut, nur daß sie aus Asien oder vom Nile kommen. Aber jedenfalls doch leibhaftige Menschen, mit Fleisch und Blut und festen Eigennamen, also wie man zu sagen pflegt, historische Personen. (Vergl. S. 50: Argos ist hier wieder der erste Verkehrsort; Io wird von hier in den Tagen des Inachos nach dem Nillande verpflanzt; ihr wanderlustiges Geschlecht kehrt von dort heim in Danaos, „welcher ein einheimischer Patriarch, der Ahnherr eines echtgriechischen Völkergeschlechts, zugleich der Gründer des lykischen Apollodienstes ist". Also auch er ein leibhaftiger Mensch, denn man kann nicht zugleich aus der Fremde in die väterliche Heimat zurückwandern, ein Patriarch und Ahnherr und Tempelgründer, und zugleich eine bloße Nebelgestalt, eine Luftblase sein; am wenigsten in einer Zeit, die nach allem, was vorhergegangen, im vollem Besitze aller edlern Künste und auch der Schrift sein mußte.)

Curtius trifft also hier doch so weit mit der Gesammtüberlieferung der Griechen zusammen, daß er Kadmos, Danaos u. s. w. Menschen sein und aus den früher gebildeten Ostländern nach Europa einwandern läßt. Dann sehen wir aber auch nicht den entferntesten Grund, von dieser Ueberlieferung theilweise abzuweichen und ihr ein selbsterklügeltes Theorem von „Ostgriechen im Nillande" unterzuschieben. Männer, die aus Schriftländern kamen, brachten unabweislich auch die Schrift mit sich, und wir vermögen gar nicht abzusehen, wie sich der Verfasser nun noch der Anerkennung der Angabe Herodot's (5, 59; vergl. Pausan. 9, 10, 4 und 11, 1), daß er in Theben Kadmeische Schrift der nächsten Generationen nach Kadmos, „der ionischen Schrift in den meisten Zügen ähnlich" gesehen habe, zu entziehen vermag. Denn wer aus Aegypten kam, mußte doch wol eherne Dreifüße zu bilden verstehen, und mußte den Brauch kennen, Weihgeschenke mit Inschriften zu bezeichnen.*)

*) Erwähnt werden diese „Kadmeischen" Schriften auch weiterhin (S. 420), aber in einer Weise und in einem Zusammenhange, welche deutlich zeigen, daß der Verfasser nicht von ihrem Alter und ihrer Echtheit überzeugt ist.

Wir müssen an diesem Punkte aber nochmals auf Früheres zurückgreifen. Wie wir gesehen, ließ der Verfasser durch die Austreibung der Hyksos unter Tutmosis III. im Delta für seine Jonier Platz werden; er sagt uns aber nicht, wohin sich denn die großen Massen der Ausgetriebenen gewandt, die doch irgendwo am Mittelmeere wieder ein Unterkommen finden mußten. Die ganz verschmähte Ueberlieferung der Alten sagt es (Konon, Narrat. 37. Amm. Marc. 17, 4, 3. Sallust, Jug. 17 fg.; Tacit. Annal. 11, 14): sie ergossen sich als Pelasger, Syrer, Juden, Phönizier über die Küsten und Inseln; am deutlichsten sagt es der treffliche Diodor im 40. Buche (II, 543. Wess.): „Bei der nun beginnenden Vertreibung der Fremden scharten sich die Angesehensten und Unternehmendsten zusammen und wurden, wie einige behaupten, nach Hellas und einigen andern Ländern verschlagen, unter hervorragenden Anführern, wie Danaos und Kadmos; der große Haufe aber floh nach dem jetzigen Judäa u. s. w." Wir können nicht verhehlen, daß uns dieser Bericht viel innerlich zusammenhängender und wahrer und die phönizisch-ägyptische Färbung aller griechischen Anfänge viel genügender erklärend erscheint als die Darstellung des Verfassers, der die Hyksos mit einem Federstriche beseitigt und doch mit dem ganzen Aufgebot seiner selbstgemachten „Altionier" oder „Ostgriechen" nichts Entsprechendes ausrichtet. Auch scheint es ihm bald leid geworden zu sein, daß er Kadmos, Danaos und Pelops, selbst auf die Bedingung sie zu Joniern zu machen, das geschichtliche Dasein zugestanden hat; denn sie werden nachmals wieder zu „bunten Gestalten", die Nachrichten von ihnen zu „Sagen"; es heißt z. B. S. 74: „Die Drachentödter Kadmos und Jason sind verwandte (?) Heroen, in deren Bilde (?) die Westgriechen die aus dem Ostlande stammende Cultur darstellten u. s. w." Und doch hat Kadmos wieder im demselben Athemzuge leibliche Nachkommen, die noch lange in Theben herrschen! Welche Auffassung ist nun eigentlich gültig?

Ja, um sich selbst noch mehr zu widersprechen, belehrt uns der Verfasser S. 52, daß erst seit dem 7. Jahrhundert vor Chr. „die Griechen begannen, die Anfänge ihrer Geschichte sich selbst zurecht zu machen. Als sie nämlich aus eigener Anschauung mit den Reichen des Morgenlandes näher bekannt wurden (?), als sie an den Pyramiden das Alter ihrer Stadtmauern abschätzen (?) und die priesterliche Chronologie kennen lernten, da wurden sie von dem überwältigenden Eindrucke des dortigen Alterthums und der durch Jahrtausende hinaufreichenden Schrifttradition, die ihnen von ruhmredigen Priestern (?) gedeutet wurde, so erfaßt, daß nun nichts Griechisches mehr übrig bleiben sollte, das nicht von dort herzuleiten wäre u. s. w."

Wie ist es möglich, daß Curtius selbst die Widersprüche gar nicht bemerkt hat, in denen er sich unaufhörlich bewegt? Waren die Hellenen

seit Inachos mit dem Morgenlande in Verbindung, saßen sie seit Tutmosis III. in Aegypten, hatten sie seit der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends alle Kunst und Wissenschaft der Ostländer „mit klugem, empfänglichem Sinne sich angeeignet", so mußten sie auch seitdem eine Geschichte haben; hatten sie aber keine Geschichte, so ist auch alles, was er von ihnen zu wissen vorgibt, nicht wahr. Allein die Kenntniß Aegyptens (S. 343) „war ja bei den Griechen so alt wie die Erinnerungen griechischer Meerfahrt" — also wenigstens seit dem 16. Jahrhundert — und die geschichtskundigen, ägyptischen Priester Sonchis und Psenophis (S. 282) „wußten ja dem Solon von dem uralten Verkehre griechischer Stämme mit Aegypten und dem frühen Zusammenhange zwischen Sais und Athen zu erzählen". Welche von diesen widersprechenden Darstellungen ist nun wol ernstlich gemeint?

Indeß selbst auf die Gefahr hin, die Geduld der Leser auf die Probe zu stellen, müssen wir doch um des Ernstes der Sache und der Heiligkeit der Geschichte willen noch eine Weile dem unerquicklichen Geschäfte nachgehen, der Entwickelung der Griechen, wie der Verfasser sie sich erträumt, zu folgen und zu sehen, wie er sie in immer neue, allerdings überraschende Verwickelungen verflicht.

Die ionischen Griechen, sagt er, bargen sich auch unter dem Namen der Leleger, die in Lykien, in Milet und in Troas zuhause waren; unter diesem Namen erscheinen die culturbringenden asiatischen Griechen in Messenien, Lakonien, Elis, Megara. (S. 41.) Die Epeer, Lokrer, Aetoler, Kaukonen, Kureten an der Westküste von Hellas sind Stammverwandte der Leleger. „Ihre Doppelgänger sind die Karier." Ihre Heimat war in Kleinasien, „wurde aber der phönizischen Einwanderungen wegen geradezu Phönike genannt." (S. 42.) Ein wenig früher hat er gelehrt, daß die Karier aus Griechen zu Phöniziern geworden und seitdem mit diesen immer verbunden waren; jetzt sind die „welschredenden Fremdlinge" (S. 42) wieder Doppelgänger der Leleger und beide zusammen echte Griechen; zuletzt aber werden sie den Joniern „feindselige Bergvölker!" Also wie man's eben bedarf, à deux mains zu gebrauchen.

Aber es gibt hier, wie aus einer unerschöpflichen Zauberbüchse, immer neue Wunder. Ein Hauptpunkt für die Seefahrt, heißt es weiter, war seit ältesten Zeiten der korinthische Isthmus; hier führten die Phönizier den Melkart-Herakles ein. Die Sidonier hatten den Aphroditendienst verbreitet; später, um 1100 — also nach dem Troischen Kriege?! — beginnt die von Tyrus ausgehende Colonisation, die den Dienst des Herakles mit sich bringt." (S. 45.) Also auch lange nach dem Leben und Sterben des griechischen Herakles? Aber Herodot II, 44 sagt doch, daß der tyrische Herakles ein Heiligthum auf Thasos hatte

schon fünf Menschenalter vor dem griechischen Herakles. — „Zu dieser Zeit aber hatten die ionischen Griechen schon eigene Seemacht." (S. 45.)

Gewiß; denn wir haben ja wenige Seiten früher erst gelesen, daß das alte Colonialreich der Phönizier an beiden Küsten des Aegäischen Meeres vor 1600 fiel, daß um 1600 die ionischen Griechen mündig und selbständig wurden und die Phönizier und überhaupt die „Barbaren" durch harte Kämpfe aus ihren Meeren vertrieben, die sich denn auch „aller Orten scheu vor ihnen zurückzogen"; daß die „Altionier" oder „Ostgriechen" seit 1600 im Delta saßen, von dort immer mehr nach Westgriechenland drängten, auch den Kadmos, Danaos und Kekrops einmal als wirkliche Menschen, dann aber wieder als bloße „Bilder", als „bunte Gestalten" und „Drachentödter" aus ihrer Mitte nach Europa aussandten, um die dortigen durch die Phönizier bereits gründlich civilisirten Stammesbrüder nochmals noch gründlicher zu civilisiren. Hat denn nur Herr Curtius selbst dies alles bereits wieder vergessen? Müssen wir jetzt erst erfahren, daß jene ersten, so umfassenden phönizischen Colonialgründungen von Cypern bis Sardinien eigentlich nur von Sidon ausgegangen, und daß mehr als ein halbes Jahrtausend später die Tyrier, trotz der allgebietenden ionischen Seemacht die Sache noch einmal von vorn anfingen? (Indeß ist früher S. 32. 34. 35 doch auch von Tyrus die Rede gewesen.) Und was in aller Welt hatten denn die Jonier während dieser fünfhundert Jahre gethan? Wie wurde es den Phöniziern möglich, gegen die Uebermacht der griechischen Seefahrer nun nochmals als Coloniengründer in Hellas aufzutreten und den Herakles erst nach dem Troischen Kriege und nach Theseus, (der nach S. 50 doch nur „eine verklärte Gestalt des tyrischen Heros" gewesen sein soll, also eine anticipirte Verklärung) in Griechenland einzubürgern? Wie ist es zu verstehen, wenn der letzte Satz auf S. 45 vollständig so lautet: „Zu dieser Zeit, da die tyrische Macht sich hob, hatten die ionischen Griechen schon eigene Seemacht, und deshalb (?) ist in ihrer Tradition, wie sie in Homer vorliegt, nur Sidon der Mittelpunkt phönizischer Seeherrschaft"?

Wie edel hatten die Phönizier an diesen undankbaren Griechen gehandelt, was hatten sie nicht alles für dieselben gethan! Sie hatten ihnen Land und Volk auf beiden Seiten des Meeres civilisirt, sie zur Seemacht erzogen, die nassen Pfade in allen östlichen Meeren, vom Nilstrande bis in den Pontus, ja bis ins Asowsche Meer für sie gebahnt, sie auf ihren Schiffen überallhin in ferne Länder mitgenommen, sie an der afrikanischen Nordküste angesiedelt (S. 344, 371, 378), sie auf Sicilien und Sardinien eingeführt. Denn (S. 366) „Sardinien war, wie das westliche Sicilien, auch mit Griechen bevölkert worden, und zwar in jener Zeit der Abhängigkeit griechischer Colonisation von den

Phöniziern; einer Zeit, welche die Sage in dem Verhältnisse des tyrischen Herakles und seines Begleiters, des Iolaos darstellt". (Dies mußte also nach S. 45 um 1100 geschehen sein, aber wir haben oben gerechte Bedenken erhoben gegen dies zweite phönizische Colonialreich nach dem Troischen Kriege, 500 Jahre nach der totalen Verdrängung der Phönizier aus den griechischen Gewässern zwischen Europa und Asien, 200 Jahre nach dem Tode des griechischen Herakles, den Dichtung und Glaube später dem assyrisch-phönizischen Gotte assimilirten und mit ihm verschmolzen. Wie hätten die Phönizier damals noch die seit einem halben Jahrtausend emancipirten altionischen Marschbauern in ihrer Botmäßigkeit gehabt? Dennoch heißt es weiter S. 367): „Das altionische Volk, das den Vater Iolaos als Stammherrn ehrte, hatte in blühenden Wohnsitzen auf der reichen Insel der Sarden gewohnt, war aber dann von den Karthagern geknechtet worden", sodaß es verwilderte (?) oder sich in den Bergen und auf dem Meere als Räubervolk umhertrieb. Diese Colonisirung Sardiniens durch Jonier unter Iolaos wird noch oft erwähnt (z. B. S. 371, 378; und in einer Rede des Geschichtsschreibers Hekatäus S. 489); und da der Verf. den Iolaos als Führer anerkennt, so können wir nicht umhin, wenn er auch eigenmächtig seine Zeit bis um oder nach 1100 herabrückt, den Vorgang schon zwei Jahrhunderte früher anzusetzen. Um dieselbe Zeit, wie es scheint, oder gar noch etwas früher (S. 354) „entdecken ionische Tyrrhener" (? ein neues Mischlingsvolk?) „die sicilische Durchfahrt, bringen aus ihrer lydischen Heimat die erste Anregung griechischer (?) Civilisation an die italische Westküste, und lassen sich in zahlreichen Haufen daselbst nieder."

Da hätten wir denn die Gewißheit, daß die Jonier — wenn auch noch theilweise mit Hülfe der von ihnen längst verdrängten Phönizier — bereits lange vor 1000 das Westmeer befahren und sich im westlichen Sicilien, auf Sardinien und in Etrurien angesiedelt haben. — Allein es waltet eine Vergeltung; wir werden bald sehen, wie diese undankbaren Schüler der Sidonier nachmals wieder eine so ängstliche Scheu (363) vor dem Südmeere fassen, daß sie sich „während des ganzen achten Jahrhunderts" nicht über Sicilien hinauswagen.

Von den Phöniziern und der Art und Weise, wie der Verfasser mit ihnen umgeht, sie bald in den Vordergrund treten und bald wieder verschwinden, bald Europa und Asien beherrschen und die Griechen zu allen Künsten erziehen, bald wieder vor den Joniern scheu zurückweichen läßt, um nach einem halben Jahrtausend wieder zu kommen; von diesem allen mögen die gegebenen Proben vor der Hand genügen, wie reichen Stoff das Buch auch hier noch bietet. Wir eilen, uns wieder nach Joniern und Doriern umzusehen.

Sicilien vor dem Jahre 1848.

Von

H. Reuchlin.

II.

Nachdem Lord Bentinck, Englands Bevollmächtigter auf Sicilien und Obergeneral seiner Truppen im Mittelmeer, umsonst versucht hatte, den Hof zur Nachgiebigkeit gegen die parlamentarische Partei zu bewegen, sistirt er im Einverständniß mit den Führern des Parlaments die Subsidien und beruft im December 1811 seine Truppen nach Palermo. Der König, stets die Puppe Karolinens, ernennt am 16. Januar 1812 den schwachen Kronprinzen Franz zum Generalvicar des Königreichs und zu seinem alter ego, d. h. er resignirte vorläufig. Dieser ernennt Bentinck zum Befehlshaber auch der alten neapolitanischen Truppen, ruft die Fürsten aus dem Exil zurück und ernennt sie zu seinen Ministern. Die neapolitanische Camarilla hatte nun nur noch die Mittel der Intrigue; Murat schien in Neapel befestigt, Sicilien hoffte eine eigene Dynastie zu haben und ging nun entschlossen an das Werk der innern Reform, wozu der König selbst Vollmacht gegeben hatte.

Das Parlament wurde am 15. Juni 1812 eröffnet. Der Regent Franz empfahl ihm als Muster das fein abgewogene Gleichgewicht der englischen Verfassung. Der gelehrte Professor des Staatsrechts Balsamo legte eine fertige Verfassung vor, aber man wollte nur die bestehende reformiren.

So war es denn ganz der Verfassung Friedrich's II., den alten Erinnerungen und den heißesten Wünschen des Landes gemäß, daß das Königreich Sicilien für ganz unabhängig von Neapel erklärt wurde, so zwar, daß, wenn der König Neapel wieder erlangen würde, sofort sein ältester Sohn König von Sicilien werden sollte. Das königliche Placet hierzu lautet: „Genehmigt, soweit es die Unabhängigkeit betrifft, aber alles Weitere soll beim allgemeinen Frieden vom König und seinem Sohn bestimmt werden, welcher von der Familie hier König sein soll.“. Um ja die Verlegung der Residenz außerhalb der Insel zu verhindern, sollte der König die Krone verlieren, wenn er länger, als er mit dem Parlament übereingekommen, von der Insel abwesend bleiben sollte. Ebenso sollte er keine nicht-sicilianischen Truppen auf die Insel legen dürfen. Die weitern Bestimmungen der Verfassung über die Theilung der Gewalten waren den englischen sehr ähnlich. Der König nahm die Civilliste an, zumal sie für einen Sicilien ausschließlich eigenen König und wegen des damals ungeheuer hohen Preises aller Lebensmittel und

Arbeitskräfte sehr hoch gestellt war. Denn die Engländer bezogen aus Sicilien den Proviant für ihr Heer und Flotte im Mittelmeer und Spanien. In der Ersten Kammer, worin jetzt Adel und Klerus vereint werden sollten, hatte jeder nur Eine Stimme, während früher das Familienhaupt der Butera 18 Stimmen geführt hatte. Starke Gardinenpredigten und Reue mußte der in patriotischer Hitze gefaßte Beschluß zur Folge haben, durch welchen der Adel alle seine Privilegien auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte. Denn viele hohe Familien besaßen beinahe kein anderes Einkommen.

Dazu kam die schon erwähnte Spaltung selbst im Ministerium über Erstgeburtsrecht und Fideicommisse; der schroffe Ehrenmann Fürst Castelnovo beantragte gegen Belmonte, den Freund des auf Sicilien weilenden Louis Philipp, ihre Aufhebung; die Bürgerlichen und die Geistlichen, meist persönlich Opfer jener Vorrechte, stimmten ihm bei; so wurde die Aufhebung beschlossen. Während der König und der Regent die meisten andern Artikel der Verfassung bestätigten, ließ der König diesen unerledigt, um stets den Vorwand zu haben, die Verfassung, als unvollendet, sei noch nicht zu Recht bestehend. Allein Bentinck hintertrieb den Versuch des Königs, im März 1813 plötzlich die Regierung wieder an sich zu nehmen, indem er ihn durch englische Truppen blockirte, bis er die Regentschaft Franzens wieder anerkannte. Das war denn doch ein sanfter Zwang! Die Königin Karoline, die Seele der Reaction, wurde nach Konstantinopel gebracht. Sie begab sich von da nach Wien, wo man aber, dem Vertrage mit Murat getreu, auf ihre Pläne nicht einging. Sie erlebte die Restauration ihrer Familie in Neapel nicht mehr.

Die Rückschläge auf die patriotischen Uebertreibungen blieben nicht aus und es zeigte sich, daß man sich mit dem besten Willen parlamentarische Reife und dem Volke plötzlich die nöthige Schulung nicht geben kann. Das ist eben der tödtliche Giftstachel des Despotismus. Das im August 1813 sich versammelnde Parlament hatte in der Ersten Kammer meist Gegner der Abschaffung der Adelsvorrechte und somit auch der Verfassung. Mit diesen verband sich die in französischem Sinne überliberale Partei, meist Advocaten und Catanesen unter dem Fürsten Castelnovo. Die geheimen Verbindungen der damals mit dem Bourbon verschworenen Carbonari und der Freimaurer trieben ihre Wurzeln schon aus dem Neapolitanischen nach der Ostseite der Insel herüber. Diese Majorität der Extreme verweigerte dem Reformministerium das Geld, wie wenn man es nach England schickte. Der Hof war England noch feindseliger geworden, weil auch dieses Murat in Neapel anerkannte. Bentinck, welcher, seit er die Hinterlist auch des Kronprinzen erkannte, den Militärdictator für das ihm liebgewordene Sicilien gemacht hatte,

kriegte zum Theil mit sicilianischen Truppen glücklich in Toscana und nahm Genua.

Nachdem das Parlament durch die bei dem Südländer besonders heftigen Persönlichkeiten mehrerer Mitglieder entwürdigt worden war, löste es Lord Montgomery gegen den Willen der Minister auf. Napoleon's erster Sturz, daß der König mit abermaliger Beschwörung der Verfassung die Regierung wieder an sich nahm, der russische Einfluß, die Ersetzung des Whig Bentinck durch den Tory d'Acourt, waren ebenso viele Schritte der Reaction. Wie bisher die reactionären Freunde des Hofs in der Ersten Kammer dessen Absichten ausgeführt hatten, so wagte man schon am 18. Juli 1814 die liberale Zweite Kammer bei der Eröffnung durch den Pöbel zu beschimpfen und dann auf Verlangen der Ersten aufzulösen. Alles, was der König von da ab that, war nur eine Täuschung, als ob es ihm überhaupt um eine Verfassung zu thun sei.

Für England hatte nunmehr mit der Gefahr die äußerste Nothwendigkeit aufgehört, sich als „Freund und Bundesgenossen der sicilianischen Nation" zu erklären; aber die Ehre verlangte die Fortführung wenigstens dieser Sprache. Dies geschah, als die englischen Truppen die Insel räumten, durch das Memorandum Castlereagh's vom 20. October 1814, welches der Krone und dem Volke die Rathschläge eines scheidenden Freundes gab und welchem die möglichste Oeffentlichkeit gegeben wurde. Die Reform der Verfassung sei als nothwendig von England begünstigt worden. Krone und Volk sollten gegenseitig ihre Rechte achten. Allein die Hauptsache, gute Verwaltung und Rechtspflege, sei bisher übersehen worden und, dies war eine leidige, starke Wahrheit, die Civilfreiheit sei die Grundlage der politischen. „England wird zu jeder, weder radicalen, noch reactionären Verbesserung, welche unter Mitwirkung des Parlaments geschieht, die Hand bieten. England ist hoch interessirt am Schicksale der Männer, welche in den letzten Jahren (als constitutionelle Staatsbeamte) die Regierung von Sicilien führten. Sie verlassen, wäre mit dem Charakter und der Würde der britischen Nation unverträglich; sie hat ein unbestreitbares Recht, darauf zu dringen, daß keiner von ihnen für den Antheil, welchen er an der Verfassung genommen, weder persönlich noch an seinen Gütern beunruhigt werde; die vollkommene Sicherheit dieser Personen muß (von der Regierung beider Sicilien) als das sine qua non der Protection und Allianz Englands angesehen werden." So war also eine Amnestie für die Patrioten, für die Schwärmer für englische Verfassung und Bundesgenossenschaft ausbedungen. Eine formelle eigentliche Garantie der reformirten sicilianischen Verfassung, welche die Sicilianer namentlich auch in Worten Bentinck's finden wollen, hat England nicht gegeben; es war, um eine diplomatische Distinction Palmerston's anzuwenden, nicht rechtlich ver-

pflichtet, die sicilianische Verfassung zu schirmen, sondern höchstens berechtigt — im Falle es England oder vielmehr der Partei im Ministerium convenirte — als zur Deckung seiner Ehre dafür in die Schranken zu treten.

Palmerston erließ am 13. Januar 1848 (also den Tag, nachdem die Revolution in Palermo ausgebrochen war) eine Depesche an den englischen Botschafter in Paris und an Lord Minto in Rom*) folgenden Inhalts: „Es haben in letzter Zeit Angaben circulirt, daß die 1812 den Sicilianern zugestandene Verfassung auf irgendeine Weise von der britischen Regierung garantirt sei. Ich halte es für passend, Eure Excellenz in Kenntniß zu setzen, daß die Correspondenz in unserm Ministerium in den Jahren 1811—12, während die Reform der Verfassung der Insel in Betracht genommen wurde, und im Jahre 1813, nachdem diese Verfassung vom König endgültig sanctionirt worden war, keine Erwähnung irgendeines Vorschlags enthält, daß die Garantie Großbritanniens für diese Verfassung entweder verlangt oder gewährt worden wäre; noch enthält diese Verfassung, welche vom Könige beider Sicilien (dies war bekanntlich damals nur de jure, nicht de facto) im Februar 1813 endgiltig sanctionirt worden war, irgendeine Anspielung (does allude) auf irgendeine solche Garantie."

Also das beste Siegel einer Verfassung, der Eid des eigenen Fürsten, war, und zwar doppelt, vorhanden, aber der fremden Bürgschaft fehlte jede rechtliche Form.

Das Schicksal Siciliens und seiner Verfassung mußte aber auf dem Festlande entschieden werden, dahin ging das ganze Drängen der Weltlage und des Hofs zum großen Leidwesen der Inselpatrioten. Murat, nicht sowol durch Napoleon's Landung in Fréjus, als durch seine zweideutige Stellung und sein Temperament wie durch die national-liberalen Verschwörungen fortgerissen, wurde durch das österreichische Landheer und die englische Flotte im Mai 1815 gestürzt und Ferdinand III. kehrte aus Sicilien in das Königreich Neapel zurück, auf das er nie hatte verzichten wollen, zu dessen Wiedergewinnung Sicilien ihm nur die Stufe gewesen war. Durch die Napoleonische Concentration war Neapel vollends ein bourbonisches Paradies geworden, während Sicilien mit seinem mittelalterlichen scharf ausgeprägten Lokalcharakter den Bourbonen während ihres Aufenthalts erst recht als das unbourbonischste (Verzeihung!) Land und Volk in der Welt sich hatte bewähren müssen. Die Physik wird keine sich fremdern Elemente finden, es gibt keine unnatürlichere Ehe als die Siciliens und der Bourbonen. So wenig Ferdinand

*) Siehe das zweite Actenstück in dem „Blaubuche": Corresp. resp. the affairs of Naples and Sicily.

je am Selbstregieren und dessen Pflichten eine Freude gehabt hatte, so wenig hatte er einen Sinn für das Recht des Volks (nicht einmal eines echten Adels) zur thätigen Betheiligung an seinem Schicksale. Die griechische Grammatik hat außer dem Activum und Passivum noch ein Medium (unter diesem Titel bläute man es uns ein), die romanische, die bourbonische hat nur jene, ein Medium hat sie nicht.

Ferdinand fand treffliche Aerzte, ihn von diesem Pfahl im bourbonischen Fleisch, von der Unabhängigkeit und parlamentarischen Selbstregierung Siciliens zu heilen. Das Volk, der Mohr, hatte seine Schuldigkeit gethan. Talleyrand, welcher, als Protector der Bourbonen und Erfinder der Legitimität, wenigstens erster Provisor in der großen Apotheke, genannt Wiener Congreß, geworden war, gegen gutes Honorar wie die Sicilianer behaupten, und der Arzt (um das Gleichniß von Blücher und Gneisenau anzuwenden), Fürst Metternich, wußten die „abgenöthigten Eide" und die älteste Legitimität, die der sicilianischen Verfassung, auf dem Weg alles Fleisches abzuführen. Das minder bourbonische Frankreich und Oesterreich, damals verbündet, mit noch mehr Grund, durften hoffen, an dem Bourbon beider Sicilien einen um so abhängigern Schützling zu haben, je fremder seine tyrannischen Schritte ihn seinen Unterthanen machen würden. Oesterreich warnte ihn klüglich vor gar zu argen Maßlosigkeiten. Ferdinand verpflichtete sich durch einen drei Tage nach Abschluß des Congreßprotokolls vom 12.—15. Juni unterzeichneten Vertrag gegen Oesterreich, in seinem Königreiche keine Verfassung zu haben, da auch Oesterreich in Oberitalien keine geben wollte oder konnte. Die Augen der national- und liberal-gesinnten Italiener wurden dadurch von Neapel wieder abgewendet. Dieser Vertrag war so geheim, daß selbst das englische Ministerium erst gegen Ende des Jahres 1817 davon Kenntniß erhielt, nachdem es blindlings den Folgen desselben zugestimmt hatte. Denn der Tory Castlereagh, sagt der Italiener, hielt der festländischen Reaction den Sack; überdies handelte es sich ja nur um weiße Mohren.

Um nicht wieder dem Pöbel des Hofs buchstäblich zur Zielscheibe zu dienen, hatten sich in das am 20. October 1814 eröffnete Parlament keine „Chronisten", d. h. Verfassungs- und Reformgetreue mehr wählen lassen. Allein wie das wogende Meer bei Windstille für den Steuermann das schlimmste ist, so auch diese tendenz- und haltungslose Zweite Kammer. Nachdem es zum Wiener Congreß, also zum Todesurtheil der Unabhängigkeit und Verfassung Siciliens die äußersten Geldmittel hatte hergeben müssen — denn der König hatte sonst mit Suspendirung der Verfassung gedroht —, wurde das Parlament aufgelöst, am 17. Mai 1815, also gleichzeitig mit dem Sturz des Murat'schen Throns, welcher das Widergewicht des Baus der sicilianischen Patrioten gewesen war. Als der

König im Begriff war, ohne Zustimmung des Parlaments nach Neapel zurückzukehren, ernannte er den Kronprinzen zum Generalstatthalter von Sicilien und setzte einseitig eine Commission ein, um die Veränderung der Verfassung vorzubereiten. Aber auch diese wurde nie einberufen, sondern einzelne Verfassungsparagraphen durch königliche Decrete aufgehoben. Die Regierung scheint durch schlechte Handhabung der Gesetze, durch Hegung aller schlechten Leidenschaften haben dem Volke seine Verfassung verleiden zu wollen. Ihre Beamten und einige Parteigänger forderten die Municipalitäten auf, die Regierung um Abstellung der Verfassung zu bitten; sie petitionirten um ihre Erhaltung. Die Radicalen wurden schließlich so klug, um auch die Verfassung nicht weiter zu untergraben, sondern zu vertheidigen. In Sicilien konnte der Hebel also nicht angelegt werden.

Noch im Juni 1815 wurden das neapolitanische und sicilianische Heer, welche bisher gegeneinander gefochten hatten, und bald die Kriegsministerien vereinigt. Ohne daß das Volk durch irgendeine Gewaltthat einen Vorwand dazu gegeben hatte, wurde die sicilianische Verfassung factisch aufgehoben am 8. December 1816 durch ein königliches Decret Ferdinand's, nunmehr kraft dieses Decrets I., nicht mehr III. und IV., „Königs des Königreichs (statt der Königreiche) beider Sicilien", also durch Einschmelzung beider Kronen zu einer in echt bourbonischer widergeschichtlicher Centralisirung, Nivellirung und Organisirung. Die Regierung berief sich für diese Vereinigung auf den Wiener Congreß, in dessen Protokollen sich aber kein Wort darüber findet. Factisch steht Sicilien dadurch seitdem unter demselben absoluten Regiment wie Neapel. Die neapolitanischen Höflinge, welche Ferdinand auf Verlangen Bentinck's und der Sicilianer 1812 hatte von seiner Person entfernen müssen, waren jetzt seine Minister. Durch ein Decret vom 11. December gab man sich das Ansehen, diesen Rechtsbruch mit den Privilegien Siciliens in Einstimmung zu bringen; wirklichen Werth hatte blos die Bestimmung, daß nur Sicilianer die gewöhnlichen kirchlichen und bürgerlichen Aemter auf der Insel anzusprechen hätten, auf ihr die Rechtssachen entschieden werden sollten. Die Verfassung, das Parlament wurden nie ausdrücklich aufgehoben; jeder echte Sicilianer sieht sie noch als vollkommen zu Recht bestehend an. Er kann nicht begreifen, wie sein Land als ein erobertes dürfe behandelt werden.

Merkwürdig ist es, zu beobachten, wie die Diplomatie der Tories sich aus den Verpflichtungen gegen das Volk, ja gegen einen ihm ebenbürtigen blutsverwandten Adel zu ziehen wußte und so dem ängstlichen Wunsche des neapolitanischen Hofs, auf keine Schwierigkeiten von Seiten Englands zu stoßen, weit entgegenkam. Die sicilianischen Historiker lassen stark merken, daß der englische Gesandte in Neapel d'Acourt seine

guten persönlichen Gründe hatte, die Judasrolle zu spielen. Sie alle sind Unabhängigkeitsmänner und doch — ist das nicht ein Widerspruch? — sind ihre Werke ebenso viele Plaidoyers an das Geschworenengericht der öffentlichen Meinung des englischen Volks, um dieses zu überzeugen, daß es durch Gewissen und Ehre verpflichtet sei, Sicilien zu seiner Unabhängigkeit Hülfe zu leisten.

Auf den Wunsch Neapels (behauptet Londonderry) erließ Castlereagh am 6. September 1816 eine Depesche an d'Acourt, er solle der neapolitanischen Regierung erklären, mit der Nothwendigkeit sei für England auch das Recht geschwunden, in die sicilianischen Verhältnisse einzugreifen, außer wo es die Ehre und Treue der englischen Regierung verlange, nämlich 1) wenn die Männer von 1812 schlecht behandelt würden (und das geschah bereits und stets härter, ohne daß man von einem Schritte Englands dagegen etwas erfuhr); 2) oder wenn die Privilegien der sicilianischen Nation so sehr verkürzt würden, daß sie weniger Freiheit und Glück genösse als vor der Besetzung der Insel durch England. „In diesen Fällen müßte England interveniren; wegen einzelner Bestimmungen darf, kann und will England sich nicht einmischen." Das schien noch ziemlich die Sprache vom 20. October 1814.

D'Acourt berichtet unterm 5. November an seinen Minister, das sicilianische Parlament habe nach vergeblichen Versuchen, die Verfassung zu reformiren, selbst um eine Commission dazu gebeten (dieses ist falsch und die vom König in Aussicht berufene wurde von ihm nie berufen).*) Er sei nach Ueberreichung seiner Depesche vom 30. October in den Ministerrath eingeführt und gebeten worden, „mit Beiseitsetzung meines öffentlichen Charakters, auf welchen ich mich weigerte, irgendwelche Verantwortung zu nehmen, als Hr. von d'Acourt ihnen zu erlauben, nur ihre beabsichtigten Plane zu entwickeln und ich möchte ihnen alles anzeigen, was nach meiner Meinung sie der Anklage aussetzen könnte, die festgestellten Bedingungen verletzt zu haben." Es sollte die Einheit des „Reichs" aufgerichtet, die Sicilianer alle ihre damit vereinbarten Privilegien behalten, gleiche Ansprüche auf alle höhern Stellen im Civil und Heer, nämlich ¼. (Dies kam aber nur sicilianischen Renegaten zu gute.) Man werde endlich den Feudalismus abschaffen und die Steuerlast von den Armen abwälzen. (In Wahrheit war die große Mehrzahl des sicilianischen Adels einstimmig bereit, auf seine meisten Vorrechte, z. B. Patrimonialgerichte, nur nicht ohne Entschädigung, auf alles Einkommen zu verzichten, damit auch der König auf die angemaßte Gewalt des Despoten verzichte.) Die Steuern sollten auch laut des Decrets vom 11. December 1816, über den (für die Kriegszeiten berechneten) vom

*) Die eingeschlossenen Bemerkungen sind selbstverständlich vom Verfasser.

sicilianischen Parlament bewilligten Betrag nicht „ohne Zustimmung des sicilianischen Volks" erhöht werden. So die neapolitanischen Minister und ihnen nach d'Acourt. Hier machte aber d'Acourt seine Würde geltend und verlangte, daß dafür gesetzt werde, „des sicilianischen Parlaments", dies sei der Eckstein, sonst trete der Fall 2 ein. Es war dies indeß eine elende Spiegelfechterei, denn Neapel legte als unverantwortliche Regierung lange Jahre keine Rechnung über Einnahmen und Ausgaben ab; die Steuern wurden notorisch über jene Norm erhöht.

Schließlich ging das Gutachten d'Acourt's dahin: die Nothwendigkeit einer Veränderung zugestanden — und die Einheit habe dieselbe nothwendig gemacht — hätte sie nicht mit mehr Klugheit gemacht werden können. Für die liberalen Sicilianer würden dabei viele vortheilhafte Anstellungen sich aufthun. Das sei keine Reaction; England dürfe sich Glück wünschen, sich aus seinen Verpflichtungen gegen Sicilien so herauszuziehen.

Auf diese Vorgänge hin wurde denn also obiges die sicilianische Verfassung umstürzende Decret der Vereinigung der Kronen am 8. December erlassen, am 16. December dankte der neapolitanische Minister Castlereagh für die Depesche vom 5. September. Von dieser Epoche an sieht der Kern der Sicilianer den König zu Neapel nicht mehr als rechtmäßigen König von Sicilien an, in der ganzen Bevölkerung von Sicilien aber hat sich die tiefste Erbitterung gegen die Neapolitaner und der heftigste und nachhaltigste Drang eingepflanzt, von ihnen „frei" zu werden. Das ist für den Sicilianer „die Freiheit die ich meine". Einheit mit Neapel bringt und ist ihm politische Knechtschaft, und erst noch durch „Fremde". Wie der Magyare auf den Slawen und vielleicht mit noch mehr Recht sieht der Sicilianer auf den Neapolitaner herab. Nur der Charakteradel in Neapel erkennt das Wahre, ja Edle an dem Groll und Wesen des Sicilianers an; die große Mehrzahl der Neapolitaner vergilt Haß mit dem Haß der Kränkung und die Neapolitaner lassen ihre mehr als dreifache numerische Ueberlegenheit Sicilien bitter fühlen.

Daß Sicilien ebenso wenig von dem demokratischen Neapel Gerechtigkeit, ja nicht einmal Sinn für seine Rechtsansprüche erwarten kann, zeigte sich 1820 und 1848. Dort sträubte sich, außer Messina, Sicilien gegen die liberalste Verfassung, eben weil sie anti-monarchisch, nivellirend, frischgeschreinert, nach dem Leim der Menschenrechte roch. Sicilien war eben im Begriff, für seine uralte, 1812 reformirte Verfassung aufzustehen. Das radicale Parlament in Neapel wollte 1820 diese Insel-Vendée der angeblichen Majorität unterwerfen, zu Annahme eines gemeinsamen Parlaments zwingen; es verwarf die vermittelnden Waffenstillstandsbedingungen Florestan Pepi's (der dabei stark betheiligte Colletta, in seiner sonst trefflichen Geschichte, hielt durch seine neapoli-

tanische Einseitigkeit Europa über den Charakter Siciliens im Dunkel). So gelang es den Oesterreichern bekanntlich leicht, das Kartenhaus der gekrönten neapolitanischen Republik umzublasen. Sicilien wurde sofort durch österreichische und neapolitanische Truppen unterworfen.

Bei dieser Gelegenheit stellte Bentinck am 21. Juni 1821 im englischen Parlament den Antrag, den König um Intervention zu Gunsten Siciliens zu bitten. Englands verpfändetes Wort sei zu lösen; die Punkte 1 und 2 der Depesche vom 6. September 1816 seien aufs äußerste verletzt. Der Zustand des Volks sei viel schlimmer als vor der Besetzung der Insel durch England.

Diesmal rief aber die Reaction: Zu spät! Der Tory Londonderry, seit 1809 Minister des Auswärtigen, erklärte, die sicilianische Verfassung, für welche sich zu verwenden man dem König zumuthen wolle, bestehe längst nicht mehr. Wie er stets für die Vereinigung Irlands mit England gekämpft hatte, wollte er die Vereinigung des altfreien Siciliens mit dem absolutistischen Neapel unter denselben Gesichtspunkt mit jener Union stellen. England habe die sicilianische Verfassung nicht garantirt; sie habe für Sicilien nicht gepaßt und nicht fortbestehen können (hatte sie doch Jahrhunderte fortbestanden!). Und nun fügte er mit jener hochtoryistischen Offenheit, welche man auf dem Continent für Schamlosigkeit ansieht, hinzu: „England hat 1812 König Ferdinand genöthigt, die Verfassung zu halten, weil ohne dieses Sicilien für England keine militärische Position mehr gewesen wäre." Alle Schritte Bentinck's habe er nur für dahin zielend angesehen. „England kann und will nicht ewig interveniren, noch eine Constitutionsfabrik für fremde Völker sein."

Der Whig Makintosh erinnerte daran, daß die Verfassungsfreunde in Sicilien identisch mit den Freunden Englands seien. Die Italier seien allerdings zur Freiheit ungeschickt gerade wie die Engländer vor drei Jahrhunderten. Man müsse einige Freiheit haben, um sich darin zu üben.

Die Majorität des Parlaments ging über den Antrag weg, Londonderry entleibte sich im folgenden Jahre. Die beiden Parteien Englands hatten sich charakterisirt. Ist es immer für ein Volk ein Unglück, mit irgendwelcher fremder Hülfe seine Unabhängigkeit und politische Freiheit festzustellen, so ist auf England so wenig Verlaß als auf irgendein fremdes Land. Nicht nur wechseln die Parteien im Besitze des Ministeriums, sondern auch ein Toryministerium mag einen Whig mit den wichtigsten Vollmachten beauftragen; hat er seinen Zweck erfüllt, dann heißt es, wie Londonderry von Bentinck sagte, er habe zuviel Politik getrieben.

So werden die Parteiüberzeugungen „für die Größe Englands" ausgebeutet; ähnlich der Politik, welche bei uns in politisch bewegten Zeiten Besitzer eines Spezereiladens beobachten, deren einer den Libe-

ralen, der andere den Conservativen spielt, und während namentlich Oesterreich nicht ohne Grund dem whigistischen England vorwirft, daß es außer andern Fabriken auch eine Constitutionsfabrik betreibe und auch deren Fabrikat dem Continent aufdrängt, setzt der Tory seinen Stolz darein, daß nur er zur Selbstregierung berufen, der Continent aber und auch sein Adel für blinden Gehorsam geschaffen sei. Nur die Göttin aller Parteien, die Convenienz, läßt auch ihn manchmal anders reden.

Die ganze Gesetzgebung Siciliens wurde nach und nach umgeändert, nur einige Steuern mußten in anderer Gestalt eingetrieben werden als auf dem Festlande. Besonders nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs Ferdinand II., 1830, wurden Verwaltungsmaßregeln getroffen, welche objective Verbesserungen waren, wenn nur die mit der Ausführung Beauftragten es aufrichtiger gemeint und der Sicilianer das „Fremde" nicht starr abgelehnt hätte! Aber es ist mit ihm wie mit dem Fische, der nicht im Weine, sondern im Wasser, in seinem Elemente leben will, was einem klugen Menschen natürlich als thöricht erscheinen muß.

Welche Casuistik und Sittlichkeit durch diese verhaltene Wuth veranlaßt wird, erhellt aus der Aeußerung eines frühern Finanzministers gegen mich. Der Sicilianer bietet als Zollbeamter gegen kleine Bestechung zum Zollunterschleif die Hand, weil es ihn freut, die neapolitanische Regierung zu schädigen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Regierung bei Gelegenheit des Wuthausbruchs zur Zeit der fürchterlichen, noch der Meinung des Volks von der Regierung absichtlich herbeigeführten Choleraverheerungen 1837 zahlreiche Festlands-Neapolitaner auf der Insel anstellte. Die Greuel der Reaction, die Steuererhöhung, Ausfuhrzölle, die Regierungsmonopole — wozu jedoch Salz und Taback nicht gemacht werden konnten —, die schlechten neapolitanischen Beamtensubjecte erweiterten nur den innern Riß bei äußerer Zusammenschraubung. Die ganz national-sicilianische Geistlichkeit, namentlich die zahlreichen Sprößlinge der besten Familien in den Klöstern hegten eine Gesinnung, welche beinahe keinen kirchlichen, aber den politischen Fanatismus athmet; je mehr sich Neapel Rom nähert und unterwirft, desto fremder wird der sicilianische Klerus auch diesem werden. Selbst Jesuiten auf Sicilien haben Proben gegeben. Indeß hielt Sicilien sich im Winter 1840 ganz ruhig, als England unter dem Vorwande der Schwefelfrage seine Flotte im Golf von Neapel Anker werfen ließ. Daß die Ueberzeugung, daß Ferdinand dabei im Rechte sei, allgemein war, kann ich als am Orte gegenwärtig bezeugen. Selbst die englischen Kronadvocaten sprachen dieselbe aus.

Ich behandle diese neuern Ereignisse kurz, nicht blos weil ich sie in meiner neuern italienischen Geschichte näher beleuchten werde, sondern

weil die Sicilianer mit 1816 das Band zwischen den Bourbonen zu Neapel und Sicilien und das Recht jener auf diese Krone für zerrissen ansehen. Nur die allgemein italienischen Nationalitätsideen, welche schon bei der Wahl Pius' IX. mitwirkten, führten die bessern Stände Siciliens wieder auf die Bahn der sehr bedingungsweisen Aussöhnung mit den Bourbonen. Nur diese Partei „der Doctrinäre" wandte den Mordstahl von Ferdinand ab, als er kurz vor der Revolution von 1848 unter großen Gnaden- und Freudenbezeugungen noch einmal den Fuß auf die Insel zu setzen wagte.

Das Bisherige hat, wie ich hoffe, seine Bedeutung in sich selbst, es beleuchtet den wesentlich in seiner Geschichte tief gegründeten politischen Charakter Siciliens durch die Geschichte seiner Verfassung, seine Beziehungen zu Neapel und England, welche jeden Tag eine Frage werden können, so brennend wie der Aetna, so wenig auch die aristokratisch geleiteten Sicilianer zu tollen und am wenigsten zu Mazziniistischen Lokalaufständen geneigt sind. Zugleich dient diese Uebersicht der zunächst folgenden Vermittelungs-Sendung Lord Minto's nach Sicilien im Frühjahr 1848 zur nothwendigen Einleitung.

Literatur und Kunst.

Culturgeschichte.

Von der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller, Conservator der Alterthumssammlung am Germanischen Museum, und Johannes Falke, erstem Secretär am Germanischen Museum zu Nürnberg" (Nürnberg, Bauer und Raspe), einem Unternehmen, dessen in diesen Blättern schon öfters mit verdienter Anerkennung gedacht ward und in dessen rüstigem Gedeihen wir ein erfreuliches Unterpfand für die wachsende Verbreitung und Ausdehnung culturgeschichtlicher Studien und Interessen erblicken, liegt uns das Januarheft des eben begonnenen neuen Jahrgangs vor. Eröffnet wird dasselbe durch eine Abhandlung von Dr. Karl Pfaff: „Eßlingen nach der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs". Eßlingen war im Mittelalter eine der ansehnlichsten schwäbischen Reichsstädte und spielte unter seinen Schwesterstädten in Schwaben eine bedeutende Rolle. Aber schon im 16. Jahrhundert begann sowol der Wohlstand wie das Ansehen der Stadt zu sinken und dieser Verfall nahm unter den beginnenden Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs immer mehr zu, bis er endlich nach der Schlacht von Nördlingen (1634) eine Höhe erreichte, an welche die Bürger der Stadt sich noch beinahe ein Menschenalter später nur mit Schrecken erinnerten. Wie die Stadt sich aus diesen Drangsalen und ihren unvermeidlichen Folgen durch das Zuthun einiger einsichtsvoller und patriotisch gesinnter Bürger allmählich wieder herausarbeitete, wird in dem vorliegenden ersten Abschnitt

des genannten Aufsatzes auf Grund gleichzeitiger Quellen klar und übersichtlich geschildert und damit ein recht dankenswerther Beitrag zur Städtegeschichte des 17. Jahrhunderts im allgemeinen geliefert. Unter der Ueberschrift „Das Fest der Chorknaben im Münster zu Strasburg" berichtet Archivar Dr. L. Schneegans daselbst über einen merkwürdigen mittelalterlichen Gebrauch, der in Strasburg herrschend war und der einen neuen Beweis dafür liefert, welchen Grad der Entartung, ja geradezu der Entsittlichung der katholische Cultus im Lauf der Jahrhunderte erreichte und wie dringend hier eine Reformation „an Haupt und Gliedern" noth that. Ein sehr interessanter Beitrag ist „Claus Barner. Ein Zeitbild aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Von O. Fischer". Claus Barner war ursprünglich Lehnsmann des Bischofs von Hildesheim: aber in einer Zeit gewaltiger Bewegung lebend, machte er sich von jeder thatsächlichen Abhängigkeit frei und erwarb sich durch sein tapferes Schwert und seinen ungezähmten Kriegsmuth einen ebenso geachteten wie gefürchteten Namen: bis er endlich als Gefährte des berüchtigten Markgrafen Albrecht von Brandenburg im Gefecht bei Geitlingen im Braunschweigischen wenige Wochen nach der Schlacht bei Sieversshausen ein blutiges und vorzeitiges Ende fand. „Claus Barner", sagt der Verfasser von ihm, „war ein Mann, der in seltener Vollkommenheit und Vollständigkeit alle die Eigenschaften des Ritters vom 15. Jahrhunderte in sich vereinigte; was er war, verdankte er sich allein.... Unter andern Umständen ein trefflicher Kriegsherr wie Frundsberg oder Schärtlin, nennen ihn die feindlich gesinnten Chronisten seiner Zeit die Pest des Vaterlands; unparteiische Nachkommen müssen ihn zugleich lieben und hassen, achten und verachten; jedenfalls ist er, im Geiste seiner Zeit gesehen, ein bedeutender Mann, ein Held vom Scheitel bis zur Zehe". Den Schluß der größern Mittheilungen bildet „Ein Preßvergehen im 17. Jahrhundert und dessen Bestrafung. Mitgetheilt von K. Gautsch". Es ist ein höchst ergötzlicher Beitrag zur Geschichte des kaum glaublichen Censurzwangs, unter welchem die historischen Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts (und wie viel fehlt, daß wir auch hinzusetzen müssen, des 19.?) in Deutschland schmachteten. Ein dresdener Notarius publicus, Heinrich Spillner mit Namen, gab 1661 eine Beschreibung von Dresden heraus, in welcher er beim Jahre 1611 eine seltsame Historie von den zwickauer Rathsherren erzählte: wie nämlich Herzog Georg I. mit seiner Gemahlin, als er eines Abends spät von der Jagd auf das Schloß zu Zwickau zurückkehrte, nicht ins Thor gelassen worden, sondern seinen Weg durch eine Seitenpforte habe nehmen müssen, weil der den Thorschlüssel bewahrende Rathsherr denselben verlegt und ihn in der Angst und Bestürzung nicht habe finden können. Dies Histörchen nahm Ein wohllöblicher Rath der Stadt Zwickau, obwol fast zwei Menschenalter seitdem vergangen waren, dermaßen übel, daß er den unglücklichen Autor vor das dresdener Oberconsistorium als damalige Censurbehörde citiren ließ. Der Autor, bereits ein hochbejahrter Mann, kroch eiligst zu Kreuz, widerrief die Erzählung als unbegründet, bat, „seinen Unverstand" mit seinem hohen Alter zu entschuldigen und erlangte damit wirklich, daß er mit einer feierlichen Abbitte und einem derben Verweis in Gnaden entlassen ward. Aber nun kommt erst die Moral von der Geschichte: trotz des Verfassers eigenem Widerruf war, wie in der vorliegenden Mittheilung actenmäßig nachgewiesen

wird, der Vorfall dennoch wörtlich wahr, wie er ihn erzählt hatte, mit dem einzigen Unterschiede, daß er nicht 1611, sondern erst 1615 passirt war. Ein guter Beitrag, nicht wahr? zur Geschichte der officiellen Berichtigungen und Widerrufe, und möchten wir denselben noch manchem unserer Zeitgenossen zur Beachtung empfehlen, sowol diesseit als jenseit des Rhein. Es folgen dann noch einige kleinere Notizen sowie die Fortsetzung der „Culturgeschichtlichen Literatur der Zeitschriften", eine Rubrik, die von wesentlichem praktischen Nutzen ist und durch deren fleißige und gewissenhafte Fortführung die Herausgeber sich alle Freunde der Culturgeschichte zu lebhaftem Dank verpflichten. R. P.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Ende Januar 1858.

NO. In meinen beiden letzten Briefen hatte ich unsers Landtags, der bekanntlich seit dem 11. Januar hier versammelt ist, nur sehr im Vorbeigehen gedacht; wenn ich ihn heute an die Spitze meines Berichts stelle, so mögen Sie schon aus diesem äußerlichen Umstande schließen, daß sich irgendetwas ganz Ungewöhnliches und Unerwartetes mit demselben ereignet haben muß. Und so ist es in der That; was nach der bekannten Zusammensetzung unserer Zweiten Kammer (wenn nämlich diese Titulatur noch gestattet ist, statt des officiellen „Hauses der Abgeordneten", das jedoch noch auf keine Art populär werden will) — was, sage ich, bei der bekannten Zusammensetzung dieser illustren Körperschaft sowie bei der bisher von ihr befolgten Politik geradezu für unmöglich galt, ist nichtsdestoweniger eingetroffen: trotz ihrer unverhältnißmäßigen Minderzahl ist es der Linken dennoch gelungen, einen Sieg über das Ministerium und die mit ihm verbündete Rechte davonzutragen. Die Sache, um die es sich dabei handelte, ist allerdings so unerheblich wie möglich, desto wichtiger und bedeutungsvoller ist das Factum selbst. Ein Mitglied des Hauses, ein Hr. von Marschall, der bisher als Landrath in der Provinz Preußen angestellt war, wurde vor kurzem in gleicher Eigenschaft in die Provinz Sachsen versetzt. Daß er in der Kammer seinen Platz auf der Rechten hat, brauche ich hiernach nicht erst zu erwähnen; wie könnte er sonst Landrath sein? Die neue Stelle war erheblich besser dotirt; nichtsdestoweniger und entgegen dem Wortlaut der Verfassung, welche ausdrücklich bestimmt, daß jeder Abgeordnete, der während der Dauer seines Mandats in eine höhere oder besser besoldete Stelle vorrückt, dasselbe niederlegen, beziehungsweise sich einer neuen Wahl unterwerfen muß, sprach die mit der Prüfung der Wahlen beauftragte Commission des Hauses, die gleich der Mehrzahl der Commissionen lediglich aus Mitgliedern der Rechten zusammengesetzt ist, ihre Meinung dahin aus, daß das Mandat des Hrn. von Marschall für fortbestehend zu erachten und ihm selbst demgemäß der Eintritt in das Haus nicht zu versagen sei. Seit Jahren, genau ebenso lange, wie die Rechte die ausschließliche Herrschaft in der Kammer übt,

waren die Vorschläge der Commission vom Plenum regelmäßig zum Beschluß erhoben worden; so oft die Opposition sich auch bemüht hatte, mit einer entgegengesetzten Absicht durchzudringen und so gute Gründe ihr dabei in der Regel zur Seite gestanden, so war sie doch mit ihren Anträgen jedesmal gescheitert. Auch diesmal ging sie, wie ihre eigenen Redner offen eingestanden, nur des Princips wegen in die Schlacht und ohne sich selbst irgendwelche Hoffnung auf den Sieg zu machen. Mit großem Nachdruck und einer Unumwundenheit der Sprache, die nach dem bisherigen, anscheinend so versöhnlichen Auftreten der Parteien vielen sehr unerwartet kam, wiesen namentlich Graf Schwerin und Präsident Wentzel das völlig Gesetzwidrige des von der Commission gemachten Vorschlags nach; ohne sich an das Murren und Zischen der Rechten zu kehren, sprachen sie es in kräftigen Worten offen aus, daß, wenn etwa Hr. von Marschall zufällig der Linken angehöre statt der Rechten, die Commission ihr Gutachten gewiß im entgegengesetzten Sinne abgegeben und damit bei der Regierung ohne Zweifel die kräftigste Unterstützung gefunden haben würde. Sehr richtig bemerkte insbesondere der erstgenannte Redner, daß die Linke hierbei lediglich für ein Princip einstehe, ganz ohne Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg; die Minorität der Linken sei so eclatant, daß ihr auch die eine Stimme, die jetzt Hr. von Marschall abzugeben habe, nichts nützen könne, selbst angenommen, daß es ihr gelingen sollte, einen Mann ihrer Farbe statt des Hrn. von Marschall durchzubringen. Wol aber handle es sich darum, erstens den Buchstaben der Verfassung aufrecht zu erhalten und zweitens der Regierung die Gelegenheit zu nehmen, durch Gehaltszulagen, Versetzung in besser besoldete Stellen und Gunstbezeugungen sich Anhänger zu erkaufen und damit die Unabhängigkeit der Kammer zu gefährden. Die Vertheidigung von Seiten der Regierung und ihrer Anhänger war außerordentlich lau. Zwar ergriffen der Justizminister und der Minister des Innern persönlich das Wort und auch Hr. Wagener, der Unverwüstliche, gab, ich weiß nicht zum wievielten male, die rührende Historie von dem Martyrium zum besten, das ihn als Assessor des Consistoriums zu Magdeburg unter dem freisinnigen Ministerium des Grafen Schwerin betroffen. Letzterer replicirte mit großem Nachdruck und auch Hr. Wentzel wußte den Fechterkniffen des Hrn. Wagener so zu begegnen, daß er die Lacher glücklich auf seine Seite brachte. Einen unerwarteten Bundesgenossen erhielt die Opposition an Hrn. von Gerlach. Wer den Verhandlungen unserer Zweiten Kammer im Lauf der letzten Jahre mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, der weiß auch, welchen wunderbaren Anwandelungen Hr. von Gerlach zuweilen ausgesetzt ist und daß unter seinen glänzenden politischen und oratorischen Talenten die Consequenz nicht eben die hervorragendste Stelle einnimmt. Hr. von Gerlach ist ohne Widerspruch der witzigste Mann der Kammer, der Witz aber ist seiner Natur nach inconsequent und so „machte" Hr. von Gerlach denn auch heute den seinen sonstigen Bundesgenossen gewiß sehr unerwarteten „Witz", sich gegen den Antrag der Commission, d. h. also gegen die Zulassung des Abgeordneten von Marschall zu erklären. Gleichwol erwartete in der Versammlung selbst niemand, daß die Commission wirklich in der Minderheit bleiben werde; das Ganze schien eins jener angenehmen Wortgefechte, an denen die letzten Sessionen so reich waren und in denen

die Opposition bisher regelmäßig ihr bestes Blut nutzlos verspritzte. Malen Sie sich daher das Erstaunen, als nach einer anfangs zweifelhaften und deshalb wiederholten Abstimmung die Stimmzähler den Commissionsantrag für verworfen erklärten! Die Rechte war ganz consternirt; so etwas war ihr noch nicht vorgekommen, solange sie auf diesen Bänken thronte. Auch die Linke war durch das Resultat offenbar überrascht, nur freilich im umgekehrten Sinne. Auch hätte sie es nie erreichen können, wenn nicht außer einigen Anhängern des Hrn. von Gerlach auch ein großer Theil des Centrums und sogar auch einzelne Mitglieder der Rechten mit ihr gestimmt hätten: alles Dinge, die auf eine allmähliche Lockerung der bisherigen Kammerdisciplin und damit auch auf eine nahe bevorstehende Umgestaltung der bisherigen Parteien hindeuten. Ueberhaupt ist das Ganze, wie ich auch schon im Eingang meines Schreibens bemerkte, nicht sowol um seiner selbst willen beachtenswerth, denn als Zeichen der Zeit; man erwartet, die Götter mögen wissen mit wie viel oder wie wenig Grund, ein Umsetzen des Winds in gewissen höchst einflußreichen Regionen, oder wenn man es nicht geradezu erwartet, so hält man es doch für möglich, sogar für wahrscheinlich und diese bloße Möglichkeit genügt schon, die Segel ebenfalls anders zu richten.

Dies bringt mich in nahem und selbstverständlichem Zusammenhang auf die Krankheit des Königs, oder vielmehr auf die Gerüchte, die in dieser Beziehung im Umlauf sind — und auch nach der bekannten Erklärung, die Hr. von Manteuffel dem Landtag abgegeben, sind ja Gerüchte noch immer das Einzige, was wir über diesen für jeden Preußen so hochwichtigen Gegenstand wissen und erfahren. Leider sind diese Gerüchte heute noch eben so widersprechend, ja wenn möglich noch widersprechender, als sie es seit Beginn der verhängnißvollen Krankheit gewesen sind. Während einige behaupten, die Besserung des Königs habe in den letzten Wochen die erfreulichsten Fortschritte gemacht, sodaß der König bereits im Stande sei, einzelne geschäftliche Vorträge entgegenzunehmen, wollen andere im Gegentheil wissen, das Befinden des Monarchen habe in jüngster Zeit wiederum eine Verschlimmerung erlitten, in solchem Grade, daß der König nicht einmal den bevorstehenden Einzugsfeierlichkeiten des Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner jungen Gemahlin beiwohnen, sondern diese für die Hauptstadt so festlichen, aber freilich auch sehr geräuschvollen Tage in tiefster Zurückgezogenheit in Potsdam verleben werde.

Was an diesem letztern Gerüchte Wahres oder Falsches ist, das muß sich ja nun demnächst zeigen: denn näher und näher rückt der festliche Tag, in demselben Maße aber, wie er sich nähert, vermehren sich auch die Zurüstungen und Veranstaltungen, die man zu seiner Verherrlichung trifft. Von dem großen Festzuge, mit dem das fürstliche Paar bewillkommt werden soll, habe ich Ihnen ja wol früher geschrieben. Seit der Grundsteinlegung des Friedrichs-Denkmals, also wenige Tage vor dem Regierungsantritt unsers Königs, wo dieselben sich meines Wissens zum erstenmal präsentirten, bilden derartige Aufzüge das vornehmste Stück unserer öffentlichen Feierlichkeiten; wer ein leidliches Gedächtniß hat, der muß sich aus diesen 18 Jahren mancher und darunter höchst denkwürdiger Züge der Art erinnern. Doch werden nach allem, was man hört, nur wenige, ja vielleicht kein einziger davon, sei es in Betreff der Zahl, sei es in Betreff der glänzenden Ausschmückung,

mit demjenigen rivalisiren können, der für den 8. Februar vorbereitet wird; nach mäßigem Anschlag wird die Zahl der Theilnehmenden gegen 30,000 betragen und auch unter den Emblemen, welche die einzelnen Abtheilungen mit sich führen werden, soll sich viel Hübsches und Sinniges befinden. Daß es dabei auch nicht an mancherlei Wunderlichkeiten fehlt, versteht sich von selbst; die Krähwinkler sind eine große Nation und auch in der Hauptstadt der Intelligenz dürften sie, wie sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal herausstellt, ein gut Stück zahlreicher vertreten sein, als unsere großstädtische Eitelkeit für gewöhnlich eingestehen will. Die Einzelheiten, die man sich in dieser Hinsicht erzählt, übergehe ich absichtlich und ebenso auch gewisse kaum glaubliche Ausbrüche (ich wähle das Wort mit gutem Bedacht) einer Speculationswuth, die nur darum nicht närrisch zu schelten ist, weil sie noch immer größere Narren findet, die an den ihnen dargereichten Köder anbeißen; in einer großen Stadt dürfen dergleichen Auswüchse einmal nicht fehlen, zumal bei solcher Gelegenheit; für die nöthige Züchtigung aber wird der „Kladderadatsch", dessen Weizen überhaupt bei dieser Veranlassung wieder einmal blüht, schon sorgen. Einen kleinen Vorschmack der zu erwartenden Genüsse haben wir übrigens schon letzten Montag gehabt. Bekanntlich fand an diesem Tage die Vermählung des hohen Paares in London statt und auch hier wurde derselbe sowol öffentlich wie in zahlreichen Privatkreisen festlich begangen. Die öffentliche Feier beschränkte sich auf die herkömmliche Ehrensalve aus den Geschützen der Gardeartillerie sowie auf eine Festvorstellung in den Königlichen Theatern. Doch darf man dabei mit dem Wort Festvorstellung nicht allzu glänzende Begriffe verbinden; die Königliche Oper brachte Weber's „Euryanthe", während im Schauspielhaus „Donna Diana" gegeben wurde, beide eingeleitet durch einen Prolog von Fr. Adami, der bei dieser Gelegenheit, wo die Herzen der Versammelten wirklich so aufrichtigen und lebhaften Antheil nahmen, schon etwas weniger phrasenhaft hätte sein dürfen. Auch die Vorstadttheater feierten den Tag in ähnlicher bescheidener Weise; ihr eigentliches Pulver versparen sie ebenfalls auf die Einzugswoche. Eine besonders glückliche Nummer wird aller Voraussicht nach auch dabei wieder das Königsstädtische Theater ziehen; Hr. Wallner hat von Feodor von Köppen, einem bekannten, in hiesigen Kreisen sehr beliebten patriotischen Dichter, ein Feststück schreiben lassen, in welchem die sonst streng verpönten Figuren Friedrich Wilhelm's I. und des Alten Fritz mit auftreten werden, und wird schon dieser Umstand genügen, ein überaus zahlreiches Publikum anzulocken. Ueberhaupt fährt diese kleine Bühne trotz ihrer gerade in diesem Augenblick sehr unsichern Zukunft in ihrem bisher bewiesenen und auch von mir schon öfters rühmend anerkannten Eifer rüstig fort. Hr. Wallner selbst war unlängst in Paris, um daselbst verschiedene neue Stücke zu acquiriren; die Theaterbriefe, die er von Paris aus in der „Voß'schen" veröffentlichte, waren ebenso anziehend wie belehrend und lassen aufs neue bedauern, daß ein so kenntnißreicher und gebildeter Mann, statt die ihm zukommende künstlerische Stellung zu finden, sich mit der Leitung eines Vorstadttheaters wie die ehemalige „Grüne Neune" abquälen muß. Die Königliche Oper brachte eine kleine einactige Oper nach dem Französischen „Meister Pathelin". Es ist dies die dritte derartige Eintagsfliege, die uns im Laufe dieser Saison von der Seine her importirt wird. Doch scheint der Werth dieser leichten

Waare mit jedem male unerheblicher zu werden; dem „Meister Pathelin“ fehlte wenig, so wäre er von dem sonst so geduldigen Publikum mit Sang und Klang ausgepfiffen worden. Als charakteristisch für den gelehrten Standpunkt unserer Theaterrecensenten will ich dabei noch erwähnen, daß zwar sämmtliche Kritiken, wenigstens so viele ich ihrer gelesen, sich in lauten Exclamationen über den läppischen und unanständigen Text des Stücks ergingen, keine einzige aber des sehr wesentlichen Umstands erwähnte, daß das Ganze einem weltbekannten mittelalterlichen Schwanke nachgebildet ist, den unter anderm auch unser Hans Sachs bearbeitete und der schon um Mitte des 15. Jahrhunderts ein Lieblingsstück des französischen Publikums bildete. Erfreulicher als diese verunglückte Neuigkeit ist die Wiedereinstudirung von Mozart's „Entführung aus dem Serail“. Leider hat diese Oper, ohne Widerspruch eine der melodiösesten, die der unsterbliche Meister geschaffen, neuerdings beim hiesigen Publikum nur wenig Anklang finden wollen; hoffen wir, daß sie diesmal glücklicher — oder vielmehr daß unser Publikum verständiger geworden ist. Frl. Wagner, die zu Ostern die Bühne verlassen wollte, um den Dienst der Kunst mit dem noch süßern Joche Hymen's zu vertauschen, soll der Königlichen Oper noch für den nächsten Sommer erhalten bleiben; freilich wird es auch schwer halten, einen Ersatz zu finden.

Aus Leipzig.

Ende Januar 1858.

Xy. Ein altes Sprichwort klagt, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt. Sie dagegen, Herr Herausgeber, scheinen es umgekehrt zu halten; wenigstens will es mir vorkommen, als ob unter den größern Städten Deutschlands, aus denen Sie regelmäßige Correspondenzberichte zu bringen pflegen, keine spärlicher vertreten ist als unsere vielgepriesene Lindenstadt, die doch jedenfalls als Wiege und Heimat Ihres Blattes gelten darf. Freilich hat unsere gute Stadt in der gesammten deutschen Zeitungspresse so ziemlich dasselbe Schicksal: es wird in den außerhalb Sachsens erscheinenden Zeitungen außerordentlich wenig von ihr gesprochen und wenn das auch, nach einem bekannten Sprichwort, ein ganz gutes Zeugniß für unser Wohlbefinden ist, so hat es doch andererseits etwas Auffälliges und scheint mir charakteristisch nicht nur für den Zustand der heutigen Journalistik, sondern sogar auch für die Stellung, die Handel und Gewerbe noch immer bei uns einnehmen, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch in der Schätzung der Literatur, daß die beiden bedeutendsten Handelsstädte Deutschlands, Leipzig und Hamburg, in unserer periodischen Presse, natürlich mit Ausnahme solcher Blätter, die ausschließlich oder doch vorzugsweise dem Handel und seinen Interessen gewidmet sind, noch immer eine so höchst bescheidene Rolle einnehmen. Denn auch unsere Schwesterstadt am Ausfluß der Elbe theilt mit uns dasselbe Schicksal. Auch von ihr, deren Flagge in den fernsten Häfen gekannt ist und die alljährlich Tausende von Schiffen in alle Meere entsendet, ist in den der Literatur und überhaupt der wissenschaftlichen Unterhaltung gewidmeten Blättern nicht halb soviel die Rede als z. B. von irgendeinem Flachsenfingen, das vielleicht kaum den zehnten, ja den zwanzigsten Theil

der Einwohner zählt wie Hamburg oder Leipzig, dafür aber sich des Vorzugs erfreut, eine Residenz zu sein oder vielleicht auch nur vor Zeiten gewesen zu sein. Ist das wirklich nur eine aristokratische Laune der Presse? Oder liegt es vielleicht daran, daß die Interessen der Kunst und Wissenschaft, überhaupt die allgemein menschlichen Interessen in diesen reichen und mächtigen Handelsstädten nicht so und nicht in dem Maße vertreten werden, wie man es nach ihrem Reichthum und dem Range, den sie in der kaufmännischen Welt einnehmen, erwarten sollte?

Indem ich diese Frage, deren Beantwortung sich für mich als Bewohner einer der beiden in Rede stehenden Städte natürlich nicht geziemt, dahingestellt sein lasse, bin ich nur erfreut, Ihnen wenigstens so viel sagen zu können, daß das vorhin citirte Sprichwort, wonach diejenigen Weiber die besten und diejenigen Länder und Städte die glücklichsten sind, von denen am wenigsten gesprochen wird, auf uns allerdings seine ganz passende Anwendung findet. Leipzig hat die verhängnißvolle Zeit, die der Handel der gesammten Welt soeben durchzumachen gehabt hat, in der That mit bewundernswerthem Glücke durchgemacht; einen einzigen Fall ausgenommen, wüßte ich Ihnen von hier aus von keinem einzigen namhaften Bankrott zu melden und auch dieser eine Fall hat in dem berliner „Kladderadatsch", der von Zeit zu Zeit so freundnachbarlich ist, das Holz, aus dem er seine Pfeile schnitzt, auch von uns zu entnehmen, seine entsprechende Stelle gefunden. Die unlängst beendete Neujahrsmesse war freilich eine der schlechtesten, die wir seit Jahren gehabt haben. Doch ist Leipzig beim Ausfall der Messen im Grunde weit weniger betheiligt, als man auswärts meinen möchte; die Gewölbemiethen, die Lagermiethen und sonstigen Spesen bleiben dieselben, der fremde Verkäufer mag seine Rechnung finden oder nicht. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß, was der Verkäufer verliert, dem Käufer zu Gute kommt; das plötzliche und allerdings sehr bedeutende Sinken der Preise für Leder-, Tuch-, Seiden- und andere Waaren, das unserer letzten Messe solchen übeln Ruf bereitet hat, ist von den Einkäufern im Gegentheil sehr angenehm vermerkt worden und auch das Publikum in und außer Leipzig, denk' ich mir, wird nicht gerade böse sein, wenn z. B. ein Paar Stiefeln in Zukunft etwas weniger kostet als die Monatseinnahme eines Dorfschulmeisters, d. h. eines gut besoldeten. Unsern Wirthshäusern und sonstigen Vergnügungsörtern wenigstens war von der vielbeklagten schlechten Messe nichts anzumerken; amüsiren wollen und müssen die Meßbesucher sich nun einmal, das sind sie von Alters her so gewohnt, ja bei vielen ist es, wenn nicht der einzige, doch der vornehmste Zweck, weshalb sie überhaupt herkommen und wenn man nicht aus Vergnügen ins Wirthshaus geht, nun gut, so thut man es, um sich die Sorgen zu vertreiben. ...

Nur unser Theater war während der Messe allerdings weniger besucht, als es sonst in dieser Zeit zu sein pflegt. Doch beschränkt diese Erscheinung sich keineswegs auf die Meßzeit allein, vielmehr tritt sie außerhalb derselben sogar noch deutlicher hervor. Gewisse Theaterreferenten möchten die Schuld davon gern dem Publikum aufbürden; der Geschmack unsers Publikums, behaupten sie, habe sich dermaßen verschlechtert, daß kein tüchtiges Theater mehr bestehen könne. Zum Beleg dafür berufen diese Stimmen sich gern

darauf, daß unser Schauspielhaus bei sogenannten classischen Stücken in der Regel eine schauderhafte Leere zeigt, während Opern und Possen wenigstens von Zeit zu Zeit erträglich volle Häuser machen. Sie vergessen dabei nur zu sagen, diese guten Männer und schlechten Kritiker, wie diese classischen Stücke bei uns jetzt aufgeführt werden und daß Oper und Posse in der That das einzige sind, was man als Mensch von einigem Geschmack noch sehen kann, und auch das gilt für die Oper meistentheils nur, wenn unsere sehr unzulänglichen heimatlichen Kräfte durch Gäste von auswärts unterstützt werden. Eine fernere traurige Thatsache ist, daß, während unser Stadttheater meist leer steht, eine herumziehende Bande der untersten Ordnung, eine echte „Schmiere", die dicht vor den Thoren unserer Stadt, in Neuschönefeld gaukelt, in der Regel vor Bänken spielt, die unter der Last der Zuschauer zu brechen drohen. Aber beweist nicht gerade diese Thatsache, daß der alte Theatersinn, durch den das hiesige Publikum vor Zeiten mit Recht so berühmt war, unter uns noch keineswegs ausgestorben ist, sondern daß es ihm blos an derjenigen Befriedigung mangelt, die er mit Recht verlangt? Wenn ich nach Neuschönefeld gehe, so weiß ich zum voraus, was ich zu erwarten habe: eine Posse, einerlei was auf dem Zettel steht, ob Lust- oder Trauerspiel. In unserm Stadttheater dagegen wird auch manches zur Posse, was wenigstens auf diesen Bretern nicht dazu dienen sollte: ist es da nicht ganz in der Ordnung, daß das Publikum sich dahin wendet, wo es sein possenhaftes Vergnügen am reinsten und ursprünglichsten erhält und wo es, wie in Neuschönefeld, noch obenein das Recht hat, selbst mitzuspielen? — Es mag ganz wohlgemeint sein von der Direction unsers Stadttheaters, daß sie Stücke wie Schmidt's „Columbus", Heinrich von Kleist's „Prinz von Homburg", „Die Braut von Messina" ꝛc. zur Aufführung bringt. Aber mit dem guten Willen ist es nicht abgethan, in der Kunst so wenig wie irgendwo. Die Kräfte, die unser jetziges Stadttheater für derartige Stücke aufzubieten hat, sind durchaus unzulänglich; unter dem gesammten Personal, wie es augenblicklich ist, befindet sich auch kein einziger, der des tragischen Tons wirklich Herr wäre, ja der nur eine Ahnung davon hätte, was das Drama höhern Stils vom Darsteller eigentlich verlangt. Unsere Schauspieler sind durch die Sommerbühne und die sonstige Misère unsers heutigen Theaterlebens in Grund und Boden verdorben; sie spielen alle nur noch für die Galerie; statt zu declamiren, schreien sie, wo sie pathetisch sein wollen, stampfen sie mit den Füßen und ballen die Fäuste. Von solchen Schauspielern wollen wir keine Braut von Messina und keinen Prinzen von Homburg sehen — oder wenn wir sie einmal sehen wollen, wenn der Kitzel, das Erhabene ins Lächerliche travestirt zu sehen, uns befällt, nun gut, so gehen wir eben nach Neuschönefeld...

Verargen Sie es mir übrigens nicht, daß ich mich solange bei dem Zustande unsers Theaters verweile. Ich weiß, daß Sie dieses Thema nicht lieben oder ihm doch nicht gern einen allzu großen Raum zugestehen. Indessen für eine Stadt wie Leipzig, wo das öffentliche Leben sich im übrigen fast nur auf die Bierstuben beschränkt — und man muß sie gesehen haben, diese leipziger Bierstuben, mit ihren stereotypen Schweinsknöchelchen mit Meerrettig und ihren ebenso stereotypen Gesprächen, um zu wissen, was

eine loyale Oeffentlichkeit heißt — für eine Stadt wie Leipzig, sage ich, ist das Theater wirklich ein Gegenstand von culturgeschichtlichem Interesse und wenn dasselbe nun so im Verfall ist wie gegenwärtig bei uns, so ist das wirklich als eine Art öffentlicher Calamität zu betrachten. Denn was unsere Stadt sonst an öffentlichen Vergnügungen bietet, ist nur sehr gering, weit geringer, als man von einer Stadt erwarten sollte, die Goethe ehedem als Klein-Paris feierte, eine Aeußerung, die mir von jeher mehr ironisch als ernsthaft gemeint vorgekommen ist und die ich mir nur zu erklären vermag, indem ich mich erinnere, daß sie dem — Teufel in den Mund gelegt ist. Die Gewandhausconcerte behaupten sich in ihrem ererbten Rufe, sind jedoch ihrer ganzen Einrichtung nach zu exclusiv, um als eigentliches öffentliches Vergnügen gelten zu dürfen. Für die bekannten Maskenbälle im Hôtel de Pologne paßt diese Bezeichnung allerdings, sogar in einer Ausdehnung, die auch wieder nicht jedermanns Sache ist....

Unter den öffentlichen Angelegenheiten ernsterer Art nimmt die begonnene planmäßige Erweiterung unserer Stadt, insbesondere der theilweise Umbau unserer Promenade unstreitig die erste Stelle ein. Die Sache hat viele und heftige Gegner gefunden und allerdings ist der gegenwärtige Anblick des weiten öden Platzes mit den kaum erst abgesteckten Wegen und den Besenreisern, die erst künftighin zu Bäumen emporwachsen sollen, ziemlich unerfreulich. Indessen wird dieser unschöne Anblick mit der Zeit verschwinden, die Vortheile aber, die der Bequemlichkeit und der Gesundheit der Bevölkerung aus der Beseitigung des alten feuchten Stadtgrabens erwachsen, werden nicht nur bleiben, sondern werden von Jahr zu Jahr zunehmen und auch den Urhebern dieser Umwandelung werden sie gewiß noch dereinst eine verspätete, aber darum nicht minder herzliche Anerkennung ihres patriotischen Strebens verschaffen. — Unser neues Museumsgebäude, das bekanntlich bestimmt ist, das reiche Schletter'sche Vermächtniß aufzunehmen, steht äußerlich in der Hauptsache vollendet da; es ist ein stattliches Gebäude, das unserer an derartigen Zierden nicht eben reichen Stadt zum dauernden Schmuck gereichen wird. Leider haben die Väter der Stadt in übelangebrachter Sparsamkeit die Mittel zum innern Ausbau des Museums dermaßen beschnitten, daß die ursprünglichen Intentionen des Baumeisters (das Gebäude ist bekanntlich ein Werk des Professors Lange aus München, der auch persönlich die Ausführung des Baus leitet) manche unerfreuliche Beschränkung erleiden werden. Gewiß ist Sparsamkeit ein treffliches Ding und namentlich die Väter der Stadt, die in einen gar weiten Säckel greifen, der aber nicht ihr eigen ist, sollen sich dieselbe empfohlen sein lassen. Aber keine Regel ohne Ausnahme und hier, dächte ich, wo es sich darum handelte, einem Geschenk von fast beispielloser Freigebigkeit, dem Geschenk eines edlen kunstsinnigen Bürgers eine dauernde Stätte zu gründen, hier, dächte ich, wäre gewiß Gelegenheit zur Ausnahme gewesen.

In den buchhändlerischen Kreisen unserer Stadt herrscht diejenige Stille, welche diese Monate zunächst vor der Ostermesse allemal charakterisirt. Unsern Verlegern geht es da wie den jungen Frauen, wenn sie in die Wochen kommen sollen: die einen verschwören es, sich jemals wieder in so interessante Situationen einzulassen und die andern, jemals wieder ein Buch zu verlegen.

Indessen wenn die Katastrophe überstanden ist, so pflegen die einen wie die andern mit sich handeln zu lassen. — Nur in unserer Journalistik herrscht eine ungewöhnliche Regsamkeit; nicht weniger als drei neue Journale sind bei uns mit Beginn des Neuen Jahres ins Leben getreten. Zwei davon, das „Jahrbuch der Literatur und Kunst“ von Marbach und Schmiedt und den bei Brockhaus erscheinenden „Centralanzeiger für Freunde der Literatur“ haben Sie, wie ich sehe, bereits erwähnt. Aber auch das dritte neue Unternehmen verdient Ihren Lesern wenigstens genannt zu werden, schon wegen seiner Neuheit. Es ist nämlich eine amerikanische Monatsschrift, die gleichzeitig in Boston und Leipzig erscheint; dieselbe führt den Titel: „The Atlantic Monthly“ und zählt unter ihren Mitarbeitern Männer wie H. H. Prescott, R. W. Emerson, W. C. Bryant, H. W. Longfellow auf, auch die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“, Frau Beecher-Stowe nicht zu vergessen.

Wenn ich schließlich des unangenehmen Streits erwähne, der sich zwischen dem hiesigen Schillervereine und der Schillerstiftung zu Dresden wegen eines „der leipziger Schillerstiftung“ aus Baiern her zugeschriebenen Vermächtnisses erhoben hat, so geschieht es nur, um gleichzeitig mit dem Bedauern, daß eine so verdrießliche Angelegenheit überhaupt vor das Forum der Oeffentlichkeit gelangt ist, den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, daß die streitenden Parteien es nicht erst zum richterlichen Spruche kommen lassen, sondern sich vorher in Friede und Güte einigen werden. Die 2000 Gulden, auf welche das Vermächtniß sich beläuft, sind allerdings ein Gegenstand, aber der Name Schiller's und die Achtung der Nation, deren Theilnahme weder der hiesige Verein noch die dresdener Stiftung entbehren kann noch mag, sind auch etwas; das hoffe ich, werden die Herren bedenken und werden, wie gesagt, Frieden schließen, solange es noch Zeit ist.

Aus Braunschweig.

Anfang Februar 1858.

Kr. Braunschweig hat das Schicksal, auswärts hauptsächlich nur durch seine nachgerade etwas mythisch gewordene Mumme und seine Schlackwürste bekannt zu sein. Ehedem kam dazu als dritte Merkwürdigkeit noch die braunschweiger Messe: doch ist von dem Glanz dieser letztern nicht viel übrig geblieben und die ungünstigen Umstände, unter denen die diesjährige Messe soeben eröffnet ward, sind am allerwenigsten geeignet, den alten Ruhm derselben wieder herzustellen. Zwar ist der Himmel nach langen Sturm- und Regentagen endlich wieder klar geworden, mäßiger Frost bei hellem Sonnenschein erfreut Jagdliebhaber und Schlittschuhläufer und auch die Schöne Welt kann behaglich in den Straßen auf- und abpromeniren, das Neueste der Messe in Augenschein zu nehmen. Desto dichter ist der Nebel, der in Folge der allgemeinen europäischen Geldkrisis auch bei uns auf Handel und Wandel lastet. Daß der Ausfall der gegenwärtigen Messe nicht besonders sein würde, darauf war man gefaßt. Dennoch ist die Zahl der ausgebliebenen Verkäufer größer, die Zahl der Kauflustigen kleiner, als man erwartet hatte. Es sind meist nur kleine Lager am Platze, aus denen gegen baare Zahlung zu bedeutend ermäßigten Preisen verkauft wird. Leider jedoch sind auch bei uns noch immer mehr Wechsel als baares Geld im Umlauf und während

man früher mit der Annahme von Papieren am hiesigen Platze eben nicht schwierig war, so hält es jetzt ungemein schwer, dergleichen unterzubringen, es wäre denn, daß man die Sicherheit mit Händen greifen kann. Auch in den Vergnügungslokalen geht es unter diesen Umständen sehr still her; selbst die armen Bergmusikanten nebst den Ueberresten der Bande von dem Admiralschiff der ehemaligen deutschen Flotte ziehen fröstelnd durch die Straßen und haben Mühe, ihr kärgliches Dasein zu fristen. Nur die Landleute oder, wie sie sich lieber nennen hören, Gutsbesitzer oder doch mindestens Oekonomen, zeigen auch bei dieser Gelegenheit wieder, in wessen Händen das Geld im Lande eigentlich ist; „wie hebet et ja", ist ihr Wahlspruch und damit reichen sie ohne zu zählen ihren mehr glänzend als geschmackvoll geputzten Töchtern eine Hand voll harter Thaler hin, damit zu kaufen was ihnen gefällt, nur daß es ja vom Besten ist und namentlich vom Theuersten.

Welch ein Unterschied zwischen diesen jetzigen Messen, die sich von einem mäßigen Jahrmarkt nur noch wenig unterscheiden, und jenen mittelalterlichen Zeiten, da die alte Welfenstadt dem Hansabunde angehörte und der Sitz eines ebenso lebhaften wie einträglichen Handels war! Das Aeußere unserer Stadt freilich hat sich verhältnißmäßig nur wenig geändert; noch jetzt sieht man es der Mehrzahl unserer Häuser an, daß hier einst ein Geschlecht kernhafter Bürger wohnte, deren höchster Stolz Selbständigkeit und Unabhängigkeit war und die im Nothfall auch die Fäuste zu gebrauchen wußten, dieses ihr höchstes Kleinod zu vertheidigen. Auf architektonische Schönheit und Regelmäßigkeit wurde dabei allerdings nicht gesehen. Unsere Vorfahren bauten sich ihre Häuser nach Willen und Bedürfniß, nicht nach einem von der Verschönerungscommission geprüften Plan. Die gerade Linie ist in unsern Straßen eine Seltenheit, die meisten gehen krumm und schief durcheinander, ohne eine Spur von künstlichem Plan oder irgendsonst berechneter Anlage. In einzelnen Straßen, namentlich da, wo sie im Rücken von der Oker berührt werden, sind die Häuser förmlich durcheinander gewürfelt. Es sind kleine armselige Hütten, kaum dem dringendsten Bedürfniß genügend; sie erinnern mich häufig an die Baracken am Meeresstrande von Neapel, auch haben sie gleich jenen allem Vermuthen nach Fischern zur Wohnung gedient, welche hier schon in alten Zeiten eine eigene Zunft ausmachten und höchst wahrscheinlich die ersten Ansiedler unserer Stadt waren. Erst als mit dem Aufblühen des Handels, namentlich aber mit Einrichtung der Messen die Frachtfuhren in immer bedeutendern Zügen von der Nordsee herab und aus dem Innern Deutschlands heraufkamen, um in Braunschweig aus- oder umgeladen zu werden, entstanden auch größere und ansehnlichere Häuser in den vom Innern des Ringes sich ungeregelt ausdehnenden Gassen. Da erhoben sich auch jene großen Waffenschmieden, die man noch jetzt an ihrem rußigen Aeußern deutlich erkennt. Die kleinern Gebäude in ihrer Nachbarschaft mächtig überragend, gipfelten sich ferner die Häuser der Brauer auf, die immer zahlreicher wurden, besonders da sie zugleich als Herberge für die vielen Fremden aller Stände dienten, die Braunschweig von nah und fern besuchten. Auch das Getränk, das in diesen Häusern gebraut ward, stand weit und breit in bestem Ruf. Noch jetzt ist eins derselben dadurch berühmt, daß daselbst für Rechnung des Landgrafen von Hessen mehrere Ohme starkes Bier als Geschenk für Doctor Luther angekauft wurden; das

Original eines darüber ausgefertigten Dankschreibens wird noch jetzt in Kassel aufbewahrt. Das Leben unserer Altvordern in ihrer reichsstädtischen Behaglichkeit läßt sich noch jetzt gar trefflich studiren in diesen Häusern der alten Brauergeschlechter, der Mumme, Nettelbeck, Negenborn ꝛc., mit ihren Holzschnitzereien und ihrer ganzen behäbigen Einrichtung. Ich brauchte vorhin das Wort Verschönerungscommission. Eine solche ist jetzt auch bei uns zusammengetreten mit der ebenso lobenswerthen wie schwierigen Absicht, Braunschweig in seinem äußern Ansehen und namentlich in seinen Wohnungen zu regeneriren. Baufällige Häuser werden angekauft und eingerissen, theils um neue geschmackvolle Gebäude dafür aufzuführen, theils um, wo es irgend thunlich, Bäume anzupflanzen und Rasenplätze anzulegen, die im Innern der engen winkeligen Stadt doppelt angenehm überraschen. Ein modernes Ansehen wird Braunschweig freilich mit alledem niemals erlangen und das wollen wir uns denn auch recht lieb sein lassen, indem diese Alterthümlichkeit, die sich gegenwärtig in dem Ansehen unserer Stadt kundgibt, denn doch auch ihre eigenthümlichen und nicht gering zu schätzenden Reize hat. Eine bedeutende Verschönerung wird unsere Stadt durch den bevorstehenden Neubau des Theaters erhalten. Das gegenwärtige Gebäude ist zwar im Innern noch ziemlich gut erhalten, dagegen läßt sein gebrechliches Aeußere allerdings wünschen, daß der beabsichtigte Neubau, der, wie man hört, sich im herzoglichen Park erheben soll, recht bald zu Stande komme. Vorläufig haben die eben versammelten Landstände 450,000 Thlr. dazu bewilligt, eine Summe, mit der sich denn schon etwas ausrichten läßt.

Was die künstlerischen Leistungen unserer Bühne betrifft, so haben dieselben unter Leitung des von Wiesbaden zurückberufenen Hrn. Schütz einen bedeutenden Aufschwung genommen. Dem unermüdlichen Eifer dieses ebenso gebildeten wie sachkundigen Mannes ist es gelungen, die sehr in Verfall gerathene Anstalt in kurzer Zeit dermaßen wiederherzustellen, daß rasch nacheinander fast unser ganzes classisches Repertoire mit einer Präcision und demnach auch mit einem Erfolg zur Aufführung gebracht werden konnte, wie man es hier seit Jahren nicht mehr gekannt hatte. Unter den vorgeführten Novitäten mache ich „Anna von Walseck“ namhaft, das neueste Werk des Verfassers des „Robespierre“, der „Girondisten“ ꝛc., das sowol hier als auf dem Hoftheater in Wolfenbüttel mit vielem Beifall zur Darstellung gebracht ward. Die bevorstehende Aufführung von Glaser's „Galilei“ haben Sie, wie ich sehe, bereits erwähnt; ein Erstlingsstück desselben Verfassers „Henning Brabant“, das im vorigen Jahre hier aufgeführt ward, hat ein günstiges Vorurtheil für denselben erweckt und sieht man seiner neuen Arbeit mit Spannung entgegen. Seit kurzem haben wir auch ein italienisches Ballet erhalten; die mimischen Vorstellungen, die dasselbe einige male wöchentlich gibt, sind die Wahrheit zu sagen mittelmäßig genug, haben aber beim Publikum doch so viel Beifall gefunden, daß eine französische Schauspielergesellschaft, die hier seit mehrern Wintern spielte, das Feld davor hat räumen müssen. Ob und was wir dabei gewonnen oder verloren, wage ich nicht zu entscheiden; auch wird der Unterschied vermuthlich nicht sehr erheblich sein....

Notizen.

Aus Freiberg in Sachsen wird der ebendaselbst am 22. Januar erfolgte Tod des Professors der Hüttenkunde, Oberbergrath Karl Friedrich Plattner gemeldet. Der Verewigte war einer der berühmtesten und verdientesten Forscher auf dem für die Metallarbeit und somit für die ganze moderne Technik so wichtigen Gebiet der Löthrohrkunde. Geboren in der Nähe von Freiberg 1799, kam er 1816 als Schüler auf die dortige Bergakademie, der er dann ununterbrochen von Vollendung seiner Studien bis an seinen Tod als Lehrer angehörte. Die bekanntesten und geschätztesten unter seinen Schriften sind „Die Probirkunst und das Löthrohr" (1853 in dritter Auflage erschienen, auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt) und die 1849 erschienenen „Beiträge zur Erweiterung der Probirkunst".

In München sind die Vorlesungen für gebildete Zuhörer, die seit einer Reihe von Jahren alljährlich im Hörsaal des chemischen Laboratoriums stattfinden, und die recht eigentlich das neue München repräsentiren, auch für diesen Winter wieder eröffnet worden. Das Programm führt folgende Redner in alphabetischer Reihenfolge auf: Bischoff, über den Unterschied von Mensch und Thier; Bluntschli, über das Verhältniß der Freiheit zum Recht; Bodenstedt, über Green und Marlowe als Vorläufer Shakspeare's; Carriere, über die Phantasie; Heyse, über Vincenzio Monti; Jolly, über die Wärmequellen der Erde; Knapp, über den Zusammenhang von Theorie und Praxis; Kobell, Jagdhistorisches über Raubwild; Liebig, über das mechanische Aequivalent der Wärme; Löher, über die Dichterin Hroswitha; Pettenkofer, über Gasbeleuchtung; Riehl, die Volkskunde als Wissenschaft; Seidel, über Lichtverhältnisse am Sternenhimmel; Sybel, über die Kreuzzüge; Völderndorf, über die Assisen von Jerusalem.

Ludwig Rellstab in Berlin hat nach längerer Pause einen großen historischen Roman vollendet; derselbe spielt zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, und wird in fünf Bänden bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen. Auch Gutzkow's neuer, gleich den „Rittern vom Geiste" auf neun Bände angelegter Roman schreitet, dem Vernehmen nach, rüstig vorwärts; der Schauplatz desselben soll hauptsächlich in Köln am Rhein, ferner in Wien und Italien sein, wie der Verfasser denn überhaupt in dem Ganzen gewissermaßen ein katholisches Gegenbild zu den überwiegend protestantischen Zuständen und Tendenzen der „Ritter vom Geiste" zu geben beabsichtigen soll. Berthold Auerbach ist, Briefen aus Dresden zufolge, neuerdings mit einer dramatischen Arbeit beschäftigt; ein früheres, in Zeitungsberichten mehrfach erwähntes Stück „Der Wahlbruder" scheint er gänzlich zurückgezogen zu haben.

Von Macaulay's berühmter „Geschichte Englands" sind den englischen Journalen zufolge wiederum zwei Bände vollendet, die demnächst die Presse verlassen werden. Von Hegel's „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" ist eine Uebertragung ins Englische von Sebree erschienen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mythotherpe.

Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch.

Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann.

Herausgegeben von **Amara George.**

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Eine höchst interessante Sammlung aus dem Sagenschatz sowol der alten als der neuen Völker in Uebersetzungen von Amara George, Daumer und Kaufmann. Die Dichter beabsichtigten das Reich der Mythe und Sage, von ihrer Entstehung an bis zu den noch heute im Volksmunde lebenden Nachklängen, zu ergründen und dem deutschen Volke aus jeder Literatur das Beste darzubieten. Ihr Werk ist das Resultat gewissenhafter Forschungen in geschmackvollster Auswahl.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Dritte Auflage. Zwei Theile. **Miniatur-Ausgabe.**

Gebunden in Leinwand 2 Thlr., in Leder 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Album, dessen dritte Auflage bald nach dem Erscheinen der beiden ersten nöthig wurde, ist in dieser gänzlich umgearbeitet worden und bietet in der jetzigen höchst sorgfältigen Auswahl wirklich das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Einband geschmackvoll, der Preis sehr mäßig. Dieses Album eignet sich somit besonders auch zu Geschenken.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Zucker-Rüben-Samen ꝛc.

Ich offerire echtesten veritablen **Zucker-Rüben-Samen** Prima-Qualität 1857er eigener Cultur und von anerkannt zuckerreichsten Rüben gewonnen, unter vollster Garantie für Echtheit und Keimfähigkeit bei **billigster** Preisnotirung.

Ebenso empfehle ich mich zu werthen Aufträgen auf alle **Gemüse-, Oekonomie-, Gras-, Holz-, Blumen-Sämereien** ꝛc. eigener Cultur, wovon ich das reichhaltige Preisverzeichniß auf Verlangen gratis verabreiche.

Heinrich Mette,

Samen-Cultivateur en gros in Quedlinburg im Königreich Preußen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 8.** 18. Februar 1858.

Inhalt: Eine neue Jungfrau von Orleans. Von **Victor Cherbuliez.** — Ueber Ernst Curtius' „Griechische Geschichte". Von **Ludwig Roß.** II. — Gedichte. I. Neue Gedichte. Von **Hermann Lingg.** 1. Enaksſöhne. 2. Abendwolken. 3. Wodan. 4. Im Colosseum. 5. Felsenöde. 6. Friedhof. II. Drei Gedichte. Von **Maximilian Beilhack.** 1. Weihnachtswanderung. 2. Der Dampfwagen. 3. Freudvoll und leidvoll. III. Hymnen der Nacht. Von **Robert Prutz.** I—III. — Literatur und Kunst. Reiseliteratur. (Ida von Düringsfeld, „Aus Kärnten"; Rodenberg, „Ein Herbſt in Wales"; Passarge, „Aus dem Weichſeldelta".) — Correſpondenz. (Aus Jena.) — Notizen. — Anzeigen.

Eine neue Jungfrau von Orleans.

Von

Victor Cherbuliez. *)

„Jeanne Darc. Drame historique en 5 actes et en prose. Par Daniel Stern." (Paris 1857.)

Mit der ſchauerlichen Hinrichtung der Jungfrau von Orleans um 1431 waren die Qualen ihres peinlichen Martyrthums noch nicht zu Ende. England raubte ihr das Leben, ließ aber ihren Ruhm ungeſchmälert, und im Angeſichte des Scheiterhaufens ſelbſt, der dieſen

*) Der Verfaſſer des nachſtehenden Aufſatzes iſt ein junger Gelehrter aus Genf, der jedoch ſeine geiſtige Bildung in Deutſchland vollendet und ſich namentlich in Berlin mit dem Studium der deutſchen Philoſophie beſchäftigt hat. Wiewol der deutſchen Sprache vollkommen kundig, hat er dieſe nur für Deutſchland beſtimmte Kritik der „Jeanne Darc" von Daniel Stern doch durch einen der berühmteſten und ſprachgewandteſten deutſchen Gelehrten, durch den dieſelbe uns auch zum Abdruck vermittelt ward, revidiren laſſen. Wir glauben unſern Leſern eine willkommene Gabe damit zu bieten, da es jedenfalls von Intereſſe ſein muß, das Werk einer Franzöſin durch einen in Deutſchland gebildeten Genfer beleuchtet zu ſehen, zumal wenn dies Werk ſelbſt einen Gegenſtand betrifft, der ſo populär iſt, wie die Geſchichte der Jungfrau von Orleans es durch Schiller bei uns geworden. Auch die kritiſchen Seitenblicke, die der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit auf das Schiller'ſche Drama wirft, verdienen, ſelbſt wo man mit dem Reſultat dieſer Prüfung im einzelnen nicht ganz einverſtanden ſein

„reinen und unbefleckten" Leib verzehrte, rief ein Geheimschreiber Heinrich's VI. laut: „Wir sind verloren, wir haben eine Heilige verbrannt." Grausamer noch verfolgte Frankreich das hehre Bild; es überhäufte das Andenken der Martyrin bald mit den rohen Huldigungen einer grotesken Bewunderung, bald mit der ätzenden Lauge von Hohn und Spott, und häufte Lächerlichkeit und Schmach auf diejenige, die aus Liebe zu ihrem Vaterlande den Tod nicht scheute.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts that ihr der ehrenwerthe Jean Chapelain die unerträgliche Beleidigung an, in einem Gedichte von 24 Gesängen ihr Lob zu singen, welches Verse wie die folgenden enthält:

L'Anglais sur elle tonne et tonne à grands éclats,
Mais pour tonner sur elle, il ne l'étonne pas.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Jungfrau von Orleans besingen ist fürwahr ein sonderbarer Einfall! Keine Zeit war weniger fähig, die großartigen Erscheinungen des Mittelalters zu würdigen und zu empfinden. Wo die Jason und die Nikomedes die allgemeine Gunst genossen, waren die einzig möglichen Pastorellen nur die bebänderten Schäferinnen, die an den zaubervollen Ufern des Signon seufzten. Noch mehr als der Geist seines Jahrhunderts war dem Unternehmen Chapelain's der Geist Chapelain's selbst entgegen. Trockener und frostiger hat noch kein Dichter gereimt. Aus Geiz, wie man weiß, lebte Chapelain des Winters in ungeheizter Stube. Ménage hatte sich mit ihm überworfen, und wie er ihn nach 12 Jahren wieder besuchte, fand er die erloschenen Brände noch im Kamin, die er dort vor 12 Jahren gesehen hatte. Dieses trübselige Gemach war nicht angethan, die eingefrorene Ader des Akademikers wieder in Fluß zu bringen. Man zittert vor Kälte in der Nähe der Pucelle und möchte mit St.-Pavin ausrufen:

---

sollte, doch als Zeugniß für die fortdauernde Beachtung, die unsere großen Dichter auch im Auslande finden, die volle Aufmerksamkeit des Lesers. Auch seine Auffassung Shakspeare's mag sich selbst vertheidigen. Dagegen beruht dasjenige, was der Herr Verfasser auf Grund einer angeblichen Aeußerung Vischer's über eine mögliche, sogar wünschenswerthe Verbindung der Kunstarten des Sophokles und Shakspeare äußert, offenbar auf einem Misverständiß des von ihm citirten Autors. Ein geistvoller, als Dichter und Schriftsteller ebenfalls im besten Rufe stehender Freund, der von dem Manuscript Einsicht genommen hatte, schreibt uns darüber: „Daß der Synkretismus nichts taugt, weiß Vischer natürlich auch; seine Meinung wird aber sein, daß künftighin echte dramatische Poeten aus sich selbst heraus und ganz natürlicherweise im Bau ihrer Stücke sich mehr der Einfachheit des Sophokles nähern werden, indem sie zugleich für Zeichnung der Charaktere ihr Musterbild in Shakspeare erblicken. Ueberhaupt: wenn Kunstphilosophen der Zukunft ein Ideal stellen, so rechnen sie nicht auf Fabrikanten, sondern auf poetische Genies; wenn solche Genies kommen, wollen sie eigentlich sagen, so werden ihre Schöpfungen eben diesen Charakter tragen." D. Red.

Rarement on ira chez elle
Quand on voudra se réjouir.

Noch verderblicher war der Heldin von Vaucouleurs das folgende Jahrhundert. Chapelain ließ sie in festlich-barockem Schmucke vor dem Publikum paradiren; Voltaire schleifte sie in boshaft aufgeregtem Humor zu den Gemonien. In seinen Augen hatte sie zwei unverzeihliche Fehler: sie war in ein mystisches Halbdunkel gehüllt und die Legende hatte ihre Geschichte ins Ungeheuerliche auseinander getrieben und ausgeschmückt. Die unerbittliche Geißel der Gothik war im Verhöhnen und Verachten dieses edeln und keuschen Wesens ohne Mitleid und ohne Scham. Vergeblich bemüht Voltaire sich, seine Niederträchtigkeiten mit der Autorität eines Pulci, eines Bojardo und eines Ariost zu rechtfertigen. Die Muse gesellt sich mit Freuden zu den leichtfertigen Petulanzen einer üppig aufgeregten Phantasie; sie sieht mit Beifall dem ritterlichen Lanzenbrechen gegen die Thorheiten dieser Welt zu; aber sie verdammt die giftigen, mit den niedrigsten Possen pikant gemachten Lästerungen. Was dem burlesken Gedichte des Patriarchen von Ferney am meisten fehlt, ist eben die natürliche Heiterkeit; der Scherz ist ätzend, herbe, carikirt; die schöpferische Einbildungskraft und die dem Geiste Voltaire's angeborene, die Bitterkeit der Leidenschaft vielfach mildernde Anmuth und Grazie fehlen ganz.

Wer an Voltaire als Dichter nicht irre werden will, beeile sich, diese traurige und schale Epopöe zu vergessen und wiederholt die köstliche Epistel „An meine theure Rosalie", den „Pauvre diable", den „Mondain", den „Zadig" und den „Ingénu" zu lesen.

Den Höhepunkt des Unrechts und der Mishandlung, die ein herbes Loos auf die arme Johanna häufte, hat endlich unser Jahrhundert erreicht. Und es ist wahrhaft nicht die Schuld der Herren d'Avrigney und Soumet, wenn das Andenken derselben unter dem erbärmlichen Schutte zweier classischen Tragödien und einiger tausend schaler Alexandriner nicht auf immer begraben blieb. Wahrhaft die ausgesuchteste und qualvollste aller Grausamkeiten! Denke man sich dieses bescheidene Mädchen, „paupercula bergereta", verurtheilt, vor dem pariser Publikum auszurufen:

Ah! fern von den glücklichen Ufern, Zeugen meiner Kindheit,
Fern von den geliebten sterblichen Urhebern meiner Geburt,
Wenn ich, große Götter! meine Geschicke enden müßte!
Hätte ich doch wenigstens mit den Waffen in der Hand,
Unter den Mauern von Compiègne, auf dem Gipfel des Ruhms
Durch einen glanzvollen Tod mein Andenken ehren mögen!
Aber leider!
Betend für meine Aeltern, mein Land und meinen König,
Schmachte ich fremd der ganzen Natur,
Benetze ich mit Thränen meine traurige Kost...
Niedriges Dach der Hirten, warum habe ich dich verlassen?

Aber endlich ist die Stunde der Wiederherstellung doch gekommen! Ausgezeichnete Forscher haben die Chroniken und Documente bestaubter Archive durchsucht und diese wunderbare, durch Thorheit, Uebelwollen und Schöngeisterei abenteuerlich verkümmerte Gestalt wieder in das wahre Licht hervorgezogen. Indem sie den falschen Legendenflitter und die lächerlichen Umhängsel der Rhetorik wegfegten, gossen sie um ihre Stirn wieder jenen heiligen Lichtglanz, der die Augen einer profanen und giftigen Kritik geblendet hatte. Wiederauferweckt durch ihren magischen Pinsel ist uns Jeanne Darc in ihrer wahren Gestalt erschienen. Wir lernten sie kennen, lieben, bewundern: und um das Werk zu vollenden, hat jetzt ein ausgezeichneter Schriftsteller mit Hülfe der Vorarbeiten diese zu lange verkannte Nationalheldin der französischen Kunst wiedergegeben und ihr ein Todtenopfer gebracht, welches die erzürnten Manen versöhnen wird.

Vielleicht meint man, Daniel Stern habe Großes gewagt, der französischen Bühne ein Thema wieder zuzuwenden, dessen sich ein großer deutscher Dichter siegreich bemächtigt und als Zeichen des Eigenthums ihm den Löwenstempel aufgedrückt hat. Vergleicht man aber die beiden Werke, wird man sich bald überzeugen, daß der französische Autor mit seinem berühmten Vorgänger nicht concurrirt, daß er nirgends in seine Fußtapfen tritt und von ihm nichts entlehnt. Die Geschichte ist es, und nur die Geschichte allein, aus welcher Daniel Stern seine Heldin bildet, während Schiller's „Jungfrau von Orleans", wie jedermann weiß, mit der Geschichte nichts zu schaffen hat. Die so erhabene Dichtung ist ganz und gar ein Kind der Einbildungskraft des Dichters, der ihr Dasein, Leben und Bewegung gab. Er selbst hat seine Schöpfung eine „romantische Tragödie" genannt, statt „romanhaft", wie er hätte sagen sollen. Denn fürwahr, ein glänzender Roman, splendidum peccatum, ist dieses prachtvolle Drama, voll Reiz, Lebendigkeit, erschütternder Zwischenfälle und von einer leidenschaftlichen Beredsamkeit, die in das Innerste der Seele dringt. Soll man auf diese Grundlage hin von jenem trübseligen Karl VII. reden, den der Dichter so auffallend idealisirt und verebelt, wie später Lord Byron den Sardanapal von der Verachtung der Geschichte gerettet hat? Oder von jenem Erzbischof von Rheims, der den französischen Klerus des 15. Jahrhunderts repräsentirt und wie ein Theophilanthrop von 1797 ausruft:

.... Wenn sie (das Weib) der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel?

Oder von jenem empfindsamen und wohldenkenden Herzog von Burgund, welcher Philipp dem Guten, Rabelais'schen Andenkens, so wenig gleicht, diesem Fürsten der Hofgalatage, der Schmausereien, der Kirmessen, umgeben von seinen 27 Weibern und seinen 16 Bastarden,

und der in einer seiner Gargantuafeierlichkeiten als „Zwischenessen eine Pastete auftragen ließ, in welcher 28 lebende Personen verborgen waren, von denen jede ein besonderes Instrument spielte", während am Ende der Tafel die Figur einer Nymphe stand, aus deren rechter Brust ein Strahl von Honigwein hervorschoß? Um wieder auf Schiller's Heldin zurückzukommen, fragen wir, wer in dieser wilden Kriegerin das demuthsvolle und sanfte Mägdlein von Domrémy erkennen möchte? Die deutsche „Jungfrau" ist eine Penthesilea, eine Clorinde. Als Kind hat sie mit einem Wolf gerungen; als junges Mädchen bringt sie der Anblick eines Helms in Ekstase. Sie ist für das Schlachtfeld geboren und für das kriegerische Abenteuer. Einen Rocken aufzurüsten, haben ihre Hände nie gelernt, sie sind gemacht, das Schwert zu führen, Stich und Hieb zu senden nach allen Seiten hin. Sie schnaubt nur Wuth und Kampf; Blutgeruch berauscht sie; das Röcheln der Sterbenden macht sie vor Wonne brüllen; der Donnerkeil sitzt auf ihren Lippen:

... Einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Schrecklicher noch sind die Blitze ihres Schwertes und dieser unbezwingliche Arm, der den Tod entsendet; schrecklicher noch ihre finstere unheimliche Seele, — ihr dunkel-tiefes Wesen, wie es Agnes Sorel nennt:

.... Nenne mich nicht Weib.
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frei'n
Auf irdische Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz!

Im Sturm ihrer Wuth fordert sie Hölle und Satan in die Schranken:

Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Muth nicht weichen und nicht wanken...

Und dann ist diese „anbetungswürdige Furie" eine Sibylle; ihr glühendes Auge dringt durch den Schleier der Zukunft; zwischen ihren Heldenthaten prophezeit sie in schwungvoller Sprache die Entdeckung der Neuen Welt und das Schaffot von Ludwig XVI. Dazu kommt noch, daß sie bei ruhigem Gemüthszustande über Natur, über ihre Gesetze und Geheimnisse wie eine Schülerin von Jean-Jacques disputirt:

Seit wann ist die Natur so mit sich selbst
Im Streite, u. s. w.....,

was im Grunde weniger staunen macht, wenn man vorher ihren Vater, den guten und ehrlichen Thibaut Darc, beredt ausrufen hörte:

O das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine schwere Irrung der Natur!

Ja, es scheint sogar, daß Jehannette, während sie im Schatten des Feenbaums ihre Schafe hütete, den Philosophen von Königsberg gelesen hat; wer sollte in den beiden schönen Versen:

Was irgend gut iſt und von oben kommt,
Iſt allgemein und ohne Vorbehalt...

das poetiſch dargeſtellte „Grundgeſetz der reinen praktiſchen Vernunft“ verkennen: Handle ſo, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Geſetzgebung gelten könne?

Was mich unter anderm am meiſten in Erſtaunen ſetzt, iſt die Kühnheit des Viehhirten Raimond, der ſich ſo weit vergißt, um die Hand dieſes erhabenen Weſens zu werben. Hatte es irgendeinen Anſchein, daß ſie ſich ſoweit erniedrigen und ihre Augen auf dieſen naiven Bauer werfen ſollte? Von der Liebe kann ihr Herz nichts kennen als die plötzlichen Blitzſchläge der Stegreifromane. Beim Anblick des ſchönen Lionel wird ſie ohnmächtig; die Leidenſchaft droht ihr Weſen zu vernichten. Fatale Ohnmacht! Der Talisman, der ſie ſchützte, iſt gebrochen, ihre Geſchicke ſchlagen um, ſie fällt in die Hände der Engländer. Aber getreu der großen Logik, die das Genie lenkt, hat ſich der Dichter wohl gehütet, ſeine Heldin dem geiſtlichen Tribunal von Rouen zu überliefern. Welche Figur hätte dieſe Amazone vor dem Biſchof von Beauvais und ſeinen Beiſitzern gemacht? Hätte ſie mit kaltem Blute ihre verfänglichen Verhöre, ihre treuloſen Chicanen und alle die hinterliſtigen Spitzfindigkeiten in den verſchlungenen Fallſtricken der Scholaſtik ergrauter Inquiſitoren ertragen können? Und wie endlich hätte der Dichter dieſem heroiſchen Drama den jammervollen Scheiterhaufen des Altenmarktplatzes als Schluß geben ſollen? Die deutſche Jungfrau mußte den Tod eines Helden und nicht den eines Märtyrers ſterben. Gefangene der Engländer, verdoppelt die Verzweiflung ihre Kraft; ſie zerbricht ihre Feſſeln, ſtürzt ſich in das dichteſte Kampfgewühl, empfängt den Todesſtreich, indem ſie ihren König beſchützt, und haucht, das Auge auf das wallende franzöſiſche Banner heftend, ihre Seele aus.

Dieſer Johanna Darc der Phantaſie, dieſer zaubervollen Schöpfung eines gewaltigen Genius hat Daniel Stern die Geſchichte und ihre Realität entgegengeſtellt; er hat dieſen unbearbeiteten Marmor geduldig ausgemeißelt und ſein kunſtreiches Inſtrument hat ein edles, zartes, wahrhaft ſchönes und naiv-graziöſes Bild hervorgezaubert, das man leichter empfinden als beſchreiben kann. Ja, das iſt in der That die beſcheidene Magd aus Lothringen, die wahre Johanna von Domrémy, die einfache Schäferin, die mit ganzer Seele ihren kleinen ſtillen Garten unter dem Schatten der alterthümlichen Kirche liebt, und mit zärtlicher Neigung an die Vögel denkt, die aus ihrer Hand das Futter pickten, und an die ſüße Muſik ihres Spinnrades und mehr noch an die Silberſtimme der Glocken, die ihre Träume wiegten und mit ihr vom Himmel ſprachen (promiserat dare lanas, ut diligentiam haberet pulsandi). Von Natur war dieſes Mädchen träumeriſch, und im Spiel ihrer Phan-

taſie vermählten ſich die Feen mit Heiligen und der alte Aberglaube der Druiden mit den ehrwürdigen Geheimniſſen der chriſtlichen Legende. Vor der Thür des Vaterhauſes gewahrte ſie den alten düſtern Eichengrund, wo die Feen hauſten, und über den Gipfeln der Bäume das Himmelsblau, wo Gott und die Heiligen ſich über die traurigen Geſchicke Frankreichs unterhielten. Der heilige Schauer des Waldes und das tiefblaue, unendliche Himmelsgewölbe, wie das zu ihrem Herzen ſprach! Und dieſes Herz ſchlug hoch, es war voll Liebe und Zärtlichkeit, und wie es „das große Elend im Frankenreich“ empfand, erfaßte es eine tödtliche Unruhe und jener heroiſche Angſtdrang großer Seelen, in denen ſich die Misgeſchicke eines Jahrhunderts und die Leiden der ganzen Menſchheit zuſammendrängen! Und bald erhielten dieſer Jammer, dieſe Schmerzen, dieſes zerriſſene und ſterbende Frankenreich eine Stimme, eine greifbare Geſtalt, ein Antlitz, und Heilige im weißen Kleide und mit ſternbekränzter Stirn redeten zu Johanna, die unter Thränen auf ihre Rede horchte.

Der erſte Act des franzöſiſchen Dramas iſt eine bewunderungswürdige Auseinanderſetzung, durch die wir die moraliſche Unterlage erkennen ſollen, in welcher ſich Geiſt und Charakter der Johanna Darc geſtaltet haben. Die allgemeinen und die örtlichen Einflüſſe, die Zuſtände Frankreichs, das Elend der Nation, ihre Hoffnungen und ihre Erwartungen, den Volksaberglauben, die Prophezeiungen Merlin's, hat Daniel Stern benutzt und nichts überſehen, was uns die Gefühle der Johanna Darc und die außergewöhnliche Quelle ihrer wunderbaren Beſtimmung begreiflich machen kann. Nichts iſt pathetiſcher und ergreifender als das Gemälde, welches er uns über die innerlichen Kämpfe dieſer Bethörung, dieſes Irrſinns entwirft.

O harter Kampf eines unentſchloſſenen Herzens! Ihr Spinnrocken, ihr Garten, der Glockenthurm ihrer Kirche, alle dieſe Gefährten ihrer Kindheit, riefen ihr zu: „Bleib' in deinem Dorfe, armes Mägdlein; dein Platz iſt hier bei uns, bei deinem betagten Vater, am beſcheidenen Herd, an dieſem engen Fenſter, das dich von der Welt nicht mehr ſehen läßt, als was dein Sinn erfaſſen kann.“ Aber die Stimme der Heiligen ſchrie laut, bald in einſchmeichelndem und ermunterndem, bald in barſchem und zornvollem Ton: „Fort, ſteig' zu Pferd, nimm deinen Helm, häng' die Rüſtung um; dein Platz iſt bei dem Waffenvolke; der Himmel hat dich für die kriegeriſchen Abenteuer, für die Handhabung des Mordſtahls, zum kühnen Ritt, zum Sturm- und Schlachtgewühl beſtimmt. Fort, die Geſchicke Frankreichs liegen in deiner Hand; verrathe deinen König nicht, dein Land und deinen Gott!“ Und endlich trugen dieſe hehren Stimmen den Sieg davon, Johanna reißt ſich von allem los, was ſie liebt, ſie verläßt ihre Hütte, ſie zieht weg, ohne umzublicken, ſie geht,

wohin Gott sie sendet, nach Vaucouleurs, nach Chinon, nach Orleans, nach Rheims, nach Compiègne, auf das Hochgericht.

In den folgenden Acten zeigt uns Daniel Stern das heroische Mädchen von Lothringen, wie es herzhaft seine Sendung erfüllt. Auch malt er sie, wie sie in der Geschichte erscheint, unerschrocken, nicht achtend der Gefahr, tapfer bis zum Wahnsinn im Gefühl, daß sie unter der Leitung übernatürlicher Mächte steht, und doch selbst in der Hitze des Streits ein nicht zu erklärendes Maß von Geduld, Hingebung und Gehorsam zeigend, mit jener selbstverleugnenden Empfänglichkeit eines Herzens, das sich den heiligen Nöthigungen eines göttlichen Berufs fügt, — sittsam auch, sanft, mitleidsvoll, nur ungern Blut vergießend, barmherzig gegen den besiegten Feind, wie man in der Schlacht von Patay sah, wo sie vom Pferde sprang, um das Haupt eines mit dem Tode ringenden Engländers zu stützen und ihm im Sterben beizustehen (tenendo eum in caput et consolando) — und dann gesunden Sinn mit Enthusiasmus vereinend, was die geheimnißvolle Quelle der großen Thaten ist, — klug und scharfsehend in vorzüglichem Maße, geschickt, listige Anschläge zu vereiteln, Hindernisse zu umgehen, widerstrebenden Sinn zu unterjochen, — endlich Weib bleibend inmitten des Lagerlebens und der Kriegsfurie, unter dem Küraß ihr Herz jungfräulich erhaltend, abwechselnd lustig und nachdenkend, naiv und fein, demuthsvoll andächtig, nur mit Abscheu auf die Roheiten einer zuchtlosen Soldateska blickend und freudig von ihrem schwarzen Renner steigend, um ihr Gemüth in der Gesellschaft der jungen Mädchen und der Kinder zu erquicken.

„So oft ich es kann, bringe ich die Nacht in der Wohnung von Frauen zu; es ist genug, den ganzen Tag unter den Soldaten zu leben, nur rauhe Männerstimmen zu hören, nur auf die derben Reden von Männern zu antworten, nur den Blicken verwilderter und fleischlich gesinnter Männer zu begegnen. . . . Seitdem ich in dieser Kammer bei dir bin, junges Mädchen, fühle ich mich wunderbar erfrischt." (Act IV, Scene 4.)

Besonders in seinem fünften Act hat es Daniel Stern verstanden, uns in begeisterter Beredsamkeit die hehre Größe der Jungfrau zu schildern. Er macht uns zu Zeugen der Qualen der langen moralischen Agonie, die der Vollendung des Martyrthums voranging. Er erschüttert uns durch das Bild der grausamen Peinigungen dieser von den Engländern und von dem Klerus verurtheilten Schwärmerin, nicht etwa wegen Zauberei, wie man es oft genug wiederholt, sondern wegen Häresie, weil sie zuviel auf ihre persönlichen Revelationen achtete, und sich nur bedingungsweise der Autorität der sichtbaren Kirche unterwarf, während unserm Herrn Jesu-Christ zuerst gedient wird (notre Seigneur Jésus-Christ étant prémièrement servi).

Die Wirkungen dieser dramatischen Scene auf unser Gemüth sind um so ergreifender, jemehr sich der Dichter in Acht nimmt, seine Jeanne Darc mit bloßem Schein-Heroismus und mit übermenschlicher Empfindungslosigkeit auszurüsten. Er hat sie nicht nach Racine's „Iphigenie" modellirt, dieser schmiegsamen und wohlerzogenen jungen Person, die sich mit der decenten Resignation einer Pensionärin von Saint-Cyr vor den erbarmungslosen Entscheidungen eines unnatürlichen Vaters beugt, wenn man sie aus Familienrücksichten zum Schleier verdammt. Aehnlicher der griechischen Iphigenie läßt uns die Heldin Daniel Stern's im Moment des Todes die herzzerreißenden Laute der empörten Natur vernehmen; die äußersten Ohnmachten des Fleisches, deren Grauen Christus im Beginne seines Leidens empfand; sie bebt zurück, sie zittert, sie schaudert, sie fleht ihre Richter kniefällig um Gnade, die sie aber nur um den Preis einer Lüge erkaufen kann. Und welche Lüge! Sie sollte sich selbst des Betrugs schuldig erklären, sie sollte ihre Sendung verleugnen, sie sollte ihre Heiligen verfluchen. . . . Sie sollte diesen „Schwestern von oben", diesen himmlischen Freundinnen entsagen, die sie besucht, die sie gesegnet, die ihr das Geheimniß der göttlichen Rathschlüsse offenbart haben... Ah! lieber tausend mal sterben! Ihr ganzer Muth erwacht, eine siegreiche Hoffnung reißt ihr ganzes Wesen hin, sie scheut den Tod nicht mehr, sie geht sichern Schritts zum Scheiterhaufen, die Stirn heiter, das Lächeln auf den Lippen, die Augen schon von jenem unsterblichen Glanze leuchtend, der nicht von dieser Welt ist.

Bilde man sich deswegen aber nicht etwa ein, Daniel Stern habe sich, um mit solcher Tiefe und Wahrheit eine der wundervollsten Erscheinungen des Mittelalters auszumalen, verpflichtet geglaubt, sein eigenes Jahrhundert zu vergessen und sich in den Geist der antiken Legenden und die Empfindungen eines alten mit Johanna Darc gleichzeitigen Chronisten einzulullen. Sein Drama ist ein treues Bild des 15. Jahrhunderts, gezeichnet von einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Erwarte man nicht, in diesem Drama die gesuchte und künstliche Ungeschminktheit des Autors des „Kaisers Octavianus" und der „Genoveva" zu finden. Der deutsche Romantismus mag immerhin seine Verdienste haben; indessen gleicht er doch einigermaßen gar zu stark jenem scherzhaften Naturforscher, der, im Begriffe die Sitten der Vierfüßer zu beschreiben, sich im Gehen auf allen Vieren einübte, um an sich selbst die physiologischen und moralischen Wirkungen dieser Art der Fortbewegung zu erproben. Daniel Stern ist ein zu ernsthafter Denker, um in diese erborgte Unverstelltheit und in diesen Charlatanismus von Einfachheit zu verfallen, worüber sich Frau von Staël so geistreich lustig machte. Daniel Stern weiß, daß die schönste Legende die wahrhafte Geschichte der Menschheit ist, und daß die ergreifendsten

Mirakel diejenigen sind, welche die Natur in einem großen Herzen wirkt. Ebenso weiß er, daß die Philosophie noch niemals etwas verdorben hat und daß, wenn ein wenig Kritik von der Inspiration entfernt, viel Kritik dahin zurückführt; daß sich der Gefühle und der Einsichten unsers Jahrhunderts entschlagen, um zu den kindischen Einfältigkeiten jener gothischen Zeiten zurückzukehren, die das rauhe Noviciat des modernen Geistes waren, nichts anderes heißt, als freiwillig in eine zweite Kindheit verfallen, welcher doch der liebenswürdige Reiz der ersten fehlt und deren sinnloses und einfältiges Gewäsch nichts gemein hat mit dem kindlichen Stammeln einer noch gefesselten Zunge, die der articulirten Rede entgegenringt. Er weiß endlich, daß man unter allen geistigen Vorzügen, deren sich das 19. Jahrhundert rühmen darf, „sympathie critique" für den schönsten gelten kann, — köstliche Gabe, die uns in den Stand setzt, in alle Geheimnisse der Vergangenheit einzudringen, ohne je aufzuhören, sie zu beherrschen. Das Vermögen, alles zu begreifen und das Recht, über alles zu urtheilen, das ist in der That das Erbtheil einer Zeitepoche, deren größter Denker die unsterbliche „Phänomenologie" geschrieben hat, d. h. die Geschichte der Revolutionen des menschlichen Bewußtseins, das sich im individuellen Bewußtsein wiederholt und mikrokosmisch reproducirt.

An diesen Zügen wird man ohne Mühe die philosophische Schule erkennen, mit welcher das neue von uns analysirte Drama zusammenhängt. Um gegen Schiller's „Jungfrau von Orleans" zu ringen, hat Daniel Stern Waffen gebraucht, welche vom Autor des „Wallenstein" und des „Wilhelm Tell" selbst geschliffen wurden. Die vollendetsten Schöpfungen Schiller's wie die Meisterwerke Goethe's waren die Morgenröthe einer neuen Literatur, deren Ursprünglichkeit, wie uns scheint, nicht anzufechten ist. Nach unserm Dafürhalten hat man den Antheil, welcher in der Bildung der deutschen Bühne dem Shakspeare gebührt, höchlich übertrieben. Wir wünschen, er hätte zur Emancipation der deutschen Muse beigetragen; aber sicherlich ist es nicht Shakspeare, der sie großgezogen hat, und weder ihre Vorzüge noch ihre Mängel verdankt sie ihm. Dem Shakspeare und dem 16. Jahrhundert gehört nur der kühne und geniale Naturism, der in der Geschichte wie im Leben überall nur das sturmvolle Spiel der Leidenschaften, oder, um es besser zu bezeichnen, der verhängnißvollen Mächte und der instinctiven unbezwingbaren Regungen der menschlichen Seele entdeckt. Ganz im Gegensatz zu jenem, der in der Menschheit nur eine Provinz der Natur (non imperium in imperio, sed pars naturae) erkennt, sind Goethe und Schiller die Barden und Apostel des geistigen Elements; der Weltgeist hat sie auserkoren, um seine Herrlichkeiten und seine geheimnißvolle Leidenschaft anzupreisen. Sie haben eine neue Kunst geschaffen, in wel-

cher Gefühl und Reflexion, Inspiration und Wissenschaft, Physiologie und Metaphysik, tiefes Studium der individuellen Charaktere und die großartigen Auffassungen der Philosophie der Geschichte aufs innigste untereinander verflochten sind. Shakspeare hat nur Personalitäten, Temperamente, Instincte, Leidenschaften, Verhängnisse. In jeder Schöpfung der deutschen Dioskuren drückt sich eine ganze Epoche der Menschheit und der Gedanke eines Jahrhunderts aus. Wer ist die Persönlichkeit, welche mit ihrer Gegenwart die gewaltige Trilogie „Wallenstein" belebt und erfüllt? Es ist nicht der große Condottiere, Fatalist und Visionär, es ist nicht Max, es ist nicht Thekla; es ist eine Nation, es ist das Deutschland des Dreißigjährigen Kriegs, es ist eine Lebensperiode der Menschheit. Und wer sieht nicht, daß im „Wilhelm Tell" der wahre Held, den der Dichter besingt, die Freiheit im Mittelalter ist, aufgefaßt und dargestellt unter den beiden Gestalten, in welche sie sich damals hüllte, die stolze Unabhängigkeit des Individuums, das sich isolirt, und die Municipalfreiheiten der Gemeinden, gleich weit entfernt vom Republikanismus des Alterthums wie von den revolutionären Abstractionen des modernen Liberalismus? Wir fragen, ist es im „König Lear", ist es im „Macbeth", ist es in „Richard III.", wo Schiller das Modell zu seinen unvergleichlichen historischen Bildern gefunden hat?

Der Verfasser einer gelehrten Aesthetik, Hr. Th. Vischer, hat die Behauptung aufgestellt, eine Combination aus Shakspeare und Sophokles sei das Problem der dramatischen Kunst im 19. Jahrhundert. Di, talem avertite casum! Die Verknüpfung ungleichartiger und im ganzen Wesen sich widerstrebender Dinge (syncrétisme) ist das untrügliche Merkzeichen einer Epoche im Verfall. Die Schule von Bologna ließ es sich einfallen, mit der Zeichnung Rafael's das Colorit der Venetianer, die Anmuth Correggio's, das Pathetische Michel-Angelo's ... zu vermählen. Was war die Folge dieses Beginnens? Domenichinos, Caraccis, — d. i. sehr schöne Akademien von auffallender Aehnlichkeit mit jenem Pferde Roland's, welches neben den schätzbarsten Eigenschaften auch einen unbedeutenden Fehler hatte, eine Kleinigkeit, eine Armseligkeit fürwahr — das arme Thier war todt. Jede Epoche hat den Beruf, die Kunst zu erneuern und umzugestalten nach ihrem Bilde. Den beiden Deutschen, Goethe und Schiller, gebührt die Ehre, die Kunst des 19. Jahrhunderts eingeweiht zu haben; große Dichter haben ihr Werk fortgesetzt.... Möge sich das französische Theater, das zu zähe an seiner Routine hängt und gewisse conventionelle Servituten zu langsam abschüttelt, mit etwas mehr Muth dem Einflusse dieses neuen Geistes hingeben, der sich bisher in Frankreich nur in der Lyrik und im Roman Eingang zu verschaffen wußte. Als Vorzeichen eines so heilsamen Umschwungs heißen wir das schöne Drama Daniel Stern's herz-

lich willkommen. Poeſie, Erudition und Philoſophie im engſten Bunde finden ſich hier mit vollkommener Bühnenkenntniß vereint; hehre Gefühle und neue ergreifende Situationen ſind in einer naturgemäßen und gleichmäßig kräftigen Sprache ausgedrückt und dargeſtellt, ebenſo frei von den hohlen Ueberſchwänglichkeiten der Rhetorik wie von den unverdauten Derbheiten eines Realismus von ſchlechtem Goût.

Zum Schluſſe möchten wir an den Verfaſſer noch eine Forderung ſtellen. Warum ſollte er ſein Drama nicht auf einem der pariſer Theater zur Aufführung bringen? Sollte er vielleicht Hinderniſſe finden, unſern Wünſchen entgegenzukommen? Seine Heldin iſt eine vielſeitige Perſon, mannichfach, eine zarte Vereinung fein ausgemeißelter Züge, in denen jedoch eine heitere und ungeſuchte Anmuth vorherrſcht, eine ſeltene Eigenſchaft in Frankreich, wo die Grazie, ohne deswegen an Reiz zu verlieren, nicht oft ſo liebenswürdig iſt, ſich ſelbſt zu ignoriren. Deutſchland dagegen, obgleich unter allen Nationen am vollkommenſten abgeklärt und geiſtig emancipirt, hat ſich doch mit Sorgfalt das Natürliche in ſeinem Weſen bewahrt; es erhält und cultivirt dieſen Beſitz; es kennt den ganzen Umfang ſeines Werthes und ihn auszubeuten, iſt der Höhepunkt ſeiner Geſchicklichkeit. Auch iſt das Theater von der Donau bis zur Spree eine Schule dieſer Kunſt. Um die Wahrheit zu ſagen, trifft man wahrhaft natürliche Charakterrollen nur noch auf der deutſchen Bühne und wir dächten, um einen ſeiner würdigen Ausleger zu finden, ſollte das ſublime Naturkind, deſſen Andenken Daniel Stern wieder aufgefriſcht, über den Rhein gehen und am Thore irgendeiner der königlichen Schauſpielhäuſer von Berlin oder Dresden pochen.

Ueber Ernſt Curtius' „Griechiſche Geſchichte".

Von

Ludwig Roß.

„Griechiſche Geſchichte von E. Curtius." Erſter Band, Berlin, G. Reimer, 1857.

II.

— Pergis pugnantia secum
Frontibus oppositis componere?

Der Gegenſatz zwiſchen Joniern und Doriern, zwiſchen attiſcher und ſpartaniſcher Sitte und Politik iſt beſonders ſeit K. O. Müller ſehr übertrieben und in viel zu großer und deshalb unwahrer Ausdehnung dargeſtellt worden; aber wir entſinnen uns nicht, ihn irgendwo ſonſt ſo bis ins Uebermaß geſteigert geſehen zu haben wie hier bei Curtius. Es iſt, als ob es naturgeſchichtlich geſchiedene, geiſtig und körperlich unverträgliche und unvereinbare Raſſen wären, die ſelbſt, wo ſie bereits

viele Jahrhunderte in demselben Staate, ja in den Ringmauern derselben Stadt friedlich nebeneinander leben und zu Einem Ziele zusammen wirken, doch so getrennt bleiben wie Feuer und Wasser. Wir werden dies mit den eigenen Worten, der eigenen Darstellung des Verfassers belegen.

Die Jonier sind immer und überall rührige Seefahrer und bewegliche Handelsleute, wahre Seeratten; „von Hause aus (S. 55) in großen landbildenden Flußthälern ansässig, verstanden sie sich vorzugsweise auf Bewirthschaftung tiefliegender Marschländer." (Aber wo gibt es denn an der ionischen Küste tiefliegende Marschländer, außer einige Meilen angeschwemmten Bodens im Mäanderthale, die erst nach dem Untergange Joniens, ja erst nach den Tagen Strabon's, sich gebildet haben?) „Sie suchten ähnliche Bodenverhältnisse und fanden sie in größtem Maßstabe in Aegypten" (also wären sie doch im 16. Jahrhundert nicht als Seefahrer und Kaufleute, sondern als Marschbauern und Pflüger nach dem Delta gewandert und hätten dort für die Aegypter den Acker bestellt? Welch unverhoffter Aufschluß!); „in kleinem und kleinstem Maße fanden sie solchen Boden in Hellas" (dieser Meinung sind wir ebenfalls, denn Hellas ist im wesentlichen ein trockenes Bergland.). Auch hier haben sie „die schwierigere Cultur in den eingeschlossenen Seethälern begründet, wo die Ortssagen fremdländischer Colonisten deutlich gedenken. Die Griechen wußten, daß dieselben Fremdlinge, welche durch Deichbauten (?) ihre Moorländer cultiviren gelehrt hätten, auch die Schrift den Eingeborenen mitgetheilt hätten. Sie hatten nach dem Vorgange der Phönizier ihre Ansiedelungen gegen Angriffe der Eingeborenen verschanzen gelernt, und diese verschanzten Standlager sind die Urbilder der festen Städte geworden u. s. w."

Wahrlich, der Verfasser versteht es, Neues, Ueberraschendes, Unerhörtes in wenige Zeilen zusammenzudrängen. Die Jonier, die von den Phöniziern alles gelernt, vorzugsweise die Schiffahrt, und sie dann vom Meere verdrängt, gehen nach Aegypten, um dort den Nilschlamm zu beackern; damit nicht zufrieden, kehren sie „in kleinen Scharen" nach Europa zurück und suchen überall, bis in die eingeschlossenen Seethäler — solche gibt es aber außer Böotien nur im Peloponnes — den kleinsten Flecken Marsch- und Moorboden auf, um uneigennützig seinen Anbau zu lehren. (Marsch und Moor scheint hier identisch zu sein; sonst kennen wir in Griechenland eigentlich kein Torfmoor.) Sie finden überall schon Eingeborene, was uns übrigens nicht überrascht, denn wir erinnern uns, daß diese Eingeborenen bereits seit mehrern Jahrhunderten von den Phöniziern in allen Künsten und Erfindungen des Morgenlandes unterrichtet und zur Gesittung erzogen worden waren, daß die Phönizier bei ihnen Factoreien angelegt, Hafendämme erbaut, Bergwerke eröffnet, die Wälder gelichtet, Heerstraßen gebahnt und Leuchtthürme aufgeführt

hatten (s. oben S. 238); wir vermögen überdies uns gar nicht anders zu denken, als daß diese Eingeborenen eben auch Griechen waren. Nur überrascht es unter diesen Verhältnissen einigermaßen, daß dieselben in den nun anlangenden Marschbauern nicht ihre gleichsprachigen Stammesbrüder erkennen, sondern sie für „Fremdlinge" halten und Angriffe auf sie machen, gegen welche die gutmüthigen Jonier bei dem ganz friedlichen Geschäfte der Deichbauten und der Cultivirung der Marschländereien genöthigt sind, sich Sommer und Winter, gewiß eine Reihe von Jahren — denn ein Sumpfland läßt sich nicht so schnell anbauen — durch verschanzte Standlager zu decken. Also gleichsam Militärcolonien, von Griechen gegen Griechen, auf griechischem Boden! Glücklicherweise ermüden die sonst so beweglichen Jonier diesmal nicht so bald; sie halten tapfer Stand, und so haben denn die verschanzten Standlager in den eingeschlossenen Seethälern Zeit gewonnen, später die Urbilder fester Städte zu werden. Vermuthlich haben sie sich in ihren Schanzen, während der jedesmaligen Belagerungen, die Zeit mit Lesen und Schreiben vertrieben, denn sonst sieht man nicht, wozu sie die Schrift aus Aegyptenland zu Bewirthschaftung der griechischen „Moore" mitgebracht hatten. Jedenfalls machten die „Eingeborenen" von der Schrift, welche die Marschleute einzuführen versuchten, noch lange keinen Gebrauch; denn „ein Volk (S. 418), das wie die Hellenen mit poetischem Gefühle und lebhafter Phantasie reich begabt ist, pflegt von Natur (?) für die Schrift keine große Vorliebe zu haben".

Wir haben einmal die leidige Gewohnheit, daß wir nicht lesen können, ohne dabei zu denken und das Gelesene zu prüfen; und so sind uns denn auf dieser Einen Seite (55) die kleinen Bedenken aufgestiegen, die wir eben angedeutet haben.

Von den Joniern heißt es nun weiter an gar vielen Stellen des Buchs, daß sie das eigentlich vorwärts strebende, schaffende und bildende Element des Griechenthums waren, die Hellenen unter den Hellenen, überall hin verbreitet, beweglich, erregbar, empfänglich, aber auch neuerungssüchtig; wißbegierig eignen sie sich die Schrift früh an (S. 418), und gelegentlich zeigen sie auch (S. 486) „echtionischen Heldenmuth". Im Ganzen aber ist dies nicht ihre starke Seite (S. 203): „sie waren von Natur zu gute Kaufleute, um sich ihr Geschäft durch spröden Hellenismus zu verderben". Vielmehr besaßen sie (S. 237) „einen weltbürgerlichen Trieb", und so geschah es denn, daß (S. 276) „die Grenze zwischen dem Barbarischen und dem Hellenischen in dem sich selbst überlassenen Leben der Jonier" (wo ihnen eine dorische Vormundschaft abging?) „so leicht verwischt wurde." Indeß sie trösteten sich darüber durch einen gewissen Leichtsinn (S. 219), „einen kecken Muth, welcher, wenn etwas mislingt, ein Schnippchen schlägt und ohne weiteres Grä-

men sein Glück auf eine andere Nummer setzt". Vielleicht hatte diese Schwächlichkeit und Windigkeit des Charakters ihren Hauptgrund nur in der schwächlichen Kost, der sie leidenschaftlich ergeben waren, wie wir gleich sehen werden.

Die Dorier, im Gegensatz gegen jene Marschbauern und Seefahrer, jene Thunfischer und wanderlustigen Kaufleute, litten an einer offenkundigen Schwerfälligkeit und Beschränktheit des Geistes (S. 215): „Es war die Eigenthümlichkeit des dorischen Stamms, daß er sich gern in enge Grenzen einwohnte und daß es ihm schwer wurde, Gesichtspunkte festzuhalten, welche seiner Nähe entrückt waren." Am liebsten hielten sich die Dorier an das trockene, feste Land. Sie waren freilich (S. 144) „in ansehnlicher Zahl aus Argos und Lakonien nach Kreta hinübergezogen, sonst aber fanden sie auf Inseln und Seeküsten kein sonderliches Gedeihen, indem der Entwickelung ihres eigenthümlichen Wesens die unmittelbare Meeresnähe störend entgegenwirkte". (Sie!) Es ist daher zu verwundern, daß sie, außer im „thessalischen Alpenlande", überhaupt irgendwo in Griechenland gediehen und sich eigenthümlich entwickelten. Denn nicht blos auf Kreta, wo doch ihre Institutionen zuerst recht aufgingen, auch in Argos und Lakonien, in Knidos, auf Kos, Telos und Rhodos und wo sonst Dorier saßen, ist das Meer überall „unmittelbar nahe". Ja, die Dorier des Verfassers haben eine so angeborene specifische Scheu vor dem salzigen Wasser, daß es (S. 156) von dem spartanischen Lykurgos sogar heißt: „Daß er selbst nicht dem dorischen Stamme angehörte (!), wird schon aus der Weite seines Gesichtskreises (!), aus seinen Reisen zur See (!) und seinen vielverzweigten Verbindungen, die namentlich auch Jonien (!) umfaßten, wahrscheinlich." Denn wäre er ein Dorier gewesen: wie hätte er eine Seereise vertragen und mit den Joniern Fische essen können?

Dies wird ganz überzeugend durch die Beleuchtung der Verhältnisse in Sikyon (S. 210 fg.). Die Bevölkerung von Sikyon war ursprünglich ionisch, die Aegialeer; dann mußte es auch die dorischen Geschlechter als die herrschenden aufnehmen. Dorier und Jonier lebten hier also seit Jahrhunderten in Einer Staatsgemeinde beisammen. Dennoch erfahren wir (S. 214), daß trotz dieser langen Mischung und Verbindung beide Stämme noch ihre specifischen, naturgeschichtlichen Unterschiede festgehalten hatten. Denn als unter Kleisthenes die Jonier als Archelaer zum bevorzugten Stamme der Gemeinde erhoben, die drei dorischen Stämme in eine untergeordnete Stellung herabgedrückt und fortan Hyaten, Oneaten, Choireaten genannt wurden, heißt es: „Der Spott, welcher diesen Namen zu Grunde liegt, beruht, wie es scheint, auf dem Gegensatze, der in der Nahrungsweise (!) zwischen den beiden Bestandtheilen der Bevölkerung lag. Nach den Thieren, welche den

fischessenden (!) Joniern die unangenehmsten (!) waren, bezeichnete der Volkswitz die aristokratischen Stämme mit jenen Namen, die man etwa Schweinichen, Eselinger und Ferkelheimer übersetzen kann." Auch hören wir an einem andern Orte (S. 522), „daß der Fischmarkt der lebendige Mittelpunkt jeder ionischen Bevölkerung war".

Da haben wir denn endlich in dürren Worten den Schlüssel zu dem Dualismus, dem tiefen und tiefsinnigen körperlichen und geistigen Zwiespalt, der sich unversöhnt durch die ganze griechische Geschichte des Verfassers durchzieht. Die geistig schwerfälligen und beschränkten Dorier waren Schweinezüchter, lebten von Schweinefleisch und ritten auf Eseln; sie waren meerscheu und konnten die Seeluft nicht vertragen. Die Jonier dagegen „obgleich sie sonst bei der Beweglichkeit ihres Geistes nicht an „sprödem Hellenismus" litten, verabscheuten das unreine Thier, nicht anders, als hätten sie bei ihrem (erträumten) langen Aufenthalte im Nildelta und anderswo unter Morgenländern die Beschneidung angenommen und wären zu halben Juden geworden; sie selbst waren Fischesser, überdies Moor- und Marschleute, die nur in der Seeluft freudig gediehen.

Und doch bleiben auch die Dorier nicht immer ihrem Charakter und ihrer Rolle getreu; besonders in der Seeluft Korinths scheinen sie gar bedenklich entartet zu sein. Vor Periander gab es in diesem Korinth (S. 224) „eine maßlose Neuerungssucht eines ionischen Markt- und Hafenvolks, und nur das dorische Kriegsvolk diente der Geschlechterherrschaft hiergegen als Stütze". Bald darauf aber war (S. 228) „das dorische Bürgerthum ein Herd republikanischer Gesinnung" und wurde als solches von Periander aufgehoben. Denn (S. 239) „die starren Fesseln einer dorischen Ordnung waren wol im Binnenlande möglich, aber nicht am Doppelmeere von Korinth."

Verlassen wir diese Zerrbilder von dem Unterschiede zwischen Doriern und Joniern; lassen wir die weitern Zerrbilder von ihrer Rivalität in kirchlichen und staatlichen Dingen; denn wir können nicht alles bewältigen, ohne wiederum ein ganzes Buch zu schreiben; und sehen wir uns nur noch etwas nach den Lieblingen des Verfassers, den von ihm erfundenen, vielfachen und vielgestaltigen Joniern um, um uns zu vergegenwärtigen, welche wunderbare und widerspruchsvolle, unberechenbare und unfaßbare Leute sie im Grunde sind.

Zuerst wie vieltheilig und vielartig! Sie sind erst Arier, dann Phrygier, dann Jonier; als solche befassen sie die Karier und Leleger und unter dem letztern Namen wieder die Epeer, Lokrer, Aetoler, Kaukonen und Kureten in sich; als Karier sind sie aber auch zugleich Phönizier, sind Wälsch redende Fremdlinge und die unzertrennlichen Seegenossen der letztern; sie gehen als Jonier und Karier mit den Phöniziern über-

all hin vom Delta bis zum Asowschen Meere, an die Nordküste Afrikas, nach Sicilien und Sardinien. In einer andern Incarnation als ionische Tyrrhener colonisiren sie (statt der Lyder Herodot's) Etrurien vom Westmeere aus. Auch sitzen sie überall gemischt mit den Phöniziern, die sich doch sonst nach dem offenen Bruche scheu vor ihnen zurückzogen: im Delta, auf Cypern und in Lycien, auf Sicilien und Sardinien, ja selbst in Karthago. Aehnlich geht es ihnen mit den Kariern, die doch wie wir wissen, ihr Fleisch und Blut waren; bald sind sie spinnefeind, bald eng verbrüdert; sie haben den Kariern einst den Boden der großen ionischen Metropole Milet abgestritten (S. 534), und noch nach einem Jahrtausend spürte man hier die karische Nationalität (S. 468); sie sind unter den Phöniziern überall beisammen bis nach Nordafrika hin (S. 344. 371. 378.); sie stützen gemeinsam den Psammetich (S. 493), aber dennoch können sie sich selbst in Aegypten nicht vertragen (S. 465) und sind im eigenen Lande unter Krösus (S. 474) und später (S. 524) ganz verfeindet. Die Karier enden damit, aus einem ganz seemännischen Volke zu Bergvölkern zu werden, und dies in einem nur mäßig bergigten Lande.

Noch schwieriger aber als ihre nationale Mannichfaltigkeit und Vieltheiligkeit sind die übrigen Eigenschaften und Gewohnheiten der Jonier zu fassen. Daß sie zugleich Marschbauern und Seeleute, Fischer und Handelsmänner waren, wissen wir. Sowie sie die Oberhand auf dem Meere erlangt hatten, gingen sie den Phöniziern auf ihren Bahnen nach, und dies seit der Mitte des zweiten Jahrtausends, aber doch mit Einschränkung, eigentlich nur zwischen dem europäischen Hellas und Aegypten; erst seit dem 8. Jahrhundert — also lange nachdem „die Phönizier aus dem Archipelagus verdrängt und zugleich von den nördlichen Gewässern abgeschnitten worden waren" (S. 335) — erst seit dem 8. Jahrhundert „wurden auch die alten Nordfahrten wieder eröffnet" und knüpften die Milesier mit den kaufmännischen Familien phönizischer und karischer Herkunft, welche in den nordischen Handelsplätzen zurückgeblieben (?) waren, einen neuen Verkehr an und machten die ersten Versuche, den Pontus in den Kreis griechischer Civilisation hereinzuziehen" (S. 336).

Gewiß war dies sehr löblich von den Milesiern, aber es ist schwer zu begreifen, wovon denn die in den Barbarenländern am Nordrande des Pontus zurückgebliebenen kaufmännischen Familien während der langen Jahrhunderte gelebt haben mögen, in welchen nach der Darstellung des Verfassers aller Pontushandel unterbrochen war, bis die edelsinnigen Milesier ihnen trotzdem, daß sie phönizischer und karischer Herkunft waren, wieder die Hand boten. Jedenfalls reussirten die Milesier auch

hier, und waren bald, wie es an einem andern Orte heißt, „im kimmerischen Eise und im Palmenklima des Nil" gleichmäßig zu Hause.

Man sollte nun denken, diesen altbewährten und kühnen Seefahrern, diesen vielversuchten und gewinnlustigen Kaufleuten mit dem weltbürgerlichen Sinne, die die offensten Theile des Mittelländischen und des Schwarzen Meeres befuhren, die überdies schon früher in der Gestalt von „ionisch-lydischen Tyrrhenern" die sicilische Durchfahrt entdeckt und Etrurien bevölkert, ferner „unter Iolaos" Sardinien besetzt, endlich mit den Phöniziern sich im westlichen Sicilien niedergelassen hatten: diesen erfahrenen Theerjacken müßte jedes Fahrwasser recht gewesen sein. Aber nein, weit gefehlt! Im Gegentheil (S. 374): „Die hellenischen Handelsstädte haben Jahrhunderte gebraucht, um das Meer auszukundschaften." Plötzlich ergreift die kühnen Griechen lange nach der Verdrängung der Phönizier und gleichzeitig mit ihren Pontusfahrten ein bis heute nicht aufgeklärter panischer Schrecken vor allen westlichen Gewässern. „Dem Hellenen war außerhalb seines Inselmeers" — aber im Schwarzen Meere und zwischen Rhodus und Aegypten sind ja auch keine Inseln — „unheimlich zu Muthe" (S. 331); Hesperien —, das doch mit Hellas gleiches Klima hat, und wohin seine indisch-arischen Brüder vor Zeiten den Weg aus Phrygien sogar zu Fuße gefunden hatten — Hesperien erschien dem Hellenen als „eine Welt für sich, fern und abgelegen, der Himmel trübe und unsicher; es war ihnen die unheimliche, die nächtliche Seite. Zur Ueberfahrt nach Westen war das Sicilische Meer nicht geeignet" (S. 351). Die Chalkidier hatten freilich schon längst Kyme (Cumä) gegründet, aber „es hat Jahrhunderte lang einsam auf seinem Strandfelsen gelegen" (S. 356). „Solange auch den Chalkidiern schon der nordöstliche Theil von Sicilien mit seinem gefährlichen Fahrwasser bekannt war, so unbekannt waren ihnen die übrigen Seiten der großen Insel" (S. 357). Noch während des ganzen 8. Jahrhunderts hatte man „eine ängstliche Scheu vor dem Südmeere" (S. 363); Syrakus war bereits seit drei Menschenaltern gegründet (S. 358), bevor die Syrakusaner es wagten, „um das gefährliche Cap Pachynon herum in das südliche Meer vorzudringen" (S. 362); sie machten lieber Versuche, auf dem Landwege die Südküste der Insel zu erforschen und selbst Colonien daselbst anzulegen, „da man die Umschiffung des südöstlichen Vorgebirges und die Uebermacht der phönikischen Flotte im südlichen Meere fürchtete" (S. 358).

Vollkommen unbegreiflich! Wenn also die Hellenen, insbesondere die Jonier, alles Frühere vergessen hatten: konnten sie denn viele Jahrhunderte lang von niemand einen Aufschluß über die Westländer erlangen, auch nicht von den Phöniziern und Kariern? Konnte ihnen selbst der große göttliche Geograph in Delphi, der Oberauswanderungs-

director Apollon nicht helfen, welcher doch — wie wir S. 417 erfahren — „alle Schiffernachrichten verzeichnete, die Ergebnisse aller neuen Reisen zusammenstellte" und die ersten Landkarten anlegte?

Und schließlich, welche Beschämung für die seekundigen Jonier des Verfassers, die doch durch das ganze Buch bis zum Ueberdruß mit ihrer Kühnheit in der Schiffahrt und in Entdeckungsreisen renommiren! Zuletzt waren es doch die Rhodier — also seekranke, wasserscheue Dorier —, welche die „kühne und glückliche That" vollbrachten, längs der Südküste Siciliens einige Meilen weit bis Gela zu schiffen — und hier eine Stadt zu gründen!

Wo möglich noch trauriger aber steht es mit diesen wegen der Empfänglichkeit und Bildsamkeit ihres Geistes so gepriesenen Joniern, wie mit allen Griechen überhaupt eben auf dem geistigen Gebiete, auf dem Gebiete der Aneignung und Nachahmung fremder Wissenschaft und Kunst. Sie geben hier vielmehr ein Bild der unbegreiflichsten Ungelehrigkeit, des kläglichsten Stumpfsinns. Wir haben zur Genüge gesehen, welche Mühe der Verfasser sich gegeben, vom Anfange und vollends von der Mitte des zweiten Jahrtausends an auf allen nur erdenklichen Wegen erst durch die Phönizier, dann durch ihren eigenen langen Aufenthalt in Aegypten und ihre Rückwanderung von dort nach Europa ihnen, wie er jedes mal umständlich versichert, alle Weisheit und Kunstfertigkeit der Morgenländer in der faßlichsten Gestalt zuzuführen, und wie lohnen sie ihm dafür! Nichts — außer ein wenig Seefahrt und Deichbauten — nichts haben sie gelernt, nichts haben sie begriffen, nichts von allen den Wundern, die sie im Nillande um sich hatten, hat sie zur Nachahmung angeregt.

Statt den Tempelbau und namentlich die sogenannte dorische Säule aus Aegypten mitzubringen, fangen sie erst wieder auf die bekannte kümmerliche Weise damit an, hohle Bäume (S. 428) als Gotteshäuser zu benutzen; dann bauen sie aus „heiligem Holze", und erst spät entdecken sie, daß ihre Berge Steine haben und diese sich verarbeiten lassen. Allerdings mögen sie (S. 429) „in Beziehung auf Technik des Steinbaus ältern Bauvölkern dies und jenes abgelernt haben"; im wesentlichen war es doch etwas ganz Neues. Woher die dorische Bauweise eigentlich gekommen, kann man nicht sagen; aber sie war (S. 430) „der Kosmos des dorischen Staates, in Stein versinnlicht". Auch war Apollon selbst — den wir beiläufig schon als den ersten Geographen und als Auswanderungsdirector kennen gelernt haben, und der überhaupt in diesem Buche eine wunderbare Rolle spielt — „der göttliche Baumeister" (S. 432), und von Delphi ist die Entwickelung und Ausbreitung der dorischen Bauordnung ausgegangen.

Noch schlechter ging's mit der Plastik. Wozu hatten die Griechen

Götterbilder bei den Phöniziern, wozu Kolosse, Statuen und Statuetten aus dem verschiedensten Stoffe in Aegypten gesehen? Sie fingen wieder (S. 435) mit „formlosen Steinen, viereckigen Klötzen, Pfeilern und Kegelsteinen" an. Erst später „ordnete und gliederte sich der formlose Holzstamm, und die Symbole der Gottheit, Speer, Leyer, Spindel, verwuchsen mit ihr zu einer Gestalt". Aber erst viel später dachte man daran (S. 437), „sich an die fest geordneten Proportionen der ägyptischen Kunst anzuschließen". Wie viele Mühe hätten sich die Griechen doch ersparen können, wenn sie dies gleich seit dem 16. Jahrhunderte gethan hätten! Auch scheinen sie unendlich lange bei der Holzschnitzerei stehen geblieben zu sein, denn erst später suchten sie für das Holz „ein minder zerstörbares Material" (S. 439), und kamen nun auf Stein und Erz. Anfänge in Bearbeitung dieser neuen Stoffe „wurden gleichzeitig an verschiedenen Orten gemacht". Die erste Schule von Bildschnitzern und Bildhauern fand sich in Kreta; aber es muß auch hier verzweifelt langsam gegangen sein, denn (S. 440) „Dipoinos und Skyllis" — aber sie waren ja unmittelbare Schüler des Dädalos (S. 61), „waren die ersten, welche um Ol. 50 eine über die heimatliche Insel hinausgehende Anerkennung fanden", und im Peloponnes verband sich nun die Kunst der Dädaliden mit der von Chalkis ausgegangenen Kunst der Erzbehandlung, welche sich in Wandbekleidung alter Heiligthümer, in Dreifüßen und anderm kund gab. Nun wagte Klearchos von Rhegion zuerst nach dem Muster kretischer Götterbilder ein Standbild des Zeus aus Erzstücken zusammenzusetzen, und Bathykles aus Magnesia richtet um dieselbe Zeit (also doch nach Ol. 50?) den amykläischen Thron auf. Hierauf läßt der Verfasser „die Keime der Kunstentwickelung" — also weiter war man noch nicht — von Kreta auch nach den Kykladen übertragen, wo es auf Naxos gelang, vermittelst des dortigen Schmirgels die Werkzeuge der Steinmetzen endlich so scharf zu schleifen, daß man um Ol. 60 auch die Dachziegel der Tempel aus Marmor schneiden konnte.

Gewiß waren die erbärmlichen stumpfen Werkzeuge an mancher Versäumniß schuld. Denn auch das Schleifen und Schneiden des Edelsteins, „dessen Bearbeitung von Babel herstammte" — schnitt man denn unter Tutmosis III. in Aegypten noch keine Skarabäen? — „wurde erst unter Polykrates auf Samos in den Kreis hellenischer Kunst eingebürgert".

Aber in Aegypten hätten die gelehrigen Jonier doch schon tausend Jahre früher lernen können, wie man die Werkzeuge der Steinmetzen scharf genug machte, um selbst den weit härtern Porphyr und Syenit glatt zu bearbeiten! Und womit waren denn die Werkzeuge geschliffen worden, mit denen man in Griechenland selbst weit früher — vergl.

S. 114—119 — den harten Conglomerat, die riesigen Decksteine an den Schatzhäusern von Mykenä und Orchomenos, die Säulen und zierlichen Ornamente an den erstern, die Sculpturen am Löwenthor so meisterhaft bearbeitet hatte, daß man noch heute darüber staunt? Aber hören wir weiter.

Auf den Inseln Chios und Samos „war man schon lange vor der Ausbildung der Dädalischen Steinmetzkunst zu den wichtigsten Entdeckungen gelangt. Man hatte schon gelernt, Erzstücke durch Stifte und Nägel zu verbinden, und auf diese Weise auch größere Standbilder mit genauer Zusammenfügung der Glieder herzustellen". Dann erfand Glaukos um den Anfang des 7. Jahrhunderts die Kunst, Metall zu löthen. (Nach den Alten hätte er nur die Kunst erfunden, Eisen zu löthen, κόλλησιν σιδήρου, was ein sehr wesentlicher und nicht zu übersehender Unterschied ist, denn die andern Metalle verstand man schon längst zu löthen.) „Viel wichtiger aber" heißt es weiter (S. 491) „war eine zweite Erfindung, durch welche die Thonbildnerei und die Metallarbeit in die folgenreichste Verbindung miteinander gebracht wurden." Bis auf Glaukos — also bis in den Anfang des 7. Jahrhunderts — wußte man das Erz nur in festem Zustande zu behandeln „und war darauf angewiesen, durch Hämmern und Schlagen dem Metalle die bestimmte Gestalt zu geben". (Das war denn freilich über die maßen primitiv, alles Metall nur kalt zu schmieden. Und doch scheint es so gewesen zu sein. Denn) „der Erfindungsgeist der Samier verfolgte den Gedanken des Glaukos, das Feuer zu Hülfe zu ziehen, um das Metall dem menschlichen Willen fügsam und dienstbar zu machen". Sie erfanden den Erzguß um einen festen Kern in einer Thonform, und zwar etwa um Ol. 25 (S. 442). Auf Aigina, „wo sich aus der Achäerzeit (?) einheimische Kunstübung erhalten hatte", und wo „die Thonbildnerei seit alter Zeit in Uebung war", fand nun auch die samische Erfindung des Erzgusses eine rasche Aufnahme (S. 443).

Im Ganzen aber, klagt der Verfasser, den diese Kunstgeschichte in nuce selbst verdrossen zu haben scheint, im Ganzen ging es sehr langsam mit der griechischen Kunst; „denn die rohen Keime und Anfänge derselben haben nichts Volksthümliches". Erst „von Ol. 20 an läßt sich der Aufschwung erkennen". Desto reißend schneller muß es von da an gegangen sein, denn (S. 444) „30 Olympiaden später ist schon eine hellenische Kunst da, ihres Stoffes mächtig, ihres Zieles bewußt".

Wir aber können uns bei dieser Kunstgeschichte wieder massenhafter Bedenken nicht erwehren. Immer von neuem drängt sich uns die Frage auf: was hatten denn die Griechen erst von den Phöniziern, dann bei ihrer Ansiedelung am Nil unter Tutmosis III. und seinen Nachfolgern eigentlich gelernt? Die einzige Antwort ist (S. 429) „dies und jenes

in Beziehung auf Technik des Steinbaus", womit in solcher Unbestimmtheit des Ausdrucks wenig genug gesagt ist. Aber den Tempelbau hatten sie nicht gelernt, sie gaben ihm erst in Korinth unter den Bakchiaden (S. 222) „seine feste Ausbildung", nach einer andern Lesart von Delphi aus (S. 433) durch den göttlichen Baumeister Apollon; jedenfalls spät genug. Von welcher Art und aus welchem Material waren denn die Tempel bei Homer, die doch auch schon Götterbilder umschließen, Flügelthüren haben, an denen Waffen hängen, ganz wie in späterer Zeit?

Auch den Stein zur Sculptur zu benutzen hatten sie nicht gelernt. Sie mühen sich auf Kreta lange Zeit elendiglich damit ab, und erst um Ol. 50 — also fast hundert Jahre nach der sogenannten Erfindung des Erzgusses — gelangen sie durch die Vortrefflichkeit der Schleifsteine von Naxos „zur Ausbildung der Dädalischen Steinmetzkunst" (S. 440).

Nun, wenigstens das Holzschnitzen, die Xoanurgie, werden sie von den Figuren am Vordertheil der phönizischen Schiffe abgesehen oder doch in Aegypten gelernt haben? Kein Gedanke! Sie beginnen wieder mit Klötzen und mit Pfählen, und erst nach langen kindlich rohen Vorübungen erinnern sie sich endlich — wann denn ungefähr? — „der festgeordneten Proportionen der ägyptischen Kunst" und ahmen diese nach. Schließlich können sie also doch die ungern zugelassenen, morgenländischen Lehrmeister nicht vermeiden.

Wie steht es denn aber mit dem Schmelzen des Erzes? Daß sich bei seiner Behandlung „das Feuer zu Hülfe ziehen" und daß sich das geschmolzene Erz in massive Stangen und Barren gießen lasse, mußten sie doch in den Bergwerken der Phönizier in ihrem eigenen Lande, in welchen die „hellfarbigen Eingeborenen" von den fremden Zwingherren beschäftigt wurden, schon vor dem 16. Jahrhundert gelernt haben. Von da an konnten die „Altionier" oder „Ostgriechen" in ihren Wohnsitzen am Nil lernen, daß man, wenn auch vielleicht noch keine großen hohlen Statuen, doch kleine massive Figuren von Menschen und Thieren und allerlei Geräthe aus Erz goß. Die Juden wenigstens hatten neben der Kunst, Edelsteine zu schneiden, auch die Kunst des Metallgusses dort gelernt, sie gossen noch in der Wüste das Goldene Kalb (μόσχον χωνευτόν) und nachmals in Jerusalem das eherne Meer, Thiere und Säulenknäufe aus Erz. Auch Homer — wann dieser ungefähr gelebt, erfahren wir freilich nirgends, aber doch jedenfalls vor Lykurg (S. 156), also wenigstens im 9. Jahrhundert — auch Homer und Hesiodos kennen bereits den Erzguß in Formen (εὐτρήτοις χόανοις, wie die Juden ihn kennen, Kön. 1, 7, 46: ἐχώνευσαν ἐν τῷ πάχει τῆς γῆς), und von einer Menge von Schmuck und Geräthen, die bei Homer vorkommen, aus Gold, Silber und Erz, ist die Herstellung ohne die Kunst des Gießens und Löthens nicht wol denkbar. Homer erwähnt ebenfalls bereits gol-

bene und silberne Statuen von Jünglingen und Hunden im Hause des Alkinoos, zu geschweigen des Bechers des Nestor, der Rüstung des Agamemnon ꝛc.

Dennoch müssen sich die armen Griechen an vielen Orten abmühen, die Behandlung des Erzes erst zu lernen. Am meisten thaten die Chalkidier auf Euböa — wol wegen des Namens ihrer Stadt (S. 348): „In Chalkis waren die ersten Kupferhütten und Schmiedewerkstätten, welche das europäische Griechenland kannte. Von hier wurde das unentbehrliche Metall, roh und verarbeitet, auf Land- und Wasserwegen ausgeführt; in Korinth, Sparta und an andern Orten sind von hier aus Metallfabriken gestiftet worden." Auch bemächtigten sich die Chalkidier in weitester Ausdehnung des gesammten Erzhandels, erneuerten sogar — wann denn? — „mit ganzer Energie die alten Westfahrten" (S. 354), nannten überall Städte Chalkis und Quellen Arethusa, umfuhren die italische Halbinsel und gründeten mit allerlei Seevolk die Griechenstadt Kyme „zum Mittelpunkte des Kupferhandels an der tyrrhenischen Küste" (S. 355). Dann wurden freilich auch sie von der bekannten Furcht vor den westlichen Meeren ergriffen, denn Kyme lag fortan (S. 356) „Jahrhunderte lang einsam auf seinem Strandfelsen", und der lebhafte Kupferhandel scheint hier wenigstens inzwischen geruht zu haben. Fragt man nun, wann sie etwa ihre Metallfabriken in Korinth angelegt haben, so scheint dies nach S. 221 im 9. Jahrhundert unter den Bakchiaden geschehen zu sein. Daraus erklärt sich dann, wie man im Peloponnes bereits lange, bevor die Dädaliden um Ol. 50 die Steinmetzkunst von Kreta herüberbrachten (S. 440), sehr kunstreich in Metall und Erz arbeiten konnte; denn schon um Ol. 33 schmückte Myron von Sikyon zwei Gemächer in Olympia mit Erz aus (S. 213), und zwar bezog er dies Erz nicht durch die Chalkidier, sondern weither aus Tarteſſos, durch Vermittelung der unteritalischen Städte, namentlich Siris und Sybaris. (Die Chalkidier hatten also in ihrem Geschäfte Concurrenten, die mit den phönizischen Bergwerken in Iberien Verbindungen hatten; doch haben auch diese glücklicherweise den Erzguß nicht dort kennen gelernt, um die Ehre dieser Erfindung den Hellenen zu lassen.) Kurze Zeit darauf weihten die Kypseliden von Korinth einen ehernen Palmbaum nach Delphi, und um Ol. 40 gar „einen Zeuskoloß aus getriebenem Golde" nach Olympia (S. 226). Nach dieser durch alte Zeugnisse unzweifelhaft verbürgten Leistung eines Kolosses aus getriebenem Golde nimmt es sich freilich etwas überraschend aus, wie mühselig Klearchos von Rhegion erst geraume Zeit nach Ol. 50 (S. 440) sein Standbild des Zeus aus Erzstücken zusammenflickte, „sodaß die Vereinigung unvollkommen und das sichtbare Gefüge störend blieb" und es fragt sich doch, ob denn Klearchos nicht früher anzusetzen sei.

Und nun folgt erst bei Curtius die Erfindung des Löthens der Metalle überhaupt (statt des bloßen Eisens) durch Glaukos, als ob man Gold, Silber, Kupfer, Zinn nicht bereits seit Jahrhunderten gelöthet hätte, selbst in den Waffenschmieden und „Metallfabriken" der Chalkidier! Und dann folgt erst die Erfindung des hohlen Erzgusses durch die Samier um Ol. 25.

Aber sogar in Phrygien muß doch schon früher in Erz gegossen worden sein; denn die eherne Jungfrau auf dem Grabe des Midas hat (nach S. 364) ein äolisch-ionischer Dichter schon um Ol. 21 besungen?

Aber in Korinth war doch der Erzguß bereits zwei Jahrhunderte früher da, im 9. Jahrhundert unter den Bakchiaden; denn von dieser Zeit heißt es S. 222: „Die Töpferscheibe war eine Erfindung Korinths (?); die Plastik der Thongefäße, ihre malerische Ausstattung war hier zu Hause (?). Die Töpferkunst war auch hier Mutter des Erzgusses."

Was ist nun hiervon eigentlich endgültig? Wo ist der Erzguß eigentlich erfunden worden? In Korinth? In Phrygien? Oder in Samos? Warum haben die so empfänglichen Griechen ihn sich nicht ein Jahrtausend früher angeeignet, in den Bergwerken und Kupferhütten der Phönizier oder wenigstens im „Palmenklima des Nils", von wo ihn die Juden um diese Zeit mit sich in die Wüste und ins Gelobte Land nahmen? Was in aller Welt hatten denn die Altionier, hatte der „griechische" Danaos und Kadmos aus Aegypten mitgebracht? Nur Deichbauten und die Bewirthschaftung von Marsch- und Moorländereien? Nicht einmal die armselige Töpferscheibe? Doch nein! Sie hatten wenigstens etwas gelernt, sie hatten die Schrift.

Gedichte.

I. Neue Gedichte.

Von

Hermann Lingg.

1. Enaksſöhne.

„Allmächtig flammt der Himmel nieder,
Du glaubſt, wir ſeh'n den Gott nun bald,
Nein! Steine wirft er auf uns nieder,
Die Höhle brennt, es brennt der Wald.
Ich fühl's, ich habe Löwenglieder,
Wirf nicht dich auf die Erde, Weib!
Entflieh' nicht, mir zur Seite bleib'!

Noch trotz' ich eurer Wuth, Orkane,
Obwol ihr mir mein Haus zerstört;
Ich holt' am Abgrund vom Vulkane,
Am Glutstrom, den man tosen hört,
Die Glut am angebrannten Spane,
Und wo der Blitz den Baum gefällt,
Ein Feuer, das die Nacht erhellt.

Wie sich die Höhlen jetzt erneuern
Und wie es ringsum zischt und kocht!
Wir sind umringt von Ungeheuern! —
Doch der, der in der Tiefe pocht,
Gewährt uns Theil von seinen Feuern;
So ist doch in der Finsterniß
Ein Licht, das uns gehört, gewiß.

Siehst du die Keulen hochgeschwungen?
Der Kampf muß hart gewesen sein,
Den Unf're mit dem Thier gerungen;
Ja weh' uns, wären wir allein!
Das Fell des Bären umgeschlungen,
Geh'n die, und jene heben auf
Das Horn des Stiers mit schnellem Lauf.

Das Rauchgewölk umwogt den Hügel
Und stürmt der Berge größten Theil;
O hätte ich die Flammenzügel,
O hätte ich den Donnerkeil!
O hätt' ich nur des Adlers Flügel!
Komm' fest an mich, ich habe Muth,
Ich trag' dich durch die Wasserflut!" —

Der Enaksohn schwang in die Lüfte
Sein Weib, die Riesin, und er sprang
Zum Meer hinunter durch die Klüfte,
Delphine waren da sein Fang;
Das Wasser ging ihm bis zur Hüfte,
Er hob den Walfisch aus der Flut
Und briet ihn an der Sonne Glut.

2. Abendwolken.

An Himmelsgold, an Liebesglut so reich,
Ihr Abendwolken, stille Nachtverkünder,
Um eure Schultern lächeln wie die Kinder
Die Sterne schon, doch zitternd noch und bleich.

Die Phantaſie kann ſich ein Himmelreich
In eure Höh'n erbau'n, ihr rührt den Sünder
Zu Thränen, machet ſeine Qual gelinder
Und ſtimmt den Ton der Seele ſanft und weich.

Das Schaugerüſt des Tages ſtürzt zuſammen,
Ein Dunkel von Cypreſſen ſcheint am Saum
Des Himmels aufzuſteh'n und ſteht in Flammen.

Wol dem, dem ſanft der Tod naht wie ein Traum,
Den ſeines Innern Stimmen nicht verdammen,
Wenn feuchten Blickes Luna ſchwebt im Raum.

3. Wodan.

Verfolgt vom Fluch der Rache flog
Ein Schiff im hohen Meer,
Mit Maſten, die der Sturm verbog,
Die Segel hin und her;
Und wie es durch die Wellen ſchoß,
Die Nägel gingen los,
Die Männer mit dem langen Haar
Erkannten klüglich die Gefahr.

Sie bohrten tapfer Schaft an Schaft
Die Lanzen in den Leck,
Und hielten mit der Schilde Kraft
Die Wellen vom Verdeck;
Sie kappten mit dem Beil die Laſt
Des ungebeugten Maſt,
Und warfen auf dem tiefen Sund
Die Ankerkette nach dem Grund.

Vergeblich war ihr Mühen all',
Und nahe ſchon der Tod,
Da ſchwang ſich ihrer Stimme Schall
Zu Wodan in der Noth:
„O Wodan, wo du gehſt, du ſtehſt,
In finſt'rer Nacht du wehſt,
Beſprich, beſchwör' mit einem Wort,
Durch deine Macht, den Sturm nimm fort!"

Was brauſet durch die Luft einher,
Wer kommt zu Hülf' geeilt?
Die Wolken von Gewitter ſchwer
Sind alſobald zertheilt;

Das Schiff thut einen ſtarken Ruck,
Es weicht der Gegendruck,
Es ſteigt, ſo hoch es ſteigen kann —
Wer iſt der ſtarke Steuermann?

Auf ſeinem Pferde mit dem Speer,
Den ſchwarzen Mantel um,
Blickt vom Gebirg' der Gott aufs Meer,
Da wird der Donner ſtumm.
Er hält die Zügel unbewegt,
Bis daß der Wind ſich legt;
Sein breiter Hut verbirgt ihn nicht
Es leuchtet ſein Geſicht, das Licht.

4. Im Coloſſeum.

Verſteinter Hyperion,
Ich tret' in deinen Raum,
Es leuchtet mir Orion
Vom dunklen Himmelsſaum.

Hier lerne Stolz ſich beugen,
Wo Trümmer, unerreicht,
Von ſolcher Größe zeugen,
Daß Grau'n das Herz beſchleicht!

Einſt Meer von Menſchenwogen,
Käfig und Kerkerſchlund,
Auf Pfeilern, Säul' und Bogen,
Ein kleines Erdenrund:

Das Wuthgebrüll des Tigers,
Wie klang es angenehm
Dem Satyrohr des Siegers
In Band und Diadem!

Des Fechters trotz'ge Miene
Zeigt noch im Tod die Wuth —
Da träufeln Baldachine
Den Balſam in ſein Blut.

O mich ergreift ein Schauer!
Die Welt, die hier verging,
War marmorn wie die Mauer,
An die ſie Kränze hing.

Trotz aller Blumenkränze,
Trotz aller Chöre Luſt
Um den Altar der Tänze,
Erz blieb des Heiden Bruſt.

Der Jäger dort, Orion,
Blickt ſtarr auf dich herab:
O Lichtgott, Hyperion,
Ich ſteh' an deinem Grab!

5. Felſenöde.

Wer kann es ſeh'n und möcht' es nicht beweinen,
Wenn über dem Gebirg' das leichenblaſſe,
Das Licht der Nacht auftaucht, daß all die Maſſe,
Jetzt todt iſt, wo das Gold lag in den Steinen?

Die Felſen, wie ſie aufgelöſt erſcheinen!
Wie einſam ragt, wie mit ſich ſelbſt im Haſſe,
Als ob ſie nach den leeren Wolken faſſe,
Die Tanne dort, mit Zweigen gleich Gebeinen!

Die Blumen thau'n, die Hirtenfeuer gloſten
Und ſpät noch hallt Geläut der Alpenkühe,
Wo Gänge von dem alten Schacht noch roſten.

Wenn golden die Holdſeligkeit der Frühe,
Die Morgenröthe ſich erhebt im Oſten,
So ſieht ſie im Gebirg' des Menſchen Mühe.

6. Friedhof.

Wie der Karavane Gut
In der Wüſtenei Oaſen,
So ruht, wer in Frieden ruht
Unter ſeinem kühlen Raſen.

Draußen wüthet die Begier
Und die ſchöngefleckte Schlange;
Wir in Frieden harren hier
Bei des Betenden Geſange:

Bis die Memnonsſäule Welt
Einſt ertönt am großen Morgen
Und wir aufſteh'n aus dem Zelt,
Das uns über Nacht geborgen.

II. Drei Gedichte.

Von

Maximilian Beilhack.

1. Weihnachtswanderung.

Weit iſt das Feld, am fernen Saum
Steh'n Hütten tief verſchneit;
Sonſt ſchimmerten, jetzt ſichtbar kaum,
Die Ziegeldächer weit.

Jetzt leuchtet rings der Schnee durchs Thal
Im hellen Vollmondſchein,
Fern krächzt ein Rabe, zwei, drei mal;
Ich wand're querfeldein.

Liegt auch im nahen Wald zerſtreut
Manch dürres Reiſig kaum:
In einer jener Hütten heut'
Blüht mir ein Weihnachtsbaum.

Wol ging ich oft denſelben Gang
An manchem Sommertag,
Durchs grüne Feld bei Finkenſang,
Bei leiſem Lerchenſchlag.

Doch nimmer dacht' ich noch daran,
Wer gleiche Wege ging,
Wenn auch manch Blümchen nebenan
Das Haupt zertreten hing.

Doch heut' kein Leben weit und breit,
Im Schnee vor mir ein Tritt —
Wer war's, der durch die Einſamkeit
Im Winterfroſte ſchritt?

Das war kein munt'rer, junger Fuß,
Der ſich hierher verlief;
Mich mahnt's wie frommer Bettlergruß,
Der Tritt iſt breit und tief.

Und ſieh', die Spuren leiten ſchräg
Herüber von dem Wald;
Ein Reiſigſtückchen liegt am Weg,
Verſchneit, verdorrt und alt.

Nach jener Hütte leitet hin
Im Mondenſchein die Spur,
Wo ich noch heute glücklich bin —
Wer war der and're nur?

Derweil ich heut' mich freuen kann,
Darbt er vielleicht allein —
O wüßt' ich wo den armen Mann,
Heut' ſollt' er glücklich ſein!

2. Der Dampfwagen.

Raſtlos raſt die Dampfmaſchine,
Raſt in ungehemmter Schnelle,
Raſt vorbei an der Ruine
Einer alten Gruftkapelle.

Ruhlos rennt der ſchwarze Wagen,
Menſchen wechſeln, täglich neue,
Und das iſt ein Wetten, Jagen
Um Genuß und Luſt und Reue.

Ruhig ſteht, wie jetzt, nach Jahren
Die Kapelle abgeſchieden,
Manchem, der ſich müd' gefahren,
Beut ein Plätzchen ſie zum Frieden.

3. Freudvoll und leidvoll.

Der Kukuk der Schwarzwälderuhr, der ruft die Stunde heiſer;
Im ſchwarzen Ofen kniſtern laut die angebrannten Reiſer,
Durchs braun getäfelte Zimmer weht behaglich duftige Wärme,
Und auf dem Käfig hängt ein Tuch, daß nicht die Amſel lärme.

Gar heimlich tönt's in dem Gemach, klopft Regen auf die Schindel;
Am friſchgedeckten Tiſche ſpinnt ein Mädchen an der Spindel.
Was mag am Wandkalender dort der rothe Strich wol ſagen?
Was deckt wol dieſes weiße Tuch, hier übern Schrank geſchlagen?

Vom Fenſter wiſcht das ſchöne Kind den Reif: da ſchlägt die Stunde,
Leis lächelnd horcht ſie auf den Schlag, die rechte Hand am Munde;
Drauf ſpinnt ſie wieder ruhig fort, im Herzen hoffnungstrunken —
Ein Stündchen drauf, da weint ſie ſtill, das Haupt zur Bruſt geſunken....

III. Hymnen der Nacht.

Von

Robert Prutz.

I.

Nun werdet kürzer, holde Tage,
Verläng're dich, geliebte Nacht!
Der lichte Tag ist meine Plage,
Doch meine Seligkeit die Nacht:
Wenn in den vollen Blütenzweigen
Das Abendlüftchen zärtlich rauscht,
Und aus der Sterne gold'nem Reigen
Der treue Mond herniederlauscht.

Rings alles still! Ich aber schreite —
So naht der junge Morgen sich,
Die Liebe gibt mir das Geleite,
In ihre Schleier hüllt sie mich:
Gleichwie von Menschen ungesehen
Ein Gott in ihre Kreise tritt;
Das Auge flammt, die Locken wehen
Und Flügel heben meinen Schritt.

Und sieh', schon ist mein Fuß zur Stelle,
Das ist das wohlbekannte Haus:
O sei gesegnet, theu're Schwelle,
Wo Liebe wandelt ein und aus!
Nie nahe dir mit Schlangenhaaren
Die blasse Furcht, der grimme Neid,
Es soll'n die Götter dich bewahren
Von Haß und Misgunst unentweiht!

Den Athem an —! Es knarr'n die Stufen,
Der Estrich stöhnt, der Riegel klirrt,
Und leise, leise hör' ich's rufen,
Sehnsüchtig wie die Taube girrt;
Ich sehe sprühen holde Augen,
Demanten gleich auf nächt'gem Grund,
Und flammend heiße Lippen saugen
Sich fest an meinen durst'gen Mund.

O zärtlich Grüßen, süß Umfangen,
Holdselig Neigen Brust an Brust!
Es glüh'n von holder Scham die Wangen
Und glühen höher noch von Lust.
Nur Küsse sind, sonst nichts zu hören,
Es schweigt der Mund, das Auge bricht,
Und lächelnd hinter Wolkenflören
Verbirgt der Mond sein Angesicht.

II.

O Nacht mit deinen braunen Schatten,
Der Menschen holde Freundin du!
Erquickung spendest du dem Matten
Und bringst den müden Schmerz zur Ruh'.
Mir aber bist du doppelt theuer,
Mir doppelt heilig, nächt'ge Zeit:
Es strömt ein unauslöschlich Feuer
Mir hell aus deiner Dunkelheit.

Ihr stolzen Schultern! süße Brüste,
Gleich Sternen leuchtend durch die Nacht!
O Lippe, die ich endlos küßte,
Die stets aufs neu' mich trunken macht!
O holde Pracht der weißen Glieder,
Wie frischer Schnee so keusch, so rein!
Es hüllt mit duftigem Gefieder
Die braune Nacht euch schirmend ein.

Das ist kein Leben, das ich führe,
Solang der laute Tag mich neckt:
Erst wenn die Nacht herabsinkt, spüre
Ich mich zum Dasein auferweckt.

O Nacht, dir bin ich ganz zu eigen,
Zu deinem Priester weihe mich:
Erst wenn sich deine Schatten neigen,
Hebt meines Lebens Sonne sich!

III.

Wie aus des Felsen dunkelm Grunde
Der Quell, der silberhelle, bricht,
So aus dem Schoos der nächt'gen Stunde
Erblüht mir mein geliebtes Licht.
Am hellen Tag bin ich im Dunkeln,
Die Nacht hat es mir angethan;
Erst wenn die Sterne tröstend funkeln,
Bricht meiner Liebe Morgen an.

Und was der laute Tag verschuldet
Mit seinen Sorgen groß und klein,
Und was ich schweigend' hab' erduldet,
Geheime Noth, verborg'ne Pein:
Mitleidig badet meine Wunde
Die Nacht mit ihrem heil'gen Thau,
Es quillt Genesung mir vom Munde,
Am Busen der geliebten Frau.

O selig Kosen, hold Geflüster,
Der süßen Knospe süß're Frucht,
Wenn in der Nacht verschwieg'nem Düster
Die Lippe nach der Lippe sucht!
Rings schläft die Welt; wir aber thronen,
Von milden Sternen überwacht,
Auf unserm Haupt die Flammenkronen,
Die wonnesprühenden der Nacht!

Literatur und Kunst.

Reiseliteratur.

Wir setzen heute die in Nr. 4 des laufenden Jahrgangs begonnene Uebersicht über einige Neuigkeiten der Reiseliteratur fort und zwar ist es diesmal eine Dame, der wir den Vortritt einräumen: „Aus Kärnten. Prolog zu «Aus Dalmatien». Von Ida von Düringsfeld" (Prag, Bellmann). Möchten wir der Verfasserin, ohne den Pflichten unsers kritischen Amts zunahe zu treten, auch nur übrigens mit der Zartheit begegnen können, die man dem schönen Geschlecht ja so gern erweist. Das aber macht Frau von Düringsfeld ihren Kritikern nicht leicht. Frau von Düringsfeld ist eine vielschreibende Dame; namentlich als Touristin entwickelt sie eine große Ausdauer. Sie ist gleichsam eine zahme Ida Pfeiffer; wie jene sich todesmuthig unter wilde Völkerschaften wagt und Gegenden durchwandert, die kaum der Fuß eines Reisenden vor ihr betreten, so stürzt Frau von Düringsfeld sich kühnen Muthes in das Gedränge der Eisenbahnfahrten, in die Langeweile der Bäder, in den Klatsch großer und kleiner Residenzen und siehe da, wenn es überstanden ist, so gibt es eben alles ein Buch und nach Umständen wol auch mehrere Bücher. Selbst ihre Romane — denn Frau von Düringsfeld ist auch Romandichterin, versteht sich — läßt sie großentheils auf der Reise spielen; wir erinnern uns, einen Roman oder so etwas dergleichen von ihr

gelesen zu haben, betitelt „Eine Pension am Genfer See", der eigentlich nur die Geschichte ihres Aufenthalts in einer der genannten Anstalten war, bis hinunter auf die „Kartoffeln in der Schale" und andere Annehmlichkeiten desselben Schlags, die in den Pensionen am Genfer See so gut zu Hause sind wie in den Garküchen an der Oder und der Pleiße. Auf der andern Seite versteht die Frau Verfasserin dafür auch die Kunst, ihre Reisen zu Romanen auszuschmücken, wenn auch nicht zu besonders kurzweiligen. Das vorliegende Büchelchen bildet, wie schon der Titel angibt, den Vorläufer zu einem größern Werk: „Aus Dalmatien", das seitdem auch in nicht weniger als zwei Bänden die Presse verlassen hat. Bisjetzt hat es uns noch an Gelegenheit gefehlt, dasselbe einzusehen: doch wollen wir hoffen, daß das Hauptwerk wenigstens etwas gediegener ist als dieser Vorläufer. Denn der, mit allem Respect vor der liebenswürdigen Persönlichkeit der Verfasserin sei es gesagt — an welcher Liebenswürdigkeit wir ja um so weniger zweifeln dürfen, je überzeugter sie selbst davon ist: Beweis die zahlreichen Stellen, wo sie Bruchstücke der Gespräche wiedergibt, welche interessante und ausgezeichnete Männer mit ihr geführt, oder wo sie überhaupt den Eindruck schildert, den sie auf ihre Umgebung hervorbringt — dieser Vorläufer also ist ein sehr leichtfertiges und oberflächliches Machwerk. Naivetät ist eine schöne Sache und namentlich an Frauen ist sie der Demant, in dessen reinem Glanz die übrigen Kleinodien des weiblichen Charakters sich um so herrlicher widerspiegeln. Aber es gibt eine wahre und eine gemachte Naivetät und zu den Eigenschaften dieser letztern gehört unter anderm auch dies, daß sie sich noch viel naiver stellt, als die wahre Naivetät jemals ist. Diese gemachte Naivetät, die dann der Koketterie so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, scheint uns einen sehr hervorstechenden Zug in dem schriftstellerischen Charakter der Frau von Düringsfeld zu bilden. In dem vorliegenden Schriftchen „Aus Kärnten" bespricht sie nicht nur persönliche und häusliche Verhältnisse, die man sonst gern mit sich selbst abzumachen pflegt, mit der größten Ausführlichkeit, sondern sie schildert auch fremde Persönlichkeiten mit einer — nun ja doch, wir reden von einer Dame, also mit einer — Unbefangenheit, die an die schlechtesten Zeiten unserer Touristenliteratur erinnert, an die Zeiten nämlich, wo unsere Schriftsteller ihre Reisebriefe und ähnliche Producte durch Persönlichkeiten und Klatschereien der gewöhnlichsten Sorte interessant zu machen meinten. Wem dieser Ausspruch zu hart dünkt, den verweisen wir einfach auf das Einleitungskapitel „Aus Breslau auf die Reise"; wer gelesen hat, wie die Frau Verfasserin da von ihrem Aufenthalt in Breslau spricht, oder wie sie ihre breslauer Verleger, die Herren Kern und Trewendt, in eigener Person einführt oder wie sie den Schwan auf der breslauer Promenade Nachts bei Beleuchtung von Schwefelhölzchen beaugenscheinigt und dabei Gespräche mit dem Nachtwächter führt, die einen lustigen Studenten als ein „famoser Ulk" allerdings sehr ergötzen würden — oder wer ihr auf der breslauer Industrieausstellung begegnet, wo sie „sich mit Erdbeeren und Chambertin begnügt" — oder wer auch nur liest, in welcher oberflächlich absprechenden Weise sie ein Kunstwerk wie Kalide's Bacchantin abfertigt, die zwar sehr schön gearbeitet ist, aber weder „Freiheit noch verve" hat — wer dies und Aehnliches gelesen, der, fürchten wir, wird unser Urtheil im Gegentheil noch

zu mild und zurückhaltend finden. Die ganze hier beschriebene Reise reicht nicht weiter als von Breslau nach Triest; man mag daraus auf die Vollständigkeit schließen, mit welcher die Frau Verfasserin uns ihre Erlebnisse mittheilt und die in der That so groß ist, daß uns nicht einmal die Speisezettel der Wirthshäuser erlassen werden. Das Beste an dem Buch sind einzelne Volkssagen und Volkslieder aus Kärnten. Die letztern theilt die Frau Verfasserin zum Theil in recht lesbaren und wohllautenden versificirten Uebertragungen mit; wenn man indessen beiläufig aus ihrem eigenen Munde erfahren hat, mit welcher horriblen Schnelligkeit sie das Studium der slowenischen Sprache betreibt, so kann man sich gewisser Zweifel, wie es sich wol mit der Richtigkeit der Uebertragungen verhalten möchte, nur schwer entschlagen. Aber wer wird für solche Pedanten, die sich nicht mit dem bloßen poetischen Duft der Uebertragung begnügen, ohne nach ihrer buchstäblichen Richtigkeit zu fragen, auch noch schreiben wollen? Man reist jetzt mit Dampf, man schreibt mit Dampf, man übersetzt mit Dampf, man wird mit Dampf zur berühmten Frau — es lebe das Zeitalter des Dampfs!

Mit Vergnügen sehen wir daher einen Schriftsteller, der in einigen seiner jüngsten Veröffentlichungen auch schon ziemlich durchblicken ließ, daß wir im Zeitalter des Dampfs leben, auf einen ernstern und gediegenern Weg zurückgekehrt: „Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder. Von Julius Rodenberg“ (Hannover, Rümpler). Das ist ein gar liebenswürdiges Buch, in dem sich Unterhaltung und Belehrung auf ebenso angenehme wie nützliche Weise verbinden. In ansprechender, halb novellistischer Einkleidung schildert der Verfasser seinen Herbstaufenthalt in Wales, einer Landschaft bekanntlich, die an malerischen Schönheiten ebenso reich ist wie an interessanten und ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit und die überdies als ehemaliger Wohnsitz eines untergegangenen Volksstamms, der Kelten, die mit den Bewohnern der Bretagne die einzigen Ueberreste der alten Urbewohner und ersten Ansiedler Englands bilden, für den Sprach- und Geschichtsforscher von höchster Wichtigkeit ist. Nach allen drei Seiten hin, nach der landschaftlichen, der historischen und der sprachlichen, wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit und theilt von dem Resultat seiner Beobachtungen gerade soviel mit, wie dem gemischten Leserkreise, für den er das Buch vornehmlich bestimmt hat, verständlich und angemessen ist. Besonders dankenswerth sind seine Beiträge zur Charakteristik der walisischen Poesie und Musik; in seiner Schilderung der Barden, die er „ein keltisches Erbstück“ nennt, „um das wir die Waliser nicht beneiden dürfen“, zeigt sich ein anerkennenswerther kritischer Sinn, während in demjenigen, was er aus den Märchen sowie aus den Liedern und Sprüchen der Waliser mehr oder minder vollständig mittheilt, sich ein inniges poetisches Verständniß, verbunden mit Geschmack und sprachlicher Gewandtheit kundgibt.

Derselbe Ernst und dieselbe Gediegenheit erfreut uns auch an der Schrift: „Aus dem Weichselbelta. Reiseskizzen von Louis Passarge. Mit einer Karte“ (Berlin, Decker). Das Buch ist ein höchst beachtenswerther Beweis dafür, wie viel des Neuen und Belehrenden noch in unserer nächsten Nähe verborgen liegt und daß unsere Touristen keineswegs bis über die Säulen des Herkules hinauszuwandern brauchen, um uns interessante und lehrreiche Reiseberichte zu liefern. Der Herr Verfasser schildert eine Ge-

gend, die auf die Entwickelung des deutschen Lebens, namentlich aber auf die Gestaltung des preußischen Staats — und was ist Preußen nicht für Deutschland! — zu verschiedenen Epochen von größtem Einfluß gewesen ist, eine Gegend, die durch die Fülle ihrer geschichtlichen Erinnerungen sowie durch den Werth ihrer künstlerischen, insbesondere ihrer architektonischen Denkmäler für jeden Freund der Geschichte wie der Kunst von höchstem Interesse, die jetzt vermittels der Eisenbahn vom Herzen Deutschlands aus in wenig mehr als einer Tagereise erreicht werden kann und die bei alledem und trotz der jetzt herrschenden Reisewuth doch der Mehrzahl von uns unbekannter ist als Paris und London oder die Ufer des Genfersees. Zunächst werden wir nach Dirschau geführt, den Wunderbau der neuen Eisenbahnbrücke zu betrachten, die hier Deutschland mit Rußland, Europa mit Asien verbindet. Sodann wird uns in einer Reihe anschaulicher und lebensvoller Bilder die alte Herrlichkeit von Danzig geschildert; wir lernen die Eigenthümlichkeit der danziger Niederung oder der „Werder" mit ihren fruchtbaren Wiesen und Aeckern, ihrem Deichwesen, ihrer wohlhabenden und kernhaften Bevölkerung kennen, um uns schließlich in die Pracht der Marienburg zu vertiefen, in der, fern vom Heimatlande, auf dem äußersten Vorposten deutscher Bildung, die mittelalterliche deutsche Baukunst noch einmal, dicht vor ihrem eigenen Verfall, ihre ganze Größe und Erhabenheit entfaltet. Der Verfasser hat überall die gründlichsten Studien gemacht, auch verschmäht er es nicht, uns in einem eigenen Anhang über die Quellen zu belehren, denen er dabei hauptsächlich gefolgt ist. Die Darstellung ist im Ganzen lebhaft und anschaulich und nur hier und da werden wir durch eine gewisse Vorliebe zu abstracten Ausdrücken und Wendungen an die Schule des Philosophen erinnert, deren Staub der Verfasser noch nicht völlig abgeschüttelt hat, während er durch seine Auffassung im Ganzen und Großen kundgibt, daß auch der belebende und befruchtende Inhalt der Philosophie an ihm nicht verloren gegangen ist.

Wir brechen unsere Uebersicht hier für heute ab, um sie in einem demnächstigen dritten Artikel, der sich hauptsächlich mit einigen mehr auf das Praktische gerichteten Neuigkeiten der Reiseliteratur beschäftigen wird, zu Ende zu führen. R. P.

Correspondenz.

Aus Jena.

Ende Januar 1858.

Jg. Täuscht mein Gedächtniß mich nicht, so ist es außerordentlich lange her, seit Sie den letzten Bericht aus unserer Musenstadt brachten; auch unsere Schwesterstadt Weimar, will es mir scheinen, hat neuerdings nur eine sehr spärliche Vertretung in Ihrer Zeitschrift gefunden. Freilich ist auch die Zeit, wo Jena und Weimar die Sonnen waren, um die das geistige Planetensystem Deutschlands sich drehte, längst vorüber, selbst der Abglanz, der von jenen classischen Zeiten her noch auf uns fällt, wird schwächer und schwächer und so müssen wir uns denn wol allmählich darein finden, von der Presse

vergessen und übersehen zu werden, besonders da eine derartige Zurückgezogenheit einem alten bekannten Spruche nach auch ihre ganz angenehmen und ersprießlichen Seiten hat. Nur sollte dieselbe dann auch freilich nicht von Uebelwollenden und Schlechtunterrichteten aus Bosheit oder Muthwillen gestört werden; die Herren Zeitungscorrespondenten, mein' ich, sollten uns ein für allemal unserer Dunkelheit überlassen und uns nicht blos dann daraus hervorziehen, wenn es etwas Ungünstiges auf unsere — und auf Kosten der Wahrheit zu melden gibt. Sie merken, es ist eine Apologie, auf die ich es bei diesen Zeilen abgesehen habe. Fürchten Sie indessen nicht, daß dieselbe etwa gegen die Bannflüche gerichtet sein solle, mit welchen die berliner Frommen unsere theologische Facultät, diese einzige in ganz Deutschland, die sich von dem schleichenden Gift des Pietismus noch rein erhalten hat, belegen; ein richtiger Jenenser ist an dergleichen nicht blos gewöhnt, sondern er nimmt diese Verwünschungen auch für das, was sie wirklich sind — nämlich Lobsprüche.

Nein, der Vorfall, den ich im Sinne habe, und der mir heute die Feder in die Hand drückt, ist von jüngerm Datum als der Zorn der berliner Gläubigen — wenn er auch immerhin alt genug ist, daß nicht schon längst andere, ohne Zweifel berufenere Stimmen sich öffentlich hätten erheben sollen, um die durchaus falsche und einseitige Darstellung, in welcher derselbe zur Kenntniß des Publikums gelangt ist, gebührendermaßen zu widerlegen. Da dies indeß bis heute nicht geschehen ist, auch wol von derjenigen Seite her, die dazu offenbar am berufensten war, wol kaum mehr geschehen wird, so erlauben Sie mir wol, mich der beleidigten Ehre unserer Universität anzunehmen und ein Gerücht ad absurdum zu führen, das nur allzu geeignet ist, Geist und Haltung unserer Studentenschaft auswärts im übelsten Lichte erscheinen zu lassen.

Der Fall ist dieser. Der vor einigen Jahren in Zürich verstorbene Naturforscher Oken hat bekanntlich als Lehrer der hiesigen Hochschule die schönste, fruchtbarste und glücklichste Zeit seines Lebens unter uns zugebracht. Zur Erinnerung an diese Zeit sowie überhaupt zum Gedächtniß des um die Wissenschaft im allgemeinen sowie speciell um unsere Universität hochverdienten Mannes, wurde ihm in hiesiger Stadt ein Denkmal errichtet, bestehend in einer bronzenen, auf steinernem Fußgestell ruhenden Kolossalbüste des Verewigten. Das Denkmal ist nur 200 Schritte entfernt von dem ebenfalls neu errichteten Denkmal Döbereiner's, unsers berühmten Chemikers, und steht mit diesem in gleicher Linie am Fürstengraben; zwischen beiden in der Mitte, nur etwas aus der Linie vorgerückt, wird, wenn frühere Wahl den Platz behauptet, noch in diesem Jahre, bei der bevorstehenden dreihundertjährigen Jubelfeier unserer Universität, das bekannte, auch in diesen Blättern mehrfach besprochene Johann-Friedrich-Denkmal von Drake sich erheben. Allerdings spricht man jetzt davon, das Denkmal auf dem Markte aufzustellen: aber — wenn eine derartige Abschweifung von meinem eigentlichen Thema verstattet ist — was in aller Welt hat Johann Friedrich der Standhafte auf unserm nichts weniger als architektonisch schönen oder sonst irgendwie malerischen Marktplatz zu thun? Ein solches Standbild auf solchem Platz hat allemal etwas von einer mittelalterlichen Brunnenfigur, hier aber würde dazu kommen, daß kaum 20 Schritte davon sich wirklich ein großer statt-

licher Brunnen befindet und würde das Denkmal unter einer solchen Nachbarschaft gewiß nicht wenig leiden. Warum will man überhaupt den frommen ernsthaften Mann dazu verdammen, den nichts weniger als erbaulichen Skandal mit anzuhören, der auf unserm Marktplatz redlich alle Nächte abgehalten wird? Der ersterwähnte Platz auf dem Fürstengraben dagegen bietet den erheblichen Vortheil, erstlich daß die beiden schon erwähnten kleinern Denkmale dadurch einen schönen und wirkungsreichen Abschluß erhalten, zweitens läßt sich hier und hier allein ein großer freier Raum gewinnen, zu dem die Bäume und Gartenanlagen des Fürstengrabens einen ungleich malerischern Rahmen bilden, als die eintönigen Häuser am Markt jemals abgeben können, und endlich würde Johann Friedrich hier in dem neuen stattlichen Bibliothekgebäude ein ebenso würdiges wie bedeutungsvolles vis-à-vis gewinnen. Darum also Fürstengraben, nicht Markt!

Aber zurück zu meiner Geschichte. Das Oken-Denkmal steht also. In einer schönen Sommernacht, kurz nach seiner Aufstellung, kommen die Vandalen, bewerfen das Denkmal mit Steinen, stellen das Bildniß auf den Kopf, demoliren mit einem Wort das Ganze von Grund aus und hätten gewiß noch etwas darüber gethan, wenn es nur möglich gewesen wäre. Und diese Vandalen waren Deutsche, waren jenenser Studenten....

So die Berichte in den Zeitungen — und nun wie folgt die Sachlage. Doch muß ich dazu etwas weiter ausholen. Etwa ein Jahr vor Aufstellung der Büste Oken's war das schon erwähnte Denkmal für Döbereiner errichtet worden. Dasselbe besteht aus einer großen starken Granitplatte in Halboval, in dessen Mitte eine Eisentafel in Goldbuchstaben die Inschrift trägt: „Dem Andenken Döbereiner's seine Mitbürger" — ein Denkmal, so einfach und schlicht, wie der Mann war, den es feiert. Leider jedoch ist es auch dabei wieder nicht ohne einige Künsteleien abgegangen. Die Granitplatte — und hier nähern wir uns schon der eigentlichen Veranlassung alles Unheils — steht auf einem künstlich erbauten Hügel; auf dem Hügel rings um das eigentliche, wie ich nochmals erinnere, wesentlich aus einem Stein bestehende Denkmal sind eine Menge anderer Steine, nur in kleinerm Format aufgestellt, vielleicht vierzig bis funfzig, lauter Denkmale in Miniatur. Die Dinger machen einen höchst komischen Eindruck, der sich auch sofort bei Aufstellung des Denkmals auf jeden von ästhetischem Sinn nicht ganz verlassenen Beschauer zeigte. Auch hat der Volksmund es nicht an einer Menge guter und schlechter Witze darüber fehlen lassen, nur daß dieselben sich nicht gut zu Papier bringen lassen. Am wunderlichsten ist der Eindruck, wenn, wie eben jetzt, über Nacht eine leichte Schneedecke gefallen ist; dann gucken die kahlen Steine aus dem Schnee kreuzfidel heraus; jeder mit seiner weißen Nachtmütze auf dem Kopf, scheinen sie einander etwas zuzurufen, etwa: „Wünsche wohl geruht zu haben" oder sonst dergleichen. Das Misfallen über diese höchst unpassende Zuthat zu dem übrigens so geschmackvollen und wohlgelungenen Denkmal war allgemein und machte sich bei Gelegenheit auch öffentlich in sehr belustigender Weise geltend; eine der hiesigen Burschenschaften hielt einen feierlichen Auszug und unter den allerlei Maskenscherzen und satirischen Anspielungen, die dabei die Straßen passirten, hatte denn auch das Döbereiner-Denkmal mit seinen Feldsteinen seine Rolle. Eines schönen Sommerabends im vorigen Jahre nun zieht eine Schar lustiger junger Leute

— ob es gerade Studenten gewesen, ist nicht nachgewiesen und überdies für die Sache vollkommen gleichgültig — den Fürstengraben entlang. Daß die beiden Denkmale nahe beieinander stehen, habe ich bereits erwähnt. Da kommt nun einer von der muntern Gesellschaft auf den, wenn man nur die Intention beachten will, gar nicht so übeln Einfall, Döbereiner habe eigentlich im Vergleich mit Oken zu viel Steine, Gerechtigkeit muß aber sein und also muß Oken einige von Döbereiner's überflüssigen Steinen abbekommen. Wirklich wurden am nächsten Morgen einige Steine theils auf dem Postament, theils innerhalb der eisernen Einfriedigung des Oken-Denkmals gefunden. Jetzt war Polen offen; ein Act des brutalsten Vandalismus, ein verruchter nächtlicher Anfall auf ein Kunstwerk, das dem Andenken eines der berühmtesten und verdientesten Lehrer der Hochschule gewidmet ist, lag klar vor Augen. Wo man aber etwas finden will, da sucht man gut und so fand sich denn auch in der Bronze des Oken-Denkmals richtig eine kleine Vertiefung; woher sie stammt und ob sie wirklich erst über Nacht entstanden oder vielleicht auch schon früher dagewesen, danach wird in der allgemeinen Aufregung nicht weiter gefragt, ja nicht ungern läßt man sogar unbeachtet, daß der bei Aufstellung des Denkmals beschäftigt gewesene Bauaufseher sich jedes Urtheils enthält und es ausdrücklich dahingestellt sein läßt, ob die in Rede stehende, an und für sich höchst unbedeutende Vertiefung nicht vielleicht auch schon früher, ja möglicherweise schon bei Aufstellung des Denkmals vorhanden gewesen. Man wollte eben einen Vandalismus haben, man brauchte eine Schauergeschichte, die den Namen unserer guten Stadt einmal wieder in die Spalten der Zeitungen brächte. Nun, diesen Zweck hat man erreicht; möchten nun nur auch die Blätter, die damals so rasch bei der Hand waren, die Geschichte von dem „brutalen Vorfall" durch aller Herren Länder zu verbreiten und damit dem Ruf unserer Universität und namentlich der Ehre unserer akademischen Jugend einen gewiß nicht unerheblichen Abbruch zu thun — möchten sie, sage ich, nun nur auch von dieser Berichtigung Notiz nehmen; dieselbe ist zwar weniger pikant als die ursprüngliche Historie, hat jedoch den nicht ganz verächtlichen Vorzug, wahr zu sein.

Schließlich, damit es dieser Correspondenz doch nicht ganz am versöhnenden Ausgang fehle, lassen Sie mich noch einmal des Jubelfestes gedenken, das unserer Universität im Lauf des kommenden Augustmonats bevorsteht und das schon jetzt der Gegenstand zahlreicher Gespräche und Conferenzen bildet. Nach allem, was ich darüber höre, wird es ein sehr schönes und erhebendes Fest werden, das gewiß niemand unbefriedigt verlassen wird, vorausgesetzt daß er nur den Maßstab der kleinen Stadt im Auge behält. Und an Besuchern wird es uns gewiß nicht fehlen, namentlich in Verhältniß zu den Räumlichkeiten, welche unsere Stadt darbietet. Die größte Zahl wird natürlich Thüringen selbst liefern; alles, was jemals in Jena studirt hat und noch gegenwärtig in den gesegneten Auen unserer thüringischen Heimat weilt, findet sich zu dem Feste ein, da ist weit und breit kein Arzt und kein Prediger, kein Bureauchef und kein Accessist, die nicht mitfeiern wollen. Ja ich kenne Leute, die sich schon vor 20 Jahren das Wort darauf gegeben haben, sich zu den Festtagen von 1858 sammt und sonders in Jena wiederzutreffen und der einzige Entschuldigungszettel, der dabei „ziehen", d. h. gültig sein soll, ist der von Papa Hain ausgefertigte, wenn er mit

Sense oder Sichel die eine oder andere Garbe vorzeitig eingeerntet hat. Bis zu diesem Feste will auch ich Ihnen Lebewohl sagen; wollen Sie dann aber wieder aus unserm Saalthal hören, so stehe ich mit Vergnügen zu Diensten.

Notizen.

Aus Neapel wird der Tod des berühmten Bassisten Louis Lablache gemeldet. Der Sohn eines französischen Flüchtlings, wurde derselbe ebendaselbst 1794 geboren und widmete sich frühzeitig der Musik; mit siebzehn Jahren betrat er zuerst die Bühne, wo er sogleich sowol wegen seiner bewundernswerthen Stimme als wegen seines ausgezeichneten Spiels die glänzendsten Erfolge davontrug. Nachdem er längere Zeit fast an allen italienischen Bühnen, zuletzt auch in Rom und Mailand gesungen hatte, debutirte er 1830 an der Italienischen Oper zu Paris; von hier an datirt sein Weltruf als der erste aller lebenden Bassisten. Auch blieb er von da ab in Paris, bis er sich vor einigen Jahren von der Bühne überhaupt zurückzog, um den Rest seiner Tage in seiner Vaterstadt zu verbringen.

Melchior Meyr in München ist mit einer Fortsetzung seiner „Erzählungen aus dem Ries" beschäftigt. Auch von Julius Hübners' „Bilder-Brevier der Dresdner Gallerie", das in diesen Blättern kürzlich rühmend angezeigt ward, soll eine Fortsetzung in Aussicht stehen. Karl von Holtei ist die Dramaturgenstelle an dem neuorganisirten ständischen Theater zu Prag angetragen worden: doch soll nur geringe Aussicht sein, daß Holtei, der die Klippen und Untiefen des Theaterlebens aus vieljähriger eigener Erfahrung mehr als zur Genüge kennt, die literarische Zurückgezogenheit, in welcher er gegenwärtig in Gratz in Steiermark lebt, mit der angetragenen Stelle vertauschen wird.

Von Dr. C. H. Gildemeister in Bremen erschien der erste Band einer ausführlichen Biographie Haman's: „J. G. Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften" (Gotha, F. A. Perthes). Von Karl Gödeke's „Grundriß zur Geschichte der Deutschen Dichtung" (Hannover, Ehlermann) hat der zweiten Hälfte dritte Abtheilung oder Heft 4 des ganzen Werks die Presse verlassen. Dasselbe setzt die in der frühern Lieferung begonnene Geschichte unserer classischen Dichtung fort und enthält unter anderm eine Biographie Goethe's, die der Verfasser selbst dahin charakterisirt, daß sie „in der Darstellung mit keiner voraufgegangenen wetteifern, an Zuverlässigkeit der Angaben es mit jeder aufnehmen darf". Unter dem reichen, mit musterhafter kritischer Genauigkeit gesichteten Material, welches dabei benutzt ward, befindet sich auch ein autobiographisches Schema Goethe's, das hier zum ersten male veröffentlicht wird. Wir kommen auf die interessante und wichtige Arbeit demnächst des Genauern zurück.

Anzeigen.

Im Verlag von **Friedr. Mauke** in Jena erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus

Karl Ludwig von Knebel's

Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette

Erzieherin der Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar-Eisenach (1774—1813).

Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte

herausgegeben von

Heinrich Düntzer.

Gr. 8. Broschirt. 41 Bogen. Preis 3 Thlr.

☞ Knebel, der bedeutendste Vermittler des weimarischen Hof- und Dichterkreises, spricht sich nirgendwo so offen und ungescheut aus wie in diesen Briefen an seine Schwester, und die Gestalt der letztern tritt hier zum ersten male in bestimmten Umrissen in den weimarischen Hofkreis, für dessen Beurtheilung diese Briefe die reichste Ausbeute gewähren. Auch der ansbacher und der schweriner Hof zeigen sich im treuesten Spiegel. Besonders bedeutend ist der Briefwechsel für Goethe, Wieland und die andern Heroen des weimarischen Dichterkreises.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zehn Gebote der Diätetik,

aufgestellt von Dr. Johann Christian Gottfried Jörg.

Zweite Ausgabe. 8. Geh. 20 Ngr.

Das Streben des berühmten kürzlich verstorbenen Verfassers geht dahin, die Vorschriften der natürlichen Triebe als Verordnungen der Moral, die Befolgung derselben als Gebote hinzustellen und jedermann anzuweisen, wie er die „zehn Gebote der Diätetik" zu erfüllen und die Fehler gegen die natürliche Diätetik zu vermeiden habe, um das Leben stets im gesunden Zustande zu erhalten. Die kleine in allgemein verständlichem Ton abgefaßte Schrift verdient die allgemeinste Verbreitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des deutschen Studententhums

von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen.

Ein historischer Versuch von **Oskar Dolch.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Studententhum bietet in seiner geschichtlichen Entwickelung höchst interessante Erscheinungen dar und macht einen wesentlichen Bestandtheil unsers Nationallebens aus. Trotz zahlreicher Quellenschriften darüber und vortrefflicher Arbeiten über einzelne Gegenstände aus der Sittengeschichte des deutschen Studententhums hat es bisjetzt gänzlich an einem Werke gefehlt, welches wie das vorliegende diese Erscheinungen zusammenfaßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 9.** 25. Februar 1858.

Inhalt: Ueber Ernst Curtius' „Griechische Geschichte". Von **Ludwig Roß.** III. — Ein „Aufruf an das deutsche Volk". — Literatur und Kunst. Reiseliteratur. („Brockhaus' Reise-Bibliothek": Kühne, „Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch"; Gerstäcker, „Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer"; Kossak, „Schweizerfahrten"; „Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig". „Brockhaus' Reise-Atlas".) Dr. Hannibal Fischer noch einmal. (Zachariä, „Der Coburger Untersuchungsproceß wider Dr. Laurenz Hannibal Fischer".) Pädagogik. („Der Arbeiter auf dem praktischen Erziehungsfelde der Gegenwart. Herausgegeben von Georgens und von Gayette".) — Correspondenz. (Vom Genfersee. Aus Brüssel. Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Ernst Curtius' „Griechische Geschichte".

Von

Ludwig Roß.

„Griechische Geschichte von E. Curtius." Erster Band, Berlin, G. Reimer, 1857.

III.

> Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
> — ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
> Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Die Griechen hatten also, wie wir gesehen haben, den Besitz der Schrift; ob sie dieselbe zuerst von den Phöniziern erhalten, oder ob der griechische „Drachentödter" oder die ionischen Marschbauern sie aus dem Delta zuerst mitgebracht, wird uns nirgends bestimmt gesagt. Freilich, wozu auch? wußten sie doch mit diesem wichtigsten Bildungsmittel des menschlichen Geistes herzlich wenig anzufangen. Bei der Trockenlegung der griechischen „Moore" konnten sie keinen Gebrauch davon machen; und die „hellfarbigen Eingeborenen" nahmen sie auch nicht an, sondern bewahrten nur eine Erinnerung davon auf (S. 55). Aber auch sie selbst, die Ostgriechen, die Bringer der Schrift aus Aegyptenland, hatten (nach S. 418) „von Natur keine große Vorliebe für die Schrift"; zu dieser prosaischen, schulmeisterlichen Neigung, waren sie „mit poetischem Gefühle und lebhafter Phantasie zu reich begabt"; sie wühlten daher lieber im Marsch-

boden und aßen Fische. Wie sollten sie auch „für das lebendige Wort in stummen Zeichen einen Ersatz finden? So frühe sich daher auch die wißbegierigen Jonier die Erfindung der Schrift aneigneten, so geschah dies zu ganz andern Zwecken als zu dem der Mittheilung von Gedanken (?). Man gebrauchte die Zeichen, um etwa (?) im Handelsverkehr Werth und Zahl einzelner Gegenstände zu bezeichnen" (also zu Marken und Werthangaben auf Waarenballen und Frachtgütern, vielleicht auch zu Handelstarifen, Preiscourants und Frachtbriefen!); „man gebrauchte sie, um Namen und Formeln, auf deren unveränderte Aufbewahrung Werth gelegt wurde, aufzuzeichnen". (Also doch wol auch zur Aufzeichnung von Poesien, von Orakelsprüchen, zu Inschriften auf Weihgeschenken u. s. w., da doch dies Dinge sind, bei denen „auf unveränderte Aufbewahrung von Formeln und Namen" einiger Werth zu legen ist? Es wird uns schwer anzunehmen, daß die wißbegierigen, poetischen und phantasiereichen Jonier, nachdem sie einmal schreiben konnten, sich blos auf die Angabe des Werths und der Zahl einzelner Gegenstände des Handels beschränkt haben sollten. Aber nein! auch dieser edlere Gebrauch der Schrift wird ihnen unbarmherzig abgeschlagen.) „Das Wort selbst schien den Griechen, sowie es in Schriftzeichen übergegangen war, getödtet und abgestorben." (Jammerschade! denn wie viel Nützliches und Wissenswerthes hätten sie ohne dies beklagenswerthe Vorurtheil nicht aufzeichnen können!) „Wie lange sich daher ihr Sinn gegen einen ausgedehntern Schriftgebrauch gesträubt hat", — aber wer zwang sie denn dazu? Sie konnten ja die Sache, wenn sie ihnen so widerwärtig war, nur wieder aufgeben —, „erkennt man schon daraus, daß sie für den Begriff des Schreibens in ihrer reichen Sprache niemals ein ganz bezeichnendes Wort gehabt haben. Für «schreiben» mußte das Wort ausreichen, welches auch malen bedeutet u. s. w." (Halt! das ist, mit Erlaubniß des Verfassers, doch offenbare Umdrehung der Wahrheit. Ist denn scribo, scripsi oder das deutsche „schreiben" etwas anderes als γράφω, γρόφω, ἔγραψα mit vorgesetztem s, wie sculpo, sculpsi nichts anderes ist als γλύφω, ἔγλυψα und scalpo, scalpsi nichts anderes als γλάφω, ἔγλαψα? Ist strido, strideo nicht τρίζω, sternuo nicht πτάρνυμι, spuo nicht πτύω u. s. w.? Wie umgekehrt andere Wörter im lateinischen Dialekte das griechische σ abgeworfen haben, z. B. vos von σφῶϊ, σφῶ, fidis von σφίδη, funda von σφενδόνη, fungus von σπόγγος, σφόγγος, tego von στέγω, turdus von στροῦθος. So ist denn γράφω, scribo das ganz eigentliche Wort für „schreiben", und ist vielmehr vom Schreiben auf das Zeichnen und Malen übertragen worden.). „Die Griechen", heißt es dann weiterhin, „gewöhnten sich spät an den Gebrauch der Schrift. Am deutlichsten zeigt sich dies darin, daß man in der Zeit des allgemeinsten Schriftgebrauchs (!) die Schriftzeichen noch

immer als etwas Fremdländisches ansah, und «phönizische Zeichen nannte (S. 419)»".

Da die Buchstaben und ihre Namen von den Phöniziern gekommen und nur etwas modificirt worden waren, so war es doch ganz natürlich, daß man sie, wo es sich um ihre Herkunft handelte, phönizisch nannte. Wie hätte man es in Abrede stellen können? Auch sah kein Grieche etwas Ehrenrühriges darin, denn, wie ein altes Epigramm auf Zenon von Kition sagt:

εἰ δὲ πάτρα Φοίνισσα, τίς ὁ φθόνος; ἦν καὶ ὁ Κάδμος
κεῖνος ἀφ' οὗ γραπτὰν Ἑλλὰς ἔχει σελίδα.

Ist es für uns Deutsche kränkend, daß wir unsere Buchstaben aus denen der Römer modificirt und die Wörter schreiben, Brief u. s. w. von ihnen entlehnt haben? Oder wenn wir unsere Zahlen bald mit „römischen", bald gar mit „arabischen" Ziffern schreiben: verbinden wir mit diesen Benennungen irgendeinen gehässigen Nebenbegriff? Wozu denn in Betreff der Griechen diese verschrobene und innerlich unwahre Darstellung von ihrem innern Widerwillen, ihrem jahrhundertelangen „Sträuben" gegen den Gebrauch der „fremdländischen" Erfindung? Wenn sie wahr wäre, so gäbe sie ja den Griechen das Zeugniß der kurzsichtigsten Dummheit, der eigensinnigsten Verstocktheit, des höhern Blödsinns, wie der Berliner es nennt. Die rothhäutigen Indianer Nordamerikas, die Bewohner der Südseeinseln, die wilden Neuseeländer geben Zeitungen und Bücher heraus, ein oder wenige Menschenalter, nachdem ihnen die Engländer die Schrift und die Presse gebracht haben; und die hochbegabten Griechen hätten viele Jahrhunderte lang die Schrift als etwas Gehässiges, Fremdländisches angesehen? hätten viele Jahrhunderte lang ihre Kenntniß unter sich erhalten und fortgeerbt, ohne sie zu etwas Besserm zu benutzen als zur Bezeichnung von Frachtgütern?

Viele Jahrhunderte lang, ja! Der Verfasser spricht dies freilich nirgends in bestimmten Worten aus, aber es geht aus der ganzen Färbung seines Buchs wie aus vielen einzelnen Stellen deutlich hervor. Er läßt die Homerischen Gedichte immer noch in der seit F. A. Wolf hergebrachten, abgeschmackten Weise ohne einen festen historischen Hintergrund, ohne die große Persönlichkeit eines einigen schaffenden und nach den Erfordernissen seines Plans frei schaltenden und umgestaltenden Dichters gleichsam aus dem Nichts hervorgehen und sich zu einem Ganzen wie zufällig zusammenballen — ohne zu begreifen, daß eine solche Behandlung der Sprache und des Verses nicht anders als mit dem Griffel in der Hand möglich war, ohne zu fühlen, daß Homer, um solche epische Entwürfe so durchzuführen, wahrlich mehr gedacht und das Frühere mit dem Spätern umsichtiger und besonnener ver-

glichen hat als Hr. Curtius die Behauptungen seiner sogenannten Geschichte bisweilen auf demselben Blatte. Denn als Wolfianer, als Anhänger der Meinung von einem zufälligen Entstehen der Ilias und Odyssee aus planlosen Gesängen verschiedener Dichterlinge, bekennt er sich indirect durch eine Aeußerung über „die Lieder von Odysseus und Telemachos" (S. 354). Freilich müssen diese Lieder bereits früh zu einem gewissen Ganzen zusammengesetzt worden sein, denn bereits im 8. Jahrhundert verpflanzt der ionische Spartaner Lykurgos „die Rhapsoden Homer's nach Sparta" (S. 156, 159); aber geschrieben waren sie damals beileibe noch nicht, und am wenigsten von dem einfältigen Homer selbst, obgleich er die Schrift und ihren Gebrauch zu Briefen recht wohl kannte (S. 69: „der erste — Schriftverkehr, dessen bei Homer gedacht wird, weist von Argos nach Lykien"). Er war freilich zu poetisch und phantasiereich, um schreiben zu mögen. Inzwischen scheinen doch einzelne Aufzeichnungen Homer's nach und nach stattgefunden zu haben; denn als Peisistratos (spät genug!) den großen ionischen Sänger endlich in Athen „einbürgerte" und mit seiner Akademie von Gelehrten aus den besagten einzelnen „Abschriften" endlich die Gedichte zusammenflickte, „da gab es erst einen Homer und Hesiod" (S. 302).

Aus diesen Notizen über Homer ist also kein bestimmteres Ergebniß zu gewinnen, als daß er selbst zwar den „Schriftverkehr" bereits erwähnt und besungen hat, die Homerischen Gedichte aber schwerlich vor dem 7. Jahrhundert vereinzelt und theilweise aufgezeichnet worden sind. Zu demselben Ergebnisse führen auch alle andern Zeitangaben — und wir glauben, keine wichtige übersehen zu haben —, die man sich mühsam aus dem ganzen Buche zusammenlesen muß. Der als kreisförmig beschriebene eherne Diskos des Iphitos in Olympia, auf dem auch der Name des Lykurgos stand und den Aristoteles anerkannte, gilt dem Verfasser nicht für gleichzeitig, sondern für „ein viel späteres Schriftdenkmal" (S. 189). Erst die Grabschrift des Midas, Ol. 21, 2, findet vor seinen Augen Gnade (S. 463). Auf dem Kasten des Kypselos aber, um Ol. 30, war Schrift (S. 226). Der Gebrauch der Schrift, gegen deren Anwendung zu zusammenhängenden Worten und Sätzen sich die Griechen so viele Jahrhunderte lang beharrlich und erfolgreich gesträubt hatten, muß sich nun urplötzlich mit reißender Schnelligkeit bis in die untersten Volksschichten verbreitet haben; denn zu derselben Zeit, um 650, schrieben die griechischen Krieger im Solde des Psammetich, die doch nicht lauter Schulmeister und Gelehrte gewesen sein werden, zum Zeitvertreib ein heute noch lesbares touristisches Memento „in den Schenkel des Ramseskolosses von Abu Simbel in Nubien" (S. 345); was also Hrn. Curtius, dem Fortsetzer des berliner Corpus Inscriptt. Graecc., für die älteste bis heute erhaltene griechische

Inschrift zu gelten scheint. Und doch hatten die plötzlich so schriftkundigen Griechen bis dahin noch nicht daran gedacht, auch nur ein armseliges Gesetzlein aufzuzeichnen; denn die Gesetzgebung des Zaleukos, im italischen Locri, ebenfalls um 650, war „die erste schriftliche, welche das Alterthum kannte" (S. 455). O tardum ingenium! Fortan aber überstürzte man sich förmlich, um das solange Versäumte wieder einzubringen; eine schriftliche Gesetzgebung folgte auf die andere, Solon auf Drakon, und Griechenland, noch im 8. Jahrhundert so gut wie illiterat, wimmelte nun von Schriftstellern und Literaten, sodaß Polykrates von Samos, auf den überhaupt während seiner kurzen Regierung alle Wunder gehäuft werden, „für wissenschaftliche Unterhaltung durch Anlage einer Schriftensammlung sorgte, wo zuerst hellenische und orientalische Literatur vereinigt wurde" (S. 500).

Und nun, denken wir, ist es genug an diesen Proben einer hellenischen Entwickelungs- und Culturgeschichte, genug zu Scherz und Ernst. Sapienti sat. Der reiche Stoff ist nicht erschöpft. Wem es Vergnügen macht, der mag sich noch die Stellen zusammenlesen, wo in einer unfaßbaren Weise von Pelasgern und Achäern die Rede ist, ohne daß man erfährt, wer sie sind und woher sie kamen; oder zu besonderer Ergötzlichkeit die Stellen über den „pelasgischen" Zeus, den Gott des Volks, den „peloponnesischen Nationalgott", und über die furchtbare Concurrenz, welche ihm sein leiblicher Sohn und doch von ihm abhängiger Orakelverkünder (S. 390, 400) Apollon macht, dies enfant terrible, dieser „Gott des Adels" (S. 264) mit seiner besondern „Religion" und seiner rührigen Priesterschaft, der zugleich „Nationalgott" der Dorier wie der Jonier ist: lauter Dinge, von denen freilich die Homerische Auffassung des Apollon (S. 446) noch keine Ahnung hatte. Apollon ist nicht blos als was wir ihn bereits kennen, Baumeister, Geograph u. s. w.; er ist auch Wegebauer (S. 412), Schreiblehrer und Schriftordner (S. 420), Philosoph (S. 427), Musiker und Mathematiker (S. 457) und vor allem macht er als Kapitalist und Bankier ausgedehnte Geldgeschäfte (S. 415, 416); er sendet zu diesen und andern Zwecken „apollinische Missionen" (S. 394, 412, 414 u. fg.) nach allen Seiten aus, trotz dem basler Missionsvereine!

Wer gar in dieser zerfließenden Darstellung noch Aufschlüsse über die ältere politische Geschichte der Griechen, über die früheste Gestaltung der Staaten, über die großen Namen der Heldenzeit suchen will, der findet nirgends etwas Faßbares. Mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit haben wir nicht herauszubringen vermocht, ob es einen Trojanischen Krieg gegeben oder nicht; ob Theseus und Agamemnon, ob Achilles und Priamus und hundert andere, deren Namen oft genug vorkommen, wirklich gelebt und gekriegt, regiert und gebaut haben, oder ob sie eben

nur „bunte Gestalten" gewesen sind. Bald ist Agamemnon ein weithin herrschender König, „ein Kriegsherr mit Heer und Flotte" (S. 118), bald wieder (S. 109) ein bloßer „Burgherr von Mykenä"; bald schiffen Minos und seine Kreter kühn nach Italien und Sicilien und gründen dort Städte (S. 59), bald steht wieder blos „sein ehrwürdiges Bild an der Schwelle der griechischen Geschichte" (S. 60). Dädalos ist bereits unter Minos (S. 61) „der Altmeister aller kunstsinnigen Hellenen", und doch mühen seine Kunstschüler sich sieben bis acht Jahrhunderte ab, bevor sie ihre Werkzeuge schleifen und den Stein glatt bearbeiten lernen u. s. w.

Hr. Curtius hat ein vortreffliches Buch über den Peloponnes geschrieben, welches allgemeine und verdiente Anerkennung gefunden hat; es ist die Frucht eines langjährigen, umsichtigen Quellenstudiums, und es findet sich in dem Buche wol kaum eine erhebliche Thatsache behauptet, ohne daß der Beleg dafür nachgewiesen wäre. Im Gegensatze damit hat er hier eine griechische Geschichte aus dem Aermel schütteln oder aus dem Tintenfaß ziehen wollen, ohne sich um die Quellen zu kümmern, ohne in seiner Darstellung vage Reminiscenzen und eigene Erfindung, ohne Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden. Non omnia possumus omnes. Er hat zwei unvereinbare Systeme miteinander verbinden wollen. Er erkennt die frühe Abhängigkeit Griechenlands vom Morgenlande in einer weit größern Ausdehnung an, als die Griechen selbst sie je ausgesprochen haben, indem er außer den phönizischen, kleinasiatischen, ägyptischen Culturbringern noch die im Delta ansässigen Ostgriechen hinzu erfindet; er läßt alles aus dem Morgenlande in Hellas einführen — und fällt dann, ohne es zu ahnen und zu merken, in die Traditionen der Müller'schen Schule zurück und läßt alles, den Steinbau wie die Töpferscheibe, die Bearbeitung des Marmors wie der Metalle, in Griechenland neu erfunden werden. Kurz, er stellt eine Menge von Factoren auf, aber er weiß sie nicht zu handhaben; er versteht nicht, damit zu rechnen, und daher ergeben sie ihm entweder gar kein oder ein grundfalsches Facit.

Von Göttingen sind einst Heeren's „Ideen" über die Geschichte des Alterthums ausgegangen. Wenn Hr. Curtius einmal Muße finden sollte, sich dies Werk anzusehen: ob er selbst wol dann sein Buch für einen Fortschritt oder einen Rückschritt in der Methode der Geschichtforschung wie in der Kunst der lichtvollen Darstellung halten wird?

Ein „Aufruf an das deutsche Volk“.

Hr. B. Bary in Frankfurt am Main erläßt einen „Aufruf an das deutsche Volk zur Erfüllung seiner Mission“, den er die Güte gehabt hat, auch uns „als Visitenkarte ins Haus zu schicken“. Der Verfasser ist nicht der Einzige, der über die dumpfe Stimmung, über den Kohlendampf und die Gasentwickelung des letzten Decenniums schier verzweifelt. Er scheint traurige Erfahrungen in der Republik der Wissenschaften gemacht zu haben, und er drückt diese seine Erfahrungen dahin aus: „Die Herz haben, ermangeln des Kopfs, und die Kopf haben, ermangeln des Herzens. Hier blinder Eifer und da kalte Aufklärung. Wer meine Schriften gelesen hat, wird meinen Unwillen gerecht finden.“

Darauf schließt Hr. Bary sehr kategorisch: „Kein Mensch hat das Recht zu sagen, er sei nicht verpflichtet, auf ein «offenes Sendschreiben» einzugehen. Meint er aber dieses Recht zu haben, so ist er doch jedenfalls ein Barbar, wenn er auf einen ihm ins Haus geschickten Aufruf, den der Verfasser statt einer Visitenkarte überschickt, mit Stillschweigen erwidert. Ich bitte nicht um Anerkennung und Empfehlung, ich fordere im Interesse der Humanität und insbesondere der Wissenschaft, öffentliche Beurtheilungen ...“ Auf dieses Compelle intrare muß man schon die Handschuhe anziehen und einen Gegenbesuch machen.

Hr. Bary hat zwei Werke vollendet, die er im Subscriptionspreise zu einem Thaler anbietet, während der Ladenpreis das Doppelte betragen wird. Der Titel des erstern lautet: „Der methodische Selbstunterricht in der Wiedererzeugung der deutschen Sprache“, enthaltend: Grammatik, Onomatik und Noematik, welche letztere eine Art methodischer Chrestomathie, zugleich Sprach- und Sachschatz zu sein scheint. Der Inhalt ist universal, er geht bis zur Theologie. „Jeder Mensch, der nur die deutschesten Buchstaben kennt, wird dadurch in den Stand gesetzt, sich und seine Kinder bis zur vollkommensten Weisheit auszubilden“; es ist „eine einfache Fibel und die erhabene Bibel“, das „wahre deutsche Volksbuch für Jung und Alt, wie noch keine Nation es aufzuweisen hat.“

Da uns das Werk nicht vorliegt, so wollen wir dem Verfasser auf sein Wort glauben, was er uns über den Inhalt sagt; wir zweifeln nur sehr, daß die kleinen und großen Kinder in Deutschland sich von einem Titel wie „Der methodische Selbstunterricht in der Wiedererzeugung der deutschen Sprache“, ferner von Rubriken wie „Onomatik, Noematik, Astrographie, Anthropographie, Ethographie, Theographie, Astro- ꝛc. Gnosie“ — besonders anlocken lassen werden. Wer deutsche Bildung anstrebt, sollte doch etwas deutscher reden.

Das zweite Werk heißt: „Gott und Sein Inhalt und für Jedermann ein Wegweiser in der Welt und zu Gott, oder Noetik und Ethik des Monotheismus im Entwurfe". Im ersten Theile sollen wir erhalten „das vollständige, geordnete und einheitliche genetische, analytische und synthetische, historische, philosophische und kritische Wissen, das allen Menschen nöthig ist"; dies ist somit „das Buch der Weisheit". Der zweite Theil gibt die unconfessionelle, wissenschaftliche Religion, die allgemeinen gültigen Bestimmungen des Willens, und ist „das Buch der Tugend". Dieses zweite Werk scheint eine methodische Encyklopädie blos für Erwachsene zu sein, und enthält gewiß viel brauchbares Material, da sich der Verfasser wesentlich auf „Lessing, Kant und W. von Humboldt" stützt.

Nur wüßten wir nicht, daß Gotthold Ephraim und Schiller's Freund Humboldt große Volkslehrer geworden wären durch scholastische Disquisitionen über „Gott und Seinen Inhalt", über „Gott an sich für uns, als des Emanators des Universums und als des Erzeugers der Weltarten, als des Zeugers oder Schöpfers des «Kosmos», als des Fortzeugers des «Logos», als des Endzeugers des «Ethos» oder des ewigen Menschengeschlechts". Solcher Plotinismus war für seine Zeit begreiflich, auch noch zu entschuldigen, als die deutsche Speculation den großen Fund that, daß die theologischen Kategorien nichts anderes sein denn menschliche Begriffe, und so unter Posaunenschall eigentlich nur die Souveränetät des gesunden Menschenverstandes proclamirte. Aber heute unserm nur allzu praktischen Publikum von „jeder Gewißheit durch die Totalität der progressiven Identität der Trinität" reden, macht sicher, wie viel Tiefes man sich auch selbst dabei gedacht, nicht mehr Eindruck als eine „Ekliptik durch die schiefe Parallaxe des einseitigen Mondquadranten", was hoffentlich niemand versteht, nicht einmal ein Metaphysiker.

Nach den Fortschritten der Naturwissenschaften, die ohnehin den großen Vorzug populärer Darstellung haben, nach dem Aufschwunge in der Geschichtschreibung, nach der Entwickelung der Publicistik zu anerkennenswerther Genießbarkeit, sollten sich die ethischen Fächer zu gleicher Anstrengung verpflichtet fühlen. Unser Volk will, daß man verständlich mit ihm rede und nicht blos die „Amaranthen" sind gegenwärtig reactionär. Reactionär sind auch sämmtliche scholastischen Schwindeleien, die allzu oft nur den Mangel an Muth hinter Formeln verbergen, die zugleich katholisch, protestantisch und verständig interpretirt werden können, weil sich eben alles, d. h. nichts dabei denken läßt. Dies jedoch ohne jegliche Anspielung auf Hrn. Barh.

Jede Scholastik — und hier meinen wir Hrn. Barh mit — ist und

bleibt außerhalb der wirklichen Welt, hilft zu nichts Actualem, faßt von vornherein ihre Fragen abstract.

Nicht Gewalt, noch List, noch Geld,
Die Vernunft regiert die Welt,
Jenen huldigt wol die Zeit,
Dieser doch die Ewigkeit!

Was liegt uns Menschen daran, wem die Ewigkeit huldigt; wir möchten eine „Zeit“ erleben, die nicht mehr „der Gewalt, der List und dem Gelde huldigte“; wir möchten die „Vernunft“ in unsere Staaten, in unsere Erziehung, in unsere Wirthschaft, in unser ganzes Dasein einbrechen sehen. „Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern“ ꝛc.

Hr. Bary ist tief bekümmert um die deutsche Entwickelung; die Verflachung durch den Merkantilismus, die Indifferenz in ethischen Dingen, die Hohlheit des allgemeinen Bewußtseins, mit bequemer, fashionabler Heuchelei verquickt, gehen ihm zu Herzen. Das macht ihm Ehre. „Noch hege ich die Hoffnung, daß durch Lessing's, Reinhold's, Goethe's, Jean Paul's, Bürger's, Börne's, Schiller's (die Reihenfolge ist nicht unsere) und vieler andern Rügen und Verspottungen unserer verkehrten Bildung belehrt, und durch das Schicksal des ebräischen und griechischen Volks gewarnt, das deutsche Volk, das, wie jene beiden Völker einst, das Priestervolk jetzt ist, diese schwache Stimme nicht überhören, sondern seine Mission: alle Völker zu unterrichten, wohl erfüllen und mit dem Unterricht aller Stände bei sich selbst anfangen wird, ohne erst, wie jene beiden Völker, von andern Völkern absorbirt zu werden.“

Wenn es mit dem „Unterricht“ gethan wäre, wenn die Einwirkung auf den Menschen mit der Lehre erschöpft wäre, so brauchte niemand für Deutschland besorgt zu sein. Daß wir den rechten Unterricht, die „wahre Bildung“ gäben, ist freilich nicht damit gesagt. Aber Schulmeister haben wir genug, vom Dorf bis zur Universität, vom Anzeigeblatt bis zur Kanzel und zur Literaturzeitung; und unsere Magister sind immer noch besser als die russischen und nehmen es mit den französischen und englischen wol auch noch auf. Was uns fehlt, ist Bell-Lancaster'sche Methode, gegenseitiger Unterricht, praktische Belehrung auf dem Forum; wir wissen viel zu genau, was auf der athenischen Agora vorgefallen ist, und haben selbst keine. Hr. Bary jammert, die Holsten sollten die (bänische) „Matrosensprache mit der Sprache Lessing's, Kant's und Humboldt's vertauschen“. Im Gegentheil, wir sprechen nicht genug Matrosendeutsch, wir wissen nichts als Hochdeutsch.

Die Abstraction des Hrn. Bary erreicht ihren Höhenpunkt, wenn er sogar die sociale Frage mit „Bildung“ erledigen will. Gebt doch dem Aussätzigen einen Tractat über erisypelatöse Krankheiten in die verdorrende Hand! „Solange die schädliche Wurzel der Verbildung, welche

alle unsere edlern Herzen bereits mit Entrüstung gerügt, dennoch immer fortexistirt, werden auch ihre Erzeugnisse, die Demoralisation und deren Wirkung, der Pauperismus, immer wiederkehren!" Der Pauperismus also eine Folge der Unwissenheit über den „Inhalt Gottes", über die „Totalität der Identität der Trinität!" Der Pauperismus, dessen Wurzeln nicht in mangelhafter Erkenntniß liegen — jeder Börsenmann, Rentner und Agioteur weiß das viel besser — der Pauperismus soll durch Predigt und Lehre abgeschafft werden! Die Griechen figurirten das mit ihrem Faß der Danaïden.

Eine solche Theorie lassen sich unsere politischen Herren und deren Schützlinge, die Ausbeuter, herzlich gern gefallen; mit dieser Ansicht ist man nicht einmal im Stande, zum Märtyrer zu werden. Die Bestrebungen des Hrn. Bary in Ehren, und es sollte uns leidthun, wenn wir diese philosophische Sensitive anders als sehr zart berührt hätten; aber die Bildung hängt mit der Möglichkeit der Bildung, mit den ökonomischen Mitteln zur Bildung zusammen. Nicht Gratisexemplare für Unbemittelte, wie Hr. Bary sie sehr uneigennützig verspricht, können dem Volke helfen; sondern eine Umkehr der Wirthschaft, bei der die Früchte der Arbeit in den Schos des Arbeiters fallen, statt in die Taschen der Monopolisten. Gekaufte Bücher haben den zehnfachen Werth der geschenkten. Wer mir ein Buch schenkt, von dem fürchte ich, er will mich bekehren, dem mistraue ich. Stets werde ich, bis zum Beweise des Gegentheils, einen Tractätchenmann in ihm wittern. Und es gibt nicht nur pietistische oder jesuitische Volksverführer. Laßt das Volk, die Millionen, welche den Grundstock der Nation bilden, erst die Frucht sicherer Arbeit beziehen: nachher werdet ihr kaum im Stande sein, soviel Bücher zu schreiben, als es kauft und liest. **K. G.**

Literatur und Kunst.

Reiseliteratur.

Aus dem Gebiet der Reiseliteratur sind uns für unsere heutige Besprechung noch einige Neuigkeiten übrig geblieben, die hauptsächlich das praktische Interesse des Reisenden ins Auge fassen: nämlich „Brockhaus' Reise-Bibliothek" und „Brockhaus' Reise-Atlas. Gezeichnet und entworfen von Henry Lange" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ueber beide Unternehmungen, insbesondere über die erstgenannte haben wir bereits früher ausführlich berichtet und sie unsern Lesern als eine ebenso angenehme wie nützliche Reisebegleitung bestens empfohlen. Beide sind inzwischen rüstig vorgeschritten und zwar in einer Weise, durch die unser früheres Urtheil nur

bestätigt wird. Von der „Reise-Bibliothek" sind im verwichenen Herbst vier neue Bändchen erschienen: „Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne"; „Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Von Friedrich Gerstäcker"; „Schweizerfahrten. Von Ernst Kossak" und „Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig."

In der erstgenannten Schrift bewährt Hr. Kühne jene Feinheit und Sinnigkeit der Auffassung sowie jene Gerechtigkeit und Milde des Urtheils, die seine schriftstellerischen Leistungen überhaupt charakterisirt. In einer Reihe klar gezeichneter Bilder, von ansprechender und lebhafter Färbung, werden uns darin die interessantesten und merkwürdigsten Seiten der böhmischen Königsstadt, namentlich in Beziehung auf ihre historische Vergangenheit, vors Auge geführt. Eine gerecht abwägende, darum aber doch den deutschen Standpunkt des Verfassers nicht verleugnende Erörterung der für Prag und ganz Böhmen so verhängnißvoll gewordenen Nationalitätenfrage eröffnet das Buch. Dann schildert der Verfasser uns den böhmischen Adel und seine Häuser in Prag, wobei wiederum das enragirte Czechenthum, in welchem der böhmische Adel von heute sich bis vor kurzem gefiel und zum Theil noch jetzt gefällt, mit Recht gegeißelt wird. Es folgt „Böhmens goldene Zeit unter dem deutschen Karl", die Glanzzeit Prags, eben weil es eine so durchaus deutsche war, und zwei halb novellistische, halb historische Skizzen: „Johann Huß und Johann Pomuck" und „Ein böhmischer Utraquist von heute." Den Schluß macht ein kurzer „Fremdenführer für Prag", der die nöthigsten Notizen über das Aeußere der Stadt, die Kirchen und sonstigen Sehenswürdigkeiten, die Gasthöfe ꝛc. gibt.

Wenn somit in dem Kühne'schen Buch die ernste, fast könnte man sagen wissenschaftliche Seite überwiegt, so befinden wir uns dagegen in „Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuern" auf dem Gebiet des freiesten und fesselosesten Humors. Die Situationen, in denen der Verfasser uns seinen vom Schicksal verfolgten reisenden Kleinstädter vorführt, sind allerdings weder sehr neu noch sehr eigenthümlich: wol aber sind sie so geschickt verflochten und dabei mit so guter treuherziger Manier erzählt, daß selbst der verdrießlichste Leser sich davon erheitert fühlen muß. Wir haben aus der Feder des Hrn. Gerstäcker lange nichts gelesen, das uns so vollständig befriedigt hätte; für diese Gattung des Schwanks, der „Jagdgeschichte", in jenem typischen Sinne, den wir Hrn. Gerstäcker am wenigsten zu erklären brauchen, ist er ganz der richtige Mann und können wir nur wünschen, daß er sich selbst und sein Talent richtiger erkennen und sich weniger häufig an andere, höher gelegene Aufgaben wagen möge, für die er bei weitem weniger geschaffen zu sein scheint. In diesen trüben Zeiten einen ehrlichen Menschen einmal tüchtig lachen machen, ist auch etwas werth; möge Hr. Gerstäcker sich denn an diesem Ruhme genügen lassen, er ist gar nicht so unerheblich, wie es vielleicht den Anschein hat.

Auch die „Schweizerfahrten" von Ernst Kossak sind eine sehr unterhaltende Lectüre. Es ist nicht der harmlose, aus freier Brust voll herauslachende Humor des Hrn. Gerstäcker, dazu ist der Verfasser der „Schweizerfahrten" zu sehr Berliner oder hat doch zu lange in Berlin gelebt und zu viel eingeathmet von der kritischen Luft des berühmten Spreeathen. Hrn. Kossak's Muse ist die Persiflage; er lacht nicht eigentlich, er lächelt nur und

auch dies Lächeln geht mehr aus dem Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit als aus einer reinen und harmlosen Freude an den Dingen hervor. Doch weiß er damit andererseits so viel Grazie zu verbinden und auch aus seinem Spott über die Verkehrtheiten der Menschen blickt immer noch so viel echte und wahre Menschenliebe hervor, daß wir dem muthwilligen Spötter niemals im Ernste gram werden können, uns vielmehr recht oft bewogen fühlen, ihm beistimmend die Hand zu drücken, sowol zu dem was er sagt als was er verschweigt. Was speciell diese „Schweizerfahrten" betrifft, so können dieselben unter anderm als ein wirksames niederschlagendes Pulver für die hohle Begeisterung derjenigen dienen, die bei allem Neuen, was sie sehen, vor Bewunderung aus der Haut fahren, um hinterdrein, wenn sie wieder zu Hause sind, mit gleichgültigem Achselzucken zu versichern, es sei doch alles nichts und zu Hause sei es am besten; eine Rasse, die bekanntlich nirgends häufiger anzutreffen ist und nirgends mehr den Ton angibt als in Berlin.

„Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig" ist ein zweckmäßig gearbeiteter Auszug aus dem bekannten großen Memoirenwerk des Casanova. Das Spannende dieses ebenso kühn angelegten wie glücklich ausgeführten Fluchtversuchs, an dem die neuere Kritik vergeblich gerüttelt hat, ist seit Jahren anerkannt und wird das Buch daher auch bei flüchtiger Reiselectüre seine unterhaltende Wirkung nicht verfehlen.

Von „Brockhaus' Reise-Atlas" liegen gegenwärtig zweiundzwanzig Blätter vor. Die Einrichtung ist den Lesern aus unserer frühern Besprechung bekannt: es sind mit höchster Sauberkeit ausgeführte Karten und Pläne, mit kurzen Angaben über die Sehenswürdigkeiten der verschiedenen Ortschaften, über Gasthöfe, Eisenbahnfahrten ꝛc.; alles aufs compendiöseste zusammengestellt und in ebenso eleganter wie zweckmäßiger Ausstattung. In dieser Art liegen vor die Städte Leipzig, Dresden, Hamburg, München, Kassel und Breslau; ferner die Routen durch die Sächsische Schweiz, Leipzig-Dresden, Leipzig-Hof, Leipzig-Halle-Eisenach, Hof-Nürnberg, Nürnberg-Augsburg, München-Augsburg-Ulm, Prag-Bodenbach, die Donau in zwei Abtheilungen, Frankfurt a. M.-Bamberg, Mainz-Koblenz, Koblenz-Köln, Karlsruhe-Strasburg, Strasburg-Basel-Schaffhausen, nebst einer Eisenbahnkarte von Mitteleuropa. Eine nicht geringe Anzahl dieser Blätter ist bereits in zweiter Auflage erschienen, Beweis genug für ihre praktische Brauchbarkeit, durch die sie sich in der Gunst des reisenden Publikums gewiß immer mehr befestigen werden. Außer dieser speciell für den Reisenden während der Fahrt bestimmten Ausgabe des „Reise-Atlas" erscheint davon auch eine zum Aufheben geeignetere Ausgabe in Lieferungen zu je drei Blatt, die auf ungefähr 20 Lieferungen berechnet ist. R. P.

Dr. Hannibal Fischer noch einmal.

Seltsames Schicksal, das manche Menschen haben! Wie nach dem Volksglauben das Wasser keinen Ertrunkenen bei sich behält, so gibt es auch Individuen, welche die Woge der Oeffentlichkeit immer und immer wieder emporschleudert, so oft wir sie auch schon für todt und beigesetzt gehalten haben. Zu diesen vom Schicksal Gezeichneten gehört auch Hr. Dr. Hannibal Fischer, mit dem für ihn höchst erfreulichen Unterschiede freilich, daß er

selbst, soweit wir ihn irgend kennen, mit diesem Verhängniß höchst zufrieden ist und sich selbst gar nichts Lieberes wünscht, als immer und immer wieder in der Leute Mund zu sein. Und das Schicksal kommt seinen Wünschen dabei auf wahrhaft wunderbare Weise entgegen. Kaum daß der Skandal, den er selbst mit seinem „Politischen Martyrium" über sich gebracht hatte, einigermaßen verhallt war, so meldeten die Zeitungen aus Freiburg im Breisgau, wo Hr. Dr. Fischer sich damals und, soviel uns bekannt, noch gegenwärtig aufhält, derselbe sei auf Requisition der großherzoglich oldenburgischen Behörden wegen Beleidigung derselben verhaftet worden. Wir erinnern uns nicht mehr recht: wurde die Haft sofort wieder aufgehoben oder beruhte das Ganze auf einem unbegründeten oder entstellten Gerücht, genug, der Name des Hrn. Dr. Fischer verschwand wieder aus den Zeitungen und man durfte sich, in Hrn. Dr. Fischer's eigenem Interesse, der Hoffnung überlassen, der hochbejahrte Mann werde den Rest seiner Tage nun endlich in jener Zurückgezogenheit und Stille verbringen, die einem Manne nicht blos seines Alters sondern auch seiner Schicksale ohne Zweifel am besten zukommt. Aber nein, dieser „verstörte Geist" findet noch immer keine Ruhe: wir öffnen das neueste Bücherpacket und herausfällt: „Der Coburger Untersuchungsproceß wider Dr. Laurenz Hannibal Fischer, fürstlich lippeschen Geheimrath a. D., wegen Majestätsbeleidigung mit Actenstücken, insbesondere den beiden in der Sache ergangenen gerichtlichen Erkenntnissen, herausgegeben von Dr. H. A. Zachariä, Professor der Rechte in Göttingen" (Göttingen, Dietrich). Der Name des Verfassers, bekanntlich eine unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Staatsrechts, würde allein schon genügen, sein Schriftchen allen Fachgenossen sowie überhaupt allen juristischen Lesern zu empfehlen. Allein auch für das größere Publikum enthält dasselbe einige interessante Daten, besonders der großen Publicität gegenüber, die Hr. Dr. Fischer selbst seinem angeblich in Koburg erlittenen Martyrium gegeben. Die Thatsachen, an welche die Schrift des Hrn. Zachariä anknüpft, sind unsern Lesern vermuthlich noch im Gedächtniß. Hr. Dr. Fischer hatte im Auftrage der koburgischen Ritterschaft eine beim Bundestag eingereichte Beschwerdeschrift verfaßt, in welcher er sich in Betreff des regierenden Herzogs zu Sachsen-Koburg-Gotha in Ausdrücken erging, die den koburgischen Behörden den Thatbestand einer gegen den Herzog gerichteten Majestätsbeleidigung zu begründen schienen. In Folge dessen wurde Hr. Dr. Fischer, damals noch fürstlich lippescher Geheimrath und Cabinetsminister, als er sich zur Jubelfeier des koburgischen Kasimirianums in Koburg einfand und sogar bei der Festtafel das Wort ergriff und allerhand politische Anspielungen zum besten gab, im Auftrage des herzoglichen Justizamts durch einen Beamten desselben verhaftet, jedoch schon am folgenden Tage gegen eine von ihm bestellte Caution der Haft entlassen. In dem Proceß, der darauf seitens der genannten Justizbehörde gegen den Dr. Fischer geführt ward, wurde derselbe in erster Instanz durch Erkenntniß der Juristenfacultät zu Königsberg der Majestätsbeleidigung schuldig befunden und zu einer Gefängnißstrafe von drei Monaten wie auch zur Tragung der Kosten verurtheilt. Dies im März 1856 gefällte Urtheil ist sodann auf Appellation des Verurtheilten durch Erkenntniß der Juristenfacultät zu Breslau vom April 1857 dahin abgeändert worden, daß der Angeschuldigte von dem ihm zur

Last gelegten Verbrechen der Majestätsbeleidigung völlig freigesprochen, auch von Tragung der Kosten befreit worden ist. Der Kritik dieser beiden Erkenntnisse, namentlich des letztern, mit welchen der gelehrte Verfasser sich aus juristischen Gründen keineswegs einverstanden erklärt, ist das vorliegende Schriftchen gewidmet. Gelegentlich wird dabei auch Rücksicht genommen sowol auf die Darstellung, welche Hr. Dr. Fischer selbst in dem obengenannten Buche von seinem koburger Abenteuer gegeben, wie auch auf die von ihm eingereichten Vertheidigungsschriften. Und daraus ergibt sich denn auf unwiderlegbare Weise, daß jene (um uns höflich auszudrücken) allzu lebhafte und allzu fruchtbare Phantasie, deren Hr. Dr. Fischer trotz seiner Jahre noch immer nicht Herr zu werden vermag, ihm auch bei jener Darstellung sowie in diesen Vertheidigungsschriften allerhand kleine und große Streiche gespielt hat. Zur Ergötzung unserer Leser sowie als bestätigenden Nachtrag zu der ausführlichen Charakteristik, die wir vor einigen Jahren von Hrn. Dr. Fischer in diesen Blättern lieferten, führen wir davon Folgendes an. In dem „Politischen Martyrium" stellte Hr. Dr. Fischer die koburger „Katastrophe" bekanntlich so dar, als ob ihm dieselbe ganz unerwartet gekommen, eine „ganz außer der Kreislinie der Berechnung liegende Zufälligkeit", an welche ihm vorher „kein Gedanke einer Ahnung" gekommen. Aus den beeidigten Zeugenaussagen, welche die koburgische Justizbehörde eingefordert, ergibt sich nun, daß dies wiederum nur eine Fischer'sche Phantasie und daß der vielgeplagte politische Märtyrer, als er sich nach Koburg begab, nicht allein „den Gedanken einer Ahnung" von den ihm möglicherweise bevorstehenden Widerwärtigkeiten gehabt, sondern daß er denselben sogar mit deutlichstem Bewußtsein entgegengegangen ist. Bei der Durchreise durch Gotha drückte Hr. Dr. Fischer dem Kellner, der ihm das Logirbuch zum Einschreiben des Namens vorlegte, seine Freude darüber aus, daß, wie er auf ausdrückliches Befragen des Kellners von demselben erfahren hatte, das Logirbuch dem Polizeiamt erst Morgens um 7 Uhr vorgelegt würde, zu einer Zeit, wo er „schon ein Stück von hier weg sein werde": wobei er noch hinzusetzte, daß „man sich hier wundern werde, wenn man erfahre, daß er hier gewesen sei". Noch deutlicher spricht sich das ebenfalls beeidigte Zeugniß des fürstlich Thurn und Taxis'schen Postconducteurs aus, in dessen Begleitung Hr. Dr. Fischer gleich darauf den Weg von Gotha nach Koburg zurückgelegt. „Als der Postwagen", erzählt der Zeuge, „vor dem Sommerpalais der Frau Herzogin Maria in Gotha, dem Friedrichsthal, vorüberfuhr, äußerte dieser (dem Zeugen damals noch unbekannte) Mann, ohne weitere Veranlassung gegen mich, indem er auf das eben bezeichnete Gebäude zeigte: «Da drinnen habe ich früher auch manche gute Flasche Wein getrunken und manchmal bei Tafel gespeist. Wenn man jetzt wüßte, wer ich jetzt wäre, so würde man mich vielleicht auf den Schub bringen. So ändern sich die Zeiten.» Mir fiel diese Rede auf, da ich auf der Adresse seines Koffers gelesen hatte, daß er Dr. sei und Fischer heiße und fragte ich denselben deshalb, ob er Arzt sei? Der Mann antwortete mir darauf: «Wie Sie es nehmen wollen, ich bin auch Arzt. Haben Sie noch nichts von dem Flottenvertilger, dem Flottenverderber, dem Flottenfischer, dem Hannibal Fischer gehört?» Als ich darauf erwiderte, von dem hätte ich allerdings schon gelesen und gehört, fuhr der Mann weiter fort: «Nun, der bin ich. Ich bin der Hannibal Fischer und

jetzt bin ich fürstlich lippescher Cabinetsminister in Detmold.» Der Mann erzählte mir dann noch manches über seine Schicksale und Verhältnisse und namentlich äußerte er auch während der Reise — er fuhr von Gotha bis nach Hildburghausen mit mir — er sei im Begriff nach Koburg zu reisen, weil er als einer der ältesten Kasimirianer die Feier des 250jährigen Bestehens des Gymnasiums daselbst mitmachen wolle. Dabei sagte er noch: «Er habe nur die Befürchtung, daß man ihn beistecke, wenn er nach Koburg komme.» Auf meine Frage, warum er dies befürchte, fuhr er fort: er habe die gothaische Ritterschaft vertreten gegen den Herzog in einer Schrift, die bei dem Bundestag eingereicht worden sei. Darauf entgegnete ich: das könne doch keinen Grund zu seiner Verhaftung abgeben, das hätte ja jeder Advocat auch gethan, worauf der Mann erwiderte: er habe aber Sachen hineingeschrieben, die dem Herzog von Koburg nicht gefallen hätten."

Kann etwas deutlicher und zugleich charakteristischer sein? Dieser alte plauderhafte Herr, der den Mund durchaus nicht halten kann, nein, der, kaum in den Wagen gestiegen, dem Postconducteur neben ihm sofort von den Flaschen Wein vorrenommiren muß, die er da oder dort getrunken, ja dieser — Mann mit der eisernen Stirn, der sich selbst mit hoher Befriedigung als „Flottenvertilger, Flottenverderber, Flottenfischer" zu erkennen gibt — ist das nicht ganz unser guter alter Bekannter aus der Erholung zu Jena? Und wenn er sich mit alledem doch nach Koburg hineingewagt, kann man ihn dann wol seines Misgeschicks halber bedauern? oder muß man nicht vielmehr sagen, daß er es selber so gewollt?! Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um: das ist zwar nur ein altes, schlichtes Sprichwort, für Hrn. Dr. Fischer aber wäre es doch gut gewesen, wenn dasselbe auf der „Kreislinie seiner Berechnung" gelegen hätte. Auch die haarsträubenden Schilderungen, welche Hr. Dr. Fischer in der ostgenannten Schrift von dem Gefängniß entwirft, in das man ihn zu Koburg geführt und durch die es ihm im ersten Augenblick gelang, selbst in den Augen derjenigen, die nichts weniger als seine Parteigenossen, einen gewissen Schatten auf das Verfahren der koburger Behörden zu werfen — auch diese haarsträubende Schilderung steht mit den eidlich erhärteten Thatsachen in schreiendstem Widerspruch. Das „drei Treppen hohe Loch", das „schmuzige Cachot, welches nicht einmal den ersten Forderungen der Humanität entspricht", hat ebenfalls nur in der Phantasie des Hrn. Geheimraths und Cabinetsministers a. D. existirt. Nicht einmal die drei Treppen, die er hinaufransportirt sein will, sind in Wahrheit vorhanden, ja selbst wegen eines gewissen unnennbaren Möbels, über dessen detestabeln Zustand Hr. Dr. Fischer sich in dem „Politischen Martyrium" so sehr beschwert, muß er sich von dem protokollarisch vernommenen Amtsdiener sagen lassen, daß er, der Hr. Dr. Fischer „unwahr" ausgesagt. Im Gegentheil hat nach den hier mitgetheilten Documenten die koburgische Behörde alles gethan, das Schicksal des Verhafteten zu erleichtern, was nur irgend in ihrer Macht stand, und wenn sie damit nicht vollständig durchgedrungen, so ist es, wofür hier ebenfalls sprechende Beweise beigebracht werden, lediglich der wohlbekannte Eigensinn des Hrn. Dr. Fischer gewesen, woran ihre wohlgemeinten Bemühungen gescheitert sind.

Wir schließen diese kleine Blumenlese, mit der wir hoffentlich ein für alle mal von Hrn. Dr. Fischer Abschied nehmen, mit zwei Citaten aus seiner

Vertheidigungsschrift, indem wir zugleich unser Bedauern darüber ausdrücken, daß es Hrn. Zachariä entweder nicht beliebt hat, oder daß er nicht im Stande gewesen ist, die von dem Angeklagten und nunmehr Freigesprochenen eingereichten Vertheidigungsschriften vollständig beizufügen; nach den gelegentlich beigebrachten Proben müssen das ein paar rare Schriftstücke sein. Einmal verlangt Hr. Dr. Fischer, der, wie man sich erinnert, in Folge seines koburgischen Abenteuers von seinem Ministerposten in Lippe-Detmold entlassen ward, von dem koburger Fiscus „wegen der ihm durch diese Untersuchung zugefügten Ehrverletzung und Eigenthumsverluste" eine Entschädigung von — 10,000 Thlrn. und diese Forderung hat er auch wirklich bis in die zweite Instanz durchgeführt; noch das breslauer Erkenntniß verweist ihn damit zum besondern Verfahren, nämlich — „sofern er sich damit durchzukommen getraut". Gegen das Erkenntniß der königsberger Facultät aber protestirte Hr. Dr. Fischer unter anderm auch deshalb, weil — Königsberg keine deutsche Stadt sei!! Nun, die deutsche Flotte hat Hr. Dr. Fischer uns freilich versteigern können: aber die Albertina, wo Kant einst gelehrt, zu einer „außerdeutschen Universität" machen, das wird ihm denn hoffentlich doch nicht gelingen und wenn er Methusalem's Alter erreichte. R. P.

Pädagogik.

Alle Freunde der Pädagogik, insbesondere aber alle Aeltern und Erzieher, denen es darum zu thun ist, die ihnen anvertraute Jugend nicht blos mechanisch abzurichten, sondern zu wahrhaften Menschen heranzubilden und die demgemäß sich selbst über die ebenso schöne wie schwierige Aufgabe, die ihnen gestellt ist, sowie über die geeignetsten Mittel zur Lösung derselben aufzuklären wünschen, machen wir wiederholt aufmerksam auf die im Verlag von Flemming in Glogau erscheinende Zeitschrift „Der Arbeiter auf dem praktischen Erziehfelde der Gegenwart. Herausgegeben von J. D. Georgens und J. M. von Gayette". Die Form, in welcher die hier gebotenen Mittheilungen auftreten, hat zum Theil etwas Wunderliches, namentlich in Anwendung einer nicht immer glücklich gewählten Terminologie, wie dieselbe sich ja auch schon in dem Titel der Zeitschrift ausspricht. Doch möge sich niemand davon abschrecken lassen; der Inhalt der Zeitschrift ist ebenso anziehend wie gediegen, die Grundsätze, welche die Herausgeber verfolgen, sind diejenigen der Wahrheit und Natur, während sie zugleich in der Anwendung derselben durch eine reiche praktische Erfahrung unterstützt werden. Der Preis der Zeitschrift ist sehr niedrig gestellt und wird hoffentlich dazu beitragen, ihr die größtmögliche Verbreitung zu verschaffen; das Halbjahr, aus 6 Nummern bestehend, von denen monatlich eine im Umfang von 1—1½ Bogen erscheint, kostet nicht mehr als 10 Silbergroschen. Lg.

Correspondenz.

Vom Genfersee.

Ende Januar 1858.

Hg. Werden die Väter der Gesellschaft Jesu wieder nach Freiburg zurückkehren und von ihrer stolzen Burg dort auf den Höhen, von wo aus sie einst weithin ihr „beherrschtes Samos", von den rebenbekränzten Gestaden der Seen von Neuenburg und Murten bis zu den steilen Felswänden der Berra und des Moleson, überschauen konnten, wieder Besitz nehmen? Werden sich jene weiten Säle wieder anfüllen mit den Schülern aus der vornehmen Welt Frankreichs, Spaniens, Italiens und des katholischen Deutschland, um in Freiburg nach den Grundsätzen Loyola's und des Paters Canisius für eine Laufbahn, die sich häufig dicht an den Stufen der Throne bewegte, erzogen zu werden? Wer möchte diese Frage so ganz entschieden verneinen oder bejahen wollen? Das schweizerische Staatsgrundgesetz hat zwar eine ganz entschiedene Verneinung; der Artikel 58 der Bundesverfassung lautet: „Der Orden der Jesuiten und die ihm affilirten Gesellschaften dürfen in keinem Theile der Schweiz Aufnahme finden." Wer aber gesehen hat, was seit dem Triumphe der Reaction, was seit dem December 1856 in Freiburg möglich war und geschehen ist, der wird trotzdem Anstand nehmen, obige Frage ganz entschieden zu beantworten.

Wir können es von unserm unbetheiligten und unparteiischen Standpunkte aus begreiflich finden, daß die „altconservative Partei" nach ihrem Siege unter den Trägern des frühern, ihr auf den Tod verhaßten Systems strenge Musterung hielt und beseitigte, was ihr nicht anstand. Das ist, wenn auch unklug, doch immer begreiflich und eine Erscheinung, die sich in der Geschichte aller Parteien, und vorzüglich in der Schweiz, oft wiederholt: die Liberalen und Radicalen haben es in ähnlichen Fällen selten anders gemacht. Auch begreift es sich, daß die bigotte Bevölkerung des Cantons Freiburg ihrem Bischof Marilley, den eine langjährige Verbannung aus seiner Diöcese und seinem Vaterlande mit der Glorie des Märtyrerthums umgeben hat, jetzt nach seiner Rückkehr eine doppelte Verehrung schuldig zu sein glaubt. Was aber in hohem Grade auffallen muß, das ist die Thatsache, daß die ultramontane Partei in ihrer Restauration selbst hinter das Jahr 1847 zurückzugreifen scheint, daß alle staatlichen Zustände, die während der letzten zehn Jahre geworden sind, gründlichst hinweggemaßregelt werden, und daß endlich die weltliche Regierung die Hand dazu bietet, sich selbst zu schwächen und die bischöfliche Gewalt, selbst auf Kosten der Freiheiten der Kirche, in jeder Form und Weise zu stärken. Die neuesten Nachrichten sind in dieser Hinsicht besonders charakteristisch. Zuerst ist die Rede davon, das Franciscanerkloster, das als Pflegestätte eines gewissen kirchlichen Liberalismus der episcopalen Partei längst ein Dorn im Auge war, aufzuheben; sodann soll dem Bischof die Hauptkirche zu St.-Nikolaus verliehen und ein ehemaliges Regierungsgebäude zum bischöflichen Palast hergerichtet werden. Nachdem die höhern Unterrichtsanstalten bereits gründlich von allen liberalen Elementen purificirt waren, verlautet jetzt von einer allgemeinen Umgestaltung des gesammten Schulwesens, einschließlich der Volks-

schulen; und nach welchen Grundsätzen diese bewerkstelligt werden soll, darüber kann kein Zweifel herrschen. Innerhalb der conservativen Partei selbst scheint eine Fraction zu existiren, welcher die gegenwärtig sich geltend machenden Tendenzen etwas zu weit gehen; allein sie hat schwerlich den Muth, und sicherlich noch weniger die Macht, den freiburger Staatswagen in seinem rückwärts rollenden Laufe aufzuhalten. Die Perspective in die Zukunft jenes Cantons ist also trübe genug, und es liegen dort Möglichkeiten, welche die Frage, mit welcher wir unsern Brief eröffneten, keineswegs ausschließen.

Die große Finanzcalamität, von welcher in den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres der größte Theil von Europa heimgesucht wurde, ist auch an der Schweiz nicht spurlos vorübergegangen. Sie hat sich bei uns, im gewerbfleißigen Binnenlande, natürlich vorzugsweise auf industriellem Gebiete geltend gemacht. Zürich und St.-Gallen sind hauptsächlich in der Ostschweiz, Neuenburg und Genf in der Westschweiz hart betroffen worden. In Neuenburg sucht man durch außerordentliche Hülfscreditkassen einigermaßen die Rückschläge der amerikanischen, englischen und nordosteuropäischen Geschäftsstockungen auf die Lage der Uhrmacher in La Chaux-de-Fond und Locle auszugleichen. In Genf steckt man gegenwärtig noch mitten in der industriellen Krise. Interessant war hier die Beobachtung, welche rein demokratische Behandlung eine solche, nicht nur allgemeine staatswirthschaftliche Verhältnisse, sondern das innerste Heiligthum der industriellen und Handelswelt, den Credit, berührende Frage zuläßt: eine Volksversammlung verhandelt über die Lage der Arbeiter und über die Mittel einer möglichen Abhülfe der theils eingetretenen, theils noch drohenden Geschäftsstockung und Arbeitslosigkeit. Ein Arbeiterausschuß wurde niedergesetzt, der dann bei der Regierung die weitern Schritte zur Einleitung einer solchen Abhülfe zu thun hatte. Der Staatsrath hat denn auch die Errichtung einer Hülfskasse bewilligt, und wird sich für den Staat selbst mit 100,000 Francs, dem dritten Theil des gesammten, durch Actien aufzubringenden Gesellschaftskapitals, an diesem Unternehmen betheiligen. Ob indessen damit eine nachhaltige Hülfe, falls die Krise fortdauert, geleistet werden kann, darüber werden manche und, wie es scheint, nicht ganz ungerechtfertigte Bedenken laut, die nur darum von vornherein unpopulär sind, weil sie in dem conservativen „Journal de Genève" ihr Organ finden. Die große Finanzwelt von Genf ist übrigens von der Krise wenig betroffen, und man hört nicht, daß die Operationen derselben, die durch die genfer großen Bankinstitute, wie z. B. durch die Banque générale Suisse, einen äußerst ausgedehnten Wirkungskreis haben, irgendeine erhebliche Beeinträchtigung erlitten hätten.

Die diesjährige Wintersaison ist sehr lebhaft in Genf, die Zahl der Fremden sehr bedeutend. Die verschiedenen Vergnügungen und Zerstreuungsgelegenheiten, welche mit der stets zunehmenden Fremdenzahl in gleichem Maße gewachsen sind, üben umgekehrt eine sehr bedeutende Anziehungskraft auf die Touristenwelt aus, und auch die in Lausanne, Vevey, Montreux, Clarens und den kleinen reizenden, aber im Winter auch ziemlich einsamen Dörfchen an den östlichen Ufern des Sees überwinternden Fremden machen mit den Dampfbooten häufige Ausflüge nach Genf, wo Theater, Concerte, Bälle u. s. w. die Zerstreuungen einer Großstadt bieten. Selbst für diejenigen Fremden, die wie Paris, Berlin und Wien so auch den Genfersee

ohne den leidigen grünen Tisch für langweilig finden würden, ist gesorgt: Hr. Bias, der Unternehmer des vielbesprochenen „Fremdenclubs", lockt in der „Indépendance belge" seine Gäste durch die Versicherung an, daß das „Trente und Quarante" in der Weise bei ihm gespielt werde, daß jeder Spieler, wenn er Lust (und natürlich auch Geld genug) dazu hat, die Bank halten könne — „das Princip der demokratischen Gleichberechtigung auf den grünen Tisch angewandt!" ruft das „Journal de Genève" mit Bitterkeit aus.

Allein der Trente- und Quarantetisch in den glänzenden Sälen des stolzen Eckpalastes am Quai du Montblanc, welche, wie versichert wird, indessen nur Fremden „von Distinction" zugänglich sind, ist es nicht allein, was der Partei des „Journal de Genève" schlaflose Nächte macht. „La vielle Genève s'en va!" ist der ständige Stoßseufzer, den man angesichts der massenhaften Fremdeneinwanderung in Genf täglich und überall von jener Seite hören kann. Nicht in den kleinen Cirkeln der Haute-Ville allein, wo die Repräsentanten des „alten Genf" ihre Klagen und Bedenken austauschen, steht diese fortdauernde invasion étrangère als Hauptgegenstand auf der Tagesordnung; selbst die geistlichen Wortführer der altgenfer frommen Partei haben in ihrem kirchlichen Jahrbuch „Etrennes religieuses pour 1858" davon Notiz genommen, um über die wachsende Verderbtheit der Zeit, die Einschleppung materialistischer Grundsätze, die Zunahme des religiösen Indifferentismus als über die Folgen dieser Einwanderung bittere Klagen zu erheben. Es ist wahr, die Liberalität des genfer Naturalisationsgesetzes wie auch die Toleranz und Humanität der genfer Behörden haben es möglich gemacht, daß in Genf Niederlassungen von Leuten stattfanden, die bei der in den übrigen Schweizercantonen üblichen strengen Fremdenpolizei für zu „leicht" befunden sein würden. Allein neben solcher „leichten Waare" sind auch zahlreiche Männer von Talent, eine Menge geschickter Arbeiter und unternehmender Industriellen und großer Kapitalisten, bedeutende intellectuelle und materielle Kräfte aus aller Herren Ländern in Genf eingewandert, und das rasche, in der Schweiz durchaus beispiellose Aufblühen dieser Stadt möchte zum großen Theil eine Folge jener in den maßgebenden Kreisen herrschenden „kosmopolitischen Richtung" sein, gegen welche das etwas engherzige Altgenferthum, freilich vergeblich, zu Felde zieht. Die Sage erzählt uns, daß Romulus nicht sehr wählerisch in Herbeiziehung von Colonisten war, als er die Siebenhügelstadt gründete, die später das Haupt der Welt wurde. Und im Grunde hat die gegenwärtige genfer Regierung nichts anderes gethan als die volle Consequenz des kosmopolitischen Princips gezogen, welches seit drei Jahrhunderten in der Entwickelung der genfer Geschichte zur Geltung kam.

Lassen Sie mich meinen heutigen Brief mit einer literarischen Mittheilung schließen, die für das deutsche Nationalbewußtsein nur eine erfreuliche sein kann. Jedem Zeitungsleser muß es aufgefallen sein, welchen verhältnißmäßig ansehnlichen Raum unter den buchhändlerischen Anzeigen französischer Blätter in neuerer Zeit Uebersetzungen aus der deutschen Literatur einnahmen. In den Zeitungen der Französischen Schweiz fanden wir besonders Gerstäcker's Werke, die Reisen der Frau Ida Pfeiffer, Freitag's „Soll und Haben", Auerbach'sche Dorfgeschichten und Uebersetzungen aus

unserer classischen Literatur, als Festgeschenke empfohlen. Auch die berühmten (deutschen) illustrirten Ausgaben einiger unserer classischen Werke („Faust", „Reinecke Fuchs"), wie die von einigen deutschen Künstlern herausgegebenen Albums, Holzschnittsammlungen u. s. w. scheinen in der Französischen Schweiz nicht unbedeutenden Absatz zu finden. Auch in Genf erschienen kürzlich wieder einige Uebersetzungen deutscher Bücher (verschiedene Novellen der Frau O. Wildermuth durch Porchat, „Abriß der Kirchengeschichte" von C. F. W. Clemm in Kassel durch Colondre, letzteres Buch bei J. Cherbuliez). Deutsche Buchhandlungen haben wir am Genfersee: eine in Vevey, eine in Lausanne und drei in Genf, während noch vor fünf Jahren in sämmtlichen Lemanstädten nur eine einzige, die Keßmann'sche in Genf, bestand. Daß die deutsche Literatur bei den Völkern französischer Zunge anfängt, die ihr solange entzogene Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, steht sicherlich außer allem Zweifel, und in dieser Hinsicht hat das Erscheinen eines Blattes wie der „Revue Germanique", wie auch immer dieser erste Versuch ausfallen mag, seine phänomenale Bedeutung. Es ist wahr, wie Sie in der Notiz in Nr. 49 des „Deutschen Museum" vom vorigen Jahre bemerkten, daß „das gänzliche Daniederliegen der einheimischen Literatur in Frankreich es nöthig macht, sich auswärts nach Succurs umzusehen", allein wir möchten doch auch die positive Seite jener Erscheinung hervorheben, daß die größere Verbreitung unserer Literatur im Auslande genau mit dem Erwachen eines stärkern Nationalgefühls in Deutschland und mit dem nationalern Gehalte der deutschen Literatur selbst zusammenfällt.

Nachschrift. Vorstehende Zeilen waren bereits geschrieben, als wir aus einer freiburger Zeitung ersahen, daß der Pater Guardian der Franciscaner die Nachricht hinsichtlich einer bevorstehenden Aufhebung des Klosters für unbegründet erklärt. Dagegen erfahren wir, daß das noch bestehende liberale Organ „Le Confédéré" mit einer ganzen Reihe von Preßprocessen bedroht ist. Beide Nachrichten heben sich in ihrer Bedeutung auf, und wir nehmen einfach Notiz davon, ohne daß sie unsere Ansichten über die nächste Zukunft des Cantons Freiburg modificiren könnten.

Aus Brüssel.

Mitte Februar 1858.

Lgrn. — „Ich weiß nicht, was es soll bedeuten, daß wir so traurig sind" — aber es brütet eine Melancholie, eine Lethargie über uns, die vielleicht draußen überhaupt nicht oder nicht mehr verstanden wird, wenn diese Zeilen die Nacht des Druckes erblicken. Das Wort désillusionnement ist bekanntlich schwer auszusprechen, und bei irgendeiner Mordvesper könnten die Franzosen es dreist an die Stelle des Ciceri stellen. Aber schwerer als diese Aussprache ist die Beschreibung unserer politischen Melancholie.

Geschichtlich läßt sich die Krankheit vielleicht noch am ersten deutlich machen, denn Geschichte ist ja objective Seelenlehre, die Anthropologie der Völker. Also das Klostergesetz lag am Boden, die klerikalen Minister zappelten noch ein paar Monate und ließen sich dann selbst in den Abgrund fallen. Der König anticipirte den Volkswillen auf Grund der Gemeindewahlen und berief die entschiedensten Gegner des Klostergesetzes in seinen Rath. Die

Deputirtenwahl im December ratificirte ihrerseits die Handlungen der Krone. Wieder einmal erlebte das constitutionelle System den seltenen Augenblick, wo es wie eine „Wahrheit" erscheint, die Majorität der 80,000 Wähler in schönster Harmonie mit der Krone und deren verantwortlichen Räthen!

Aber was ist eine Harmonie des Augenblicks, eine Harmonie der Gesinnung? Leben müssen die Gewalten, handeln, Thaten hervorbringen. Die Thaten, vom liberalen Cabinet erwartet, blieben aus; das neue Ministerium beschränkte sich auf die Verwaltung wie ein Interimscabinet, wie eine Lieutenantschaft. Das wäre höchst vortrefflich, wenn die Volks- und Thätigkeitskreise sich selbst an die Initiative gewöhnt hätten, wenn das staatliche Element dem Bürgerthum bereits zurückgegeben wäre, wenn Gewerbe, Fabrikation, Handel, Kunst, Wissenschaft schon Organismen bildeten, anstatt Massen zu sein. So weit sind wir nicht, nirgends, auch hier nicht; Subject und Object sind auch in Belgien getrennt, wenn auch nicht so schroff wie in Frankreich; bei uns sind wenigstens die Gemeinde- und Provinzialinteressen von dem allregierenden Staate bestens separirt.

Also die politischen Massen warteten auf das Bewegende; der Sieg über die ultramontane Partei mußte, nach ihrer Meinung, consolidirt werden, die Rückkehr solcher Krisen wie die vom Mai bis December 1857 galt es unmöglich zu machen. Weshalb rückte denn das neue Cabinet nicht mit einem Wohlthätigkeitsgesetze in die Scene? Die jesuitische Charité hatte sehr deutlich den gesammten Volksunterricht bedroht, der ohnedies in den Händen der Landgeistlichen ist und die ländlichen Generationen auf ewig von den städtischen trennt. Weshalb kündigte das ministerielle Programm, in Abwesenheit einer Thronrede, kein Gesetz über den Elementarunterricht an? Liberal heißt freigebig, sollte das Gegentheil von Harpax sein: weshalb that das neue Ministerium nicht etliche generöse Schritte ins Fleisch der Staatseinnahmen, warum verkürzte es das riesige Budget des Kriegs nicht ein wenig, das uns jährlich 41 Millionen kostet, während Belgien völkerrechtlich keinen Gendarmen mobilisiren darf? Weshalb ergriff es nicht die Initiative gegen die mörderische Conscription, die „Blutsteuer auf das arme Volk", wie liberale Schriftsteller gesagt und gedruckt haben?

Nichts von allem geschah, gerade wie vom 12. August 1847 bis zum 22. Februar 1848, wo dann freilich die Ereignisse das Nichtsthun unter ihren Schutz nahmen. Vom 10. December 1857 bis zum 14. Januar 1858 keine Andeutung, keine Velleität; von da an ward das Attentat — Minister. Das „Fremdengesetz" wurde erneuert, d. h. der Artikel 128 der Verfassung weiter suspendirt, und der Justizminister auch fernerhin zum Herrn über die bürgerliche Existenz der Nichtbelgier erklärt. Darauf stellte eine weitere Vorlage die fremden Souveräne unter den directen Schutz des belgischen Strafgesetzes; wenn von 1852 an noch eine Denunciation der diplomatischen Vertreter des Auslandes zur Verfolgung der belgischen Presse erfordert wurde, so soll künftig der Staatsprocurator ex officio verfolgen, d. h. der Belgier wird zum Gehorsam gegen fremde Regierungen, zum Respect gegen ausländische faits accomplis gezwungen!

Jetzt konnte man wenigstens die Discussion innerer Angelegenheiten erwarten, der Wall nach außen war ja aufgethürmt. Die neuen Minister hatten so heftige Angriffe von der katholischen Presse erfahren — mußten

sie nicht vor Begierde brennen, den Titel „Cabinet der Emeute" von sich abzuwaschen? Die katholische Partei war beschuldigt worden, durch blinde Hartnäckigkeit das Land an den Abgrund geschleppt zu haben — mußten die Parteiführer nicht wünschen, sich von solchen Vorwürfen zu reinigen? Warum herrscht denn tiefes Schweigen, warum ist die Presse still wie in Frankreich, zahm wie in Flachsenfingen, warum ruht eine dumpfe Schwüle über dem ganzen Lande? Kein Blatt sagt es, kein Minister erklärt den Zustand, die Tribune bleibt stumm. Nur ein allgemeines Gemurmel und Geflüster, ein banges Geraune von halbgeschlossenen Lippen in ängstlich lauschende Ohren: Frankreich stellt die wunderbarsten Anforderungen, der Fürst von Ligne, der zur Gratulation nach Paris reiste, hat die auffallendsten Drohungen vernommen. Man geht so weit, zu erzählen: in den Tuilerien sei die förmliche Suspension der belgischen Verfassung begehrt worden!

Es ist wahr, Graf Cavour macht eine Schwenkung zum „rechten Centrum" hin, Minister Ratazzi ist nicht umsonst geopfert worden; die Verbalnote an den schweizer Bundesrath muß echt Napoleonisch ausgefallen sein. Aber Aufhebung der Verfassung — das übersteigt allen Glauben und führt direct zur Muthmaßung eines äußerst gespannten Verhältnisses zwischen Frankreich und England. Alle bösen Ahnungen von 1852 und 1853, alle patriotischen Besorgnisse bis zur Consolidirung der westmächtlichen Allianz erwachen aufs neue. Die Adler, die so dringend verlangen, das englische „Raubnest" auszuheben, sie blicken zugleich über die belgische Grenze nach der „natürlichen" hin, und die Flüchtlingsfrage droht zur europäischen Kriegsfrage zu werden. England könnte in einem ernstlichen Streite mit Frankreich nur zum Schaden, zum Ruin Belgiens nachgeben. Belgien ohne seine Verfassung, ohne sein politisch freies Leben wäre nicht mehr das unabhängige Belgien. Niemand hat das schärfer betont als Vicomte Vilain XIIII., niemand ist davon tiefer überzeugt als der Gründer der belgischen Dynastie.

Verstehen Sie jetzt den Anfang der „Lorelei" und errathen Sie, was es bedeuten soll, daß wir so traurig sind? Den Napoleoniden wird es zu eng im Schloß; die Niederdrückung aller innern Bewegung läßt sich auf die Dauer nur durchführen durch einen Aderlaß nach außen. Wer mit der Armee regiert, sich auf die Armee stützt, muß der Armee zu Willen sein; die Armee aber ist für den Krieg bestimmt, und jegliches Wesen seufzt nach Erfüllung seiner Bestimmung. Aber England ist mächtiger denn je, und Deutschland ist anders consolidirt als zu Anfang des Jahrhunderts. Die Chancen des Kriegs sind also verzweifelt, die Mittel würden verzweifelt sein, und nach menschlichem Ermessen würde sich der „Anfang" der Carrière „mit dem Ende in Eins zusammenziehen". — —

Das pariser Attentat hat uns drei Preßprocesse zugezogen. Näheres über die angeschuldigten Artikel mitzutheilen dürfte hier schwerlich der Ort sein und bemerke ich nur, daß, zu meiner Ueberraschung, keiner derselben die nahe liegende Frage aufgeworfen hat, weshalb in Belgien keine Attentate vorkommen, weshalb hier die Executive wirklich „jedem Unterthan den Kopf in den Schos legen" kann?

Ein vierter Proceß droht dem Bürger von Mölln, dem alten „Uylenspiegel", der sich in Brüssel als Koch einer französisch-literarischen Olla potrida aufgethan hat. Was irgendein hiesiger homme de lettres gegen den

Kaiser der Franzosen verbrochen haben mag, ist mehr als wir sagen können, ein permanentes Verbrechen gegen Literatur und Kunst dagegen ist „Uylenspiegel" allerdings; eines politischen Vergehens halten wir ihn für unfähig, weil er unzurechnungsfähig ist. Gamins, die um die untersten Ausläufe des Parnaß „Kriegens" spielen, werden doch den „großen König" nicht im Schlafe stören?

Aus London.

18. Februar 1858.

—r. Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind vorüber, Prinz und Prinzessin Friedrich Wilhelm haben England verlassen, die öffentlichen Blätter füllen ihre Spalten wieder mit Berichten über die Ereignisse des alltäglichen Lebens und auch der Specialcorrespondent der „Neuen Preußischen Zeitung", der in seinen Briefen aus London auf wahrhaft geniale Weise sein Erstaunen über die englischen Hammelcotelettes und seine Intimität mit dem Portier der preußischen Gesandtschaft zu schildern wußte, ist von London abgereist, zum Leidwesen vieler hier anwesenden Deutschen, die eine Verlängerung seines Aufenthalts in der Metropole sehr gern gesehen hätten. Die Fremden, welche mit den gangbaren Vorstellungen über das merry old England zu der Feier herüberkamen, sind sehr enttäuscht zurückgekehrt; in der That sahen die nicht zu den Hoffestlichkeiten Geladenen kaum etwas anderes als die Menschenhaufen, die sich zu Hunderttausenden am Montag Abend in den Straßen der Stadt drängten — und eine sehr kärgliche Illumination, aus welcher nur einzelne originelle Transparents wie Oasen aus einer Wüste von Gaslichtern hervorragten. „May they be happy" und „May their dream of happiness be realized", wurde auf die mannichfaltigste Weise variirt. In Oxfordstreet sah man ein Transparent: „Havelock has not been duly appreciated by his countrymen, however may they be happy" (Havelock ist nicht gebührend von seinen Landsleuten geschätzt — mögen sie trotzdem glücklich sein) und nicht weit davon ein anderes an einem Bäckerladen: „May their attachment be as warm as our oven and their hearts as light as our muffins" (Möge ihre Anhänglichkeit so warm sein wie unser Ofen und ihre Herzen so leicht wie unsere Strudel).

Die Frage, was mit den Flüchtlingen werden soll und inwieweit Lord Clarendon den Napoleonischen Forderungen Genüge leisten wird, beschäftigt gegenwärtig die Köpfe am meisten. Nach dem jetzigen Stande der englischen Gesetze kommt der Krone kein Prärogativ zu, Fremde nach Belieben aus dem Lande zu verweisen und es fragt sich noch sehr, ob das Parlament sich dazu hergeben wird, neue Gesetze zu sanctioniren, welche dem Geiste der englischen Verfassung schnurstracks zuwiderlaufen. Die Willfährigkeit des Palmerston'schen Cabinets, das zu thun, was man in den Tuilerien verlangt, stellt niemand in Abrede und es sind bereits Acte offenbarer Ungesetzlichkeit von Seiten der Polizei vorgekommen, welche, wahrscheinlich blos mit ministerieller Autorisation, aber ohne den gerichtlichen Befehl einer Magistratsperson, bei nächtlicher Weile und in heimtückischer Art in die Wohnungen von Réfugiés eindrang und ganz in continentaler Weise Haussuchungen abhielt. Die Umgebung von Leicester-Square, wo die meisten Italiener und

Franzosen wohnen, wimmelt von kaiserlichen Moucharde, welche im vertrauten Bunde mit ihren englischen Collegen dort ihrem Spürwerke nachgehen.

Bisher schien die englische Polizei mehr dazu da zu sein, ein geschehenes Verbrechen ans Tageslicht zu bringen, als die Verhütung von Verbrechen sich angelegen sein zu lassen; bis vor kurzem hielt man in England jedermann von vornherein für unschuldig, ehe ihm ein Verbrechen nachgewiesen war; die so weite Kategorie der Verdächtigen existirte in diesem glücklichen Lande nicht; jetzt aber scheint man England nach continentalem Muster zuschneiden zu wollen; und es gibt manche, welche glauben, daß für Männer, die wegen ihrer politischen Ansichten verfolgt wurden, das einzige bisher in Europa noch übriggebliebene Asyl — oder in der Sprache der französischen Colonels und Generale „der einzige Schlupfwinkel für Mörder, die infame Höhle, wo Scheusale über ihrem Zerstörungswerke brüten" — geschlossen werden wird. Die hiesigen Zeitungen beobachten ein seltsames Schweigen über die Haussuchungen und die Polizeispionage in London; nur der „Morning Advertiser", das Organ der Bierbrauer und Victualienhändler, ist in Entrüstung gerathen und bezeichnet Ludwig Napoleon als „die Viper, welche wir an unserm Busen gewärmt haben, und welche, da sie nun vom Untergang gerettet ist und neue Kraft gesammelt hat, ihre Giftzähne gegen uns wendet".

Es ist möglich, daß das gegenwärtige Cabinet seine Ergebenheit gegen den „neuen Bundesgenossen" sehr weit treibt; es wird dadurch nur noch unpopulärer werden als es bereits ist, und durch solche Maßregeln, wie man sie jetzt für möglich hält, wird der eingeborene und anerzogene Haß der Engländer gegen jede gouvernementale oder polizeiliche Einmischung in Privatangelegenheiten nur noch gesteigert werden. Ist es denn erlaubt — so fragt man sich — den feinen, wohlgekleideten und wohlerzogenen Herrn, der eben Ihrer Tochter italienische Stunde gegeben hat, daran zu verhindern, mit einem andern Herrn, der gerade mit der Eisenbahn ankommt, seine Ansichten über die Besetzung Roms durch die Franzosen oder über die Lage Oesterreichs in Norditalien auszutauschen? Kann man die Tausende von deutschen, italienischen und französischen Réfugiés deshalb überwachen oder gar aus dem Lande jagen, weil man von ihnen weiß, daß sie den Eintritt dieses oder jenes Ereignisses freudig begrüßen würden? Und wenn man es auch wollte, die Natur der Verhältnisse macht es in den meisten Fällen unmöglich, Verbrechen zu verhüten. Es kommt alle Tage vor, daß blühende Fabriken ruinirt werden, indem sich Arbeiter zusammenthun, höhern Lohn verlangen und ihren Arbeitgebern Gesetze vorschreiben wollen; diese letztern sind machtlos gegen das Zusammenhalten ihrer Leute, sie können das Uebel nicht im Keime ersticken noch die Rädelsführer fassen. Die Douane, die Münze, die Bank können wenig ausrichten gegen die heimliche und ingeniöse Spitzbüberei von Leuten, die davon leben, diese Departements zu betrügen. Spione anzustellen ist unenglisch, wenn sich auch vielleicht ein Cabinet temporär dazu hergeben mag. Solange die Gesetze des Landes nicht verletzt werden, ist es hier jedem gestattet, bis zu einem gewissen Punkte zu conspiriren. Fehlt das Bindeglied zwischen einem verdächtigen Act und einem thatsächlichen Verbrechen, so wird man niemals Strafen dagegen verhängen können, wenn man sich auf gesetzlichem Boden hält. Vor einigen

Jahren ergab sich, daß ein Mann sich in auffallender Weise mit der Erfindung und Fabrikation von Raketen und andern explosivem Material beschäftigte; es war unmöglich, ihm bei seinen Arbeiten einen andern Zweck unterzulegen als den, seine Fabrikate zu verkaufen. Die Regierung beargwohnte ihn, konnte ihm nichts Verbrecherisches nachweisen und gab ihm schließlich eine Anstellung.

Im Grunde ist es eine Stupidität, wie sie kaum größer gedacht werden kann, England für die Erbärmlichkeit der französischen Polizei verantwortlich zu machen. Wozu dient am Ende dies System persönlicher Beaufsichtigung, wie es in unserm Nachbarlande en gros und en détail betrieben wird, wenn eine Anzahl notorischer Verschwörer ruhig die Grenze überschreiten, nach Paris kommen, dort mehrere Wochen verweilen, ihre Vorbereitungen in aller Ruhe treffen und endlich ungehindert ihr Unternehmen ausführen können? 3000 Polizeicommissäre, welche 16,000 Sergens de Ville und Municipalgardisten zu ihrer Verfügung haben; dazu Specialcommissäre an den Seehäfen und Grenzstädten, 60 Inspectoren an jeder Eisenbahnstation; endlich die ganze Gendarmerie und geheime Polizei, für welche letztere jährlich 2 Millionen Francs ausgegeben werden — alle ließen sich hinters Licht führen; und nun tobt man dagegen, daß die englische Polizei nicht besser unterrichtet, nicht zärtlicher für das Wohl des kaiserlichen Frankreich besorgt ist!

Die Art und Weise, wie man gegenwärtig in den Tuilerien gegen alles verfährt, das nicht kriecht und wedelt, hat die Sympathien, die das englische Publikum unmittelbar nach dem Attentat für den Kaiser der Franzosen fühlte, nicht nur abgekühlt, sondern vollkommen erstickt. Zumal die gänzliche Fesselung der Presse erscheint den Engländern, welche sich ein staatliches und gesellschaftliches Leben ohne eine freie Presse gar nicht mehr denken können, entsetzlich; sie sind darüber vielleicht mehr entrüstet als die Franzosen selbst. Die französische Presse hat im Grunde niemals wahrhafte und nachhaltige Sympathien in ihrem Publikum erregt, da sie immer nur entweder die Ansichten der Regierung oder irgendeines mehr oder weniger einflußreichen Parteiführers, Schriftstellers oder — Bankiers vertrat; Zweck der französischen Journalisten war und ist nicht, das Publikum zu unterrichten und zu belehren, sondern sich selbst zu poussiren, sie discutiren Fragen und sprechen Ansichten aus, blos um dem Gouvernement — früher auch um der Opposition — zu gefallen und so ihr eigenes Avancement zu befördern; ehrgeizige Politiker und Staatsmänner wie Thiers, Guizot, Faucher, Girardin wurden zuerst Journalisten und sahen die Zeitungen nur als die Treppe an, welche zu politischer Macht und Anstellung in der Verwaltung führte. Ein solcher Egoismus machte natürlich einen wahrhaften Zusammenhang der französischen Presse mit ihrem Publikum unmöglich, wozu noch kommt, daß die französischen Journalisten alle ihre Artikel mit ihrem Namen unterzeichnen müssen, wodurch die Presse eine Aufeinanderfolge individueller Pamphlete wird, anstatt Führer und Regler der öffentlichen Meinung zu sein. Das englische Publikum dagegen betrachtet die Presse als seinen natürlichen Advocaten, der ihm eine beständige und mächtige Hülfe gegen jede Art von Bedrückungen gewährt. Man liebt sie um so mehr, als die Presse beständig willig ist, das Publikum zu beschützen.

Man will die Presse frei haben, weil man sie braucht, der englische Leser interessirt sich für die geringsten unangenehmen Zufälle, welche seinen Nachbar befallen, sowie er fühlt, daß sie möglicherweise auch ihn selbst betreffen können; man ist hier eben nicht so ausschließlich mit der künftigen Weltlage und den höchsten Interessen der Menschheit beschäftigt, sondern bekümmert sich auch um die realen und täglich vorkommenden Misbräuche im öffentlichen und Privatleben. So bilden einen Hauptcharakterzug der englischen Presse die große Anzahl von Privatbriefen, welche persönliche Ansichten oder Klagen enthalten, und wodurch Presse und Publikum in so inniger Verbindung miteinander gehalten werden. Jede neue, originelle oder interessante Meinung über die Angelegenheiten des Landes oder des einzelnen Bürgers, über Gesetzesvorschläge, die eingebracht, Misbräuche, die abgeschafft werden sollen, Privatansprüche, welche auf irgendeine Weise mit den allgemeinen Interessen des Publikums in Zusammenhang gebracht werden können, erhalten einen Platz in den Zeitungen, vorausgesetzt, daß der Schreiber der Notiz dem Redacteur des Blatts seinen Namen und seine Adresse angibt — nicht zur Veröffentlichung, sondern als Garantie seiner Ehrlichkeit. In diesen Briefen wird oft viel Witz und Talent entfaltet, und es ist ein öffentliches Geheimniß, daß die ersten Männer des Tags, Advocaten, Militärs, Aerzte und Industrielle oft unter den sonderbarsten Pseudonymen in die „Times", „Morning-Post" und „Daily-News" schreiben.

Nehmen wir ein Beispiel. Der Zustand der Prostitution, welche allerdings wol nirgendwo so öffentlich und so massenhaft einherstolzirt wie auf den Straßen von London, ruft periodisch eine bedeutende Agitation hervor; Meetings werden abgehalten, Pamphlete geschrieben, alle Zeitungen bringen darüber Leitartikel und man fragt sich, ob man diesen wandelnden Ausstellungen in Haymarket, Regent-Street und -Strand, wo die Prostituirten nicht nur bei Nacht, sondern auch bei Tage zu Hunderten in Sammet, Seide und Atlas rauschen und oft genug sich untereinander schlagen, beißen und kratzen — ob man dieser Ausstellung und überhaupt dem ganzen Unfug nicht steuern kann? Gibt es ein Radicalmittel oder nur Palliative dagegen? Die verschiedenartigsten Ansichten machen sich laut und in der letzten großen Discussion, welche vor zwei bis drei Wochen stattfand, kam man ziemlich allgemein zu dem Resultat, daß das beste Mittel gegen Prostitution einerseits die Erhöhung des Arbeitslohns für Frauen, andererseits das frühe Heirathen der Männer sei, daß letzteres aber in der ungeheuern Mehrzahl der Fälle unmöglich sei, solange man es für nöthig halte, den übermäßigen Anforderungen des auf eine schwindelnde Höhe gestiegenen Luxus Genüge zu leisten. Wenn junge Damen — so raisonnirte man — Anzüge tragen müssen, die zwanzig Guineen kosten; wenn sie nicht damit zufrieden sind, sich selbst anzukleiden, sondern einen unförmlichen Käfig mit sich herumschleppen, der vier mal den Umfang des menschlichen Körpers hat und dessen Ringe und Reifen mit Seide zu einer Guinee die Elle bedeckt sind, wenn sie fünf oder zehn Guineen für einen Hut ausgeben, der den Kopf weder wärmt noch schützt — so können sie nicht erwarten, daß ein Mann in mäßigen Umständen es auf sich nimmt, durch Putzmacherrechnungen sich ruiniren zu lassen, und dürfen nicht darüber unwillig sein, wenn er in sein einsames Schlafgemach schleicht und im Club lebt. Wenn junge Herren

30 oder 40 Guineen jährlich auf Cigarren verwenden; wenn sie Bordeaux und Champagner trinken müssen; wenn Hunde, Pferde und eine Loge in der Oper zu den unerlaßlichen Dingen gehören und die Tasche nicht sehr tief ist, so wird allerdings wol für Frau und Kinder nicht viel übrig bleiben. Wenn Aeltern von mäßigem Einkommen, die ihre Kinder anständig erzogen haben, ihren Töchtern nicht erlauben, Männer zu heirathen, die noch ihren Weg in der Welt machen müssen, sondern durchaus auf einem großen Hause, Domestiken und Equipage bestehen, so darf man sich freilich nicht über die Menge alter Jungfern und Garçons wundern, welche man überall antrifft, noch über die physischen Uebel, die aus einem so unnatürlichen Zustande der Gesellschaft hervorgehen.

Dieser Argumentation treten nun andere entgegen. „Ein glücklicher Mann" schreibt einen Brief an die „Times", worin er sich gegen das Cölibat und die Ehe im späten Lebensalter erklärt und zum Advocaten des frühen Heirathens aufwirft. Zuerst, argumentirt er, macht Jones, wenn er früh heirathet, ein zweites Wesen glücklich, indem er die düstern Wolken zerstreut, welche über der Zukunft seiner schönen Cousine Jenny schweben. Sodann fühlt Jones die Genugthuung, ein Haus zu besitzen, Steuern zu bezahlen — wie bescheiden auch immer das in einer Vorstadt gelegene Häuschen sei, welches Jones und Jenny bewohnen. Mit 300 Pfund jährlichen Einkommens kann er sich der Literatur und der schönen Künste erfreuen, indem er sich auf eine gute Leihbibliothek und ein Lesezimmer abonnirt, die öffentlichen Galerien besucht und sich die vielen kleinen Kunstwerke anschafft, welche bei aller ihrer Schönheit doch im Bereiche kleiner Geldbeutel sind. Das Einkommen des ersten Jahres, vor der Ankunft der kleinen Gäste, genügt noch, um ein gutes Pianoforte anzuschaffen und Jenny's Lieder werden Jones zehn mal mehr entzücken als alle Coloraturen der Piccolomini. Die Oper freilich und den Club muß er aufgeben, er darf keine Busennadel mit Diamanten mehr kaufen und hat sich mit weniger Glacéhandschuhen und Parfümerien zu begnügen; aber er büßt keinen der soliden Vortheile ein, zu denen ihn seine gesellschaftliche Stellung berechtigt. Auf diesen Panegyrikus der Ehe folgt gleich in der nächsten Nummer der „Times" ein Kritiker, welcher sich „Vorsicht" unterzeichnet. Er leugnet, daß ein Ehepaar mit 300 Pfd. St. jährlich so leben kann wie „ein glücklicher Mann" es beschrieben hat und bittet, sich an die Rechnung des Schlächters, Bäckers, Käse-, Fisch- und Kohlenhändlers, an den Krämer, Schneider, Doctor, die Kirchensteuern und die Lebens- und Feuerversicherungspolice zu erinnern. Aber in der folgenden Nummer schon wird er niedergeschlagen von „einem andern glücklichen Mann", der uns erzählt, daß er nach einem unfreiwilligen Cölibat von mehrern Jahren sich 1856 verheirathete und noch heute Gott dafür dankt, daß er es that (alles Mögliche!); er überschickt der Redaction, in der Hoffnung, einige Leser anzufeuern, seinem Beispiel zu folgen, die vollständige Berechnung seiner Ausgaben für das verflossene Jahr, für sich selbst, seine Frau, ein Kind, ein Dienstmädchen und eine Amme, und bemerkt dabei, daß er durch Geburt und Erziehung ein Gentleman ist, mit seiner Frau sehr comfortabel lebt und nicht selten einen Gast zum Mittagessen bei sich sieht. Folgt eine lange Reihe bezahlter Rechnungen. Indem die Discussion somit in die Mysterien des Haushalts sich vertieft, sieht sich

jetzt auch „Jenny's Schwester" veranlaßt, daran theilzunehmen. Sie warnt die Frauen, sich mit solchen Männern oder vielmehr Affen zu verheirathen, welche in den Clubs, Theatern und Casinos umherlungern, nur daran denken, ihr kostbares Aeußere gehörig auszuschmücken und ihrem Schnurrbart die erforderliche katzenartige Länge zu geben. Sie versichert, daß ein junges Ehepaar mit 300 Pfd. St. jährlich sich mit allem Comfort und manchem Luxus des Lebens umgeben könne, daß aber dann der Mann freilich ein höheres Ziel haben müsse, als der Beste im Club, der Wohlgekleidetste in der Oper und der Beliebteste im Casino zu sein. „Ein verheiratheter Magister artium" jedoch bittet Jenny's Vater ernstlich, es zwei mal zu überlegen, ob es gerathen ist, seine Tochter einem Manne mit 300 Pfd. Sterl. jährlich zu geben; denn nach seiner Erfahrung würde Jenny, auch wenn sie in eigener Person erste Amme, erste Köchin, erstes Hausmädchen und ein Mirakel von Sparsamkeit, Fleiß und Selbstverleugnung sei, doch am Jahresschluß ein bedenkliches Deficit ihrer Abrechnung vorfinden.

Nachdem so die Sache von beiden Seiten hinlänglich durchgesprochen ist, gibt endlich die „Times" selbst in einem Leader die Entscheidung der kitzlichen Frage. Gewiß, sagt sie, kann „Jones" mit seiner Frau, zwei Kindern und 300 Pfund jährlich glücklich sein; aber ob „Schmidt" es auch sein wird, ist sehr die Frage. Man spricht gewöhnlich so, als ob Armuth für jedermann dasselbe sei — darin liegt der Irrthum. Es ist da nicht die Rede von Leuten, die eine verschiedene Stellung im Leben haben und an einen ganz andern Betrag ihrer Ausgaben gewöhnt sind — wo also das, was für den einen Armuth, für den andern Reichthum ist und umgekehrt; es handelt sich vielmehr um Leute von gleicher gesellschaftlicher Stellung. Philosophie und Willenskraft kommen hier nicht so sehr in Betracht; sonst könnte man ja gleich zu „Schmidt" sagen: Heirathe und sei glücklich wie Jones, du kannst es, wenn du nur willst; es ist vielmehr ganz und gar die Sache des Temperaments. Der eine ärgert sich so sehr unter der beständigen praktischen Ausübung der Selbstverleugnung, daß, obgleich er vielleicht durch übermenschliche Willenskraft am Ende noch dahin gelangt, sich seines Lebens zu freuen, man das im Grunde nicht von ihm erwarten kann. Manche Leute juckt es förmlich, immerfort Geld auszugeben, was (selbst für unbedeutende Dinge) wol bei einem mäßigen, aber nimmermehr bei einem geringen Einkommen gestattet ist. Muß sich ein Mann dieser Art des Kaufens enthalten, so entsteht daraus ein innerer fressender Schaden, der in ihm eine beständige Gereiztheit zu Wege bringt. Dem einen ruft die ganze Welt beständig zu: Kaufe! Kälte, Nebel, Hitze, Wind, Regen und Schmuz — alles läßt ihn nur an alle möglichen Arten von Kappen, Oberröcken, Stiefeln, Shawls, Mäntel und Plaids denken. In allen diesen Dingen aber bringt jedes Jahr eine neue Mode und sowie etwas Neues da ist, wird natürlich das Alte als untauglich weggeworfen. Ein solcher Mann muß aber außer dem, daß er jeden Tag in der Woche etwas kauft, um irgendeine kleine Lücke auszufüllen, hin und wieder etwas Vergnügen haben. Denkt er sich, daß es sehr nett sein würde, einige Tage am Meere zuzubringen, so betrachtet er hinfüro diesen Gedanken nicht mehr als einen schönen Traum, sondern es arbeitet in seinem Kopfe herum, daß etwas daraus werden muß. Kann schließlich nichts daraus werden, so fühlt er eine inner-

liche Leere und denkt bei sich, wie langweilig das Leben doch ist. Ein solcher Mann wird schwerlich mit 300 Pfund auskommen. Ein anderer ist dagegen gegen den Reiz zu kaufen vollkommen unempfindlich. Er kann immer am Schaufenster eines Ladens stehen bleiben und sieht Ausgaben für nicht ganz unumgänglich nöthige Dinge als eine Theorie an, die mit seiner eigenen Praxis nichts zu thun hat. Da die Ehe nicht dazu geschaffen ist, Menschen unglücklich zu machen, so sollte man sie lieber nicht eingehen, wenn sie eine beständige Irritation zur Folge haben muß. Auf der andern Seite ist freilich nicht zu erwarten, daß die Ehe ein Paradies sein könne; auch unter den günstigsten Verhältnissen hat sie ihre Sorgen, ihre Noth. Hat jemand also nur ein geringes Einkommen und kein frugales Temperament, so warte er lieber mit dem Heirathen bis er eine bessere Einnahme hat. Eine solche ist nur unglücklicherweise gerade dann gewöhnlich nicht zu bekommen, wenn man sie am nöthigsten braucht, und nicht selten werden diejenigen, welche zu lange darauf warten, im Cölibate grau.

Da in diesem Briefe schon soviel vom Heirathen die Rede gewesen ist, will ich schließlich auch nicht unterlassen, Ihnen eine interessante richterliche Entscheidung mitzutheilen, welche unlängst vor dem Ecclesiastical Court gefällt wurde und kraft deren mehrere hundert bisher als legitim angesehene englische Kinder für Bastarde erklärt sind. Die englische Kirche verbietet nämlich, conform mit der römisch-katholischen, daß ein Mann nach dem Tode seiner Frau deren Schwester heirathet. Vor 1835 war das betreffende Gesetz sehr schwankend, es lautete nämlich dahin, daß eine solche Ehe eigentlich nicht ungültig sei, wol aber bei Lebzeiten beider Theile annullirt werden könne, wogegen nach dem Tode einer von beiden Parteien die Gültigkeit der Ehe unantastbar sei. Der Mann besaß dadurch eine unerlaubte Macht über seine Frau und Kinder und so wurde denn das betreffende Gesetz im Jahre 1835 durch eine Acte von Lord Lyndhurst verändert, wonach alle solche bereits geschlossene Ehen gültig, alle aber, welche noch in Zukunft geschlossen würden, ungültig sein sollten. Aber die Sitte, nach dem Tode der Frau deren Schwester zu heirathen, war in allen Klassen der Gesellschaft so eingewurzelt, daß sie sich nicht so schnell unterdrücken ließ. Obgleich man also wußte, daß solche Ehen vor dem Gesetze null und nichtig waren, wurden sie doch ununterbrochen geschlossen, indem sich die betreffenden Parteien mit der Ansicht ihrer Nachbarn zufrieden gaben, daß sie moralisch als Eheleute gälten. Die höhern Klassen konnten sich natürlich nicht ohne eine legale Sicherheit beruhigen und verfielen auf den Ausweg, solche Ehen im Auslande zu schließen, wo die Verbindung mit der Schwester der verstorbenen Frau gesetzlich ist — nämlich sowol auf dem protestantischen Continent als in den meisten amerikanischen Staaten. So verheirathete sich denn eine nicht unbeträchtliche Zahl Paare bis in die neueste Zeit auswärts, besonders in Altona, und kehrten nach England zurück, wenn sie ihren Zweck erreicht hatten. Eine „Gesellschaft für Vernichtung der Beschränkungen in England" hatte durch ihre Annoncen diese Art, die Gesetze zu umgehen, dem Publikum beständig anempfohlen.

Es kam nun vor kurzem der Fall vor, daß ein Hr. William Brook, der vor mehrern Jahren die Schwester seiner verstorbenen Frau geheirathet hatte, starb und Kinder aus beiden Ehen hinterließ, unter welche sein Vermögen

vertheilt wurde. Bald darauf aber ſtarb auch das einzige Kind zweiter Ehe und es handelte ſich nun darum, ob deſſen Halbbruder und Halbſchweſtern den Antheil des verſtorbenen Kindes als ihres rechtmäßigen Bruders erben oder ob das Kind für illegitim gelten und ſein Eigenthum demnach der Krone verfallen ſollte. Der Vertheidiger der Legitimität des Kindes ſtützte ſich natürlich auf die Doctrin, daß eine Heirath legal iſt, wenn ſie mit den Ehegeſetzen des Ortes übereinſtimmt, an welchem ſie geſchloſſen iſt. Dagegen wurde beigebracht, daß das engliſche Ehegeſetz eine ſolche Ehe mit der Schweſter der verſtorbenen Frau wenn auch nicht für ganz, doch für halb blutſchänderiſch anſehe und daß man hier nicht die Verpflichtung habe, das, was man als einen Bruch des Sittengeſetzes anſieht, aus dem Grunde zu ſanctioniren, weil es in Uebereinſtimmung mit der laxern Disciplin anderer Staaten ſei. Unter anderm iſt in England die Ehe zwiſchen Onkel und Nichte verboten, welche in Portugal unter gewiſſen Bedingungen geſtattet iſt. Es brauchte alſo ein engliſcher Onkel blos mit ſeiner Nichte nach Liſſabon zu reiſen, ſie dort zu heirathen, dann nach England zurückzukommen und die engliſchen Gerichtshöfe zur Anerkennung der Gültigkeit des Bundes zu zwingen. Im Mormonenſtaate iſt die Polygamie erlaubt; trotzdem aber würde es in England für verbrecheriſch erklärt werden, wenn ein Engländer nach dem Salzſee wanderte, dort eine Menge Frauen nähme und zurückgekehrt hier mit ihnen leben wollte. Würde man es als Princip anerkennen, daß alle Heirathen gültig ſind, die mit den Geſetzen des Ortes übereinſtimmen, an welchem ſie geſchloſſen werden, ſo könnte jeder beliebige Duodezſtaat durch Relaxirung ſeines Codex das ganze engliſche Ehegeſetz über den Haufen werfen.

Notizen.

Schon wieder haben wir unſern Leſern die Trauerkunde von dem Tode eines geſchätzten Mitarbeiters mitzutheilen. Friedrich Crüger, aus Danzig gebürtig, hatte ſich durch die Ereigniſſe des Jahres 1848 genöthigt geſehen, ſein Vaterland zu verlaſſen; er begab ſich nach Piemont, deſſen rüſtiges Vorſchreiten auf der Bahn verfaſſungsmäßiger Entwickelung und beſonnener Aufklärung ihn lebhaft anzog, während andertheils er ſelbſt ſowol durch ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit wie auch durch ſeine gediegenen Kenntniſſe ſich in ſeiner neuen Heimat die allgemeinſte Achtung erwarb. Er lebte mehrere Jahre in Turin, eifrig bemüht, durch Correſpondenzen in den geleſenſten deutſchen Zeitſchriften ſowie durch ähnliche literariſche Arbeiten das deutſche Publikum über die Zuſtände Oberitaliens aufzuklären, während er gleichzeitig keine Gelegenheit vorüberließ, auch die Italiener mit deutſcher Art und Kunſt bekannt zu machen. Mit einer Italienerin, einer Verwandten des berühmten Foscolo vermählt, ſiedelte er vor kurzem in das Venetianiſche über und hier, von einem langwierigen Siechthum befallen, iſt er in der Blüte ſeiner Jahre geſtorben. Das „Deutſche Muſeum“ unterſtützte er fleißig mit Correſpondenzen und literariſchen Berichten, bis in letzterer Zeit ſeine zunehmende Krankheit ſeine literariſche Thätigkeit unterbrach.

Berthold Auerbach hat sein langerwartetes neues Drama zuerst in Stettin aufführen lassen; dasselbe führt den Titel „Der Wahlspruch“ und soll eine günstige Aufnahme gefunden haben. Alexander Wilhelmi in Dresden hat den dritten Band seiner gesammelten „Lustspiele“ (Leipzig, Arnold) erscheinen lassen. Von Moritz Hartmann's „Erzählungen eines Unstäten“ (Berlin, F. Duncker) wird die bekannte Hachette'sche Sammlung demnächst eine französische Uebersetzung bringen.

Wir berichteten kürzlich über eine Anzahl noch unbekannter Diderot'scher Handschriften, die in der Eremitage in Petersburg aufgefunden sind. Fast noch bedeutender und jedenfalls noch merkwürdiger ist ein anderer literarischer Fund, der soeben in der Hof- und Staatsbibliothek zu München gemacht worden. Professor Dr. Georg Thomas nämlich, mit Durchmusterung und Katalogisirung der in der genannten Bibliothek befindlichen italienischen Handschriften beschäftigt, entdeckte bei dieser Gelegenheit eine Handschrift mit italienischen Sonetten, die niemand Geringeres zum Verfasser haben als den Vater des Sonettes selbst, Francesco Petrarca. Es sind Jugendgedichte, erste Entwürfe, aus denen, wie Professor Thomas in einem der münchener Akademie der Wissenschaften erstatteten Berichte nachzuweisen versucht hat, ein Theil der jetzt bekannten vielgepriesenen Liebessonette genetisch, nach des Dichters aufsteigender Entwickelung, hervorgegangen ist. Ein anderer Theil der neuentdeckten Sonette ist politischen Inhalts; auch diese letztern sollen ebenso neue wie interessante Züge zur genauern Charakteristik des Dichters liefern. Die Handschrift, in welcher dieser merkwürdige Fund gemacht worden ist, stammt aus Augsburg aus der ehemaligen Welser'schen Bibliothek und zwar ist es, nach der Vermuthung des Entdeckers, Marcus Welser gewesen, der Polyhistor dieser Familie, Stadtpfleger im Jahre 1600, der dieselbe aus Italien mitgebracht hat.

Von der außerordentlichen Rolle, welche das Theater in der französischen Literatur, ganz besonders aber in der französischen Gesellschaft spielt, kann man sich unter anderm einen Begriff machen aus den Summen, welche allein von den pariser Theatern jährlich als Tantièmen für Bühnendichter und Componisten gezahlt werden. Im letztverwichenen Jahre hat diese Summe fast eine Million oder ganz genau 993,621 Francs 85 Cent. betragen. Dazu hat das Meiste die Komische Oper beigesteuert, nämlich 133,938 Francs 85 Cent. Ihr zunächst steht das bekannte Vorstadttheater der Porte St.-Martin mit 102,146 Francs und auch das Gymnase hat die verhältnißmäßig immer noch höchst beträchtliche Summe von 70,425 Francs gezahlt. Die kleinsten Erträge dagegen haben die beiden großen officiellen Institute geliefert, das Théâtre français mit 62,401 Francs und die Große Oper mit 53,756 Francs. Begierig wären wir zu wissen, wie hoch sich wol die Summe sämmtlicher in demselben Zeitraum in Deutschland bezahlter Tantièmen beläuft; einstweilen zweifeln wir stark, daß sie nur den zehnten, ja nur den zwanzigsten oder dreißigsten Theil der Summen beträgt, welche den französischen Dichtern und Componisten allein von den pariser Theatern zugeflossen sind.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte Georg Washington's.

Von **Washington Irving.**

Aus dem Englischen. Vier Bände. 8. Geheftet 4 Thlr.

Diese Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse erregt hat, ist mit dem soeben erschienenen vierten Bande vollständig geworden und wird nunmehr gewiß noch zahlreichere Leser finden. Die Biographie umfaßt das ganze militärische Leben Washington's und seine öffentliche Wirksamkeit bis zu seiner Wahl zum Präsidenten. Der Verfasser verspricht zwar, vielleicht später in einem weitern Band noch die Präsidentenlaufbahn und das Lebensende Washington's schildern zu wollen, erklärt aber vorläufig das Werk für abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Erster bis vierter Theil. 8. Jeder Theil geheftet 24 Ngr.

In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe in diesen „Erinnerungsblättern", an seine eigenen Lebensschicksale lose anknüpfend, dem Leser Schilderungen der Gegenwart und Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Mit großem Freimuth, vieler Gewandtheit und doch ohne zu verletzen, schildert er in dem neuerschienenen dritten und vierten Theile die berliner Gesellschaft vor und in dem Jahre 1848, und gewiß wird niemand diese treffenden und sich bis in die höchsten Kreise versteigenden Schilderungen unbefriedigt aus der Hand legen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Buchenhof.

Ein Roman von **Ludwig Rosen.**

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser schildert in diesem zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielenden Romane das Leben eines jungen Mannes, der nach den verschiedensten Schicksalen endlich zu einem hohen Rang in der kurbrandenburgischen Armee gelangt. Das Leben auf dem westfälischen Bauernhofe ist vortrefflich gezeichnet, ebenso die mannichfachen Scenen aus dem Dreißigjährigen Kriege. Besondern Reiz gewinnt der Roman noch durch das mehrfache Auftreten des Generals Sporck, dessen Jugend und spätern Schicksale der Verfasser in anziehender Weise in die Handlung verwebt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 10.** 4. März 1858.

Inhalt: Die Infusionsthierchen. Von **Julius Althaus.** — Neueste Vermittelungsversuche auf dem Gebiete der Philosophie. — Gedichte. I. Therese. Von **Karl Heigel.** II. Im Spiegel. Sonett von **Robert Hamerling.** III. Zwei Lieder. Von **Adolf Bekk.** 1. O du, mein Paradies! 2. In der Fremde. — Literatur und Kunst. Populäre Naturwissenschaften. („Die gesammten Naturwissenschaften. Populär dargestellt von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt und von Rußdorf"; Quenstedt, „Sonst und Jetzt"; Müller, „Die Polarwelt".) Alexander Petöfi. („Dichtungen von A. Petöfi. Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von Kertbeny. Mit einem Vorwort von Bodenstedt".) Aus Amerika. (Griesinger, „Lebende Bilder aus Amerika".) — Correspondenz. (Aus Hannover. Aus Dresden. Aus Leipzig.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Infusionsthierchen.

Von

Julius Althaus.

Es sind nun bald 20 Jahre verflossen, seit der berühmte berliner Forscher Ehrenberg mit seinem großen Werke über die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen in die Oeffentlichkeit trat. Wol selten hat ein ursprünglich nur für die Gelehrtenwelt bestimmtes Buch solches Aufsehen in den weitesten Kreisen erregt wie das genannte. Eine Zeit lang war man in einem wahren Taumel des Entzückens über die ungeahnten Wunder, wie sie der Ehrenberg'sche Griffel aufgezeichnet hatte. Der Name des Forschers drang weit über die Grenzen Europas hinaus, und aus dem Mississippi wie aus dem Rothen Meere wurde von Naturenthusiasten Schlamm in wohlverkorkten Flaschen nach Berlin geschickt, um Ehrenberg Gelegenheit zu geben, neue Forschungen anzustellen, neue unerkannte Tiefen der Organisation der erstaunten, gläubigen Welt aufzuschließen. Ehrenberg's Werk wurde in viele Sprachen übersetzt, unzählige male auf Piratenmanier ausgebeutet, und galt lange Zeit als der unangefochtene Codex der Lehre von den niedersten thierischen Organismen. Nachdem sich der erste Feuereifer der Enthusiasten einigermaßen abgekühlt hatte, fingen einige nüchterne Forscher an, die Ehrenberg'schen Beobachtungen zu prüfen und waren erstaunt, so wenig von

dem, was er beschrieben hatte, in der Natur wiederzufinden. Schüchtern schrieben sie dies erst einem Mangel an Material und vielleicht auch an Schärfe der Beobachtung zu, als von andern Seiten her dieselben Stimmen laut wurden. Dadurch ermuthigt, rückte man der Sache näher auf den Leib und es stellte sich schließlich zur Evidenz heraus, daß Ehrenberg mit einer ans Wunderbare grenzenden Phantasie Dinge beschrieben und abgebildet hatte, wie sie niemals vorhanden gewesen sind und daß eine Organisation, wie er sie aufgezeichnet hatte, in der That bei keinem einzigen Geschöpfe existirt. Aber auch abgesehen von seiner unrichtigen Auffassung der Körperbeschaffenheit der Infusorien hatte Ehrenberg eine bedeutende Anzahl von Wesen in dieser Thierklasse untergebracht, welche durchaus nicht dahin gehören, sondern theils einen weit höhern Platz im System einnehmen, theils gar keine Thiere, sondern Pflanzen sind. So gehören die Räderthiere*) gar nicht zu den Infusorien, sondern zu den Würmern; und Ehrenberg's Kugel-, Stab- und Spindelthierchen sind nichts als Algen, Pflanzenformen, die mit den Infusorien gar nichts gemein haben als die Zellenstructur und freie Bewegung. In diesen Algen sieht man starre Blasen und Kerne, ungefärbte und gefärbte körnige Massen, welche von Ehrenberg ganz willkürlich für Nervenknoten, Augen, Verdauungsorgane und Geschlechtswerkzeuge erklärt wurden. Wem fällt dabei nicht die Geschichte von jener neuen Bandwurmart ein, die in einer gelehrten Broschüre aufs weitläufigste beschrieben und abgebildet wurde, bis sich endlich herausstellte, daß dieses höchst merkwürdig organisirte Thier — ein zufällig verschluckter Rosinenstengel war?!

Auch todte Ueberreste ganz anderer Thiere wurden von Ehrenberg als unzerstörbare Ueberbleibsel von Infusorien beschrieben, denen er lateinische Namen gab, welche durch ihre Länge und ihren sonderbaren Klang selbst Kenner des Cicero in Verlegenheit setzen konnten. So fand er im Seeschlamme von Veracruz, den er mit bewundernswürdiger Ausdauer durchwühlt hat, eigenthümliche aus Kalk bestehende Bildungen, welche ganz die Form eines Ankers hatten: nämlich Stiele mit zwei gezähnten Haken, welche auf einem kleinen Schilde befestigt waren. Dies sind gar keine Infusorienreste, sondern eigenthümliche Bildungen, welche in der Haut gewisser Stachelhäuter**) vorkommen, vermöge deren diese Thiere sich wie Kletten an andern Körpern festhaften können. In

*) Die Räderthiere tragen ihren Namen von den „Räderorganen", welche sie am Kopfe tragen. Das sind kleine Scheiben, welche mit sehr lebhaft schwingenden Flimmerhaaren besetzt sind, die einen Strudel im Wasser erregen und von den Thieren nach Belieben in Bewegung gesetzt oder zum Stillstehen gebracht werden können.

**) Synapta, die Haftwalze.

der Haut der Helothurien kommt ein feines Kalknetz vor, welches als anorganische Masse von der Verwesung ausgeschlossen ist. Nach dem Tode und der Auflösung der Helothurien mengen sich diese Kalkformationen dem Meeressande bei und werden, wenn man diesen mikroskopisch untersucht, wegen ihrer eigenthümlichen Gestalt und ihrer porösen Structur leicht als etwas Besonderes herausgefunden. Auch dieses Kalknetz benutzte Ehrenberg zur Aufstellung einer neuen Infusorienspecies. Die wahre Organisation der Urthiere ist jetzt durch die vereinten Bemühungen von Siebold, Dujardin, Cohen, Kölliker und manchen andern in das gehörige Licht gestellt: und wenn das von diesen Forschern gegebene Bild auch nicht die erstaunlichen und seltsamen Züge zeigt wie das von Ehrenberg entworfene — jetzt allgemein verworfene —, so hat es vor diesem doch einen großen Vorzug voraus: den der Wahrheit und Naturtreue.

Man nennt die Thiere, deren Eigenthümlichkeiten wir jetzt ins Auge fassen wollen „Urthiere“*), weil in ihnen die ersten Anfänge der thierischen Organisation vorliegen. Man darf hier noch keine besondern Organe erwarten, vielmehr läßt sich die Gestalt dieser Thiere auf eine einfache Zelle zurückführen, welche gewöhnlich einen Kern enthält.

Zwei verschiedene Klassen von Wesen, welche sich besonders durch die Art ihrer Bewegung unterscheiden, rechnet man in den Kreis der Urthiere, nämlich Wurzelfüßer und Infusorien. Die Wurzelfüßer **) tragen ihren Namen von den vielfach veräftelten, in ihrer Länge und Dicke sehr veränderlichen Fortsätzen ihres Körpers, welche nach Belieben vorgestreckt und zurückgezogen werden können und welche man, da sie zur Ortsbewegung dienen, Füße genannt hat. Damit kriechen die Wurzelfüßer auf dem Boden des Meeres umher, wo sie sich in zahllosen Mengen vorfinden. Bei einigen dieser Thiere besteht der Körper aus nichts als aus einem Klümpchen Schleim, das im Innern einen dunkeln Punkt, den Kern, zeigt und von dessen äußerm Umfange die Füße nach allen Seiten hin abgehen. Die Nahrungsaufnahme geht bei diesen Geschöpfen so vor sich, daß sie flüssige oder feste Substanzen, welche gerade in ihren Bereich kommen, durch die weiche Körperhülle hindurch ins Innere des Leibes hineindrücken. Die Nahrungsstoffe verweilen nun eine Zeit lang im Körper, die Thiere eignen sich davon an, was löslich ist und scheiden das Unlösliche später auf demselben Wege wieder aus. Bei andern Thieren aber ist das Schleimklümpchen, welches ihren Körper bildet, von einem aus Kalk bestehenden Panzer umhüllt, der gewöhnlich die Form einer Kugel oder Glocke hat und nur

*) Synonym: Protozoen.

**) Rhizopoden.

eine einzige Oeffnung besitzt, woraus die Fortsätze des Körpers hervorgestreckt werden können. Diese Panzerhüllen bleiben nach dem Tode der Thiere, wenn die organische Materie sich auflöst und zerfällt, als unzerstörbare Reste bestehen und bilden, da sie in unglaublich großen Massen vorkommen, Felsen von ungeheurer Ausdehnung: so die Kreidefelsen, welchen Albion seinen Namen verdankt. Auch ganz Paris ist fast ausschließlich aus diesen Ueberbleibseln von Wurzelfüßern früherer Schöpfungsperioden aufgebaut. Aus solchen Resten besteht nämlich das unter dem Namen Grobkalk bekannte Gestein, welches als Hauptbaumaterial in der französischen Metropole angewandt wird. Einige Wurzelfüßer leben gesellig, sie bilden Colonien in Form von Schalen, worin viele bald vollständig voneinander abgeschlossene, bald durch Oeffnungen miteinander in Verbindung stehende Zellen enthalten sind; in jeder Zelle lebt ein besonderes Thier, das durch eine freie Oeffnung in der Zelle seine Füße nach außen treten lassen kann. Außer dieser Bewegung der Füße jedes Einzelthiers existirt auch noch eine Bewegung der ganzen Stöcke, welche langsam im Meerwasser umhergleiten, wie man es auch von einzelnen Polypencolonien wahrgenommen hat. Ebenso wie die Wurzelfüßer sind die meisten Infusorien wegen ihrer ausnehmenden Kleinheit dem unbewaffneten Auge ganz verborgen. Jedoch sieht man die größten unter ihnen auch ohne Loupe und Mikroskop als weiße oder gefärbte Punkte, die an Gegenständen sitzen, welche in Wasser eingetaucht sind oder sich in dem Schaum finden, welcher auf einer Flüssigkeit schwimmt. Die meisten sind hell, durchsichtig und ungefärbt, manche aber grün, blau, roth, einige sogar braun und schwarz. Alle leben in Flüssigkeiten oder doch wenigstens an sehr feuchten Orten.

Ihren Namen „Infusorien" haben sie davon erhalten, daß man sie besonders in Infusionen oder Aufgüssen pflanzlicher oder thierischer Substanzen findet. Läßt man solche Infusionen eine Zeit lang — am besten im Sonnenlicht und in unverschlossenen, größern Gefäßen — stehen, so findet man längere oder kürzere Zeit nach der Bereitung eines solchen Aufgusses kleine Thiere, von denen sich manche mit bloßen Augen unterscheiden lassen, wie sie als grüne, gelbe, bräunliche Punkte im Wasser in die Höhe steigen und sich wieder senken; die meisten aber entdeckt man erst mit der Loupe. Die Thatsache, daß solche Thiere in Infusionen auftreten, welche früher nicht eine Spur animalischer Wesen enthielten, betrachtete man früher als eine Hauptstütze der Lehre von der sogenannten Urzeugung. Man glaubte nämlich, daß noch jetzt immerfort neue Geschöpfe entständen, ohne von Aeltern abzustammen. Diese ganz unhaltbare Hypothese ist in der neuern Zeit von nahezu allen Naturforschern verlassen und man erklärt sich das Auftreten der Infusorien in Infusionen ganz befriedigend dadurch, daß vertrocknete Körper dieser

Thierchen durch Anfeuchtung auch nach längerer Zeit wieder aufleben können; sie werden, wenn sie vertrocknet sind, als Stäubchen durch die Luft fortgeführt und suchen nur einen günstigen Boden, um ihr latentes Leben wieder zu beginnen. Ist aber nur Ein solches Infusionsthierchen in einem Aufguß angekommen, so ist nicht zu verwundern, wenn man bald Hunderte und Tausende darin findet, da ein solches Thier durch Theilung oder Knospung in kurzer Zeit eine höchst bedeutende Nachkommenschaft erzeugen kann. Infusionen, welche man völlig von der Luft abschließt, kann man Jahrzehnde stehen lassen und doch wird man niemals ein Thier darin entdecken.

Der Inhalt der Aufgüsse ist nicht immer derselbe. Die Temperatur, die Feuchtigkeit der Luft, die Intensität oder der Mangel des Lichts, auch die elektrischen Strömungen in der Atmosphäre, haben den größten Einfluß auf die Entwickelung der Thiere; ebenso auch der Ort, wo man das Experiment anstellt, da in der Luft von Paris, London und Berlin nicht immer dieselben vertrockneten Thierchen enthalten sind. Zuweilen entstehen in den Aufgüssen auch gar keine Infusorien, wenn sich in ihnen ein Gährungsproceß einstellt. Ist die saure oder weinige oder faulige Gährung stark in einem Aufguß ausgeprägt oder bedeckt sich die Oberfläche des Wassers dicht mit Schimmel, so ist das Experiment mislungen. Ueberzieht sich dagegen das Wasser nicht mit Schimmel, sondern mit einem leichten weißen fleckigen Häutchen, und hat der Aufguß einen zwar übeln, aber nicht fauligen Geruch, so kann man sicher sein, Thiere darin zu finden. Das weiße Häutchen selbst besteht gewöhnlich fast ganz aus Infusorien. Gewöhnlich sammelt sich die Hauptmasse der Thiere an derjenigen Seite des Glases an, welche dem Lichte zugekehrt ist; die Empfindung von hell und dunkel scheint ihnen also nicht abzugehen. Da ein optischer Apparat den Infusorien ganz fehlt, so ist es wahrscheinlich, daß die Lichtempfindung von der ganzen Körperoberfläche wahrgenommen wird. Das Licht ist eine für die Entwickelung der Thiere wesentliche Bedingung; läßt man Aufgüsse in der Dunkelheit stehen, so entwickelt sich anstatt der Infusorien Schimmel. Ebenso wichtig ist aber auch die Temperatur; ist sie zu hoch, so entsteht eine stark ausgeprägte Gährung, worin die Thiere sterben, und findet kein gehöriger Luftwechsel statt, so geht alles in einen allgemeinen Zersetzungsproceß unter. Man hat beobachtet, daß ätherische Oele der Gährung und Schimmelbildung entgegenwirken; deshalb gelingen die Aufgüsse, welchen man Pfeffer, Petersilie und Sellerie hinzusetzt, fast immer. Dagegen muß man sich vor Pflanzen hüten, welche viel Zucker enthalten, weil Zucker leicht in Gährung übergeht. Gewisse Salze begünstigen auf eigenthümliche Weise die Entwickelung der Infusorien, so phosphorsaures Natron, phosphorsaures, salpetersaures und oxalsaures Ammoniak. Während

der Bildung der Infusorien verschwinden diese Salze, indem sich das Ammoniak zersetzt; wahrscheinlich dient der im Ammoniak enthaltene Stickstoff den Thieren zur Nahrung. Heftige Pflanzengifte, wie Opium, Strychnin, Angustura, tödten die Infusorien nicht. Die Reihenfolge, in welcher die Infusorien auftreten, ist ziemlich constant. Manche Thierchen, z. B. die Monaden, entstehen oft schon 24 Stunden nach Bereitung des Aufgusses; auf andere Arten muß man dagegen viel länger warten.

Wie in künstlich bereiteten Aufgüssen, so entstehen die Thierchen auch in zufälligen Infusionen. In Blumenvasen, die lange Zeit ohne Erneuerung des Wassers stehen gelassen wurden, in alten Weinfässern, in Gießkannen, worin Regenwasser längere Zeit gestanden hat, entdeckt man oft schon mit bloßem Auge Schwärme von kleinen sich bewegenden Punkten.

Sonst findet man die Infusionsthierchen in stehendem Wasser unterhalb zersetzten Pflanzen, in Sümpfen, Gräben und Teichen. An warmen Sommertagen sieht man oft in solchen Gewässern, wenn sie von der Sonne beschienen werden, Luftblasen aus der Tiefe in die Höhe steigen; es ist der Sauerstoff, den die Pflanzen im Wasser unter dem Einfluß des Sonnenlichts entwickeln. Diese leichten Blasen reißen durch die Kraft, mit welcher sie emporsteigen, kleine Infusorien, die auf dem Boden befindlich sind, mit sich in die Höhe; und so findet man denn in dem Schaum, der sich auf einem solchen Wasser ansammelt, gewöhnlich große Mengen dieser Thiere. Abends, wenn sich mit dem Niedergehen der Sonne die Sauerstoffentwickelung abschwächt, sinken auch die Infusorien wieder zu Boden. Zuweilen treten sie in solchen Massen auf, daß Teiche dadurch ganz grün oder roth gefärbt werden; ist das Wasser ganz roth gefärbt, so spricht das Volk von Blutregen und verbindet damit die abenteuerlichsten Vorstellungen.

Manche Infusorien findet man als grüne oder blaue Punkte, auch als weißlichen Ueberzug auf Pflanzen, Muscheln oder Wasserinsekten sitzen; gewöhnlich an solchen Stellen, wo sich diese der ungebetenen Gäste nicht entledigen können. Andere leben als Schmarotzer auf Süßwasserpolypen, noch andere im Darmkanal der Regenwürmer, Schnecken und Frösche. Die meisten Infusorien kann man gar nicht sehen und findet sie erst mit Loupe und Mikroskop im Wasser, welches man aufs Gerathewohl aus dem Meere, aus Flüssen, Bächen und Sümpfen geschöpft hat. Aber nicht alles solches Wasser enthält Infusorien; man ist ziemlich sicher, keine zu finden, wenn man Wasser aus dem Meere schöpft, wo es in unaufhörlicher und lebhafter Bewegung ist, an nackten pflanzenlosen Felsen; ebenso wenig findet man Infusorien im klaren Wasser eines Flusses mit lebhaftem Strom, in einem Teich, der keine Sumpfpflanzen enthält oder in einem Graben, der durch einen Regenguß ge-

füllt ist. Infusorien muß man da suchen, wo das Wasser wenig bewegt und von Pflanzen bevölkert ist. Abgestorbene Zweige bedecken sich, nachdem sie eine Zeit lang auf dem Grunde eines stehenden Wassers gelegen haben, mit einem Walde von kleinen Wasserfäden, daran heftet sich Schlamm und viele andere im Wasser umherschwimmende Theilchen fest, und auf solchem günstigen Boden entwickeln und vervielfältigen sich in kurzer Zeit zahlreiche Arten von Infusorien. Manche Arten finden sich besonders im Moosgebüsch, auf der Erde, an alten feuchten Mauern, am Fuße der Bäume und am Ufer von Bächen.

Es ist ziemlich schwer, die Infusorien lebend zu erhalten, besonders im Sommer, wo in dem sich schnell erwärmenden Wasser bald eine Anzahl Thiere sterben und dann die Zersetzung in dem Gefäße rasche Fortschritte macht. Viele sterben sehr schnell, trotz aller Vorsichtsmaßregeln; andere acclimatisiren sich dagegen und können, vorausgesetzt, daß man den gehörigen Luftwechsel gestattet, lange Zeit leben.

Die meisten Infusorien haben eine ovale oder runde Gestalt und Flimmerhaare, die ihnen als Ruder im Wasser dienen. Diese umgeben oft den ganzen Körper in mehrern Längsreifen; ihre lebhaften Schwingungen, welche ein so anziehendes Bild unter dem Mikroskop geben, erregen einen Strudel in dem Wasser, worin sich die Infusorien aufhalten, dadurch werden alle im Wasser befindlichen leicht beweglichen Partikelchen in der Umgebung des Thiers zum Munde desselben geführt, worauf das Thier sie entweder verschluckt oder verschmäht — denn die Infusorien fressen mit Auswahl und nicht alles durcheinander. Der durch die Flimmerhaare erregte Strudel dient auch dazu, das Thier immerfort mit frischem Wasser zu versehen, das von der ganzen Körperoberfläche eingesogen wird. Gewöhnlich sind die Flimmercilien klein und stehen in großen Mengen nebeneinander, manche Infusionsthierchen aber haben nur ein einziges großes Flimmerhaar am vordern Körperende, welches wie eine Peitsche bewegt wird und vielen Tumult im Wasser macht. Ehrenberg glaubte, daß die Anwesenheit eines solchen langen pinselförmigen Fadens dazu berechtige, den Träger desselben für ein Thier zu erklären, den Faden selbst verglich er mit einem Rüssel. Beides ist unstatthaft; ein Rüssel nämlich ist immer hohl und dient zur Aufnahme der Nahrung, was bei dem langen peitschenförmigen Faden nicht der Fall ist; außerdem kommen ganz gleiche Fäden an den Keimkörnern von Algen vor, welche sich vermittels dieser Fäden im Wasser umhertreiben.

Die Art, wie die Infusionsthierchen ihre Nahrung zu sich nehmen, ist verschieden, je nachdem sie einen Mund haben oder nicht. Diejenigen, welche keinen Mund haben, sind nicht im Stande, feste Stoffe ihrem Körper einzuverleiben, da er schon zu fest ist, um solchen den Durchtritt

an irgendeiner Stelle zu gestatten, wie es bei den Wurzelfüßern stattfindet, und eine Oeffnung an ihrem Körper nicht vorhanden ist. Man kann daher von ihnen sagen, daß sie immer nur trinken, aber nicht essen; mit ihrer ganzen Körperoberfläche saugen sie flüssige Nahrungsstoffe ein. Sehr hübsch kann man diese Art der Ernährung bei dem Glasthierchen beobachten, welches man gewöhnlich im Darmkanal der Frösche findet. Dies Infusorium ist ganz durchsichtig, glashell und ohne Mund; um den ganzen überall geschlossenen Körper geht ein Kranz von Flimmerhaaren. Ist der Darmkanal des Frosches, worin sich das Thier aufhält, mit vieler Galle gefüllt, so erscheint es ganz grün, was davon herrührt, daß es die flüssigen Gallenbestandtheile eingesogen hat. Beobachtet man aber eine Zeit lang weiter unter dem Mikroskop, so sieht man, wie das Thier allmälig die grüne Farbe verliert und wieder ganz hell wird. Es hat sich jetzt die Bestandtheile der Froschgalle assimilirt, welche ihm zur Nahrung dienen konnten; das Uebrige wird auf demselben Wege, d. h. durch die äußere Körperhülle wieder ausgeschieden.

Bei den Infusorien, welche einen Mund haben, geht die Ernährung anders vor sich. Dieser Mund ist eine einfache Oeffnung am vordern Körperende, welche sich gewöhnlich in eine kleine enge Röhre fortsetzt, welche man Schlund oder Speiseröhre nennt. Von einer Zunge, von Zähnen und Speicheldrüsen ist hier noch keine Spur, nicht einmal einen Magen findet man bei den Infusorien. Sie schlucken feste oder flüssige Nahrungsstoffe durch den Mund ein und drängen dieselben dann in das Innere ihres weichen Leibes hinab. Die Erkenntniß, daß die Infusionsthierchen keinen Magen haben, hat dem Ehrenberg'schen System den Gnadenstoß gegeben. Ehrenberg glaubte nämlich gerade in den vielen Mägen, welche er bei den eigentlichen Infusorien beschrieb, einen wesentlichen Charakter dieser Thiere entdeckt zu haben und nannte sie deshalb auch „Magenthierchen". Diese Magenthierchen, von denen kein einziges einen eigentlichen Magen hat, brachte er dann in zwei große Abtheilungen, nämlich solche, welche blos einen Mund und viele Mägen — und solche, welche außerdem noch einen Darmkanal besäßen. Auf diese Annahme kam der berliner Forscher durch eine irrige Deutung dessen, was er bei seinen Fütterungsversuchen der Infusorien beobachtete. Schon im vorigen Jahrhundert hatte ein deutscher Beobachter, Namens Gleichen, den ingeniösen Einfall gehabt, diese kleinen Thiere mit gefärbten Stoffen zu füttern, um den Ort ihrer Nahrungsaufnahme besser beobachten zu können. Bringt man kleine, sehr fein geriebene Theilchen Indigo oder Karmin in das Wasser, worin die Infusorien sich aufhalten, so werden diese Theilchen durch den von den Flimmercilien erregten Strudel zum Munde des Thiers geführt und verschluckt. Das Wasser, worin die Partikelchen suspendirt sind, bleibt eine Zeit lang als

ein blauer oder rother Tropfen mit dem untern Ende des Schlundes in Verbindung. Dies gewährt einen Anblick wie eine gestielte Blase, und diesen Tropfen erklärte Ehrenberg für einen Magen, dessen Conturen erst dadurch, daß er gefärbte Stoffe enthielte, zum Vorschein kämen. Frißt das Thier weiter, so zieht sich der Schlund zusammen und drängt den eben noch an ihm hängenden Tropfen nach unten in den Leib des Thiers hinein. Da er nicht mehr mit dem Schlunde in Verbindung steht, sieht der Tropfen jetzt aus wie eine ungestielte Blase. Da die Infusorien oft einen bedeutenden Appetit für Indigo oder Karmin documentiren, so folgt ein blauer oder rother Tropfen dem andern, jeder spätere drängt seinen Vorgänger tiefer in den Leib des Infusionsthierchens hinab, und schließlich findet man eine große Menge solcher Tropfen im Körper vertheilt; und alle diese Tropfen erklärte Ehrenberg für ebenso viele Mägen! Die Ungereimtheit dieser Behauptung, welche jedes thatsächlichen Grundes entbehrt, fällt besonders dann in die Augen, wenn man sieht, wie oft, wenn das Thier viel gefressen hat, viele kleine Tropfen zu einem großen zusammenfließen.

Ganz dieselbe Art der Nahrungsaufnahme beobachtet man ohne künstliche Fütterung bei einem sehr zierlichen Infusorium, der Nassula. Ist dieses Thier nüchtern, so fällt an ihm ein schön blaugefärbter Pigmentfleck in die Augen; dieser Farbestoff, der zuweilen in gelöstem Zustande vorhanden ist, wurde von Ehrenberg für einen mit der Galle vergleichbaren Magensaft gehalten, dient aber in der That wol dazu, diesen Thieren die Empfindung von Hell und Dunkel zu geben. Die Nassula also nährt sich von einem blaugrüngefärbten Wasserfaden. Hat sie davon gefressen, so sieht man im Innern des Thiers blaugrüne Körner, ganz so vertheilt, wie die Indigotropfen bei künstlicher Fütterung. Allmählich aber färben sich diese Körner braun; einiges davon wird assimilirt und anderes schließlich als unbrauchbar aus der Auswurfsöffnung herausgedrückt; letztere befindet sich gewöhnlich am hintern Körperende. Manchen Infusorien fehlt eine solche Oeffnung — sie entledigen sich der unbrauchbaren Bestandtheile ihrer Nahrung auf demselben Wege, auf dem sie eingenommen wurde, nämlich durch den Mund. In Bezug auf diese braun- oder gelbgefärbten Körner — die Reste der Verdauung — beging Ehrenberg eine neue unbegreifliche Sonderbarkeit. Er erklärte sie nämlich für Eier, ohne zu berücksichtigen, daß ihnen alle Formbestandtheile der Eier, Keimfleck, Keimbläschen, Dotter und Eihülle vollkommen abgehen!

Beobachtet man ein Infusorium längere Zeit unter dem Mikroskop, so wird man in Intervallen von der Erscheinung frappirt, daß plötzlich ein oder mehrere blasenförmige Räume im Innern des Thiers zum Vorschein kommen, sich ausdehnen und dann wieder zusammenziehen, so-

daß sie verschwinden. Diese Bewegung dient dazu, eine Stagnation der Ernährungsflüssigkeit zu verhindern und eine gleichmäßige Vertheilung derselben anzubahnen. Die Räume nehmen bei ihrer Erweiterung eine aus der Körpersubstanz des Thiers quellende Flüssigkeit auf und treiben sie bei ihrer Verengerung wieder in die Körpersubstanz zurück. Es ist der erste und einfachste Versuch, einen Kreislauf der Säfte im thierischen Organismus herzustellen. Welche Verschiedenheit zwischen dieser ersten Anlage und dem überall geschlossenen Blutgefäßsystem der höhern Thiere mit seinem Herzen, den Arterien, Haargefäßen und Venen! Beim Menschen finden in einer Minute 70 Pulsationen statt; bei den Infusorien beobachtet man oft nur alle fünf Minuten eine einzige Pulsation. Die Vorstellungen, welche Ehrenberg sich über diese Verhältnisse machte, waren so über alle Begriffe absurd, daß sie längst von den Naturforschern fallen gelassen sind. Andere Beobachter haben sich darum gestritten, ob die erwähnten blasenförmigen Räume für Kreislauf oder Athmung bestimmt seien. Es ist das ein Streit um des Kaisers Bart; sie dienen nämlich beiden Zwecken, dem Kreislauf durch die Bewegung des Saftes, welche natürlich aus der regelmäßig miteinander abwechselnden Verengerung und Erweiterung der Räume folgt, der Athmung dadurch, daß sie der äußern Körperhülle sehr nahe liegen, und somit das Wasser, worin sich die Thiere aufhalten, leicht mit dem Nahrungssaft in Wechselwirkung treten kann.

Die Infusorien pflanzen sich durch Theilung und durch Knospung fort, aber nie durch geschlechtliche Zeugung. Selbst Ehrenberg, der doch sonst alles gesehen hat, war genöthigt zu erklären, daß er den Act des Auskriechens eines jungen Infusoriums niemals habe zur Anschauung bringen können. Die Vermehrung der Thiere durch Theilung geht entweder der Länge oder der Quere nach vor sich. Eine wesentliche Rolle bei dieser Selbsttheilung spielt der im Innern des Körpers vorkommende Kern, ein scharf abgegrenzter, gewöhnlich runder Körper, welcher durch seine feste Beschaffenheit von der übrigen weichen, lockern Leibessubstanz des Thiers auffallend absticht. Man kann ein Infusorium leicht zwischen zwei Glasplatten zerquetschen, sodaß alles auseinander fließt; aber der Kern ist so fest, daß er dabei seine Gestalt durchaus nicht verändert. Gewöhnlich ist er rund, zuweilen aber auch oval; bald erscheint er gewunden in Form eines Bandes, selbst hufeisenförmig oder spiralig aufgerollt; mitunter ist er auch nierenförmig. Bei einem Infusionsthierchen, welches man sehr unpassend Stentor nennt — da es noch nie einen Laut von sich gegeben hat, viel weniger aber mit einer solchen Stimme begabt ist wie sein weiland berühmter griechischer Namensvetter — zieht sich eine förmliche Perlenschnur von vielen rundlichen Kernen, welche mehr oder weniger miteinander verbunden sind, durch

den ganzen Leib hindurch. Der Kern des Infusoriums leitet immer die Theilung ein: er schnürt sich in der Mitte ab, dann entsteht auch sofort eine Rinne oder Furche im übrigen Körper und nach der Theilung zeigt jedes Individuum gleich wieder einen Kern.

Manche Infusorien durchlaufen auch Larvenzustände, bevor sie ihre definitive Gestalt annehmen: Verhältnisse, wie sie zwischen Raupe, Puppe und Schmetterling existiren und allgemein bekannt sind. Auch bei diesen so eigenthümlichen Verhältnissen spielt der Kern eine wesentliche Rolle. Bevor sie sich metamorphosiren, scheinen manche Infusorien ganz abzusterben, gerade so wie die Raupe, woraus ein Schmetterling werden soll, leblos erscheint. Man hielt solche Infusorien früher wirklich für todt und bekümmerte sich nicht weiter um sie als um interesselose Gegenstände. Sie ziehen sich zusammen und umgeben sich mit einer Art von Kapsel; alles verschwindet an ihnen mit Ausnahme des Kerns. Wo früher Flimmerhaare waren, fallen sie ab, wo ein Mund war, schließt er sich; aber der Kern bleibt. Daß dieser Kern, dessen wesentliche Rolle bei dem Act der Theilung man schon kannte, nicht mit unterging, erschien so sonderbar, daß man es der Mühe für werth hielt, die anscheinend todt daliegenden Thiere weiter zu beobachten. Da bemerkte man denn, daß nach einer gewissen Zeit in diesen scheintodten Wesen der Kern sich vergrößerte. Weiterhin sah man aus der gleichförmigen Kapsel radienartige Fortsätze hervorwachsen, welche in Knöpfchen endigten und anfingen, sich in lebhaften Schwingungen umherzubewegen. Nachdem wieder eine Zeit verflossen war, sah man diese Strahlen von den Thieren abfallen und den Kern noch schärfer hervortreten. Endlich bemerkte man, daß der Kern einen Ueberzug von den in der niedern Thierwelt so ungemein verbreiteten Flimmerhaaren bekam. Ist der Kern einmal mit Flimmerhaaren besetzt, so fängt er an sich selbständig zu bewegen, wird schließlich, nach Durchbrechung der Hülle, aus dem Körper hervorgetrieben und schwimmt unter einer ganz neuen Form, als freies Infusorium davon.

Solche Verhältnisse existiren bei einer großen Anzahl von niedern Thieren und die Beobachter aller Länder sind jetzt mit besonderm Eifer der Erforschung der Entwickelungsgeschichte zugewandt. Von Schnecken, Muscheln und andern wußte man es schon ziemlich lange, vor kurzem hat aber der große Physiologe Johannes Müller nachgewiesen, daß auch die so bekannten Seesterne, Seeigel und Holothurien complicirte Larvenzustände durchlaufen, bevor sie ihre bleibende Form erhalten.

Die Infusorien pflanzen sich außer durch Theilung auch durch Knospenbildung fort. Man hat dies besonders bei einigen Thieren beobachtet, welche sich dadurch auszeichnen, daß sie mit ihrem Körper auf einem längern oder kürzern Stiele festsitzen, der selbst gewöhnlich parasitisch

auf größern Wasserinsekten angeheftet ist. Dieser Stiel ist entweder sehr contractil, sodaß er sich bei der geringsten Erschütterung schnell zusammenzieht, oder ganz starr. Bei den wegen der Unbeweglichkeit ihres Stiels sogenannten Säulenthierchen sieht man am Stiel seitliche Auswüchse hervorsprossen, die anfangs keine besondere charakteristische Form zeigen. Je größer aber diese Knospen werden, desto ähnlicher werden sie der Gestalt des Mutterthiers, aus dem sie hervorwachsen; endlich bekommen sie einen Wimperkranz, lösen sich los und schwimmen davon. Aber nur kurz ist die Periode der Jugend und Freiheit, während welcher sie in wirbelnder Bewegung umherschwärmen. Bald bekommen sie auch einen Stiel, an dem ihr Körper festsitzt: wie der Student nach einem flotten akademischen Leben in das Philisterium, den Zustand der Stabilität, einkehrt.

Neueste Vermittelungsversuche auf dem Gebiete der Philosophie.

(Gott und seine Schöpfung. Von dem Autor der „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten". Nördlingen, Beck).

Die kritische wegbahnende Abhandlung, an welche der Titel gegenwärtiger Schrift anknüpft, hatte den Nachweis unternommen, daß weder die theistische noch die pantheistische Welt- und Gottesauffassung den Ansprüchen des menschlichen Geistes und Herzens zu genügen vermöge, und hatte daraus die Nothwendigkeit gefolgert, einen Standpunkt zu gewinnen, welcher, in gleicher Weise über den Irrthümern der beiden genannten Systeme erhaben, die in jedem derselben enthaltenen Wahrheiten in einer höhern Einheit zusammenschließe.

Da in der That der uralte Gegensatz von Theismus und Pantheismus sowol innerhalb des engen Kreises der Schulphilosophie als in dem weiten Gebiete heutiger Geistescultur überhaupt ungeschlichtet fortbesteht und der Zwiespalt dieser Anschauungen in seinen Wirkungen auf den Gebieten des religiösen, sittlichen und socialen Lebens tiefe, verderbliche Zerrüttungen fort und fort erzeugt, so muß das Unternehmen, den über diesem Dual liegenden Frieden und die Versöhnung dieser Gegensätze zu suchen, als eine That höchsten Verdienstes anerkannt und freudig begrüßt werden. Denn das hier gestellte Problem ist nicht etwa nur eine von den zahlreichen Fragen der Gegenwart, nicht etwa eine unter den wichtigsten Aufgaben, die ihre Lösung von der Zukunft mit lauter Stimme heischen — nein, es ist geradezu die Frage, die Hauptaufgabe unsers geistigen Strebens. Denn so wahr die Gottesidee des Einzelnen, wenn auch unbewußt, der letzte Erklärungsgrund all seines geistigen

Wesens ist (wie die Eigenthümlichkeit dieser Idee andererseits das letzte Product aller übrigen Factoren seiner Entwickelung), so wahr die Beschäftigung mit „den höchsten Dingen" nicht eine müßige Grübelei, sondern die edelste Aufgabe des Menschengeistes ist: so wahr ist Unklarheit oder Friedlosigkeit in Beantwortung dieser heiligsten Fragen die letzte Ursache alles innerlichen und äußerlichen Verderbens. Wenn man mit einzelnen Heilmitteln den einzelnen Symptomen einer Krankheit des Zeitalters begegnet, so ist das ganz löblich und wohlgethan: allein es ist das auszeichnende Verdienst dieses großen geistigen Unternehmens daß es eben nicht nur die Abhülfe eines oder des andern Uebels, sondern die absolute Heilung bezweckt und die letzte Ursache der ganzen geistigen Krankheit zu beseitigen sucht: es ist hier das Eine, was vor allem noth thut, unternommen und schon darin liegt ein wichtigstes Verdienst, sich die wichtige und dringendste Aufgabe gestellt zu haben.

Was nun die Weise betrifft, in der die Schrift diese Aufgabe zu lösen versucht, so ist vorerst hervorzuheben, daß wir hier nicht auf den Wegen der Schulphilosophie wandeln und uns nicht in dem gewöhnlichen Rüstzeug der hergebrachten technischen Schulsprache bewegen. Denn auch das Ziel, das diese Arbeiten anstreben, ist ein ganz anderes, als die gelehrte Philosophie verfolgt: die Resultate dieser Forschungen sollen nicht auf den engen Kreis der Wissenschaftsmänner sich beschränken, sondern wollen von dem Leben, von der ganzen gebildeten Gesellschaft aufgenommen werden. Sie sind daher auch in einer Sprache geschrieben, welche sie dem einfachen, gesunden Menschenverstand vermöge der natürlichen, allem unverkünstelten Denken eigenen Logik und ohne Hülfe der Schulausdrücke leicht faßlich und einleuchtend macht.

Zwar ist der Verfasser offenbar nicht unbekannt mit der Geschichte der philosophischen Wissenschaft und häufig sind die Einflüsse von Platon, Aristoteles, Spinoza, Leibniz und insbesondere von Schelling nicht zu verkennen. Allein diese Elemente, von denen nie mit völliger Bestimmtheit zu sagen ist, wiefern sie mit Bewußtsein entlehnt, wiefern sie als allgemeine Errungenschaft geistiger Bildung unwillkürlich reproducirt sind, haben überall eine originelle Verarbeitung, eine neue charakteristische, wenn auch nicht überall eine den Philosophen befriedigende Form erhalten. Nur die Zukunft, nur die Geschichte selbst kann in letzter Instanz entscheiden, ob die hier gestellte Aufgabe einer Versöhnung von Theismus und Pantheismus überhaupt vom menschlichen Geist gelöst werden kann: die bisherige historische Erfahrung einerseits, die Natur dieser Gegensätze a priori betrachte, andererseits spricht dagegen: in gewissen äußersten Punkten wird wol immer nur die scharfe Alternative übrig bleiben und keine Vermittelung, sondern nur eine — in letztem Grunde individuelle — Entscheidung für das eine oder andere

Princip möglich sein. Indessen hat schon Columbus eine neue Welt entdeckt, obwol man ihm a priori und a posteriori die Unmöglichkeit dieser Entdeckung vordemonstrirt hatte.

Wir beschränken uns hier darauf, einen gedrängten Auszug des Hauptinhalts der geistvollen Schrift zu geben und zwar sollen diejenigen Punkte hervorgehoben werden, in denen sich der Unterschied von den bisherigen theistischen und pantheistischen Anschauungen am deutlichsten hervorhebt und die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der gesuchten Vermittelung sich am klarsten darstellt.

Die erste Abtheilung der Schrift „Die logische Begründung", §§. 1—16, geht davon aus, daß, wenn der Mensch den Grund sucht von allem was ist, er alles was ist, hinweggelenkt, worauf ihm nur ein Unbegrenztes, ein Indeterminatum, übrig bleibt, welches je nach den verschiedenen Betrachtungsweisen, in denen der Einzelne zu denken gewohnt ist, bald das Nichts, bald das vacuum, die Ruhe, die Finsterniß, die Indifferenz oder die unendliche Unterlage des Seienden genannt werden wird: alle diese Bezeichnungen sind nicht völlig deckend, aber sie alle bezeichnen dasselbe, den ewigen Grund alles Seienden, keineswegs identisch mit Gott, sondern nur die ewige Voraussetzung auch Gottes.

Diese Sätze, in welchen der Kundige freilich den Flügelschlag des Geistes Spinoza's vernehmen wird, enthalten gleichwol an sich noch kein entschieden pantheistisches Gepräge: es wird nur in energischer Weise die Nothwendigkeit hervorgehoben, von der Vielheit der Erscheinungen, wie sie zunächst vorliegt, zu abstrahiren, diesem bunten, lieblichen, aber verwirrenden Schein ein muthiges Lebewohl zu sagen und unerschrocken hinabzutauchen in den nächtigen, alles Leben zu verschlingen drohenden Abgrund eines einheitlichen absoluten Princips. Da nun aber Philosophiren überhaupt nichts anderes heißt als Principien suchen, so ist diese logische Begründung in der That als Ouvertüre zu jeder Art Philosophie zu denken.

Im zweiten Abschnitt „Die Kategorien des Seins" wird nun ausgeführt, §§. 17—54, wie der menschliche Verstand alles Seiende nur als Verbindung von Gegensätzen fassen kann: denn überall findet er diesen Dual von Unterlage (Substanz) und Determination: erst die Verbindung der beiden Gegensätze ist wirkliches Sein. Da es nun aber nur eine Substanz geben kann, so müssen auch die vielheitlich erscheinenden Determinationen zusammengefaßt werden in eine typische Urdetermination, von der sie nur mannichfaltige Formenerscheinungen sind: es gibt, wie nur eine Unterlage, so nur eine Eigenschaft, nur ein unbegrenztes, unendliches Sein: mit jener einen Reihe, die auf Seite der Unterlage steht — Nichts, leerer Raum, Finsterniß, Indifferenz — verbindet sich nun von der andern Seite, von der Seite der Eigenschaft

her, eine parallele Reihe von Kategorien — das Werden, die Zeit, das Licht, die Differenz. Die Einheit dieser beiden ist erst das lebendige Sein: der Grund ist unbegrenzte Anlage, die Eigenschaft ist unendliche Entwickelung: das wahre lebendige, einzige Sein ist daher unendliche Entwickelung aus unbegrenzter Anlage. Das eine Sein ist nicht absolute, ruhende Vollendung, sondern ewige Vervollkommnung aus ewiger Anlage, Verbindung von ruhender Seele (— Potenz —) mit bewegendem Geist (— Actus —).

Diese Sätze enthalten nun, recht durchdrungen, ein so entschieden pantheistisches Element, daß ein aufrichtiger, sich nicht selbst täuschender Theismus sie nie wird annehmen können. Denn aller ehrliche Theismus steht und fällt mit der Transscendenz Gottes, d. h. mit der Lehre, daß Gott ein von der Welt geschiedenes, die Welt entbehren könnendes Wesen und Leben hat. In jenen Sätzen aber liegt nun schon implicite (was unten noch deutlich ausgesprochen wird), daß Gott nur in dem Kosmos, in der ewigen Entwickelung des Seienden sein Leben und Wesen hat: die absolute Immanenz Gottes in der Welt wird hier angenommen und der Theist muß kopfschüttelnd davongehen.

Allein auch die Freude des Pantheisten, in der neuen Lehre einen Bundesgenossen gefunden zu haben, soll nicht lange währen; schon im nächsten, jenen Sätzen folgenden §. 38 heißt es: „Indem die Eigenschaft zur Unterlage hinzutritt ..... das Dunkel vom Licht erhellt wird ..... wird das ewig unendliche Sein seiner selbst bewußt." Und §. 39: „Das unendliche Leben des unendlichen Seins ist demnach unaufhörlich fortschreitendes Selbstbewußtsein". Da haben wir also plötzlich den selbstbewußten, persönlichen Gott des Theismus, der sich in der That etwas verwundersam von der bisherigen pantheistischen Grundlage abhebt. Es fehlt hier an der vermittelnden Begründung. Denn in den rein bildlichen Worten, „indem das Dunkel vom Licht erhellt wird", liegt doch wahrlich keine zwingende, logische Begründung. Der Pantheist kann recht wohl bis zu dieser Stufe des Systems mitgehen und hier angelangt in folgender Weise fortschließen: Indem die Eigenschaft zur Unterlage hinzutritt, entsteht überhaupt die erscheinende Welt; in dieser finden wir empirisch selbstbewußte Wesen — die Menschen. Keineswegs folgt jedoch hieraus, daß auch im Absoluten durch Hinzutreten der Eigenschaft zur Unterlage Bewußtsein entstehe.

Unserer eng abgesteckten Aufgabe gemäß, die Schrift nur in ihren Beziehungen zu Theismus und Pantheismus zu betrachten, können wir die übrigen in diesem Abschnitt erörterten Fragen nicht hier besprechen: nur sei die Hinweisung darauf gestattet, daß hier vermöge der tiefen Auffassung der Einheit von Unterlage und Eigenschaft, als deren eine Erscheinungskategorie neben andern auch der Dual von Materie und

Geist auftritt, eine originelle und energische Polemik gegen den modernen Materialismus geführt wird. Weniger einverstanden können wir uns mit den hier versuchten Erklärungen von Raum und Zeit finden: es steht denselben wol mehr entgegen als nur der Sprachgebrauch.

Im dritten Abschnitt des ersten Haupttheils „Der eine Mikrokosmus und die vielen Mikrokosmen" wird die ganze Fülle des Sinnlich-Wahrnehmbaren unterschieden in

1) die gesammte unorganische Materie, diese ist die Manifestation der ewigen Unterlage in Gott, sie ist der Körper Gottes;
2) die Masse der kleinen Organismen: Pflanze, Thiere, Menschen: diese Mikrokosmen sind relativ-selbständige Geschöpfe Gottes, an den Mikrokosmus als Bedingung und Beschränkung ihres begrenzten Daseins gebunden.

Diese Unterscheidung ist allerdings wichtig genug und ein Hauptargument — aber nicht, wie die Schrift behauptet, gegen allen Pantheismus, sondern nur gegen einen materialistischen Pantheismus. Schon die „Kritik des Gottesbegriffs" hatte sich die Polemik gegen den Pantheismus etwas gar leicht gemacht, indem sie nur einzelne, längst überwundene Formen desselben angriff, nämlich außer dem indischen religiösen Pantheismus nur noch Spinoza und Hegel, und mit deren Widerlegung das Princip des Pantheismus selbst widerlegt zu haben glaubte. So denn auch hier: ein so plumper, materialistischer Pantheismus freilich, der die Vielheit der Erscheinungen nur dadurch zu erklären weiß, daß er alle Einzelbinge als quantitative Theile Gottes oder — beinahe ebenso ungefüg — als „Folge" aus dem einen Grund auffaßt, ist mit der hier tief gefaßten und energisch durchgeführten Unterscheidung zunächst des Menschen von allen andern Einzelwesen widerlegt, aber keineswegs aller Pantheismus als solcher und an sich. Es ließe sich darüber streiten, ob nicht Spinoza und Hegel jene Unterscheidung unbeschadet ihres sonstigen Systems sich aneignen könnten. Jedenfalls wird ein idealistischer Pantheismus, der etwa die Welt der Erscheinung als die Realisirung eines absoluten geistigen Gesetzes faßte, von dem Streich, der mit der Waffe jener Unterscheidung geführt werden soll, gar nicht berührt. Im zweiten Haupttheil, „den Sätzen von Gott", finden sich höchst geistvolle, wenn auch manchmal über Erwarten poetisch gefärbte Anschauungen von dem göttlichen Leben und seiner Entfaltung in der Welt, über die Bedeutung des Bösen, über das Verhältniß des menschlichen zum göttlichen Geiste, über die Geschichte des Menschen und die Schicksale der Welten.

Doch für unsere Betrachtung des Verhältnisses der Schrift zu Theismus und Pantheismus ergibt sich aus diesem Theile nichts Neues; es werden wie im Obigen starke pantheistische Elemente recipirt — so

wird der ewige Raum in Gott selbst gelegt, es werden die beiden Potenzen, Unterlage und Eigenschaft, in Gott, wie in allem Denkbaren, angenommen. Gott wird nicht als ein in Vollendung ruhendes, sondern als ein in unaufhörlichen Weltbildungen fortschreitendes, in Selbstentfaltung, Selbsteigerung begriffenes Wesen gedacht, die ganze unorganische Natur wird als der Körper Gottes bezeichnet — und doch wird daneben wieder ohne Begründung und Vermittelung das Losungswort des Theismus ausgesprochen: die bewußte und daher nothwendig von dem All verschiedene Persönlichkeit Gottes.

Im dritten Haupttheil „Gottes Schöpfung und die Geschöpfe" finden sich die theistischen Elemente noch reicher als in den beiden ersten Theilen. Dies steht im Zusammenhang mit dem Uebergewicht des Bildlichen, Phantasievollen in diesem Theile gegenüber dem Kalten, Logischen.

So ist es ziemlich anthropomorph gedacht, wenn jede Schöpfung eine Aussprache Gottes genannt wird, wenn der Untergang älterer Weltbildungen daraus erklärt wird, daß Gott diesen Zustand des Mikrokosmus — der ja sein Körper ist — nicht mehr mit seinem jeweiligen Entwickelungsstadium vereinbar gefunden ꝛc.

Jedoch auch da, wo man den oft kühnen Wendungen und Bildern, in denen sich diese Betrachtungen bewegen, nicht mehr zu folgen wagt, ist man doch stets von den geistvollen Anschauungen eingenommen, die das schimmernde Talent des Verfassers bekunden, und namentlich die über Denken und Wollen des Menschen gegebenen Andeutungen machen uns gespannt auf die weitern Ausführungen, welche in den erwarteten weitern Veröffentlichungen über Psychologie und Ethik bevorstehen.

Höchst merkwürdig und poetisch sind die Gedanken, die im Schlußabschnitt über das künftige Leben der Individuen ausgesprochen werden. Der Körper der Mikrokosmen geht nach dem Tode wieder in unorganische Materie über und findet darin makrokosmisches Leben. Der Individualgeist des Menschen dagegen, wird er ohne Bewußtsein im göttlichen Geist erlöschen oder wird er mit Bewußtsein fortdauern?

Die Weise, in der diese Frage beantwortet wird, ist höchst bezeichnend für das Verhältniß der Schrift zu Theismus und Pantheismus überhaupt und mag deshalb zum Schluß dieser Betrachtung erörtert werden.

Jeder consequente Theismus wird die Unsterblichkeit der Seele mit aller Zuversicht behaupten, denn er geht aus von der unendlichen Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit und legt auf diesen Begriff einen so hohen Werth, daß er ihn auch für die Auffassung Gottes nicht entbehren kann.

Jeder consequente Pantheismus wird ebenso zuversichtlich die Unsterblichkeit der Seele leugnen, denn er geht aus von der unendlichen

Bedeutung des Allgemeinen, des ewigen Gesetzes, welches sich in der Geschichte des Geistes und der Natur erfüllt; nicht in der Form der Persönlichkeit, sondern in der Form des unbewußten, allgemeinen Gesetzes sieht er die höchste Erscheinungsweise des Geistes und das endliche Einzelwesen hat nur den Zweck, als Manifestation des unendlichen Gesetzes zu erscheinen. Nach Erfüllung dieses Zwecks hat sie Sinn und Recht des Daseins verloren und macht andern Gestaltungen desselben Gesetzes Platz.

Der vorliegende Vermittelungsversuch kann nun vermöge seiner stark pantheistischen Grundlage keineswegs mit der zweifellosen Freudigkeit des Theismus die Unsterblichkeit behaupten: er muß zugeben, daß „das Individuum nicht mit innerer Nothwendigkeit unendlich ist, da es seinen Grund nicht in sich hat", §. 47, d. h. in den Grundlagen dieser Weltanschauung liegt keine Nothwendigkeit, das Individuum unsterblich zu fassen: vielmehr würde dieselbe, wenn sie nur diese Grundlage hätte, zur Leugnung der Unsterblichkeit gelangen müssen.

Nun aber ist, wie wir gesehen, in dieser Weltanschauung auf den schwarzen Marmorstufen Spinozistischen Denkens als einem bloßen Unterbau dem hellen, freundlichen Gott eines Leibniz mit Persönlichkeit und Bewußtsein ein schimmernder Tempel erbaut: und die Strahlen dieses Schimmers fallen in die düstern Zweifel an der Ewigkeit der menschlichen Persönlichkeit, d. h. vermöge des theistischen Elements, das ihr innewohnt, gelangt diese Weltanschauung wenn auch nicht zur Gewißheit, doch zur Hoffnung der persönlichen Unsterblichkeit. Diese Hoffnung gründet sich darauf, daß die Menschen, wie wir oben gesehen, ausgesprochene Worte Gottes sind und Gott, dessen Gedächtniß unendlich, wird wol der von ihm ausgesprochenen Ideen nicht vergessen (§. 48). Diese Hoffnung soll zur Zuversicht erstarken, wenn wir bedenken, daß der Individualgeist, der durch sein irdisches Leben eine von seiner ursprünglichen verschiedene Form angenommen, bei seiner Wiedereinkehr in Gott den göttlichen Geist eben durch diese Verschiedenheit auf sich aufmerksam machen, das göttliche Gedächtniß an sich erinnern werde.

Man sieht in diesen geistvollen Gedanken, daß eben jedes System, welches nicht unbedingten, transscendenten Theismus enthält, sondern eine pantheistische Basis hat, nur auf den bunten Schwingen der Poesie die menschliche Seele über den dunkeln Abgrund des Todes hinweg in ein unendliches Jenseits zu tragen vermag. Eingestandenermaßen steht die Unsterblichkeit an sich in diesem System nur als poetische Wahrscheinlichkeit, nicht als Nothwendigkeit (obwol nicht zu leugnen ist, daß, die Thatsache der Unsterblichkeit einmal angenommen, die nähere Ausführung des Verhältnisses der Seelen zu Gott consequent und in Uebereinstimmung mit den Grundgedanken des Systems durchgearbeitet ist):

und die Stützung dieſer Wahrſcheinlichkeit ſowol als die im weitern Verlauf gegebene nähere Schilderung von dem Zuſtand der in Gott ſchlafenden und wachenden Seelen geſchieht nicht mehr mit der Hand der nüchternen Logik, der zwingenden, begrifflichen Nothwendigkeit allein, ſondern überwiegend vermittelſt einer reichen zwar und ſchwungvollen, aber eben doch phantaſtiſchen Poeſie.

Und in der That: wir ſind der Ueberzeugung, daß nur die Poeſie, nicht der Begriff, jemals Theismus und Pantheismus völlig verſöhnen könne: denn die Poeſie kann an jedem der beiden Ufer die ihr erfreulichſten Blüten pflücken und in einer Guirlande dieſer Blumen eine liebliche, wenn auch ſchwanke Brücke über die tiefe Kluft ſchlagen, welche für den ſchwer einherſchreitenden Begriff nicht zu paſſiren iſt.

Wir haben geſehen, in welcher Weiſe dieſer bedeutungsvolle Verſuch, die großen Gegenſätze zu vereinen, zu Werke gegangen: ein pantheiſtiſcher Stamm mit theiſtiſcher Wipfelkrone: Immanenz Gottes, Gebundenheit Gottes an die Welt und daneben bewußte Perſönlichkeit Gottes und Unſterblichkeit des Menſchen.

In den Reſultaten freilich liegt hier eine Verbindung der beiden Weltanſchauungen vor: aber die Vermittelung ſelbſt, d. h. die Begründung des theiſtiſchen Ausbaus auf der pantheiſtiſchen Baſis iſt auch hier nicht durch Begriff und Logik, ſondern nur durch eine phantaſievolle Poeſie herbeigeführt.

Gedichte.

I. Thereſe.

Von

Karl Heigel.

1.

Kennſt du jene dunkle Frage,
Die den Freudenblick umflort,
Nach dem Frieden lichter Tage
Nachts ſich in die Seele bohrt?

Die, wenn ſich der Bettler mächtig
Nach des Lebens Ende ſehnt,
Als ein Abgrund tief und nächtig
Seinem Geiſt entgegengähnt?

Die als Hand, als unſichtbare,
Greift in jedes Fürſten Bruſt:
„König! wenn du auf der Bahre
Deine Krone laſſen mußt?!...“

Kennſt du ſie, die Sphinx des Lebens,
Die von ſeinem Anbeginn
— Antwort ſucheſt du vergebens —
Dir entgegenruft: wohin?

Wandern, wandern ohne Kunde
Unbekannten Landen zu....
Ach, wohin? Vor jeder Stunde
Biſt ein Vogelfreier du!

Und wenn du nach ſchweren Tagen
Vor der dunkeln Pforte ſtehſt,
Kannſt du ohne Zittern fragen,
Sagen dann: wohin du gehſt?!

Dies bedacht' ich oft mit Bangen,
Denken mußt' ich ſelbſt daran,
Wenn wir liebend uns umſchlangen,
Und ich ſeufzte ſtill: „Was dann?!“

2.

Eine Seele ſein zu wiſſen
Auf der weiten Gotteswelt!
Wenn ein weißer Arm dich hält,
Wenn dich bannt ein treuer Blick,
Eh' zum Abgrund dich geriſſen
Ein dämoniſches Geſchick,
Welch ein Götterglück!

Wahn bethörte mich, wie lange!
Daß ich blaß und weinend lag,
Schon mit ſchwerem Flügelſchlag
Hörte rauſchen über mir
Das Geſchick auf dunkelm Gange!
Doch ein einziger Blick von ihr,
Und es wurde Tag!

Ihre Augen ſah ich ſtrahlen
Noch in ſüßer Liebesglut...
Dieſe Welt iſt ſchön und gut,
Und das Leben ſonnenlicht:
Denn für tauſendfache Qualen
Tröſtet uns ein hold Geſicht,
Auf dem Liebe ruht!

Drum der Liebe dieſen Becher!
Und die Freude iſt kein Trug!
Hinzurauſchen ſo im Flug —
Wär' mein Leben ſtatt des Weins
Hier im Glas: ein wack'rer Zecher
Leert' ich's jubelnd aus mit eins,
Aus mit einem Zug!

3.

Die Erde ruht' im Dunkel,
Der Lufthauch ſprühte warm,
Da ſtand ich ſtill und legte
Um ihren Hals den Arm.

Wir tauſchten wilde Schwüre,
Daß keins vom andern läßt,
Und haben immer heißer
Uns Herz an Herz gepreßt!

Es bäumten hoch die Flammen
In unſ'rer Bruſt ſich auf....
Da ſchwamm der Mond am Himmel
Lichtſpendend, groß herauf.

Wir ſah'n uns an und bebten:
Wir waren beide blaß,
Und aus den Augen glüht' es
Wie wilder Schlangenhaß!

Wir bebten und erſchraken,
Daß auch der Mondenſchein
Unſ're Gedanken ſchaue
Bis tief ins Herz hinein! — —

4.

Die Nacht iſt ſchwül, am Himmel wallen
Die Wolken grau und wetterſchwer,
Ein lauer Regen iſt gefallen,
Die Gaſſen liegen ſtill und leer.

Nur manchmal flattert um die Mauern
Des Doms ein blaſſer Wetterſchein;
Ich geh' daher mit ſüßen Schauern,
Denn ſehnend harrt die Liebſte mein!

Da ſchreckte ſchmerzlich leiſes Weinen
Aus ſel'gen Träumen mich empor,
Und kauern auf den feuchten Steinen
Schaut' ich ein Weib am Kirchenthor:

Ihr Haupt ſinkt müd' zum Buſen nieder;
Ein Knäblein ruht auf ihrem Arm,
Kaum deckt die jungen, zarten Glieder
Ein leichtes Tuch — daß Gott erbarm!

Und wie vom Himmel mir als Leuchte
Ein Blitzſtrahl jäh herniederfuhr,
Wies mir das blaſſe, thränenfeuchte
Geſicht verwelkter Schönheit Spur!

Die gramdurchfurchten Züge klagen
Die alte Märe mir aufs neu':
Von ſchönen Mai- und Junitagen,
Von kurzem Rauſch und langer Reu'!

Nie wird der Mund mehr lächeln wollen,
Des Auges Feuer iſt verloht;
Dies Herz kann fürder nichts als grollen
Und nichts ſich wünſchen als den Tod....

Ich wende haſtig mich — denn nimmer
Zur Liebſten kann ich heute geh'n,
In ihren Armen würd' ich immer
Das blaſſe Weib vor Augen ſeh'n!

5.

Noch nichts von winterlicher Trauer!
Noch einmal warmen Sonnenſchein
Und düfteſchwang're Ahnungsſchauer,
Noch einmal laßt es Frühling ſein!

Die ſchwergebeugten Wipfel warten
Der Hand noch, die die Früchte bricht;
Die Sonnenblume kehrt im Garten
Das Antlitz ſehnend noch zum Licht!

Noch helle hör' ich den gewohnten
Geſang der Vögel im Geheg',
Und Schatten gaukeln wie vor Monden
Auf dem verlaſſ'nen Waldesweg!

Und geh' ich nachts im Sternenſcheine
An deinem Hauſe ſtill vorbei,
Regt ſich die Sehnſucht und ich meine,
Daß es noch immer Frühling ſei!

II. Im Spiegel.

Sonett

von

Robert Hamerling.

Die Liebesrede war gemach verklungen,
Wir ruhten Herz an Herz, an trauter Stelle:
Und schweigend aus des Selbstvergessens Quelle
Trank ich, in Träume selig eingesungen.

Da fiel, zufällig halb und halb gezwungen,
Mein Blick auf eines Spiegels Silberwelle:
Und drin erblickt' ich in krystall'ner Helle
Mich selbst mit ihr, umschlingend und umschlungen.

An mich geschmiegt sah ich die Blütenflocken
Des Busens, sah der Augen lichte Sonnen,
Und niederwogend ihre schwarzen Locken:

Da stand ich, ein Narciß, am Zauberbronnen
Der Schönheit, und bestaunte, süß erschrocken,
Das sel'ge Wunder meiner Liebeswonnen.

III. Zwei Lieder.

Von

Adolf Bekk.

---

1. O du, mein Paradies!

Die Sterne sind erblichen,
Die Vöglein sind erwacht,
Ade du süße Nacht!
Nun heißt es fortgeschlichen
Und wie ein Dieb entwichen –
Feins Liebelein, gib acht!
Die Vöglein sind erwacht.

Im Neste halb verborgen
Die junge Brut beginnt:
Wie ist die Luft so lind,
Wie ist so schön der Morgen!
Nun schlage dir die Sorgen,
Du allerschönstes Kind,
Nun schlag' sie in den Wind!

Ein Röslein wollt' ich brechen,
Das mir im Sinne lag,
Da griff ich in den Hag
Und thät mich blutig ſtechen;
Und war's denn ein Verbrechen,
Ich büß' es Nacht und Tag,
Es blieb der Dorn mir nach.

Ja, nimmer ſchrieb' ich's nieder,
Ob ich zehn Jahr' lang ſchrieb',
Wie ich mein Mädchen lieb'.
Die Sonne glänzt hernieder,
Der holde Lenz kam wieder,
Du ſchöne Welt, vergib,
Daß ich dich minder lieb'.

Vergißmeinnicht, die zarten,
Blau Veigelein ſo treu,
Dran ich mein Herz erfreu',
Die blüh'n in Liebchens Garten,
Auch Roſen aller Arten
Und Lilien keuſch dabei —
O du mein ſchönſter Mai!

Mein ſchönſter Mai auf Erden,
O du, mein Paradies,
Davon ich nimmer ließ',
Und ob mir's Engel wehrten
Mit zornigen Geberden,
Ich pflücke Kirſchlein ſüß —
Und Sünde nennt ihr dies?

2. In der Fremde.

Saß in der Stube ſo fremd und kalt,
Fühlte mich ach, ſo mild' und alt;
Draußen heulte Novemberſturm,
Zwölfe ſchlug es vom nahen Thurm.
Dachte der Tage, die nicht mehr ſind,
Hätte geweint bald wie ein Kind.
Goß in die Schale den feurigen Saft,
Meinte zu ſingen ein Lied der Kraft,
Meinte zu ſingen ein Lied der Freude,
Wollte mir nicht gelingen heute;
War ſo allein — ohn' Unterlaß
Klang mir ins Ohr die trübſte der Weiſen:
Einſames Lieben, einſames Reiſen,
Einſames Trinken, wie traurig iſt das!

Literatur und Kunst.

Populäre Naturwissenschaften.

Das unter dem Titel: „Die gesammten Naturwissenschaften. Populär dargestellt von Dippel, Göttlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt und von Rußdorf" bei Bädeker in Essen erscheinende Sammelwerk, auf das wir die Leser dieser Zeitschrift schon bei Gelegenheit der vor etwa Jahresfrist erschienenen ersten Lieferung aufmerksam machten, ist seitdem rüstig fortgeschritten und bieten die gegenwärtig vorliegenden Hefte 1—9, welche zusammen den vollständigen ersten Band bilden, uns eine erwünschte Gelegenheit, die gute Meinung, die wir gleich bei dem ersten Erscheinen des Werks über dasselbe äußerten, zu bestätigen. Gerade die populären Naturwissenschaften, dieses für die Gesammtbildung des Volks so außerordentlich wichtige Gebiet, sind neuerdings vielfach ein Tummelplatz für Leichtfertigkeit und Unwissenheit geworden; statt das Gold der Wissenschaft aus der Tiefe zu fördern und es in zweckmäßiger Ausprägung, aber unverfälscht, dem allgemeinen Verkehr zu übergeben, benutzt die literarische Speculation die günstige Stimmung des Marktes nur allzu oft, statt jenes echten Goldes ihre verfälschten, mit Flittergold beklebten Schaupfennige in Umlauf zu setzen. Da ist es denn doppelt erfreulich, einem Werke zu begegnen, welches, wie das vorliegende, Gediegenheit und Gründlichkeit des Inhalts mit einer ansprechenden und allgemein verständlichen Form verbindet und eben dadurch, als eine wahrhafte Popularisirung der Wissenschaft, sich des großen Namens würdig erzeigt, mit dem es sich schmückt, des Namens Alexander von Humboldt's, dem das Ganze gewidmet ist und der diese Aufmerksamkeit auch mit einer der ersten Lieferung gleichsam als Vorwort beigefügten liebenswürdigen und anerkennenden Zuschrift an den Herausgeber erwidert hat. Der vorliegende erste Band enthält nach einer von uns schon früher besprochenen „Einleitung" von Hermann Masius eine umfangreiche Abhandlung über Physik und Meteorologie von Professor Koppe in Soest; ferner zwei Abhandlungen „Zur physikalischen Technologie", nämlich „Die Dampfmaschine" von C. L. Moll und „Elektrische Telegraphie, Galvanoplastik, Daguerreotypie und Photographie" von Director Dr. Nauck in Krefeld. Eine umfassende und gründliche Erörterung über „Chemie und chemische Technologie", einschließlich der chemischen Lebensvorgänge im Menschen, von Professor Gottlieb in Gratz, bildet den Schluß des Bandes, dem zur Vollendung des Ganzen noch ungefähr zwei von ziemlich gleichem Umfang folgen werden.

Von einem der Mitarbeiter des eben besprochenen Sammelwerks, Dr. Fr. Aug. Quenstedt, ordentlichem Professor der Geologie an der Universität Tübingen, erschien ebenfalls eine größere populär-wissenschaftliche Arbeit: „Sonst und Jetzt. Populäre Vorträge über Geologie mit 46 Holzschnitten und einer Karte" (Tübingen, Laupp). Doch können wir derselben nur ein bedingtes Lob ertheilen. Die wissenschaftliche Befähigung des Verfassers, ein größeres Publikum über die Zusammensetzung der Erde und ihre Entwickelungsgeschichte zu unterrichten, wird niemand in Zweifel ziehen, dem die ge-

lehrten Arbeiten desselben einigermaßen bekannt sind. Dagegen ist es dem Verfasser in dem vorliegenden Werke noch nicht ganz gelungen, sich in die entsprechende populäre Form hineinzuarbeiten; während er einerseits weit mehr Kenntnisse voraussetzt, als in der That bei dem größern Publikum zu finden sein dürften, überschreitet er andererseits in dem Bemühen, recht verständlich und wenn möglich auch recht unterhaltend zu sein, zuweilen jene zarte Grenzlinie, die auch dem populären Schriftsteller gezogen ist und das allgemein Verständliche und Volksthümliche von dem Trivialen unterscheidet. Auch in der Auswahl und Anordnung des Materials zeigt sich stellenweise eine große Willkür; während der Verfasser an einzelnen, ihm persönlich nahe liegenden Punkten mit einer kaum zu billigenden Ausführlichkeit verweilt, übergeht er andere zum mindesten ebenso wichtige, ja zum Theil für das Gesammtverständniß noch unentbehrlichere entweder völlig mit Stillschweigen, oder behandelt sie doch mit einer Kürze, die den nicht völlig sachkundigen Leser nothwendig in Verwirrung setzen muß. Wir räumen ein, daß dergleichen auch dem geübten und sachkundigen Lehrer beim mündlichen Vortrag hier und da passiren kann: doch hätte der Verfasser dann wenigstens Sorge tragen sollen, bevor er seine Vorträge dem Druck übergab, das richtige Verhältniß herzustellen. Abgesehen von diesen Mängeln, die der Verfasser gewiß immer mehr beseitigen wird, je mehr er sich der populären Darstellung befleißigt, enthält das Buch viel Anregendes und Belehrendes, insbesondere für solche Leser, die dem Stoff schon nicht mehr ganz fremd sind, und darf es diesen letztern mit Grund als eine nützliche Lecture empfohlen werden.

Schließlich erwähnen wir noch „Die Polarwelt, ihre Erscheinungen und Wunder. Für Leser aller Stände anschaulich geschildert von Dr. Karl Müller, Redacteur der «Erheiterungen» ꝛc." (Sondershausen, Neuse). Das Werkchen bildet zugleich die erste Abtheilung einer größern Sammlung, die sich unter dem etwas unbestimmten Titel „Neueste wissenschaftliche Bibliothek" ankündigt. Es ist ziemlich leichte Arbeit, ohne eigentlichen wissenschaftlichen Werth, aber mit geschickter Feder aus Quellen compilirt, die dem größern Publikum für gewöhnlich nicht zugänglich sind, und da außerdem auch die sprachliche Darstellung gewandt und anschaulich ist, so kann man sich das Ganze immerhin gefallen lassen und sehen wir dem in Aussicht gestellten Gegenstück, das eine etwas umfangreichere Schilderung der Tropenwelt bringen soll, mit Theilnahme entgegen. abs.

Alexander Petöfi.

Der politische Nimbus, der bis vor wenigen Jahren noch die „Heldennation" der Magyaren umgab, namentlich in den Augen der Deutschen, die ja von jeher nur allzu geneigt gewesen sind, fremdes Verdienst anzuerkennen, selbst auch wo es auf ihre eigenen Kosten geschehen sollte, ist in Folge bekannter Ereignisse mehr und mehr verblichen; wir wissen jetzt und selbst die begeistertsten Verehrer der ungarischen Nationalität fangen an einzusehen, daß der Kampf, der in den Jahren 1848 und 1849 auf den weiten Ebenen des unglücklichen Landes gekämpft ward, unbeschadet der einzelnen heroischen Figuren, die darin auftraten, sowie der Begeisterung und Ausdauer, welche die Masse des Volks dabei bezeigte, doch auch mit sehr trüben Ele-

menten vermischt war und daß die „Freiheit", um welche die Ungarn damals kämpften, nur wenig zu thun hatte mit jener Gerechtigkeit gegen alle, die in der That die erste und nothwendigste Voraussetzung echter Freiheit ist. Allein wenn auch der politische Lorber, der die Stirn des magyarischen Volks bisher in der Meinung vieler umgab, einigermaßen verwelkt ist, so erblüht ihm dafür ein anderer von kaum minder edelm Stamme: nämlich der poetische Lorber. Wer wußte bis vor wenigen Jahren noch von ungarischer Literatur? Und jetzt, abgesehen von einzelnen Unterhaltungsschriftstellern, die ihren Weg sogar bis in die deutschen Leihbibliotheken gefunden, hat Ungarn wenigstens einen Dichter aufzuweisen, der sich den besten aller Zeiten würdig anschließt und der wegen des energischen und glücklichen Ausdrucks, den er seiner Nationalität zu geben wußte, die allgemeinste Aufmerksamkeit aller Literatur- und Kunstfreunde verdient. Das ist der Mann, dessen Namen wir diesen Zeilen vorgesetzt haben und dessen genauere Bekanntschaft wir einem Buche verdanken, das unlängst bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist: „Dichtungen von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen, in eigenen und fremden Uebersetzungen herausgegeben von Karl Maria Kertbeny. Mit einem Vorwort von Friedrich Bodenstedt." Freilich wird der edle und schöne Kern uns hier noch in einer etwas stachelichten Umhüllung dargeboten. Wir wissen den Eifer, mit welchem Hr. Kertbeny für die zunehmende Kenntniß seiner vaterländischen Dichtung bemüht ist und von dem er schon so zahlreiche Proben gegeben hat, gewiß nach seinem vollen Werthe zu schätzen, können aber doch nicht mit der Meinung zurückhalten, daß er seinen Zweck vermuthlich noch weit besser erreichen würde, wenn es ihm selbst gefallen hätte, sich vorher mit denjenigen Requisiten zu versehen, die zu einem solchen Unternehmen nun einmal erforderlich sind. Es ist ganz schön, dem deutschen Publikum durch Uebersetzungen den Genuß neuer, bisher noch ungekannter Dichter zu verschaffen, nur sollte der Uebersetzer selbst der deutschen Sprache wenigstens insoweit mächtig sein, daß der Genuß nicht allzu sehr dadurch beeinträchtigt wird. Und das kann man von den Uebertragungen des Hrn. Kertbeny nur in den seltensten Fällen sagen, dem größern Theile nach sind sie nicht blos von einer Ungewandtheit und Schwerfälligkeit, welche mit den Anforderungen, die man heutzutage an einen Uebersetzer richtet, in directem Widerspruch stehen, sondern sie sind auch stellenweise geradezu undeutsch und unverständlich. Der Herr Herausgeber, welcher diese sprachlichen Mängel der Uebersetzung selbst einräumt, hat zwar geglaubt, um so mehr darüber wegsehen zu dürfen, als der Uebersetzer, als geborener Ungar, das Deutsche nur als fremde Sprache spricht und schreibt. Für den Kenner, der zwischen Form und Inhalt, zwischen Absicht und Ausführung zu unterscheiden weiß, mag das ganz richtig sein; ob aber auch das größere Publikum die außerordentliche Abstraction besitzen wird, das scheint uns doch zweifelhaft und bedauern wir daher diese formalen Mängel um so lebhafter, je inniger wir übrigens von der hohen poetischen Bedeutung des Originals durchdrungen sind. Und wirklich ist diese Bedeutung so groß, daß wir den Leser in seinem eigenen Interesse nur ersuchen können, sich durch die (um Hrn. Bodenstedt's eigene Worte zu gebrauchen) „etwas holperige und unbeholfene" Uebersetzung nicht abschrecken zu lassen; wenn es sich

irgendwo verlohnt, durch eine etwas harte und abschreckende Form zum Kern hindurchzudringen, so ist es in diesem Falle. Alexander Petöfi ist einer der originalsten und bedeutendsten Lyriker, welche die neuere Literatur überhaupt aufzuweisen hat; mit der Frische des Natursohns verbindet er die ganze Anmuth und den Wohllaut des geborenen Dichters; seine Leidenschaft ist tief, wahr und heiß, sein Humor echt und ungekünstelt. Es gibt keinen treuern und lebendigern Spiegel des ungarischen Volks wie es ist und nicht blos, wie es sich in den Schilderungen der Touristen und Zeitungsschreiber ausnimmt, als diese Gedichte; da fliegen wir mit dem Poeten auf schäumendem Roß über die öde Steppe, da horchen wir dem Lied des wandernden Zigeuners, da ergötzen wir uns mit ihm an der spaßhaften Gestalt des überstrengen Herrn Richters, da jubeln wir auf bei dem Namen des Vaterlands, kosen mit den schwarzlockigen Mädchen, schwingen uns mit ihnen im Tanz, vor allem aber sitzen wir in der Schenke und lassen im behaglichen Nichtsthun den rothen Feuerwein hinuntergleiten. Alle Tonarten, deren die Lyrik überhaupt fähig ist, d. h. also alle Tonarten des menschlichen Gemüths überhaupt, versteht dieser Dichter anzuschlagen, von der glühendsten Inbrunst der Liebe bis zum lockersten Scherz, von der tiefsten, mit Gott und der Welt entzweiten Schwermuth bis zum übermüthigsten Humor. Eine dankenswerthe Beigabe ist die Biographie des Dichters, die der Uebersetzer als Anhang hinzugefügt hat; doch ist sie ebenfalls etwas schwerfällig geschrieben und enthält nebenbei manches Ueberflüssige, besonders was die ästhetische Würdigung angeht. Die Lebensverhältnisse des Dichters betreffend, entnehmen wir daraus, daß er 1823 in einem Städtchen in Kleinkumanien im pesther Comitat von armen Aeltern geboren ward, sich längere Zeit hindurch unter sehr wechselnden Verhältnissen, bald als Soldat, bald als wandernder Schauspieler umhertrieb, bis er 1843 durch einige Gedichte, die in einem pesther Journal von ihm veröffentlicht wurden, sich rasch einen ebenso beliebten wie glänzenden Namen erwarb. In die politische Bewegung des Jahres 1848 mit fortgerissen, trat er in die Armee und nahm als Adjutant Bem's an verschiedenen Gefechten theil; in einem der letzten, das in Siebenbürgen zwischen der russischen Armee und dem Bem'schen Corps statthatte, soll er gefallen sein; wenigstens ist seitdem jede Spur von ihm verschwunden und der fromme Glaube des ungarischen Volks, sein Dichter lebe noch irgendwo im Verborgenen und werde zur rechten Zeit schon noch wieder hervortreten, ist eben nur ein frommer Glaube. Drei weitere Anhänge bringen einen Hymnus „Petöfi dem Sonnengott" von Bettina von Arnim, ein Gedicht an Petöfi von dem bekannten französischen Schriftsteller Thales Bernard und erläuternde Notizen; das erstgenannte Stück hat zuerst im Jahrgang 1851 dieser Zeitschrift gestanden, was bei dem vorliegenden Wiederabdruck füglich hätte erwähnt werden sollen. R. P.

Aus Amerika.

Bei Nitzschke in Hall erschien: „Lebende Bilder aus Amerika. Von Theodor Griesinger". Das ist, wenn nicht eins der gelehrtesten und tiefsinnigsten, doch unstreitig eins der interessantesten und lehrreichsten Bücher, welche seit längerm über das Leben in den nordamerikanischen Freistaaten erschienen sind. Das Buch führt seinen Titel mit gutem Grund: es sind wirklich „lebende Bilder", mit photographischer Treue aufgenommen von einem Manne, der durch jahrelangen Aufenthalt Amerika gründlich kennen gelernt hat und es nun mit schonungsloser Treue darstellt. Mit schonungsloser Treue, sagen wir: denn wie die Mehrzahl der Schriftsteller, die sich neuerdings über Nordamerika, dieses frühere Ideal unserer kühnsten Hoffnungen und Träume, vernehmen lassen, insbesondere bei uns Deutschen, faßt auch der Verfasser des vorliegenden Werks vornehmlich die Schattenseiten der dortigen Zustände ins Auge. Als nothwendige Ergänzung zu den früher üblichen überschwänglichen Darstellungen, die so viele unserer Landsleute zu leichtsinniger Auswanderung verführt haben, hat diese Richtung jedenfalls ihre, wenn auch nur relative Berechtigung. In dem vorliegenden Falle aber ist dieselbe um so unzweifelhafter, als der Verfasser erstlich die Gegenstände, die er darstellt, wirklich gründlich und von allen Seiten kennt und als er sich zweitens hauptsächlich um nicht zu sagen ausschließlich auf die Schilderung unserer eigenen Landsleute und der zum Theil höchst abenteuerlichen Schicksale beschränkt, denen dieselben in Nordamerika anheimfallen. Der Einwanderer, insbesondere der deutsche Einwanderer ist das Hauptthema des Buchs; der Verfasser verfolgt denselben durch alle nur möglichen Situationen, von dem Augenblick an, wo er als „unzufriedener Mensch" dem Vaterlande den Rücken wendet, durch die mannichfachsten Wechselfälle, als Handelsmann, als Bierwirth, als Winkeladvocat, als Zeitungsschreiber, als „heute Schneider — morgen Pfarrer" ꝛc. hindurch, bis er endlich als „deutscher Bettler" endet. Natürlich ist dies nicht das allgemeine Schicksal aller oder auch nur der meisten Auswanderer, vielen aber, sehr vielen, besonders in den letzten Jahren ist es in der That so ergangen, und den Auswanderungslustigen, die oft selbst nicht wissen, warum und wozu sie die Heimat verlassen, die Möglichkeit dieser Zukunft klar und deutlich hingestellt zu haben, ist ein Verdienst, das aller Anerkennung werth ist und das in diesem Falle noch erhöht wird durch die stellenweise allerdings etwas rohe, dafür aber auch sehr anschauliche und lebendige Darstellung, die dem Verfasser zu Gebote steht und die das Buch auch für solche Leser, denen es blos um Unterhaltung zu thun ist, zu einer empfehlenswerthen Lectüre macht. Lr.

Correspondenz.

Aus Hannover.

6. Februar 1858.

A. Die laufende Woche hat uns die Kammern in die Stadt gebracht — eben kein Zuwachs zu unsern winterlichen Unterhaltungen, auch nicht zu den ernsten. Wo kein Kampf, da ist kein Leben. Nun wird freilich die Linke von ihrer schwachen Minderheit keinen Grund hernehmen, alles schweigend über sich und das Land ergehen zu lassen, was die allmächtige Regierung für gut findet, durchzusetzen; litten es die übrigen Dreißig, so würde doch Hr. von Bennigsen die einmal ergriffene Fahne der gemeinen Freiheit nicht sinken lassen noch aufhören, zu rechter Zeit sie zu entfalten. Aber in diesem an Jahren und Erfahrung jungen Führer erschöpft sich auch so ziemlich die geistige Kraft der Widerstandspartei, der Partei, welche neun Zehntel der Bevölkerung mit ihren Rechten und Freiheiten gegen die herrschenden Verbündeten Adel und Beamtenthum zu vertreten hat. Die Bürgermeister Barkhausen von Lüneburg und Neubourg von Stade haben zu Freiheitskämpfern oder zu Staatsmännern kein Zeug. Dasselbe aber darf man, ohne falschem Parteigeist zu huldigen, von der herrschenden Partei ohne alle Ausnahme sagen. Die adelichen Gutsbesitzer sind für sich zu wenig, als daß ihre zufällige Verbindung mit dem herrschenden Beamtenthum sie nicht vor allen etwaigen Gelüsten, es den Lords der überseeischen Stammgenossen nachzuthun und sich zu Schildern der gemeinen Freiheit aufzuwerfen, behüten sollte. Die Führer der triumphirenden Ritterschaften aber sind, wenn es hoch kommt, ausgelernte Beamte; zu Staatsmännern fehlt ihnen die Schule, zu Staatsweisen der Geist. Hr. von Borries, als Minister des Innern und Leiter im Hause der Gemeinen jetzt der mächtigste Mann im Staate, galt bis vor zwei Jahren niemanden für einen Mann von hervorragender Tüchtigkeit. Man erzählt darüber eine mehr bezeichnende als höfliche Aeußerung seines frühern Vorgesetzten. Seitdem haben Regierungsfedern in hohen Tönen den Muth gepriesen, den er dadurch bewiesen habe, daß er sich in der Zweiten Kammer von 1856 den Exministern entgegengestellt und in der von 1857 das Finanzkapitel glücklich durchgebracht habe. Allein nachdem 1856 schon Stüve und Grumbrecht, 1857 auch Graf Bennigsen, Windthorst, Braun, Th. Meyer und Horst ausgeschlossen waren, hatte der Führer der Regierungspartei eben kein schwieriges Feld vor sich. Allerdings verstand und versteht er, wie anerkannt werden muß, den Geschmack des von ihm geleiteten Hauses nicht übel zu treffen. Er kennt und befriedigt sein Publikum, dem ein Redner von Bennigsen's geläufiger Schärfe nicht selten zu fein und zu gedankenvoll sein mag. Die breitspurige gemächliche Sprachweise des Ministers mit dem Tone altedelmännischen Wohlwollens stimmt auf das beste zu dem Verständniß einer Kammer, deren vornehmsten Inhalt Beamte und Bauern ausmachen. Gehaltreiche geistige Schlachten, funkensprühende Wortgefechte würden vor ihr sehr am unrechten Orte sein; und das um so mehr, als wir guten Grund haben zu bezweifeln, daß auch nur die Zeitungsberichte aus den gegenwärtigen Ständesitzungen viele und eifrige Leser finden.

Da wird es denn diesmal an ein Revidiren gehen! Wir erleben jetzt am eigenen Fleische, daß Conservative und Reformer die Rollen ausgetauscht haben. Nichts beinahe, was seit länger als drei Jahren besteht, soll erhalten bleiben. Nachdem 1855 einseitig die Verfassung von 1848, 1857 nach dem vergeblichen Versuch von 1856 in gesetzmäßiger Form das Finanzrecht umgeworfen, soll jetzt die Einrichtung der Verwaltungsämter und der Gerichte gründlich erneuert, jenen ein Stück polizeilicher Strafrechtspflege zurückgegeben, Städteordnung und Landgemeindeordnung nebst dem Gesetz über Amtsverwaltung im Sinne größerer Unterordnung der Bürger unter die Staatsgewalt abgeändert werden. Bis tief in den Sommer hinein werden die Kammern, ihrer herzlichen Eintracht unter sich und mit der Regierung ungeachtet, an diesen Bissen zu kauen haben. Und doch beklagte sich gestern ein Heißsporn der Adelskammer — Hr. von Bar, Mitglied des Oberappellationsgerichts in Celle — daß die Regierung so langsam umgestalte und erneuere; der Befreiungskrieg gegen das französische Wesen im Staate müsse scharf und kurz geführt werden. Was verstand der Herr aber unter französischem Wesen? Die üble Gewohnheit, schien's, nach sichernden Formen zu suchen, anstatt den einmal im Amte stehenden bevorrechteten Personen blindlings zu vertrauen; die Abneigung, sich den Verwaltungsbehörden geduldig zu unterwerfen; das Streben, allein von dem Gerichte Recht zu nehmen; die Empörung endlich gegen den Edelmann und den Beamten, denen Gott verliehen habe, das Volk zu beherrschen, das ewig unmündig und zur Selbstbeherrschung unfähig bleiben werde. Nicht sonderlich neu noch geistreich, werden Sie sagen: aber verteufelt deutlich. Wir wollen es zu dem Einmaleins hinten in den Katechismus unserer Nachkommen binden lassen.

Aus Dresden.

Februar 1858.

E. B. Warum wirft man den Sachsen so häufig ihre Gemüthlichkeit vor? Sie werden es von Ihrem sächsischen Correspondenten, gleichviel ob er eingeborener Sachse ist oder nicht, doch sehr ungemüthlich finden, daß er den Resultaten des sächsischen Landtags bis heute schweigsam und vergeblich gelauscht hat, ohne Ihnen etwas davon zu melden. Ein Redner der Ersten Kammer äußerte vor kurzem: das Volk sei nicht nur äußerst loyal, sondern sogar durch und durch bureaukratisch, d. h. die sächsische Tugend der gehörigen Unterwürfigkeit unter das Gesetz werde von dem oft wol bedauerlichen Umstande begleitet, daß zwar überall das Beamtenthum Ansehen des Gesetzes genieße, allein der Rittergutsbesitzer, Bürgermeister, Gemeindeälteste sein Dorf, seine Gemeinde schwer von der Nichtigkeit und Befolgbarkeit seiner Anordnungen und Rathschläge überzeugen könnte. Dieser Redner hat recht; das beweist allein schon die ausgedehnte Macht des Einwohneramts und Paßwesens in Dresden. Die Zahl der Dresden zuströmenden Fremden ist nach und nach merkwürdig groß geworden, aber die polizeiliche Controle ist noch merkwürdiger gestiegen. Ein Redner der Zweiten Kammer äußerte vor einigen Wochen, als die Budgetfrage auf die Polizei führte: der in Preußen, Frankreich, Oesterreich herumschweifende Sachse fühle sich erst wieder

auf italienischem Boden, dem Eldorado der Polizei, heimisch. Das mag nicht übertrieben sein. In Sachsen ist das Volk die Vielregiererei so gewöhnt, daß es gleich ängstlich wird, wenn irgendwo ein Beamter oder eine Vorschrift fehlt. Sich selbst hilft niemand. Die Thätigkeit der Verwaltungsbehörden wächst von Jahr zu Jahr in immenser Weise, und das Budget des Ministeriums des Innern verschlingt alle Ersparnisse der übrigen Ministerien. Als man aber den betreffenden Minister darauf hinwies, er möge besser für ein Selfgovernment der sächsischen Unterthanen sorgen, hatte dieser sehr recht zu bemerken: man warte vergeblich auf selbstherrliche Regungen des sächsischen Volks. Mit Gewalt könne man niemand dazu bringen. Wir fragen freilich wieder: wer verschuldet diese Unselbständigkeit? doch das fortwährende Darbieten gouvernementaler Aushülfe. Werft die Gemeinden in das Wasser, da werden sie schon schwimmen und sich ihre Heimatsachen, Sparkassen, kirchlichen Angelegenheiten, Schulmeisterſorgen selber in Ordnung bringen. Jetzt heißt es: der Herr Actuar meinte so; der Herr Referendar wollte hiervon nichts wissen; der Herr Regierungsrath zog eine Falte auf der Stirn; der Herr Minister — freilich, wenn nur nicht so viele unter ihm säßen! der hätte das beste Einsehen, aber wer getraute sich, die Unter- und Mittelbehörden zu überspringen? China hat bekanntlich das ausgebreitetste Beamtenthum, nicht etwa in des Wortes verwegenster Bedeutung, sondern im Sinne ehrenwerther Wahrheit. Wir wollen nicht mehr über China sprechen. Dresden ist die Quintessenz des sächsischen Volkscharakters, hat alle Schwächen desselben, alle Stärke. Die Stärke besteht hauptsächlich und immer wieder in der vertrauensvollen, offenen Gutmüthigkeit und Empfänglichkeit des innern Menschen. Der Sachse ist ganz entsetzt, wenn er im Theater neben einen Berliner zu sitzen kommt. Wie ist der Berliner blasirt! Zunächst sind ihm die Farben des Vorhangs zu bleich; dann ist ihm der Sitz zu klein; dann begreift er nicht, wie man das ganze Opernhaus in solchem Stile hat aufführen können, der zwar dem braven Semper recht leidlich vorkam, aber doch schlecht ist; endlich geht der Vorhang auf — das sind also die dresdener Schauspieler? Nun ja, Hr. Dawison hat ein paar passable Rollen, Frl. Berg ist meisterhaft, aber Emil Devrient ist nicht da, Frau Bayer-Bürck gibt keine jugendlichen Rollen mehr — mein Himmel, und dieses Stück? Da sind doch die berliner Possen anziehender in jeder Silbe — ja, ja, dem berliner Possenschreiber — sind Sie in Berlin gewesen? — ist nichts heilig mehr, und das ist der Witz! — Ah, ist das hier alles langweilig! und dieses Publikum — wahrhaftig es applaudirt wie toll! Was? ich soll still sein? mich stört man hier durch derlei Schwachköpfigkeit, nicht ich störe! — Der biedere Dresdener erhebt sich scheuen Blicks und schaut seinen Nachbar an wie ein Ungeheuer; er schleicht sich davon und kränkt sich 14 Tage lang, daß man sein Theater so schlecht gemacht. Im Sommer wiederholen sich dieselben Scenen auf dem Dampfschiffe, welches an den loschwitzer und pillnitzer Weinbergsgeländen hinrauscht. Das oft Geschaute füllt den friedlichen Bürger der Heimat immer und immer wieder mit neuer Wonne, neuem Entzücken — der nordische Reisegefährte flüstert ihm aber in das Ohr: „Jloben Sie mich, det is jar nischt!“ Da erschrickt der Dresdener und schlägt das Buch seines Gemüths auf und singt: „Gelobt sei, der den Frühling schafft, Gott, der den Erdkreis

schmücket. Preis sei ihm, Ehre, Stärk' und Kraft, der, was er schuf, beglücket." Das ist ein schönes Gesangbuchlied. Der frommen Zeit sind freilich auch diese Lieder nicht mehr recht. Da gibt es in Dresden eine Diakonissenanstalt. Dort hat man zum kirchlichen Gebrauche ein anderes Gesangbuch, eine „Sammlung von alten Kernliedern" eingeführt. Nur ein paar davon haben die Behörden mit verbietendem Rothstift angestrichen, weil sie zu ärgerlich und schäbig klangen. Weiter hat man aber zur Ausbildung der Diakonissen eine zweite Auflage dieser Kernlieder losgelassen, das ist ein hyperchristliches Feuerwerk, an dem die Engelchen im Himmel ihre besondere Freude haben; nicht so aber die Landstände in Sachsen. Einer interpellirte wenigstens ob dieser kirchlichen Fortschritte das hohe Cultusministerium. Etwas Neues ist das Buch nicht; so ein Stück eisenacher Conferenz. Und diese Conferenzen sind der tolerante Widerschein des kaiserlich-österreichisch-apostolischen und königlich-würtembergischen Concordatsabschlusses. In Oesterreich darf jetzt kein Protestant mehr bei einem Kinde der alleinseligmachenden Kirche Gevatter stehen; natürlich übt man diese Toleranz noch durch Stärkung christlich-protestantisch-lutherischer Gesinnung. Diese alten Kernlieder, Predigten vom Teufel, der uns angeblich ewig seine freundliche Nähe schenken soll, die Kirchenvisitationen, Jungfrau-Examina, Ohrenbeichtbestrebungen, heimliche Verketzerungen des Papstthums — das sind die Vorarbeiten protestantischer Hierarchie. Schöne Zukunft, wenn das deutsche Volk wieder gläubig wird! Von den jetzt bereits Wissenden nennt sich jeder einen toleranten Mann, bis der Augenblick kommt, wo die Gesinnung zur That werden soll. Da sprüht aber ein Feuereifer für mohammedanische, a- und katholische, unirte und nichtunirte Glaubenstreue, daß der Griff nach Pech und Schwefel nicht weit liegt. Man ist accord den Concordaten, welche den Brei der alten Ketzerei bis zum Kochen wieder anrühren; man verrammelt bei frommen Bestrebungen die Thüren, um die Toleranz e contrario zu beweisen. Deisten wie Goethe, Schiller, Humboldt und heute Schwarz und Bunsen sind frivole Christen; sie verkennen die Bedeutung der Form, des ästhetisch-religiösen Schwindels an der Tractatenbörse der Glaubenswelt — — o verzeihen Sie, daß Ihr Sachse heute deutsch geworden ist, bitterdeutsch! Fast möchte er lieber holländisch werden: denn in Holland sitzt auf einer Bank in Schule und Leben der Lutheraner, Reformirte, Mennonit, Quäker, Katholik, Jude, und der Mann des neuen Vereins „Dageraad", Morgenroth, von dem die Zeitungen verkünden, daß endliche Einigung der Menschen in der Liebe und ebenso Aufhebung alles gehässigen Confessionsdünkels das Ziel seines Strebens sei. „Geben Sie Gedankenfreiheit!" es ist das doch die kindlichste Bitte, die ein Mensch, ein Volk haben kann. Sie sehen, daß die Kämpfe und Leiden der Welt auch unsere kleine Welt in Sachsen nicht verschonen. Dennoch aber weiß man in der Hauptstadt sich den frischen Sinn lebendigen Genießens zu erhalten; und das ist Weisheit. Der Sinn für das Schöne ist allenthalben rege und es ist nicht blos die vielgepriesene Gemäldegalerie, das Museum, welches Einheimische und Fremde Sommer und Winter an sich zieht; es ist nicht blos die bei schwachen Mittelkräften der Bühne nicht immer beglückende, dennoch aber lobenswerthe Neigung zum Schauen classischer Dramen, die den Dresdener erfrischt: nein, namentlich ist es auch die edle Musik, die allen Dis-

harmonieen der Geister zum Trotz mit harmonischen Tonwellen ihrer munter sprudelnden Quelle kranken Herzen Heilung bringt. Ob das letztere freilich zu Anfang November vorigen Jahres Franz Liszt durch seine „Dantesymphonie" gelungen sein möchte, bezweifeln viele, die gesund in das Concert gingen und halb krank wieder herauskamen. Liszt ist eine überaus geniale Natur; in der Musik ist ein Etwas, was immer nur sich selber will, und das sollten die sogenannten Zukunftsmusiker nie vergessen. Leicht ist es, für den träumenden lyrischen Gedanken eines Minneliedes musikalischen Ausdruck zu finden; leicht, den Sturm des Schlachtenrufs in Pindarischem Kriegsgesange durch Pauken und Trompeten zu verherrlichen — aber ohne das Lied, ohne die Hymne den Stoff in Tönen zu geben, das hat ja selbst Richard Wagner für die Unmöglichkeit der absoluten Musik erklärt. Unser dresdener Kritiker Karl Banck hat bei der hier besprochenen Veranlassung eine bewundernswerth klare und das Wesen der Sache ergründende Besprechung der neuen musikalischen Richtung gegeben, welche einen Baustein zur deutschen Aesthetik abgeben wird. Vor Liszt, die Saison beginnend, concertirten hier Clara Schumann und der Violinist Joseph Joachim. Classische Ruhe zeichnet diese Geister aus; in ihnen repräsentirt sich die musikalische Antike. Reicher Zuhörerschaft erfreuen sich die Quartettakademieen des Concertmeisters Lipinski, deren zweiten Cyklus man jetzt erwartet. An durchreisenden Virtuosen ist kein Mangel, wir nennen darunter den brillirenden Violinisten Bazzini. Vor ihrer längern Entfernung von Dresden hat auch Frau Jenny Goldschmidt (Lind) zwei mal das Publikum durch den unverwelklichen Zauber ihrer Stimme entzückt. Einer unserer tüchtigsten Orchesterinhaber, Hr. Hünerfürst, hat neuerdings eine Reihe von Abonnementconcerten eingerichtet, die dem weniger bemittelten Publikum die Meisterwerke symphonischer Tondichtung vorführen.

Daß sich der Malerei und Musik in Dresden die Bildhauerei würdig anschließt, ist aller Welt bekannt. Man hat nur nöthig die Namen Rietschel und Hähnel zu nennen. Des letztern Rafael am Museum, des erstern Schiller-Goethebild in Weimar sichern beiden ewigen Ruhm, und hätten sie sonst nichts geschaffen. Nicht unerwähnt kann aber bleiben, daß das sächsische Volk keinen Sinn für Plastik hat. Es kommt das vorzüglich daher, wenigstens in Dresden, daß die wenigen Monumente, welche unter Gottes freiem Himmel stehen, durch ihre Geschmacklosigkeit des erstern Zorn auf sich laden. Friedrich August der Gerechte im Zwinger und August der Starke auf dem Neustädter Markte sind kolossale Verirrungen der patriotischen Gesinnung. Ist es doch auch, als sei dem sächsischen Volke die Möglichkeit noch nicht aufgegangen, aus dem Bildhauer etwas anderes als den dauernd angestellten Leichensteinverfertiger für fürstliche Todte zu machen.

Weit erquicklicher ist ein Blick auf die Bedeutung der Dichtkunst und überhaupt der Literatur in Sachsen. Dresden birgt „unsern" Gutzkow; Dresden redet von „seinem" Auerbach; in Dresden singt Julius Hammer seine freundlich tönenden lyrischen Weisen. Eine Anzahl der besten literarischen Kräfte, wie Gustav Kühne, bis vor kurzem Otto Roquette, Waldmüller und andere bilden an dem dresdener Leben; Professor Hettner vollendet neben seiner Thätigkeit am Museum und neben seinen kunstgeschichtlichen Vorlesungen hier seine literarhistorischen Werke; Hofrath Gräße breitet seine uni-

verfell-literärischen Studien aus, und Hofrath Klemm vertritt die Culturgeschichte. Das Polytechnikum hat seine Naturforscher, die in populärer Weise jeden Winter dem Laien Einsicht in die ewigen Wunder des Lebens öffnen, und was nennen wir anderes mehr und noch andere! Es ruht ein Mikrokosmos in der kleinen, groß werdenden Stadt; Dresden wird dereinst die Hauptstadt von Mitteldeutschland, wenn auf Deutschland wieder die Rede kommt.

Aus Leipzig.

Mitte Februar 1858.

rl. Redactionen sind aus nahe liegenden Gründen, die man respectiren muß, in der Regel nicht sehr geneigt, Behauptungen ihrer Correspondenten durch Gegenbemerkungen aus anderer Feder widerlegen zu lassen. Indeß kann es doch wol Fälle geben, die ihnen eine Ausnahme von dieser Regel zur Pflicht machen. Ein solcher Fall scheint mir durch eine Behauptung Ihres leipziger Correspondenten in Nr. 7 des „Deutschen Museum" gegeben zu sein. Der Correspondent sucht nämlich die Gründe für die beklagenswerthe Erscheinung, daß bei der Aufführung classischer Stücke und überhaupt dramatischer Dichtungen von Werth unser Schauspielhaus eine „schauderhafte Leere" zeige, von dem Publikum vollständig ab- und ausschließlich unsern Schauspielern, die seiner Ansicht nach „das Erhabene ins Lächerliche travestiren", zuzuwälzen. Einsender ist nicht gemeint, unsere Schauspieler gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen zu wollen, obschon er doch gestehen muß, daß er einzelne Rollen auch in classischen Stücken auf unserer Bühne wenigstens ganz leidlich dargestellt gesehen hat. Aber man vergesse nicht, daß Leipzig eben nicht die Gehalte zahlt, wofür Talente wie Dawison, Emil Devrient oder Frl. Seebach heutzutage allein noch zu acquiriren sind. Man darf daher, wenn man billig sein will, an die Leistungen unserer Bühne den Maßstab nicht legen, den man an Bühnen ersten Rangs zu legen gewohnt und berechtigt ist. Zwar ist Leipzig reich genug dazu, um auch Künstler ersten Ranges zu honoriren: aber die Stadt thut es eben nicht, und das ist ihre Schuld. Hierzu kommt der allerdings traurige Geschmack derjenigen Theaterbesucher, welche das ständige Publikum in unserm Schauspielhause bilden. Diejenigen, welche Gelegenheit hatten, an den Theateraufführungen in Dresden und anderswo ihren Geschmack zu veredeln und zu verwöhnen, bleiben bei der Aufführung classischer Stücke meist daheim oder kommen doch nur, wenn irgendein berühmter Gast darin auftritt, den man doch gesehen haben muß, um ihn eben gesehen zu haben. Das übrige Publikum will zum größten Theil möglichst starken Auftrag, lärmhaftes Wesen, schreiende Declamation. Je mehr der Schauspieler tobt, um so sicherer darf er darauf rechnen, Beifall zu erhalten. Der Schauspieler spielt aber auf Applaus und Hervorruf, und kann er diese Auszeichnung durch künstlerische Mittel nicht erwerben, so greift er zu unkünstlerischen Uebertreibungen. Findet er keinen Beifall mehr, so muß er ohnehin gewärtigen, daß die Direction ihm den Contract kündigt und sich nach einem Schauspieler umsieht, der besser zu schreien weiß. Wie sehr der Ungeschmack des Publikums die Schauspieler zu verderben im Stande ist, haben wir in einem

gewiß talentvollen Schauspieler, Hrn. Wenzel, unserm ersten Heldenspieler erlebt, der, aus der wirklich guten ehemaligen oldenburgischen Schule hervorgegangen, sich erst hier in Leipzig dieses Outriren angewöhnt hat. Besser kann es damit nur dann werden, wenn man den Grund des Uebels, der vielleicht zumeist im Publikum liegt, mit aller Energie bekämpft, und so mögen diejenigen, welche dies thun, wol „gute Männer" sein, ohne deshalb den Vorwurf zu verdienen, daß sie zugleich „schlechte Kritiker" seien.

Notizen.

Von dem in Prag erscheinenden „Album deutscher Originalromane, herausgegeben von J. L. Kober", wurden kürzlich die ersten Lieferungen des neuen Jahrgangs, des dreizehnten in der gesammten Reihenfolge, versandt. In den kritischen Berichten dieser Zeitschrift ist schon öfters auf das genannte Unternehmen aufmerksam gemacht und namentlich das Verdienst hervorgehoben worden, welches der Herausgeber sich um die allmähliche Ausgleichung österreichischer und außerösterreichischer Geschmacks- und Literaturrichtungen erwirbt. Auch der eben beginnende Jahrgang verspricht wieder viel Interessantes; wir finden darin eine historische Novelle von Levin Schücking angekündigt, „Aus dem Leben der großen Kaiserin"; ferner „Lebensbilder" von Julie Burow, „Aus eigener Kraft", Roman von Berndt von Guseck ꝛc.

Die Anfertigung des für Worms bestimmten Luther-Denkmals ist, wie die Zeitungen melden, dem Bildhauer Rietschel, dem Schöpfer des weimarischen Goethe-Schiller-Denkmals, übertragen worden. Die kolossale Reiterstatue, die dem Erzherzog Karl, Sieger von Aspern, in Wien errichtet werden soll und die das berliner Friedrichs-Denkmal an Größe noch überragen wird, nähert sich ihrer Vollendung. Sie wird bekanntlich von dem Bildhauer Fernkorn in Wien gearbeitet; das Modell ist vollendet und auch der Guß einzelner Theile wurde bereits in Angriff genommen.

Nachrichten aus Berlin zufolge hat der dortige Stadtgerichtsrath Werther, der Verfasser von „Daniel und Susanne", ein neues Trauerspiel „Ximene" vollendet; dasselbe wird vermuthlich auf dem Königlichen Hoftheater zu Berlin zur Aufführung gelangen. Auch von Frau Birch-Pfeiffer steht ein neues Drama in Aussicht; der Held desselben ist Iffland, die Fabel des Stücks fällt in die Zeit der Franzosenherrschaft in Berlin. Ein junger wiener Dichter, Dr. Bekk, der sich gegenwärtig in München aufhält, hat das interessante Wagstück unternommen, Shakspeare's „Troilus und Cressida" für die moderne Bühne zu bearbeiten; es soll Hoffnung sein, das Stück in Manheim und Dresden, an welchem letztern Orte sich namentlich Hr. Dawison lebhaft dafür interessiren soll, zur Aufführung zu bringen. Julius Rodenberg hat einen Band „Dramatische Idyllen" (Kassel, Bertram) erscheinen lassen.

Von Leopold Ranke's berühmtem Werk „Fürsten und Völker von Südeuropa" ist der erste Band: „Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert" (Berlin, Duncker und Humblot) soeben in dritter Auflage erschienen: ein erfreulicher Beweis, wie neben so vielem Ephemeren und Nichtigen auch die gediegenen Schöpfungen der historischen Literatur sich mehr und mehr Bahn brechen. Auch von William Stirling's „Klosterleben Kaiser Karl's des Fünften. Aus dem Englischen von M. B. Lindau" (Dresden, Kuntze) erschien bereits die zweite berichtigte und vermehrte Auflage unter Zugrundelegung der dritten Auflage des englischen Originals. In demselben Verlag erschien ferner der erste Band von „Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaats. Aus dem Englischen des John Lothrop Motley"; das Ganze ist auf drei Bände berechnet und werden wir bei Gelegenheit der Fortsetzung ausführlicher darauf zurückkommen.

Alexandre Dumas der Sohn hat auf dem pariser Gymnase ein neues Drama „Un fils naturel" aufführen lassen, dem die pariser Kritik einen ähnlichen Erfolg prophezeit wie der vielbesprochenen „Dame aux Camélias" desselben Verfassers. Dagegen sah der Vater des glücklichen Autors, bekanntlich der Schöpfer zahlloser Romane und Dramen, sich vor kurzem in einen höchst ärgerlichen Proceß verwickelt. Einer seiner zahlreichen Mitarbeiter, ein Hr. Maquet, auch sonst in der französischen Tagesliteratur nicht unbekannt, hatte ihn gerichtlich belangt, weil Hr. Dumas ihm das contractlich zugesicherte sehr ansehnliche Honorar für seine Mitarbeiterschaft angeblich seit Jahren schuldig geblieben. Zwar wurde der Kläger abgewiesen: allein aus den Documenten, welche der Kläger bei dieser Gelegenheit producirte, ging — und dies dürfte für den Verklagten die ärgerlichste Seite des Processes sein — auf unwiderlegbare Weise hervor, daß Hr. Maquet nicht allein seit langer Zeit ein ebenso fleißiger wie regelmäßiger Mitarbeiter des berühmten Romanschreibers gewesen, sondern daß auch eine beträchtliche Anzahl Dumas'scher Romane und darunter zum Theil die allerberühmtesten und diejenigen, welche die Lesewelt von ganz Europa am gierigsten verschlungen hat, ausschließlich aus Hrn. Maquet's Feder hervorgegangen ist: sodaß also die Lorbern, mit denen man Hrn. Dumas von allen Seiten so freigebig bedacht hat, an eine sehr falsche Adresse gelangt sind. Thackeray hat die ersten Lieferungen eines neuen Romans „The Virginians" veröffentlicht; doch spricht die englische Kritik sich bisjetzt nur ziemlich lau darüber aus.

Bei Trewendt in Breslau ist die sehr zierlich ausgestattete dritte vermehrte Ausgabe von Karl von Holtei's „Schlesischen Gedichten" erschienen. Ueber den Werth dieser Gedichte, die zu dem Besten gehören, was die Dialektpoesie bei uns überhaupt hervorgebracht hat, sodaß sie sich selbst Hebel's „Allemannischen Gedichten" nicht unwürdig an die Seite stellen, haben wir bei Gelegenheit der im Jahre 1850 erschienenen zweiten Auflage (die erste erschien 1832) in einem eigenen Artikel berichtet. Die gegenwärtige Auflage ist durch zahlreiche Stücke, die bisher in Almanachen und Zeitschriften zerstreut waren, vermehrt, und hat außerdem eine höchst dankenswerthe Zugabe erhalten in einem eigenen Glossar, dessen Verfasser niemand

Geringeres ist als der bekannte Sprach- und Alterthumsforscher Professor Dr. Weinhold in Gratz, gleich Holtei ein geborener Schlesier und daher zu dieser Arbeit doppelt befähigt.

Außer dem obenerwähnten Drama „Iffland" hat Frau Birch-Pfeiffer noch ein zweites neues Stück vollendet, „Der Trauschein", das demnächst auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin zur Aufführung kommen soll. Auf dem dortigen Königstädtischen Theater sind verschiedene Neuigkeiten nach dem Französischen theils in Vorbereitung, theils bereits gegeben worden; so ein Drama „Dämonische Liebe" nach Octave Feuillet von Jerrmann bearbeitet und „Die falschen Lebemänner", ebenfalls nach dem Französischen von Frau Luise Mühlbach. Auch ein Volksschauspiel „Die Folgen einer Geldheirath" ward ebendaselbst gegeben. Ueber ein Stück derselben Gattung, das kürzlich auf dem Auer Vorstadttheater in München über die Bretter gegangen, äußern Berichte von dort sich mit enthusiastischem Lobe; dasselbe führt den Titel „Michel «der Feldbauer»" und ist nach Hebel's „Karfunkel" gearbeitet. Dagegen ist ein anderes angebliches Volksstück von dem bekannten Theaterfabrikanten Fr. Kaiser „Der Abwesende" auf dem Karlstheater zu Wien durchgefallen.

Bekanntlich ist die gegenwärtige russische Regierung mit Ernst darauf bedacht, die Leibeigenschaft in Rußland aufzuheben. Ohne Zweifel in nächstem Zusammenhang mit diesem für die Zukunft des Zarenreichs so überaus wichtigen Bestreben hat die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eine Preisaufgabe ausgeschrieben, deren Gegenstand die Aufhebung der Leibeigenschaft und der persönlichen Herrenfrohne in den verschiedenen Ländern Europas in ihrem Verlauf und ihren Folgen. Zur Lösung der Aufgabe, die sowol nach ihrer historisch-statistischen als nach ihrer juristischen und socialen, hauptsächlich aber nach der ökonomischen Seite betrachtet werden soll, fordert die genannte Akademie in einem ausführlichen Programm die Gelehrten aller Länder auf. Der erste Preis beträgt 500 holländische Dukaten; doch sind auch für Schriften, welche die gestellte Frage nicht in ihrem vollen Umfange behandeln, sondern nur ein oder einige wenige Länder berücksichtigen, Accessits von 100—200 Dukaten ausgesetzt. Die Abhandlungen können in russischer, deutscher und französischer Sprache abgefaßt sein und müssen bis zum 1. (13.) März 1860 an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eingesandt werden; die Zuerkennung der Preise erfolgt am 29. December 1860 (10. Januar 1861).

Hermann Semmig, der bekannte sächsische Flüchtling, der seit einer Reihe von Jahren in tiefster Zurückgezogenheit theils als Lehrer der deutschen Sprache, theils mit literarischen Arbeiten beschäftigt in Nantes lebt, hat in der daselbst erscheinenden „Revue des Provinces de l'Ouest, dirigée par Armand Guéraud", einen gleichzeitig auch als eigene Broschüre ausgegebenen interessanten „Compte rendu", über ein bedeutendes französisches Reisewerk: „Voyages faits dans l'intérieur de l'Oyapock de 1819 à 1847. Par M. Thibault de la Mouderie" erscheinen lassen. Hr. Semmig fordert darin die gegenwärtigen französischen Machthaber auf, mehr Sorg-

falt als bisher auf den überseeischen Einfluß Frankreichs zu verwenden; was England möglich gewesen sei, vermöge Frankreich auch. Ja selbst das Beispiel Deutschlands, des sonst so oft wegen seiner Langsamkeit verklagten, rückt der patriotische Verfasser, der auch im Elend der Verbannung die Liebe zum Vaterland nicht verlernt hat, den Franzosen vor, indem er sie unter anderm daran erinnert, daß Deutschland Frankreich nicht nur in Betreff der Eisenbahnen um 15 Jahre überholt hat, sondern daß auch die Zahl der deutschen Schiffe, die 1855 in dem Hafen von Hongkong landeten, sich auf 83 belief, während die Zahl der französischen Schiffe im gleichen Zeitraum nur 20 betrug und überhaupt die kleinste war unter allen handeltreibenden Nationen. Der Aufsatz ist sehr gewandt und lebhaft geschrieben und beweist, daß der Verfasser (von dem wir schon früher eine ebenfalls Französisch geschriebene Abhandlung über die Faustsage anzeigten), trotz seines echt deutschen Herzens sich auch als französischer Autor mit Glück zu bewegen vermag.

Unter den Neuigkeiten des Buchhandels sind hauptsächlich einige Fortsetzungen älterer, von Kritik und Publikum zur Genüge anerkannter Werke hervorzuheben. So namentlich der fünfte Band von Zinkeisen's „Geschichte des osmanischen Reichs in Europa", der die Ereignisse von Beendigung des venetianischen Krieges 1669 bis zum Frieden von Kutschuk-Kainardsche 1774 umfaßt (Gotha, F. A. Perthes); der zweite und letzte Band von Julius Fröbel's „Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien" (Leipzig, Weber); der dritte (vorletzte) Band von Otto Jahn's „W. A. Mozart" (Leipzig, Breitkopf und Härtel), der 25. Band von „Der neue Pitaval" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Von der bekannten Prachtausgabe von „Goethe's Faust. Zweiter Theil. Mit Zeichnungen von Engelbert Seibertz" (Stuttgart, Cotta) erschien die 5—8. Lieferung, womit dieses nach Anlage wie Ausführung gleich großartige Werk nun vollendet ist.

Von dem „Oesterreichischen Morgenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben", herausgegeben von Dr. J. Gaiger in Prag, auf dessen bevorstehendes Erscheinen wir kürzlich aufmerksam machten, ist jetzt die Probenummer versandt worden. Nach dem Grundsatz: „wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen", ist dieselbe ungemein reichhaltig ausgestattet. Die hervorragendsten Artikel dürften der Anfang einer historischen Novelle von Max Ring „Die Eroberer Indiens" und der erste Abschnitt einer Abhandlung „Zur Geschichte des Weltschmerzes" von Julian Schmidt sein. Außerdem enthält die Nummer Correspondenzen aus Wien, Prag, Pesth, Gratz und Berlin, sowie zahlreiche Mittheilungen über Kunst, Wissenschaft, Journalistik ꝛc. Das „Oesterreichische Morgenblatt" soll vom 1. März regelmäßig erscheinen und zwar sollen wöchentlich sechs Nummern im Umfange von je einem Bogen ausgegeben werden. Unter den Artikeln, welche dasselbe zunächst bringen wird, bemerken wir Novellen von Otto Roquette, Brachvogel, Ferdinand Kürnberger nebst wissenschaftlichen Arbeiten von Roßmäßler, Adolf Stahr, Julian Schmidt, Karl Müller in Halle ꝛc.

Anzeigen.

Schriften von Karl Gutzkow.

Aus dem Verlage der Literarischen Anstalt in Frankfurt a. M. sind folgende Schriften Karl Gutzkow's in den

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Werke. Vollständig umgearbeitete Ausgabe. Dreizehn Bände. 8. 1845—52. Geh. 6 Thlr.

Soweit der Vorrath reicht, werden auch die nachstehend verzeichneten einzelnen Bände der Sammlung zu den beigefügten Preisen abgelassen:

I. Gedichte; Nero; Hamlet in Wittenberg; Xenien und Epigramme. 22½ Ngr. II. Oeffentliche Charaktere. 22½ Ngr. III. Briefe eines Narren an eine Närrin; Seraphine; Wiener Eindrücke. 22½ Ngr. IV. Philosophie der That und des Ereignisses; Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. 22½ Ngr. V. Maha Guru, Geschichte eines Gottes. 22½ Ngr. VI. Börne's Leben. (Aus Börne's ungedrucktem Nachlasse reich vermehrt); Rosa Maria und J. D. Assing; Friedrich von Hurter, K. K. Hofrath und Historiograph. 22½ Ngr. VII. VIII. Blasedow und seine Söhne. Ein Roman. Zwei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr. IX. X. Säkularbilder. Zwei Theile. 3 Thlr. XI. Novellenbuch. 1 Thlr. 22½ Ngr. XII. Briefe aus Paris 1842; Pariser Eindrücke 1846. 1 Thlr. XIII. Vergangene Tage. 28 Ngr.

Der 13. Band auch unter dem Titel:

Vergangene Tage. Wally, die Zweiflerin, Roman; Appellation an den gesunden Menschenverstand (1835); Kirchenrath Paulus an den Verfasser der Wally (1836). 8. 1852. Geh. 28 Ngr.

Ferner:

Deutschland am Vorabend seines Falls oder seiner Größe. 8. 1848. Geh. 1 Thlr.

Aus der Knabenzeit. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Diakonissin. Ein Lebensbild. 8. 1855. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die kleine Narrenwelt. Drei Theile. 8. 1856—57. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist bei **Duncker und Humblot** in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Apologie Hegel's

gegen

Dr. R. Haym

von

Karl Rosenkranz.

Preis 8 Sgr.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 11.** 11. März 1858.

Inhalt: Die Technik des Dramas. Von **Rudolf Gottschall.** — Deutsche Geschichte und Sage aus dem 10. Jahrhundert. Von **Franz Löher.** — Literatur und Kunst. Militärische Literatur. (Thielen, „Der Feldzug der verbündeten Heere Europas 1815 in Frankreich unter dem Oberbefehle des kaiserlich königlichen Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg"; Schneidawind, „Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt und vormaliger Vicekönig von Italien ꝛc., in den Feldzügen seiner Zeit".) — Correspondenz. (Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Technik des Dramas.

Von

Rudolf Gottschall.

Keine Dichtform hat eine so unerbittliche Logik wie die dramatische, keine bedarf einer solchen Correctheit des innern Zusammenhangs. Hierzu kommt, daß das Drama für die Aufführung geschrieben ist und sich nach den Anforderungen der Bühne richten muß. So ist seine Technik eine vielfach schwierige und verwickelte, und nirgends im Bereich der Poesie gilt so wie hier der Goethe'sche Spruch:

In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister.

Jedes Hinausstürmen über die gegebenen Schranken vereitelt die organische Bildung des Kunstwerks und die Zwecke des Dramatikers. Während unsere Aesthetiker die Technik des altgriechischen und altenglischen Theaters, welche auf die Gestaltung des volksthümlichen Dramas jener Zeit vom allerentschiedensten Einfluß war, mit großer Ausführlichkeit behandeln, halten sie es für überflüssig, die Regeln der dramatischen Dichtkunst mit Bezug auf die Anforderungen der heutigen Bühne zu entwerfen. Und doch sind die Tabulaturen der dramatischen Technik für das Drama von nicht geringerer Wichtigkeit als seine ästhetischen Grundgesetze. Wie jede Dichtung hat das Drama nur dann eine Zukunft, wenn es sich einmal einer lebensvollen Gegenwart erfreut hat.

Diese lebensvolle Gegenwart erringt es nur, indem es die Bühne beherrscht — die Herrschaft über die Bühne aber ist abhängig sowol von seinem innern Zusammenhalt, seiner wirkungsvollen Energie, als auch von seiner Angemessenheit für die Einrichtungen des Theaters in einer bestimmten Epoche. Man wird diesen Ausspruch alsbald mit dem beliebten Gemeinplatze verdammen, daß das dramatische Genie über solche scenischen Anforderungen erhaben sei, daß es sich selbst seine ideale Bühne schaffe und auch nach dieser Seite hin reformatorisch auftrete. Die Geschichte beweist indeß, daß diese Tröstungen unserer verkannten dramatischen Genies jedes thatsächlichen Grundes entbehren. Ein recht schlagendes Beispiel hierfür bietet uns die Geschichte der englischen Literatur. Ihr größter Genius, Shakspeare, war weit davon entfernt, von den Bedingungen des damaligen Theaters abzusehen. Er acceptirte sie ohne jeden Vorbehalt; er trat ganz in die Fußtapfen seiner Vorgänger; er huldigte in allen Aeußerlichkeiten dem Zeitgeschmacke. Doch selbst die Flecken und Schattenseiten, die ihm das Bürgerrecht auf der damaligen Bühne erringen halfen, vermochten seinen Ruhm bei der Nachwelt nicht zu verdunkeln. Man vergleiche nun mit Shakspeare den reformatorischen John Dryden, den Schöpfer der neuern englischen Bühne nach der Restauration, der als scenischer Gesetzgeber ihr noch heute gültige Institutionen gab, der die französischen Muster eines Racine, Corneille und den Boileau'schen Codex der Aristotelischen Einheiten mit dem freiern Schwung der englischen Dramatik zu versöhnen suchte. Sein „Don Sebastian", Aureng Zeb", „Troilus und Cressida" sind längst vergessen. Wir sehen hieraus, daß ein großes Genie sich der Technik seines Theaters, seiner Epoche anschmiegt und trotz dessen ewigen Ruhm gewinnt, während ein mittelmäßiges Talent trotz aller scenischen Neuerungen verdienter Vergessenheit anheimfällt. Das Drama der Gegenwart hat die Bühne der Gegenwart zu seiner Voraussetzung. Die romantische Genialität der Lesedramen hat sich nicht stichhaltig bewiesen; ihre letzten Nachklänge verhallen immer mehr. Selbst die originalen Kraftdramatiker, wie Hebbel, schmiegen sich den scenischen Anforderungen an — und wenn sich Hebbel's Dramen nicht auf unserer Bühne einbürgern, so liegt es nicht an Tieck-Grabbe'scher Formlosigkeit und scenischer Unmöglichkeit, sondern nur an der Paradoxie ihrer Stoffe. Im Gegentheil, unser Theater ist der feinen und kühnen dramatischen Bewegung günstiger als das Theater irgendeiner Epoche, da es für seine Maschinerien und technischen Hülfsmittel kaum noch eine Unmöglichkeit gibt. Der gewaltige Aufwand der Inscenirung, an den Ballet und Oper gewöhnt sind, kommt der dramatischen Dichtung zugute. Auch ist nicht abzusehen, warum sich dieselbe die ausgedehnten und glänzenden scenischen Mittel unsers Theaters nicht ebenso zu Nutze machen sollte wie das

altenglische Drama die scenische Armuth und Einfachheit des seinigen, vorausgesetzt nur, daß der innere Gang des Dramas durch diese glänzende Maschinerie weder gestört noch verdunkelt wird.

Die Technik des Dramas ist eine innere und äußere. Unter der innern Technik verstehen wir einen Bau des Dramas, der sein ästhetisches Grundgesetz in eine wirkungsvolle Form kleidet, in Ausdehnung, Gliederung und Steigerung nicht nur das Maß des scenisch Möglichen festhält, sondern auch scharf jeden Einschnitt der Handlung markirt; unter der äußern Technik die Rücksichtnahme auf ganz bestimmte Convenienzen unserer Bühne.

Die innere Technik des Dramas hat große Aehnlichkeit mit dem Wesen des Schachspiels. Seine Gestalten sind ihm gegeben wie die Figuren dieses Spiels; ihre Bewegung geht nothwendig aus ihrem Charakter hervor, wie die Bewegung eines Thurms, Springers, Läufers. Der dramatische Charakter kann ebenso wenig seinem Wesen untreu werden, wie ein Thurm oder Läufer von ihrer Linie abgehen dürfen, und in die hüpfenden Touren des Rösselsprungs verfallen. Vom Schachspiele mag der Dramatiker überdies die Beschränkung auf eine bestimmte Zahl zur Entscheidung nothwendiger Figuren lernen, ebenso die Beschränkung auf einen bestimmten Zweck, zu welchem alle Figuren gemeinsam wirken. Der König soll matt gesetzt werden — das ist der letzte und einzige Zweck des Schachs. Ein gleiches „Matt" ihres Helden verlangt die Tragödie, während sich das Lustspiel mit einem Patt begnügt. Vom Drama wie vom Schachspiele gilt, daß jeder einzelne Zug das letzte Ziel im Auge habe. Das ist die Einheit des Spiels und die Einheit des Dramas, der geniale Durchblick nach dem letzten Endzweck, ohne den es keinen großen Dramatiker und keinen großen Schachspieler gibt. Minder Begabte verstricken sich in nebensächliche Verwickelungen und verlieren dies letzte Ziel aus dem Auge. Mit den bestimmten Figuren des Schachs ist nun eine große Menge von Combinationen und Variationen möglich; ähnlich mit den Gestalten des Dramas. Entscheidend aber ist im Schach die kürzeste und schlagendste Combination, die am raschesten zum Ziele führt. Und wie der geniale Schachspieler durch wohlberechnete und doch überraschende Opfer den Sieg davonträgt: so siegt der geniale Dramatiker durch blendende Züge, die aber nur die innere Nothwendigkeit der Sache, die dem blödern Auge anfangs versteckt ist, in überraschender Weise aufdecken. Manche Variationen sind im Drama wie im Schach gleichgültig, indem sie in einer gleichen Zahl von Zügen zum Ziele führen. Unnöthiges Schlagen und Ablauschen, das durchaus keinen Vortheil bringt, ist im Schach tadelnswerth, im Drama das Hinopfern der Figuren, wenn es ohne Einfluß auf den Fortgang der Handlung bleibt.

Diese Vergleichung mag manchen müßig erscheinen, und doch erläutert sie das Wesen der dramatischen Technik besser als eine selbständige Abhandlung. Ja eins ihrer Hauptgeheimnisse, welches wir als das dramatische Tempo bezeichnen, läßt sich vollständig nur durch einen Blick auf das Schachspiel klar machen. Hier kommt es nicht nur darauf an, daß der richtige Zug gemacht werde, sondern auch, daß er zur rechten Zeit geschehe. Derselbe Zug, ein Tempo später, führt zum Verlust des Spiels, während er, ein Tempo früher, es gewonnen hätte. Ganz ebenso verhält es sich im Drama. Es ist nicht gleichgültig, wann eine Person in die Handlung eingreift, wann eine oder die andere Scene eingefügt wird, wann eine Krise oder Katastrophe eintritt — ein Tempo früher oder später macht einen großen Unterschied für die mehr oder minder energische Entwickelung der Handlung. Der Schluß des Dramas ist dann am glücklichsten herbeigeführt, wenn er, ähnlich einem Schachräthsel, mit logischer Nothwendigkeit in eine bestimmte Zahl von Zügen die letzte Entscheidung zusammendrängt. Je kühner und überraschender diese letzten Züge, desto glänzender die Auflösung des Räthsels und der Abschluß des Dramas. Die Gliederung des dramatischen Organismus in Acte und Scenen kann keine willkürliche sein, sondern sie muß einer höhern Nothwendigkeit gehorchen. Da der Dramatiker seinen Stoff nicht nach Behagen und Laune vertheilen darf, sondern seiner innern Schwerkraft zu folgen hat, welche den Schwerpunkt der Handlung von selbst an eine bestimmte Stelle verlegt: so wird nicht nur jeder Act, sondern auch jede Scene sowol ihre selbständige Bedeutung als auch eine Bedeutung für den Organismus des Ganzen haben. Wie dieser hat jeder Act und jede Scene Anfang, Mitte und Ende, ihren dialektischen Verlauf. Die Scene wird durch das Auftreten einer neuen Person bedingt. Man hat zwar, nach dem Vorgange der altenglischen Bühne, mit dem Ausdruck Scene auch jede Verwandlung des Theaters bezeichnet, mögen nun mehr oder weniger Personen innerhalb derselben auftreten. Doch in der Regel gebraucht man Scene und Auftritt in gleicher Bedeutung. Jede auftretende Person muß einen bestimmten, in die Handlung eingreifenden Zweck haben; es soll im Drama keine müßigen Scenen geben. Jede Scene muß innerlich und äußerlich motivirt sein; es sollen keine Personen auftreten ohne einen vollkommen klaren und bestimmten Grund. Die auftretende Person bringt ein neues Moment in die Handlung, welches sich im Verlauf der Scene entwickeln muß. In Scenen von größerer Bedeutung wird der Schluß den ganzen Inhalt in einer drastischen Pointe zusammenfassen. Hieraus gehen die sogenannten dankbaren Abgänge hervor, die nicht blos äußerlich theatralisch, sondern Ausflüsse echter dramatischer Energie sind. Wie viele Personen in einer Scene zusammentreffen dürfen, darüber läßt sich kein

festes Gesetz geben. Doch müssen, mit Ausnahme der Statisterie bei großen Staats- und Kriegsactionen, alle anwesenden Personen thätig in den Fortgang der Scene eingreifen. Ob wir ein dialogisches Duett, Terzett, Sextett vor uns haben — die Stimme eines jeden Mitwirkenden bleibt wesentlich. Bei einer größern Zahl von Personen kommt es auf die Stimmenführung und Gruppirung an, wobei dem Dramatiker stets das theatralische Tableau lebendig vor Augen schweben muß. Im stummen Spiele müssen sich die einzelnen Gruppen während einer Scene ablösen; es darf dem stummen Spiele der Einzelnen nie zu viel überlassen werden; sonst würde die Pantomime zu einem integrirenden Theile des Dramas gemacht. In der Regel darf die Scene nicht leer stehen, besonders dann nicht, wenn diese Leere nur ein testimonium paupertatis für die scenische Gewandtheit des Dramatikers ausstellen würde. Nur in spannenden Momenten, wenn sich hinter der Scene etwas Bedeutendes begibt, ist eine Ausnahme von dieser Regel gestattet. So bleibt z. B. die Scene ohne Beeinträchtigung des dramatischen Interesses leer stehen, während Otto von Wittelsbach mit gezogenem Schwerte fortstürzt, um den Kaiser zu ermorden, bis zu seiner Wiederkehr nach vollbrachter That.

Größere Einschnitte des dramatischen Organismus bilden die Acte (Aufzüge), innerhalb deren die Handlung sich durch ein bestimmtes Stadium weiter fortentwickelt. Das dramatische Finale jedes Actes faßt die in demselben enthaltenen Fäden zusammen — und das mattere oder vollere Austönen, die größere oder geringere Wirkung des Schlusses ist zugleich der Prüfstein für die Bedeutung, welche der einzelne Act für das ganze Drama hat. Darum dürfen wir in den sogenannten dankbaren Actschlüssen kein werthloses Zugeständniß an die theatralische Wirkung sehen, sondern vielmehr den anerkennenswerthen Erfolg einer echt dramatischen Composition, welche die zerstreuten Strahlen der Verwickelung und Handlung am Schluß in einem Brennpunkte sammelt. Die Zahl der Acte hat Horaz in seiner Epistel an die Pisonen auf fünf festgestellt. Wenn man mit Aristoteles Anfang, Mitte und Ende als die wesentlichen Stadien der dramatischen Dichtung betrachtet, so würde sich die Dreizahl der Acte als das richtige Gesetz des Dramas ergeben. Der erste Act enthält den Anfang, die Exposition, der zweite die Mitte, die Verwickelung, der dritte das Ende, die Entwickelung. Es ist indeß ebenso wenig ein Grund abzusehen, warum sich die Verwickelung nicht in drei Acte ausdehnen sollte, sodaß die Fünfzahl an die Stelle der Dreizahl tritt, als auch, warum sich nicht die drei Acte, bei einem kurzathmigen Stoffe, in die Abbreviatur eines einzigen zusammenziehen sollten. Dagegen sind zwei, vier oder sechs Acte für die dramatische Composition ungünstig, indem die einzelnen Bestandtheile der Handlung

deren Dialektik an das dreitheilige Schema der logischen Entwickelung erinnert, dann in den Acten keinen entsprechenden Ausdruck und Abschluß finden. Wenn wir das fünfactige Schema des Horaz adoptiren, das bei größern Dramen mit Recht allgemeine Anwendung gefunden, so enthält der erste Act die Exposition, die Bedingungen und Anfänge der Handlung, die aber selbst wieder Handlung sind, nicht todte Auseinandersetzung der Situation, wie sie sich bisweilen in den Prologen alter Götterherolde findet. Die Exposition des Dramas duldet keine Mysterien für den Zuschauer, er muß mit gleichem Ueberblick, wie der dramatische Dichter, alle Fäden der Entwickelung in der Hand halten. Die Exposition soll uns aber gleichzeitig in die dramatische Stimmung versetzen. Die Stimmung gehört zwar vorzugsweise der Lyrik an — doch sprechen wir schon von einer epischen Stimmung, und dürfen noch mehr von einer dramatischen sprechen. Jede dramatische Handlung hat ihr bestimmtes Colorit, das mit ihrem Grundgedanken übereinstimmen muß. Die heißblutigen Kampfesscenen in „Romeo und Julie" versetzen uns gleich in jene südliche Lebenssphäre, wo Haß und Liebe in glühender Leidenschaftlichkeit emporlodern, während die düstern Hexen auf Schottlands öden Heiden und Schlachtfeldern uns alsbald in jenen unheimlichen Kreis bannen, aus welchem die großen Verbrechen des Ehrgeizes hervorgehen, indem der Geist aus der grauenhaften Oede der Natur um so dämonischer brütend in seine eigenen Tiefen einkehrt! Und wie meisterhaft hat Shakspeare die Einheit der Stimmung festgehalten — dort, sympathisirend mit der glühenden Sinnlichkeit der Liebe, die duftigen Nächte, die Blumen und Nachtigallen des Südens, hier, im Einklang mit dem Verbrechen des ehrgeizigen Mordes die unheimliche Sturmesnacht des Nordens, in welcher die Eule krächzt und der Wolf auf seinen Raub ausgeht. Das historische Drama muß uns den Hintergrund der Cultur, den der Epiker in aller Breite auszumalen berechtigt ist, den Geist der geschichtlichen Epoche und des Volkslebens mit wenigen, aber schlagenden und lebensvollen Zügen darstellen, die uns in die Stimmung jener Zeit versetzen. In dieser Beziehung sind z. B. die ersten Acte des „Egmont" und „Wilhelm Tell" meisterhaft. Dort befinden wir uns mitten in der rührigen und frischen Bürgerlichkeit des niederländischen Volks, welche im Helden der Tragödie eine ideale Gestalt gewinnt; hier tritt uns die große freie Natur der Alpen und das schweizer Volksleben entgegen, dessen thatkräftige Rüstigkeit sich im energischen Auftreten des Helden spiegelt. Der erste Act versetzt uns also in die Situation des Dramas, die keine ruhende, sondern von Anfang an nach der Zukunft hinbewegt ist, und in die dramatische Stimmung. Er zeigt uns die Wurzeln der Handlung in ihrem Wachsthum und sein organischer Schlußpunkt ist dort, wo ihre ersten Keimblätter sichtbar aus

Licht hervortreten. Der Schluß des ersten Acts ist am wirksamsten, wenn er uns eine spannende Perspective in die Zukunft eröffnet, wenn er uns, wie mit einem Blitze, das Reich der Möglichkeiten erhellt, innerhalb dessen die Handlung verlaufen kann.

Der zweite Act schürzt den Knoten der dramatischen Verwickelung enger und gibt dem Conflict des Dramas schärfere Bestimmtheit. Sind mehrere Gruppen, welche eine Grundidee spiegeln, vorhanden, wie z. B. im „Lear" und „Kaufmann von Venedig": so läßt sie der zweite Act noch selbständig bestehen, vertieft und entfaltet nur die gesonderte Handlung. Er schließt am besten mit einem folgenreichen Entschluß, wie z. B. in „Maria Stuart" mit dem Entschluß der Elisabeth, die gefangene Königin in Fotheringhayschloß zu sehen. Ist die Handlung des Dramas in eine Reihe von Thaten zerfällt, deren innere Einheit die bewegende Leidenschaft des Helden ist: so kann schon im zweiten Acte eine entscheidende That geschehen. So die Ermordung des Königs Dunkan im zweiten Act des „Macbeth", die erste That in jener unheilvollen Kette von Verbrechen.

Der dritte Act ist der centrale Act des Dramas, der Mittelpunkt der Handlung. Der zweite Act hat den Conflict weiter entwickelt, der dritte hat ihn gereift. Er enthält den Höhepunkt der Krisis — und das ist seine tiefe künstlerische Bedeutung. Er hat die Frucht gereift, aber er darf sie noch nicht vom Baume schütteln. Denn solche vorzeitige Beschleunigung der Entwickelung würde die letzten Acte um ihre Wirkung bringen. Die Spannung ist aufs höchste gediehen, der Conflict auf seine drohendste Spitze gesteigert. Hier tritt seine innere Einheit zu Tage, gesonderte Handlungen müssen ineinandergreifen, die Concentration des dramatischen Pathos gibt dem Schluß des dritten Acts eine mächtige Wirkung. Diese Bestimmungen sind so wenig zufällig, daß wir sie gerade an den kunstgerechtesten Dramen nachweisen können. Man darf indeß nicht diesen Höhepunkt der Krisis mit der Peripetie verwechseln, welche, wie wir bald genauer sehen werden, durchaus von ihm verschieden ist. In derjenigen Tragödie Shakspeare's, deren Organismus vor allen andern künstlerisch gegliedert ist, „Coriolan", sehen wir im dritten Acte die Spannung zwischen den aristokratischen Patriziern und dem Volke und seinen Tribunen aufs höchste gesteigert. Sie haben ihn, der sie in stolzem Uebermuth schmähte, aus Rom verbannt. In der „Jungfrau von Orleans" schließt den dritten Act die Begegnung mit Lionel, in welcher die tragische Collision zwischen der himmlischen Sendung und der irdischen Liebe ihren Gipfel erreicht. Die Spannung zwischen Maria Stuart und Elisabeth ist bei ihrer Begegnung in Fotheringhayschloß zu verderbenschwangerer Höhe gediehen, und der Bruch durch den Mordversuch auf die Königin von Eng-

land, der am Schluß des dritten Acts eintritt, unheilbar geworden. Im dritten Aufzuge des „Tell" liegt in der Scene des Apfelschusses die dramatische Krisis. Der sittliche Conflict des Uriel Acosta, der Kampf zwischen dem freien Gedanken und der Liebe zur Familie, findet im dritten Act, in der Scene mit der blinden Mutter, seinen Brennpunkt. Auch an „Othello" und vielen andern Dramen läßt es sich nachweisen, wie der dichterische Genius nur dem nothwendigen Gesetze der dramatischen Form folgt, wenn er den Schwerpunkt der Krisis in den dritten Act, in die Mitte des Stücks verlegt.

Der vierte Act dagegen ist der Act der Peripetie, jenes Glücksumschwungs, den schon Aristoteles als wesentlich für das Drama bezeichnet und als dessen beliebteste Form er „die Erkennung" anführt. „Der Glückswechsel ist eine Veränderung mit den handelnden Personen, wodurch sie in einen entgegengesetzten Zustand gerathen, und zwar nach unserer Bestimmung auf eine wahrscheinliche und nothwendige Weise." (Poëtic. c. 11). Der vierte Act des Dramas ist nun die Entwickelung der dramatischen Krisis zur Peripetie, die ihm den wirksamsten Abschluß gibt. In jenen Dramen, in denen die Steigerung des Conflictes im dritten Act mit Meisterschaft durchgeführt ist, finden wir auch regelmäßig im vierten eine kunstgerechte Peripetie. Wie großartig ist sie im „Coriolan", der siegend mit dem Heere der Volsker vor Rom rückt, und sich durch die Bitten seiner Mutter und Gattin zum Rückzuge bewegen läßt, ein Rückzug, der seinen Untergang zur Folge haben muß. Welch ein Umschlag des Geschicks! Der rachedürstende Triumphator, der bereits seine Vaterstadt gebeugt vor sich im Staube sieht, verwandelt sich im vierten Acte in den guten Sohn, Gatten und Patrioten, der das Opfer seiner Großmuth wird. Der Anfang des vierten Acts der „Jungfrau von Orleans" zeigt uns die Heldin auf der Höhe ihres Ruhms; am Schluß des Acts entflieht sie einsam und von allen verurtheilt. Und wie meisterhaft ist diese Peripetie herbeigeführt, indem die Heldin jener Anklage der Zauberei gegenüber verstummt, weil sie ihr tieferes Verschulden durch das schweigende Eingeständniß einer Schuld, der man sie mit Unrecht zeiht, zu büßen sucht. Im „Uriel Acosta" aber besteht die Peripetie im Widerruf des Widerrufs, der den Helden dem Untergange weiht.

Der Inhalt des fünften Actes nun ist die Katastrophe und der Schluß der Tragödie. Der Untergang des Coriolanus, der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, des Uriel Acosta erläutert von selbst die Bedeutung des letzten Acts. Die Kunst des Dramatikers besteht darin, den Verlauf der dramatischen Handlung von der Peripetie bis zur Katastrophe noch spannend zu erhalten, den letzten Act nicht zu einem bloßen Ausklingen des vollen tragischen Akkords zu machen,

den der Schluß des vierten angeschlagen. In allen oben erwähnten Dramen ist der fünfte Act matter als der dritte und vierte, mit Ausnahme der „Jungfrau", in welcher ein neues Moment der Handlung von spannender Kraft die Katastrophe herbeiführt. Dagegen ist der Schlußact des „Macbeth", „Hamlet" und „Narciß" von echt dramatischer Steigerung.

Wir haben die Beispiele für die kunstgerechte Gliederung des Dramas aus dem Bereiche der Tragödie genommen; wir hätten sie ebenso gut aus dem Kreise des Lustspiels nehmen können, nur daß hier die Peripetie und Katastrophe eine andere Bedeutung gewinnt. In Scribe's „Glas Wasser" z. B. gibt der erste Act eine klare und lebendige Exposition. Am Schluß des dritten Acts steht die dramatische Partie so kritisch, daß Abigail sie für verloren, Bolingbroke für gewonnen erklärt. Der vierte Aufzug aber führt durch das berühmte Glas Wasser die Peripetie des Lustspiels herbei, während der fünfte Act noch durch mancherlei spannend verschlungene Fäden zur glücklichen Katastrophe eilt, d. h. zur befriedigenden Lösung aller geschürzten Knoten und zur vollkommenen Darlegung des schalkhaft ironischen Grundgedankens.

Ohne diese Präcision der dramatischen Gliederung, ohne diese Steigerung der Handlung, Schürzung und Lösung des Knotens, ohne die an richtiger Stelle eintretende Krisis, Peripetie und Katastrophe wird das Drama leicht in das epische Gebiet hinüberschielen und nicht jene energische Spann- und Schlagkraft gewinnen, die seiner gedrungenen Form und ihrer logischen Consequenz eigenthümlich ist. Wol werden Ausnahmen von diesen allgemeinen Bestimmungen eintreten, wenn es die Behandlung eines besondern Stoffs mit sich bringt; aber der dramatische Gang wird durch diese Regeln markirt und es wird stets bedenklich bleiben, die vorgeschriebene Etappenstraße des Dramas zu verlassen und romantische Seitenwege einzuschlagen.

Als ein Hauptkunstgriff der dramatischen Technik gilt der Theatercoup, die dramatische oder theatralische Ueberraschung *). Die letztere, die in einer unverhofften und plötzlichen scenischen Entwickelung besteht, gehört nur in das Gebiet der Oper, des Ballets und der Posse. Was die erstere betrifft, so sind die romanhaften Ueberraschungen, die in unerwarteten Enthüllungen bestehen, von der Schwelle des Dramas zu verweisen. Im Drama verlangt alles eine sorgfältige Motivirung, und

*) Das Wesen des Theatercoups hat der große Stagirit sehr schlagend ausgedrückt, wenn er sagt, daß die Tragödie vorzugsweise dann ihren Zweck erreicht, ὅταν γένηται παρὰ τὴν δόξαν καὶ μᾶλλον, ὅταν δὲ ἄλληλα (Poëtic. c. 9), wenn die Begebenheiten wider Vermuthen und doch auseinander entstehen. In der That beruht auf dieser Vereinigung des Ueberraschenden und doch wohl Motivirten die berechtigte dramatische Wirkung.

Effecte, die man als Wirkungen ohne Ursache definirt hat, dürfen hier nicht Platz greifen. Wol aber sind plötzliche Wirkungen verstattet, die aus der Explosion geschickt angelegter Minen oder Contreminen hervorgehen. Im Lustspiele hat der Zufall, in dessen Wesen das Ueberraschende und Plötzliche liegt, ein Recht, wohlberechnete Plane zu kreuzen und heitere Verwickelungen herbeizuführen. Der berechtigte Theatercoup geht aus maskirten Zügen des dramatischen Spiels hervor, die, an sich klug und fein angelegt, doch durch die überraschende Gleichzeitigkeit wirken, mit der sich zwei oder mehrere Angriffslinien eröffnen. Auch die plötzliche Wendung eines Charakters, die allerdings seinem Wesen nicht widersprechen darf, aber doch ein unerwartetes Licht auf dasselbe wirft, kann die Wirkung eines Theatercoups hervorrufen. So ist uns Leicester in der „Maria Stuart" als glatter und doppelzüngiger Höfling bekannt. Dennoch bringt sein Verfahren gegen Mortimer, den er verhaften läßt, um sich zu retten, eine überraschende Wirkung hervor, die aber durch die Situation und den Charakter gerechtfertigt ist.

Zur innern Technik des Dramas im weitesten Sinne kann man auch seine dialogische Einkleidung rechnen. Der Dialog ist die dramatische Gesprächsform, das Hin und Wieder der Rede, aus welchem, wie aus den Plattenpaaren der Volta'schen Säule, der elektrische Blitz der Handlung hervorspringt. Der Monolog, das Selbstgespräch, ist im Drama ebenfalls berechtigt als die Einkehr der dramatischen Charaktere in ihr Inneres, eine Einkehr, die indeß niemals ein bloßes lyrisches Bibriren des Gemüths sein darf, niemals eine zerfließende Hingabe von Stimmungen, sondern uns entweder die innern Tiefen des Charakters, in denen der Schwerpunkt der Selbstbestimmung liegt, ohne jede Maske enthüllt und dadurch den Dialog ergänzt oder im kritischen Moment die Wendung zur That, die innere Entscheidung darlegt. So muß der Monolog in der einen oder der andern Weise motivirend sein. In den Monologen sammelt sich das Gemüth der Helden; die Handlung geht auf ihr geistiges Centrum zurück. Der innere Conflict, das Werden und Wachsen des Entschlusses und der Leidenschaft kommt in den Monologen zu vollem Ausdruck. Die Monologe Wallenstein's vor dem Eintritte des schwedischen Hauptmanns, Macbeth's vor der Ermordung Duncan's, Tell's vor der Ermordung des Landvogts — ein Monolog, der deshalb mit Recht getadelt worden, weil er seine That zu einem Werk mörderischer Berechnung macht, sind Beispiele, welche die dramatische Bedeutung des Selbstgesprächs klar machen. Iphigenie, die Jungfrau von Orleans, Hamlet, durch das Schicksal zu einer That berufen, der sein Charakter widerspricht, sprechen ihren innern Conflict in Monologen aus. Nie darf indeß ein Monolog ein blos lyrisches Pracht- und Schaustück sein, wenn sich auch in ihm die Charaktere in

ihr Inneres zurückziehen und diese vorwiegende Innerlichkeit ihm einen lyrischen Zug gibt. Dennoch muß er ein organisches Glied des Dramas sein, das sich nicht ohne Gefahr für das Leben des Ganzen von ihm loslösen läßt. Im Lustspiel wird der Monolog noch mehr als in der Tragödie die geeignete Form sein, um das Publikum zum Vertrauten von Plänen und Intriguen zu machen, welche den übrigen handelnden Personen des Stücks zunächst verborgen bleiben müssen. Der dramatische Dialog darf weder in eine müßige Unterhaltung noch in eine sokratische Abhandlung in Gesprächsform ausarten. Er ist scharf und schlagend, das geistige Schwert der kämpfenden Charaktere. Er muß gesättigt sein mit der Energie des Willens, die auch durch die Rede ihre bestimmten Zwecke verfolgt. Damit ist indeß nicht gesagt, daß die dramatische Kraft des Dialogs in jener lakonischen Einsilbigkeit besteht, welche zur Zeit der Sturm- und Drangperiode an der Tagesordnung war und die Ergüsse der Leidenschaft und Empfindung naturwüchsig auf gehäufte Interjectionen beschränkte. Ebenso wenig soll die Schlagkraft des Dialogs sich in jenen stichometrischen Reden und Gegenreden erschöpfen, welche an geeigneter Stelle, wie wir aus den griechischen Tragikern und aus Schiller ersehen, von großer Wirkung sind, aber für die letzten Zwecke des Dramas nicht genügen. Der Dramatiker soll im Dialog sein Pathos voll und ganz expliciren; er soll die Motive der Handlung und ihre Zwecke in ein vollständiges Licht setzen, die sittlichen und historischen Mächte, wenn sie im Gemüth der Helden oder im Verlauf ihres Geschicks zur Geltung kommen, mit aller Würde und Majestät erscheinen lassen und die stürmische Beredsamkeit der Leidenschaft wie den verhüllten Schmerz der Seele mit der ganzen Kraft seines Genius offenbaren! Das ist ja die berechtigte Magie der Dichtkunst:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leide.

Bei Sophokles und Euripides, bei Calderon, Shakspeare und Schiller finden wir im Dialog diesen vollen Ausdruck des dramatischen Pathos und keine falsche Theorie der Naturwahrheit wird uns jene Lakonismen des Dialogs als alleinberechtigt aufzudrängen vermögen, hinter denen sich nur ausnahmsweise dramatische Energie, in der Regel geistige Armuth und die Unfähigkeit verbirgt, in die Tiefen der Seele hinabzusteigen.

Was nun die äußere Technik des Dramas betrifft, so darf man von ihm verlangen, daß es bühnengerecht sei, um sich jener Oeffentlichkeit zu erfreuen, die sein wahres Lebenselement ist. Das Drama gehört auf die Bühne der Gegenwart. Wenn seine innere Technik den oben angeführten Bestimmungen entspricht, so wird ihm auch der theatralische Erfolg nicht fehlen, der eine regelrechte Anlage und spannende Durchführung stets begleitet. Dennoch müssen auch einige äußere Hemmnisse

beseitigt werden, welche die Inscenirung erschweren. Die Länge einer darstellbaren Tragödie oder eines Lustspiels darf bei der Aufführung das Maß von drei Stunden nicht überschreiten. Man mag immerhin mit Hamlet's Ironie über diese Vorschrift die Achseln zucken und von einem solchen Stücke sagen: es soll „mit eurem Barte zum Barbier"; man mag sich auf die großen Trauerspiele Shakspeare's und Schiller's berufen, die trotz ihrer Länge nicht nur bühnenfähig geblieben, sondern auch unsterblich geworden sind; man mag an den Rothstift des Regisseurs und der Schauspieler appelliren — wir weisen nur darauf hin, daß solche Stücke wie Schiller's „Don Carlos", Shakspeare's „Hamlet" und andere in ihrer jetzigen Bühneneinrichtung verstümmelt sind, indem für den Zusammenhang wesentliche Motivirungen fortgelassen werden. Wir räumen gern ein, daß es ein Theaterpublikum gegeben hat oder geben wird, welches ganze Tage und Nächte vor der Bühne ausharrt; aber wir sprechen nur vom Publikum und von der Bühne der Gegenwart. Ein Stück, dessen Aufführung drei Stunden überdauert, ermüdet die Aufmerksamkeit unsers Publikums oder bedarf mindestens eines doppelten Aufwandes dramatischer und theatralischer Mittel, um sie wach zu erhalten. Von gleicher Wichtigkeit ist die Beschränkung der Verwandlungen, indem eine Häufung derselben zwar keine Schwierigkeit für die Maschinerie unserer Bühne bietet, aber doch nothwendig eine nicht intensiv fortschreitende, sondern hin- und herspringende Handlung zur Folge hat und die Aufmerksamkeit des Publikums zerstreut. Ferner verlangt die scenische Technik, daß nicht zwei große Scenen, welche die ganze Tiefe der Bühne einnehmen und mancherlei Zurüstung, Requisiten, einer bei der Verwandlung bereits rangirten Scenerie bedürfen, aufeinander folgen. Solch einer großen Ausstattungsscene kann nur eine Scene mit kurz vorfallender Decoration vorausgehen, hinter der die nöthigen Vorbereitungen getroffen werden. Auch auf nothwendige Umkleidungen der Darsteller innerhalb der Acte muß die erforderliche Rücksicht genommen werden.

Alle diese technischen Rücksichten, die sich noch weiter ins Einzelne ausführen lassen, dürfen sich indeß in keiner aufdringlichen Weise geltend machen. Daß sie beobachtet worden sind, darf der Zuschauer nur aus dem bequemen und ungehinderten Gang der Aufführung erfahren.

Deutsche Geschichte und Sage aus dem 10. Jahrhundert.

Von

Franz Löher.

Dürftige chronistische Notizen, Verleihungsurkunden und sehr wenige Acten von Reichs- und Kirchentagen sind es, aus welchen man sich einen Einblick in die politischen Ereignisse jener Zeit und in die damaligen Zustände in Volk, Staat und Kirche verschaffen muß. Niemals wird sich hier in allem Einzelnen eine zuverlässige Geschichte herstellen lassen: nur in den Hauptsachen das Richtige und in dem Uebrigen annähernd das Richtige zu finden, damit bescheidet man sich.

Das aber zu finden ist möglich, wenn man die mannichfachen abgerissenen Notizen in sämmtlichen Quellen genau miteinander vergleicht, ihre Glaubwürdigkeit prüft und aus dem so gewonnenen echten Material den Gang der Geschichte in der Weise feststellt, wie er sich einfach und natürlich aus den überlieferten Thatsachen und Charakterzeichnungen ergibt, mit keiner glaubwürdigen Quellennotiz im Widerspruch steht, und logisch hineinpaßt in die gesammte Entwickelung der Staats-, Kirchen- und Culturgeschichte des Zeitraums.

Zur Erläuterung wollen wir hier die Nachrichten näher ins Auge fassen, welche uns über den bekannten Krieg zwischen König Konrad I. und dem jungen Sachsenherzoge Heinrich, dem spätern ruhmreichen Könige, überliefert sind.

Nur sächsische Geschichtschreiber sind es, welche uns Näheres von diesem Kampfe ihres Herzogs mit dem fränkischen Könige erzählen, von den Anhängern Konrad's hat uns keiner über sein Recht und seine Thaten aufgeklärt. Jene Sachsen aber schrieben zu einer Zeit, als unter dem großen Otto das sächsisch-deutsche Kaiserthum die Welt mit seinem Glanze und jedes Sachsen Brust mit Stolz und hochgemuthem Glauben an seines Volkes Herrlichkeit erfüllte. Leicht mochten sie die Kämpfe, welche zu solcher Größe führten, ins Lichtvolle malen. Auch ist es nicht einmal verbürgte Geschichte, was sie uns ausführlich von den ritterlichen Thaten ihres Herzogs und Volks und von den schlechten Ränken der Gegner erzählen, sondern es sind größtentheils Sagen aus dem Volksmunde. *) Die schwäbischen und bairischen Herzoge sind nicht

*) Daher so häufig bei Widukind und den gleichzeitigen Geschichtschreibern die Angabe: ut refertur, fertur, tradunt, ut quidam tradunt, fuere qui dicerent, ut a mimis declamaretur, oder bei Widukind, I, 13: si qua fides his dictis adhibeatur penes lectorem, bei Ekkehard, IV. de cas. S. Galli, Pertz, II, 83. quoniam vulgo concinatur et canitur.

minder in ihrem Kampfe mit dem Könige durch Sagen verherrlicht, welche uns die Begeisterung erkennen lassen, mit welcher der ganze Stamm aller Welt trotzend bei dem Banner seines Herzogs stand.

Auf höchst anziehende Weise verschmilzt sich in diesen Sagen das germanische unzähmbare Reckenthum und der germanische Glaube an die allgegenwärtigen helfenden Götter noch mit der aufkeimenden Achtung vor dem öffentlichen Gesetze und mit dem christlichen Wunderglauben.

Noch bedeutungsvoller werden uns jene sagenhaften Berichte dadurch, daß sie uns ganz in derselben Weise wie bei den Griechen das Keimen und Wachsen unserer historischen Kunst erkennen lassen.

Nicht die kurzen trockenen Angaben der Annalisten und Chronisten sind es, aus welchen sich die Lust und das Geschick zur Geschichtschreibung entfaltet. Solche Notizen sind nur des bessern Gedächtnisses und Beweises halber aufgezeichnet, zum selben Zwecke wie kurze gerichtliche Urkunden oder Rechtssprichwörter. Denn gleichwie Recht und Sitte sich fortpflanzt, so lebt im Volke auch seine Geschichte: die Chronik will nur für die Zeitfolge ein Merkzeichen und einen Anhalt geben. Daher sind und bleiben die ersten chronistischen Aufzeichnungen dürre Gerippe, aus welchen niemals sich Leib und Leben bildet.

Die Sage dagegen führt anschaulich vor all die kämpfenden Helden, das Eingreifen der Naturgewalten, den Schrecken der Niederlage und die fröhliche Heimkehr der Sieger. Rasch wandert die Sage von Haus zu Haus, von Mund zu Munde, überall nimmt sie neuen Schmuck mit sich, und wo vor einer versammelten Menge das Lauschen und der Zuruf den Erzähler begeistern, da strömt ihm Wort und Bild lebendiger, klangvoller, er wird zum Dichter, zum Sänger.

Die Zuhörer haben anfangs nur die reine Freude an dem Thatsächlichen, an dem wildbewegten Leben in den Sagen und Gesängen. Sie verlangen danach, weil sie im Anhören eine innere tiefe Lust und Erregung empfinden, alles das selbst wieder durchzuleben. Sowie aber die Cultur im Volke steigt, gesellt sich zu diesem Gefallen an der Schilderung, dessen innerer Grund in der Mitleidenschaft besteht, unwillkürlich die Thätigkeit des Verstandes, der das vielerlei Geschehene ordnet und seine verschiedene Bedeutung erkennt. Man gibt sich nicht mehr lediglich dem Reiz des Epischen hin, welches das Sinnen und Denken gefangen nimmt jedesmal für das ausgemalte Einzelne, man überschaut bereits die Fäden, welche das viele Einzelne zu einem Ganzen verknüpfen. Das ist der Zeitpunkt, wo die Geschichtschreibung entsteht. Noch erfüllt von den leibhaften Bildern und Gestalten der Sage, aber schon ergriffen von der unwiderstehlichen Lust, das Ganze zu beherrschen, indem er es sich geistig klar macht, faßt der Schreiber die Thatsachen, welche ihm die Sage vorstellt, kurz zusammen, ordnet ihre Folge-

reihe, läßt den ursächlichen Zusammenhang durchblicken und ergänzt so gut es geht die Lücken, wo die Sage einen Zeitraum nicht ausgefüllt hat.

Die Griechen hatten ihre homerischen Gesänge und andere Sagen, in welchen sich nicht blos einzelne Geschichten, sondern das Ganze der Sitten und Zustände ihrer Heroenzeit deutlich abspiegeln. Von den Sängern und Dichtern machen den Uebergang zu den Geschichtschreibern die Sagenschreiber, die Logographen, welche den Sagenstoff fixiren, jedoch den poetischen und rhythmischen Schmuck davon abstreifen. Kadmus von Milet, Pherecydes, Hekatäus und andere Logographen gaben wie sie es nannten Genealogien und Ktiseis (Städtegründungen), indem sie aus den lebendigen Wogen und Wellen der Sagen den Inhalt für die Geschichte von Herrscherfamilien, von Stadt- und Volksgemeinden niederzuschlagen strebten. Gerade so ging es mit der deutschen Geschichtschreibung. Von Paulus Diakonus an bis zum Adamus Bremensis und noch darüber hinaus ist es für die ganze Reihe unserer Geschichtschreiber hauptsächlich der Sagenstoff, aus welchem sie ihre ersten Bücher entnehmen. In ihrer Behandlung dieses Sagenstoffes herrscht ganz dieselbe eigenthümliche Vermischung von Kritik mit einer Auffassung, wie bei dem alten köstlichen Meister Herodot, dessen liebliche Klarheit freilich keiner von ihnen erreichte.

Sie mußten zu den Sagen greifen, oder vielmehr die Sage ergriff sie. Denn die paar Linien, welche über die Vorzeit von Annalisten in Klöstern und alten Städten aufgezeichnet waren, konnten den Geschichtschreibern weder Stoff und Antrieb zum Schreiben noch Farbe und Leben für ihre Erzählungen geben.

Solange aber die Volkssage den geschichtlichen Inhalt fort und fort in lebensvollen Bildern dem Volke vorführte, solange hatte man kein Bedürfniß nach historischen Schriften. Das ist der Grund, warum in den Anfängen der Geschichte unserer Volksstämme die Annalisten und Chronisten so dürftig sind, und nicht etwa weil das Pergament zu theuer und die Mönche zu schreibfaul gewesen. In Deutschland aber erzeugte sich unaufhörlich eine Fülle von historischen Sagen und Gesängen noch bis ins 10. und 11. Jahrhundert hinein. Rauschte doch damals noch wie ein mächtiger Strom durch das ganze Volk das „Nibelungenlied", dieser Riesenspiegel unserer historischen Vorzeit, des Charakters, der Sitten und Kämpfe unserer ältesten Vorfahren.

Auch die kurze Geschichte des Krieges zwischen dem Sachsenherzog Heinrich und dem Könige Konrad, wie sie uns Widukind und Thietmar *) überliefert haben, ist aus Volkssagen zusammengesetzt.

Ueber die Ursache des Streites spricht Widukind sich nur im all-

*) Widuk. I, 21—25. Thietm. I, 4, 5.

gemeinen aus, jedoch geht er darauf ein. Nur die Lage erinnerte ihn daran. Denn selbst wenn Widukind eine ausführlichere Chronik vor sich hätte, als uns bekannt geworden, so hätte sie ihm statt der Ursache des Kampfes nur die Notiz gegeben: „Der Krieg begann zwischen Heinrich und dem König Konrad." Der Volksgesang aber fing ohne Zweifel damit an, was der König dem Herzog nehmen und dieser nicht leiden wollte, und stellt uns den König, den Herzog und seine treuen Sachsen anschaulich vor Augen. Der Chronist zeichnet dagegen nur auf, wann der König in Corvey gewesen.*)

So erzählt denn Widukind: „König Konrad hatte oft die Tüchtigkeit des neuen Herzogs erfahren und fürchtete, ihm alle Gewalt seines Vaters zu übertragen. Daher kam es, daß alles sächsische Kriegsvolk wider den König erbittert wurde. Sich verstellend jedoch lobte und rühmte er mit vielen Worten ihren vortrefflichen Herzog und verhieß, ihm Größeres zu geben und mit großen Ehren ihn zu verherrlichen. Die Sachsen aber hörten nicht auf solche falsche Worte, sondern sie riethen ihrem Herzog: wolle der König ihm die väterlichen Ehren nicht gern geben, so könne er auch ohne des Königs Willen, was er nur wolle, behaupten." Es würde nicht schwer fallen, diese ganze Erzählung wörtlich in Balladenform zu bringen. Man nehme z. B. die alten englischen Balladen zur Hand und vergleiche, ob nicht ein ganz ähnlicher Ton, eine ähnliche Gedankenfolge darin wiederkehren.

Thietmar, welcher sich über die Ursache des Krieges genauer ausdrücken will, sagt: „Heinrich als Nachfolger seines Vaters übernahm die Erbgüter nach Recht und den größten Theil des Lehens umsonst aus des Königs Verleihung, und was ihm fehlte, das fiel ihm hart und allen den Seinigen." Thietmar unterscheidet also das, was dem Herzog vermöge allgemeinen Landrechts zustand, von demjenigen, was er vom König erhielt. Er erzählt ferner, wie der Herzog, der bis dahin mit Konrad Freund gewesen, den Groll lange in der Brust getragen, wie der König ihn genau beobachtet, aber gethan habe, als bemerke er es nicht, bis auf Hatto's Antrieb ein Anschlag gegen des Herzogs Leben gemacht sei. Ohne Zweifel hatte der merseburger Bischof, welcher viel am Hofe verkehrte, über den Anfang des Streites genauere Nachrichten gesammelt als der corveyer Mönch, welcher sich blos an die Sage hielt. Denn ganz, wie es die Sage erzählen würde, fährt dieser in obiger Stelle fort: „Der König aber sah, daß die Sachsen ihn ganz anders als sonst mit finstern Blicken ansahen, und daß er im offenen Felde ihres Herzogs nicht Herr werde, denn es standen bei ihm Haufen

*) Annal. Corbej. ad 913. Chounratus rex praesens Corbejae omnia privilegia nostra confirmat. Visitat etiam Herivordium.

von tapfern Dienstmannen und auch der zahllose Heerbann. Da sann er darauf, wie er ihn durch Ränke jedenfalls zum Tode bringe. Es war aber in Mainz ein Erzbischof, der hieß Hatto, scharf von Rath und kühn von Geist, der schlauer war als alle Menschen. Der wollte sich den Dank des Königs und seiner Franken verdienen, gleichwie er einst den Königsfeind Grafen Adalbert in den Tod gelockt hatte. Eine goldene Kette ließ er machen und Heinrich zu einem Gastmahle laden, da wollte er ihn ehren mit viel großen Geschenken. Zum Goldschmied ging der Bischof, die Kette zu beschauen, da seufzte er, als er sie sah. Es fragt der Goldschmied, warum er seufze? «Ach, die Kette soll das Blut des Mannes, der so adelich und mir so werth, Heinrich's Blut beflecken.» Der Goldschmied hört und schweigt, vollendet wird die Kette und übergeben, Urlaub fordert er und erhält er. Und entgegen dem Herzog ging er, der zu solchen Dingen kam, offenbar machte er ihm, was er hörte. Da ergrimmte der Herzog sehr, den Boten rief, der da stand, ihn einzuladen: «Geh und sag Hatto, Heinrich's Hals ist nicht stärker als der Adalbert's; ich will doch lieber zu Hause sitzen und darauf denken, wie ich dem Bischof diene, als daß ich mit meinen vielen Leuten ihm beschwerlich falle.» Und sogleich fiel er über alle Güter her, die Hatto in ganz Sachsen und Thüringen hatte, und vertrieb seine und des Königs Freunde aus dem Lande und vertheilte ihr Gut an seine Mannen." *)

Es ist nun wol klar, daß es Dichtung ist, der hochherzige Konrad habe listigerweise seinen Gegner umbringen wollen. Wol aber mochte Hatto, da er des gefährlichen Feindes nicht anders Herr werden konnte, einen Anschlag machen, ihn durch List in des Königs Gewalt zu bringen. Ueber diesen Hinterhalt, welchen der Bischof dem Herzog legte, hätte jede Chronik, weil die Sage resultatlos und unerwiesen blieb, sicher geschwiegen. Die Sage aber schmückte die Geschichte zu einer Erzählung aus, in welcher ihr Held wunderbar gerettet wird vor der kunstreichen Mordkette, die seinen Hals umschlingen und durchstechen soll mit den scharfen Spitzen, die plötzlich aus den Gliedern der Kette hervorspringen. **) Die Personen alle werden uns in charakteristischen Reden vorgeführt. Die Sage läßt den Mörder sich verrathen; denn auch er muß trauern über den Untergang eines so herrlichen Mannes. Der Gerettete aber gibt ihm später einen derben Spott zum Bescheide, dem die That auf dem Fuße folgt.

Noch ein Umstand fällt uns auf. Der Sagendichter schweift leicht ab, und wo er etwas klar machen will, flicht er gleich eine Episode

*) Widuk. I, 22.

**) Vgl. Waltharius 1059 bei Grimm 39. 72.

ein. Gerade so folgt im Steinvelter Codex des Widukind, wo die Rede auf Hatto's Schlauheit kommt, erst die Erzählung von dem Mordstreiche, den der Bischof dem großen Krieger Adalbert dem Bamberger gespielt. Der lateinische Text macht dazu einen ähnlichen Uebergang, wie etwa der Sagendichter sprechen würde: „Davon will ich euch nun sagen.“*) Bezeichnend genug finden sich hier im lateinischen Texte noch eine Reihe von Reimanklängen, die Sage war, als der Geschichtschreiber sie vor sich hatte, bereits Lateinisch wieder gegeben, gleichwie die von Walther von Aquitanien.

Endlich schließt die Sage selten eine Erzählung, ohne den moralischen Erfolg, den Eindruck auf die Gemüther anzudeuten. So heißt es auch bei Widukind zum Schluß: „Als Hatto's schändliche Ränke alle umsonst waren und vor der Welt aufgedeckt, da wurde er traurig und krank, sodaß er starb wenige Tage darauf. Ja das Volk ruft dem verfluchten Feinde noch zornig nach: des Himmels Blitz habe ihn erschlagen.“ **)

Statt nun über die einzelnen Feldzüge, Gefechte und Burgenerstürmungen zu berichten, würde auch eine ausführliche Chronik blos sagen: Heinrich kriegte in dieser Zeit; nur die Hauptschlachten kämen vielleicht zur Erwähnung. Die Sage hob zweifellos aus den verschiedenen Fehden einzelne Züge von Gefahr, Tapferkeit, Diensttreue und schlauer List hervor und besang die lustigen Gelage der Kriegsmänner, als ihr Herzog unter sie die eroberten Güter der Feinde vertheilte. Jedoch waren diese Sagen dem Geschichtschreiber nicht wichtig genug, um sie in sein Buch aufzunehmen.

Der Glanzpunkt dieser Sagen aber war die Schlacht bei der Eresburg: auch hier ist Widukind's Erzählung wie aus einer Ballade genommen.

„Der König schickte seinen Bruder, mit einem Heere kam er nach Sachsen, er sollte das Land verwüsten. Und nahe kam er der Veste, welche Eresburg heißt, da sprach er stolz: «Kein Ding bedrängt mich mehr, als daß die Sachsen es nicht wagen, vor ihren Mauern sich zu zeigen, daß ich mit ihnen kämpfen kann.» Noch war das Wort in seinem Munde, sieh' da, die Sachsen stürmten ihm entgegen, eine Meile war es von der Stadt. Es begann die Schlacht und mit so furchtbarem Blutbade büßten die Franken, daß die Bänkelsänger sangen:

Wo ist die Hölle so tief und weit,
Daß sie schluckt all die fränkische Herrlichkeit.

*) Quod ex uno ejus actu colligi potest. Bei Pertz III, 427 Codd. 2 und 3.

**) Widuk. I. 22. Hatho autem videns suis calliditatibus finem impositum, nimia tristitia ac morbo pariter non post multos dies confectus interiit. Fuerunt etiam qui dicerent, quia fulmine caeli tactus eoque ictu dissolutus diem postremum defecisset.

Der Königsbruder Eberhard aber hatte keine Angst mehr, die Sachsen kämen nicht, er sah sie in bester Nähe und floh schimpflich von ihnen geschlagen aus dem Felde."

Von Eberhard's Charakter, der uns in andern Berichten geschildert wird *), hat die Sage ebenso glücklich als richtig einen Zug gezeichnet. Es ist sehr schade, daß uns von den Volksliedern auf die eresburger Schlacht nur die zwei Linien erhalten sind, wie sie Widukind wiedergibt. **) Es gibt sich in dem kleinen Bruchstücke wol noch die ungeheuerliche Phantasie zu erkennen, in welcher sich der spottende Uebermuth der sächsischen Liedersänger über die Franken erging, aber man hört aus der lateinischen Prosaübersetzung der zwei Linien nur noch schwach heraus das Schlagartige, das einem wilden Sturzbache gleiche Tosen und Jagen des alten alliterirenden ***) Volksgesangs. Ein Historiker des 16. Jahrhunderts, der einen Nachklang jener Verse in lateinischen Dimetern gibt †), setzt aus einer andern Sage, die ihm noch vorlag, hinzu: Damals habe man darüber gestritten, ob nicht der altgermanische Glaube wahr sei, die Seelen könnten in andere Körper übergehen; denn sonst hätten, nachdem eine solche Menschenmenge bei Eresburg erschlagen sei, nicht gleich andere sie ersetzen können.

Der corveyer Chronist, der uns erhalten ist, begnügte sich, das Blutbad bei Eresburg blos mit den beiden Worten zum Jahre 915 anzuzeichnen: Krieg bei Eresburg. ††) Das ganze Land sprach und sang ja noch lange davon, der Chronist brauchte nur für spätere Zeiten die Jahreszahl zu bemerken.

Einen hübschen Gegensatz zu der eresburger Schlacht liefert die

*) Ekkehard IV. de cas. S. Gall. Pertz II. 103. Chuonradus rex Eburhardum fratrem habens ad regni gubernacula si sibi superviveret aspirantem, sensit nec regno virtute quidem habilem nec populo moribus acceptum, rogantemque, cum ipse jam senesceret, ut se populo commendaret, crebro frustravit. Widuk. II. 7. At illi nihilominus duci suo (Everhardo) adhaerebant, quia ille quidem erat iocundus, animo affabilis, mediocris in rebus, largus in dando. Et his rebus multos Saxonum sibi associavit. Ann. Saxo ad a. 918 und 936.

**) Widuk. I. 23. Tanta caede Franci mulctati sunt, ut a mimis declamaretur: ubi tantus ille infernus esset, qui tantam multitudinem caesorum capere posset.

***) Tantus infernus — tantam multitudinem.

†) Georg. Fabricius Origin. ill. stirpis Saxonicae libri VII., Jenae 1597, p. 107:

quis orcus tam capax
rictu profundo, Franca qui
tot contineret millia,
unus dies quos abstulit
pugnante forti Saxone.

††) Ann. Corbej. ad a. 915 bellum in Eresburg.

Sage von der Rettung in Grona, welche uns Widukind ebenfalls mittheilt. Man hört darin noch das Lachen der Sachsen, daß sich der König so anführen ließ.

„Da hörte der König, daß sein Bruder eine schlechte Schlacht geschlagen, da kam er heran mit der ganzen Frankenmacht, Heinrich zu suchen. In der festen Burg Grona traf er ihn, die dachte er einzunehmen. Und eine Botschaft sandte er: sie sollten sich ergeben, durch das werde er Freund sein und sie sollten keinen Feind an ihm finden. Die Boten sprachen, herbei kam Thietmar vom Ostlande, der beste von allen Rittern, reich und groß an Rath war er und schlauer als alle Menschen. Heran kam er, als da des Königs Boten standen: „Herr, wo soll das Lager hin?" rief er. Und gerathen war schon dem Herzog, er müsse den Franken weichen: da faßte er Muth, als er von den Heermannen hörte, er glaubte sie seien da. Thietmar aber hatte schlau gesprochen, er war gekommen mit fünf Mannen und nicht mehr. Und der Herzog fragte: „Wieviel sind der Haufen?" Und Thietmar sagte: „An dreißigtausend Mann bringe ich!" *) Es gingen die Boten zum Könige, sie glaubten es. Durch Schlauheit schlug Held Thietmar die Franken, als Herr Heinrich sie nicht zwingen konnte mit den eisernen Waffen. Der Morgen kam, leer stand das Lager der Franken, heim kehrten alle."

Man sieht, es bedarf nur, daß man den lateinischen Text nur ungefähr übersetzt im Sagenton, wie er uns aus altdeutschen und noch reichlicher aus skandinavischen Sagen bekannt ist —, und sofort und fast vollständig tritt die Sage wieder hervor aus dem lateinischen Gewande des Geschichtschreibers. Auch einzelne stehende Redensarten **) bei Widukind weisen darauf hin, daß er Sagen folgte: denn in diesen ist es hergebracht, Aehnliches mit ähnlichen Worten zu sagen. Unser corveyer Annalist schweigt dagegen über die Belagerung von Grona, denn sie hatte keine besondere Folge.

Auch über den Einfall Heinrich's in Franken haben wir nur aus der Alemannischen Chronik Nachricht. Dort heißt es: „Konrad belagerte die Burg Twil und ging zurück, weil Heinrich der Herzog der

*) Widukind I, 24. De numero autem legionum sciscitante duce, ad triginta fere legiones se producere respondit. Ueber die Bedeutung von legio bei Widukind vgl. I, 36 und III, 44.

**) Z. B. I, 22. Acutus consilio acer ingenio et qui varietate sibi consueta multos mortales praecelleret. 24. Varius consilioque magnus et qui calliditate ingenita multos mortales superaret. — I, 24. Se per hoc sibi amicum afferturum non hostem experturum. IV, 53. Amicum per hoc adepturum, non hostem experturum.

Sachsen in Franken einfiel." *) Wir dürfen aus dieser Notiz der schwäbischen Chronik schließen, daß damals die schwäbischen Fürsten in unglücklichen Schlachten von Konrad zurückgeworfen waren und das Schicksal ihres Landes sich an den Hohentwil knüpfte: nur der Einfall Heinrich's in Konrad's Stammlande rettete sie. Nur deshalb erwähnt der schwäbische Chronist, was sich damals in Franken ereignete. Dem sächsischen dagegen erschien das für die Aufzeichnung nicht wichtig genug; denn Heinrich's Zug über die Landesgrenze, der nur mit Dienstmannen und was sich ihnen anschloß, unternommen wurde, berührte das Volk wenig und war von kurzer Dauer und ohne Erfolg. Auch die Sage hat aus diesem Zuge nach Franken kein Ereigniß aufgegriffen, welches sich dem Gedächtniß des Volks eingeprägt und deshalb für den spätern Geschichtschreiber Veranlassung gegeben hätte, dessen zu erwähnen.

Endlich über Abschluß und Inhalt des Friedens weiß weder die Chronik noch die Sage etwas zu berichten. Denn für den Chronisten brachte der Friedensschluß keine große Veränderung in den Gebieten oder Personen mit sich, der Sagendichter fand in einem Vertragsartikel nichts Leibhaftes für seine Schilderungen. Auch der Geschichtschreiber erwähnt nur obenhin, daß Frieden geschlossen sei. **)

Schimmert uns also noch überall unter den Worten des Geschichtschreibers die Sage entgegen, so ist auch umgekehrt der Schluß erlaubt, daß in einem Zeitabschnitte, wo sich ihm keine Sage darbot, nichts Bedeutendes vorgefallen. Die Sage webt allein um das Gewichtige oder Charakteristische ihr glänzendes Gewand. Denn nur was tiefen Eindruck auf die Gemüther der Menschen macht, bildet sich poetisch wieder aus ihnen hervor.

Wenn man also die poetische Wahrheit in der Sage von der etwa darin enthaltenen thatsächlichen Wahrheit unterscheidet, und beides zusammenhält mit andern geschichtlichen Notizen und dem ganzen Gange der Dinge, so kann man aus sagenhaften Berichten den historischen Kern wol gewinnen. Die poetische Wahrheit der Volkssage ist im tiefern Sinne immer auch eine geschichtliche Wahrheit.

Schwieriger läßt sich diese oft herstellen aus einem Schriftsteller, der blos im Memoirenstile schreibt und die Thatsachen fortwährend im Spiegel seiner eigenen Ansichten und Einfälle betrachtet. Nehmen wir z. B. den Mönch Richer, der in Rheims zu Ende des 10. Jahrhunderts seine vier Bücher schrieb: die französischen Geschichtschreiber dürfen sich freuen über diesen ihren Vorfahrer. Er vereinigt glänzende Vorzüge:

*) Ann. Alem. ad 915. Chuonradus castellum Tviel obsedit et Einricho Saxonum duce Franciam invadente regreditur.

**) Thietmar I, 4.

scharfen Blick, künstlerische Composition und jenen Reiz der Darstellung, welcher durch Witz, lebhaften und anschaulichen Stil, Beimischung von Anekdoten, sowie durch das Interesse entsteht, welches in dem Leser für das Spiel der menschlichen Leidenschaften erweckt wird. Dabei hat er ganz die naive Unkenntniß, welche die französischen Geschichtschreiber noch heutzutage in Bezug auf die Dinge über dem Rhein kennzeichnet. Er färbt alle seine Blätter mit einem Nationaleifer, welcher deutlich bekundet, wie sehr schon damals das gallische Element in Frankreich die germanische Beimischung wieder überwuchert hatte. Allein die historische Wahrheit kommt bei ihm häufig zu kurz. Er gibt gewiß immer ein Stück Wahrheit, verdeckt und verwirrt dafür aber häufig um so empfindbarer das Uebrige. Richer steht in vielen Beziehungen über unsern alten Geschichtschreibern, welche noch Sagen benutzen: dennoch tritt die geschichtliche Wahrheit bei ihnen im Großen und Ganzen viel sicherer hervor als aus dem reichen Material, das Richer anhäuft und zu geistreichen Geschichtsbildern zusammenfügt.

Literatur und Kunst.

Militärische Literatur.

Im Verlage der Hof- und Staatsdruckerei zu Wien erschien: „Der Feldzug der verbündeten Heere Europas 1814 in Frankreich unter dem Oberbefehle des kaiserlich königlichen Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Nach authentischen österreichischen Quellen dargestellt von Maximilian Friedrich Thielen, kaiserlich königlich pensionirtem Major, Ritter ꝛc. Mit zwei Uebersichtskarten.“ Der Verfasser hat sich den speciellen Zweck gesetzt, die militärischen Verdienste nachzuweisen, welche der Feldmarschall Schwarzenberg sich in dem Kriege gegen Napoleon erworben. Die militärischen, sagen wir, nicht blos die diplomatischen, welche letztern allerdings schon seit längerm anerkannt waren, wenn auch von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus und daher auch mit sehr verschiedenem Erfolg. Wer die Stellung, die Oesterreich zu dem großen Befreiungswerke Deutschlands einnahm, überhaupt zu würdigen weiß, und wer sich ferner nicht absichtlich blind macht gegen die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche das Amt eines Oberbefehlshabers bei einer Armee mit sich führt, die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt war und die obenein drei Monarchen und einen ebenso ehrgeizigen wie verschlagenen Kronprätendenten (wir meinen natürlich den damaligen Kronprinzen von Schweden) im Gefolge hatte, der wird den Manen Schwarzenberg's das Zugeständniß gewiß nicht versagen, daß er sein schwieriges Amt mit soviel Takt und Umsicht verwaltet hat, wie den Umständen nach nur immer möglich war, und daß, wenn nicht viel positiv Gutes und Großes durch ihn geschehen, doch gewiß manches Ueble durch ihn gehindert oder zum wenigsten gemildert worden ist; er war

jedenfalls der beste General unter den Diplomaten, wobei wir freilich nicht in Abrede stellen, daß es überhaupt nichts taugt, wenigstens im offenen Felde nicht, wenn Diplomaten Generale sind — wie das ja unter anderm auch die Geschichte des letzten schleswig-holsteinischen Kriegs auf so beklagenswerthe Weise dargethan hat. Auch hat die öffentliche Meinung in Betreff des Fürsten Schwarzenberg sich so ziemlich in der angedeuteten Weise festgestellt und selbst die bekannten „Denkwürdigkeiten", die Prokesch von Osten nach dem Tode des Feldmarschalls herausgab, haben darin wenig oder nichts zu ändern vermocht. Allein dem Verfasser des vorliegenden Werks genügt das nicht; nach ihm war Fürst Schwarzenberg ein Mann, „dessen Ruhm, in Verbindung mit seiner erhabenen Persönlichkeit, die spätesten Zeiten überragen wird", ja der seines Gleichen nur an den „Helden der Vorzeit", einem „Tilly, Wallenstein, Prinz Eugen, Marlborough, Daun und wenigen andern" hat. Daß er mit dieser etwas hyperbolischen Auffassung ziemlich allein steht, ist dem Verfasser selbst nicht unbekannt: doch hindert ihn das nicht, alle diejenigen, die sich zu einer so unbedingten Verherrlichung seines Helden nicht entschließen können, ziemlich unsanft anzulassen. Mit besonderer Heftigkeit eifert er namentlich gegen das vortreffliche Werk des Obersten Aster: „Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813 ꝛc.", ohne doch eigentliche Gegenbeweise aufstellen zu können. Ueberhaupt ist das Buch trotz der „authentischen Quellen", deren das Titelblatt gedenkt, an neuen Thatsachen nicht besonders reich, wogegen wir gern den Fleiß anerkennen, mit welchem der Verfasser das anderweitig bekannte Material benutzt und zusammengestellt hat. Nicht minder anerkennenswerth ist der wohlwollende, stellenweise sogar herzliche Ton, mit welchem der Verfasser der außerösterreichischen Waffenbrüder des verewigten Feldmarschalls gedenkt, namentlich der preußischen, deren Ruhm freilich auch zu fest gegründet steht, als daß irgendeine nachträgliche Kritik ihm etwas anhaben könnte. Weniger glücklich ist der Verfasser da, wo er gegen die angeblichen Verkleinerer seines Helden polemisirt; seine Sprache nimmt da einen Ton der Gereiztheit, um nicht zu sagen der Gehässigkeit an, in den der Historiker niemals verfallen sollte. Ueberhaupt ist die sprachliche Darstellung des Buchs seine schwächste Seite; es herrscht darin eine gewisse Ueberschwänglichkeit, eine gewisse Vorliebe für das Phrasenhafte und Declamatorische, die mit den apologetischen Zwecken des Verfassers allerdings in sehr nahem und natürlichem Zusammenhang steht, uns aber doch wiederum für den Ernst und die Würde der Geschichte nicht ganz zu passen scheint.

Demselben übertriebenen und schwülstigen Tone begegnen wir auch in „Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt und vormaliger Vicekönig von Italien ꝛc., in den Feldzügen seiner Zeit. Ein Heldenbild des 19. Jahrhunderts, zugleich eine Entgegnung auf die «Mémoires du Duc de Raguse». Von Dr. Franz Joseph Adolf Schneidawind, weiland Hofrath, Ritter ꝛc." (Stockholm und Leipzig, Maaß): nur daß derselbe sich hier noch mit einer durchaus unwissenschaftlichen Oberflächlichkeit und einer, wenigstens nach unserm Gefühl sehr widerlichen Aufdringlichkeit verbindet. Es ist ein nachgelassenes Werk; der Verfasser, zu seiner Zeit bekanntlich einer der unermüdlichsten Vielschreiber — was ihm freilich nicht schwer werden konnte, da er sich bei seinen Büchern mehr der Papierschere bediente als der Feder —, ist bald nach der Vollendung dessel-

den dahin gegangen, wo es keine Buchhändler und keine Schriftsteller mehr gibt, ohne die Veröffentlichung desselben zu erleben. Doch hat er, wie der Verleger in einem kurzen Vorwort berichtet, wenigstens eine Anerkennung für seine Arbeit noch bei Lebzeiten erhalten: „Ihre Majestät die Königin von Schweden und Norwegen hat geruht, die Zueignung dieses Buchs allergnädigst anzunehmen." Das ist für den Standpunkt des gesammten Buchs charakteristischer, als man auf den ersten Anblick meinen sollte: es ist eine Lobschrift, kein Geschichtswerk. Nicht von weitem kommt es uns in den Sinn, dem edeln und liebenswürdigen Charakter Eugen Beauharnais' zu nahe zu treten oder seinen kriegerischen Muth oder seine sonstigen ritterlichen Eigenschaften zu bezweifeln. Aber wenn der Verfasser ihn dem Eroberer von Belgrad, dem „Prinz Eugen der edle Ritter" zur Seite stellt, ja wenn er ihn einen Prinzen nennt, welcher „des vierten Heinrich's Grazie mit Bayard's Tapferkeit und Tadellosigkeit, Turenne's Klugheit mit Catinat's Bescheidenheit paarte", so ist das des Guten denn doch zu viel und kann, eben durch das Uebermaß des Lobes, den wirklichen Verdiensten des liebenswürdigen und tüchtigen Mannes sowie der gerechten Würdigung desselben nur Eintrag thun. Indessen das Sprichwort mahnt ja, von den Todten nichts als Gutes zu sagen und so wollen wir auch unser Urtheil über das vorliegende Werk nur in Kürze dahin abgeben, daß es ein würdiges Seitenstück zu dem vor etwa anderthalb Jahren erschienenen angeblichen Lebensbild des Prinzen Wilhelm von Preußen von demselben Verfasser bildet, über das wir zur Zeit seines Erscheinens auch in diesen Blättern (1856, II, 368 fg.) berichtet haben; es ist genau dieselbe Unvollständigkeit und Willkür in Auswahl und Zusammenstellung des Materials, derselbe Mangel an kritischer Genauigkeit, dieselbe geschmack- und inhaltlose Rhetorik, mit einem Wort dieselbe handwerksmäßige Buchmacherei, der der Verfasser Zeit seines Lebens gedient und der er mit dem in Rede stehenden Werke einen nur allzu entsprechenden Schlußstein gesetzt hat. Fkg.

Correspondenz.

Aus London.

Ende Februar 1858.

—r. Wol selten ist ein Ministerium so plötzlich und schmählich gefallen wie das Palmerston'sche, selten eine Abstimmung des Unterhauses mit so herzlicher Freude von der öffentlichen Meinung begrüßt worden wie die vom 19. Februar, welche die Verwerfung der berüchtigten Mordverschwörungsbill zur Folge hatte. Vergebens bemühte sich die „Times" — welche diesmal die öffentliche Meinung nicht gemacht hat, sondern jämmerlich hinter ihr hergehumpelt ist —, sammt ihren Satelliten, dem „Globe" und „Standard", die Maßregeln des „allezeit witzigen und erfolgreichen" Premiers dem Publikum mundgerecht zu machen; der gesunde Menschenverstand sprach dagegen und der hat der Masse des englischen Volks nie gefehlt. Die französisch-englische Allianz, welche am 19. Februar einen Stoß erhielt, von dem

sie sich schwerlich sobald erholen wird, hat lange genug gedauert, wenn man die im Kleinsten wie im Großen jeden Tag von neuem wieder hervortretenden Grundverschiedenheiten in dem Charakter beider Völker in Rechnung zieht; es droht dieser Allianz ein etwas abruptes Ende, zumal bei der Stimmung, die augenblicklich in den Tuilerien zu herrschen scheint.

Die Ereignisse der letzten Wochen mußten der Natur der Sache nach die öffentliche Stimmung in England heftig reizen. Die Adressen der französischen Colonels, die insolente Depesche Walewski's, die von französischer Seite ausgehende Erschwerung des Verkehrs zwischen beiden Ländern, die Cantillon'sche Mordgeschichte und vor allem das Spionirsystem, welches nach französischem Muster plötzlich hier in London hervortrat, alle diese Dinge konnten nicht verfehlen, jedermann aufzubringen. Ganze Schiffsladungen voll geheimer Polizisten landeten täglich von Calais und Boulogne aus am englischen Ufer und verpesteten die Metropole. Im Bunde mit der freundnachbarlichen, bekam die englische Polizei, natürlich von oben her dazu autorisirt, ein förmliches Verhaftungsfieber, und steckte heute einen französischen Réfugié, morgen ein Dienstmädchen Orsini's und übermorgen ein paar Jungen ein, die sich des Verbrechens schuldig machten, den „Star", ein oppositionelles Pennyblatt, auf der Straße zu verkaufen. Ein Italiener, der seit langer Zeit in London lebt, und sich von Sprachstunden unterhält, ohne sich im geringsten um die Welthändel zu bekümmern, wurde Tag und Nacht von geheimen Agenten bewacht; und wenn er auch stundenlang in einem Hause verweilt hatte, er war sicher, beim Hinaustreten auf die Straße seine beiden Schatten wiederzufinden. Kurz, London war nicht mehr die Hauptstadt Englands, sondern das Département de la Tamise inférieure — um ein Bonmot von Alexander Herzen zu wiederholen. Die Volksstimmung gegen die Spionirwirthschaft machte sich mehrmals durch etwas unzarte Behandlung der vom andern Ufer des Kanals herübergekommenen Herren bemerklich, die, wo man sie erkannte, ziemlich sicher waren, daß ihnen von einem blitzschnell versammelten Mob die Hüte eingetrieben und an ihren eigenen werthen Persönlichkeiten eine praktische Demonstration gegeben wurde, wie man in England dort — wovor sich jedoch die leichtfüßigen Messieurs meistentheils in nahe gelegene Kaffeehäuser oder kleine Seitenstraßen zu retten wußten. Die allgemeine Gereiztheit wurde noch vermehrt durch die profusen Lobsprüche, welche Lord Palmerston in halbofficiellen französischen Blättern erhielt, und wenn nicht die letzte Abstimmung im Unterhause der Sache schnell eine andere Wendung gegeben hätte, so würden wir sicher bald eine riesenhafte Agitation im ganzen Lande gegen die Mordverschwörungsbill gesehen haben. Bereits hatten in den meisten Districten Londons Meetings stattgefunden, worin man gegen das Verfahren des Ministeriums als unenglisch protestirte; eine Monstreversammlung von ganz London im Hydepark war auf Sonntag angesetzt, und in den größern Provinzialstädten, wie Birmingham, Liverpool, Manchester, bereiteten sich ähnliche Demonstrationen vor. Aber schon am 20. Februar Nachmittags war Lord Palmerston genöthigt, der Königin seine Entlassung einzureichen und ein Ministerium Derby-D'Israeli trat an seine Stelle.

Der gemäßigten und würdevollen Weise, in welcher Milner Gibson das Verfahren des Ministeriums im Unterhause kritisirte, ist dies Resultat haupt-

sächlich zuzuschreiben. Da hörte man keine jener heftigen Invectiven gegen den französischen Kaiser, keinen jener wüthenden Zornausbrüche, wie in der letzten großen Rede Roebuck's, worauf die natürliche Reaction gewesen war, daß die Bill mit einer Majorität von 200 Stimmen die erste Lesung erhielt. Vielmehr wurde mit großer Logik und vollkommener Ruhe, in der feinsten, durchaus salonmäßigen Manier nachgewiesen, daß der Premier die Nationalehre Englands compromittirt hatte, indem er die Vorwürfe und Beschuldigungen des französischen Ministers ruhig in die Tasche steckte und somit die in jener Depesche ausgesprochenen Ansichten als die seinigen adoptirte. Dies war der Weg, der unter allen Umständen zum Ziele führen mußte und eine Allianz der Conservativen mit den Radicalen und der Friedenspartei zu Wege brachte. Mit all seiner staatsmännischen Schlauheit hatte der Fuchs Palmerston ein solches Resultat nicht vorausgesehen; erst im Laufe des Abends, nach den Reden von Milner Gibson und Sir Robert Peel, fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und sein Grimm über die ihm bevorstehende unvermeidliche Niederlage sprach sich in seiner letzten Rede aus, worin er vollkommen abgeschmackt, ja fast kindisch wurde und welche noch dazu diente, einige honorable gentlemen auf die andere Seite des Hauses zu treiben. Als das Resultat der Abstimmung bekannt wurde, hallte das ganze Haus wider vom Freudengeschrei der siegreichen Opposition, man schwenkte die Hüte in lautem Jubel, und auf der Ministerbank saß mit einem on ne peut plus Armensündergesicht, verdummt und verstummt, der Premier, der eben noch über mehr als 300 Millionen Menschen zu gebieten hatte und jetzt, von seiner Höhe hinabgestürzt, nicht mehr war als einer von der gemeinen Menge des Hauses, welches er solange wie ein Schulmeister mit der Ruthe beherrscht, so oft verhöhnt und mishandelt hatte.

Auf einen Incidenzfall in den letzten Debatten des Unterhauses erlauben Sie mir etwas ausführlicher einzugehen: ich meine die Cantillon'sche Mordgeschichte, welche in fast allen Berichten, die pro oder contra erschienen sind, fehlerhaft dargestellt worden ist. Der authentische Sachverhalt ist folgender: Am Abend des 10. Februar 1818 feuerte der Unteroffizier Cantillon in Paris eine Kugel auf den Herzog von Wellington ab, der eben im Wagen vorüberkam, verfehlte ihn und entkam. Er wurde jedoch von seiner Geliebten, welche er beständig zu schlagen pflegte, verrathen, und kam am 13. Mai vor Gericht. Man sprach ihn frei, weil die Kugel nicht zu finden gewesen war und weil sich nicht annehmen ließ, daß ein Franzose ein so schwarzes Verbrechen hätte begehen können. Franzosen und Engländer pflegen nämlich zu behaupten, daß keiner ihrer resp. Landsleute fähig sei, einen Mord zu begehen, Mörder sind immer nur je nachdem „foreigners" oder „étrangers". Als es bekannt wurde, daß Thomas Allsop zusammen mit Orsini und Consorten beschuldigt war, an der Verschwörung gegen das Leben des französischen Kaisers theilgenommen zu haben, erklärte eine hiesige Magistratsperson öffentlich, daß Allsop — beiläufig gesagt ein echt englischer Vollblutsname, wie man so leicht keinen Franzosen findet, der Schulze und keinen Deutschen, der O'Brien heißt —, daß Allsop wol ein britischer Unterthan, aber kein geborener Engländer sei. Bald darauf jedoch berichtigte eine andere Magistratsperson, mit Erröthen müsse man das unerhörte Factum zugestehen, daß dieser Mordverschwörer wirklich ein Engländer sei. Um aber auf Cantillon

zurückzukommen: als der alte Napoleon in St.-Helena von dem Attentat auf Wellington hörte, brach er in Entzücken aus und vermachte Cantillon, dem er damals kein Geld überschicken konnte, in seinem Testamente ein Legat von 10,000 Francs, mit der Bemerkung, daß er ganz recht gehabt habe, im Interesse Frankreichs auf den Oligarchen einen Mordanfall zu machen. Im Jahre 1824 zahlten die Generale Montholon und Bertrand als Testamentsvollstrecker des alten Napoleon von einem bei dem Bankier Laffitte niedergelegten Capital von vier Millionen Francs die den Dienern des Kaisers vermachten Legate voll aus; nicht aber an Cantillon, der kein Diener Napoleon's war. (Moniteur vom 14. August 1853.) Dieser erhielt das Capital sammt den Zinsen von 354 Francs im Jahre 1855 unter der gegenwärtigen Herrschaft des dritten Napoleon ausbezahlt. (Moniteur vom 6. August 1855, worin als der Zweiundzwanzigste in der Liste der nunmehr voll ausbezahlten Legatäre der Unteroffizier Cantillon aufgeführt ist.) Im Unterhause bat nun Hr. Stirling Lord Palmerston um Auskunft über diese Angelegenheit. Der edle Lord trug dann dem erstaunten Hause das absurde Märchen vor, das er mit Persigny zusammengebraut hatte und das von seinen Anhängern mit Freudengeschrei aufgenommen wurde — daß nämlich Cantillon unter den Bourbonen bezahlt worden; daß dagegen bei der letzten Zahlung im Jahre 1855 die Witwe Cantillon's, welche weitere Ansprüche gemacht habe, bedeutet sei, sie könne weiter nichts erhalten, da der alte Napoleon zur Zeit, wo er sein Testament gemacht habe, verrückt gewesen sei! Risum teneatis amici! Auch war Cantillon der Einzige, welcher zu seinem vollen Capital noch Zinsen erhielt.

Ebenso großartig wie diese Palmerston-Persigny'sche Erfindung über den Wahnsinn des (bekanntlich am Magenkrebs gestorbenen) alten Napoleon, waren die diplomatischen Schachzüge des gefallenen Premiers in Bezug auf die famose Depesche Walewski's. Lord Feuerbrand, der sonst im Rufe stand, bei irgendeiner Zumuthung, die nur im leisesten einen übermüthigen Charakter trug, zu explodiren und diplomatische Bomben und Granaten nach dem Frevler zu werfen, erklärte, daß eine Antwort auf diese Depesche unmöglich gewesen sei — gab also damit zu, daß man England wirklich als eine Mördergrube betrachten müsse und daß die englischen Gesetze Mörder beschützten und begünstigten. Späterhin jedoch erklärte er, daß er — obwol eine Antwort unmöglich war — doch mündlich darauf geantwortet habe. Auch versprach Sir George Grey, daß eine schriftliche Antwort ertheilt werden sollte, wenn die Bill durchgegangen wäre. Jetzt kommt nun der Gesandte am französischen Hof, Lord Cowley — ein Strohmann — und gibt dem gestürzten Ministerium eine Ehrenerklärung. Er gibt nämlich an, wie er auf Geheiß von Lord Clarendon dem Grafen Walewski gewisse Erklärungen gab. Hieraus folgt also, daß die Depesche nicht beantwortet wurde, weil das unmöglich war; daß aber trotzdem Lord Palmerston an Persigny eine mündliche Antwort gab; daß, da eine schriftliche Erwiderung auf die Depesche nicht möglich war, Lord Clarendon eine schriftliche Antwort an Lord Cowley schickte; daß Lord Cowley aus dieser schriftlichen Antwort eine mündliche machte und endlich daß, wenn die Bill durchgegangen wäre, eine schriftliche Antwort zu den beiden mündlichen — und zwar aus dem Grunde, weil überhaupt eine solche unmöglich war — zugleich mit der Bill

nach Paris geschickt wäre mit den ergebensten Empfehlungen Lord Palmerston's!! Der diesseitige Gesandte am Cabinet der Tuilerien gab also eine Privatantwort und beglückwünscht sich in seiner öffentlichen Erklärung selbst über seinen großartigen Erfolg. Seine Beredsamkeit war so glänzend, daß er fest davon überzeugt ist, sie hatte weit befriedigendere Resultate, als sie gehabt haben würde, wenn seine Worte in ein mehr officielles Gewand eingekleidet gewesen wären. Denn die Gereiztheit des französischen Kaisers und seiner Umgebung gegen England war „fürchterlich". Ob mit Unrecht oder mit Recht — sicher war, daß man alle Mordversuche auf englische Rechnung schrieb. Da diese Ansicht falsch war, suchte man nicht sie zu berichtigen, sondern vor allem die aufgeregten Wogen zu besänftigen und die Zeit ihren gewöhnlichen lindernden Einfluß ausüben zu lassen! In der That, nach einer solchen Probe auswärtiger Politik kann man sich über gar nichts mehr wundern. Die tiefsten Politiker übrigens, deren es hier, wie Sie sich leicht denken können, eine beträchtliche Anzahl gibt, versichern: trotz alledem und alledem sei Lord Palmerston ein exceedingly clever man. Wenn man nämlich — so argumentiren diese Herren — Napoleon nicht etwas besänftigt hätte, so wäre er mit seinen wuthschnaubenden Colonels sofort über den Kanal gesegelt und hätte eine Razzia auf englischem Boden unternommen, was man wegen des unzureichenden Zustandes der Vertheidigungsmittel der englischen Küste nicht hätte riskiren dürfen. Deshalb und nur aus diesem Grunde sei keine Antwort, d. h. zwei mündliche und eine schriftliche in spe, das Beste gewesen, was man unter den obwaltenden Umständen habe thun können.

Ein exclusives Tory-Cabinet ist auf das liberale gefolgt. Graf Derby, einer der begütertsten und einflußreichsten Peers von England und Aristokrat von reinstem Wasser, hat die Zügel der Regierung in die Hände genommen und aus der Coalition, die seinen Vorgänger stürzte, weder einen Peeliten noch einen Radicalen zu sich hinübergezogen, sondern sein Cabinet aus rein torystischen Elementen construirt. Ob sich die Allianz, nun ihr Zweck — der Sturz Palmerston's — erreicht ist, nicht schon morgen auflösen wird, kann niemand sagen. Wie soll dann ein neues Ministerium zu Stande kommen? Lord John Russell würde so, wie er ist, fast auf allen Seiten des Hauses Opposition finden und am Ende würde man laute de mieux zu Palmerston selbst wieder zurückkehren müssen, der dann wahrscheinlich die anrüchigen Elemente aus seinem Cabinet entfernen würde. Es sind eben die alten parlamentarischen Parteien in Auflösung begriffen und vor einer durchgreifenden Reform der Wahlgesetze wird darin keine Aenderung eintreten. Kann Lord Derby, der Tory als solcher, eine Reformbill einbringen, welche von seinem Vorgänger feierlich versprochen wurde? Das wäre wieder einmal eine Ironie der Weltgeschichte. Es ist aber gar nicht unmöglich, da das Verlangen nach Wahlreform so allgemein durch das ganze Land ist, daß eine hartnäckige Opposition dagegen leicht Lord John Russell nach Downing Street bringen und einen schnellen Sturz des conservativen Ministeriums zur Folge haben könnte.

Einen ebenso komischen Eindruck machte es, daß an demselben Tage, wo Lord Derby die Bildung eines neuen Ministeriums übernahm, die Nachricht von der Gefangennahme Yeh's, seines Protégés, eintraf, der in der Klei-

dung eines Kuli zu entfliehen gesucht hatte und jetzt auf einem englischen Kriegsschiff befindlich ist; während Sir John Bowring, gegen welchen der jetzige Premier im vorigen Jahre die lautesten Verdammungsurtheile schleuderte, erfolgreich in Kanton installirt ist. Sicherlich stellt dieser chinesische Krieg eine der wunderlichsten Episoden der letzen Jahre dar. Die Eröffnung des Himmlischen Reichs ist eine Nothwendigkeit für den englischen Handel und wurde deshalb auf die rücksichtsloseste Weise eingeleitet. Die vor einem Jahre soviel besprochene Affaire mit der Lorcha war unzweifelhaft nur ein Vorwand, um Streit anzufangen. Um 300 Millionen Chinesen zur Raison zu bringen, schickten daher die Engländer vier Infanterieregimenter nach dem Osten ab. Während diese unterwegs waren, brach der Aufstand in Indien aus, und die Truppen wurden daher anstatt gegen Kanton, nach Kalkutta dirigirt. Als die hindostanische Rebellion sich ihrem Ende zuneigte, dachte man wieder an China, das inzwischen ganz aus dem Gesichtskreise entschwunden war, bombardirte Kanton, zerstörte eine Masse Güter, steckte dem Commissar Yeh die Stadt über dem Kopfe an und verlangte dann Schadenersatz für die so entstandenen Verluste, sowie die volle Ausführung der Vertragsverbindlichkeiten, einschließlich der Zulassung der Engländer zu der Stadt. Was solche Redensarten über die Ausführung der Verträge zu bedeuten haben, ist klar ersichtlich aus einem Artikel des Vertrags von 1842, worin stipulirt wurde, daß, wenn der englische Consul in Canton von Schmuggeleien höre, die etwa von seinen Landsleuten ausgeführt würden, er die chinesischen Behörden davon in Kenntniß setzen müsse. Diese sollten dann berechtigt sein, die Güter mit Beschlag zu belegen und zu behalten. Wie stimmt es damit, daß jährlich 75,000 Kisten Opium, welche Gesundheit und Beutel der Chinesen ruiniren, aber der Ostindischen Compagnie 6 Millionen Pfd. Sterling einbringen — nicht nur unter dem Mitwissen, sondern auch unter der directen Beaufsichtigung der britischen Behörden in China eingeschmuggelt werden?! Diese Frage hielt im vorigen Jahre Lord Derby der damaligen Regierung entgegen. Wird er jetzt Yeh in Freiheit setzen, ihm Schadenersatz geben und einen für die Nationalehre Englands schmählichen Frieden schließen können?

Notizen.

Die Universität Heidelberg hat ihren Nestor, die deutsche Alterthumswissenschaft einen ihrer berühmtesten und glänzendsten Namen eingebüßt: am 16. Februar starb Georg Friedrich Creuzer, Professor der classischen Philologie an der Universität zu Heidelberg, in dem seltenen Alter von 87 Jahren. Zu Marburg geboren, studirte er theils ebendaselbst, theils in Jena, wo die Nähe unserer großen classischen Dichter sowie die Bewegung, welche eben damals die deutsche Philosophie ergriffen hatte, nicht ohne nachhaltige Wirkung auf ihn blieb. Nachdem er sodann einige Jahre privatisirt, wurde er 1802 als Professor der Philologie nach seiner Vaterstadt Marburg, zwei Jahre darauf aber in gleicher Eigenschaft nach Heidel-

berg berufen. Letzterm Orte ist er auch, eine kurze Unterbrechung im Jahre 1809 abgerechnet, wo er auf Wyttenbach's Zureden einem Rufe nach Leyden folgte, bis an seinen Tod treu geblieben. Doch fühlte er sich 1848 durch die zunehmenden Beschwerden seines hohen Alters veranlaßt, sein akademisches Amt niederzulegen, nachdem er mehr denn 50 Jahre darin anregend und segensreich gewaltet. Unter seinen zahlreichen Schriften ist das Hauptwerk die zuerst 1810—12 in 4 Bänden erschienene „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (3. Auflage, 1837—44): ein Werk, das, unter Schelling'schem Einfluß entstanden, der gelehrten Beurtheilung zahlreiche Blößen bietet und daher auch an G. Hermann, Voß und Lobeck heftige und siegreiche Gegner gefunden hat, dem aber, auch nachdem es wissenschaftlich längst überwunden ist, doch immerhin eine große culturgeschichtliche Bedeutung in der Entwickelung des deutschen Geistes bleibt. Ferner sind anzuführen seine Ausgabe des Plotin (1835) sowie verschiedener Schriften des Cicero, seine Schrift über „Die historische Kunst der Griechen" (1803) nebst zahlreichen größern und kleinern Beiträgen zur Archäologie und Antiquitätenkunde. Creuzer's „Deutsche Schriften" erschienen in einer Gesammtausgabe in neun Bänden (1837—47), der sich als zehnter eine für die innere Geschichte unserer classischen Literaturepoche nicht uninteressante Selbstbiographie unter dem Titel „Aus dem Leben eines alten Professors" anschließt. Creuzer stand mit den bedeutendsten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit in intimem Verkehr; für die Geschichte unserer schönen Literatur ist besonders der verhängnißvolle Antheil interessant, den er an dem tragischen Schicksal der durch Bettina so bekannt gewordenen Günderode hatte. — Auch die münchener Kunstwelt hat einen schmerzlichen Verlust zu beklagen: am 5. Februar starb zu München der Landschaftsmaler Charles Roß, ein Bruder des bekannten hallischen Archäologen und gleich ihm aus Holstein gebürtig. An der Erhebung seines Vaterlandes im Jahre 1848 nahm er, als einer der Tüchtigsten und Entschlossensten, den lebhaftesten Antheil. Charles Roß war es, der im März 1848 von der schleswig-holsteinischen Regierung nach Berlin gesandt ward, um daselbst preußische Truppen zu erbitten; welchen wesentlichen Antheil er an den Anfängen der seitdem so schmählich preisgegebenen deutschen Flotte hatte, ist in diesen Blättern selbst von kundiger Feder berichtet worden. In der Künstlerwelt erfreute er sich, trotz mannichfacher Anfeindungen, die sein sich immer reicher entwickelndes Talent jedoch glücklich aus dem Felde schlug, eines sehr geachteten Namens; ein entschiedener Idealist war Roß der Einzige in dem heutigen München, der noch in Rottmann's Spuren wandelte, indem er allem bloßen Abcopiren der Natur sowie aller Effecthascherei mit Pinsel und Feder mannhaft entgegentrat. Auf der großen pariser Ausstellung erregten seine Landschaften das größte Aufsehen und auch in Deutschland gelangte sein Verdienst mehr und mehr zur Anerkennung. Eins seiner letzten und vollendetsten Stücke, ein schleswig-holsteinischer Wald, unendlich naturwahr und dennoch poetisch durch und durch, befindet sich im Besitz der Stadt Kiel. Auch als Mensch hatte der Verewigte sich durch sein liebenswürdiges und tüchtiges Wesen durch ganz Deutschland zahlreiche Freunde erworben; dieselben werden seinen Tod schwer empfinden. — In Leipzig starb Georg Wigand, einer unserer thätigsten und intelligentesten Ver-

lagsbuchhändler. Zu Anfang des Jahrhunderts in Göttingen geboren, ein jüngerer Bruder des bekannten leipziger Verlegers Otto Wigand, etablirte er sich zuerst in Ungarn, siedelte jedoch zu Ende der zwanziger Jahre nach Leipzig über, wo sein Geschäft noch gegenwärtig blüht. Besonders verdient machte der Verstorbene sich um den Verlag deutscher Kunstwerke; eine bedeutende Anzahl der gediegensten und kostspieligsten Unternehmungen dieser Art, welche der deutsche Buchhandel in den letzten 10—20 Jahren hervorgebracht hat, ist aus Georg Wigand's Verlag hervorgegangen. — Aus Frankfurt a. M. meldet man den Tod des bekannten Beda Weber. 1798 zu Linz im Pusterthal geboren, wurde er anfangs dem Schuhmacherhandwerk bestimmt. Die hervorstechenden geistigen Gaben jedoch, die der Knabe zeigte, erregten die Aufmerksamkeit wohlhabender und einflußreicher Gönner, durch deren Vermittelung es ihm möglich ward, das Gymnasium zu Botzen sowie späterhin die Universität zu Innsbruck zu beziehen, wo er sich philosophisch-theologischen Studien widmete. 1821 trat er im Stift Marienberg im Vintschgau in den Benedictinerorden, worauf er 1824 zum Priester geweiht und, nachdem er kurze Zeit als Seelsorger zu Marienberg thätig gewesen, 1825 als Professor am Gymnasium zu Meran angestellt ward. Schon als Student in Innsbruck hatte Weber sich einem dortigen Dichter- und Leseverein angeschlossen; jetzt trat er auch öffentlich mit verschiedenen poetischen Versuchen auf, unter denen namentlich seine „Lieder aus Tirol" (1842) von der Kritik mit lebhafter Anerkennung begrüßt wurden. Für seine persönlichen Verhältnisse dagegen hatte seine dichterische Thätigkeit mancherlei Nachtheile und mußte er deshalb sowie wegen seiner patriotischen Tendenzen vielfache Anfechtungen, besonders von Seiten des Beamtenthums, erdulden. Gleichwol ward er 1848 für den Wahlkreis Meran in das deutsche Parlament nach Frankfurt a. M. gewählt und hier, angesichts der politischen Kämpfe sowie der damit vielfach verflochtenen hierarchischen Bestrebungen, erfolgte dann eine Umwandlung in ihm, die aus dem bisherigen freisinnigen und auch in religiöser Hinsicht duldsamen und humanen Mann einen enragirten Reactionär sowie eine Hauptstütze der neurömischen Bestrebungen machte. Auch seine äußere Stellung erfuhr hier eine Veränderung, indem er im August 1849 zum Domcapitular zu Limburg und Pfarrer der katholischen Gemeinde zu Frankfurt gewählt ward. In dieser Stellung machte er sich vornehmlich durch sein fanatisches Parteitreiben bemerkbar; er war einer der Mitbegründer der katholischen Zeitung „Deutschland" und bis an seinen plötzlichen Tod unausgesetzt für dieselbe thätig. Unter seinen Schriften sind außer den bereits genannten „Liedern aus Tirol" hauptsächlich noch zu erwähnen: „Das Land Tirol" (3 Bde., 1838), „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (1850), „Andreas Hofer und das Jahr 1809" (1853) ꝛc. Eins seiner letzten Werke sind die 1853 erschienenen politisch-literarischen „Charakterbilder", in denen die religiös-politische Umwandlung, die mit dem Verfasser vorgegangen, sich am deutlichsten und leider auch am gehässigsten kundgibt.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Bürgschaft.

Eine germanistische Abhandlung

von **Dr. Victor Platner.**

8. Geh. 24 Ngr.

Diese durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Monographie behandelt die wichtige und echt germanische Rechtsinstitution der Bürgschaft. Sie ist einerseits ein schätzenswerther Beitrag zur germanistischen Forschung und Rechtswissenschaft, hat aber auch andererseits durch die fortwährende Bezugnahme auf das Römische Recht und dessen spätere Gestaltung das Verdienst, daß sie den schwierigen Gegenstand für das praktisch-juristische Bedürfniß wesentlich erläutert. Die Schrift wird daher nicht nur den Freunden der deutschen Rechtswissenschaft, sondern auch den praktischen Juristen und denen, welche diesen Gegenstand auf dem Gebiete unserer neuesten Gesetzgebung zu fördern haben, willkommen sein.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in **allen** Buchhandlungen zu haben:

Nun complet!

Die Weltgeschichte

in Lebensbildern und Charakterschilderungen

der Völker,

mit besonderer Beziehung auf

Cultur und Sitten.

Ein Handbuch

für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung

von

Friedrich Körner,

Professor an der Handelsakademie in Pesth.

Drei Bände. 50 Bogen. Complet 2⅔ Thlr.

Dies Werk wird die Weltgeschichte in wesentlich neuer Methode der Darstellung behandeln, deren Erfolge sich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichst bekannten Verfassers bewährt haben. Dasselbe will das Wichtigste herausheben und durch detaillirte Schilderung veranschaulichen.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 12.** 18. März 1858.

Inhalt: Englische Literatur. II. — Literatur und Kunst. Sagenforschung. (Rochholz, „Schweizersagen aus dem Aargau", 2. Bd.; Müller, „Siebenbürgische Sagen"; Schleicher, „Litauische Märchen, Sprichwörter, Räthsel und Lieder"; Vernaleken, „Alpensagen"; Montanus, „Die deutschen Volksbräuche, Volksglaube und mythologische Naturgeschichte".) Geschichte. (Lorenz, „Die österreichische Regentenhalle".) — Correspondenz. (Aus München. Aus Mecklenburg. Aus Kronstadt.) — Notizen. — Anzeigen.

Englische Literatur.

(Vgl. „Deutsches Museum" vom laufenden Jahre, Nr. 2, S. 72 fg.)

II.

Die wissenschaftliche Reiseliteratur hat in dem verflossenen Jahre einen bedeutenden Zuwachs erhalten durch die drei Werke von Barth, Livingstone und Atkinson. Ueber Barth's Werk, das zu gleicher Zeit in London und Gotha erschien, wurde in diesen Blättern bereits berichtet. Weniger bekannt in Deutschland dürften bis jetzt wol die beiden andern sein, von denen das inhaltsreiche Buch des Dr. Livingstone über Südafrika demnächst in einer deutschen Uebersetzung erscheinen wird. Es läßt sich beim Vergleichen der beiden Werke von Livingstone und Barth die Beobachtung nicht zurückweisen, daß das Werk des deutschen Verfassers an werthvollen Untersuchungen reicher ist und einen originellern und größern Geist verräth als das des englischen Missionärs. Aber dies nimmt dem Buche Livingstone's nichts von jenem eigenthümlichen Zauber, den man allgemein bei Herodot bewundert, und die anmuthige und congeniale Weise, in welcher der Verfasser seine Erlebnisse zu erzählen weiß, wird seinem Werke gewiß auch in Deutschland zahlreiche Leser sichern. Besonders wohlthuend ist die völlige Abwesenheit des fanatisch-puritanischen Tons, der gänzliche Mangel jener orthodoxen Bornirtheit, welche die Reiseberichte früherer Missionäre so unvortheilhaft charakterisirte. Gewiß, es gibt kaum eine humanere Denkweise als die, mit welcher Dr. Livingstone die sonderbaren

Menschen und Verhältnisse betrachtet und schildert, mit denen er auf seinen ausgedehnten Wanderungen in Centralafrika in Berührung kommt.

Von früher Jugend auf war es Livingstone's Lieblingsgedanke gewesen, die Segnungen des Christenthums unter den Heiden zu verbreiten, und je älter er wurde, desto energischer verfolgte er seinen Plan. Nachdem er sich zu seinem schwierigen Unternehmen durch die mannichfaltigsten theologischen, naturwissenschaftlichen und medicinischen Studien vorbereitet hatte, stand er auf dem Fuße, nach China abzureisen, als der Opiumkrieg ausbrach und dem Engländer das himmlische Reich verschloß. Sein Gedankenzug wandte sich nun nach Afrika, und schnell entschlossen, machte er sich im Dienste der londoner Missionsgesellschaft nach dem Cap der guten Hoffnung auf. Von da reiste er nach Kuruman, das damals die entfernteste europäische Station landeinwärts vom Cap war; von hier begab er sich in das Land der Bakwain, wo er, um die Sprache, die Gewohnheiten, die Gesetze und die Denkweise des Volks genau kennen zu lernen, sich ein halbes Jahr lang von aller europäischen Gesellschaft abschloß und nur mit Eingeborenen des Landes verkehrte. Der Häuptling des Stamms, ein sehr intelligenter Mann, mit dem Dr. Livingstone bald in intimen freundschaftlichen Verkehr trat, bekehrte sich in kurzem zum Christenthum und wurde ein eifriger Leser der Bibel; ihm imponirte besonders die Beredsamkeit des Jesaias. Das Volk selbst drängte sich jedoch nicht dazu, das Christenthum anzunehmen; der Häuptling schlug deshalb dem Doctor vor, ob es nicht zweckmäßig wäre, dem ganzen Stamme die christliche Religion einzuprügeln. „Denn", sagte er, „du glaubst doch wol nicht, daß dieses Volk jemals gläubig werden wird, wenn du blos zu ihnen redest? Um ihnen etwas beizubringen, muß man es ihnen einprügeln, und wenn du willst, so rufe ich meine Männer zusammen und bekehre sie mit dem Rhinocerosziemer." Da Livingstone sich zu diesem summarischen Verfahren nicht verstehen wollte, bekam er auch weiter keine Proselyten. Besonders hielt wol die gerade zu jener Zeit obwaltende große Dürre die Leute ab, Christen zu werden, indem sie glaubten, daß der Mangel an Regen von der Anwesenheit des Missionärs unter ihnen herrührte. Der Häuptling war sehr bekümmert über die Indifferenz seines Stammes gegen das Christenthum. Er sagte: „Früher, wenn ein Herrscher die Jagd liebte, wurde sein ganzes Volk zu Hunden und liebte die Jagd auch; wenn er Musik und Tanz liebte, zeigten alle die gleiche Neigung. Trank er gern Bier, so fingen alle an sehr stark zu trinken — nur in diesem Falle ist es anders: ich liebe Gottes Wort und keiner meiner Brüder folgt mir nach."

Daß seine Missionsbestrebungen von keinem besondern Erfolge gekrönt waren, gibt Livingstone selbst aufrichtig zu. Um so werthvoller sind seine naturhistorischen und geographischen Beobachtungen und Unter-

suchungen. Letztere in sehr ausgedehnter Weise anzustellen verhinderte freilich die im tropischen Afrika so oft ganz unwölkte Atmosphäre; und wäre der Himmel klar, so würde wahrscheinlich die intensive Sonnenhitze am Tage und der nachts der Hitze folgende Thau die Aequatorialzone buchstäblich unbewohnbar machen. Aber auch so muß die Hitze nach der Beschreibung Livingstone's schrecklich sein. Unter dem 20. Grade südlicher Breite zeigte das Thermometer an der Oberfläche der Erde 125 ° F. (55 ° R.) in der Sonne. Hielt man dagegen die Queckſilberkugel 3 Zoll tief in die Erde, so stieg die Säule auf 138 ° F. (61 ° R.). Man kann die Hand nicht auf die Erde halten und selbst die verhornten Fußsohlen der Eingeborenen müssen durch lederne Sandalen geschützt werden. Die Temperatur des Wassers auf der Oberfläche von Teichen zeigte sich 100 ° F. (44 ° R.). Doch bekommt der durstige Reisende einen kühlen Trank, wenn er mitten in den Teich hineingeht und mit den Händen aus der Tiefe schöpft; unten ist das Wasser ganz kalt.

Livingstone's Plan war, den südlich vom Aequator gelegenen Theil des afrikanischen Continents zu durchziehen, und er wählte Linyante, die Hauptstadt eines ihm befreundeten Häuptlings der Makololu, zur Operationsbasis. Die Reise von Kuruman nach Linyante nahm nicht weniger als ein halbes Jahr fort. Mehrere male wurde der Doctor unterwegs durch Fieberanfälle, welche seine ganze Reisegesellschaft niederwarfen, zum Stillstande gezwungen. Uebrigens waren Krankheiten nicht die einzige Gefahr, die den Reisenden drohte; in der auf die Regenzeit folgenden Hitze gewinnt das Wachsthum des Grases eine erstaunliche Ueppigkeit und dies hat einen verderblichen Einfluß auf die Zugochsen, welche bei der geringsten Veranlassung störrig werden und oft im Galopp davonlaufen; sie wieder einzufangen, kostete beträchtliche Zeit. Als endlich Linyante, das vorläufige Ziel der Wanderung, erreicht war, kam die ganze Bevölkerung der Stadt, welche aus 6—7000 Menschen bestand, herbei, um den Doctor und sein zahlreiches Gefolge zu bewillkommnen. Der Häuptling Sekeletu, ein junger Mann von 16 Jahren, der den Engländern sehr freundlich gesinnt war, empfing die Reisenden in königlichem Stile. Eine Menge Biertöpfe wurden vor die Gäste hingesetzt; dann erhob sich der Herold des Hofs, ein einflußreicher Beamter, und rief, nach langen Possenreißereien, im höchsten Discant aus: „Sehe ich da nicht einen Weißen? Sehe ich da nicht einen Gefährten von Sebituane, den Vater von Sekeletu? Wir wünschen Schlaf (soll heißen: Frieden), Herr, gib deinem Sohne Schlaf!“ Die Lage des jungen Häuptlings war nämlich einigermaßen unsicher, da sein in Zauberkünsten wohlerfahrener Oheim ihm den Thron seines Vaters streitig machte. Derselbe machte bald nach der Ankunft des Doctors einen Versuch, seinen Neffen aus dem Weg zu räumen, was unter Mitwir-

kung Livingstone's und seiner Reisegesellschaft verhindert wurde. In diesem Unternehmen wurde der Zauberer getödtet; dies rief jedoch in einem ihm befreundeten Stamme eine solche Gährung hervor, daß Livingstone, dessen weiterer Weg durch das Gebiet dieses Stammes führte, sich veranlaßt sah, seinen Aufenthalt in Linyante länger auszudehnen, als ursprünglich in seiner Absicht gelegen hatte; es schien ihm ein Gebot der Klugheit, die Fortsetzung seiner Reise so lange aufzuschieben, bis die aufgeregten Gemüther sich einigermaßen beruhigt hatten.

Bei dem Häuptlinge und dem Volke von Linyante hatte der Doctor solchen Einfluß erlangt, daß er über allen Beistand, den diese überhaupt zu leisten fähig waren, verfügen konnte. Er erklärte ihnen seine Absicht, den Chobefluß, an welchem Linyante liegt, hinunter zu fahren und dann den Lauf des Zambesi, in welchen sich dieser Fluß ergießt, bis zum Meere hin zu verfolgen. Seine Makololufreunde geriethen, als sie dies vernahmen, in lebhafte Besorgniß; sie glaubten nämlich, daß, im Falle der kühne Reisende bei diesem Unternehmen sein Leben verlieren sollte, seine weißen Freunde Streit mit ihnen anfangen würden, weil sie ihm gestattet hätten, in ein ungesundes, unbekanntes und feindliches Land sich hineinzuwagen. Um sie zu beruhigen, ließ der Doctor ein Buch bei ihnen zurück, welches, wenn er nicht zurückkäme, nach dem Cap geschickt werden und das die Makololu in den Augen der Engländer vollständig rechtfertigen sollte. Dies Unterpfand, ein Theil von Livingstone's Tagebuch, ging leider aus Besorgniß für den guten Ruf der Makololu verloren; denn da diese geraume Zeit nichts von dem Doctor hörten, hielten sie ihn für todt und übergaben das Buch einem Handelsmann, der es an die Engländer abliefern sollte. Doch Roß und Reiter sah man niemals wieder.

Die Befürchtungen der Makololu waren sicherlich gerechtfertigt, sowol durch den Gesundheitszustand ihres Gastes als auch durch die Gefahren, welche das Land, das er zu durchreisen beabsichtigte, darbot. Livingstone hatte seit seiner Ankunft in Linyante am Fieber gelitten, und obgleich einigermaßen hergestellt, war er doch bei seiner Abreise noch sehr schwach. Jedesmal, wenn er nach oben sah, hatte er ein Gefühl von Schwindel, alles schien ihm dann nach links hinzufallen, und wenn er sich nicht an irgendeinem Gegenstande festhielt, schlug er selbst zu Boden. Trotzdem aber machte er sich, da die beste Reisezeit gekommen war, auf den Weg — mit dem Entschluß, entweder diesen Theil von Afrika zu öffnen oder unterzugehen. Er nahm 27 Eingeborene mit; außerdem drei Flinten, eine doppelläufige Rifleblüchse, ein kleines Zigeunerzelt, gerade groß genug, um darin zu schlafen, einen Mantel aus Schafwolle als Bettdecke und eine Matratze aus Pferdehaaren. Eine Bibel, ein Schiffsalmanach, eine Logarithmentafel, ein Sextant, ein

Thermo- und Chronometer, sowie zwei Kompasse machten seinen theologischen und wissenschaftlichen Apparat aus, wozu er noch eine Laterna-magica fügte, welche ihm bei verschiedenen Gelegenheiten sehr nützlich wurde. Außerdem nahm er 20 Pfund Perlen mit, um dafür im Nothfalle Nahrung einzutauschen, und eine kleine Quantität Kaffee, Thee und Zucker.

Die Reisenden, mit den besten Empfehlungen von Sekeletu versehen, fuhren nun in Canots den Chobefluß hinab, der sich 200 Meilen unterhalb Linyante in den Zambesi ergießt; dann fuhren sie diesen letztern Fluß hinauf, bis zu einem von demselben gebildeten großen Wasserfall, welcher der weitern Schiffahrt hinderlich in den Weg trat. Sie verließen den Fluß und setzten ihre Reise durch das Gebiet der Balonda zu Lande fort. Jetzt kamen sie unter die eigentlichen Neger, mit Wollhaaren auf dem Kopfe und am Körper, mit dicken Lippen, Plattnasen, langen Hacken und sehr dunkler Haut. Diese Leute wurden durch das glatte Haar unsers Reisenden erstaunlich überrascht. Sie glaubten, daß er, wie auch die merkwürdigen Baumwollenwaaren, welche er mit sich führte, aus dem Meere emporgestiegen und daß seine Haare durch das Seewasser, das ihm natürliche Element, geglättet seien; sie nannten ihn deshalb auch Meermann. Während Livingstone unter dem angrenzenden Stamme der Bechuanas weder Götzenbilder noch irgendeine Art öffentlichen Götzendienstes angetroffen hatte, fand er unter diesen Balonda ein Götzenbild in jedem Dorf, einen Fetisch auf jedem Schritt, und blinden Glauben an eine große Zahl böser Geister. Als eine Königin dieses Stammes, welche die Reisenden sehr gastfreundlich empfing, über einen Fluß fahren wollte, schwang ihr Leibarzt, der mit einem großen Korbe voll Medicin in ihrer Nähe war, verschiedene Zaubermittel über ihrem Haupte, bevor sie sich aufs Wasser wagte. Einer von Livingstone's Reisegefährten sprach ziemlich laut, während er ganz nahe an dem geheimnißvollen Korbe stand und wurde deshalb von dem Beschwörer getadelt, welcher sehr leise flüsterte und dabei immer ängstlich nach dem Korbe sah, als ob er sich fürchtete, von dem Inhalte desselben gehört zu werden.

„Ehret die Frauen" ist unter diesen Negern das dritte Wort; Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht herrscht in ganz Centralafrika nördlich vom Zambesi vor. Als Dr. Livingstone in die Nähe der portugiesischen Niederlassung an der Ostküste gekommen war, machte er mit einem Eingeborenen aus, ihm eine Hacke zu geben, wenn er sein Führer dahin sein wollte. Unglücklicherweise ging der Mann fort, um die Hacke seiner Frau zu zeigen und kam dann mit der Bemerkung zurück, daß er nicht mitgehen könnte. Dann gib mir die Hacke zurück, sagte der Doctor. Nein, ich brauche sie, war die Antwort. Dann geh' mit mir

und du sollst sie haben. Meine Frau will mich nicht ziehen lassen. Ein Reisegefährte Livingstone's folgte dann diesem galanten Ehemanne zu seiner Hütte und hörte ihn dort zu seinem Weibe sagen: Glaubst du, ich würde dich jemals verlassen? Dann wandte sich derselbe zu seinem Besucher und sagte: Wie kannst du nur denken, ich würde jemals diese hübsche Frau verlassen? Ist sie nicht hübsch?

Unglücklicherweise ist diese Galanterie gegen das weibliche Geschlecht der einzige Zug einer Civilisation, die sonst noch sehr im Argen liegt. Der Häuptling, welcher über alle Balonda herrschte, war einer der tollsten Despoten und hatte Anfälle von Raserei, in welchen er in der Stadt auf- und abrannte und alle Leute, die ihm in den Weg kamen, köpfte, bis er einen ganzen Haufen von Menschenköpfen hatte. Gelegentlich ließ er auch zu seinem Vergnügen Menschen schlachten, um gewisse Körpertheile von ihnen zu bekommen. Kamen Sklavenhändler in seine Stadt, so nahm er ihnen alle ihre Waaren ab, und sandte dann 14 Tage später eine Bande Krieger ab, die irgendein Dorf überfiel, den Häuptling tödtete und alle Einwohner gefesselt dem Sklavenhändler übergab. Diese letztern waren gewöhnlich farbige Mischlinge von Portugiesen.

Nach manchen Fährlichkeiten erreichte Dr. Livingstone endlich die Küste des Atlantischen Oceans, und durch die erfolgreiche Vollendung dieses ersten Theils seines Unternehmens hatte er für die Geographie des südlichen tropischen Afrika dasselbe gethan, was Dr. Barth fast zu gleicher Zeit für den nördlichen Theil der heißen Zone unternommen hatte. Beide zeigten, daß, wo man vor alters unübersteigliche Bergketten vermuthete, in der That ein großes Flußsystem existirt, welches ein Vordringen ins Innere des Landes gestattete. Die eingeborenen Reisegefährten Livingstone's sahen nun zum ersten male das Meer und ihr Erstaunen darüber war groß. Sie sagten: Bisher hielten wir die Erzählung unserer Väter für wahr, daß die Welt kein Ende habe; aber plötzlich sagte die Welt zu uns: ich bin zu Ende, es gibt nun weiter nichts mehr dan mir. Ein Haus mit zwei Stockwerken kam ihnen unbegreiflich vor; sie meinten, es wäre kein Haus, sondern ein Berg mit mehrern Höhlen darin. Im Hafen lag ein englisches Kriegsschiff; die Eingeborenen wurden an Bord desselben eingeladen und man erlaubte ihnen, eine Kanone abzufeuern, worauf Dr. Livingstone ihnen bemerkte, daß das die Dinge wären, womit die Engländer den Sklavenhandel abschaffen wollten. Auch ließ man sie zu dem Gottesdienste in der christlichen Kirche zu; sie äußerten nachher, daß sie nun gesehen hätten, wie die Weißen ihre Dämonen bezauberten.

Im October 1855, nach einer Abwesenheit von zwei Jahren, kehrte Livingstone nach Linyante zurück. In diesem Zeitraum hatte er nicht weniger als 27 heftige Fieberanfälle und mancherlei Gefahren durch

Menschen und wilde Thiere überstanden. Es blieb ihm nun noch die Aufgabe, den östlichen Lauf des Zambesi bis zum Meere zu erforschen. Im Frühling des Jahres 1856 hatte er auch diese Wanderung vollendet und somit den Ruhm geerntet, als der erste Europäer Centralafrika südlich vom Aequator quer von einer Küste zur andern durchreist zu haben.

Besonders interessant sind die vielen über das ganze Werk zerstreuten Notizen über Leben und Gewohnheiten der in Südafrika heimischen Thiere. Gewöhnlich war Livingstone auf seinen Wanderungen genöthigt, für seine ganze Reisegesellschaft alles Wild zu schießen; die Eingeborenen fürchteten sich vor dem Feuer und wollten nicht schießen, ohne vorher mit Flintenmedicin versorgt zu sein. Bei einer solchen Jagd wurde der Doctor von einem Löwen in die rechte Schulter gebissen, und da sich hier ein falsches Gelenk bildete, war er späterhin genöthigt, von der linken Schulter aus zu schießen, was sein Zielen unsicherer machte. Dies Rencontre mit dem Löwen ist interessant genug, um etwas ausführlicher erwähnt zu werden. Der Doctor kehrte mit einer Anzahl Begleiter eben von einem erfolglosen Unternehmen, Löwen zu schießen, zurück, als er ganz nahe am Dorfe hinter einem Busch einen großen Löwen auf einem Felsen sitzen sah, ungefähr 30 Schritte entfernt. Er zielte genau und sandte den Inhalt seiner doppelläufigen Büchse in den Leib des Thiers. Seine Begleiter riefen: Er ist geschossen, laßt uns zu ihm gehen. Livingstone sah jetzt, wie der Löwe zornig seinen Schweif hinter dem Busch erhob, wandte sich zu den Leuten und rief ihnen zu: Haltet ein, bis ich wieder geladen habe. In demselben Augenblicke hörte er ein Gebrüll und indem er aufblickte, sah er den Löwen gerade auf sich zuspringen; im Sprung erfaßte der Löwe die Schultern des Doctors und beide rollten zu Boden. Der Griff der Tatze rief in Livingstone ein Gefühl von Betäubung hervor, wie sie wahrscheinlich von der Maus gefühlt wird, wenn sie zuerst von der Katze gefaßt ist; eine Art Traumzustand, ohne Schmerzempfindung, ohne Schreck, obwol er ein vollkommenes Bewußtsein von allem hatte, was vorging; ein Gefühl, wie es die Kranken haben, welche theilweise unter dem Einflusse des Chloroform sind, welche die Operation ausführen sehen, aber das Messer nicht fühlen. Livingstone glaubt, daß wahrscheinlich alle Thiere, welche von Raubthieren getödtet werden, ebenso empfinden — „eine gnädige Vorsehung des Schöpfers, den Todesschmerz zu erleichtern". Indem der Doctor sich umwandte, um sich von seiner Last zu befreien, wurde der Blick des Löwen auf einen Eingeborenen gerichtet, der aus einer Entfernung von zehn Schritten auf ihn schießen wollte. Die Büchse versagte in beiden Läufen; doch hatte dies Intermezzo den Erfolg, daß der Löwe den Doctor verließ, den neuen Kämpfer angriff und

ihn ins Bein biß. Ein anderer Eingeborener, dessen Leben Livingstone bei einer frühern Gelegenheit gerettet hatte, versuchte nun, den Löwen mit einem Speer zu tödten. Der Löwe wandte sich sofort gegen den neuen Angreifer und faßte ihn an der Schulter, fiel aber in demselben Momente todt nieder von den Kugeln, die er vorher erhalten hatte. Das Ganze war das Werk weniger Augenblicke und wahrscheinlich der Paroxysmus des Todeskampfes beim Löwen. Der Griff der Tatze ließ dem Doctor elf Zahnwunden am obern Theil des Arms und einen Splitterbruch des Knochens. Der Löwenbiß hat für gewöhnlich die Wirkung des tollen Hundsbisses; wenn auch nicht der Tod eintritt, stellen sich doch später nach Heilung der Wunde periodische Schmerzen in dem betreffenden Theile ein und nicht selten bricht jahrelang nachher die Narbe wieder auf. Des Doctors Wunden heilten ohne üble Zufälle; er selbst schreibt dies dem Umstande zu, daß er eine Flanelljacke trug, woran wahrscheinlich der giftige Speichel abgewischt wurde. Kommt es doch oft genug vor, daß der Biß eines tollen Hundes in die bloße Hand die Wasserscheu hervorruft, während ein gleich heftiger Biß in das von Kleidern geschützte Bein keinen Schaden anrichtet.

Livingstone stimmt mit den neuern Löwenjägern, wie Gordon Cumming, Jules Gérard und andern darin überein, daß der Löwe für gewöhnlich feige ist, und wenn er nicht vorher verwundet würde, den Menschen nur hinterlistig angreift; glaubt er aber, daß man ihm eine Falle legt, so greift er überhaupt gar nicht an. Einmal ging ein Pferd unterwegs durch, wurde aber durch ein natürliches Hinderniß in seiner Flucht aufgehalten, indem der Zügel sich um einen Baum festschlang. Es blieb so zwei Tage gefangen und als man es endlich wiederfand, sah man, daß der ganze Platz ringsumher mit Löwenspuren bedeckt war; diese Thiere hatten sich offenbar gefürchtet, anzugreifen, weil sie das angebundene einsame Pferd für eine Falle hielten. Ein gewöhnlicher Glaube ist, daß der Löwe, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, er allem andern vorzieht; in Wahrheit aber ist der Menschenfresser immer ein alter Löwe, der zu schwach geworden ist, Wild zu fangen; er hält sich dann in der Nähe von Dörfern auf, um Ziegen zu erhaschen, und kommt ihm zufällig ein Weib oder Kind in den Weg, so fallen sie ihm auch als Beute. Da dies die einzige Nahrungsquelle für ihn ist, so setzt er das Gewerbe fort, bis ihn die Dörfler spediren, was nicht schwer fällt. Interessant ist noch eine Bemerkung Livingstone's, der aufs genaueste die Umstände studirte, unter welchen der tödtliche Schuß mit der größten Sicherheit abgefeuert werden kann — daß immer ein Schuß in den Körpertheil am schnellsten tödtet, auf welchen zu dieser Zeit am meisten Nervenkraft concentrirt ist — z. B. während oder unmittelbar nach dem Fressen der Magen, während, wenn

der Magen leer ist, eine Verwundung desselben durchaus nicht unmittelbar tödtlich ist.

Während Barth's und Livingstone's Reisewerke die Vergleichung mit denen von Pallas und Humboldt nicht zu scheuen haben, hält sich Atkinson's Erzählung von siebenjährigen Forschungen und Abenteuern in Sibirien, der Mongolei, den kirgisischen Steppen, der chinesischen Tatarei und einem Theile von Centralasien auf einer etwas tiefern Stufe. Es hat weniger wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen als vielmehr Berichte über die Lebensverhältnisse der Bewohner, über die Producte des Bodens, zusammen mit Skizzen interessanter Lokalitäten; es ist immerhin ein bedeutendes Werk, wiewol der Verfasser oft trivial wird — ein Vorwurf, den man keinem Satze im Livingstone'schen Buche machen kann. Geographische Bestimmungen über die Lage bisher zweifelhafter Orte in Bezug auf Längen- und Breitengrade, sowie ihre Erhebung über die Meeresfläche finden sich nicht. Atkinson nahm freilich zwei Bergbarometer bei seiner Abreise von Moskau mit: aber wie es gewöhnlich geschieht, zerbrachen diese unterwegs noch ehe sie gebraucht waren, und die Erhebung der Orte durch die Temperatur zu bestimmen, bei welcher Wasser siedet, scheint unserm Reisenden nicht eingefallen zu sein. Die einzige geographische Entdeckung, die er machte, ist, daß das gewöhnlich als Großer Altai bezeichnete Gebirge nur eine sehr geringe Erhebung über das Plateau hat und deshalb seinen Namen, überhaupt den einer Bergkette, gar nicht verdient. Es scheint, daß bisher auch seine Lage falsch angegeben ist und man muß bedauern, daß Atkinson nicht durch einige wissenschaftliche Beobachtungen, die er leicht hätte anstellen können, den Geographen einen Anhaltspunkt für weitere Verbesserungen gegeben hat. So begnügt er sich damit, blos eine Schilderung dieser merkwürdigen, obwol etwas eintönigen Gegend zu geben, mit ihren Salzseen, welche beständig von einer Decke der carmoisinrothen Salsola überzogen sind. Er erzählt von den phantastischen, mit Myriaden von Schlangen bevölkerten Felsgruppen, welche Ruinen so ähnlich sehen, daß sie zur Entstehung von abergläubischen Befürchtungen und Märchen von bezauberten Städten unter den Kindern der Wüste Anlaß gegeben haben; von den dicht mit Tarantulas bedeckten Landstrichen, wo Schafe mit Gier fressen; von den Wölfen, welche in Rudeln dem Dunstkreise der Reisenden folgen und ihn unversehens nachts überfallen; besonders aber von den barbarischen Bewohnern des Landes, die immer bereit sind, einander ihre Heerden zu stehlen und deren Eigenthümer als Sklaven zu verkaufen, doch aber reiche Teppiche und gestickte Seidenzeuge besitzen, mit Luxus und Comfort versehen und in denselben oder noch größern Vorurtheilen befangen sind wie die Bewohner der civilisirten Welt.

Die Stürme, welche sechs Monate im Jahre an den südlichen Abfällen des Altai wüthen, sind fürchterlich. Man nennt sie dort „Buran"; sie kommen gewöhnlich von Westen durch die ungeheure kirgisische Steppe. Ein Freund des Erzählers reiste einst im Winter den Kosackenstationen entlang, welche an der Grenze zwischen dem Irtisch und Altai aufgestellt sind, und wurde in einer dieser Stationen nachts durch einen „Buran" aufgehalten. Am nächsten Morgen, als der Sturm nachgelassen hatte, setzte er seine Reise fort; einige Werste von der nächsten Station sah er eine Anzahl von Kosacken zusammenstehen und stieg aus seinem Schlitten, um zu sehen, was sie zusammengeführt hätte. Es war ein mit seinem Pferde erfrorener Kosack, den sie aus dem Schnee hervorgruben. Wahrscheinlich hatte das Pferd seinen Reiter noch einige Zeit fortgetragen, als derselbe schon erfroren gewesen war: denn der Leichnam saß ganz aufrecht, hielt die Zügel in der Hand und sah starr nach dem Kopfe des Pferdes hin. Wahrscheinlich war dieses, als es die Stimme des Reiters nicht mehr vernahm und keine Bewegung der Zügel mehr fühlte, stehen geblieben und bald selbst steifgefroren. Man konnte kaum glauben, daß beide todt seien, und die Zuschauer erwarteten jeden Augenblick, den Kosacken die Zügel schütteln und das Pferd vorwärts eilen zu sehen.

Die Kirgisen, welche früher die Steppe an der Nordwestseite des Irtisch ebenso wol besetzt hielten als die andern, sind Banditen von der schlimmsten Art und treiben ihr Gewerbe, sowie die Zeit des Goldwaschens vorüber ist und die Arbeiter mit dem erhaltenen Lohne nach Hause zurückkehren. Man sagt gewöhnlich, daß eine Krähe der andern nicht die Augen aushackt: aber wo eine starke Abtheilung heimkehrender Goldwäscher von einer ähnlichen schwachen hört, wird die letztere fast immer angegriffen, beraubt und zersprengt oder vernichtet.

In Barnaul, einer am Zusammenfluß der Barnaulka mit dem Ob gelegenen Stadt, wird alles in Sibirien gefundene Gold eingeschmolzen. Die Goldwäscherei beginnt in der ersten Woche des Mai und endet am 10. September, wo die Arbeiter ihren Lohn erhalten. Manche von diesen haben dann einen Weg von 2000 Werften (250 deutschen Meilen) nach ihrer Heimat zurückzulegen. Mitte October ist alles Gold in Barnaul angekommen, wo es eingeschmolzen, in Barren geschlagen und dann von sechs Karavanen nach Petersburg fortgeschafft wird. Vier dieser Karavanen gehen im Winter auf Schlitten, die beiden letzten gehen im Sommer ab. Jede wird von zwei Offizieren und einer Soldatenwache begleitet, von denen der Schatz an die Münze abgeliefert wird, wo man, um Betrug zu verhüten, wiederum eine Goldprobe anstellt. Der an der Spitze des Bergwesens stehende Gouverneur ist durch seine Instructionen verpflichtet, jede Mine und jedes Schmelzwerk

im Altai ein- oder zweimal im Jahre zu besuchen. Der Natschalnik oder Oberaufseher des Districts muß eben solche Inspectionen machen. Diese Herren reisen jährlich mehr als 6000 Werste (750 deutsche Meilen), meistentheils zu Pferde; die Flüsse hinab auf Flößen oder Canots, oft mit erheblicher Gefahr und dem strengen Wetter in dem schlimmsten aller Klimate ausgesetzt. Die Bergleute des Altai fand Atkinson so wohlhabend, reinlich und von verschiedenen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben wie kaum einen andern Theil der Bevölkerung des großen Reichs. Die russischen Ingenieure sind die Elite des Landes; unter ihnen sind viele, welche es mit den ersten Gelehrten in Europa als Geologen, Mineralogen und Metallurgen aufnehmen könnten. Barnaul scheint eine vortreffliche Schule für junge Leute zu sein, welche sich den exacten Wissenschaften widmen wollen. Jeden Sommer werden acht oder zehn junge Offiziere, jeder mit 40—60 Mann, in die Berge geschickt, um bestimmte Districte auf ihren Metallreichthum zu erforschen. An solchen Orten angelangt, bohrt man alle 50 oder 60 Schritt ein Loch, holt Sand heraus, wäscht ihn und notirt genau seine Goldhaltigkeit. Felsen werden auf Silberadern untersucht und Proben davon abgesprengt. Im October kehrt die Expedition nach Barnaul zurück, die Beobachtungen werden von dem Oberaufseher der Minen registrirt und zur Vervollständigung einer geologischen Landkarte verwandt. In Barnaul ist auch ein gutes Laboratorium, ein magnetisches Observatorium und ein Museum, in welchem letztern sich die Felle von mehrern Tigern befinden, welche in Sibirien getödtet wurden; diese Thiere sind hier so ungewöhnlich, daß das Volk keinen Namen für sie hat; sie kommen mitunter in der Verfolgung ihrer Beute aus den kirgisischen Steppen über den Irtisch.

In der Nachbarschaft des Baikalsees zeigt Flora und Fauna eine sonderbare Mischung vom warmen und kalten Klima. Wilde Pfirsiche wachsen neben der Zwergbirke, und Tiger finden sich in denselben Wäldern, wo der Bär seinen Winterschlaf hält. Diese Combination physischer Extreme rührt von der eigenthümlichen Beschaffenheit der Quellen her, welche eine Temperatur von + 3° R. an Orten zeigen, wo die Luft über ihnen — 23° kalt ist. Die Dicke der Schicht von ewigem Eis und gefrorener Erde, wodurch sich hier und da warme Quellen an die Oberfläche Bahn brechen, wechselt sehr in den verschiedenen Gegenden. In Jakutsk, vielleicht dem kältesten aller bewohnten Orte, ist diese Schicht 630 Fuß dick und wird von den Sonnenstrahlen im Sommer nur um 3 Fuß verkleinert. Die hier und da zum Vorschein kommenden warmen Quellen aber ermöglichen das Wachsthum von Kartoffeln, Rüben, Kohl, Weizen und Roggen, in den 128 Tagen, wo kein Winter ist; in dieser Zeit wachsen die Cerealien vierzigfältig. Im Thal des

Schwarzen Irkut fand Atkinson eine vielfältig zerklüftete, mit Schnee und Eis erfüllte Schlucht; in einem Theile dieser von dem Fluß durchströmten Schlucht wuchsen große Pappeln, von denen blos die Spitzen über die Eismassen hervorsahen; obwol die Stämme 25 Fuß tief in Schnee und Eis eingebettet waren, erschienen die Zweige doch vollbelaubt. Um den Stamm herum zeigte sich nämlich ein etwa 9 Zoll breiter Raum, der mit Wasser gefüllt war, welches wahrscheinlich allein dies Wachsthum ermöglicht hatte. Blumen durchbrechen oft eine dünne Schneedecke, aber daß Bäume unter solchen Umständen wachsen, ist gewiß selten.

Die Uebergänge der Jahreszeiten sind ausnehmend schroff; ist der Sommer einmal gekommen, so gewinnt die Vegetation in sehr kurzer Zeit eine große Ueppigkeit; es scheint, daß, wenn man auch hier, wie anderswo, das Gras nicht wachsen hört, man es doch fast wachsen sieht, indem Pflanzen in der Zeit, welche zur Anfertigung einer landschaftlichen Skizze erforderlich ist, wahrnehmbar wachsen sollen. Aber ebenso plötzlich ist die Ankunft des Winters; zuweilen fällt in einer einzigen Nacht alles Laub, und oft genügt eine Woche, um ein in voller Blüte prangendes Thal in eine öde Wüste zu verwandeln. Zuweilen sieht der Reisende, der an einem schönen Sommerabend bei seinem Feuer eingeschlafen ist, morgens beim Erwachen den Boden von einer sechs Zoll dicken Schneeschicht bedeckt. Die Lectüre dieses Buchs ist als Refrigerator in schwülen Augusttagen zu empfehlen; den Leser, der einigermaßen impressionabel ist, friert es bei Atkinson's Schilderungen.

Literatur und Kunst.

Sagenforschung.

Von den „Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert von Ernst Ludwig Rochholz" (Aarau, Sauerländer) ist soeben der zweite und letzte Band erschienen. Auf die hohe Wichtigkeit dieses Werks für die deutsche Sagenforschung im allgemeinen haben wir bereits bei Besprechung des ersten Bandes aufmerksam gemacht und dabei den Fleiß, die Umsicht und die wahrhaft liebevolle Sorgfalt, welche der Verfasser mehr als ein halbes Menschenalter hindurch seinem Gegenstande gewidmet hat, mit gebührender Anerkennung hervorgehoben. Auch der gegenwärtig vorliegende Schlußband dient nur dazu, unser früher geäußertes Urtheil zu bestätigen; diese „Schweizersagen aus dem Aargau" sind einer der reichhaltigsten und bestgeordnetsten Beiträge, deren unsere neuerdings so üppig wuchernde Sagenliteratur sich seit längerm zu erfreuen gehabt hat. Der Verfasser hat nicht blos mit der Feder, er hat noch viel mehr mit dem Herzen gesammelt; derselbe schlichte treue Sinn, der ihn bei seinem gleichzeitig bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Werke „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz" (auf das wir

demnächst ausführlicher zurückkommen) geleitet hat und der dabei weder der kritischen Sorgfalt und Schärfe, noch überhaupt der gelehrten Grundlage entbehrt, hat ihm eine Empfänglichkeit und ein Verständniß für die geheimnißvollen und dabei doch meistentheils so einfachen Beziehungen der Sage gegeben, die ihn zum Ausleger derselben vorzugsweise befähigen. Staunen wir einerseits über die ausgebreitete Belesenheit, über welche der Verfasser gebietet und die ihm in den beigefügten Einleitungen und Anmerkungen eine Fülle der interessantesten und fruchtbarsten Parallelen an die Hand gibt, so fühlen wir uns andererseits aufs wohlthätigste erwärmt durch die Tiefe der Empfindung und den echt dichterischen Sinn, mit welchem er die holden Räthsel des Volksmunds aufzufassen und auszudeuten weiß. Auch die Form der Darstellung ist überall von jener Einfachheit und Kürze, welche den besten Schmuck der echten, unverfälschten Sage bildet und für die durch die bekannte Grimm'sche Sammlung ein für alle mal ein Beispiel gegeben ist, von welchem die deutsche Sagenforschung sich hoffentlich niemals wieder entfernen wird; man fühlt es der Darstellung des Verfassers an, daß er oft und gern mit Kindern verkehrt und sich selbst mit kindlichem Sinn in die Traumwelt ihrer kleinen Herzen eingelebt hat. Und das Volk, das sagendichtende, sagenerhaltende, ist auch solch ein Kind und kann nur von reinen kindlichen Herzen wahrhaft verstanden werden. Der vorliegende Band enthält 294 Stücke, wodurch die Nummernzahl des gesammten Werks auf 536 steigt: ein bewundernswerther Reichthum, besonders wenn man den verhältnißmäßig so winzigen Raum ins Auge faßt, auf welchem derselbe zusammengebracht ist. Freilich befindet sich vieles Bekannte darunter, das hier nur mit einer mehr oder minder bedeutenden Nuance, meist von localer Beschaffenheit, geboten wird. Doch fehlt es andererseits auch nicht an einem eigenen dem Aargau speciell zugehörigen Sagenkreise: wie denn, nach der scharfsinnigen Bemerkung des Verfassers in der Vorrede S. XIX, bisher noch jede unserer selbständigen Sagensammlungen einen ihr eigenen Sagenkreis zum Vorschein gebracht hat, der von der sonstigen Fülle ihrer andern Erzählungen mehr unabhängig erscheint und an dem sich die älteste Glaubensrichtung dieser Landschaft, also auch der ihr eigenthümlich gewesene religiöse Mythus am ehesten erkennen läßt. Die vorliegende Sammlung besitzt das ihr eigenthümliche Element in der Rechtssage, und in dieser ist es die ausgeprägte Figur des Schimmel- oder Stiefelreiters, welche unter der Bevölkerung des Aargaus als die berufenste noch immer fortlebt und welcher der Verfasser, der Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, auch eine eigene ausführliche Abhandlung widmet, die dem Bande als Einleitung vorgedruckt ist. Die in demselben enthaltenen Sagen selbst zerfallen in sieben Abtheilungen, welche die Ueberschriften tragen: „Zauberthiere", „Brennende Männer"; „Rechtssagen"; „Zauberer und Hexen"; „Heiden- und Römerbauten"; „Legenden und Märchen"; „Geschichtliche Sagen". Die Zeit, nach welcher die hier mitgetheilten Sagen ihre Begebenheiten anberaumen, liegt fast durchgängig im vorigen Jahrhundert; das letzte große Weltereigniß, dessen darin gedacht wird, datirt vom Jahre 1789, dem „Jesuiten- und Franzosenjahr", wie es hier auch genannt wird. Es ist also überall noch „die Schweiz von ehedem", die uns hier vorgeführt wird und ist das Werk auch in dieser Beziehung als Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte von

hohem Interesse. Allein so reich die Sammlung ist, so hält doch auch Hr. Rochholz nicht mit dem Endbekenntniß zurück, das bisher noch jedes Sagenbuch dem Leser abzulegen gehabt hat: nämlich „daß des aufgreifbaren Stoffes hier noch viel mangele, wie sehr man der Beihülfe, der fortdauernden Vervollständigung und Berichtigung durch andere fernerhin bedürfe, verlangend ihr entgegensehe. Darinnen", fährt er fort, „liegt der doppelte Beweis, wie viel Wissenswerthes noch immer unbenutzt vorhanden ist, da es eingestandenermaßen auch die vollständigste Sammlung immer noch empfindlich entbehrt; und wie sehr sich der Autor in diesem Fache auf die Mitthätigkeit seiner Leser stützen muß, anstatt diese glauben zu lassen, er sei der Gesammtbesitzer und sie hätten nur die Genießenden zu sein. Gerade vom Gegentheil muß er sie überzeugen. Kein Forscher will daher ein sein Wissen überflügelndes Besserwissen anderer jemals abweisen, keiner kennt jenen gelehrten Eigensinn, auf seinem einmal gedruckten Satze steif zu verharren. Vielmehr bewahrt er warmen Freundesdank einem jeglichen, der ihm zu dem schon Erzählten noch deutlichere Verumständungen weiß, der ihm die Stätten, die Gestalten, die Namen für eine schon gedruckte Sage noch näher angibt, der ihm ein landschaftlich oder ein nur örtlich geltendes Geisterthier weiter schildert, bestimmter nennt. Auch für das Unscheinbare, selbst für das absurd Lautende, dessen sich ein Vernünftiger wol eher schämen möchte, das man wie etwas Widerwärtiges aus Anstandsgefühl lieber ganz verschweigt — selbst für Angabe solcher herrenloser Formeln, solcher meisterlos redenden Ausdrücke wird jeder Sagenforscher froh sein und seinen braven Gewährsmann willkommen heißen. Wer weiß, wozu es gut ist! pflegt der Fuhrmann zu sagen und wirft das Stückchen altes Eisen, das er auf der Landstraße findet, in die Schleife seines Wagens. Nicht anders ist es mit dem Verständniß der Dinge überhaupt; sammeln wir sie nur — die zerstreuten Theile können wieder ein Stück werden, die einzeln erlesenen Trauben geben uns den Edelwein. Was davon dem einen unter uns nicht mehr begreiflich lautet, das wird oft einem andern in weitentlegener Gegend plötzlich deutlich und kann zu wichtigen Erkenntnissen führen.... Ein einzelner Sammler thut sich niemals genug. Er ist von gestern, die Sage aber ist steinalt; sie hat Hirschenschnelle, er nichts als die zögernde Erfahrung; ihre unterirdischen Gänge sind endlos, hinter jedem Busch und Feldweg hat sie ein tausendfaches Versteck; wie soll ihr der kurzsichtige, kurzathmige Mensch der Amts- und Studirstube nachkommen? Sie mißt ihre geringsten Zeitfristen nach Zaunaltern und Rabenaltern, sie ist tagtäglich neu und fremd; was vermag dagegen der Ameisenfleiß eines kurzdauernden Gelehrtenlebens, das sich ja höchstens nach ein paar Büchern zweiter Auflage berechnen darf? Mit grämischer Wißbegier, gleich einem der Landessprache Unkundigen, steht er oft auf dem eigenen Grund und Boden herum. Er erklettert Schutthalden voll Sonnenbrand, gräbt Ziegelscherben in Burgställen und Heidenschanzen hervor, unermüdlich in antiquarischen Geduldproben erschöpft er den geizigsten Boden. Aber die Menschen, die hier wohnen, muß er verabsäumen, ihre weit reichern Schätze muß er versinken lassen, daß sie kein Hahn mehr erkrähen kann. Wie soll er sie alle kennen lernen, in welcher Zeit mit ihnen allen verkehren, mit ihnen so nahe befreundet werden, daß sie kameradschaftlich Stimmung, Glauben und Ueberzeugung mit ihm austauschen?

Dies ist ihm unmöglich, dies gelingt nur vielen zusammen. Ein Verein einträchtig bemühter Kräfte hat hier das schönste Feld zur Ernte vor sich. Die Association hat uns neue Quellen des Wohlstands geöffnet; der Wahlspruch viribus unitis verspricht einem Reiche neue Machtentwickelung; das Zusammenhalten der vielen zur Erforschung unserer eigenen Volksseele wird ebenso diese Volksseele vergrößern und ihr die Selbstachtung wieder zum Rang einer Nationaltugend erheben, jene Selbstachtung, welche das Goethe'sche Wort zum Wahlspruch nimmt:

Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!

Diese Bauernfrau da, alten Schlages, die ihre Kinder überlebt hat, dieser alte Knecht, der ihr auf dem noch nicht zertheilten Hofe die Wirthschaft weiter führt, auch das Hirtenbüblein, das ihr da die Geißen zu treiben hat — eine jede dieser selbstgewachsenen Seelen nimmt uns ein nie mehr beschreibbares Stück unserer echten Geschichte mit ins Grab, wenn wir eins ums andere unbefragt absterben lassen. Unser allererstes Wissen schütten wir damit zu, das Wissen über uns selbst lassen wir uns entseelen, uns das Vaterländische zur Leiche machen."

Es ist höchst erfreulich zu sehen, wie so treffliche Worte mehr und mehr Anklang finden und wie allerwärts auf deutscher Erde, selbst über die eigentlichen Grenzen des Vaterlands hinaus, ein warmer Eifer lebendig geworden ist, die Schätze der Volkssage zu sammeln und zu sichten und sie solchergestalt, durch Vermittelung der Wissenschaft, dem Leben theils zu erhalten, theils wiederzugewinnen. Eine neue Frucht dieses Eifers liegt vor in dem bei Gött in Kronstadt erschienenen Werke. „Siebenbürgische Sagen, gesammelt und mitgetheilt von Friedrich Müller, Gymnasiallehrer in Schäßburg." Der Verfasser hat sich schon früher durch seine „Beiträge zur Geschichte des Hexenprocesses in Siebenbürgen" vortheilhaft bekannt gemacht (vergl. „Deutsches Museum", 1854, II, 294), wie denn überhaupt die Deutschen in Siebenbürgen sich auszeichnen durch die Sorgfalt, mit welcher sie die Erinnerungen und Ueberreste ihrer deutschen Herkunft sammeln und aufbewahren. Namentlich gilt dies auch von den Sagen und Märchen, zu deren Kenntniß ein College des Herrn Verfassers, Professor Joseph Haltrich, in seinen vor zwei Jahren erschienenen, in diesen Blättern bereits ebenfalls besprochenen „Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen" einen dankenswerthen Beitrag geliefert hat. Diesen und ähnlichen Bestrebungen, über welche Hr. Müller in einem eigenen Anhang ausführlich berichtet (s. Literatur der Sagensammlung und Sagenforschung in Siebenbürgen S. 331—338), schließt sich nun das vorliegende Werk in würdigster Weise an. Der Verfasser liefert im Ganzen gegen fünftehalbhundert Nummern, von denen freilich einzelne, insbesondere unter den historischen, mehr Anekdoten und anekdotenhafte Ueberlieferungen als eigentliche Sagen sind und ihren Platz unter den letztern daher wol kaum für die Dauer behaupten dürften. Das Ganze zerfällt in zwei größere Abtheilungen, mythische und geschichtliche Sagen. Die erstern zerfallen wieder in einen deutschen, einen magyarischen und einen walachischen Sagenkreis, von denen natürlich die beiden erstern am reichsten vertreten sind. Die geschichtlichen Sagen sind chronologisch, die mythischen, soweit möglich, nach den Stoffen geordnet. Vieles

besteht ebenfalls nur in mehr oder minder eigenthümlichen Variationen allbekannter Sagen, in denen die verschiedenen Nationalitäten, welche sich auf dem Boden von Siebenbürgen kreuzen, untereinander in Beziehung gesetzt werden; so besonders in dem nachfolgenden Stück, das wir hier theils zum Ergötzen unserer Leser, theils zur Empfehlung des fleißig und sorgfältig gearbeiteten Buchs vollständig mittheilen wollen.

Wann das „muß sein" aufgekommen ist.

Mündlich aus Klausenburg.

Als unser Herrgott beschlossen hatte, Adam und Eva, weil sie gegen sein Gebot gesündigt hatten, aus dem Paradies zu stoßen, so schickte er zuerst den magyarischen Engel (Gabriel, Gabor) zur Austreibung derselben in ihre Wohnung. Adam und Eva waren aber durch den Apfelbiß schon so klug geworden, daß sie sich zu helfen versuchten: sie setzten dem Engel allerhand Gutes vor, Speise und Trank, und der ließ es sich wohl schmecken. Nach dem Essen konnte der Engel es nicht über sein Herz bringen, seine guten Wirthe aus dem Paradies zu jagen; er kehrte unverrichteter Sache zu unserm Herrgott zurück und bat ihn, er solle einen andern schicken, er könne es nicht thun. Da sandte Gott den walachischen Engel Florian; denn er dachte, der ist weniger gefühlvoll und wird kurzen Proceß machen. Adam und Eva saßen gerade bei Tische, als der Diener des Herrn in Bundschuhen, die Pelzmütze unterm Arm, eintrat, demüthig grüßte und seinen Auftrag sagte. Wie Adam ihn sah, hatte er keine Furcht mehr, sondern fragte ganz trutzig: „Hast du etwas Schriftliches bei dir?" Da erzitterte der Engel Florian, kehrte sogleich den Rücken und eilte in den Himmel zurück. Nun ward unser Herrgott zornig und schickte den deutschen Erzengel (Michael) hinunter. Da hatten Adam und Eva nicht geringe Angst; sie boten aber alles auf, um ihn für sich zu gewinnen, bereiteten ein köstliches Mahl, setzten ihm Schinken, Wurst und Sauerkraut, Bier und Wein und süßen Meth vor. Der deutsche Engel war sehr vergnügt und ließ sich alles so wohl schmecken, daß Adam und Eva leichter ums Herz wurde. Kaum war jener aber gesättigt, da erhob er sich, schwang drohend sein flammendes Schwert und rief: „Alloh, jetzt packt euch!" Da flehten ihn Adam und Eva an, sprachen, wie könne er so grausam sein. Den Engel aber rührte das alles nicht; er zuckte die Achseln, sagte „muß sein" und trieb sie ohne weiteres aus dem Paradiese hinaus. —

Denselben sinnigen Geist, verbunden mit derselben kritischen Nüchternheit und Sorgfalt athmen auch zwei andere kürzlich erschienene Neuigkeiten derselben Gattung: „Litauische Märchen, Sprichworte, Räthsel und Lieder. Gesammelt und übersetzt von August Schleicher" (Weimar, Böhlau) und „Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Von Theodor Vernaleken" (Wien, Seidel). Eine Sammlung litauischer Märchen, Sprichwörter und Räthsel besaßen wir bisher noch nicht; die Schleicher'sche Sammlung ist die erste, die unter uns ans Licht tritt und bei dem bedeutenden Interesse, welches die litauische Literatur neuerdings sowol bei den Sprachforschern wie bei den Freunden der Literatur erregt hat, wird es ihr gewiß auch an freundlichem Entgegenkommen nicht fehlen. Welche Schätze

das litauische Volkslied, die sogenannten Dainas darbieten, davon hat die bekannte Nesselmann'sche Sammlung reiche Proben gegeben. Um mit dieser letztern nicht in unnöthige Concurrenz zu treten, hat Hr. Schleicher sich in Betreff der von ihm mitgetheilten Lieder nur auf Weniges beschränkt, namentlich auf solche Stücke, die bisher entweder ganz unbekannt waren, oder die, wenn auch schon bei Nesselmann gedruckt, doch in mythologischer Hinsicht, als worauf der Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung sein Augenmerk vorzüglich gerichtet hat, ein besonderes Interesse boten. Auch die hier veröffentlichten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten waren bisher noch nicht veröffentlicht; sie sind größtentheils einem alten handschriftlichen Wörterbuche entnommen, dessen Benutzung dem Verfasser vergönnt war. Was endlich die Märchen angeht, die die größere Hälfte des vorliegenden Bandes einnehmen, so bilden dieselben nach der Versicherung des Herausgebers verhältnißmäßig nur einen geringen Theil des Reichthums, den die litauische Nation an Märchen besitzt und der, lediglich im Munde des Volks fortlebend, wol einer baldigen Aufzeichnung werth wäre, bevor die alles nivellirende Gegenwart auch diese Reste der Vorzeit weggespült oder doch die charakteristischen Merkmale davon mehr und mehr abgeschliffen hat. Auch der Herausgeber der „Alpensagen" hat bei seinem Unternehmen nicht sowol die romantische Unterhaltung, als vielmehr die Freunde des deutschen Alterthums, insbesondere die Kenner der deutschen Mythologie im Auge gehabt. Darum hat er sich treue wörtliche Wiedergabe des Gefundenen zum ersten Gesetz, Vorsicht in der Deutung zum zweiten gemacht. „Die Mythologie", bemerkt er sehr richtig, „hat, verglichen mit der Naturforschung, Geschichts- und Sprachforschung noch einen unsichern Boden; erst die Masse des Gesammelten vermag zu Ergebnissen zu führen. Was der Volksmund sagt, das berichte ich, weiter nichts. Ich sehe den Inhalt als eine historische Urkunde an, die man nicht fälschen darf." Gewiß ist das die allein richtige Ansicht der Sache und können wir im Interesse nicht allein der Sagenforschung, sondern des wissenschaftlichen Geistes überhaupt nur wünschen, daß dieselbe immer weiter Platz greifen und überall mit so viel Geschmack zur Geltung gebracht werden möge, wie es in dem vorliegenden Werkchen geschieht, das den hierher gehörigen Arbeiten der Grimm, Wolf, Rochholz ꝛc. nicht unwürdig nacheifert.

Schließlich sei hier um des verwandten Inhalts willen noch erwähnt: „Die deutschen Volksbräuche, Volksglaube und mythologische Naturgeschichte. Ein Beitrag zur vaterländischen Sittengeschichte von Montanus" (Iserlohn, Bädeker). Der Verfasser hat eine ziemlich ausgebreitete Belesenheit und auch den volksthümlichen Ton der Darstellung weiß er ziemlich gut zu treffen, im Ganzen aber ist sein Standpunkt doch zu dilettantisch, als daß wir seinem Schriftchen einen höhern Werth beimessen könnten. Was ihm am meisten gebricht, das ist erstlich Vollständigkeit und Zusammenhang der Kenntnisse und zweitens kritische Schärfe; er hat seine Studien auf dem Gebiete der deutschen Vergangenheit mit sichtlicher Liebe getrieben, aber ohne wissenschaftliche Methode, und doch ist es gerade nur die vollständige wissenschaftliche Durchdringung eines gewissen Stoffs, die zur populären Darstellung desselben befähigt und berechtigt. Am meisten zeigt sein Mangel an Kritik sich in den Etymologien, bekanntlich von jeher das Steckenpferd des

Dilettantismus. In dieser Beziehung leistet der Verfasser einzelnes wahrhaft Ergötzliches; so z. B. S. 105 seine Ableitung des Worts „Teufel" von dem Götternamen Tiu, Teut, und „dem altdeutschen Wort «Bal» oder «Fal», was sich in dem neuern Wort «fallen» erhalten hat", bedeutet „gestürzt, abgesetzt": sodaß „Teufel" also soviel wäre wie „der abgesetzte oder gestürzte Gott Tiu oder Teut" — ein Ex-Gott, wie man Ex-Könige hat! Auch über die Gesammtanschauung, welche der Verfasser von den gesellschaftlichen und sittlichen Zuständen der ältern Zeit hat, ließe sich wol mit ihm rechten. Er preist durchweg die Vergangenheit mit ihrer angeblichen patriarchalischen Glückseligkeit, gegen die unsere neuere Zeit mit ihren gesetzlich abgemessenen und festgestellten Verhältnissen sich nur wie eine Art polizeilich zugestutzter Barbarei ansieht; das ist ein Aberglauben, den die Wissenschaft längst widerlegt hat und der am wenigsten in populären Schriften wieder aufgewärmt werden sollte. Das Heftchen enthält nachstehende Abschnitte, bei denen jedoch, wie schon bemerkt, an Vollständigkeit und systematische Anordnung nicht zu denken ist: „Die Tyrjagd. Die Samenei und der Schlevertag. Der Hehlhaken. Der Schluchtgang. Der Wittwind. Die Teufel. Die Hexen. Die Zauberei. Das Wehrwolfen. Liebeszauber. Riesen und Zwerge. Feuer und Wasser. Aberglauben hinsichtlich des Mondes. Aberglauben wegen der Diebe. Aberglauben hinsichtlich der Juden. Begegnung und Vorbedeutniß. Die Kräuter. Heilige Sträuche und Bäume. Die Thiere. Die Vögel. Von den übrigen Thieren." R. P.

Geschichte.

Mit der unlängst erschienenen zweiten Lieferung liegt jetzt vollendet vor „Die österreichische Regentenhalle. Biografien von Ottokar Lorenz. Mit 37 Bildnissen nach Zeichnungen von A. Schönn, J. Selleny und F. Laufberger" (Wien, Tendler und Comp.) Von einer biographischen Darstellung der österreichischen Regenten, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen innerhalb der österreichischen Grenzen selbst erscheint und, wie der Augenschein lehrt, vornehmlich für das größere österreichische Publikum bestimmt ist, wird niemand eine besondere Unparteilichkeit und Schärfe des Urtheils, noch überhaupt eine eigentliche historisch-kritische Haltung erwarten; bei einer Entstehung wie die eben besprochene und bei Zwecken gleich den angegebenen muß es schon vollständig genügen, wenn die Loyalität den Standpunkt nicht gar zu einseitig genommen, die Farben nicht allzu dick aufgetragen hat. Und dies negative Lob muß man dem Verfasser der vorliegenden Schrift in der That zugestehen; wiegen auch die Urtheile, die er über die einzelnen österreichischen Regenten fällt, auf der Wage des Historikers zum größten Theile nur sehr leicht, so hat er sich doch auch andererseits von jeder unwürdigen Schmeichelei fern gehalten und die unter den obwaltenden Umständen ziemlich nahe liegende Gefahr, statt des Urtheils, das ihm versagt war, ein einseitiges und unmotivirtes Lob zu spenden, in den meisten Fällen recht glücklich vermieden. So namentlich in der Geschichte Ferdinand's II., jenes unseligen Fanatikers, dem Deutschland das Elend des Dreißigjährigen Kriegs vorzugsweise zu verdanken hat. Ueberhaupt verdient die Unparteilichkeit und Unbefangenheit, welche der Verfasser in Betreff

der religiösen Angelegenheiten zeigt, alle Anerkennung und auch der große und unersetzliche Nutzen, den Oesterreich so viele Jahrhunderte hindurch aus seiner Verbindung mit Deutschland gezogen hat, ein Nutzen, den der österreichische Patriotismus vom jüngsten Datum gar zu gern ableugnen und in Vergessenheit bringen möchte, wird von ihm mit Nachdruck hervorgehoben. Sichtbarer wird die politische Constellation, unter welcher das Buch entstanden ist, in dem ziemlich abfälligen Urtheil, das der Verfasser über Joseph II. und seine Reformen fällt; die ganze Stelle scheint uns für den Geist, der augenblicklich in Oesterreich herrscht, so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen können, dieselbe, wenn auch nur auszugsweise, herzusetzen: „Die Wirkungen des Josephinischen Systems", sagt der Verfasser S. 497, „auf das öffentliche Leben, auf Kunst und Wissenschaft, waren nicht erfreulich. Das Volk selbst, für dessen Wohl sie beabsichtigt waren, nahm an den Neuerungen Anstoß. Man merkte nirgends ein allmähliches Uebergehen vom Alten zum Neuen, sondern es trat ein allgemeines Chaos ein, in welchem nichts an seiner gewohnten Stelle blieb. Die Beamten waren trotz der strengen Vorschrift lässig, da sie mit den Neuerungen selbst nicht einverstanden waren, und «gerade nur soviel leisteten, um die Cassation zu vermeiden», wie Joseph einmal klagte. Die erleichterte Censur hatte nicht wissenschaftliche Werke, sondern eine Flut von Pasquillenliteratur, Schmähschriften und gegenseitiger Beschimpfung der Parteien zur Folge, denn für jene fehlte der geistige Fonds, der nur durch gute Organisation der Schulen hätte geweckt werden können. Der Nachdruck, welchen Joseph gestattete, um dadurch den Ankauf von Büchern im Auslande zu vermeiden und das Geld im Lande zu erhalten, hatte mehr schlechte als gute Werke verbreitet. Neben dem Antriebe zu einem bessern Neuen verfuhr man in barbarischer Weise gegen das Bestehende. So verfuhren die kaiserlichen Commissare bei der Aufhebung der Klöster mit einer wahren Zerstörungswuth. Die Manuscripte, Urkunden und Bücher wurden auf Wagen geladen und dann im Großen für einige Gulden oft genug an den Käsehändler oder den Papiermacher verkauft, Ornamente und Kunstschätze ließ man als Ueberreste barbarischer Zeiten zerstören, das Gold und Silber daran ausbrennen. Als der Kaiser die Absicht hatte, das prager Schloß in eine Kaserne zu verwandeln, begann man sogleich mit der Verschleuderung der dort aufbewahrten Kunstsammlung Rudolf's II.... Eine so rasche und gänzliche Veränderung aller Verhältnisse erzeugte eine Unbehaglichkeit des Lebens, welche die Zeitgenossen zu einer gänzlichen Verkennung der Absichten des Kaisers leitete, und erst spätern Generationen war es vorbehalten, die Vortheile und Nachtheile seines Systems zu ergründen und das Nutzbare davon zu befestigen. Joseph selbst mußte nicht blos in seinen Ländern, sondern auch in seiner auswärtigen Politik den ärgsten Widerstand erfahren, hoffnungslose Kämpfe bestehen." Das mag Alles so sein: allein wir vermissen die nothwendige Rückseite der Medaille, nämlich die Anerkennung der edeln und großherzigen Absichten Joseph's II. und seines hochsinnigen persönlichen Strebens, deren nach unserm Dafürhalten kein Historiker, wie wenig er auch übrigens mit den unmittelbaren Resultaten dieses großherzigen Strebens einverstanden sein mag, sich entschlagen sollte. Aber freilich, unter den Fittichen des neugeschlossenen Concordats ist es mislich, Joseph II., der „im Laufe von acht

Jahren 700 Klöster mit 36,000 Ordensleuten aufhob und ihre Güter confiscirte", zu loben oder auch nur anzuerkennen. Ein anderer sehr fühlbarer Fehler des Buchs liegt in der außerordentlichen Ungleichheit der Behandlung; während die Darstellung der ältern Epoche bis zur Reformation beinahe 400 Seiten einnimmt, werden die ganzen letzten, so ungemein wichtigen Jahrhunderte auf anderthalbhundert Seiten abgemacht, ja das ganze letzte Jahrhundert von Maria Theresia bis auf die Gegenwart nimmt knapp 40 Seiten ein. Auch an Irrthümern im Einzelnen fehlt es nicht: doch sind dieselben nicht erheblich genug, um den populären Zweck des Buchs wesentlich zu beeinträchtigen. Die Ausstattung des Werks ist geschmackvoll und tüchtig; insbesondere verdienen die größtentheils nach historischen Quellen gearbeiteten Holzschnitte alles Lob. Aber wo sind die auf dem Umschlag der ersten Lieferung ausdrücklich verheißenen Anmerkungen geblieben? In dem uns vorliegenden Exemplar wenigstens haben wir dieselben vergeblich gesucht. HFk.

Correspondenz.

Aus München.

Februar 1858.

At. Wie Riehl in seinen „Augsburger Studien" kürzlich mittheilte, ist der Archivar dieser Stadt in seinem Ueber-Patriotismus bestrebt, derselben die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, des Linnenpapiers und wer weiß was noch alles zu vindiciren, und seine überraschenden Behauptungen in einem eigenen Büchlein zu erweisen. Ob es dem Manne damit völliger Ernst gewesen, bleibt zweifelhaft; das aber ist gewiß, daß in der Stadt am Lech das Zopfabschneiden erfunden worden ist. Und das ist doch auch etwas, oder nennen Sie mir eine Erfindung unserer Zeit, die schnellere Verbreitung gefunden, mächtigern Rumor in der Welt gemacht hätte! Wir Münchener beeilten uns, wie billig, zuerst, den gemüthlichen Schwaben es nachzuthun, und wenn wir die Sache auch nicht so reell betrieben wie die Thüringer, die zuletzt gar Pferdeschwänze abfäbelten, so grassirte sie doch lange und ernsthaft genug, um nicht nur die bedrohten Zöpfe aller Arten und Farben, sondern auch die hochwohlweise Polizei in gewaltigen Aufruhr zu versetzen. Der oder die Uebelthäter ließen sich aber nicht erwischen; der Spuk nahm zu, fand Nachahmung in Nähe und Ferne, und blieb überall in frevelhafter Straflosigkeit. Da erschienen die Nürnberger, die bekanntlich keinen hängen, den sie nicht haben, mit einer rettenden That; war es althergebrachte Eifersucht auf die schwäbische Schwesterstadt, die geniale Erfinderin, die wieder einmal den Vorsprung gewonnen, war es die Angst um den bedrohten eigenen Schmuck, genug, der dortige „Correspondent" stellte die Erfindung auf den Kopf und behauptete, die Zöpfe schnitten sich selber ab. Und siehe! er hatte damit wirklich sich salvirt und dem Unwesen die Spitze abgebrochen: es war lächerlich geworden und damit ihm der Todesstoß gegeben.

Die Geschichte war aber in der That arg genug gewesen; sie hatte alles Interesse, alle Unterhaltung absorbirt und mag sie ausgegangen sein von wem immer, so hat der Erfinder oder die Erfinderin jedenfalls das Verdienst, ganz ernsthafte juridische und sogar medicinische Erörterungen darüber in der Oeffentlichkeit hervorgerufen zu haben. War der Muthwille oder die Großmannssucht die Triebfeder der wichtigen Erscheinung, sie blieb für uns immer eine „vaterländische" Erfindung, oder wie man hier so gern sagt, eine einheimische.

Das „Einheimische" hat bei den Stockbaiern gar einen hohen Werth; man sollte es kaum glauben, aber bei uns gilt der Prophet etwas im Vaterlande. Und nicht etwa der Rarität halber: denn die Baiern zählen wahrlich in Vergangenheit und Gegenwart tüchtiger Köpfe und edler Herzen genug. Aber sie halten, manchmal mit Recht, manchmal mit Unrecht, viel auf die Herrlichkeit ihres eigenen Namens, und beargwohnen dabei ängstlich das, was aus der Nachbarschaft, weniger das, was aus der Fremde kommt. Sie bewundern und verehren, was ihnen von jenseit des Rhein, von jenseit der Alpen zugeht, aber sie schütteln die Köpfe über das, was an der Elbe und Weser, am Harz oder am Riesengebirge gewachsen ist. Lassen Sie das nicht etwa blos von Politik oder Religion gelten: es bezieht sich fast noch mehr auf Kunst und Literatur, auf öffentliches Leben, auf Mode und Erscheinungen der Zeit, vor allem aber auf Persönlichkeiten. Es fällt mir nicht ein, die breitgeschlagene Sache der Gelehrten-Berufungen hier wieder aufwärmen zu wollen; diese ruht vorläufig, seit die Einflußreichsten, Dönniges und Dingelstedt, glücklich ausgeätzt sind; ich wollte nur die Kehrseite, die Vorliebe für die Genossen des Kirchthurmbezirks hervorheben. Sie hat in neuester Zeit sich wieder recht merklich gemacht, am meisten im Theater, wo Novitäten und Novizen, wenn sie nur „einheimische", und wenn sie auch ohne anderes Verdienst als ihre blauweiße Abstammung waren, sich ungebührlich breit machten. Und da war stets die sogenannte Kritik nicht nur der kleinen und kleinsten, sondern auch sonst ehrenwerther und gehaltreicher Blätter, wie der „Neuen Münchener Zeitung", flugs mit dem Triumphe zur Hand, daß wieder ein einheimisches Talent sich Bahn gebrochen oder neue Anerkennung sich errungen habe. Als wenn sie ihren Schützlingen nichts Besseres anzuthun hätten, als deren königlich bairischen Taufschein zu legitimiren! Ich meine, es muß das eine traurige Größe sein, die nur eine einheimische ist, und die Marbacher, wenn sie eines Tages Schiller ihren einheimischen Dichter nennen wollten, würden weniger Neid oder Anerkennung ihrer Heimat als allgemeines Gelächter herausfordern.

Auch Melchior Meyr hat sich einen „Einheimischen" nennen lassen müssen. Nun ja, er ist innerhalb unserer Grenzpfähle geboren, und sein bestes Werk, die „Erzählungen aus dem Ries", spielen sogar in seiner engern Heimat und tragen deren specielles Gepräge. Aber er ist doch ein recht deutscher Dichter, deutsch in seiner Art, deutsch in seinem Wesen und darum dem ganzen Vaterlande zugehörig, das ihn auch längst allerwegen anerkannt hat. Einen solchen Schriftsteller einen einheimischen, also einen bairischen zu nennen, als wenn er außerhalb nichts mehr wäre, etwa wie ein bairischer Stadtgerichtsassessor außerhalb Landes ohne Curs und Function ist, das ist denn doch ein schlechtes Compliment und um so übler, wenn es seine Freunde

ihm machen. Von ihm nun wurde jüngst der längst erwartete „Karl der Kühne“ gegeben, eine historische Tragödie, wie er selbst sein Werk benennt. Moritz Carriere hat in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ das Stück sehr gelobt, und ein solches Urtheil ist wahrlich eine gewichtige Empfehlung; andere haben es bitter getadelt und ihm viele Schwächen nachgewiesen, aber sie haben damit augenscheinlich weniger die Tragödie als den Autor treffen wollen, und damit haben sie beide verfehlt.

Indessen: Meyr ist kein dramatischer Dichter. Er hat selber seine Muse eine des Geistes genannt und damit sie richtig und klar gezeichnet, seinen dramatischen Werken aber den Stab gebrochen. Die Poesie des abstracten Gedankens muß der Wirksamkeit von den Bretern entbehren, ihre Verkörperung ist nur Einem, Goethe, vielleicht auch ihm nicht ganz, gelungen. Der Bühneneffect besteht lediglich in der Erregung des Gefühls: „Der Zweck der Tragödie ist Rührung.“ Wenn Phantasie und Gefühl den Gedanken nicht überwinden, wenn dieser nicht durch jene verklärt ist, dann wird er in der theatralischen Aufführung niemals zünden; er kann dem einsamen Leser imponiren, ihn belehren, die Massenwirkung ist ihm versagt. Und Meyr, der doch in seinen Erzählungen soviel Gemüth und Empfindung bewährt, ist in seinen Poesien, zwar mit Wissen und Willen, ein Dichter des Geistes geblieben; am meisten, wo es am gefährlichsten ist, in seinen dramatischen Werken. Ueberdies versteht er nicht oder verschmäht er die scenische Anordnung, das Mechanische gleichsam des Aufbaues; auch in seinem „Karl“ hat er die Pointe in die Mitte gelegt, und während bis zum dritten Acte man sich mühsam erwärmt hat, verläuft in den beiden noch folgenden das Interesse sich im Sande stets wiederholter Schlachtscenen, die mit blechernem oder pappendeckelnem Lärm Heldenthaten erheucheln wollen, für die wir uns nicht begeistern können. Dafür ist das Stück überreich an tiefen Gedanken, die Sprache edel und schön, am gelungensten die Charakteristik der handelnden Personen, namentlich der siegreichen Gegner Karl's, der Schweizer. Die Idee des Dramas ist tragisch, aber ihre Behandlung läßt sie uns ferne; sie ergreift uns nicht, denn sie gründet sich fast nur auf Reflexion. „Karl der Kühne“ hat bei der großen Preisbewerbung nicht concurrirt; wol nicht darum, weil ihm dazu der Muth gefehlt hätte, sondern, weil seine Existenz und der Name seines Autors schon zu bekannt gewesen waren, um die Mummerei des versiegelten Couverts mit dem Motto noch bestehen zu können.

Und doch sind diese Preisbewerbungen mit ihrem Geheimniß, wie durchsichtig dies meist auch ist, beinahe die einzige ehrliche Mummerei, die wir heutzutage noch erleben. Der unehrlichen — so behaupten wenigstens die Pessimisten —, des Schwindels, des Trugs, des hohlen Scheins, soll es nie mehr als in der Gegenwart gegeben haben. Maskenfeste mit Masken sind allgemach ganz abhanden gekommen; man verwendet nicht mehr seinen Witz auf die Verlarvung und auf die aus dem Incognito entsprießende Lust, sondern sein Geld auf prächtige Ausstaffirung des geliebten Ichs und dessen kostbarster Schmuck ist selbstverständlich die eigene Visage, die man darum nicht verstecken darf. So sind die Costümbälle in die Mode gekommen; sie haben zwar die neckischen Freuden der Maske verzehrt, aber — es soll nicht ge-

leugnet werden — auf den Geschmack günstig eingewirkt. Daß unsere Künstler in Arrangement und Ausstattung ihrer Feste von jeher ganz Besonderes leisten, das ist nicht nur durch ihre Anzahl und durch die Mittel, die sie aufzuwenden vermögen, sondern vornehmlich durch den poetischen Sinn, der alle ihre Feste beseelt, erklärlich. Ob sie nun im Mai im Walde oder während des Carnevals in dem herrlichen Saal des Odeon eine Feier begehen, es drängt sich alles herzu, was irgend für seelenvolle Anregung empfänglich ist. Ihr Ball hat das Vorrecht, die Krone unsers Faschings zu sein. Nach der Pracht des vorjährigen „Rubensfestes" war aber eine Steigerung kaum mehr denkbar, und es war am Ende nur wohlgethan, unter Veränderung der Scenerie und der Costüme ein Seitenstück zu demselben aufzuführen. So entstand eine „Ballnacht in Neapel", wohin die Ausschmückung des Saales und eine reizende Ansicht der Stadt und des Golfs, welche, von unserm trefflichen Schwendy gemalt, im Hintergrunde aufgestellt war, die Anwesenden versetzte. Ein rechter Humor aber wollte sich nicht einfinden, und die Ungebundenheit und Lust früherer Jahre konnte nicht durchdringen, obwol der plötzlich durch den Telegraphen gemeldete und laut verkündete, mit einer Huldigung für unsern König Max verbundene Gruß der zu gleicher Stunde versammelten dresdener Künstler allerdings eine elektrische Wirkung zu üben nicht verfehlte. Aber allemal vermag eben der gute Wille den guten Erfolg nicht zu garantiren — und unsere Künstler haben in diesem Jahre noch eine große Aufgabe vor sich, indem sie den 700jährigen Bestand unserer Stadt mit ähnlichen großen Festen feiern wollen. Auch das 100jährige Jubiläum der Akademie der bildenden Künste soll, wie Sie wissen, durch eine große und allgemeine Ausstellung im Glaspalast begangen werden (eine lokale Industrieausstellung wird sich an sie anschließen), und es ist wol auch Sache des „Deutschen Museum", derselben mit freundlichen Wünschen zu frohem Gelingen entgegenzusehen.

Aus Mecklenburg.

Februar 1858.

Wr. Selten wird eine besondere Botschaft aus diesem Gebiete zu Ihnen gelangen, welches nicht durch seine natürliche Lage, wol aber durch die Macht menschlicher Einrichtung und starrer Gewohnheit zu einem Inselande geworden ist. Wie das deutsche Land dem mecklenburgischen Volke eine Fremde bleibt, fast von geringerm Interesse als England oder Rußland, so ist bis auf wenige Thatsachen und Erinnerungen das mecklenburgische Gebiet mit Sitte und Recht der übrigen deutschen Nation unbekannt. Und das letztere ist noch mehr der Fall als das erstere, weil hier die Aufmerksamkeit wenigstens theilweise durch Eifersucht und Furcht rege gehalten wird. Bei der geringen Theilnahme, die der Mecklenburger dem gemeinsamen Vaterlande widmet, gehört es mit zu den schlimmsten Befürchtungen, die von Zeit zu Zeit seine angeborene Ruhe zu erschüttern drohen, sein engeres Vaterland könne das Schicksal treffen, das organische Glied eines größern Ganzen zu werden, oder wenigstens es könne einmal aufhören, durch und durch mecklenburgisch zu sein. Daher namentlich diese haarsträubende Furcht vor dem Zollverein, daher auch diese leidenschaftliche Abneigung gegen den Trä-

ger des Zollvereins, Preußen. In der That ist die Frage wegen Anschluß oder Nichtanschluß an den Zollverein die einzige von nationaler oder politischer Bedeutung, die uns bewegt, und in der sich auch eine Verschiedenheit der Gesinnung auszusprechen wagt; dieselbe wird daher auch immer von Zeit zu Zeit wieder angeregt, bleibt dabei jedoch, wie es scheint, von der Erreichung irgendeines Ziels stets gleich weit entfernt.

Auch muß zugestanden werden, daß der Anschluß an den Zollverein für die hiesigen Lande mit größern Schwierigkeiten verbunden ist, als dies bisher in irgendeinem der beigetretenen Staaten der Fall gewesen. Wie die Landesverfassung, die in dem Erbvergleich von 1755 verbrieft ist, sich daneben erhalten könnte, ist nicht wohl abzusehen. Wenn sich daher auch auf dem Landtage hier und da eine vereinzelte Stimme für den Anschluß vernehmen läßt, so ist das ebenso wenig von Bedeutung, als wenn daselbst für die Wiederherstellung des Königreichs Polens gesprochen würde; ein Hinweis auf die Constitution, deren Sturz darin eingeschlossen liege, genügt, um alle etwaigen Gelüste gänzlich zu beseitigen. Mit derselben Hartnäckigkeit und bisjetzt auch mit demselben glücklichen Erfolg verschanzen die Feinde des Zollvereins in der Presse sich hinter der Behauptung, die Wünscher für den Anschluß hätten nicht wirthschaftliche, sondern politische Motive; mit dem Zollverein solle die ständische Verfassung gestürzt oder was dasselbe wäre, die alte mecklenburgische Erbweisheit dem Moloch der Neuzeit geopfert werden.

Eine andere, auswärts minder bekannte, aber ebenso erhebliche Schwierigkeit liegt in der Menge von binnenländischen Zollstationen, die gegenwärtig bei uns existiren und durch die den Staatsfinanzen jährlich ein bedeutender Ertrag zufließt. Die Zahl derselben beläuft sich auf 60; sie verdanken ihre Entstehung dem Jahre 1650, also den Erfahrungen, welche der Dreißigjährige Krieg an die Hand gegeben hatte. Es ist, aus dem Standpunkt der Erbweisheit, allerdings aller Ehre werth, daß diese Institute jetzt bereits ins dritte Jahrhundert hereinragen: nach erfolgtem Anschluß an den Zollverein aber würden diese innern Schranken denn doch wol unerträglich werden und also, um sie zu conserviren, auch hier wieder der Refrain: „kein Zollverein!"

Wird nun schließlich noch die Frage nach dem materiellen Vortheil oder Nachtheil für die einzelnen Glieder der Bevölkerung angeregt, so ist wiederum einzuräumen, daß die lebende Generation einen reellen Nutzen allerdings schwerlich verspüren, wol aber einen sehr fühlbaren positiven Schaden erleiden würde. Aber — wohl verstanden — nur die bemittelte Klasse: denn diese bezieht jetzt die ihr nothwendigen Waaren steuerfrei aus dem Auslande, der Kaufmann aber, der für die Masse existirt, hat Steuer zu bezahlen, er kann daher zu denselben Preisen, wofür die wohlhabende Klasse gute Waaren verschreibt, der minder bemittelten nur schlechtere Waare liefern. Um aber die Masse zu beruhigen, genügen einige plumpe Schwertstreiche; mit dem Zollverein, heißt es, ziehen Fabriken übers Land und mit ihnen eine Unzahl von Lohnarbeitern, und die alte Melodie von dem nothwendigen Proletariat der Fabrikarbeiter tönt hier mit ungeschwächter Kraft und versetzt alle Gemüther in Angst vor vagabundirenden Bettlerscharen, überfüllten Armenhäusern und unerschwinglicher Armensteuer. „Die unge-

funden Zustände, welche Süddeutschland so elend machen, würden die Quellen des mecklenburgischen Wohlstandes verstopfen!"

Wie stark diese Quellen des mecklenburgischen Wohlstandes strömen, und welchem Theile der Bevölkerung sie zugute kommen, wird für den, der darüber im Dunkeln ist, durch die Angaben des jüngsterschienenen Staatskalenders in unzweideutiger Weise beleuchtet. Danach betrug die Bevölkerung des Großherzogthums im Jahre 1857, also nach der letzten Zählung: 539,231. Im November des Jahres 1856 belief sie sich auf 542,064. Der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen des Jahres 1857 beträgt 4388; dennoch hat die Einwohnerzahl sich nicht vermehrt, sondern die Verminderung hat jenen Ueberschuß verschlungen und die Gesammtzahl noch um 2833 verkürzt. Im Jahre 1851 betrug die Einwohnerzahl 542,638, also 2407 mehr als jetzt trotz eines Ueberschusses an Geburten von 37,791! So kommen jetzt auf jede der 244 Quadratmeilen 2210 Einwohner, dagegen am Schlusse des vorigen Jahres (d. h. 1856) 2221½, also für die Quadratmeile 11½ weniger. Aber kein Land stellt ein größeres Auswanderungscontingent als Mecklenburg; im Jahre 1856 wanderten 5560 Personen aus, im Jahre 1857 ist die Zahl der Heimatsmüden stärker gewesen als je. Die Art der Verminderung ergibt sich zum Theil aus folgender Zusammenstellung der Bewohner:

	Domänen:	ritterschaftl. Güter:	Klostergüter:	Städte:	städtische Güter:
im J. 1856	205,520	136,669	8997	176,886	13,965,
im J. 1857	204,259	135,860	9061	175,987	14,064.

Man sieht leicht, wo die Verminderung am stärksten aufgetreten ist; die Gründe hier noch speciell anzugeben, würde uns zu weit führen, wenigstens für diesmal. Noch eins: der Staatskalender hat die Freude berichten zu können, daß das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen in den Geburten sich „wiederum" verbessert habe; unter 17,600 Geborenen waren nur 3332 uneheliche, also ein uneheliches auf 4⅓ eheliche. 1856 war nämlich das Verhältniß 1 : 4 1/11, aber 1855 war es 1 : 4⅕. Was übrigens die Verminderung der Einwohnerzahl in den Städten betrifft, so fällt sie hauptsächlich auf die kleinern Städte, unter den größern ist nur Wismar mit dabei betheiligt. Gerade in diesen kleinern mecklenburgischen Städten aber ist am wenigsten Stoff zu einer gesunden Entwickelung vorhanden; einige nehmen seit einer Reihe von Jahren an Einwohnerzahl ab und in demselben Maße schwindet Wohlstand und Lebensfähigkeit. Am wenigsten ist die Schuld an diesen Misverhältnissen der großherzoglichen Regierung beizumessen; diese ist im Gegentheil eifrig bemüht, Handel und Gewerbe zu heben und, wo möglich, die verjährten Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Die große Geld- und Handelskrisis ist wunderbar glücklich für Mecklenburg, d. h. für den mecklenburgischen Grundbesitzer vorübergegangen. Gegen Schluß des vorigen Jahres ließ der Landtag durch eine Commission berechnen, wie viel fremdes Kapital etwa den inländischen Grundbesitz belaste. Als die Summe bekannt wurde, entstand Staunen und Furcht: sie belief sich auf 19 Millionen Thaler! Aber es ist dennoch kein Unglück von Bedeutung geschehen.

Ueber die Entlassung des Professors Baumgarten, welche außer in Mecklenburg eine so laute Theilnahme hervorgerufen hat, ist seit einigen Wochen die Schrift der Behörde, die ihn entfernt hat, im Druck erschienen: ob er selbst sich vertheidigen wird, ist fraglich. Es war nämlich in der officiellen Entlassungsschrift bemerkt, daß der Fortbezug des Gehalts von dem weitern Verhalten des Betroffenen abhängen werde. Wie man sagt, wird einer seiner Freunde für ihn mit einer Rechtfertigung auftreten. Der nächste Schaden ist wol der, daß im nächsten Semester die Exegese des Alten Testaments auf der Universität zu Rostock gänzlich schweigt bis auf die der kleinen Propheten.

Aus Kronstadt in Siebenbürgen.

Februar 1858.

F. O. Fünf Hauptthore führen durch die Felsenmauer des östlichen Gliedes der transsylvanischen Alpen in die Plateaulandschaft, die sich um Kronstadt herum bis an und über den Altfluß ausbreitet: der Törzburger, Tömöscher, Altschanzer, Bodzauer und Oitoscher Paß. Der erstere verbindet den Gau — das sogenannte Burzenland — mit der Kleinen, die drei nächsten mit der Großen Walachei und der letzte mit der Moldau. Doch verdient den Namen eines Passes nur der Tömöscher, dessen Straße auf österreichischer Seite im Jahre 1853 mit außerordentlichen Kosten ausgebaut wurde. Diese Straße vermittelt den Verkehr Kronstadts mit Galacz und Braila fast ausschließlich. Die übrigen Pässe sind meist unpraktikabel, namentlich der Törzburger und zwar auf walachischer Seite. Hier führt nämlich die Straße über eine mit Knüppeln und Baumstämmen belegte Felsengalerie, die sogenannte Teufelsbrücke, die selbst von Saumrossen nur mit Lebensgefahr passirt werden kann.

Durch welches dieser Thore man auch nach Siebenbürgen eintreten mag, immer wird es den Reisenden nicht wenig befremden, statt der ärmlichen Dörfer und Weiler, die er in den jenseitigen Tiefebenen erblickte, hier in mäßiger Entfernung von dem überschrittenen Hochgebirg stattliche Dörfer zu sehen und wenn er ein Deutscher ist, wird er noch die besondere Freude haben, die heimischen Laute wieder zu hören aus dem Munde eines kräftigen, betriebsamen deutschen Menschenschlags. Wenn er dann aber wenige Stunden durch den Gau gewandert ist, so vermuthet er mit Recht, daß, wo solche Dörfer stehen, auch eine bedeutende Stadt sich finden müsse. Bestärken wird ihn in dieser Vermuthung noch der Gedanke, daß die geographische Lage des Gaues eine solche Stadt ins Leben gerufen und ihr Aufblühen gefördert haben werde. Allein so weit er sein Auge auch über die fruchtbare Ebene schweifen läßt, nirgends wird er eine Stadt gewahr, bis er endlich am Fuße eines mäßigen Berges auf freiem Felde eine alte Kirche erblickt, die schönste und bedeutendste Kronstadts, als dieses noch größtentheils in der Ebene und an den Abhängen des „Gesprengberges" lag.

Bedrängt von Mongolen und Türken zog die Stadt im 13. und 14. Jahrhundert sich in die nahe Thalschlucht des Schulergebirges, auf deren Sohle sie sich gegenwärtig ausbreitet. Reges Leben herrscht zu jeder Tages- und Jahreszeit in den Straßen. An Wochen- und Jahrmärkten wird der Verkehr

geräuschvoll wie in Leipzig und Frankfurt a. M.; ja ein Lärmen, wie man ihn sonst nur in orientalischen Städten zu hören gewohnt ist, läßt den Verkehr bedeutender erscheinen, als er ist. Außer den Märkten geben jene Tage der Stadt ein bewegtes Aussehen, an welchen größere Waarenladungen aus dem Orient oder von Wien und Leipzig anlangen, diese um nach Osten, jene um nach Westen verführt zu werden.

In dieser doppelten Vermittlerrolle liegt die handelspolitische Bedeutung Kronstadts begründet. Seine geographische Lage hat es dazu bestimmt, ein Durchgangspunkt des Handels nach und aus der Levante zu sein, und in der That erreichte es seine höchste Blüte, als es ein solcher Durchgangspunkt war, in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Entdeckung eines neuen Seewegs nach Ostindien wehte diese Blüte mit eisigem Hauche an; der Verkehr nahm nun andere Bahnen und wie Nürnberg und Augsburg sank auch Kronstadt von seiner Höhe herab. Doch blieb noch immer ein gewisser Rest des alten Glanzes, bis endlich die Eröffnung der Dampfschiffahrt auf der Donau von Wien abwärts auch diesen zerstörte. Seitdem wird Kronstadt allerdings auch noch als Durchgangspunkt für die von Leipzig und Wien nach den Donaufürstenthümern und der Levante gehenden Fabrikate sowie für einen Theil der nach den Zollvereinsstaaten bestimmten Colonialwaaren ꝛc. benutzt, aber immer nur dann, wenn die Passage auf der Donau aus irgendwelchen Gründen gesperrt ist. So namentlich, als durch die Kriegsereignisse der letzten Jahre die Donau von Orsowa abwärts unzugänglich war; damals war Kronstadt nahe daran, seine alte Stellung im Welthandel wieder zu erlangen. Baumwoll-, Leinen- und Seidenwaaren aus dem Zollverein nahmen ihren Weg nach der Levante über Kronstadt; Zucker von Hamburg ging im Jahre 1854 über Kronstadt nach Bukarest. Ein Theil der Schafwolle, die bei freier Schiffahrt auf der Donau direct nach Pesth und Wien verladen wird, kam in demselben Jahre aus der Türkei zu Lande über Kronstadt dahin. Aehnliches fand während der Continentalsperre statt.

Doch war dies alles nur ein flüchtiges Aufflackern ehemaligen Glanzes. Besser hat sich im Laufe der Zeit derjenige Verkehr Kronstadts mit den Donaufürstenthümern und der Levante erhalten, in welchem es die eigenen Manufakte, als Leinwand, Leder-, Seiler- und Putzwaaren, hölzerne Truhen, Tschuttoras, Pottasche, Papier und Aehnliches absetzt. Eines sehr bedeutenden Absatzes erfreuen sich außerdem die kronstädter Schafwollwaaren in den Donaufürstenthümern, in den innern türkischen Provinzen, selbst in Aegypten. Diese Waaren werden allerdings nicht ausschließlich, aber doch größtentheils in Kronstadt selbst erzeugt, wo seit Jahrhunderten Gewerbe blühten, auf deren goldenem Boden Wohlstand und Gemeinsinn gedieh.

Doch gibt das Gesagte uns noch immer kein Totalbild der Stadt. Um dieses zu gewinnen, besteigen wir den Kapellenberg, einen steilen Kalkfelsen in unmittelbarer Nähe der Stadt, dessen Spitze, die „Zinne", 3043 wiener Fuß über dem Meere liegt. Auf bequemem Fußpfad, welcher sich schneckenförmig an der Felsenlehne hinaufwindet, erreicht man diesen in seiner Art einzigen Punkt und genießt bei einigermaßen günstiger Witterung eine Aussicht, die der vom Brocken oder vom Kaiserstuhl kühn an die Seite gestellt werden darf. Was zunächst die Lage der Stadt betrifft, so beweist dieselbe

mit, was sich nach F. W. Barthold in der überwiegend anmuthigen Lage der meisten deutschen Orte kundgibt, nämlich die den Germanen angeborene Vorliebe für landschaftliche Reize. Wie lieblich schimmern die Pavillons in den malerisch gelegenen „Bienengärten" an den Abhängen und auf den Gipfeln der nahen Bergkuppen! Einen geradezu ländlichen Eindruck macht die hinter der Stadt tief in die Bergschlucht hinaufsteigende Vorstadt „Blumenau", weniger die langgestreckte „Altstadt". Am meisten beeinträchtigen diesen Eindruck die zum Aufspannen der Tücher bestimmten Gestelle an der rechten Thalwand. Der Stadt gegenüber in unscheinbarer Entfernung ragen die starren Felsenzinken des Butschetsch (7951 Fuß über dem Meere), des Königstein (7101 Fuß über dem Meere), des Tschukatsch (6217 Fuß über dem Meere) empor und heben sich mit ihren baumlosen weißen Wänden scharf ab vom blauen Horizont. Dann das Schulergebirge, näher, dunkler, bewaldet von den sanft geneigten Böschungen bis hinauf zu den erhabensten Stellen. Dann die weit geöffnete Fläche des Gaues mit den goldenen Aehrenfeldern und den grünen Auen.

Die Ebene, wie sie jetzt prangt im hellen Glanze der Cultur, ist recht eigentlich ein Werk deutscher Hände. Denn als der Gau dem deutschen Ritterorden (1211) geschenkt wurde, war derselbe eine gegen die Einfälle roher Völker, namentlich der Kumanen, wenig geschützte Wüste. Die von den Rittern herbeigezogenen deutschen Colonisten brachten Pflug und Karst hierher, erbauten in kurzer Zeit trotzige Burgen, im Norden die Marienburg, die Heldenburg, im Westen die Schwarzburg, im Süden die Dietrichsburg, das Rosenauer Bergschloß, im Osten die Kreuzburg und in der Mitte die Braschoviaburg auf der Zinne des Kapellenberges. Die letztere, jetzt bis auf fast unkenntliche Spuren zerstört, beherrschte den ganzen Gau und war der militärisch festeste Punkt des Burzenlandes. Gegenwärtig ist Kronstadt gar nicht befestigt, denn das Schloß auf dem sogenannten Schloßberg ist ganz unbedeutend. Keine der genannten Burgen, die heute noch Kunde geben, wes Geistes ihre Erbauer müssen gewesen sein, ist dem Auge von den Zinnen aus sichtbar, obgleich mehrere derselben gut erhalten sind. Die Landschaft verliert dadurch eins jener Momente, welche, indem sie die Seele des Beschauers in eine große Vergangenheit zurückversetzen, die Empfänglichkeit für das Schöne in so hohem Grade zu steigern geeignet sind. Indeß knüpft sich das historische Interesse dieser Gegend nicht blos an diese Punkte. Drüben am Fuße des Zeidnerberges das Dorf Zeiden, wo die Kurutzen von Tiga und Graven geschlagen wurden, südlich davon Rosenau, wo Moses Sekely gegen Rudolf fiel (1603), dessen grausame Verwaltung des Landes durch General Basta den siebenbürgischen Adel zum Aufstand reizte; nördlich davon Marienburg, wo der kronstädter Richter M. Weiß gegen den Tyrannen Gabriel Bathory ehrenvollen Tod fand (1612), endlich Kronstadt selbst, welches an die glorreiche Wirksamkeit des Johannes Honterus erinnert, den Luther einen „Apostel des Herrn" nannte.

Schmerzlich dagegen empfindet man es, daß kein größerer Fluß die Landschaft unterbricht; die Burzen, der Weidenbach, der Tömösch sind zu klein, und der größere Alt zu entfernt. Nur einigermaßen ersetzen die weißschimmernden Landstraßen, die in allen Richtungen die Ebene durchschneiden, das jeder schönen Landschaft so unentbehrliche Wasser, diesen Repräsentanten

der Bewegung, der nach Goethe's Worten „dem Auge eine sanft hingleitende Welt vorführt". Nichtsdestoweniger ist Stadt und Landschaft unbedingt die schönste Siebenbürgens, wol würdig gepriesen zu werden, wie Pastor Alt aus Hamburg in den Worten thut:

Du Krone deutscher Städte, Dich einst gegründet hat,
Du Wunderkronenstadt, Der hat den schönsten Platz ersehn,
Wer in der Berge Kette Wo Wohnungen für Menschen stehn.

Notizen.

Statt des bisherigen „Düsseldorfer Künstler-Album", das bekanntlich in der kürzlich fallit gewordenen Buch- und Kunsthandlung von Arnz und Comp. erschien, wird soeben ein „Neues Düsseldorfer Künstler-Album" angekündigt; den Verlag desselben hat das lithographische Institut von R. Reiß in Düsseldorf, die Redaction der bisherige Herausgeber des Arnz'schen „Album", Dr. Ellen, ebenfalls in Düsseldorf, übernommen. Das Unternehmen soll wesentlich in der bisherigen Weise fortgeführt werden und sind zu dem Ende an alle namhaften deutschen Dichter Aufforderungen zur Einsendung von poetischen Beiträgen, vorzugsweise aus dem Gebiet des erzählenden Gedichts, ergangen. Zur Illustration derselben sind die bedeutendsten Kräfte der düsseldorfer Künstlerwelt gewonnen, darunter Professor C. Scheuren, der schon dem Arnz'schen Unternehmen kräftig zur Seite stand und der nun auch dieser Fortsetzung desselben seinen ganz besondern Beistand zugesagt hat. Bei der großen Beliebtheit, deren das „Album" sich bisher erfreute, wird diese Mittheilung von den kunstliebenden Kreisen des Publikums gewiß mit freudigem Interesse aufgenommen werden.

Aus Wien wird der daselbst am 7. März erfolgte Tod der kaiserlich königlichen Hofschauspielerin Frau Bertha Wagner, geborenen Unzelmann, gemeldet. Einer altberühmten Theaterfamilie angehörig (ihre Mutter ist die noch jetzt in Berlin thätige Hofschauspielerin Frau Werner früher verehelichte Unzelmann, der geniale, aber unglückliche Unzelmann, der erste Bonvivant seiner Zeit, war ihr Oheim), wurde die Verewigte 1823 zu Berlin geboren. Wohl vorbereitet und namentlich mit Kenntnissen reichlicher ausgestattet, als unsere Bühnenkünstler sonst wol zu sein pflegen, betrat sie die Breter zum erstenmal 1842 zu Stettin; von der Natur nicht besonders begünstigt, am wenigsten im Punkt des Organs, an das der Zuhörer sich erst gewöhnen mußte, erwarb sie sich dennoch durch ihr durchdachtes und sinniges Spiel bald die allgemeinste Anerkennung. Nachdem sie einige Jahre bei verschiedenen kleinern Bühnen angestellt gewesen, folgte sie 1845 einem Engagement am Stadttheater zu Leipzig, das damals unter Dr. Schmidt's Leitung einen ebenso glänzenden wie kurzen Aufschwung nahm; auch hier wurde sie bald der Liebling des Publikums sowie aller derer, die Gelegenheit hatten, neben der verständigen und fleißigen Künstlerin auch die anmuthige und liebenswürdige Persönlichkeit kennen zu lernen. Doch verließ sie Leipzig schon nach zwei

Jahren, um einem Rufe an das Hoftheater zu Berlin zu folgen; hier vermählte sie sich mit dem Heldenspieler Joseph Wagner und siedelte mit ihm 1849 nach Wien an das dortige Hofburgtheater über. Die letzten Jahre der strebsamen Frau waren durch anhaltende Kränklichkeit getrübt und auch ihre künstlerischen Eigenschaften konnten sich in Folge dessen in Wien nicht ganz so geltend machen, wie es unter günstigern Umständen ohne Zweifel geschehen sein würde.

Unsere Leser erinnern sich wol noch der Mozart-Stiftung, die vor einigen Jahren, hauptsächlich auf Betrieb des Rechtsanwalts Haushalter in Wernigerode, unter dem Protectorat des kunstsinnigen Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha ins Leben gerufen ward und deren damals auch in diesen Blättern verschiedentlich Erwähnung geschah. Wie der Vorstand der ebengenannten Stiftung jetzt anzeigt, hat dieselbe ihre Wirksamkeit, die bekanntlich auf Unterstützung und Ausbildung angehender Musiker gerichtet sein sollte, in der That begonnen, indem sie einem jungen talentvollen Componisten Hrn. Lammers aus dem Hannoverschen ein Stipendium bewilligt hat, welches demselben die Mittel bietet, seine musikalischen Studien unter geeigneter Leitung und nach einem größern Maßstabe fortzusetzen. Von Hrn. Lammers wird demnächst ein Heft Liedercompositionen erscheinen, denen ein sehr günstiger Ruf vorausgeht.

Als Verfasser des auf dem Burgtheater in Wien mit mäßigem Beifall gegebenen Lustspiels „Cato von Eisen" wird von den öffentlichen Blättern einstimmig Heinrich Laube bezeichnet, ohne daß bisjetzt von dem Genannten ein Widerspruch erhoben wäre. Otto Banck, dem dresdener Publikum als Tageskritiker wohlbekannt, hat einen Band „Gedichte" (Leipzig, C. F. Fleischer) erscheinen lassen. Von A. F. Märcker's „Gedichten" erschien die zweite, stark vermehrte und verbesserte Ausgabe (2 Bde., Berlin, Decker).

Die düsseldorfer Künstlerwelt erleidet einen Verlust nach dem andern, ohne daß auf Ersatz zu rechnen wäre. Jetzt folgt auch K. F. Lessing einem Rufe nach Karlsruhe an die dortige Kunstakademie, wohin ihm der berühmte Landschaftsmaler Schirmer bekanntlich schon vor einigen Jahren vorangegangen. Albert Wolff in Berlin ist mit Ausführung der von Rauch im Modell vollendeten Mosesgruppe in Marmor beauftragt worden. Karl Heidel ebendaselbst ist beschäftigt, das Modell seiner für Halle bestimmten Händel-Statue im Großen auszuführen.

Von dem „Oesterreichischen Morgenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben", herausgegeben von Dr. J. Gaiger in Prag, auf dessen bevorstehendes Erscheinen wir bereits aufmerksam machten, ist kürzlich die Probenummer versandt worden. Nach dem Grundsatz: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", ist dieselbe ungemein reichhaltig ausgestattet. Die hervorragendsten Artikel dürften der Anfang einer historischen

Novelle von Max Ring „Die Eroberer Indiens“ und der erste Abschnitt einer Abhandlung „Zur Geschichte des Weltschmerzes“ von Julian Schmidt sein. Außerdem enthält die Nummer Correspondenzen aus Wien, Prag, Pesth, Gratz und Berlin, sowie zahlreiche Mittheilungen über Kunst, Wissenschaft, Journalistik ꝛc. Das „Oesterreichische Morgenblatt“ erscheint vom 1. März regelmäßig und zwar sollen wöchentlich 6 Nummern im Umfang von je einem Bogen ausgegeben werden. Unter den Artikeln, welche dasselbe zunächst bringen wird, bemerken wir Novellen von Otto Roquette, Brachvogel, Ferdinand Kürnberger nebst wissenschaftlichen Arbeiten von Roßmäßler, Adolf Stahr, Julian Schmidt, Karl Müller in Halle ꝛc.

Das in Gotha bei H. Scheube erscheinende Volks- und Familienblatt „Der Feierabend“ brachte zum letzten 11. November, als dem Geburtstag Schiller's, eine eigene Schillernummer mit Beiträgen von J. Eberwein, J. Gihr ꝛc. nebst zahlreichen auf Schiller bezüglichen Illustrationen. Von dieser Nummer hat der Verleger jetzt eine mit elegantem illustrirten Umschlag versehene Separatausgabe veranstaltet, deren Ertrag der dresdener Schillerstiftung zugute kommen soll; dieselbe kann gegen Baarzahlung von $2\frac{1}{2}$ Ngr. durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Am 7. März starb in seiner Vaterstadt Nürnberg der Bildhauer und Erzgießer Karl Burgschmiet. Im Jahre 1796 geboren, widmete er sich anfänglich dem Drechslerhandwerk; die ungewöhnliche Zierlichkeit einiger von ihm gelieferten Figuren machte einige wohlhabende nürnberger Handelsherren auf ihn aufmerksam, durch deren Beistand es dem Jüngling gelang, seine künstlerischen Anlagen weiter auszubilden. Noch jetzt sind in Nürnberg verschiedene kleinere Bildwerke aus Burgschmiet's kunstfertiger Hand zu sehen, die jener Epoche ihren Ursprung verdanken. Seinen vorzüglichsten Ruhm erwarb er sich jedoch als Erzgießer. Der erste Versuch, den er in dieser Hinsicht machte, war die in Nürnberg aufgestellte Dürerstatue nach dem Modell von Rauch; derselbe gelang so über alle Erwartungen trefflich, daß Burgschmiet seitdem kaum im Stande war, die ihm zugehenden Aufträge zum Guß größerer und kleinerer Monumente sämmtlich auszuführen. Seine letzte Arbeit war der Guß des großen Radetzky-Denkmals; er vollendete denselben wenige Tage vor seinem ganz plötzlichen Hintritt. Auch als Mensch war Burgschmiet höchst achtbar und liebenswürdig; von echt bürgerlichen Manieren, einfach und schlicht, eine richtige Künstlernatur, in seinen Ansprüchen überaus mäßig und bescheiden, dabei als Gesellschafter vom prächtigsten Humor, treu und zuverlässig, erinnerte er an die alten Bildner und Gießer, die den Namen seiner Vaterstadt Nürnberg einst so glänzend gemacht und denen er selbst sich so würdig anschloß.

Zur gefälligen Notiz für die Herren Mitarbeiter.

Meine Adresse ist bis auf weiteres Stettin, Neustadt, Lindenstraße.

Prof. **R. Prutz.**

Anzeigen.

Ein neuer Roman von Ludwig Rellstab.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rellstab (Ludwig), Drei Jahre von Dreißigen. Ein Roman. In fünf Bänden. Erster und zweiter Halbband. 12. Geheftet. Jeder Halbband 1 Thlr.

Ludwig Rellstab, dessen Roman „1812" zu den gelesensten deutschen Romanen gehört und mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde, hat nach langer Pause wieder ein größeres Werk geschaffen, das hiermit dem deutschen Publikum vorgelegt wird: einen historischen Roman, welchem er über sechs Jahre hindurch seine angestrengtesten Kräfte gewidmet hat. „Drei Jahre von Dreißigen" lautet der Titel desselben, da sich das Werk mit dem sogenannten Böhmischen Kriege beschäftigt, der die ersten drei Jahre des Dreißigjährigen Krieges umfaßt.

Der Roman erscheint in fünf Bänden von je zwei Abtheilungen, die in zehn Halbbänden zu dem Preise von 1 Thlr. in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden. Der erste und zweite Halbband sind nebst einem ausführlichen Prospect über das Werk in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Bestellungen angenommen.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geheftet 4 Thlr. Gebunden 5 Thlr. 10 Ngr.

Die vierte Auflage eines deutschen Romans ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Werthes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland.

Dieses Werk bildet den Anfang von

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Erste und Zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geheftet. Jeder Band 1 Thlr.

Inhalt: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte. — Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Hieran schließt sich:

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 13.** 25. März 1858.

Inhalt: Goethe und Charitas Meirner. Von **J. Hohenreuther.** — Die Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst in Deutschland. Gedichte. I. Zwei Gedichte. Von **Max Beilhack.** 1. Chorgesang der Gefangenen. 2. Das Grab der Mutter. II. O daß ich nie geschauet! Von **Max Waldstein.** III. Des Juden Rache. Gedicht von **Karl Mund.** — Literatur und Kunst. Zur Kenntniß deutscher Art und Kunst. („Kunst und Leben der Vorzeit von Beginn des Mittelalters bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Skizzen nach Originaldenkmälern für Künstler und Kunstfreunde zusammengestellt und herausgegeben von Dr. A. von Eye, gezeichnet und radirt von Maurer".) — Correspondenz. (Aus Brüssel. Aus Prag. Aus Königsberg.) — Notizen. — Anzeigen.

Goethe und Charitas Meirner.

Von

J. Hohenreuther.

Auch wenn es Goethe nicht selbst gesagt hätte, so würden wir es dennoch auf jedem Blatte seiner Schriften lesen, daß sie nur „Bruchstücke einer großen Confession" sind. Deshalb ist auch bei keinem unserer Dichter die Kenntniß seiner innern und äußern Erlebnisse von solcher Wichtigkeit zur Würdigung seiner Werke, als dies eben bei Goethe der Fall ist. Und hierauf legen wir das meiste Gewicht, da wir weit davon entfernt sind, mit jener philisterhaften Neugierde zu sympathisiren, welche dem deutschen Volke seinen Dichtern gegenüber nur zu sehr eigenthümlich ist. Uns widert jene Gier an, welche sich mit so sonderbarem Interesse an die Schlüssellöcher drängt und außer sich ist vor Vergnügen, wenn sie nur einen Blick thun kann in das Schlafzimmer eines großen Mannes und hier entdeckt, daß auch er ein Mensch war. Den sichersten Schlüssel zum Verständnisse unserer genialen Geister und ihrer Schöpfungen haben uns jederzeit deren Briefe an die Hand gegeben, die nicht selten selbst wieder als hohe Kunstwerke unsere Seele erquicken. Es ist bekannt, bis zu welchem Umfange bereits die Briefliteratur unsers Goethe angewachsen ist und wie es mit deren Hülfe der

neuern Zeit gelungen, ein so überraschendes Licht über die Eigenthümlichkeiten dieses an und für sich unergründlichen Geistes zu verbreiten. Als eine der bedeutendsten Erscheinungen dieser Art stellt sich uns das kürzlich auch ins Deutsche übersetzte Werk des Engländers Lewes dar: „Goethe's Leben und Schriften". Die Literatur hat sich bereits vielfach über dieses Buch verbreitet. Wir wollen hier nur auf einen Punkt desselben näher eingehen und damit einen gewiß interessanten Beitrag zu Goethe's Jugendgeschichte zu liefern versuchen: es ist seine Herzensangelegenheit zu Charitas Meixner in Worms. Daß eine solche vorhanden war, ist unserer Literatur längst bekannt, allein sonst wußte man auch nichts. In „Wahrheit und Dichtung" spricht Goethe von diesem Verhältnisse nicht, und wir werden sehen, daß er Grund hatte, darüber zu schweigen. Was Viehoff und Lewes davon berichten, ist irrig. Wol war es bekannt, daß noch zwei betreffende Briefe Goethe's vorhanden seien, aber es hatte sie niemand gelesen. Vor kurzem nun sind diese Briefe, welche ein Enkel der Charitas seither als einen theuern Familienschatz bewahrte, in die Hände des Königs Ludwig von Baiern übergegangen. Eine Abschrift derselben vergönnte uns der seitherige Besitzer, um damit zugleich die in dem Buche von Lewes ausgesprochenen Irrthümer zu berichtigen.

Goethe lernte Charitas Meixner kurze Zeit vor seinem Abzuge auf die Hohe Schule zu Leipzig in Frankfurt kennen, wo sie damals bei Rath Moritz zu Besuch war. Es ist dies dieselbe Familie, von der uns Goethe erzählt, daß sie zur Feier seiner Genesung von der schweren Krankheit, welche ihn nach seiner Rückkehr von Leipzig niedergeworfen hatte, ein großes Fest veranstaltet habe, bei welchem alle frankfurter Freunde versammelt waren. Die Leidenschaft Goethe's für dieses Mädchen muß sehr groß gewesen sein und war äußerst verschieden von den Liebeleien mit Gretchen und mit Annette in Leipzig. Charitas war die Tochter eines reichen Kaufmanns, im vollen Reize einer eben zur Blüte sich aufschließenden Knospe, schön und geistvoll. Noch besitzt der Enkel dieser Jugendgeliebten Goethe's deren Porträt, welches uns dieselbe ungefähr in ihrem 18. Lebensjahre zeigt. In der That, ein wunderlieblicher Anblick. Aus diesen blauen Augen, mit den schön markirten Brauen darüber und mit der geistreichen Stirn, blickt eine Innigkeit und eine Herzensfreudigkeit, welche der Melancholie des Gedankens an das Hinsterben alles Schönen nur zu viele Rechte einräumt. Den feingeschnittenen Mund umschwebt das lieblichste Lächeln. Das Haar ist gepudert und glatt über der Stirn zurückgestrichen; an der Seite mit einem Sträußchen geziert. Eine kleine Krause scheidet den Hals von dem offenen Busen, zu dessen weißem Teint ein blaues Kleid mit

großen Blumen sehr gut läßt. Es wäre traurig, wenn dieses durch den Namen Goethe's geheiligte Porträt dem bekannten Schicksale aller Familienbilder unterliegen würde.

Ganz erfüllt von dem Gedanken an dieses Mädchen zog Goethe nach Leipzig. Die persönliche Berührung war zu kurz gewesen, als daß er Charitas selbst die Leidenschaft seines Herzens hätte klagen können. Er wandte sich deshalb an einen Verwandten derselben, Namens Müller, der ihm zum Mittelsmanne dienen sollte. Diese Briefe sind leider nicht mehr vorhanden. Doch geht aus einem der uns vorliegenden Briefe hervor, daß, was ja so oft vorzukommen pflegt, der Freund seine Rolle vertauscht und selbst den Liebenden gespielt zu haben scheint. Ganz entrüstet darüber wendet sich nun Goethe an einen Trapp, damit dieser ihm von Zeit zu Zeit von seiner „lieben Nichte" schreiben möge. Von dieser Correspondenz sind uns die in Rede stehenden beiden, von Leipzig aus geschriebenen Briefe erhalten, der eine vom 2. Juni, der andere vom 1. October des Jahres 1766. Diese Neigung Goethe's ist also nicht, wie Lewes annimmt, in das Jahr 1768 zu setzen. Die beiden Briefe sind in französischer Sprache verfaßt und jedesmal in der Voraussicht, daß sie Charitas zu Gesicht kommen würden. Der erste Brief ist fast ganz in Alexandrinern geschrieben und schon deshalb von mannichfachem Interesse. Es ist bekannt, daß Goethe um diese Zeit vielfach französische, auch englische und italienische Briefe und Gedichte geschrieben hat, die er an Schlosser richtete. Er selbst erzählt uns, daß er nach der Rückkehr von Leipzig die Briefe durchsah, welche er nach Hause geschrieben hatte und daß er bei dieser Gelegenheit bemerkt habe, daß die französischen und englischen Stellen seiner Briefe, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geschrieben waren. Auch in Strasburg lernen wir ihn als satirischen Dichter in französischer Sprache kennen, ohne daß uns etwas Authentisches davon erhalten wäre. Daß Goethe aber auch diese indirect für Charitas bestimmten Briefe französisch schrieb, hat wol seinen tiefern Grund darin, daß dieselbe diese Sprache besonders liebte, wie aus einer Anzahl von ihrer Hand geschriebener Aufsätze hervorgeht, welche noch erhalten sind. Daß sie auch gedichtet habe, wie Lewes sagt, ist nicht bekannt.

Gehen wir nun zu den Briefen selbst über. Am 2. Juni 1766 schreibt Goethe an Trapp: „Wie könnte ich Worms vergessen und seine lieben Bewohner! O Sie wissen nur zu gut, wie sehr mir Worms am Herzen liegt. Sie kennen meine Leidenschaft für die schöne Charitas. Sie haben recht, es für den Hauptgrund zu halten, warum ich Ihnen schreibe, daß ich durch Sie Nachricht von Ihrer reizenden (charmante) Nichte erhalten möchte...." Nachdem er sich alsdann umständlich über

den „méchant Müller“ ausgelassen, der über seine Seufzer lache, der seine Freuden in düstern Schmerz verwandelt, der ihn so schnöde im Stiche gelassen habe, fährt Goethe fort:

Le cruel! Il connait mon coeur sensible et tendre,
Il connait le repos qu'il y pourrait répandre,
Il scait bien qu'un ami, s'il ne peut nous aider,
Devrait en nous plaingant pourtant nous soulager.
Le fait-il? Oh que non! ma douleur est extrême,
Je suis faible, il est vrai. Est-on fort quand on aime?
Mais il ne cherche rien, que de combler mes maux
Et me dit en riant: Ha, tu as des rivaux.
Je ne le scais que trop, sans qu'il le dise encore,
Tout qui la voit l'admire, qui la connait l'adore.
Mais faut-il eveiller l'idée plein d'effroi,
Un rival est plus digne de cet enfant que moi.
Soit! si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! que l'amour soit mon maître,
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider,
Au sommet du bonnheur par lui je vais monter,
Au sommet de la science monté par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie,
Et viens voir, en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonnheur.
Ecrivez moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou m'a-t-il oublié?
Ah ne me cachez rien qu'il m'éleve ou m'accable,
Un poignard de sa main, me serait agréable.

Fragen wir nun nach diesen Ergüssen, ob Charitas die Gefühle des leidenschaftlich erregten Goethe theilte, so wird uns darauf keine bestimmte Antwort gegeben. Aus dem folgenden Briefe Goethe's geht jedoch so viel hervor, daß sie dem stürmenden jungen Manne nicht abhold war. Sie wünscht seinen Brief zu besitzen und läßt ihm Grüße sagen. Von seiten eines Mädchens ist wol eine weitere Erklärung nicht vonnöthen, um überzeugt zu sein, daß ihr Herz die dargebotene Liebe erwidert. Und wie könnte dies auch anders denkbar sein, wenn ein Jüngling, so herrlich und so schön, daß die Gäste Messer und Gabel niederlegen, wenn er in das Gastzimmer tritt und ihre Blicke an seiner Gestalt und seinem Ausdrucke weiden, wenn ein solcher Jüngling, voll sprühenden Geistes, voll ahnender Zukunft, sich flehend an die Brust eines Mädchens wirft?

Die Hauptstellen des zweiten Briefes lauten also:

Leipzig, 16. October 1766.

Mon cher Trapp!

Elle a donc vu ma lettre, elle n'a donc pas été fachée de ce coeur farouche, de cet amour ardent, de mes sentiments impétueu-

ses, elle même souhaitte de posséder ces lignes misérables. Ah pourquoi ne les lui avez pas données, sans me demander! Comment avez vous pu croire, que je ne serais pas ravi du sort agréable de ma lettre, d'être gardé par les mains de cette que j'aime? .... Donnez lui la lettre ..... Qu'elle se souvienne quelque fois en regardant ces lignes d'un amant malheureux qui l'aime, sans attendre jamais le fruit de son amour ..... Je n'aurais jamais eu la hardiesse de dire si hautement mes sentiments, si elle ne les avait pas reçus si gracieusement. Vous me dites des compliments de sa part...

Mit diesen Nachrichten schließt der Roman ab. Wir wissen nur so viel, daß Charitas sich kurze Zeit darauf an einen Kaufmann verheirathete, daß ihre Ehe eine sogenannte conventionelle war und daß sie noch sehr jung gestorben ist. Nach seiner Rückkehr von Leipzig war Goethe in Worms und hat sich daselbst auch zu den Freimaurern aufnehmen lassen. Ob er nun Charitas noch als Mädchen oder bereits als Frau dort angetroffen hat, kann nicht angegeben werden. Jedenfalls ist es aber unrichtig, wenn Lewes sagt: „Jenes Herz, das «so leicht liebt und so leicht vergißt», wandte sich von Charitas ab, wie es sich von andern abwandte, und sie wußte sich mit einigen Versen und einem Ehemanne bald über seine Unbeständigkeit zu trösten." Goethe war damals noch sehr jung und ohne alle nahe Aussicht auf eine bürgerliche Existenz, also Grund genug, wenn die Aeltern des Mädchens diesem etwas „Vernünftigeres" in Vorschlag zu bringen wußten, als Goethe'n zu lieben. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob es eine geeignete „Partie" für ihn gewesen wäre, ob er sie wirklich geheirathet haben würde und wie dadurch seinem ganzen Lebensgeschicke eine andere Wendung geworden wäre: wenn wir indessen überlegen, wie Goethe in der Regel gerade so lange und oft bis zum Verzweifeln verliebt war, bis daß ihm der Gedanke an das Heirathen nahe gerückt wurde, dann aber schleunigst zu Verstande kam — wir erinnern hier nur an Friederike, an Lili, an die schöne Mailänderin —, wie er dagegen unaufhörlich schwärmen konnte, sobald er wußte, daß das Gespenst „Heirathen" nicht im Hintergrunde lauerte — wir erinnern an die wetzlarer Lotte, an die Frau von Stein —, so müssen wir allerdings die Vermuthung aussprechen, daß es der schönen Charitas vielleicht auch nicht besser gegangen sein würde.

Fassen wir nun aber einen andern Punkt ins Auge. Die Liebeständelei Goethe's mit Käthchen (Annette) Schönkopf in Leipzig ist bekannt. In „Wahrheit und Dichtung" erzählt er uns: „Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu sagen wußte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wol verdiente, in dem Schreine

des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen." Durch seine tyrannischen Grillen und seine ewigen Quälereien habe er sich aber schließlich das Herz dieses Mädchens entfremdet. Später, nachdem sie Braut geworden war, richtete er wieder von Frankfurt aus einige sehr sentimentale Briefe an sie. An einer andern Stelle sagt Goethe, daß in dem zweiten Herbste seines Aufenthalts zu Leipzig seine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüte gewesen sei, also im October 1766. Und dennoch wissen wir, daß er um dieselbe Zeit (im Juni und October 1766) die glühendsten Empfindungen für Charitas ausströmte und ihr offen seine Liebe erklärt hat. Ueber die Echtheit unserer vorliegenden Briefe kann aber kein Zweifel obwalten. Wie wollen wir also dieses Benehmen Goethe's deuten? Die nüchternen Feinde unsers Dichters werden wol keinen Augenblick anstehen, dies als einen neuen Beweis für dessen Egoismus und Herzlosigkeit anzuführen. Goethe'n selbst, da er „Wahrheit und Dichtung" niederschrieb, mochte diese Sache auch etwas verwickelt vorkommen, und es war deshalb das Kürzeste, sein Verhältniß zu Charitas mit Stillschweigen zu übergehen, zumal es immerhin mislich für ihn gewesen wäre, in diesem Punkte als Advocat in eigener Sache aufzutreten. Suchen wir deshalb diese Rolle auf einen Augenblick für ihn zu übernehmen. Vor allem und ganz besonders müssen wir das Genie nach seiner und nicht nach unserer Eigenthümlichkeit zu bemessen suchen. Ein gewaltiger Geist, eine geniale Phantasie setzt jederzeit eine ebenso starke Kraft der Sinne voraus. Für Goethe's Geist, so sehr auf die Erkenntniß der immanenten Schönheit gerichtet, so wenig in den Ideen eines Transcendentalen zerfließend, war es ein absolutes Bedürfniß, sich allenthalben an die schöne Wirklichkeit anzuklammern und in ihr den Trieb seines Geistes zu sättigen. Eine sympathisirende Seele war ihm unbedingtes Bedürfniß und ein lebendiger Austausch für ihn Lebensluft, und nur die weibliche Seele konnte ihm diese Lebensluft bieten. Er schwärmte unablässig und war entzückt von den tausendfachen Variationen, welche ein solcher Umgang ihm darbot. Kein praktisches Motiv leitete seine Gedanken, wenn er an den geheimnißvollen Tiefen einer weiblichen Seele sich labte. Ebenso wenig war es raffinirte Absichtlichkeit von ihm, wenn er in den reinsten Empfindungen der Schönheit dieses oder jenes Herz an sich fesselte. Dieser Trieb seines ganzen Wesens nach dem Verkehr mit dem „ewig Weiblichen" war ein so durchaus freier, daß er sich scheu zurückzieht, sobald man seinem Thun eine reelle Wendung geben will. Goethe hatte eine ebenso absichtslose Freude an einer schönen Mädchenseele wie an einem schönen Gedichte, und das müssen wir wohl festhalten. Denn dieses freie Schwel-

gen in den Schönheiten von Gottes liebsten Gaben — und jenes Gefühl, welches wir mit dem heiligen Worte Liebe bezeichnen und welches exclusiv nach absoluter Einheit strebt —, dies sind zwei durchaus verschiedene Triebe. Allerdings liegt der Uebergang von dem einen zum andern sehr nahe, und eben dieses Misverständniß verursachte Goethe'n viele Qualen. Gefühle der erstern Art, in welchen er wol wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flatterte, mögen ihn an Annette gefesselt haben, während gewiß ein tieferes Regen ihn mit aller Macht zu Charitas hinzog. Um sie zu erlangen, „will er dem feilen Glücke nachjagen, sie soll seine Meisterin sein, durch sie und für sie will er den Gipfel der Ehre und der Wissenschaft ersteigen": Vorsätze, die ihn weder bei Annetten noch später in Strasburg bei Friederiken begeisterten. Wenn auch Goethe in seinem Alter, als er „Wahrheit und Dichtung" niederschrieb, seine Jugend nur noch mit dem matten Auge eines Greises erblickte, so scheint uns doch ein eigenthümlicher Commentar für sein Verhältniß zu Annetten in den folgenden wenigen Worten zu liegen: „Da sich aber Annette wenig aus dem Hause entfernen konnte oder durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager."

In dem bis dahin dargelegten Sinne sind auch die Lieder Goethe's aus der Zeit seines leipziger Aufenthalts zu verstehen und Lewes hat gewiß unrecht, wenn er von denselben sagt: „Es sind Liebeslieder, aber so sehr in dem Geiste von Catull, Horaz und Wieland, daß es uns an einem Jüngling überraschen würde, wüßten wir nicht, daß die Jugend es liebt, sich blasirt zu stellen und sich das Ansehen tiefer Erfahrung zu geben." Goethe singt wirklich mit Behagen:

Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust,

und ebenso singt er mit Ueberzeugung:

Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der Ersten geküßt.

Ob es uns nun aber gelungen ist, diese auffallende Thatsache einer gleichzeitigen Neigung Goethe's zu Annette und Charitas ihrer tiefern Wahrheit nach zu deuten, oder ob die Kritiker Goethe's dennoch daraus den Schluß ziehen werden, daß unser Dichter im Jahre 1766 in einer zu verdammenden geistigen Bigamie gelebt habe: dies müssen wir eben der Ueberzeugung des allgemeinen Gerichtshofs anheimstellen.

Die Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst in Deutschland.

Es ist eine alte Klage bei uns, daß die Kunst, namentlich die bildende, am allermeisten aber die Malerei dem vornehmsten Quell alles künstlerischen Schaffens, der Geschichte, zumal der Geschichte des eigenen Volks im allgemeinen so fern steht und nur einen so sparsamen Gebrauch macht von den Anregungen, die von hier aus strömen und die durch nichts anderes ersetzt werden können, weder was den Werth, noch was die Wirkung des Kunstwerks anbetrifft. Daß diese Klage eine wohlbegründete, beweist jeder Gang durch unsere Kunstausstellungen, ja jedes Schaufenster unserer Kunsthändler überzeugt uns davon. Auf Hunderte von Landschaften und Genrebildern kaum eine oder zwei historische Darstellungen und selbst diese geringe Zahl, wie verfehlt ist sie meistentheils und wie wenig haben die Schöpfer dieser Gemälde und Zeichnungen es verstanden, sich des historischen Geistes der betreffenden Epoche wirklich zu bemächtigen, gar nicht zu sprechen von jener Sympathie mit dem historischen Bewußtsein der Gegenwart, deren doch kein historisches Kunstwerk, das auf die Dauer wirken will, jemals entbehren darf. Allerdings hat die neueste Zeit einige Ausnahmen aufzuweisen: vorläufig indeß dienen dieselben nur dazu, die Regel zu bestätigen, und diese lautet dahin, daß, während Landschaft und Genre in unserer Malerei zum Theil aufs glänzendste vertreten sind, wir es in der historischen Kunst über vereinzelte und ungewisse Anfänge und Versuche noch nicht hinausgebracht haben.

Der Grund dieser Erscheinung ist, abgesehen von den besondern Schwierigkeiten, welche die religiös-politische Spaltung unsers Volks dem Künstler in den Weg wirft, hauptsächlich ein zwiefacher. Einen Theil der Schuld nämlich tragen ohne Zweifel unsere Künstler, die ihre Studien noch immer viel zu abstract, viel zu handwerksmäßig treiben und viel zu sehr über dem Technischen ihres Berufs jenes geistige Element vergessen, das doch ein- für allemal die Seele des Kunstwerks bleibt und das sich nirgends vollständiger und in größerer Fülle darbietet als eben in der Geschichte. Unsere Künstler malen zu viel und lesen zu wenig, ein falscher Stolz verleitet sie, sich zu sehr auf sich selbst zu beschränken und die Hülfsmittel einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung abzulehnen oder doch nicht genügend zu benutzen. Es ist ganz hübsch und sieht sich namentlich von weitem ganz poetisch an, dies Kneipenleben, das die Mehrzahl unserer Künstler führt, diese Zechgelage, Maskenbälle und sonstigen geselligen Vereinigungen, in denen die Künstler unter sich verkehren. Ob aber die Kunst selbst bei dieser

romantischen Isolirung gewinnt und ob es unsern Künstlern nicht besser wäre, wenn sie sich mehr mit der Wirklichkeit der Dinge, mit dem Leben in Staat und Gesellschaft beschäftigten, das dünkt uns denn doch eine Frage, die wol einmal eine ernstliche Erwägung von seiten der Künstler selbst verdiente.

Allein zum mindesten ebenso groß, wenn nicht noch größer ist die Schuld, welche das Publikum trägt. Trotz alles Rühmens, das man von der modernen Kunstblüte macht, sind wir doch noch immer unermeßlich weit entfernt von jener Allgemeinheit des Kunstgenusses und Kunstverständnisses, welche die antike Welt, vor allem die Griechen auszeichnete. Man darf sogar, ohne Prophet sein zu wollen, behaupten, daß die moderne Welt diese allgemeine, wahrhaft volksthümliche Kunstbildung überhaupt niemals erreichen wird, auch (beeilen wir uns hinzuzusetzen) gar nicht zu erreichen braucht, indem sie dafür andern Zielen nachstrebt und anderer Vorzüge theilhaftig ist, welche, mit jener Kunstbildung unvereinbar, auch mit dem Verlust derselben noch immer nicht zu theuer erkauft werden. Statt also, wie in Griechenland und Rom, eine allgemeine Angelegenheit des Volks zu werden, wird die Kunst sich bei uns immer nur auf gewisse Kreise angewiesen sehen und gerade diese Kreise nun, die sich in diesem Augenblick bei uns mit der Pflege der Kunst hauptsächlich oder ausschließlich beschäftigen, sind von historischem Sinne so verlassen wie möglich. Ja noch mehr, sie sind der Geschichte zum großen Theil feindlich; der reich gewordene Speculant, der zu den prächtigen Tapeten, mit denen er sein neugebautes Landhaus schmückt, auch einige Dutzend entsprechender Gemälde zu haben wünscht, der hochgestellte und niedrigbesoldete Beamte, der schon aus ökonomischer Klugheit jede Möglichkeit eines politischen Conflicts vermeidet und der seine ganze, des breitesten vorgetragene Kunstkennerschaft auf den Ausstellungen seines Lokalkunstvereins gesammelt hat, der Kaufmann, der von Zeit zu Zeit einen Kupferstich kauft, um sich schließlich bis zum Oelgemälde zu versteigen, theils weil es die Mode so mit sich bringt, theils weil er seinen kaufmännischen Credit dadurch zu verbessern hofft — was sollen diese alle (und sie sind es doch vornehmlich, von denen unsere moderne Kunst gepflegt und befördert wird) was, sage ich, sollen sie mit historischen Gemälden und wer kann es ihnen verargen, wenn sie einen Vierwaldstätterse bei Mondbeleuchtung oder einen betrunkenen Bauer auf der Heimkehr oder zwei Mädchen am Brunnen oder irgendein anderes jener bis zum Ueberdruß gesehenen Themata, in denen unsere moderne Malerei sich erschöpft, allen möglichen oder auch unmöglichen Helden der Vergangenheit vorziehen? Gewiß war es ein Fortschritt, als im Lauf der zwanziger Jahre durch allmälige Entwickelung und Ausbreitung der jetzt blühenden Kunstvereine die Kunst, die bis

dahin ausschließlich von der Gunst der Höfe gelebt hatte, in das Interesse unserer Mittelklassen eingeführt ward. Allein wie das bei allen oder doch den meisten menschlichen Dingen der Fall zu sein pflegt, so waren auch hier mit den Vortheilen gewisse Nachtheile verbunden und nicht der geringste unter den letztern dürfte darin bestehen, daß, indem unsere bildende Kunst gleichsam das Eigenthum unserer mittlern Klassen ward, auch der ganze der Geschichte abgewandte Sinn, die ganze spießbürgerliche Beschränktheit, der ganze Mangel an allgemeinern und weitgreifendern Interessen auf sie überging, der unsere Mittelklassen charakterisirt.

Eine Aenderung dieses Verhältnisses kann natürlich weder von der Kunst noch vom Publikum als solchem ausgehen, vielmehr würde dazu eine vollständige Aenderung und Umwandlung unsers öffentlichen Lebens überhaupt gehören und wenn diese endlich einmal eintreten wird, dann wird es zunächst soviel andere noch dringendere Uebelstände zu beseitigen geben, daß eine Reform der Kunst auch dann noch ziemlich weit im Felde stehen wird. Alles daher, was für den Augenblick geschehen kann, nicht um den Geschmack des Publikums zu ändern (denn der ändert sich erst, wenn das Leben sich geändert hat), wol aber um ihn allmählich auch für das Bessere empfänglich zu machen und dadurch eine dereinstige Umbildung vorzubereiten — dies einzige in seinen Wirkungen beschränkte aber ausführbare Mittel ist, daß diejenigen, welche durch Neigung und Einsicht über dem Niveau des heutigen Kunstgeschmacks stehen, sich zusammenthun und durch ihre vereinten Kräfte dahin wirken, denjenigen geschichtlichen Sinn in unsern Künstlern zu erwecken und diejenigen historischen Kunstwerke hervorzurufen, die wir bisjetzt noch so schmerzlich vermissen. Die Kunstvereine haben ihre Aufgabe gelöst: sie haben die Kunst zwar nicht popularisirt (denn dazu gehört in der That noch etwas mehr als daß von 40 Millionen Deutschen etwa 20,000 Mitglieder eines Kunstvereins sind) aber doch zum Gemeingut oder doch zu einem Modegegenstand für unsere wohlhabenden Klassen gemacht. Nun kommt es darauf an, daß aus den vorhandenen Kunstvereinen sich neue Kunstvereine bilden, gleichsam Kunstvereine der zweiten Potenz, welche die Beschränktheit der vorhandenen Institute überwinden und die Kunst, wie sie ehedem aus dem einseitigen Schutz der Höfe in das bürgerliche Leben eingeführt ward, so jetzt aus der bürgerlichen Beschränktheit hinüberführen zur Freiheit des geschichtlichen, wahrhaft volksthümlichen Lebens.

Und dazu sind die Anfänge denn auch wirklich bereits gemacht worden. Veranlaßt durch den Umstand, daß die Kunstvereine, so nützlich auch ihre Wirksamkeit der Genre- und Landschaftsmalerei ist, doch nur selten geneigt und noch seltener im Stande sind, größere, namentlich hi-

storische Bilder zu erwerben oder hervorzurufen und daß daher die bessern historischen Bilder aus unsern Kunstausstellungen immer mehr verschwinden, ja daß die historische Kunst bei uns überhaupt weit weniger gefördert wird als z. B. in Frankreich und Belgien —, veranlaßt durch diese und ähnliche Wahrnehmungen, entwarf der Schulrath Looff in Gotha im Jahre 1853 einen Plan zur Verbindung der Kunstvereine Deutschlands zur gemeinschaftlichen Bestellung und Erwerbung größerer historischer Bilder. Dr. F. Eggers in Berlin, Herausgeber des „Deutschen Kunstblatt", schloß sich dem Entwurfe an und so erfolgte in dem genannten Jahre von den Herren Looff und Eggers ein Aufruf an die Kunstvereine und Kunstkenner Deutschlands, der bei beiden so viel Anklang fand, daß bereits im nächsten Jahre (1854) in München zur Berathung der provisorischen Statuten geschritten werden konnte. Die Constituirnng fand 1855 zu Dresden statt, indem gleichzeitig zwei den Zwecken des Vereins angemessene größere Gemälde bestellt wurden: bei M. von Schwind, dem Maler des „Aschenbrödel", der „Letzte Ritt Kaiser Rudolf's von Habsburg nach Speier" und bei Mentzel in Berlin die „Zusammenkunft Friedrich's des Großen und Joseph's II. zu Neisse"; für ersteres Gemälde wurden 2000, für letzteres 3000 Thlr. ausgesetzt. Im Jahre 1856 wurde zu Berlin das Ausschreiben einer Concurrenz von Skizzen zu historischen Bildern beschlossen; von 28 Skizzen, die in Folge dessen eingesandt wurden, wurden Bleibtreu in Düsseldorf „Die Schlacht an der Katzbach", dem Maler A. Schmitz in Frankfurt a. M. aber „Die Vertheidigung der Juden durch den Bischof von Speier zur Zeit des ersten Kreuzzugs" zur Ausführung übertragen. Die eben erwähnten Gemälde von Schwind und Mentzel sind inzwischen vollendet, auch in zahlreichen deutschen Städten wie Nürnberg, Leipzig, Dresden, Prag, Pesth, Wien, Zürich, Karlsruhe, Mainz, Frankfurt a. M., Köln, Münster ꝛc. ausgestellt gewesen. Die Aufnahme, welche sie beim Publikum gefunden, ist allerdings nicht ganz gleichmäßig ausgefallen; das Schwind'sche Gemälde hat sowol durch die Wahl des Stoffs sowie durch die Ausführung vielfach unbefriedigt gelassen und auch über Mentzel's „Zusammenkunft Friedrich's des Großen und Joseph's II." ist z. B. von Wien aus eine ziemlich herbe Kritik ergangen. Immerhin aber haben doch auch schon diese beiden Erstlingsgemälde dazu beigetragen, die Thätigkeit des Vereins im besten Lichte zu zeigen; es sind dadurch eine Masse von Fragen und Betrachtungen im Publikum angeregt worden, die ohnedies wol noch lange in demselben geschlummert hätten, die Bedeutung der historischen Kunst, ihrer Mittel und Zwecke ist dem Publikum näher getreten, man fängt an zu ahnen, daß Landschaft und Genrebild nicht die letzten Ziele der Kunst und daß überhaupt nur diejenige Kunst ihres Namens würdig ist und Anspruch auf die Theilnahme des

Volks hat, die es auch versteht, die Geschichte des Volks selbst zur Darstellung zu bringen.

Nur in einem Punkt hat der Verein sich genöthigt gesehen, seinen eigenen Plänen untreu zu werden, insofern nämlich der ursprüngliche Gedanke, die großen Meister der Gegenwart heranzuziehen, nur theilweise hat zur Ausführung gebracht werden können. Aber theils waren die pecuniären Forderungen, welche dieselben machten, zu ausschweifend, theils war die Mehrzahl derselben zu vornehm, um sich an einer Concurrenz zu betheiligen oder auch nur ein Anerbieten zu machen. Dagegen hat die im Jahre 1856 erfolgte Ausstellung der zur Concurrenz eingegangenen Skizzen eine überraschende Anzahl jüngerer Talente kennen gelehrt, die zum Theil nur der Aufmunterung bedürfen, um sich zu Meistern zu entwickeln. Diese Aufmunterung zu gewähren, mit andern Worten, den jüngern Talenten Gelegenheit zu bieten zu größern historischen Gemälden und sie dadurch vor der Einseitigkeit der bloßen Genremalerei zu bewahren, dürfte für den Augenblick die Hauptaufgabe des Vereins sein.

Allein auch dieses Ziel kann er nur erreichen, wenn seine Zwecke eine immer größere Anerkennung und Unterstützung von seiten des deutschen Publikums finden. Zu Anfang des laufenden Jahres zählte der Verein ungefähr funfzig Mitglieder; darunter die Könige von Preußen, Hannover, Sachsen, die Großherzoge von Baden, von Sachsen-Weimar, von Mecklenburg-Strelitz, von Oldenburg nebst verschiedenen andern Fürstlichkeiten, ferner eine beträchtliche Anzahl von Kunstvereinen, aber nur vier Privatpersonen; die Mittel, über welche er zu gebieten hat, belaufen sich auf ungefähr 2500 Thlr. jährlich. Wie ganz anders könnte er wirken, wenn er statt dieser 2500 Thlr. jährlich 10,000 oder 20,000 Thlr. zu verwenden hätte! und wie viele reiche Städte, wie viele Corporationen und Gesellschaften, ja selbst wie viele Privatpersonen gibt es, die wohl in der Lage wären, sich durch eine oder mehrere Actien zu betheiligen! Mögen diese Zeilen denn dazu beitragen, alle diese auf das vortreffliche Unternehmen aufmerksam zu machen und möge man sich auch bei dieser Gelegenheit erinnern, erstlich daß viele Tropfen endlich zum Meere werden und zweitens, daß nur dasjenige Volk sich einer dauernden Kunstblüte erfreut, welches den Muth und die Kraft besitzt, sich eine eigene Kunst aus der Mitte seines volksthümlichen Lebens zu erschaffen. **R. P.**

Gedichte.

I. Zwei Gedichte.

Von

Max Beilhack.

1. Chorgesang der Gefangenen.

O Sonne, heil'ges, freistes Wesen,
Sei uns gegrüßt nach langer Nacht,
Die Seele fühlt sich wie genesen,
Seit dein geliebter Strahl uns lacht,
Aber dort oben in dumpfe Gemächer
Ist dir auf ewig die Straße verpönt,
Glühend nur fällst du auf bleierne Dächer,
Drunter das Opfer, das büßende, stöhnt.

Heut' darf' dein gold'nes Licht uns freuen,
Wir schleichen durch des Hofes Raum:
Doch ach, die engen Mauern dräuen
Und scheuchen rasch den kurzen Traum.
Hastig, am Arme die rasselnde Schelle,
Schlurften wir leis durch den dumpfigen Gang;
Gräßlich erscholl von der obersten Zelle
Wirres Getöse dumpf und bang.

Wie segnend auf die Sommerauen
Fällt jetzt, o Sonne, wol dein Strahl!
Jetzt werden volle Saaten thauen
In unserm lieben Heimatthal.
Aber die mächtigen Arme der Rächer
Zieh'n dich hernieder auf dieses Haus;
Fällst du versengend auf bleierne Dächer
Streust du den Samen der Wahnsinns aus!

Und wenn dein Herbststrahl freundlich lächelt,
Das Korn, die Traube reifend steht,
Die Schiffe zieh'n, vom West umfächelt,
Tönt dir ein frommes Dankgebet.
Auch im Gehirn des Gefangenen reifen
Endlich die Schnittertage der Noth,
Da von den Gliedern die Fesseln sich streifen;
Unser Erlöser, das ist der Tod.

Die Sonne ſinkt. Wann einmal wieder
Dringt bis zu uns ein Tag des Lichts?
Vielleicht beim Sang der Todtenlieder
Am Tag des milderen Gerichts.
Wieder zurück! — Doch ſeht, wie die Schelle
Glänzt in der ſinkenden Sonne Schein —
„Freiheit!“ — Ein Schrei von der oberſten Zelle —
Kehrte wol eben die Freiheit hier ein?

2. Das Grab der Mutter.

Ein einſam Grab liegt in der Ecke,
Von keinem Marmorſtein geſchmückt;
Doch liegen auf der ſchwarzen Decke
Fünf Blumenſträuße, friſch gepflückt.

Am Kirchhofthore harrt ein Wagen,
Fünf Kinder winken nach dem Grab,
Stumm greift, den Mantel umgeſchlagen,
Der Vater nach dem Wanderſtab.

II. O dass ich nie gesthauet!

Von

Max Waldstein.

O daß ich nie geſchauet
Dir in dein Aug' ſo blau,
O daß ich nie getrauet,
Dir allerſchönſte Frau!

Du ſchlangſt die gold'nen Flechten
Zum Kranz ſo wunderbar
In manchen wonnigen Nächten
Mir um mein ſchwarzes Haar.

Wie eine güld'ne Krone
Lag's auf der Stirne mir,
Und ich, in ſüßer Frone,
Zu Füßen ſank ich dir.

O Locken, ſüße Schlingen,
Wie allerſtärkſter Stahl,
Die zärtlich mich umfingen
Viel tauſend-, tauſendmal!

Sie löſten ſich ſo leiſe,
Wie Seele ſich vom Leib;
Es war die alte Weiſe —
Sie war ein Weib, ein Weib!

O wunderholde Flechten,
Wem dient ihr jetzt zum Kranz?
Wen ſucht ihn nun zu knechten
Mit euerm Zauberglanz?

III. Des Juden Rache.

Gedicht

von

Karl Mund.

Sinnt der Schüler einſam überm Talmud,
Deſſen heil'ge Ueberlieferungen
Ihm der Synagoge weiſer Rabbi
Glühn'der Rede hatte ausgedeutet.
Süßen Nachklang immer noch im Herzen,
Blättert träum'riſch er in der Gomora,
Wendet in der Miſchna er die Blätter.
Doch die Seele weilt in andern Sphären,
Dieſe hängt noch an des Rabbi Lippen,
Dieſe bebt noch von der hohen Rede,
Die der bärtige Iſraelite
Gramerfüllten Herzens vom Katheder,
Ueber die Verfolgung ſeines Stammes
Den gerührten Schülern vorgetragen. —

Und der Schüler in dem ſtillen Zimmer
Weiß nicht, wie die Stunden ihm verrinnen,
Weiß nicht, wie die Nacht ſchon niederdunkelt
Und die Sterne hell und höher aufgeh'n.

Siehe, durch die trüben Fenſterſcheiben
Von der Gaſſe kommt ein rother Schimmer
Langſam, ob an einer dunkeln Mauer
Hell ein Lichterglanz vorüberzittert.
Weiß der Schüler wohl, was das bedeutet;
Nahe wohnet er dem Judenkirchhof,
Nur zu dieſer mitternächt'gen Stunde
Darf die Juden heimlich man beſtatten.

Nieder blickt der Schüler auf den Talmud;
Nieder tropfet eine ſchwere Thräne,

Als die unten auf der öden Gasse
Lautlos mit der Bruderleiche wandeln;
Und im heißen Schmerz ruft er die Worte:
Gott ist Gott der Christen wie der Juden!
Herr Herr Zebaoth, wo ist dein Antlitz,
Das du zürnend wendest von den Deinen?
Wo dein starker Arm, daß er uns helfe?
Ausgestreut in aller Welten Länder
Juda's Same! wie vor'm Windstoß flüchtet
Eine Wolke Sandstaubs in der Wüste,
Hin und her gewirbelt, nimmer ruhend —
Alles flieht vor ihm, dem Selbstentfloh'nen —
Also soll das Volk des Herrn verderben?

Gramversunken, rathlos saß der Jude,
Ueberdenkend seines Volkes Schicksal,
Fühlend, wie noch nie, die große Bürde,
Diesem Volk, geknechtet, fluchbelastet,
Seinen dorn'gen Pfad voranzugehen.
Nächtelang schon hatte er verweinet,
Hatte Kraft vom Herrn sich heiß erflehet:
Doch die Bitterkeit, die Arglist und die
Wilde Schmähsucht derer, die gekreuzigt
Achten ihren Heiland durch die Juden,
Drückten seine Seele schwer danieder,
Und sie rang vergeblich oft nach Fassung.

Horch, da tönen polternd schwere Tritte,
Und die mürbe Stiege draußen knarret,
Aufgerissen wird des Schülers Thüre:
Vier Genossen schleppen, bleich und bebend
Mit verwirrtem Haar, verstörten Mienen,
Eingehüllt in des Talares Falten;
Einen schweren Körper in das Zimmer.
Auf vom Pulte springt entsetzt der Schüler,
Blut'ge Tropfen sickern durch die Hülle,
Unter ihr ächzt eines Menschen Stimme.
Was beginnt ihr, theuere Genossen?

Unf'ren Meister traf ein tückisch Messer,
Als vom Lehrstuhl in der Synagoge
Wir nach seinem Hause ihn begleitet;
Bruder, sieh' die arge Todeswunde!

Nieder stürzt er zu dem theuern Lehrer,
Drückt das greise Haupt, das todesbleiche
An die Brust, in der das Herz will stocken,
Nur ein Schrei entringt sich seinen Lippen.

Und der blasse Mund des Meisters regt sich,
Auf schlägt er die müden Augenlider,
Die das Reich der Schatten schon umnachtet;
Leise, aber liebreich, nicht im Zorne
Spricht der Rabbi seine letzten Worte:

„Klaget nicht, und trocknet eure Augen,
Rufet nicht nach Rache zu dem Himmel,
Gott ist Richter und des Schicksals Lenker.
Seht, ich fluche nicht der Hand des Christen,
Die das kalte Eisen nach mir führte,
Denn nur blöder Wahn hat sie verleitet!
Eure Rache sei nicht blut'ge Rache: —
Eure Rache sei Vergebung, Liebe!" —
Sterbend jetzt verhüllte er sein Antlitz.

Noch der Morgen fand ihn bei der Leiche,
Ihn, den Trauernden, den treuen Schüler,
Der die Nacht in dumpfem Weh verbrütet.
Er erhob sich; ihm im tiefsten Herzen
Leuchteten des Meisters letzte Worte.
Und der Schüler, der vordem noch zaghaft
Auf sein Ziel, auf seine Pflicht geschauet,
Fühlte eine große Wandlung in sich,
Fühlt sich stark genug zum großen Werke,
Seinem fluchbelad'nen Volk als treuer Führer
Auf dem dorn'gen Pfad voranzuwandeln,
Seines theuren Meisters blut'gem Schatten
Aufzutreten als der rechte Rächer.

Tags darauf geht er zur Synagoge.
Auf dem Marktplatz saß ein Weib in Lumpen,
Hungerbleich, an schlaffer Brust ein Kindlein,
Eines Christen Weib war diese Mutter.
Fleh'nden Blickes sprach aus ihr das Elend,
Ob nicht einen ihre Noth erbarme;
Achtlos gingen viele ihr vorüber.
Schritt der Jude an dem Weib vorüber,
Sah es an und hört des Kindes Wimmern,
Und er gibt, die Blöße zu bedecken,
Seinen warmen Mantel jenem Weibe.

Eure Rache sei Vergebung, Liebe!
Und er schritt hinauf die Tempelstufen.

Literatur und Kunst.

Zur Kenntniß deutscher Art und Kunst.

Das Germanische Museum in Nürnberg, wiewol seit seiner Gründung erst eine verhältnißmäßig so kurze Zeit vergangen ist und wiewol die gesammte Anstalt selbst nur erst in den Anfängen ihrer Wirksamkeit steht, fängt doch bereits an, einzelne werthvolle Früchte zu tragen, namentlich auf literarischem Gebiet, wo im Lauf der letzten Jahre eine Reihe von Werken erschienen ist, welche entweder unmittelbar vom Germanischen Museum angeregt sind, oder doch den reichen Sammlungen desselben ihr Entstehen mehr oder weniger verdanken. Einen der vorzüglichsten Plätze unter diesen Werken nimmt die Sammlung ein, die unter dem Titel „Kunst und Leben der Vorzeit von Beginn des Mittelalters bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Skizzen nach Originaldenkmälern für Künstler und Kunstfreunde zusammengestellt und herausgegeben von Dr. A. von Eye, Vorstand der Kunst- und Alterthumssammlung am Germanischen Museum, gezeichnet und radirt von Wilibald Maurer", seit 1855 lieferungsweise im Verlag von Bauer und Raspe zu Nürnberg erscheint. Die Tendenz des wohlvorbereiteten und sorgfältig ausgeführten Unternehmens läßt sich in Kürze dahin aussprechen, daß dasselbe gleichsam eine Geschichte unsers Volks in Bildern sein soll; in sinnlich anschaulicher Weise führt es das Leben der Vergangenheit, wie dasselbe sich seit Beginn des Mittelalters bis auf die neueste Zeit bei uns gestaltet hat, vor das Auge des Beschauers, dessen geschichtliche Kenntnisse es erweitert und vermehrt, während es zugleich seinen Kunstsinn anregt und bildet. Und zwar sind es nicht willkürliche Schöpfungen einer subjectiven Künstlerphantasie, die uns hier vorgeführt werden, vielmehr sind die sämmtlichen hier mitgetheilten Abbildungen mit größter Treue von Originalen abgenommen, welche die Vergangenheit trotz so vielfacher Stürme uns dennoch hinterlassen hat. Das Werk steht in dieser Beziehung recht inmitten der Bestrebungen, die das Germanische Museum überhaupt verfolgt und die gleichsam seinen geistigen Boden bilden: was bisher nur einzelnen Sammlern und Kunstkennern zum Ergötzen diente, soll nunmehr ein Bildungsmittel werden für das gesammte Volk, die Riegel unserer Raritätenkammern sollen zerbrochen und die aufgehäuften Schätze selbst durch eine möglichst gleichmäßige, wahrhaft volksthümliche Benutzung erst wahrhaft lebendig gemacht werden. Entsprechend dem weiten Zeitraum sowie den mannichfachen Gebieten, welche das Werk umfaßt, ist der Inhalt desselben ungemein reich; da finden wir Ritter in ihren Harnischen, Helmen und Waffenröcken, daneben die wechselnden Moden unserer Frauen, ferner das Innere der Häuser mit ihren Stuben, Kammern, Höfen ꝛc., endlich zahlreiche Porträts historisch denkwürdiger und interessanter Persönlichkeiten. Wir wüßten keine bessere Zugabe zu einem ernsten und gründlichen Studium unserer ältern Geschichte als diese Abbildungen, die für jung und alt soviel Lehrreiches und Anziehendes enthalten. Ganz besonders aber sollten unsere bildenden Künstler, vor allem unsere Maler sich das Werk empfohlen sein lassen. Allerdings besitzen wir seit Jahren die vortreffliche Costümkunde

von Professor Weiß in Berlin: allein theils wird bei der großen Ausführlichkeit dieses Werkes noch einige Zeit vergehen, bevor dasselbe sich dieser mittelalterlichen Epoche nähert, theils wird dasselbe seinem universalen Plane gemäß sich mit den Details dieses Zeitraums kaum so genau beschäftigen und so in alle Einzelheiten der verschiedenen Lebensgebiete eingehen können, als es in dem Werke des Hrn. von Eye geschieht. Daß aber der darstellende Künstler der genauesten Kenntniß der Zeit, die er darstellen will, mit allen ihren scheinbar oft so kleinlichen Aeußerlichkeiten nicht entbehren kann und daß auch für unsere Maler und Bildhauer die Zeit vorüber ist, wo sie ohne eingehendes historisches Studium lediglich aus ihrer Phantasie schöpfen und den geschichtlichen Stoff ungestraft durch willkürliche Zuthaten entstellen durften — das ist heutzutage so allgemein anerkannt und nicht nur die Künstler selbst, sondern auch das Publikum hat ein so lebhaftes Bewußtsein davon, daß wir hier kein Wort darüber zu verlieren brauchen. Aber so lebhaft unsere Künstler auch von der Nothwendigkeit historisch antiquarischer Studien überzeugt sind, so fehlt doch noch viel, daß diese Studien nun auch überall in der rechten Weise gemacht würden oder die richtigen Früchte brächten. Im Gegentheil hapert es in letzterer Hinsicht mitunter noch recht sehr. Erst ganz kürzlich hatten wir Gelegenheit, ein Gemälde zu sehen, in welchem einer der namhaftesten und angesehensten Maler unserer Tage einen mittelalterlichen Gegenstand behandelt hat. Dasselbe war geistreich und edel erfunden, auch kunstvoll ausgeführt, nur waren leider die Figuren des Bildes weit eher griechische Helden als mittelalterliche deutsche Gestalten. Denn es ist keineswegs genug, daß der Maler sich im Schnitt der Kleider, der Form der Waffen, Geräthschaften ꝛc. den historischen Vorbildern desjenigen Zeitalters anschließt, dem der Gegenstand seines Gemäldes entnommen ist: sondern auch in den Figuren selbst, im Schnitt der Gesichter, im Bau des Körpers ꝛc. sprechen sich gewisse historische und nationale Eigenthümlichkeiten aus, die der Künstler, der wirklich auf der Höhe unserer heutigen Bildung stehen will, unmöglich übersehen darf. Für alle diese und mannichfache andere Zwecke bietet nun das Werk des Hrn. von Eye das bequemste Hülfsmittel, weshalb wir dasselbe dem gebildeten Publikum überhaupt, namentlich unsern Malern empfohlen haben wollen. Im übrigen dürfen wir unsere Anzeige nicht schließen, ohne des Künstlers zu erwähnen, dem das Werk seine artistische Ausstattung verdankt. Wilibald Maurer hat die ihm vorgelegten Originale (die sämmtlich dem Germanischen Museum angehören) mit größter Kunstfertigkeit, Sorgfalt und Treue abgezeichnet und können wir dem Verfasser nur Glück wünschen, daß ihm bei Herausgabe seines mühsamen und verdienstvollen Werks ein so vortrefflicher, in die Tendenzen desselben so geschickt eingehender Künstler und Zeichner zur Seite steht. rwg.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

10. März 1858.

Lgrn. Anstatt Ihnen heute in etwas erleichterter Stimmung zu schreiben, müssen wir vielmehr noch mehr Dämpfer auflegen. Die hiesige Luft wird täglich gedrückter und drückender. Der Handel zwischen England und Frankreich ist ein Würfeln um Joseph's Rock; wir sind hier die gezüchtigten Achäer, so oft sich die Könige zanken. Längst wußte man hier, was aus der Malmesbury'schen Depesche an das Tuilerieencabinet geworden war. Lord Cowley hatte sie im Vertrauen dem Minister Walewski gezeigt, dieser sie seinem Herrn unterbreitet, und das Resultat war die Forderung einer doppelten Correctur. Lord Cowley, der, menschlich gesprochen, ein Interesse dabei haben muß, daß die Palmerston'sche Politik nachträglich ihre Rechtfertigung erfährt, und daß die Tories Fiasco machen, vermeldete den Ausfall seiner geheimen Verhandlungen nach London, wo man nichts weniger als bereit zu Concessionen war. Lord Derby ließ die Königin schleunigst von Balmoral nach Buckinghampalace zurückkommen, und hätte gern 1000 Pfd. St. sammt dem Bathorden auf die Erfindung eines unverfänglichen Stils gesetzt. Vergebens, bisjetzt fand sich kein Ausweg, das fatale Votum liegt als Kettenhund hinter dem Cabinet, vor ihm steht die Coalition aller liberalen und radikalen Elemente.

Es soll damit keineswegs gesagt sein, die Tories wüßten die Ehre Englands nicht zu wahren, oder seien gar zu Niederträchtigkeiten bereit. Die wahnsinnige Ueberhebung Lord Palmerston's, wie sie von gewissen „liberalen" Organen handwerksmäßig betrieben wird, ist bedauerlich und lächerlich zugleich. In Derby's Cabinet ist viermal soviel Mannhaftigkeit und zweimal soviel Talent als im Palmerston'schen Ministerium war, und der Augenschein zeigt, daß es eben viel bequemer war, keine Depesche nach Paris zu erlassen, und lieber gleich Strafgesetze zu erfinden. Aber Lord Derby wie die ganze Welt weiß, was ein europäischer Krieg, in Europa geführt, heuer auf sich hat, welche Verzweiflung das Empire aufbieten wird, ehe es von der Scene abtritt, und welche Fragen ihr Oel in das Feuer dieses Krieges schütten würden.

Daher — verzeihen Sie die scheinbare Abschweifung — die namenlose Angst, die sich hier zu Lande der Gemüther bemächtigt hat, das Schwarzsehen der bürgerlichen Klassen, die Willfährigkeit der Regierung wie der Geschworenen, jeden Stein des Anstoßes zwischen hier und Frankreich aus dem Wege zu räumen, und obendrein das geheime Bewußtsein, daß in letzter Instanz alles doch nicht helfen werde. Vorgestern sprachen die Geschworenen das „Drapeau" in der Person des Hrn. Labarre schuldig der „Beleidigung" des französischen Kaisers, und der Gerichtshof bezeugte seinen „guten Willen", indem er zu 13 Monaten Gefängniß und 1200 Francs Buße verurtheilte, während die Hälfte beider Sätze hinlänglich gewesen wäre. Gestern ward der „Prolétaire" schuldig befunden, und der Gerichtshof gab ihm 18 Monate freies Quartier nebst 100 Francs Buße. Auch arretirte man den Redacteur Coulon sofort, als er den Justizpalast verließ.

Man muß aber beileibe nicht glauben, unsere Geschworenen seien indignirt über das Vergehen an sich; es wäre auch schier unmöglich, daß sie besondern Respect vor der französischen Verfassung, Verwaltung und Maßregelung hätten. Nein, sie thun aus Politik, was sie thun, sie arbeiten im Schweiße ihres Angesichts, das gute Einverständniß mit Frankreich aufrecht zu halten. Wenn man dieselben Personen, die gravitätisch ihr „Schuldig" aussprechen, beim Zeitungslesen erblickt, so murmeln sie ganz anders zwischen den Zähnen. Sie selber haben freilich mindestens ebenso viel Angst vor den Dingen, die da kommen könnten, wenn die große Lärmtrommel gerührt würde und der blutige Komet am Himmel heraushinge. Beobachtet man diese Stimmungen, Vorgänge, Widersprüche und Indicien, so kommt man allen Ernstes zu der Frage: Ob nicht Ludwig Napoleon 1851 doch wirklich „die Gesellschaft gerettet" habe? Ob die Grundlagen des Bestehenden nicht wirklich damals zusammengeleimt worden sind?

Wir haben jetzt die kolossalsten Repressivmaßregeln zum Schutze Frankreichs; Kammer und Senat haben fast schweigend das Ungeheure votirt. In der Kammer war die Majorität zwar nicht so erschrecklich wie im Senat; aber dafür machte sich die Opposition breiter im Senate. Die letzten Reste belgischer Unabhängigkeit wurden warm vertheidigt von drei Senatoren: de Selys-Longchamps, Forgeur, Van Schoor, während in der Kammer nur Eine Stimme laut protestirte, die des Abgeordneten E. Vandenpeerenboom. Aber was half es? Von den 200 Volksvertretern des Landes stimmten nur 14 gegen die Vorlage und 4 oder 5 enthielten sich der Abstimmung, d. h. fanden für gut, keine Meinung zu haben. Und doch autorisirte man den Justizminister, die Beleidigung fremder Souveräne, Diplomaten und Gesandten mit der belgischen Justiz heimzusuchen. Doch lautet der dritte Artikel des drakonischen Gesetzes also: „Wer immer, Fremder oder Einheimischer, ein Complot gebildet hat, um die Form einer fremden Regierung zu zerstören oder zu ändern, oder um die Bürger zur Bewaffnung wider ihr Staatsoberhaupt anzureizen, wird mit 2—5 Jahren Gefängniß, 200—2000 Francs Geldbuße, 5—10jähriger polizeilicher Aufsicht bestraft." Kein Polenverein mehr möglich, die Philhellenen in den Bann gethan! Auch hob Hr. de Selys-Longchamps hervor, wie danach alle die ehrenhaften Männer, welche Offiziere, Geld, Waffen nach Griechenland geschickt hätten, jetzt unter polizeilicher Aufsicht stehen müßten, obgleich viele von ihnen noch zur Stunde die höchsten Posten im Staate bekleideten. Er hätte hinzufügen können, wie die Gründer der belgischen Freiheit, die 1829 nach Frankreich flohen, bei dem heutigen Gesetz dort 2—5 Jahre Gefängniß, 5—10 Jahre polizeilicher Aufsicht riskiren würden! An das, was französische Flüchtlinge in England seiner Zeit gethan haben, darf man gar nicht denken, ohne „fremde Souveräne zu beleidigen"!

Die Nachrichten aus Frankreich sind trübe und finster. Tausende von Arrestationen finden in allen Departements statt, die Verdächtigsten ladet man auf Schiffe und schafft sie nach dem Amazonenstrom, 600 auf einmal; 300 werden von Marseille nach Lambessa gebracht. Kein Mensch ist mehr sicher, des Morgens ruhig in seinem Bette zu erwachen! In jüngster Zeit kommen diese Hiobsposten nur noch mündlich über die Grenze, dem Papiere

wagt man nichts mehr anzuvertrauen; das neue Gesetz könnte darin des intelligences erblicken, „Einverständnisse" mit Parteien oder Complotten im Auslande. Das heitere Paris soll gar nicht mehr wieder zu erkennen sein, Bleiluft liegt auf der Stadt des Genusses. Nur im Lager von Châlons herrscht große Rührigkeit, und die Doppelbedeutung dieser riesenhaften Vorrichtung wird von allen Reisenden der jüngsten Zeit einstimmig anerkannt. Dieses befestigte Lager, das 100,000 Mann fassen kann, wendet seine Wälle und Gräben nach Paris zu, sein schlagfertiges Heer nach der Eisenbahn hin; es ist ein wahrer Janus, der aber auf beiden Gesichtern Drohung und Krieg ausdrückt. Die officiösen Blätter in Paris konnten jüngst ihre Freude nicht verbergen, als man eine Quelle lebendigen Trinkwassers im Lager entdeckte! Man könnte also sogar eine Belagerung dort aushalten. Die Seele dieser Wagenburg ist General Canrobert, der in der berufenen Decembernacht noch zwischen seinen alten Freunden und dem neuen Glück schwankte, später auch Sewastopol nicht nahm, wol aber die schwedischen Herzen.

Flüchten wir uns aus all der politischen Disharmonie in die reine Harmonie der Töne; das „europäische Concert", welches bei den Hirten der Völker in ängstliche Verwirrung geräth, Hr. Fetis, der Director des brüsseler Conservatoriums (also auch ein „Conservativer") hält es in brillantester Ordnung. Wir erlebten am vorigen Sonntag etwas Unerhörtes. Der florentiner Marini hat die Beethoven'schen Sonaten — jede Sonate ein Himmelreich — orchestrirt. Viele Kenner halten nicht allzu viel auf solche Amplificationen; wir selbst waren halb ärgerlich, daß auf dem Concertzettel der „Großen Harmonie" die gewöhnliche Symphonie fehlte. Wenn aber der schneeweiße Fetis — Ariel und Kaliban in Einer Person — dirigirt, so geht man bescheidentlich hin und stände „Freut Euch des Lebens" angeschlagen.

Hr. Fetis hatte die Sonate für Klavier und Violine gewählt, (salvo errore Nr. 47 der Gesammtwerke), sie ist Kreutzer'n gewidmet. Marini hat die Violinstimme einfach den ersten Violinen des Orchesters übertragen, das Piano ist an sämmtliche andere Instrumente vertheilt. Die Einexercirung muß eine Riesenarbeit gewesen sein, unzählige, unermüdliche Proben waren nöthig, um diese 30 Violinen wie Eine ertönen zu lassen. Es bedurfte der wunderbar geistreichen Leitung des Alten, um die Originalfarbe, den Stil des Ganzen, ungeachtet der Instrumentenmasse, zur Erscheinung zu bringen. Eins können wir sagen, niemals solche Musik, solche Poesie in Tönen, nie solche Execution gehört zu haben. Die 30 Geigen gingen wie Eine mächtige Riesengeige, von Polyphem gestrichen; das Orchester brauste hinein wie eine Aeolsharfe, von Aeolswinden in Bewegung gesetzt. Es war furchtbar schön, in der ganzen Bedeutung der Worte. Das Publikum, sonst fast apathisch, nichts weniger als Beethovenisch, gerieth zunächst in Erstaunen, reckte sich perplex in die Höhe, ging dann in sichtbare Bewunderung über, schwankte mit allen Gliedmaßen wie rhythmisch verzückt und brach zuletzt in einen wahren Berserkerenthusiasmus aus. Als die zweite Variation des Andante von Polyphem's Riesengeige heruntergeschwirrt war, ging der Enthusiasmus in reine Tobsucht über: das Volk klatschte, schrie, trampelte, ein langes, brausendes Entzücken schwoll durch

den schön gewölbten Saal, und endlich hörte man einen Sturm von bis (dacapo), als wenn alle Segel zerrissen. Sehr competente Kenner, Componisten vom Fach, schrieen in unserer Nähe: „Es ist unglaublich“. Der Alte, Kaliban-Ariel, schmunzelte mit dem fetten Gesichte, verbeugte sich und schlug die verhängnißvolle Partitur — zurück. Er triumphirte am ganzen Leibe, einer seiner ambitiösesten Pläne war noch einmal gelungen, er stand da wie Miltiades bei Marathon. Und das Geschwirre der Riesengeige begann aufs neue, und die 30fachen Triller erzitterten unisono, kein Schlag zuviel, kein Schlag nachher, und das Volk weinte, lächelte in Thränen. Amphion ist dennoch keine Mythe, wir haben die Steine tanzen sehen. Das Finale, in raschestem Tempo ausgeführt, riß die Hörer wie im Schwindel mit fort; aber weder Präcision nach Nuancirung litten eine einzige Secunde. Wer eine Frühlingsreise beabsichtigt, der finde sich am 2. Mai in Brüssel ein, Hr. Fetis gibt das letzte Concert des Conservatoriums an diesem Tage, und unfehlbar seine Triumphsonate zum andern male. Ob sie in der ganzen gebildeten Welt noch so aufgeführt wird, bezweifeln wir sehr stark.

Könnte man nur, nachdem man etliche Stunden ganz Ohr gewesen ist, hernach etwas ohrlos werden. Aber da kommt ihr wie verdonnert und verzaubert aus der „Großen Harmonie“ heraus, die Brust voll seliger Befriedigung, „ausgestoßen hat sie jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“, wie der größte deutsche Aesthetiker sagte — und ein entsetzlicher Kerl schreitet an euch vorüber und ruft mit zerbrochenem Ton die entsetzlichen Worte: „Indépendance du soir, nouvelles de Paris, vingt centimes!“

Aus Prag.

Mitte Februar 1858.

—β. Die ungewöhnliche Pracht, welche bei dem kürzlich stattgefundenen Leichenbegängnisse des Fürsten Lobkowitz, Herzogs von Raudnitz, entfaltet wurde, bildet noch immer den Kern des Tagesgesprächs. Der Fürst war einer der wohlthätigsten Cavaliere unsers Kronlandes; das Plötzliche seines Todes — er wurde beim Eintritt in die Lorettokapelle vom Schlage getroffen — vergrößert noch die allgemeine Theilnahme, die dem Dahingeschiedenen gewidmet wird. Die Lobkowitz'sche Familie selbst gehört zu den ältesten böhmischen Adelsgeschlechtern und hat sich neuerdings besonders durch ihre industrielle Thätigkeit bekannt gemacht. Es ist dies überhaupt ein charakteristischer Zug unsers wirthschaftlichen Lebens, dieser Einfluß, den der böhmische Adel auf die Entwickelung unserer industriellen Kräfte auszuüben beginnt und glauben wir nicht zu irren, wenn wir darin einen mächtigen Hebel des volkswirthschaftlichen Aufschwungs erblicken, zumal in einem Lande wie Böhmen, wo die Zahl der adelichen Familien so groß, ihr Reichthum und demgemäß auch ihr Ansehen so bedeutend ist. Nur durch Betheiligung des Adels kann jene völlige Ausnutzung unserer Bodenschätze, auf welche die Zukunft des Kronlandes sich gründet, erreicht werden. Bisjetzt liegen hier noch mineralische Schätze von kolossalem Werthe unbenutzt, die Landwirthschaft steht trotz der Ergiebigkeit des Bodens gegen diejenige der Nachbarländer noch weit zurück und dies alles hauptsächlich nur deshalb, weil man von dem wirksamsten Hebel der landwirthschaftlichen wie überhaupt jeder

Industrie, der Association, bei uns bisjetzt nur einen sehr spärlichen Gebrauch gemacht hat. Um so freundlicher begrüßen wir das Project des Grafen Boos-Waldeck, das sich mit Begründung einer landwirthschaftlichen Allianz unter den adelichen Grundbesitzern unserer Provinz beschäftigt. In der That kann nur auf diesem Wege eine größere Verbreitung der Drainage, die bei uns erst sehr vereinzelt eingeführt ist, sowie weiterhin eine Förderung des landwirthschaftlichen Creditwesens, das bei uns noch sehr in der Wiege liegt, erreicht werden. Auch sieht der Adel, wie ich schon soeben andeutete, selbst ein, daß die Zeit, wo er Jagden, Bälle und Zechgelage als seine Hauptbeschäftigung betrachten durfte, längst vorüber und daß er, um sich oben zu erhalten, einer umsichtigen und productiven Thätigkeit ebenso gut bedarf als der Bürger. Ein erfreulicher Beweis dafür sind die zahlreichen industriellen Etablissements, die in jüngster Zeit von Adelichen begründet worden sind und unter denen einzelne als wahre Muster ihrer Gattung betrachtet werden dürfen.

Freilich ist die augenblickliche Lage des Geldmarkts der Industrie nicht förderlich. Die Nachwehen der allgemeinen Calamität machen sich auch bei uns noch immer fühlbar. Selbst der Carneval verläuft diesmal stiller als seit langem. In unsern adelichen Kreisen werden diesen Winter mehr Trauer- als sonst Gaze- und Seidenstoffe verbraucht. Da ist zuerst die officielle Trauer um den Feldmarschall Radetzky, dann das bereits erwähnte Ableben des Fürsten Lobkowitz, endlich der plötzliche Hintritt zweier der schönsten Zierden unsers adelichen Frauenkranzes, der Gräfinnen Czernin und Nostitz, deren vorzeitiger Tod, mitten in der Blüte der Jahre und der Schönheit, auch außerhalb der vornehmen Kreise ein lebhaftes und tief empfundenes Bedauern erregt hat. Und in den bürgerlichen Kreisen? Da denkt man auch weniger an den Carneval und seine Freuden als an die allgemeine Noth der Zeit, durch die viele sonst wohlhabende Familien sich zu ungewohnten Einschränkungen veranlaßt sehen. Und wohl denen, die sich noch zu rechter Zeit einzuschränken wissen; nicht alle sind so glücklich oder so klug und das Concursgericht hat auch bei uns alle Hände voll zu thun. Besonders viel von sich reden macht die kürzlich erfolgte Concurseröffnung des aus dem Jahre 1848 her wohlbekannten Baron Villani. Derselbe ist ein Neffe des Bankiers Lämel, ferner Schwager des Bankiers Louis von Haber und endlich Schwiegersohn jener reichen Madame Hertz, die im vorigen Jahre den wiener Dichter L. A. Frankl nach Jerusalem schickte, um daselbst auf ihre Kosten verschiedene wohlthätige Anstalten zu begründen. Also wieder ein Beispiel von der Schnelligkeit, mit der heutzutage die Geschicke wechseln! Vor zehn Jahren träumte Baron Villani von einem böhmischen Herzogstitel, während der so oft mit ihm genannte Peter Vaster sich sogar zu dem Traumbild einer böhmischen Königskrone verstieg, für die er, wenn bösen Zungen zu trauen wäre, sogar das rothsammetne Kissen schon in Bereitschaft hatte. Jetzt ist Peter Vaster, der gefeierte böhmische Volksredner von Anno Achtundvierzig, dem die prager Gemeinde damals bereits einen werthvollen Palast als Nationalbelohnung bestimmt hatte, Pächter eines hiesigen Kaffeehauses, Baron Villani ist in Concurs, der dritte im Bunde aber, Graf Boucquoi, ist todt.

Auch einem andern der böhmischen Flüchtlinge aus dem Jahre 1848,

dem Schriftsteller A. Wiesner, ist kürzlich die Rückkehr ins Vaterland gestattet worden, wie sie überhaupt, sicherm Vernehmen nach, allen gewährt wird, die darum einkommen. Auch in Betreff der politischen Literatur erweisen unsere Censurbehörden sich ziemlich mild, während alles, was nur halbwegs an den Katholicismus streift, mit schonungsloser Härte zurückgewiesen wird. Mit desto größerm Eifer werden diejenigen Bücher und Schriften gefördert, die eine kirchenfreundliche Gesinnung verrathen oder deren Verfasser sich aus irgendwelchen Gründen der Gunst unserer erzbischöflichen Partei erfreuen. Zu letztern gehört auch eine unlängst erschienene Schrift über den prager Dom von dem Staatsanwalt A. W. Aldroß, der sich auch sonst schon als Schriftsteller bekannt gemacht hat, besonders unter dem Namen Flamin der Davidsbündler, unter anderm durch ein Buch über die Grenzen der Musik und der Poesie, das, wenn es auch seine eigentliche Aufgabe noch ungelöst läßt, doch wegen der darin enthaltenen ungewöhnlichen Gelehrsamkeit mit Recht die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich gezogen hat. Seine neueste Schrift über den prager Dom ist zwar, was das Material betrifft, zum großen Theil einem vor wenigen Jahren zu Leitmeritz erschienenen Werke über denselben Gegenstand von Dr. Legis Glückselig entnommen, nimmt dagegen das Verdienst einer geschickten Sichtung und Bearbeitung des Stoffes sowie einer anziehenden und geschmackvollen Darstellung in Anspruch. Von dem in meinem letzten Briefe erwähnten neuen journalistischen Unternehmen „Oesterreichisches Morgenblatt" sind seitdem die ersten Nummern erschienen; dasselbe scheint beim hiesigen Publikum vielen Anklang zu finden.

Das wichtigste Ereigniß der musikalischen Welt war der Besuch, mit dem Frau Goldschmidt, die ehemalige Jenny Lind uns beehrte. Der Beifall, den die berühmte Sängerin bei uns fand, war auch diesmal außerordentlich, auch ein ganz wohlverdienter, was die hinlänglich bekannte Kunstfertigkeit der Sängerin betrifft, wogegen die Beschaffenheit der Stimme die zunehmende Macht der Jahre nur allzu deutlich verräth. Minder glücklich war der Klaviervirtuose Rubinstein, der in Wien so ungemeines Glück gemacht. Aber gerade diese wiener Triumphe sollten ihm zum Verderben gereichen; man ist hier im allgemeinen sehr mistrauisch gegen den wiener Kunstgeschmack und so spielte Hr. Rubinstein vor völlig leeren Bänken. Eine große Begebenheit auf demselben Gebiete steht uns in Aussicht in dem Monstreconcert, das hier zur Feier des funfzigjährigen Jubiläums unsers berühmten prager Conservatoriums demnächst stattfinden soll; die ersten Künstler Deutschlands werden darin mitwirken und dürfen wir jedenfalls einem interessanten und bedeutenden musikalischen Genuß entgegensehen.

Aus Königsberg.

Ende Februar 1858.

C. J. Wenn Ihr königsberger Correspondent sich endlich anschickt, den seit längerm unterbrochenen Faden seiner Berichte wieder anzuknüpfen, so kann er dabei selbstverständlich von nichts anderm handeln als von dem tragischen Ereigniß, das sich hier im Lauf der letzten Wochen zugetragen und das bei uns noch immer den Gegenstand des lebhaftesten Interesse und

der verschiedenartigsten, zum Theil abenteuerlichsten Gerüchte bildet. Von den letztern sind nicht wenige auch in die auswärtigen Blätter übergegangen und wird es unter diesen Umständen und da das Ereigniß selbst trotz oder vielleicht auch wegen seiner düstern Färbung unstreitig ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik unserer heutigen socialen Zustände ist, Ihren Lesern hoffentlich nicht unerwünscht sein, nachstehend einen zwar verspäteten, aber, wie ich glaube hinzusetzen zu dürfen, um so sorgfältigern und wahrheitsgetreuern Bericht über das Vorgefallene zu erhalten.

Ich spreche natürlich von dem Duell, das kürzlich in der Nähe unserer Stadt zwischen dem bekannten, auch in meinen frühern Briefen mehrfach erwähnten Generallieutenant von Plehwe und dem Lieutenant Jachmann, dem Bruder von Plehwe's Schwiegertochter, stattfand und mit dem Tode des erstern endete. Dieser blutige und unerwartete Tod steht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem durch einen eigenthümlichen Zufall genau an demselben Tage eröffneten Concursproceß wider den Vater seines Gegners, den Commerzienrath und Rittergutsbesitzer Jachmann auf Trutenau, einer großen mit einer Papierfabrik verbundenen ländlichen Besitzung nahe bei Königsberg. Ja vielleicht ist man berechtigt, schon den vor einigen Monaten erfolgten Austritt des Generals aus dem Militärdienst, der damals soviel von sich reden machte und zu so verschiedenartigen Auslegungen Veranlassung gab, mit diesem Proceß in Verbindung zu setzen. Schon seit mehrern Monaten war der trutenauer Bankrott eine im hiesigen Publikum vielbesprochene cause célèbre, die zugleich für gewisse Kreise unserer Stadt ihre sehr ernsten praktischen Consequenzen hatte. Von der Lokalpresse wurde dieselbe nichtsdestoweniger mit anerkennenswerther Discretion ignorirt, bis ein hiesiges conservatives Blatt sich gemüßigt fand, eine sehr ungeschickte Apologie des Generals von Plehwe zu liefern, worauf denn auch die Erörterungen von anderer Seite her nicht ausblieben. Die inzwischen erfolgte gerichtliche Subhastation enthebt die Lokalpresse der bisher beobachteten Anstandspflicht des Schweigens und so wird es ja auch mir wol verstattet sein, hier öffentlich von einer Angelegenheit zu sprechen, die für eine nicht kleine Anzahl hiesiger wie auswärtiger Capitalisten von höchster Wichtigkeit ist und deren Ausgang in diesem Augenblick noch von niemand vorausgesehen werden kann. Der gesammte Gütercomplex der Jachmann'schen Familie, auf mehr als 60 Hufen sich belaufend und nach dem nominalen Taxwerthe die Werthhöhe von 550—600,000 Thlrn. erreichend, sicherte der genannten Familie seit einer Reihe von Jahren eine angesehene Stellung unter der Aristokratie des größern Grundbesitzes in unserer Provinz. Die Vermählung einer Tochter dieses Hauses mit dem Sohne des damals in Königsberg als allmächtig geltenden, ebenso gefeierten wie gefürchteten Generals von Plehwe schien diese Stellung noch zu erhöhen und zu befestigen, während andererseits die in Aussicht stehende Heirath zwischen dem jungen Landrath Jachmann, dem Sohne des Besitzers von Trutenau, und der berühmten Sängerin Johanna Wagner in Berlin dem Namen der Familie neuen Glanz und neue Auszeichnung hinzuzufügen versprach. Um so überraschender war es, als vor einem halben Jahre Gerüchte auftauchten, welche den Vermögenszustand der Jachmann'schen Familie als durchaus zerrüttet schilderten und einen nahen und völligen Zusammensturz als unvermeidlich darstellten. Die bald darauf

ausbrechende Geldkrisis trug noch dazu bei, diese Gerüchte zu vermehren und wirklich bestätigten dieselben sich, indem in den ersten Tagen des neuen Jahres das bisher für so reich gehaltene Haus sich genöthigt sah, seine Zahlungen einzustellen. Daß die allgemeine Geldkrisis, die auch unter den ländlichen Grundbesitzern unserer Provinz so viele Opfer forderte, an dieser Katastrophe nicht ohne Antheil, versteht sich von selbst: aber ebenso gewiß ist auch, daß sie nicht die alleinige Ursache des großartigen Bankrotts, mit dessen Regulirung unsere Gerichte gegenwärtig beschäftigt sind. Vielmehr ist außer Frage, daß dieser Bankrott die unausbleibliche Folge der übermäßigen Verschuldung, welche bereits im Lauf der letzten Jahre in Trutenau eingetreten war: wobei es unerörtert bleiben mag, ob diese Ueberschuldung, wie einige wollen, mehr auf Rechnung nachlässiger Bewirthschaftung und maßloser Verschwendung zu setzen ist, oder ob sie, wie andere behaupten, theils durch zu großartig angelegte Speculationen und Meliorationsversuche, theils durch unvorhergesehene und unverschuldete Unglücksfälle herbeigeführt worden. Zur Deckung dieser unverhältnißmäßigen Schuldenlast ließen der Besitzer von Trutenau und sein Schwiegersohn, der jüngere Hr. von Plehwe, der einen Theil der Güter sowie die schon erwähnte Papiermühle, die älteste durch Dampf getriebene in unserer Provinz, in Pacht hatte, sich in Wechselverbindlichkeiten ein von einem Umfang und einer Höhe, daß es ihnen in der That schwer fallen dürfte, den Vorwurf des Geldschwindels und der Wechselreiterei von sich abzulenken. Für die enorme Höhe dieser Wechselschulden, die nach der mäßigsten Angabe eine Viertelmillion noch übersteigt, bot das Besitzthum der Familie, das bei einem Realwerthe von etwa 180,000 Thlrn. mit einer Hypothek von 130,000 Thlrn. belastet war, natürlich keine Garantie mehr und konnte es bei dieser Lage der Dinge nicht ausbleiben, daß nicht auch der Name des allgemein bekannten Generals von Plehwe, schon wegen der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen er zu der sinkenden Familie stand, in diesen verwickelten Handel mit hineingezogen ward. Ebenso natürlich konnte es einem Manne von so entschiedener Parteistellung und selbst ein solcher Fanatiker in seinen politischen Ueberzeugungen, wie der verewigte General es war, auch nicht an zahlreichen und leidenschaftlichen Gegnern fehlen, politischen sowol wie persönlichen, die denn auch nicht unterließen, allerhand Beschuldigungen gegen ihn zu erheben und ihn für das Unglück, das durch den Jachmann'schen Bankrott über eine Menge von Leuten hereinbrach, mit verantwortlich zu machen. Zwar trat der General diesen Beschuldigungen in den öffentlichen Blättern mit der Erklärung entgegen, daß er mit dem ominösen Handel in keinerlei Beziehung stehe, auch selbst keine Wechselschulden contrahirt habe: das Gerede des Publikums aber konnte er damit doch nicht todt machen, vielmehr wurde in gewissen Kreisen fort und fort behauptet, der General sei bei der trutenauer Affaire allerdings betheiligt, indem ein nicht unbeträchtlicher Theil der Gläubiger nur durch seine Autorität als Parteihaupt bewogen worden sei, Credit zu geben oder Bürgschaften zu übernehmen und daß der General somit den bedeutenden Einfluß, den er als Führer der conservativen Parteien unserer Provinz auch in geselliger und geschäftlicher Hinsicht ausgeübt, allerdings zu Gunsten der Besitzer von Trutenau gemisbraucht habe. Ob und was an diesen Beschuldigungen Wahres, vermögen wir nicht zu entscheiden. Von

den Freunden des Generals wird behauptet, er selbst sei bis zum letzten Augenblick von der Ueberzeugung durchdrungen gewesen, in dieser ganzen Angelegenheit durchaus uneigennützig und ehrenhaft gehandelt zu haben. Er soll sogar die Absicht gehabt haben, die Verwaltung der trutenauer Güter selbst in die Hand zu nehmen; er habe, sagt man, gehofft, durch Aufbringung größerer, vielleicht vom Staate zu entlehnender Capitalien, verbunden mit größter Sparsamkeit, eine langsame Abtragung sämmtlicher auf Trutenau haftender Schulden zu ermöglichen und die Familie auf diese Art im Besitz der Güter zu erhalten — und soll, wie man hinzusetzt, das Scheitern dieser Hoffnung der eigentliche Grund gewesen sein, weshalb er so plötzlich den Dienst quittirte.

Mit dem Moment dieses Dienstaustritts aber hörte auch, wie ich Ihnen schon vor Monaten andeutete, die frühere politische und gesellschaftliche Bedeutsamkeit des Generals plötzlich auf. Es hatte eine Zeit in Königsberg, ja in unserer Provinz gegeben, wo dieser Mann eine wirkliche Macht war, vielleicht nur deshalb, weil er in zahlreichen Anhängern und Gegnern den Glauben zu erwecken gewußt hatte, daß er es sei. Dieser Glaube hörte nun plötzlich auf, derselbe Mann, der soeben noch als allmächtig galt, war gestürzt über Nacht; das war eine Umwandlung, die den General aufs tiefste demüthigte und erbitterte und die er, besonders unter den damit verknüpften eigenthümlichen Umständen, auf die Dauer, wie es scheint, zu ertragen außer Stande war. Hieraus würde es sich denn auch erklären, wie ein Mann seines Alters und seiner Stellung so bereitwillig auf einen in allen Beziehungen ungleichen Kampf mit einem, dem ersten Jünglingsalter kaum entwachsenen Gegner eingehen, ja noch mehr: wie er diesen Kampf selbst so muthwillig provociren konnte. Unter den Umständen, in denen der General von Plehwe sich augenblicklich befand, war der Tod überhaupt für ihn mehr eine Wohlthat als ein Unglück, um wieviel mehr erst dieser Tod im Zweikampf; ein Enthusiast für Ritterlichkeit und Standesehre bis zum Chimärischen, konnte der General kaum ein in seinen Augen rühmlicheres Ende finden als in der Vertheidigung seiner Familienehre, welche in der Person seines Sohnes von der Familie Jachmann schwer verletzt schien und für die der durch die militärische Gesetzgebung zum Duell verpflichtete jugendliche Lieutenant die erforderliche Genugthuung zu geben sich nicht weigern durfte. Ein kürzlich von der „Ostpreußischen Zeitung" veröffentlichtes Referat stellt allerdings, wie es scheint mehr im Interesse des jüngern Hrn. von Plehwe als des alten Generals, dies Motiv in Abrede, indem es die alleinige Ursache zu dem so verhängnißvoll gewordenen Zweikampfe lediglich in der Uebereilung des jähzornigen Greises sucht und findet. Indessen für welche Auffassung man sich auch entscheide: immer wirft dieser tragische Vorfall, dergleichen Königsberg in seiner Lokalgeschichte seit langem nicht erlebt hat, ein erschütterndes Streiflicht auf die Beschaffenheit der sittlichen Zustände gerade in den höhern Schichten unserer sogenannten gebildeten Gesellschaft. Daß zwischen zwei so engverbundenen Familien ein solcher Haß sich überhaupt entzünden konnte, daß dieser Ausgang, wie blutig und abschreckend, gleichwol der einzige war, der endlich noch möglich blieb — das ist für jeden Fall, wie man auch übrigens über den Grad der Verschuldung auf dieser oder jener Seite urtheilen möge, ein höchst beklagenswerthes Merk-

mal von der Verdorbenheit unserer socialen Zustände und ein neuer Beweis dafür, wie wenig die jetzt so beliebte äußere Frömmigkeit im Stande ist, die innern Schäden der Gesellschaft zu heilen.

Die Einzelheiten des Duells selbst übergehe ich, da dieselben von hiesigen und auswärtigen Blättern zur Genüge besprochen sind; was etwa noch unklar geblieben sein sollte, wird in der gerichtlichen Untersuchung wider den Gegner des Gefallenen (der seiner Genesung übrigens mit raschen Schritten entgegengeht) seine Erledigung finden und beschränke ich mich somit darauf, nur noch einige Worte über den Eindruck hinzuzufügen, den das Ganze im hiesigen Publikum hervorgebracht hat. Derselbe ist sehr verschiedenartig, entsprechend der eigenthümlichen Parteistellung, welche der Getödtete in der hiesigen Gesellschaft einnahm. Wenn man jedoch den Versuch gemacht hat, dies Plehwe-Jachmann'sche Duell als eine Parallele zu dem tragischen Ende des Hrn. von Hinckeldey darzustellen, so scheint mir dieser Vergleich nur sehr von der Oberfläche geschöpft. Darin allerdings sind beide Fälle sich gleich, daß hier wie dort ein Mann von hoher amtlicher Stellung und bedeutendem persönlichen Einflusse sein Leben der Kugel eines jüngern und bedeutungslosen Gegners preisgab. Dagegen fehlt dem königsberger Ereigniß jener politische Hintergrund, der das Ende des Hrn. von Hinckeldey zu einem so merkwürdigen Ereignisse machte. Auch Plehwe's Leichenbegängniß war gleich dem des Hrn. von Hinckeldey von einem ungewöhnlichen Schaugepränge umgeben: allein wenn dies Schaugepränge in Berlin im Sinne einer politischen Demonstration aufgefaßt ward, so wurde bei dem königsberger Leichenbegängniß auch nicht einmal der Versuch zu etwas Derartigem gemacht. Im allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß die Meinung des Publikums über den Charakter und die ganze öffentliche Wirksamkeit des Verstorbenen durch die letzten Vorgänge seines Lebens eine wesentlich andere geworden sei. Aufrichtiges Mitleid, auch in nicht befreundeten Kreisen, erregt die hinterbliebene Witwe nebst der unversorgten Familie des Getödteten; da eine Witwenpension in diesem Falle nicht gezahlt wird, der General aber trotz seiner hohen Stellung nicht in der Lage war, in ausreichender Weise für seine Hinterbliebenen zu sorgen, so sollen dieselben sich in sehr dürftiger Lage befinden. Entschieden geringerer Sympathien erfreut sich der Sohn des Generals; derselbe wird allgemein als die (mindestens äußere) Veranlassung des ganzen unseligen Ereignisses angesehen und muß somit die Urtheile über sich ergehen lassen, die unter diesen Umständen unvermeidlich sind.

Als der prosaische Epilog zu diesem blutigen Trauerspiel geht nun der gerichtliche Proceß über die trutenauer Angelegenheit seinen langsamen Gang weiter. Die finanzielle Verwickelung dieser Sache hat eine Höhe erreicht, daß sie für unsere Stadt fast die Wirkung einer Geldkrisis im Kleinen hat, so groß ist die Zahl der direct und indirect dabei Betheiligten. Lavinenartig wälzte sich in den letzten Monaten das Verderben über viele zum Theil völlig schuldlose Häupter dahin; manche wohlhabende Geschäftsleute und Familienväter haben sich nur mit dem Opfer ihrer gesammten Habe vor dem Schuldthurm retten können und wenn auch einzelne von ihnen vielleicht nur als Märtyrer einer unzeitigen Speculation zu betrachten sind, so fehlt es unter der Zahl der Getäuschten nicht an kleinen Capitalisten, die lediglich ihr übermäßiges Vertrauen als die Schuld ihres finanziellen Ruins an-

zuklagen haben. Auch mehrere der hiesigen Creditinstitute, wie die königliche und Privatbank, die Handelsgesellschaft und das Creditbureau sollen ansehnliche Verluste erleiden; selbst die berliner Discontogesellschaft ist, wie man behauptet, mit einer namhaften Summe betheiligt.

Notizen.

Die öffentlichen Blätter melden den Tod des russischen Staatsraths Ulibischeff, den deutschen Musikfreunden wohlbekannt durch seine kunstsinnigen und gediegenen Werke über Mozart und Beethoven. Ulibischeff war um Mitte der achtziger Jahre in Petersburg geboren, verlebte jedoch den größten Theil seiner Jugend in Deutschland, namentlich in Dresden, wo er den Grund zu seiner Vorliebe für deutsche Kunst und Wissenschaft legte und für das er daher auch bis an seinen Tod eine lebhafte Vorliebe behielt. Die letzte Hälfte seines Lebens verbrachte er, von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, in Nowgorod; ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, verpflanzte er seine Verehrung der deutschen Musik auch in die Kreise der altrussischen Gesellschaft, unter der er sich überhaupt durch seinen humanen Sinn und seine echte, aus dem Herzen quellende und darum auch wahrhaft zum Herzen gehende Bildung auszeichnete. — In der Nähe von Paris starb Michaud der Aeltere, Vater des berühmten Historikers und Verfassers der „Kreuzzüge" ꝛc. Im Jahre 1773 geboren, widmete Michaud der Vater sich ebenfalls frühzeitig der Literatur. Sein Hauptwerk ist die berühmte „Biographie universelle", die jetzt bis zu 52 Bänden herangewachsen ist und mit deren Fortsetzung und Verbesserung der rüstige Greis bis an sein Lebensende beschäftigt war. Außerdem hat er sich als Herausgeber, zum Theil auch Verfasser verschiedener Memoiren bekannt gemacht; auch soll er Aufzeichnungen aus seinem eigenen Leben in sechs Bänden hinterlassen haben, deren demnächst zu erwartende Veröffentlichung manchen interessanten Einblick in das innere Treiben der französischen Literatur gewähren wird. — Die medicinische Welt in Berlin hat einen ihrer berühmtesten Vertreter verloren. Am 15. März starb der Geheime Medicinalrath Busch, nicht nur einer der geschätztesten und meistbeschäftigten Praktiker der Hauptstadt, sondern auch als wissenschaftliche Autorität durch zahlreiche Schriften anerkannt. — In Aarau starb der Buchhändler Friedrich Ferdinand Sauerländer, 49 Jahre alt, ebenso intelligent und thätig als Geschäftsmann wie liebenswürdig als Mensch.

„Heinrich der Löwe", historisches Schauspiel von Franz Nissel, hat bei seiner ersten Aufführung auf dem wiener Burgtheater nur einen halben Erfolg errungen. Dagegen soll Adolf Glaser's „Galileo Galilei" in Braunschweig mit großem Beifall aufgenommen worden sein. Ebenso in Weimar „Das Regiment Madlo" von Alexander Rost. Ueber ein neues Drama von Josef Rank „König Manfred's Kinder", das in diesen Tagen ebendaselbst zum erstenmal über die Bretter gegangen, fehlt es uns zur Zeit noch an nähern Nachrichten. Im Ganzen entwickelt Dingelstedt eine ebenso

eifrige wie fruchtbare Thätigkeit und zwar beides für die Oper sowol wie für das Drama; unter den zahlreichen Neuigkeiten der letztern Gattung, die in Weimar in Vorbereitung sind, wird auch ein neues Lustspiel von Robert Giseke „Va banque" genannt. Auf dem Hoftheater zu Berlin wird Heinrich Laube's „Cato von Eisen" einstudirt; am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ebendaselbst hat Hr. Dawison ein längeres, mit vielem Beifall aufgenommenes Gastspiel eröffnet. Auf den Stadttheatern zu Hamburg und Leipzig wurde eine große historische Tragödie von einem Ungenannten gegeben „Hildebrand"; es ist die Geschichte des Papstes Gregor VII., doch soll viel fehlen, daß der Dichter des gewaltigen Stoffs Herr geworden.

Von Heinrich Viehoff's bekanntem Werk über „Goethe's Leben" erscheint die dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage (Stuttgart, Becher); dieselbe ist auf ungefähr 25 Lieferungen im Preise von je 5 Ngr. berechnet, deren allmonatlich zwei bis drei ausgegeben werden. Emil Palleske hat ein zweibändiges Werk über das Leben und die Werke Schiller's geschrieben, das ein Seitenstück zu dem bekannten Buche des Engländers Lewes über Goethe bilden soll und dessen erster Band demnächst im Verlage von Franz Duncker in Berlin erscheinen wird. Von Gustav Freytag's „Soll und Haben" ist eine billige Ausgabe in Vorbereitung. Von Josef Rank in Weimar wird eine Jubelschrift zur Feier der 300jährigen Gründung der Universität Jena, „Jena und die deutsche Philosophie", erwartet. Die bei Veit in Berlin seit etwa zwei Jahren erscheinende Gesammtausgabe von Leopold Schefer's „Werken" ist mit der kürzlich ausgegebenen 24. Lieferung vollendet.

Die Ausführung des für Wittenberg bestimmten Melanchthon-Denkmals ist dem Professor Drake in Berlin übertragen worden. Zur Erinnerung an die im vorigen Herbst stattgefundene festliche Einweihung des Goethe-Schiller-Monuments ist eine Medaille erschienen; nach einer Zeichnung des Bildhauers Rietschel von dem Graveur Treutwendt in Augsburg gearbeitet, stellt dieselbe auf der Hauptseite das Goethe-Schiller-Denkmal selbst dar, während die Rückseite mit dem Brustbild Karl August's geschmückt ist.

Freunde der Musik machen wir auf das soeben erschienene fünfte und sechste Heft der „Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte, componirt von E. F. Kaufmann" (Stuttgart, Ebener) aufmerksam. Ueber den ausgezeichneten Werth der Kaufmann'schen Liedercompositionen und ihr Verhältniß zur modernen Musik im allgemeinen wurde im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift in einem Aufsatz von Dr. F. Burkhardt („Lied, Musiker und Publikum") ausführlicher berichtet; indem wir hier auf diesen geistvollen und gediegenen Artikel zurückverweisen, bemerken wir nur, daß auch diese neue Gabe aus dem Nachlaß des verdienten, der Kunst allzu früh entrissenen Componisten sich den frühern Heften der Sammlung würdig anschließt. Es sind größtentheils Lieder von Heine, Kerner, Nikolaus Lenau und Mörike; namentlich des letztern „Schön Rohtraut" ist von dem Componisten vorzüglich wiedergegeben.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Harmonie
der
Ergebnisse der Naturforschung
mit den Forderungen des menschlichen Gemüthes
oder
die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur.

Von

Maximilian Droßbach.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegende Schrift gibt in einer klaren und belebten Darstellung einen höchst interessanten und originellen Beitrag zur naturwissenschaftlichen Welterklärung. Sie zeigt, wie eine besonnene und genaue physikalische Denkweise dem Materialismus von Grund aus zuwiderläuft. Ihrem Geiste nach ist sie eine Fortbildung der von Leibniz begründeten Anschauungsweise. Dabei ist der Verfasser ein von philosophischen Schuleinflüssen durchaus unabhängiger Selbstdenker, sodaß die Schrift sich in jeder Weise dem großen gebildeten Publikum empfiehlt.

In demselben Verlage erschienen folgende Schriften von **Julius Frauenstädt**:

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

«Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!»

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung**, die ihren Leserkreis fortwährend in allen Theilen Deutschlands in der erfreulichsten Weise steigen sieht, wird auch in Zukunft den Anforderungen, welche an sie gestellt werden, zu entsprechen suchen: durch **unabhängige freisinnige Haltung**, gediegene **Leitartikel**, zuverlässige **Originalcorrespondenzen**, zahlreiche **telegraphische Depeschen**, reichhaltiges **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Industrie**. In letzter Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung schon seit einiger Zeit besondere Veranstaltungen getroffen, um diese zu immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in vollständigster und gewissenhaftester Weise zu berücksichtigen und dadurch der Handelswelt wie dem großen Publicum fortwährend eine Uebersicht darüber zu gewähren. Als sächsisches Blatt sucht endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **Angelegenheiten Sachsens** die Ansprüche ihrer sächsischen wie ihrer auswärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1¼ Thlr. Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 14.** 1. April 1858.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ulrich von Hutten. Nach D. F. Strauß dargestellt von **Eduard Zeller.** — Idealismus und Realismus im Reich des Ideals. Von **Arnold Ruge.** I. — Gedichte. I. Kriemhilde. Dem Sänger der „Brunhild", Emanuel Geibel, gewidmet von **Felix Dahn.** II. Für eine Frau. Drei Gedichte. Von **Albert Traeger.** III. Lieder der Heimkehr. Von **Robert Prutz.** 1. Mit Blumen. 2. Morgens. 3. Mit einem Tuche. 4. Wiedersehen. 5. Neue Heimat. — Literatur und Kunst. Periodische Literatur. („Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon", 2. Bd., 1. Heft"; Westermann's „Illustrirte deutsche Monatshefte", 17. Heft; Eggers' „Deutsches Kunstblatt. Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunsthandwerk"; „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Pfeiffer"; „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Müller und Falke"; Kruger, „Nordische Blätter"; „Kritische Monatshefte zur Förderung der Wahrheit bei literarischen Besprechungen. Herausgegeben von einem Vereine deutscher Gelehrten".) Theologie. (Rückert, „Die Aufgabe der Jenaischen Theologie im vierten Jahrhundert der Hochschule".) — Correspondenz. (Aus Berlin. Vom Genfersee.) — Notizen. — Anzeigen.

Ulrich von Hutten.

Nach D. F. Strauß dargestellt

von

Eduard Zeller. *)

Ulrich von Hutten verfaßte in jüngern Jahren ein Gedicht, worin er zu zeigen suchte, daß die Deutschen der Tüchtigkeit ihrer Vorfahren nicht untreu geworden seien. Wer uns heutzutage eine ähnliche Trost-

*) Der nachstehende Artikel war ursprünglich für die augsburger „Allgemeine Zeitung" bestimmt, wurde jedoch, nachdem er bereits gesetzt war, dem Verfasser mit der Bemerkung zurückgeschickt: man habe unter den gegenwärtigen so außerordentlich schwierigen Umständen von seiner Veröffentlichung abstehen müssen; da die „Allgemeine Zeitung" nicht nach dem Beifall der Menge, sondern nach Einfluß strebe, so müsse sie

schrift liefern wollte, der würde nicht als das geringste unter den erfreulichen Zeichen der Zeit den Eifer zu nennen haben, mit dem sich unser Geschlecht der Geschichte seiner Vorfahren zugewandt hat, und er würde dabei als besonders hoffnungerweckend hervorheben, daß gerade die Männer und die Zeiträume der deutschen Geschichte die Forschung am lebhaftesten beschäftigen, gerade die Werke den größten Leserkreis und den allgemeinsten Beifall finden, welche uns durch die Betrachtung der Vergangenheit über die praktischen Aufgaben der Gegenwart zu belehren, welche uns das Bild politischer Größe, ausharrenden Muthes, freier Männlichkeit vor die Augen zu führen versprechen. Daher der fleißige und erfolgreiche Anbau, den vor allem drei Abschnitte der deutschen Geschichte gefunden haben: die alte Kaiserzeit, die Befreiungskriege und die Reformation. Und doch ist für alle drei noch vieles zu thun übrig, und jede neue Leistung auf diesem Gebiete läßt uns aufs neue über die Lücken erstaunen, welche die gelehrte Thätigkeit zahlreicher und tüchtiger Forscher ihren Nachfolgern auszufüllen überlassen hat. Kaum wird es aber einen Mann geben, von welchem diese Bemerkung in höherm Maß gälte als von Ulrich von Hutten. An geistiger Bedeutung einer der ersten, an Kraft und Kühnheit nächst Luther und Zwingli wol der erste unter den Helden der deutschen Reformation, an Begeisterung für die Größe seines Volks, an freiem politischen Sinn seiner Zeit voranleuchtend, dabei eine höchst interessante, liebenswürdige, durch seine Thaten und seine Leiden, durch seine Fehler der menschlichen Theilnahme nahe stehende, echt biographische Persönlichkeit, hatte Hutten mehr als dreihundert Jahre lang weder einen Biographen noch einen Herausgeber gefunden, der seiner würdig gewesen wäre. „Wer Ulrich Hutten's Leben schreibt", sagt sein neuester Geschichtschreiber in der erstern Beziehung, „der könnte sich die Vorrede eigentlich ersparen. Denn daß Hutten eine tüchtige Lebensbeschreibung verdiene, wird niemand leugnen,

---

mit größerer Vorsicht als irgendein anderes Blatt verfahren. Der Unterzeichnete ist weit entfernt, hierüber mit der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" zu rechten; es steht ihr ohne Zweifel wie jeder Redaction unbedingt das Recht zu, selbst zu beurtheilen, was sie ihren Grundsätzen und Interessen gemäß findet. Um so bezeichnender scheint es ihm aber nicht allein für unsere Preßzustände, sondern für unsere öffentlichen Zustände überhaupt zu sein, wenn eins der angesehensten und gelesensten deutschen Blätter es nicht wagt, oder nicht wagen kann, aus dem Werk eines der anerkanntesten deutschen Schriftsteller Auszüge mitzutheilen, die den Ultramontanen unangenehm sein könnten, wenn ein solches Blatt in diesem Fall, weil es „nach Einfluß strebt", den „Beifall der Menge", oder richtiger die öffentliche Meinung von ganz Deutschland außer Rechnung zu lassen genöthigt ist, welche über die ultramontanen Bestrebungen einstimmig, wie kaum über eine andere Zeiterscheinung, ihr Verdammungsurtheil ausspricht. Die Sache bedarf keines Commentars, aber sie ist zu charakteristisch, um sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Der Verfasser.

und daß eine der vorhandenen genüge, niemand behaupten wollen." Was aber die einzige Gesammtausgabe der Hutten'schen Schriften von Ernst Münch betrifft, so urtheilt derselbe darüber, so hart es lautet, nicht mit Unrecht: dieser Mann sei ohne allen Beruf zu einem solchen Werke gewesen. „Nur dem Vereine gründlichster Gelehrsamkeit mit gewissenhaftestem Fleiße war die Aufgabe lösbar; bei Ernst Münch boten sich, er mochte machen was er wollte, Unwissenheit und Fahrlässigkeit die Hände." Um so erfreulicher ist es uns, zu erfahren, daß eine neue Ausgabe von Hutten's Schriften schon seit Jahren durch E. Böcking in Bonn mit der erschöpfendsten Sorgfalt vorbereitet wird, und noch vorher in Hutten's Leben von D. F. Strauß *) eine Lösung der biographischen Aufgabe anzeigen zu können, die als ein wahres Muster derartiger Arbeiten zu betrachten ist. Daß er auch in diesem Zweige der Darstellung und der Forschung Meister sei, hat der Verfasser schon längst durch seine Charakteristik Kerner's, dann durch seine Einleitungen zu Schubart's Briefen, sein Denkmal für Märklin, seine ausführliche Monographie über Nikodemus Frischlin bewiesen. Aber mit seinem Gegenstand ist auch seine Kraft gewachsen. Vergleichen wir den „Hutten" mit seinem nächsten Vorgänger, dem „Frischlin", so werden wir zwar in beiden an der Gründlichkeit einer Forschung, welche sich ihres Stoffs mit gelehrter Vollständigkeit bis ins einzelste bemächtigt, an der Gewissenhaftigkeit, welche Kleines und Großes gleich genau untersucht, an der Umsicht, mit der in zweifelhaften Fällen Gründe und Gegengründe abgewogen werden, an der sinnreichen Combination, der durchsichtigen Anordnung, der sorgfältig und reinlich ausgeführten, in die individuellsten Züge liebevoll eingehenden Schilderung, an dem feinen Gefühl für das Charakteristische, an der Herrschaft über die Sprache, an der edeln Einfachheit und treffenden Schärfe des Ausdrucks uns erfreuen. Aber wie Hutten ein ungleich bedeutenderer Stoff ist als Frischlin, die großen Bewegungen der beginnenden Reformationszeit ein dankbarerer Gegenstand als die Händel auf den Universitäten und an den Höfen um das Ende des 16. Jahrhunderts, so wird auch der Schriftsteller, welcher uns jene darstellt, auf ein weit größeres Interesse und einen allgemeinern Beifall rechnen dürfen, als wer sich mit diesen beschäftigt. Und auch ihm selbst wird sich, je vollständiger er sich seinen Stoff angeeignet hat, um so gewisser von der Natur desselben so viel mittheilen, daß sie im Inhalt wie im Ton seiner Darstellung zum Vorschein kommt. So sind denn die fraglichen Werke zwar beide in ihrer Art vortrefflich; aber der „Hutten" ist frischer, lebendiger, schwungvoller, im besten Sinne des Worts populärer geschrieben als der „Frischlin". Jene ausführlichen Analysen

*) „Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß." (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

der einzelnen Schriften, welche in dem Buch über Frischlin trotz der klaren und gewandten Darstellung doch für einen großen Theil der Leser etwas Ergänzendes hatten, haben im „Hutten" gedrängtern Uebersichten Platz gemacht. Dafür werden wir hier tiefer in die geschichtlichen Verhältnisse eingeführt, zwischen denen das Leben des Helden sich bewegt. Wir lernen aus meisterhaften Schilderungen, deren jede wieder eine kleine Biographie für sich bildet, jene Männer kennen, von denen Hutten gelernt, mit denen er zusammengelebt und zusammengewirkt, die er auch theilweise bekämpft hat: einen Eitelwolf von Stein, den trefflichen Beschützer der humanistischen Studien am mainzer Hofe; einen Crotus Rubianus, den geistreichen Hauptverfasser der unsterblichen Dunkelmännerbriefe; einen Eoban Hesse, den liebenswürdigen, gutherzigen, talentvollen lateinischen Dichter; einen Mutianus Rufus, den hochverehrten, charaktervollen, gastfreien, in jeder Hinsicht tüchtigen Beherrscher des mitteldeutschen Humanistenkreises; einen Wilibald Pirkheimer, einen Sickingen, einen Reuchlin, einen Erasmus und andere. Wir nehmen Antheil an dem Kampf mit Herzog Ulrich von Würtemberg, an dem Streit der Humanisten wider die kölner Theologen, diesem Vorspiel der Reformation, an den ersten hoffnungsvollen Anfängen und den darauf folgenden Bedrängnissen des deutschen Protestantismus, an dem Zug Sickingen's und den Ereignissen, welche sich an ihn anschlossen. Hier ist eine große Zeit, welche sich in dem Leben und in der Persönlichkeit eines ungewöhnlichen Mannes abspiegelt, bedeutende Menschen und wichtige Ereignisse, welche dieses Leben und diese Persönlichkeit bestimmen. Das literargeschichtliche Interesse, bei einem Frischlin das überwiegende, tritt hier gegen die großen Fragen der politischen und der allgemeinen Culturgeschichte, das Talent gegen den Charakter, das Privatleben gegen das öffentliche zurück. Es ist ganz in der Ordnung, wenn mit dem Stoffe auch der Ton der Darstellung sich verändert, wenn der persönliche Antheil des Schriftstellers an dem Erzählten stärker hervortritt, wenn er sich nicht blos als Beobachter neben seinen Helden und als Beurtheiler über ihn stellt, sondern zugleich in seine Interessen, seine Kämpfe, seine Leidenschaft mit eingeht, wenn er den größern Stoff in einem höhern und ernstern Stil behandelt. Das Werk von Strauß will keine bloße Geschichtserzählung sein, es strebt nicht nach einer solchen Objectivität, der man den eigenen Standpunkt des Verfassers nicht anmerkt, sondern es will die Farbe einer bestimmten Ueberzeugung bekennen und in ihrem Sinn wirken. „Ich wünsche diesem Buche", sagt er selbst im Vorwort, „nicht blos zufriedene und günstige, sondern auch recht viele unzufriedene Leser. Was wäre das auch für ein Buch über Ulrich Hutten, mit dem alle Welt zufrieden wäre? Möchte doch meine Schrift alle diejenigen herzlich ärgern, die ihr Held, wenn er

noch lebte, ärgern würde. Möchten sie den Spiegel zertrümmern wollen, aus dem ihr Gesicht ihnen so ungeschmeichelt entgegenblickt. Das eben ist ja das Schöne an Hutten, daß er Dinge und Personen, vorab die schlechten, durchaus beim rechten Namen nannte. Eines solchen Namens Bild kommt in dieser Zeit der Concordate (um von ihren übeln Zeichen nur eins zu nennen) wie gerufen. Des päpstlichen Rom Feind war Hutten bis zum letzten Athemzuge; er wußte und wird es uns sagen, warum er es war. Freilich, wie er seinen Zeitgenossen den Türken in Rom zeigte, so würde er heute Rom in mehr als einem protestantischen Consistorium finden." Wir zweifeln nicht, daß ein so unumwundenes Bekenntniß dem Verfasser den Vorwurf zuziehen wird, es sei ihm mehr um eine Tendenzschrift als um ein Geschichtsbild zu thun gewesen. Eine strenge Prüfung wird jedoch zeigen, daß die Treue seiner Darstellung unter seiner persönlichen Ueberzeugung nicht gelitten hat, daß er sich durch die Vorliebe für seinen Helden nicht hat verleiten lassen, die Fehler desselben zu verschleiern. Im übrigen aber ist es gewiß nur ein Gewinn, wenn der Geschichtschreiber für seinen Gegenstand jene Sympathie empfindet, ohne die es schwer ist, ihm gerecht zu werden, unmöglich, ihn warm und lebendig zu behandeln; und daß dies hier in vollem Maße der Fall ist und der Fall sein mußte, gerade das ist es, was wir als einen Hauptvorzug von Strauß' „Hutten" betrachten.

Aber wenden wir uns von dem Biographen zum Helden. Ulrich von Hutten wurde den 21. April 1488 geboren. Seiner Abkunft nach gehörte er einem weitverzweigten fränkischen Adelsgeschlecht an, einem Geschlecht, in dem sich der kriegerische, unbändige, trotzige Geist der damaligen Ritterschaft treulich abspiegelte. Seine väterliche Stammburg, das Schloß Steckelberg (einige Meilen südlich von Fulda gelegen) war im 15. Jahrhundert der ganerbschaftliche Gemeinbesitz sämmtlicher Hutten'schen Linien gewesen; diese hatten gegen ein Einkaufsgeld noch weitere 32 Ganerben aufgenommen, welche sämmtlich mit ihnen die Burg als Waffenplatz sollten benutzen dürfen; und die Steckelburg war so, nach der Natur damaliger Fehden, zu einem Raubneste geworden, das am Ende der Lehnsherr, Bischof Johann von Würzburg, mit gewaffneter Hand bezwingen mußte, um die Sicherheit der Umgegend einigermaßen herzustellen. Hutten's Großvater, dessen Biederkeit er in einer seiner Schriften rühmt, hatte in jüngern Jahren an den Gewaltthaten der Ganerben auf Steckelburg redlich theilgenommen. Man kann so streng genommen sagen, seine Vorfahren seien Räuber gewesen, wie das ohne Zweifel die Träger manches berühmten Namens ursprünglich gewesen sind; und er selbst verleugnet auch den Wildling nicht, welchem das edle Reis des Humanismus und der Reformation aufgepfropft wurde; ja einige seiner Fehden erinnern ganz und gar an die

Zeiten des Faustrechts; nur um so anziehender ist es aber, aus dem Sprößling des gefürchteten Raubschlosses den Gelehrten, aus dem fehdelustigen Ritter den Reformator, aus seinen persönlichen und Familienhändeln die kühnen Bestrebungen zur kirchlichen und politischen Wiedergeburt Deutschlands sich entwickeln zu sehen. Den nächsten Anlaß zu der gelehrten Bildung, welche Ulrich erhielt, scheint seine körperliche Schwächlichkeit gegeben zu haben; wenigstens haben wir es wahrscheinlich von ihr herzuleiten, daß sein Vater, dessen ältester Sohn er war, ihn nicht zum ritterlichen Stammhalter der Familie, sondern für den geistlichen Beruf bestimmte, in welchem sich dem fähigen und durch gute Verbindungen empfohlenen Jüngling günstige Aussichten zeigten. In seinem elften Jahre wurde er dem Kloster zu Fulda übergeben; aber kaum über die Knabenjahre hinausgeschritten, wurde es ihm zu enge: nach fünf- oder sechsjährigem Aufenthalt im Kloster, noch ehe er ein Gelübde abgelegt hatte, entfloh er, um sich eine freiere Lebensstellung und die kräftigere Geistesnahrung der neu aufblühenden humanistischen Studien zu suchen. „Nicht lange", bemerkt Strauß hierzu, „nachdem auf diese Weise Hutten aus dem Kloster zu Fulda in die Welt entflohen war, flüchtete sich zu Erfurt Luther aus der Welt in das Kloster. Wie bezeichnet dieser Gegensatz Natur und Bestimmung beider Männer! Der eine will sich unter Menschen umtreiben, der andere mit Gott ins Reine kommen. Zwar erkennt dieser später den falschen Weg und verläßt das Kloster: ohne jedoch seiner Denk- und Handelsweise das dort erhaltene Gepräge wieder abthun zu können. Bei aller Breite und Großartigkeit seines spätern Wirkens blieb Luther eine streng in sich zusammengefaßte, aber auch eine geistliche, dadurch gebundene und verdüsterte Persönlichkeit, während Hutten eine weltliche, ritterliche, freie, selbst im Unglück heitere, aber freilich auch unstete und in ihrem Thun sich vielfach übernehmende Natur ist."

Nach seiner Flucht aus dem Kloster widmete Hutten mehrere Jahre den humanistischen Studien in Erfurt, Köln und Frankfurt a. d. O., unter drückenden äußern Verhältnissen, denn mit seinem Vater war er durch jenen eigenmächtigen Schritt gänzlich zerfallen; doch nahmen einige Verwandte und Gönner sich seiner an. Aus dieser Zeit schreibt sich seine Jugendfreundschaft mit Crotus und Eoban, seine enge Verbindung mit Mutian und andern ausgezeichneten Mitgliedern der humanistischen Partei. Er selbst bewies sich schon durch manche poetische Erzeugnisse als einen begabten und wohlgeschulten Jünger des Humanismus. Aber doch würden wir in diesen ersten Versuchen seine spätere Größe und Eigenthümlichkeit noch nicht erkennen. Was ihn zuerst in den vollen Besitz seines Talents setzte, das war eine schwere Unbill, die ihm widerfuhr. Seine Wanderlust führte ihn im Jahre 1509 bis an die nörd-

liche Grenze von Deutschland. Im Herbst dieses Jahres finden wir ihn nach einer unglücklichen Seefahrt in einer traurigen Lage an den Ufern der Ostsee. Krank und von allem entblößt kam er in Greifswald an. Von einem Professor Lötz und dessen Vater, dem Bürgermeister Lötz, wurde er gastfrei aufgenommen; aber nach kurzer Zeit zerfiel er mit ihnen, und als er Greifswald mitten im Winter verlassen hatte, wurde er unterwegs von Lötzischen Dienern seiner Kleider und seiner wenigen sonstigen Habseligkeiten, selbst seiner Manuscripte beraubt. Halb nackt wanderte er weiter; in einem jammervollen Zustand gelangte er nach Rostock: kaum war er aber hier durch den Beistand großmüthiger Freunde genesen, als er sich sofort ans Werk machte, in seinen „Querelen" die Mishandlung, welche er hatte dulden müssen, der öffentlichen Meinung zu klagen und ihre Urheber der Verachtung aller Gutgesinnten zu bezeichnen. Ein Rachegedicht war das erste, was Hutten mit selbständiger Eigenthümlichkeit geschrieben hat. „Die Hebamme von Hutten's Geiste war der Zorn. Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Verhältniß, als die Gegenstände seines Zorns bedeutender werden, dieser selbst reiner wird." Aber die wesentliche Richtung seines Talents spricht sich schon in diesem ersten Fall aus: er will nicht unterhalten und belehren, er will wirken; er führt die Feder, wie er das Schwert führt; er ist eine durchaus praktische und näher eine ritterlich streitbare Natur, ein Mann, dessen Geist seine Flügel nur dann mit voller Kraft schwingt, wenn sie ihn zum Angriff gegen einen Feind tragen.

Der nächste bedeutendere Stoff, den sich Hutten's Muse sucht, ist ein politischer. Von Rostock war der junge Dichter nach Wittenberg und von da im Jahre 1511 unter mancherlei Nöthen nach Wien gewandert, wo sich eben Kaiser Maximilian I. zum Krieg gegen Venedig rüstete. Ein Aufmahnungsgedicht an den Kaiser zu diesem Krieg ist das erste Werk, in dem er sich den Angelegenheiten des Vaterlandes zuwendet. Derselben Zeit gehört auch das eingangs erwähnte Gedicht an, worin er ausführt, daß die Deutschen nicht entartet seien. Weitern Anlaß zu politischen Betrachtungen bot dem Ritter ein zweijähriger Aufenthalt in Italien, wohin er 1512 ging, um sich dem Studium des Rechts zu widmen. Unter den Kämpfen der Deutschen und der Franzosen wurde er in Pavia ausgeplündert, und als er sich nach Bologna begeben hatte, gerieth er in solchen Mangel, daß er sich genöthigt sah, Kriegsdienste zu nehmen, dazu kamen noch die Qualen der Krankheit, die schon seit Jahren sein Leben vergiftet hatte. Aber sein Talent blieb ihm treu, und an Stoff konnte es ihm unter seinen damaligen Erfahrungen nicht fehlen. Die Epigramme an Maximilian richten sich größtentheils gegen die Reichsfeinde Venedig und Frankreich. Bereits beginnt aber auch das Papstthum in den politischen Gesichtskreis des

Dichters einzutreten. Scharfe Pfeile werden gegen den kriegerischen Julius II. geschleudert, und über den päpstlichen Ablaßverkauf äußert sich Hutten schon damals so ungläubig und entrüstet, daß er wenigstens in dieser Beziehung nicht erst durch Luther seiner spätern Ueberzeugung zugeführt zu werden brauchte. Ehe er jedoch diesen Weg weiter verfolgte, nahmen ihn zwei Streitigkeiten in Anspruch, in welchen er, in der einen die Sache seiner Familie, in der andern die seiner Partei zu führen hatte. Ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Italien, 1515, wurde Ulrich's Vetter, Hans Hutten, von dem Herzog Ulrich von Würtemberg ermordet. Es ist bekannt, welche Folgen dieses empörende Verbrechen für den Thäter hatte; doch traf diesen erst vier Jahre später, 1519, durch seine Vertreibung die volle Strafe. Um so stärker waren in der Zwischenzeit die Klag- und Streitschriften des schwer verletzten Adelsgeschlechts gegen den Mörder ihres Verwandten, wobei Ulrich natürlich die erste Rolle zufiel. Seine Reden gegen Herzog Ulrich, denen sich im „Phalarismus" eine nicht minder beißende Satire in Gesprächsform anreiht, werden von Strauß mit Recht Cicero's catilinarischen und philippischen Reden als ebenbürtig zur Seite gestellt. Schon einige Jahre früher war der Streit Reuchlin's mit Pfefferkorn ausgebrochen, der sich bald zu einer allgemeinen Fehde zwischen der Humanistenpartei auf der einen, den theologischen Rückschrittsmännern auf der andern Seite erweiterte. Diesem Streit, für dessen eingehende Darstellung wir dem Verfasser besonders dankbar sind, war Hutten schon längst mit der lebhaftesten Theilnahme gefolgt, und er hatte auch bereits einigemal in demselben zur Feder gegriffen, als im Jahre 1516 die „Briefe der Dunkelmänner" in ihrer ersten Ausgabe erschienen, als deren Verfasser Strauß Hutten's Freund Crotus Rubianus zwar nicht zuerst erkannt, aber unwidersprechlich erwiesen hat. Hutten befand sich damals wieder in Italien, wo er nach dem Wunsch und mit Unterstützung seiner Angehörigen seine unterbrochenen Rechtsstudien fortsetzen sollte. Die köstliche Satire seines Freundes gegen die gemeinsamen Gegner gab auch ihm die Anregung, in dem gleichen Stil zu schreiben, und er lieferte zum zweiten Theil der Dunkelmännerbriefe eine Reihe von Beiträgen, unter denen wir eins der werthvollsten Stücke: die gereimte Reisebeschreibung des Magister Schlauraff, mit Sicherheit, andere mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit ihm beilegen können. Das Nähere hierüber möge man bei Strauß selbst suchen, welcher den „Briefen der Dunkelmänner" die verdiente Aufmerksamkeit gewidmet und das Mögliche gethan hat, um von diesem freilich durchaus unübersetzbaren Kunstwerk auch solchen, denen das Original minder zugänglich ist, wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben. Doch war dies weder die einzige noch die bedeutendste Frucht von Hutten's zweiter italienischer Reise.

Dieselbe bildet vielmehr einen wichtigen Abschnitt in seinem Leben. Während er früher nur Oberitalien besucht hatte, ging er jetzt zuerst nach Rom, und die Eindrücke, welche er hier im Mittelpunkt der Kirche und ihrer Hierarchie erhielt, waren ähnlicher Art wie die, welche Luther von seiner berühmten römischen Reise mit nach Haus brachte, nur daß sie sich in Hutten's heftigerer und untheologischerer Natur sofort zu einem unbedingtern Verdammungsurtheil gestalteten. Zugleich gaben ihm die politischen Verhältnisse neuen Anlaß, in Gedichten die Venetianer zu geißeln und die Deutschen zur Wiedergewinnung des schönen Italiens aufzumahnen, und er ließ es nicht blos beim Schreiben bewenden, sondern einmal kam er auch in den Fall, die Ehre seines Kaisers mit dem Degen gegen fünf Franzosen zu vertheidigen, die er, von seinem Begleiter im Stich gelassen, allein in die Flucht schlug. Endlich benutzte er diesen Aufenthalt, um sich im Griechischen zu vervollkommnen, das er bei dem frühern zu erlernen begonnen hatte, und dieses Studium war für ihn außer allem andern schon deshalb von großer Wichtigkeit, weil ihm infolge desselben durch Lucian die dialogische Darstellungsform an die Hand gegeben wurde, die er seiner Eigenthümlichkeit so angemessen fand, daß er sich ihrer fortan für seine bedeutendsten Werke mit Vorliebe bediente.

Nach seiner Rückkehr aus Italien treffen wir unsern Ritter zuerst in Augsburg, wo er von dem berühmten Peutinger gastlich aufgenommen und auf seine Empfehlung von dem Kaiser, für den er die Feder und das Schwert so wacker geführt hatte, feierlich zum Dichter gekrönt wurde (1517). Bald darauf trat er in die Dienste des Kurfürsten Albrecht zu Mainz ein, der schon einige Jahre zuvor ein Lobgedicht Hutten's mit vielfachen Huldbeweisen erwidert und ihn namentlich auch für seine zweite italienische Reise unterstützt hatte. Ulrich hatte hier um so günstigere Aussichten, da er dem jungen, für die Sache der Aufklärung und des Humanismus gar nicht unempfänglichen Fürsten auch durch Gönner und Verwandte wohl empfohlen war. Wirklich ließ es auch Albrecht an ehrenvollen Aufträgen und an Zeichen seiner Gnade nicht fehlen. Das Hofleben jedoch hatte Hutten bald genug satt. Er stand noch kein Jahr in mainzischen Diensten, und schon beklagte er sich bitter über die Fesseln der neuen Verhältnisse und über die Mehrzahl derer, mit denen sie ihn zusammenführten, über die Treulosigkeit der einen von ihnen, die Roheit und den Hochmuth der andern, ja der angehende Hofmann legte diese Klage selbst in einer eigenen kleinen Schrift nieder. Von entscheidenderer Wichtigkeit für seine Zukunft war aber der Umstand, daß er bereits in seiner schriftstellerischen Thätigkeit und in seiner Denkweise eine Richtung eingeschlagen hatte, die ihn mit der Zeit nothwendig aus dem Dienste des geistlichen Fürsten in den der

reformatorischen Bewegung führen mußte, welche eben damals an Luther's Ablaßstreit sich entzündete und mit ihren ersten Stößen gerade den Kurfürsten von Mainz traf.

Am Tage vor seiner Abreise nach Deutschland war ihm — und zwar merkwürdigerweise durch Luther's spätern Gegner Cochläus — die Schrift in die Hände gekommen, in welcher der berühmte Laurentius Valla 70 Jahre früher einen Grundpfeiler des päpstlichen Systems durch den Nachweis erschüttert hatte, daß die angebliche Schenkung Konstantin's auf einer Fälschung beruhe. Diese Schrift war nach Geist, Inhalt und Form Hutten so homogen, sie war in so vollkommener Uebereinstimmung mit den Eindrücken, welche er eben erst von Rom mitgebracht hatte, daß er sie sofort neu herausgab; und das Vorwort, worin er sie „mit echt Hutten'scher Dreistigkeit" Leo X. selbst dedicirte, sagte dem Papst unter der Form des Lobes so bittere Wahrheiten, es erklärte sich über das römische Aussaugungs- und Erpressungssystem so offen, daß über die Stellung seines Verfassers in dem eben beginnenden Kampf zwischen Deutschland und Rom kein Zweifel obwalten konnte. Hutten selbst freilich hatte damals noch keine Ahnung von der Tragweite des Streits, zu dem in diesen Tagen die Thesen an der wittenberger Schloßkirche die Lösung gegeben hatten. Noch ein Jahr später, als er seinen Herrn auf den Reichstag zu Augsburg begleitete, wußte er in dem wittenberger Handel nur ein elendes Mönchsgezänke zu sehen, bei dem er sich freute, daß die Gegner des Humanismus, die Theologen, einander selbst auffressen. Aber während desselben Reichstags ließ er in eine Aufforderung zu einmüthiger Erhebung wider die Türken so starke Ausfälle gegen die Habsucht, die Verschwendung, die Anmaßungen, die kriegerische Politik der Curie einfließen, daß ihn seine Freunde vorerst vom unverstümmelten Abdruck der Rede abhielten, der dann aber doch im folgenden Jahre mit einem energischen Vorwort erfolgte; und nicht lange nachher ließ er eine Satire gegen das Wohlleben der Reichen erscheinen, in der es vor allem auf die Geistlichen und namentlich den Cardinal Cajetan abgesehen war. Was ihn zur Zeit noch von Luther fern hielt, war nur der verschiedene Ausgangspunkt ihrer beiderseitigen Angriffe. Bei Luther war es zunächst das verletzte religiöse Gefühl, bei Hutten das verletzte Nationalgefühl und der Haß des Humanisten gegen die Dunkelmänner, was ihn gegen Rom aufstachelte. Aber bald genug mußte es sich zeigen, daß sie der gleichen Sache dienten; und je weniger auch Luther das vaterländische Interesse und Hutten die religiöse Empfänglichkeit fehlte, um so natürlicher war es, daß sich die beiden reformatorischen Strömungen in dem Bette zusammenfanden, welches die mächtigere von beiden, die religiöse, sich gegraben hatte.

Zunächst zwar war Hutten durch seine persönlichen Angelegenheiten sattsam in Anspruch genommen. Die bekannte Krankheit, an welcher der dreißigjährige Mann nun schon seit zehn Jahren litt, machte eine gründlichere Behandlung dringend nöthig. Wie er zu dieser Krankheit gekommen, darüber hat Strauß eine ebenso unparteiische als verständige Untersuchung angestellt; und wenn er seinen Helden nicht reiner zu machen sucht, als er aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen ist, so weist er doch schlagend nach, wie weit jene gute alte Zeit in diesem Punkte von der Strenge der neuern moralischen Theorien (denn die Praxis betreffend, dürfen wir den Mund immer noch nicht zu voll nehmen) entfernt war; er bemerkt sehr richtig, daß ein streng geregeltes Jugendleben selbst mit Hutten's geistiger Eigenthümlichkeit schwerer zusammenzudenken wäre als das Gegentheil, daß durch seine Schriften wie durch sein Leben der Sturm der Leidenschaft hindurchgehe, daß nicht das weiße stille Gaslicht der Idee in ihnen brenne, sondern die brausende rothe Flamme, die auf derbere Nahrung hinweist; er ermahnt uns, die großen Menschen zu nehmen wie sie einmal sind; er nimmt endlich unsere volle Theilnahme für den Mann in Anspruch, der einen Jugendfehler so grausam zu büßen hatte, daß die fürchterliche Strafe auch den unerbittlichsten Sittenrichter entwaffnen müßte. Schon die Curen, die er durchmachte, waren eine mehr als genügende Buße. Einer Behandlung, über der manche das Leben, andere den Verstand verloren, hatte sich Hutten elfmal unterworfen. Zuletzt, in dem Zeitpunkt, an dem wir uns befinden, glaubte er sich durch eine mehrmonatliche Guaiakcur gerettet und in der Freude über seine Wiedergenesung machte er diesen Erfolg und das Heilmittel in einer eigenen Schrift bekannt, wobei es für die Sitten jener Zeit bezeichnend genug ist, daß er diese Schrift seinem Fürsten, dem Erzbischof, mit der naiven Wendung zueignen konnte: „er wünsche nicht, daß der hochwürdige Herr ihre Rathschläge jemals selbst nöthig haben möge, das wolle Gott verhüten! aber an seinem Hofe können sie vielleicht gute Dienste leisten". Am Anfang des folgenden Jahres gab der Tod Maximilian's I. den Anstoß zu dem Feldzug des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, bei dem sich auch Franz von Sickingen und ein großer Theil der fränkischen Ritterschaft, die Hutten voran, betheiligte. Daß unser Ulrich nicht zu Hause bleiben konnte, versteht sich; und wenn der Feldzug freilich seinen Zweck, die Vertreibung des Gegners, zu rasch und zu widerstandslos erreichte, als daß er ihm Gelegenheit zu kriegerischen Thaten geboten hätte, so wurde dagegen um so wichtiger und verhängnißvoller für ihn die Verbindung, in welche er ihn mit Sickingen brachte. Wirklich waren auch diese zwei Männer wie füreinander geschaffen: beide hohen Sinns und ritterlichen Wesens, beide auch von den Fehlern und

Vorurtheilen ihres Standes nicht frei, beide aber zugleich voll Begeisterung für die Größe Deutschlands, beide endlich sich in der Art ergänzend, daß Hutten Sickingen's heldenhaftes Wesen bewunderte, während er zugleich für seine reformatorischen Ideen an ihm einen gelehrigen Schüler fand, daß der eine den Unternehmungen die höhere Richtung gab, für welche der andere seine Macht und Kraft einsetzte. Und gerade in dem Zeitpunkt, als Hutten einen solchen Bundesgenossen gefunden hatte, wurde er selbst mehr und mehr für die Sache gewonnen, welche für längere Zeit der Mittelpunkt der geschichtlichen Bewegung werden sollte, die Lutherische Reformation.

Wir haben oben gesagt, wie geringschätzig unser Humanist das wittenberger Mönchsgezänke, wofür er die lutherischen Händel damals ansah, noch im Jahre 1518 behandelte. Ein Jahr später, seit der leipziger Disputation, war dies nicht mehr möglich. Der Ritter erkannte in dem Mönch den Genossen seines Strebens, er vermittelte durch seine Freunde Luther's Verbindung mit Sickingen, er gab sich, soweit die verschiedene Eigenthümlichkeit beider Männer dies erlaubte, dem Einfluß seines Geistes hin, und griff mit kräftiger Hand fördernd in sein Werk ein. Seit dem Jahre 1519 folgen sich in dichter Reihe, wie wenn er geahnt hätte, welches nahe Ziel ihm gesteckt war, die Schriften, welche immer stürmischer, immer radicaler auf die Befreiung von Rom dringen, bis am Ende über dem Versuch, diese Befreiung in gewaltsamem Umsturz der betreffenden Verhältnisse durchzusetzen, Hutten's und Sickingen's Gestirn untergeht. Schon in dem genannten Jahre sehen wir ihn nicht blos unter seinen Freunden gegen Rom werben, sondern gleichzeitig spricht er sich in Schriften wie der „Vadiscus" und die „Anschauenden" über die Geldgier und Sittenlosigkeit, welche in Rom herrschen, schonungslos aus, er fordert auf, das Joch abzuwerfen, den Geldspenden nach Rom ein Ende zu machen, sich um die päpstlichen Legaten und die päpstlichen Bannstrahlen nichts zu kümmern. Auch ältere Streitschriften gegen das Papstthum, aus dem 11. und 14. Jahrhundert, gibt er heraus, mit feurigen Aufforderungen an alle freien Deutschen, endlich einmal klug zu werden, mit bestimmten Voraussagen, daß die römische Tyrannei die längste Zeit gedauert habe. Um weiter für seine Sache zu wirken, begab er sich im folgenden Jahre in die Niederlande an den Hof des Erzherzogs Ferdinand, während er gleichzeitig mit Luther in directen brieflichen Verkehr trat; bis dahin nämlich hatte er sich dessen aus Rücksicht auf seinen Kurfürsten enthalten, der ihn trotz seiner offenen Kriegserklärung gegen das Papstthum auch nach seiner Entfernung vom mainzischen Hof fortwährend besoldete, vielleicht (wie Strauß II, 64 vermuthet) in der geheimen Hoffnung, daß bei einer Trennung Deutschlands von Rom das meiste, was man dem Papst ent-

zog, ihm, als dem Primas der deutschen Kirche, zufallen werde. So willkommen aber einem Luther der rüstige Bundesgenosse sein mußte, so wenig ließ sich in Brüssel ausrichten; selbst Hutten's persönliche Sicherheit forderte seine schleunige Entfernung und nach seiner Rückkehr erfuhr er, daß Leo X. von dem Kurfürsten von Mainz seine Auslieferung verlangt habe. Unter diesen Umständen war ihm die Zuflucht doppelt willkommen, welche ihm, wie damals auch Bucer, Oekolampad und andern, Sickingen's Veste, die Ebernburg, bot. Hier unterrichtete der Ritter seinen Sickingen in der evangelischen Lehre — „eins der schönsten Bilder in der Geschichte unsers Volks", das wir gerade auch als Bild der Beachtung unserer Historienmaler empfehlen möchten und ein Gegenstück zu dem reformatorischen „Junker Hans" auf der Wartburg; von hier aus erließ er glühende Klag- und Mahnschreiben an den Kaiser, an die Kurfürsten von Sachsen und von Mainz, an alle Deutsche; hier verfaßte er im Winter 1520/21 außer einigen lateinischen Dialogen seine Glossen zu Leo's Bannbulle gegen Luther, zwei Gedichte über die Verbrennung von Luther's Schriften, ein lateinisches und ein deutsches, seine deutschen Schriften „gegen den übermäßigen und unchristlichen Gewalt des Bapstes" und über das Verhalten der römischen Bischöfe gegen die deutschen Kaiser, seine gleichfalls deutsch geschriebene „Entschuldigung" und deutsche Bearbeitungen von mehrern seiner entschiedensten ältern Schriften gegen Rom und den Klerus. Daß Hutten jetzt deutsch und theilweise sogar im volksmäßigen Knittelreim schrieb, bezeichnet einen bemerkenswerthen Fortschritt seiner reformatorischen Thätigkeit. Er sah ein, daß durch die Lateinverständigen allein eine kirchlich-politische Reformation sich nicht herbeiführen lasse, daß er sich an die ganze Nation, oder zunächst wenigstens an den Adel und die Städte wenden müsse, um eine gemeinsame Erhebung gegen Rom zu bewirken. Und so ungeübt er in dieser Art der Schriftstellerei war, so lag doch etwas in ihm, was ihn vorzugsweise dazu befähigte. Hutten, bemerkt Strauß über die erste seiner deutschen Schriften, bindet sich an keine feste Disposition; was ihn aber daran verhindert, „ist etwas, wodurch er diesen Mangel reichlich ersetzt: die Wärme, die Herzlichkeit, stellenweise der Ungestüm seiner Empfindung und Rede, welche den Leser desto gewisser fortreißt, je weniger sie ihn logisch zu belehren Miene macht. In dringender, stürmender, mit immer neuen Stößen zusetzender Ermahnung ist Hutten ein unvergleichlicher Meister. Als solchen haben wir ihn schon in seinen lateinischen Reden wie in einzelnen Stellen seiner Dialoge erkannt: hier bringt nun aber die deutsche Sprache auf ihrer damaligen kindlichen Entwickelungsstufe und der schlichte Meistersängersreim noch einen weitern Zug von höchster Wirkung herein: die Treuherzigkeit. Es sind Stellen in dem Gedichte, wo man so recht

spürt, wie der Mensch in Hutten von dem Eifer für die Sache, der er sich ergeben hat, wie die Kerze von der Flamme verzehrt wird, und die eben dadurch überaus rührend wirken."

Ihm selbst freilich genügte auch diese wirksame und volksthümliche Schriftstellerei nicht: „er hätte gar zu gern mit dem Schwert dreingeschlagen". „Lebenslänglich", sagt sein Biograph in dieser Beziehung, „standen in Hutten der Schriftsteller und der Ritter im Wettstreite: der erstere mochte thun und leisten was er wollte, so war der letztere unzufrieden, daß ihm die Gelegenheit, auch etwas zu leisten, so ganz entgehen sollte. Es war eine Täuschung; denn was hätte der Ritter Hutten thun können, das demjenigen, was er als Schriftsteller wirkte, zu vergleichen gewesen wäre? Die Täuschung war für Hutten's Leben verhängnißvoll; aber seiner Schriftstellerei kam sie zugute: der ganze Ueberschuß des ritterlichen Feuers in Hutten, das sich durch den Degen nicht Luft machen konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlich heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht." Und diesem Feuer des Schriftstellers kam die Empfänglichkeit seiner Leser entgegen. Was er schrieb, war einem großen Theile des deutschen Volks aus der Seele gesprochen; seine Schriften fanden viele und heftige Gegner, aber noch mehr Bewunderer; und nimmt man dazu, daß der Verfasser dieser Schriften ein Verfolgter war, der mit kühnem Muthe der Gefahr Trotz bot und als Vorkämpfer der Freiheit Gut und Leben wagte, so wird man die außerordentliche Volksthümlichkeit begreifen, deren er sich in jener Zeit erfreute. Als dann im Winter 1521 der Reichstag in dem nahen Worms zusammentrat, richtete Hutten von seinem Felsensitz aus heftige Invectiven an die päpstlichen Legaten und die übrigen geistlichen Gegner Luther's, drängende Mahnschreiben an den jungen Kaiser Karl V. Er harrte ungeduldig auf die Losung zu entscheidenden Thaten und nach soviel kühnen Worten ward es ihm schwer genug, noch bis ins zweite Jahr seine Zeit mit schriftstellerischen Arbeiten und mit ein paar kleinen Händeln hinzubringen, wie der spaßhafte Streit mit den strasburger Karthäusern, welche die von ihrem Prior verübte cynische Beschimpfung seines Bildes mit einer durch Sickingen erpreßten Schatzung von 2000 Goldgulden schließlich doch theuer genug zu stehen kam. Doch verlor er das Ziel einer gewaffneten Erhebung auch in dieser Wartezeit nicht aus den Augen; und wie er schon früher für diesen Zweck, sein Standesvorurtheil gegen die Kaufleute überwindend, die Ritter mit den Städten zu versöhnen gesucht hatte und sich fortwährend in Schriften darum bemühte, so reichte er jetzt im „Neuen Karsthaus" selbst dem gedrücktesten und geringsten unter den mittelalterlichen Ständen, den Bauern, die Hand zum Bunde.

Endlich im Jahre 1522 schlug die Stunde der Entscheidung. Im August dieses Jahres vereinigte Sickingen die rheinische Ritterschaft durch das Landauer Verständniß zu einem mächtigen Bunde und mit dem Anfang des September zog er mit einem gewaltigen Kriegshaufen gegen Trier, durch dessen Bezwingung er den Grund zu weitern Unternehmungen zu legen hoffte. Aber der stürmische Anlauf brach sich an der kriegerischen Tüchtigkeit des Erzbischofs Richard und an den Mauern seiner Hauptstadt; die Macht der Ritter war den verbündeten Herren von Trier, Pfalz und Hessen nicht gewachsen, und am 7. Mai mußte ihr heldenmüthiger Führer, zum Tode verwundet, sich selbst und seine Veste Landstuhl den Siegern überliefern.

Hutten war damals nicht mehr in Deutschland. Als sich das Ungewitter über dem Haupt seines Freundes immer drohender zusammenzog, entließ dieser diejenigen seiner Genossen, welche ihm nicht als Krieger von Nutzen sein konnten. Unter diesen befand sich auch Hutten, da seine Krankheit aufs neue ausgebrochen war. In Deutschland war aber unter den damaligen Umständen nicht mehr seines Bleibens. Er ging nach Basel und fand hier Schutz und ehrenvolle Aufnahme. Nur einem war seine Anwesenheit unerwünscht: dem früher so hoch von ihm verehrten, so freundlich gegen ihn gesinnten Erasmus, dessen Mattigkei in Sachen der Kirchenverbesserung aber freilich schon längst seinen Unmuth erregt hatte. Erasmus weigerte sich unter schlechten Vorwänden, ihn zu sehen und der Hauptgrund dieser tödtlichen Kränkung gegen den alten, jetzt in Noth und Elend befindlichen Freund, war, wie Hutten wohl wußte und Erasmus selbst gestand, die Besorgniß, durch den Verkehr mit dem Verfolgten bei Papst und Kaiser und andern hohen Gönnern anzustoßen. Es hätte der Zwischenträger, die auch noch das Ihre thaten, nicht bedurft, um den bittern Streit zwischen beiden zum Ausbruch zu bringen, welchen Hutten, auch noch durch ein zweideutiges, für ihn und seine Sache verletzendes Sendschreiben des Erasmus gereizt, mit Heftigkeit begann, Erasmus in gehässiger Weise bis über den Tod des Gegners hinaus fortsetzte. Unser Verfasser hat dieser letzten traurigen Episode von Hutten's bewegtem Leben eine sorgfältige Darstellung gewidmet; er hat es nicht versäumt, neben den Schwächen des alternden Erasmus, für die er hart genug büßen mußte, an seine geistige Größe und seine geschichtliche Bedeutung zu erinnern, und er hat dadurch das Widrige und Niederschlagende dieser Vorgänge zu mildern und auch für den schuldigern Theil unsere menschliche Theilnahme lebendig zu erhalten gewußt. Nur um so deutlicher wird aber gerade dadurch, daß es nicht blos eine persönliche, sondern eine geschichtliche Collision war, um die es sich hier handelt, der Zusammenstoß des ältern und ursprünglichen Humanismus mit der Reformation. „Der Geist der Zeit verengte sich:

aber dieſes ſich Verengen war zugleich ein ſich Zuſammennehmen, und zuſammennehmen mußte er ſich, um ſeine Aufgabe zu löſen. Der Humanismus war weitherzig, aber auch mattherzig, wie wir an keinem andern deutlicher ſehen als an Erasmus: er hätte die Umbildung der Zeit nicht durchgeſetzt. Luther war engherziger, beſchränkter als Erasmus: aber dieſer ſich zuſammenhaltenden, nicht rechts noch links ſehenden Kraft bedurfte es, um durchzubrechen. Der Humanismus iſt der breite, ſpiegelnde Rhein bei Bingen: er muß erſt enger und wilder werden, wenn er ſich durch das Gebirg die Straße zum Meere bahnen will. Dadurch eben war Hutten ſo einzig, daß er mit der humaniſtiſchen Geiſtesweite den reformatoriſchen Willensdrang vereinigte.

Noch ehe der Streit mit Erasmus zum Ausbruch gekommen war, hatte der Rath in Baſel Hutten den Schutz aufgekündigt. Er begab ſich nun in das nahe Mühlhauſen; auch hier nicht ſicher, nahm er ſeine Zuflucht zu Zwingli, demjenigen von allen Reformatoren, welcher durch ſeinen freien Geiſt, ſeine humaniſtiſche Bildung, ſeinen nüchternen, aufgeklärten Verſtand, ſeine politiſche Rührigkeit, ſeinen praktiſchen, über untergeordnete Lehrgegenſätze ſich erhebenden Sinn ihm ſelbſt am nächſten verwandt war. Durch ſeine Krankheit ſchon faſt aufgerieben, in der äußerſten Dürftigkeit, kam er in Zürich an. Zwingli und ſeine Freunde nahmen ſich ſeiner nach Kräften an; aber weſſen er vor allem bedurfte, die Geſundheit konnten ſie ihm nicht geben. Eine Badecur in Pfäfers mislang; auf der kleinen Inſel Ufnau im Züricherſee, bei Rapperswyl, wo er ein ſicherndes Verſteck und die Hülfe des heilkundigen Pfarrers Hans Schnegg geſucht hatte, ereilte Hutten (1523 Ende Auguſts) in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre der Tod. Er hatte die Mauern der römiſchen Troja, wie Strauß am Schluß ſeines Vorworts ſagt, „unter den Vorderſten beſtürmt, um zuletzt als ein umgekehrter Philoktet auf der Inſel am Schlangenbiſſe hinzuſterben". „Aber ſeine Pfeile", fügt Strauß bei, „ſind unſterblich, und wo immer in deutſchen Landen gegen Verfinſterung und Geiſtesdruck, gegen Pfaffen- und Despotenthum eine Schlacht gewonnen wird, da iſt Hutten's Geſchoß dabeigeweſen."

Der wehmüthige Eindruck von Hutten's Ende wird in der vorliegenden Darſtellung durch die Mittheilungen über den Ausgang der bedeutendſten von ſeinen humaniſtiſchen Genoſſen verſtärkt, mit denen der Verfaſſer ſein Werk ſchließt. Der treffliche Mutian litt in ſeinen letzten Lebensjahren bittern Mangel; Erasmus und Pirkheimer wandten ſich am Ende von der Reformation ab, ohne doch zu dem alten Kirchenweſen ein neues Vertrauen gewinnen zu können, ſie ſahen die vielverſprechenden Pflanzungen des Humanismus durch die Stürme der Zeit bedroht und theilweiſe zerſtört; und wenn Eoban durch ſeine glückliche Natur und die Gunſt des Landgrafen Philipp über manches Ungemach

leidlich hinwegkam, so nahm dagegen der erste Verfasser der Dunkelmännerbriefe ein um so ruhmloseres Ende, als er im Dienst des Kurfürsten Albrecht von Mainz sich dazu hergab, vieles von dem zu vertheidigen, was er früher mit so scharfer Satire verfolgt hatte. In einer beißenden Streitschrift führte Justus Menius dem Apostaten den Zorn eines Hutten vor Augen, wenn ihn dieser als Neubekehrten mit dem Rauchfaß beim Hochamt sehen könnte. „In dieser zürnenden Stellung", dies sind die bezeichnenden Schlußworte unsers Verfassers, „halten wir Hutten's Schatten fest. In ihr möge er denen erscheinen, welche die Schlüssel der Gewissen und der Geistesbildung deutscher Stämme, durch die Kämpfe wackerer Vorfahren kaum zurückerobert, kampflos aufs neue an Rom und eine römisch gesinnte Priesterschaft ausliefern, noch zürnender womöglich denen, welche im Schoße des Protestantismus selbst ein neues Papstthum pflanzen möchten; den Fürsten, die ihr Belieben zum Gesetz erheben; den Gelehrten, denen Verhältnisse und Rücksichten über die Wahrheit gehen. Er flamme als Haß in uns auf gegen alles Undeutsche, Unfreie, Unwahre; aber glühe auch als Begeisterung in unsern Herzen für die Ehre und Größe des Vaterlandes; er sei der Genius unsers Volks, wenigstens so lange, als diesem ein zürnender, strafender, mahnender Schutzgeist noth thun wird."

Idealismus und Realismus im Reich des Ideals.

Als Vorläufer zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Von

Arnold Ruge.

I.

Diese Zeitschrift dient der Zeit. Und vielleicht hätte ich kein Recht, an diesem Ort über die höchste Angelegenheit der Menschheit, die Idee und das Ideal, das Wort zu ergreifen, wenn ich nicht an die niedrigste Form des Denkens, das gegenwärtige verwahrloste Bewußtsein der Nation, anknüpfte. Die Gemeinheit des Denkens und des Daseins, Leporello und sein Bedürfniß, selbst den Herrn zu machen, die roh aufgeschossene Handwerksthätigkeit in der Literatur, rohe Studien der Roheit, politische Zeitungen ohne politisches Leben, endlich das Bedürfniß der siegreichen Partei, den Zeitgeist der Reaction wirklich zu einer Figur zu machen, vor der die Zuschauer Achtung haben könnten — dies alles hat eine Geistesrichtung zur Oeffentlichkeit gebracht, die den Deutschen lange die tiefste Beschämung ins Gewissen rufen würde, wenn sie überhaupt lange dauern und lange erinnert werden könnte.

Nicht nur, daß die, welche im Denken, im Dichten und im ethischen oder politischen Streben hinter den großen Todten zurückbleiben, einen Begriff aus ihrer Unfähigkeit und ein Stichwort aus ihrer Armuth machen — sie haben sich Realisten und Materialisten genannt — o nein, das ist das Aergste nicht, es ist ein allgemeiner Unglaube entstanden an die Idee, an die Macht des Denkens, eine Verblendung, die sich vor der Schönheit flüchtet, um im Häßlichen die Wahrheit zu genießen, und ein Widerwille gegen die lebendige Religion, den Enthusiasmus für die höchsten Güter der Menschheit. Dieser Atheismus des 19. Jahrhunderts, den wir diesmal nicht auf das linke Rheinufer verfolgen wollen, weil er sich dort selbst gräßlich genug abmalt, hat die Folge, das Gemüth der Nation zu verwüsten, es mit widrigen Gelüsten auf „reellere Genüsse", gleich denen der Engländer, anzustecken, oder gar das pariser Börsenspiel gleich an die Stelle der politischen Hoffnungen und Befürchtungen zu setzen. Er raubt uns die Jugend, er raubt uns den Muth, er will uns das Leben genießen lehren und raubt dem Leben alles, was es lebenswerth macht.

Ich knüpfe an den Ausdruck der principiellen Verworfenheit, der sich bei uns mit dem Namen Realismus, Materialismus, Atheismus und in Frankreich mit seinem eigenen, wahrlich nicht beneidenswerthen, Ismus eingeführt hat, an, nicht um bei diesem Abfall von der Wahrheit lange zu verweilen, sondern um die Wahrheit selbst an einem großen Beispiel und ihm zu Ehren, um sie an dem ersten Dichter, der die Würde und den Begriff des Ideals erkannt hat, der mit vollem Bewußtsein die Kunst als die Verwirklichung des Absoluten ausübte, um sie an Friedrich Schiller darzustellen.

Schiller's hundertjährigem Geburtstage, dem wir uns nähern, wollen wir eine Hekatombe schlachten, aber nur gelegentlich. Der schwarze Faden dieses dem Tode geweihten Geschlechts soll sich tief unten im Staub und Gedränge zu dem Altar ziehen, während wir selbst in Erinnerung und Erkenntniß mit dem Unsterblichen den Dienst und die Feier des Ewigen begehen.

Ich bitte um die Erlaubniß, ehe ich auf das Einzelne komme, folgendes vorweg erörtern zu dürfen: das Erste wäre der Begriff der Poesie und das deutsche Bewußtsein über die letzten und höchsten Dinge. Das zweite, der Dichter oder der reelle Idealist, der poetische und der gemeine Realismus. Das dritte die Idylle, die prosaische Idylle oder die Studie und die alte Idylle. (Ein Beispiel. Der Komos und das Naive in Theokrit. Seine Idealisirung. Die falschen Hirtengedichte. Ein wahres Idyll: Schiller's „Tell".) Das vierte die Einheit des Realen und Idealen, oder der Realismus im Reich des Ideals bei Schiller, und die Erörterung der Stellung Schiller's zur Kunst, zur

Geschichte und zur Philosophie soll dann die Nutzanwendung von alledem und unser Hauptgegenstand sein.

Was Millionen ohne Bewußtsein genossen, was die Dummheit in den Kinderschuhen vertragen zu haben glaubt, das möge sich noch einmal in seiner ganzen Größe vor den Augen der Nation erheben. Wir wollen auf das erhabene Bild des ersten bewußten und darum des größten Dichters aller Zeiten mit der Sonne der Wahrheit einen verherrlichenden Strahl lenken, und wir wollen jedes Wort beweisen, das wir sagen.

1.

Als die Poesie den Griechen die Götter machte, als die dramatische und religiöse Feier zusammenfiel, da war in naiver Weise der Dichter der Schöpfer des Ideals und der Bildner des Volksgeistes, dessen Anschauungen er schuf. Die Begriffe von den höchsten und letzten Dingen waren in den Typen der Götter und in den Mythen ihrer Thaten und Leiden dargestellt. Der Dichter ist hier der Vater der Götter und die Religion sein Werk. Folglich haben die Werke dieser Dichter, die sich des Volksgeistes bemächtigen, absolute Bedeutung. Sie dienen nicht irgendeinem Zweck, am allerwenigsten der bloßen Unterhaltung oder dem Zeitvertreib sich langweilender Müßiggänger, o nein, sie sind selbst der höchste Zweck, sie sind das Heilige, das Göttliche und seine Offenbarung. Wie wir in die Kirche gehen, so ging der Grieche ins Theater, was den Gläubigen des Abendlandes die Bibel war, das war ihnen der einheimische Dichter. Die Autorität aller Offenbarung braucht ein gewisses Alter und eine gewisse Ferne zu ihrer vollen Geltung, aber auch der gegenwärtige lebende Dichter war nur der Mund Apoll's, nicht nur ein Sänger, sondern auch ein Seher.

Weil aber dies Verhältniß naiv und ohne Selbstbewußtsein ist, so bleibt der Dichter nicht einfach der Vater der Götter; er wird vielmehr sofort in den Diener seiner eigenen Geschöpfe verwandelt; und das griechische Bewußtsein ist weit davon entfernt, die Götter in dem Menschen zu suchen, obgleich alle seine Götter Menschen und von Menschen gemacht sind. Die absolute Bedeutung der Dichtkunst (und der Kunst überhaupt) hat daher noch den Mangel, daß sie sich nicht behaupten kann und den Menschen immer wieder aus dem Kopfe kommt; aber das anerkannte Geschäft der Dichter, den Gott und seine Geschichte zu schaffen, ist ein unendlicher Vorzug vor dem Geschäft der Speichellecker, die dem gnädigen Herrn zur Verdauung verhelfen und den Müßigen die Zeit vertreiben, d. h. der Unterhaltungsdichter. Hat die griechische Dichtung eine religiöse, so hat die Unterhaltungsdichtung eine schusterhafte Bedeutung. Doch was sage ich? Ist die Bedeutung des Schusters nicht eine viel edlere und höhere?

Der Schuster ist nicht zu verachten, am wenigsten neben dem Unterhaltungsdichter; denn der Schuh ist ein Fundament der Befreiung von der Natur, wodurch wir Menschen werden. Die Unterhaltungslectüre hingegen vergeudet die Zeit, die unfähige Menschen wegwerfen wollen, um sich selbst und das Gefühl ihrer Langeweile los zu werden. Der Zweck, die Zeit zu tödten, ist kein vernünftiger, kein menschlicher Zweck. Nur wenn der Gegenstand, der unterhält, ein schöner oder ein unterrichtender ist, kann man ihm einen Werth im Reich der Geister und im Bereich der menschlichen Zwecke zugestehen. Eine Kunst, die der Langeweile und nur ihr dient, wirft sich weg und hört auf, den Musen und Grazien zu dienen; ihre Göttin ist die Penia, ihr Thun ist der Bettel, ihr Patron der Müßiggang.

Die Grenze zwischen dem Unterhaltungsdichter und Schöpfer wahrer Schönheit und schöner Wahrheit zu ziehen, ist oft nicht leicht. Weder der Gegenstand allein, noch die Absicht oder das Bewußtsein des Dichters allein entscheidet, es gehört die Form und der Erfolg des Gedichts mit dazu. Die Form und der Erfolg allein entscheiden ebenso wenig; es gehört das philosophische, religiöse, nationale Bewußtsein dazu. Aber auch dieses kann so verdunkelt, so entschieden unfähig sein, daß es völlig falsch entscheidet und den Dichter mit halber Wahrheit, mit widriger Opposition, mit häßlichen Ausschweifungen befleckt, wie Byron und Shelley, deren Unglück es ist, daß sie Engländer sind.

Es bleibt also nichts übrig als der Begriff der Sache, wie ihn eine durch Philosophie wirklich zum Humanismus gelangte Nation erzeugt, daran den Dichter zu messen.

Die Engländer können keine Dichter als Väter ihrer Ideale haben, da sie keine Wissenschaft um des Wissens willen kennen, da sie keine Philosophen haben; denn es wäre ein Pasquill auf die Philosophie, wenn man Baco, Locke, Hobbes, Hume und den irischen Bischof Berkeley in Ernst Philosophen nennen wollte, Menschen, denen allen die Wahrheit eine gebackene Pastete ist und die ihre Lanzen nur brechen, um ihre englische oder irische Staats- und Kirchenpastete so oder so zu beweisen, diese Wrangler von Oxford und Cambridge mit dem Motto: „Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen, so wird das Bessere Trug und Wahn"; und Kuno Fischer hätte Baco's Gemeinheit viel näher in der Gemeinheit dieses ganzen englischen Hintergrunds gefunden, als in seiner besondern Weltansicht, wenn nicht Kuno Fischer gerade jenen Hintergrund der Staatskirche und des kirchlichen Staats, dem bisjetzt die ganze englische Literatur entwachsen ist, völlig weggelassen hätte. Diese Engländer ohne weiteres als Deutsche zu behandeln, naiv anzunehmen, daß es ihnen um irgendeine andere Wahrheit als die fertige Pastete zu thun gewesen, ist viel zu viel Ehre für sie; und ihre Nachkommen, die

heute noch auf ein Haar ebenso denken als jene sogenannten Philosophen, sehen hohnlächelnd und mit Verachtung auf solche Gutmüthigkeit herab.

Weil die Engländer geschworene Feinde des eigentlichen Denkens sind, weil sie keine Schulen und Universitäten, sondern nur theologische Abrichtungsanstalten haben, weil eine Suprematie der Wissenschaft ihnen völlig abgeschmackt erscheint, darum können sie noch viel weniger eine Kunst mit absoluter Bedeutung haben.

Den englischen Glauben und den englischen Gott hat kein englischer Dichter gebildet. Den Geist der englischen Gemeinde beherrscht das misverstandene Judenthum, eine ganz schiefe hebräische Ueberlieferung, die Bibel, aber keineswegs die mit Verstand gelesene, sondern die ohne Zusammenhang nachgebetete Bibel.

Shakspeare hat den Nationalgeist nicht gebildet; er hatte auch nicht die Absicht; er wollte sein Publikum unterhalten und das Haus füllen. Er ist ein Kind seiner Zeit und hat sein Volk und das Herz des Menschen in vielen meisterhaften Zügen geschildert; aber er und seine Zeit waren weit davon entfernt, in dem Dichter einen Bildner des Ewigen, einen Vater der Götter zu finden; im Gegentheil, es leidet keinen Zweifel, daß das Geschäft nicht einmal für völlig anständig (respectable) galt, weshalb er sich denn auch zurückzog (left the trade) und ein gentleman wurde, d. h. nicht mehr fürs Brot arbeitete, sondern von seinem Erworbenen lebte. Sein Gegenstand ist der Mensch, aber nicht als der höchste, sondern als der dramatische Gegenstand.

Anders ist es allerdings mit Milton. Milton unternahm es wirklich, in seinem Hauptwerk die religiösen Anschauungen zu bilden. Aber Milton's Hebel konnte unmöglich fassen. Der jüdische Geist der englischen Reformation und Revolution war für seine Ketzereien und Umformungen zu mächtig, und noch heutigentags kann jeder Buchhändler verklagt werden, dem man beweist, daß er Milton's „Verlorenes Paradies" verkauft hat. Es ist „blasphemy"*); der englische Dichter also, der den

*) Als Hr. Holyoake im Jahre 1849 einmal öffentlich von einer Colonie in Australien gesprochen hatte, trat ein Geistlicher auf und fragte: „warum er in seinem Plan die Geistlichen nicht erwähnt habe?" Wegen seiner Antwort: „die würden dort überflüssig sein", wurde er vor Gericht gezogen und für Blasphemie zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Die Sache erregte viel Aufsehen und Freunde von Holyoake kauften vor Zeugen in einem londoner Laden ein Exemplar von Milton und Byron und brachten den Fall vor Gericht. Sie ließen sich bereden von liberalen Parlamentsmitgliedern, den Fall nicht weiter zu treiben; man wolle das veraltete Gesetz zurücknehmen zu lassen. Es ist aber noch nicht zurückgenommen, und noch in diesem Jahr ist der Fall des Arbeiters Pooley in Cornwallis notorisch geworden, den der Geistliche wegen Blasphemie verurtheilen ließ, weil er mit Kreide Jesus Christus auf sein

alten Beruf des Dichters, die religiöse Anschauung des Volks zu bilden, wieder aufnimmt, wird selbst von denen verfolgt, deren Göttern er huldigt. Er ist ein Unberufener. Er ist kein echter Jude. Shakspeare ist im Einklang mit dem englischen Nationalgeiste, da es ihm im Traume nicht einfällt, den Nebel Altenglands mit einer poetischen Sonne erleuchten zu wollen; Milton ist mit ihm über den Fuß gespannt bis auf diesen Tag. Daß Byron es sei, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der Bruch mit dem Nationalgeiste ist bei beiden ihre Tragödie. Der prosaische Priester opfert den poetischen auf dem Altar des unbeweglichen, unnahbaren und von allen unbegriffenen Nationalgottes. Diesen Geist aus seiner Unklarheit herauszureißen, ist bisjetzt ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen und — wird es mindestens noch jahrhundertelang bleiben.

Von den französischen Hofpoeten zu reden, wäre in diesem Zusammenhange überflüssig. Den Volkspoeten hingegen kann man es nicht absprechen, daß sie den Nationalgeist bewegt und bestimmt haben. Die Gesänge der Revolution haben einen europäischen Enthusiasmus erzeugt, und Béranger wird nicht ohne Grund für den Vater eines jetzt grassirenden, freilich sehr zweifelhaften Cultus ausgegeben.

Tiefer jedoch als die französische Poesie greift ihre Philosophie. Das positive Resultat der französischen Philosophie der Aufklärung ist allerdings das Ideal bürgerlicher und wissenschaftlicher Freiheit; die ganze Nation ist von dem Enthusiasmus für die Verwirklichung des human verstandenen Evangeliums der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft der Menschen ergriffen worden. Wie „Rousseau aus Christen Menschen warb", so that es auch die Revolution; und die Revolution, die über die Welt kam, bestand darin, daß man anfing, an den Menschen und an den Sieg des Guten zu glauben. Ohne Vermittelung der Poesie ist diese populäre Philosophie die Erzeugerin neuer weltbewegender Ideale geworden, und obgleich das Christenthum ihre Quelle ist, so ist die Kühnheit ihrer rein humanen Wendung doch auch ein Gegensatz gegen diese Quelle und eine Weiterbildung des christlichen Ideals.

Dies ist der ungeheure Unterschied des französischen und des englischen Geistes.

Wenn man speciell auf die französische Poesie Rücksicht nimmt, so bleibt sie freilich weit hinter der Philosophie zurück, denn sie zeigt nirgends eine Gestalt, der man auch nur Ebenbürtigkeit mit den Philosophen

---

Hofthor geschrieben hatte. Pooley wurde durch diese Behandlung ins Irrenhaus gebracht und ist nur durch Petitionen an Lord Grey vor einigen Wochen daraus befreit worden. Ich erzähle dies, damit der Leser sieht, daß diese Blasphemiegesetze keine Erfindung von mir sind.

in der Erzeugung des Ideals zuschreiben könnte; und die Masse der Dichter fällt in die Sphäre der dienstbaren Geister herab; der Politik zu dienen ist noch das beste; der Unterhaltung zu dienen der allgemeine Ehrgeiz. Wo bleiben da die Bildner des Ideals?

Die Weltbewegung des 18. Jahrhunderts hat aber in den Deutschen ihre vollendeten Denker und Dichter gefunden. Wir wissen was wir wollen und wir haben gewollt und geschaffen was wir wußten, denkend und dichtend. Wir sind den Pöbel nicht los geworden, wie dies unsere gegenwärtige Geschichte hinlänglich beweist; aber die Anstrengungen dieses Pöbels gegen die Aristokratie des deutschen Geistes sind ein vergebliches Unternehmen; die rohe Masse hat sich zur Höhe der Denker und Dichter zu erheben, nicht diese zu der Roheit der ungeschulten Massen sich zu erniedrigen. Dem Demos predige man das Evangelium, aber man predige nicht das Evangelium des Demos. Es ist auch umsonst. Der Geist ist das Beste und das Allmächtige, der siegreich durch die Zeiten schreitet, der Freund und Feind ergreift, den einen, um ihn zum Beispiel seiner Ehre, den andern, um ihn zum Hohn der Nachwelt zu machen, wie einst Spanien und die Niederlande.

Die Reformation und die ihr feindliche Politik sind nur als Beispiel erwähnt; wir haben es hier mit einem Kinde der Reformation zu thun: mit dem Begriff der Poesie und dem deutschen Bewußtsein über die letzten und höchsten Dinge.

Als Klopstock den höchsten Gegenstand zu wählen beschloß, hatte er eine richtige Absicht und man hat seinen guten Willen in Deutschland nicht verfolgt, sondern geehrt und anerkannt. Er beging aber denselben Fehler wie Milton, daß er nicht sein Ideal, sondern ein bereits vor Jahrtausenden geformtes darstellte, und in einer Zeit noch obendrein, wo nicht, wie zu Milton's Zeit, die Restauration dieses Ideals, sondern vielmehr seine Weiterbildung, seine Vermenschlichung erstrebt wurde, in einer Zeit, wo „Rousseau aus Christen Menschen ward". Schiller fragte daher sehr scharf, aber sehr richtig:

> Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
> Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Klopstock's Poesie ist keine ποίησις, keine Schöpfung; er hat uns keine Götter gemacht; er hat sie nicht einmal modificirt und der prosaische Priester schöpft nicht aus ihm, sondern aus seiner Quelle, der Ueberlieferung einer längst verschollenen Reihe von Götterbildern.

Um wirklich den höchsten Gegenstand zu wählen, mußte man ihn erst erkennen. Klopstock hatte sich die Sache zu leicht gemacht, als er nur nachbetete, was jeder ohne Nachdenken mit dem Rosenkranz überliefert fand.

Goethe folgte zwar dem Zuge der Zeit und fiel von der Theologie ab. Aus Instinct humanisirt er z. B. im „Faust" den Teufel und den Gott. Aber Goethe ist kein Denker; nur im Schwunge der poetischen Erhebung gelingen ihm freie Anschauungen und Gedanken. In der Prosa nimmt er alles zehnfach wieder zurück, was er in der Poesie geweissagt hat; manchmal auch in der Poesie selbst, wie im „Egmont", der daher weder aus der Prosa noch aus der Gemeinheit herauskommt.

Goethe hat die idealen Anschauungen der Nation gebildet, er ist ein ποιητής, ein Schöpfer, wie denn Mephistopheles eine Humanisirung des Teufels ist, die den Vorgängern in der Behandlung dieser Figur nicht eingefallen war, und die jetzt freilich, besonders seit 1851, so verständlich ist wie das Ei des Columbus. Aber Goethe bleibt über den absoluten Werth der Dichtkunst solange im Dunkeln, bis ihm „der Idealist" Schiller aus dem Traume hilft. Poetisch hat er dann in dem Gedicht an Schiller und in der „Widmung" diese Hoheit der Poesie anerkannt, prosaisch nie.

Aber selbst diese poetische Anerkennung der Hoheit der Poesie, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit", zu empfangen, ist noch weit entfernt von der absoluten Bedeutung der Kunst und von der würdigen Auffassung ihrer Ausübung. Was ist ihm die Wahrheit? Er sagt es nicht. Wozu dient der Schleier der Dichtung? Die Göttin sagt:

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft;
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Wem also dient er? Dem Dichter und seinen Freunden, daß sie sich über das gemeine Menschenlos leicht und heiter emporgehoben, darüber hinweggesetzt fühlen. Die Göttin sagt es sehr lieblich, und dies Gedicht, eins der schönsten in unserer schönen Sprache, hätte füglich mit diesen göttlichen Worten endigen sollen. Aber ist denn dieser Goethe'sche, der schöne Egoismus, der sich nur unter dem Schleier der Dichtung aus dem Wahn der bangen Erdgefühle zu befreien weiß, die wahre Aufgabe der Dichtung? Ohne Zweifel leistet die Göttin mehr, als sie hier verspricht. Sie dient nicht irgendeinem Bedürfniß, sie ist mehr als „Abendkühle, Balsam in Lebenswunden, Lieblichkeit und Tageshelle"; sie weckt selbst das Bedürfniß, das sie befriedigt; sie erscheint und wir wollen sie ergreifen; ihr Anschauen ist das einzige Bedürfniß und zugleich die einzige Befriedigung, um die es sich hier handelt — wie

es denn jedem begegnet, der dieses Gedicht faßt und empfindet, daß er Schönheit gegenwärtig fühlt und der Göttin gern vergibt, wenn sie mehr leistet, als sie verspricht. So ist Goethe. Auch er leistet unendlich mehr, als er weiß. Goethe kommt in der That nicht davon los, daß die Dichtkunst ihm zu allerlei Zwecken diene. Er schreibt den „Werther", „um diese Stimmung los zu werden". „Er befreit sich von gewissen Eindrücken und Stimmungen, indem er sie in Poesie verwandelt". Hätte er gänzlich über seine Absicht geschwiegen, welcher Mensch wäre so prosaisch gewesen, ihm eine so widrige und niedrige unterzulegen? Das Ei ist viel besser als dies unverständige Gegackere darüber. Hätte er die Weisheit ausgeübt, die Kritik seiner gelungenen Dichtungen andern zu überlassen, warum hätten wir nicht vermuthen sollen, dieser Dichter habe das richtige Bewußtsein über seine Leistungen gehabt? Jetzt beweisen uns seine ungeschickten prosaischen Bekenntnisse, wie weit er davon entfernt war, die ganze Bedeutung des Schönen zu verstehen, das er doch hervorbrachte.

Was in Goethe's Poesien schon enthalten, ihm aber entschieden nicht zum Bewußtsein gekommen ist, das spricht Schiller in dem Gedicht „Die Künstler" und in den „Briefen über ästhetische Erziehung" mit klaren Worten aus. Mit Schiller tritt der Begriff der Poesie und der Kunst ins deutsche Bewußtsein ein, der Begriff, „daß in dem Schönen das Absolute verwirklicht ist", und „mit edler Freiheit richtet der Mensch sich auf gegen seine Götter und sie überraschen ihn mit seinem eigenen Bilde, indem sie seine Vorstellung werden".

Daß der Mensch das Unendliche im Schönen, im Wissen und im Wollen des Wahren und Schönen verwirkliche, daß das Ideal des Menschen die Enthüllung aller Religion sei — und daß dies weder eine Profanirung der höchsten Güter, noch ein Verlassen der Religion, sondern erst ihre wahre Verwirklichung sei; dies Bewußtsein des erreichten Unendlichen und dieser große Gedanke des Humanismus sind nicht erst der Stolz und die Entdeckung unserer Tage, sie sind schon das Princip unsers philosophischen Dichters und das Princip des unsterblichen Philosophen, der nicht mit Unrecht zu seiner Zeit soviel strebende Geister von der Poesie ab und in seinen Kreis zog und der zu unserer Zeit die Voraussetzung aller, auch seiner Gegner ist.

Wissenschaft und Poesie als Selbstzweck, Wahrheit und Schönheit als die einzigen Formen der absoluten Freiheit, das Ideal der Menschen als den Gegenstand des Cultus und als den Zweck der Weltgeschichte anzusehen — das ist eine Höhe der Bildung, ein Adel der Gesinnung, den kein Volk vor uns bis jetzt keins neben den Deutschen erreicht hat. Honny soit qui mal y pense!

Schiller ist der Dichter dieses Geistes. Er ist es nicht nur im

glücklichen unbewußten Enthusiasmus, er ist es bei vollem Verstande, mit freiem Selbstbewußtsein und er will es nicht nur sein, er hat auch den ganzen vollen Erfolg gehabt, der dem Vater eines neuen Geistes zukommt. Er hat die Ideale der Nation gebildet und die gegenwärtigen Götter geschaffen, denen wir und unsere nicht entarteten Enkel huldigen.

Gedichte.

I. Kriemhilde.

Dem Sänger der „Brunhild", Emanuel Geibel, gewidmet

von

Felix Dahn.

Auf dem Söller stand Kriemhilde, sah ins braune Heideland —
Helme blitzten, Speer und Schilde von dem fernen Hügelrand;
Aus der Stirn die feuerblonden Locken strich die weiße Hand:
„Seid willkommen, ihr Burgondengäste, in Kriemhildens Land!

„Sieben Jahre mächtig, mächtig hab' ich diesen Tag ersehnt,
Schwer, alltäglich und allnächtig hat mein Harren sich gedehnt;
Wann ich von des Heunen Munde Kuß auf Kuß mit Schaudern trug,
Dacht' ich schweigend an die Stunde, die nun endlich, endlich schlug.

„König Etzel, zu den Waffen, den man Gottes Geißel nennt!
Nun den Brautschatz sollst du schaffen, der in Blut und Feuer brennt:
Nicht umsonst gab ich dem größten Waffenkönig diesen Leib —
Rache, Rache soll mich trösten, wie sie nie genoß ein Weib!

„Sieh', es scheuet, König Gunther, wild dein Hengst an meiner Brück',
Und du klopfst den Hals ihm munter — doch er trägt dich nicht zurück:
Als mein Siegfried ritt zu jagen, hat auch ihm nicht bang gegraut,
Und du hast ihn doch erschlagen, der so freudig dir vertraut!

„Seh' ich recht? Ja, das ist Hagen! Traun, ein Gott nahm ihm den Sinn,
Konnt' er sonst ins Land sich wagen, wo Kriemhilde Königin?
Ja, magst stolz dein Haupt du tragen wie ein schwarzes Felsgerüst,
Diese Hand wird's niederschlagen, welche Siegfried oft geküßt. —

„Aber dort auf weißem Pferde — frei sein Goldhaar spielt im Wind —
Mit der freundlichen Geberde — das ist Giselher das Kind!
O mein Bruder, mild von Sitten, mit den Wangen weiß und roth,
O was bist du mitgeritten zu Kriemhildens Gastgebot!

„Schwesterliebe mag nicht nützen! — Konnte nicht des Gatten Leib
Vor den Brüdern Kriemhild schützen, rächen kann ihn Etzel's Weib.
Sieh', sie steigen von den Rossen, Hagen auch — sie sind herein —
Dumpf hat sich das Thor geschlossen — alle, alle sind sie mein!"

II. Für eine Frau.

Drei Gedichte.

Von

Albert Traeger.

1.

Es rollt der Strom laut donnernd seine Wogen,
Die schäumend sich im wilden Kampf verschlingen,
Zum Himmel spritzen und zum Grunde bringen,
Vom jähen Strudel wirbelnd fortgezogen.

Stolz wölben sich der Brücke sich're Bogen,
Des Wassers Wuth kann nicht zum Sturz sie bringen,
Und kalten Blicks schaut in der Brandung Ringen
Hinab der Schwimmer, der sich ihr entzogen.

Du lehrtest mich der nicht'gen Welt entsagen,
Der wüsten Zeit und ihrem tollen Jagen,
Ich schaue zu mit unbewegtem Sinne;

Weit über sie hinaus bin ich getragen
Auf sich're Höh'n, die stolz sie überragen,
Durch meines Herzens heil'ge, keusche Minne.

2.

Nicht sind es Berg und Thal nur, die uns trennen!
Möcht' ihre Scheidung kühn ich überfliegen,
Könnt' ich doch nie zu deinen Füßen liegen,
Du dürftest nimmer dich zu mir bekennen.

Nicht darf ich offen deinen Namen nennen,
Es muß mein Lied selbst sich der Fessel schmiegen,
Doch das hilft allen Unmuth mir besiegen:
Mein Leid ist dein's, auch deine Wunden brennen.

Und doch blieb dir das schön're Loos erkoren:
Des Lebens Frühling, der für dich verloren,
Blüht neu dir auf in deinen Kindern wieder.

Und meine Kinder bringen mir Verderben,
Ein jedes iſt ein Theil von meinem Sterben:
Mit meinem Herzblut tränk' ich meine Lieder.

3.

Entfloh'n biſt du dem leeren Lärm des Balles,
Vom Frondienſt des Vergnügens aufgerieben,
Jetzt darfſt du wieder leben, leiden, lieben,
Der Flitter ledig und des nicht'gen Schwalles.

Du athmeſt auf — vergeſſen ſchon iſt alles,
Die Blätter nimmſt du, die für dich geſchrieben,
Manch bange Nacht hat dir mein Lied vertrieben,
In deines Herzens Tiefen ſanft verhall' es!

Vom Druck der rauhen Pflicht will jetzt ich raſten,
Die Ketten löſ' ich, die mich ſchwer belaſten,
Frei ſoll das Herz dir ſeine Grüße ſenden:

Und ſo laß uns, zwei tagesmüde Seelen,
Die ſtets getrennt, die immer ſich verfehlen,
Bei Nacht im Lied uns zueinander wenden!

III. Lieder der Heimkehr.

Von

Robert Prutz.

1. Mit Blumen.

Mit Blumen kam ich dich zu krönen,
Du ſelbſt die liebſte Blume mir,
O Schönſte du von allen Schönen,
Du meines Lebens holde Zier:
Nun ſteh' beſchämt ich und voll Schrecken,
Zur Erde werf' ich meinen Kranz,
Da ſelbſt die Lilien ſich verſtecken
Vor deiner Stirne keuſchem Glanz.

Ihr treuen Augen, meine Sterne,
Du mildes träumeriſches Blau,
O ſagt, wo blühen nah und ferne
Noch ſolche Blumen auf der Au?

Die Roſe wiegt ſich in den Lüften,
Dem Dichter ſtreut ſie ihren Gruß:
Und doch, was iſt der Roſe Düften,
O Liebſte, gegen deinen Kuß?!

Und kann ich keinen Kranz dir winden,
Der deiner Schönheit würdig ſei,
In meinem Herzen wirſt du finden
Den ſproſſenden, den vollen Mai;
Da blüht's und glüht's von allen Zweigen,
Hell ſingt die Nachtigall darein,
Und dicht und ſtill, mit frommem Schweigen,
Deckt uns der Liebe Myrtenhain!

2. Morgens.

O Morgen ſtill und feierlich!
O Berge ganz in Duft verſteckt!
Der bleiche Mond verfinſtert ſich,
Von Wolkenſtreifen überdeckt.

Ich aber ſchreite froh daher:
An meine Liebe denke ich,
Dem Morgen gleich ſo ſtill, ſo hehr,
So friedevoll und feierlich!

3. Mit einem Tuche.

Beneidenswerthes Tuch!
Wo ich nur ruhen darf auf Augenblicke,
Hinweggeſcheucht von neidiſcher Sterne Fluch,
Da ſollſt du ruh'n in ſelig ſicherm Glücke:

Feſt an den Hals geſchmiegt,
Um den ſich ſehnend meine Arme ranken,
Dicht an der Bruſt, der duft'gen, die ſich wiegt
Im holden Taumel zärtlicher Gedanken.

O ſchwanenweiße Bruſt,
Du heilig mir, gleichwie der Götter Nähe,
Ihr ſchwellenden, ihr Wogen meiner Luſt,
Darin ich unterſink' in ſüßem Wehe!

Das wär' mein höchſtes Ziel
Und nichts mehr wollte vom Geſchick ich haben,
Dürft' ich in dieſer Brüſte Wellenſpiel,
Gleichwie im Meer, auf ewig mich begraben. —

Von Thränen halb genäßt,
Durchglüht von Küssen halb, von lebenswarmen,
Geh', holdes Tuch, und halte sie so fest,
Als läge sie in des Geliebten Armen!

Geh', flüst're leis ihr zu
Von nahenden, von bräutlich süßen Wonnen,
Wenn sie und mich, in göttergleicher Ruh',
Die Nacht, die segensmilde, hält umsponnen.

Von Küssen sag' ihr auch,
Die auf der Brust, der leuchtenden, ihr brannten,
Sag' ihr von heißer Lippen Flammenhauch,
Da meine Arme sie zuerst umspannten!

Sag' ihr — doch nein, genug!
Es war ein Traum, nicht mehr — und ich erwachte;
In Wonnen schwelgst du, liebes böses Tuch,
Und weißt es nicht — indessen ich verschmachte....

4. Wiedersehen.

Nun bist du da, ersehnte Stunde,
Die in der Liebsten Arm mich führt!
Wie oft, in Herzens tiefstem Grunde,
Hab' deinen Hauch ich schon verspürt!
Du wehrtest meines Schicksals Tücken,
Du linderte st der Seele Schmerz:
Doch nun mit bräutlichem Entzücken,
Nun preß' ich jauchzend dich ans Herz!

Gesegnet, Götter, euer Walten!
Frohlockend preist euch mein Gebet:
Wie durfte sich die Frucht entfalten,
Hätt' ich mit Thränen nicht gesä't?
Und hätte nicht mit tausend Wunden
Der Trennung Jammer mich durchbebt,
Wie hätt' ich je dies Glück empfunden,
Das zu den Göttern jetzt mich hebt?!

Du aber, holde Liebe, schlinge
Die weißen Arme fest um mich:
Dasselbe Herz ist's, das ich bringe,
Und heiß wie immer lieb' ich dich!
Schau' hin! die Wolken sind verschwunden,
Hell lacht der Himmel über dir —
Nun du und ich, endlose Stunden,
Dicht Herz am Herzen ruhen wir!

5. Neue Heimat.

Nun bin ich heim, nun ruh' ich aus
Von langer sehnsuchtvoller Pein,
Nun in dem neugeschmückten Haus,
Nun kehr' auch du, o Muse, ein!

Zu jeder guten schönen That
Hilf ferner auch, o Muse, mir;
Wir Menschen streuen nur die Saat,
Der Segen aber kommt von dir.

So zieh' in diese Räume ein,
Von meiner Liebe Duft durchweht;
Zum Tempel sollst du sie dir weih'n,
Wo hoch dein heilig Bildniß steht.

Von künft'gen Freuden singe mir,
Von Wonnen, die die Lippe trinkt,
Wenn die Geliebte lächelnd hier
Mir in die heißen Arme sinkt.

Sie kommt, sie naht — schon höre ich
Den holden leichtbeschwingten Tritt;
Sie kommt, sie naht — und bringt auch dich,
O heil'ge Liedergöttin, mit!

Literatur und Kunst.

Periodische Literatur.

Von einer Anzahl periodischer Unternehmungen, über welche diese Blätter größtentheils schon früher berichteten, liegt eine Reihe von Fortsetzungen vor, die uns eine erwünschte Gelegenheit bieten, die Unternehmungen selbst unsern Lesern ins Gedächtniß zu rufen. Von dem der Geschichte der Gegenwart gewidmeten Werke „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus) wurde kürzlich das dreizehnte Heft, das erste des zweiten Bandes, ausgegeben. Das reichhaltige und gediegene Werk hat seit seinem ersten Erscheinen die allseitigste Anerkennung gefunden und auch diese neue Abtheilung desselben eröffnet sich unter den günstigsten Auspicien. Den Anfang derselben bildet ein ausführlicher und mit erschöpfender Sachkunde geschriebener Aufsatz über „Die Marinen Englands und Frankreichs", dessen Resultat der Verfasser schließlich in dem gewiß für viele überraschenden Satze zusammenfaßt, daß „gegenwärtig bei ungefähr gleichem Material die französische Marine der englischen in Bezug auf Disponibilität und Ausbildung des Personals überlegen ist" und daß England daher, um seine Weltstellung auch ferner zu behaupten, die größte Sorgfalt auf

Fortentwickelung und Disciplinirung seiner Seekriegsmacht verwenden müsse. Es folgt die Fortsetzung eines bereits im ersten Bande begonnenen ausführlichen Berichts über „Heinrich Barth's Reisen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55", dem man ebenfalls die sachkundige und wohlunterrichtete Feder anmerkt. Den Schluß der größern Abhandlungen bilden zwei biographische Artikel: „Don Leopoldo O'Donnel", der bekannte spanische General und Staatsmann, der hier als „ein politisches Amphibium ohne bestimmtes Element", „ein Condottiere mit wechselndem Feldruf, heute für eine Sache, morgen gegen dieselbe" dargestellt wird, und als pikanter Gegensatz dazu das zwar auf beschränktere Kreise angewiesene, aber dafür auch durch und durch zuverlässige und charakterfeste Mitglied der preußischen Zweiten Kammer, August Wentzel, zur Zeit erster Präsident des Appellationsgerichts zu Ratibor. August Wentzel wurde 1799 zu Breslau geboren, wo sein Vater ein hohes und einflußreiches richterliches Amt bekleidete. Seine akademischen Studien vollendete Wentzel in den Jahren 1817—21 auf den Universitäten Heidelberg und Bonn, wo namentlich Welcker und Mittermaier den entschiedensten Einfluß auf seine politische und juridische Bildung gewannen. Mit einer ausgesprochenen Vorliebe für die rheinischen Rechtsinstitute, mit denen er sich in Bonn näher bekannt gemacht hatte, kehrte Wentzel 1822 in seine Vaterstadt zurück, um sich nunmehr der praktischen Laufbahn des Juristen zu widmen. Bei den ausgezeichneten Fähigkeiten des jungen Mannes sowie bei seinem eisernen Fleiß war dieselbe rasch und glänzend. Im Jahre 1824 bei dem damaligen Landgericht zu Fraustadt als Assessor angestellt, wurde er schon das Jahr darauf zum Director des Landgerichts zu Trebnitz ernannt. 1831 zum Oberlandesgerichtsrath in Marienwerder befördert, wurde er bald darauf in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt, vertauschte diese Stellung jedoch schon 1832 mit dem Directorat des Landgerichts zu Breslau. Im Jahre 1836 wurde er Director des Fürstenthums zu Neisse, 1840 des Land- und Stadtgerichts zu Halle, 1842 aber des Stadtgerichts zu Berlin. Bei dieser außerordentlichen praktischen Thätigkeit hatte er gleichwol noch Zeit gefunden, sich als juristischer Schriftsteller bekannt zu machen und diese seine von den Fachgenossen hochgeschätzten Arbeiten waren es denn auch hauptsächlich, denen er 1844 seine Ernennung zum vortragenden Rath in dem damaligen unter Savigny's Leitung stehenden Ministerium für die Gesetzrevision verdankte, womit er seit 1845 die Nebenstellung als Hülfsarbeiter beim Geheimen Obertribunal verband. Deutlicher als alles Bisherige aber sprach die hohe Meinung, welche Wentzel's Vorgesetzte von seinen Kenntnissen und seinem Talente gewonnen hatten, sich darin aus, daß er bei Gelegenheit des großen polnischen Hochverrathsprocesses, bekanntlich der ersten öffentlichen und mündlichen Verhandlung, die in Preußen überhaupt stattfand, zum Staatsanwalt, dem ersten, der in Preußen diesen Namen führte, ernannt ward. Die glänzende Art, mit welcher Wentzel sich dieses schwierigen Auftrags entledigte, ist noch jetzt in aller Gedächtniß und auch seine Popularität stammt wesentlich aus dieser Zeit. Im April 1848 zum ersten Präsidenten des Oberlandesgerichts zu Ratibor ernannt, erwarb er sich um die Ruhe von Oberschlesien große Verdienste. Auch trat er jetzt zuerst persönlich in das politische Treiben der Zeit ein. Im Februar 1849 in die damalige Zweite Kammer gewählt,

saß er anfangs auf der rechten Seite derselben; später half er das Centrum bilden, wurde jedoch von der vorschreitenden Reaction immer mehr nach links hinübergedrängt, bis er endlich auf seinem gegenwärtigen Posten als einer der hervorragendsten Führer der parlamentarischen Opposition in Preußen anlangte. Die unerschütterliche Redlichkeit seines Charakters, seine Consequenz und Energie, verbunden mit der Schlagfertigkeit seiner Rede und dieser außerordentlichen juristischen Kenntniß, vor der selbst seine Gegner sich beugen, sichern ihm auch auf politischem Felde eine angesehene und einflußreiche Stellung. An diese größern Abhandlungen schließen sich dann noch wie gewöhnlich „Kleinere Mittheilungen", in denen die in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" enthaltenen Angaben theils fortgeführt, theils durch neue Artikel ergänzt werden; wir heben daraus namentlich die Angaben hervor über den kürzlich verstorbenen greifswalder Historiker F. W. Barthold, über Bernhard Perthes und den jetzt soviel genannten, auf dem Felde seines jungen Ruhms vorzeitig dahingerafften britischen General Sir Henry Havelock.

Auch von Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" (Braunschweig, Westermann) liegt uns ein neues Heft, das 17. der gesammten Reihenfolge vor. Aus dem reichen Inhalte desselben machen wir namhaft: „Epigramme" von Friedrich Hebbel, neben manchem Sinnigen und wahrhaft Poetischen auch nicht wenig Prosaisches und Erzwungenes enthaltend; die Uebertragung eines chinesischen Melodramas „Die Sängerin" von dem berühmten Sinologen Professor Neumann in München; eine Charakteristik des französischen Bildhauers Barye, geboren zu Paris 1796, „des größten Bildhauers Frankreichs seit Rude's Tode" von Moritz Hartmann; ferner naturhistorische Aufsätze, unter denen besonders J. Nöggerath's Abhandlungen „Ueber den Tropfstein" sowie ein Bericht von N. Barrntrapp „Ueber das neuerfundene Aluminium" von Interesse; eine lehrreiche und wohlgeschriebene Abhandlung „Schicksale antiker Kunstschätze im Mittelalter und der neuern Zeit" von F. Friedländer; Béranger's letzte Lieder, besprochen und theilweise übertragen von Julius Rodenberg ꝛc.

Ueber die Veränderungen, die mit Friedrich Eggers' „Deutschem Kunstblatt. Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunsthandwerk" (Stuttgart, Ebner und Seubert) vorgegangen, haben wir schon früher berichtet. Dieselben sind größtentheils äußerlicher Natur und auch in dieser Hinsicht durchgehends als Verbesserungen zu betrachten, während Inhalt und Charakter des Blattes wesentlich unverändert geblieben ist und nach wie vor dieselbe wissenschaftlich praktische Richtung verfolgt. Das unlängst ausgegebene Februarheft, dem wiederum eine Anzahl vorzüglicher Kunstbeilagen beigegeben ist, enthält unter anderm eine ausführliche Charakteristik des verewigten Rauch und seiner künstlerischen Wirksamkeit aus der Hand eines Mannes, der seitdem selbst von einem unerbittlichen Geschick dahingerafft worden ist — Franz Kugler: eine ebenso treue wie liebevolle Schilderung, der zahlreiche Illustrationen, die vorzüglichsten Schöpfungen des Künstlers darstellend, zum besondern Schmuck gereichen. Am Schluß seiner Abhandlung spricht der Verfasser die Hoffnung aus, daß, wie Kopenhagen sein Thorwaldsen-, München sein Schwanthaler-Museum, so auch Berlin sein Rauch-Museum erhalte, eine Hoffnung, die sich recht bald verwirklichen möge, ebenso sehr zur Ehre des Künstlers selbst wie der Stadt, in welcher Rauch solange gewirkt hat und die ihm einen

so großen Theil ihres künstlerischen Schmuckes verdankt. Von dem übrigen Inhalt des Hefts sei hier noch erwähnt: „Einige Bemerkungen über die eigenthümliche Bedeutung des Krystallpalastes zu Sydenham als Kunstanstalt" von G. F. Waagen, verschiedene kritische Besprechungen neuer Kunstwerke und Schriften nebst Correspondenzen aus Berlin, Düsseldorf, Dresden, Nürnberg, München und Amsterdam. Das mit dem „Kunstblatt" verbundene „Literaturblatt", dessen Redaction bekanntlich Paul Heyse in München übernommen hat, enthält Proben arabischer Poesie, mitgetheilt von A. F. von Schack, eine ausführliche Charakteristik Giuseppe Giusti's, eines modernen politischen Dichters Italiens, eine im Ganzen sehr anerkennende Besprechung der Gedichte von Julius Große ꝛc.

Zwei alte werthe Bekannte begrüßen wir ferner in der „Germania. Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer" (Stuttgart, Metzler) und in der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Bilder und Züge aus dem Leben des deutschen Volkes. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller, Conservator an der Alterthumssammlung des Germanischen Museum und Johannes Falke, erstem Secretär am Germanischen Museum zu Nürnberg" (Nürnberg, Bauer und Raspe). Von ersterer liegt das Schlußheft des zweiten Jahrgangs, von dieser das Februarheft für 1858 vor. Die Pfeiffer'sche „Germania" ist bekanntlich der hauptsächlichste, sogar nach Eingehen des „Weimarischen Jahrbuchs" von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade der einzige Sammelpunkt für die altdeutschen Studien der Gegenwart. Unter den Mitarbeitern befinden sich die ausgezeichnetsten Namen unserer deutschen Alterthumskunde und so enthält auch das vorliegende Heft zahlreiche und interessante Beiträge von Jakob Grimm, Albert Schulz (San-Marte), Adolf Holtzmann, Hoffmann von Fallersleben, W. L. Holland, Heinrich Kurz, dem Herausgeber ꝛc. Das neueste Heft der Müller-Falke'schen Zeitschrift bringt unter anderm den Schluß von Dr. Karl Pfaff's „Schilderung der Stadt Eßlingen in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege", ferner eine sehr interessante Darstellung der großen Hoffeste, welche Kurfürst Georg II. im Jahre 1678 zu Dresden einen ganzen Monat hindurch veranstaltete, von Jakob Falke ꝛc. Die Uebersicht über die culturgeschichtliche Literatur wird auch diesmal in gewohnter Weise fortgesetzt.

Noch sei hier erwähnt, daß die von uns bereits früher besprochenen „Nordischen Blätter. Eine Wochenschrift für Literatur, Kunst und bildende Unterhaltung in der Familie" (Hamburg, Schuberth) einen neuen Herausgeber in der Person des durch seine historisch-mythologischen Forschungen bekannten Dr. J. F. Kruger erhalten haben. Wie es scheint, ist damit eine innerliche Veränderung des Blattes verbunden gewesen, insofern dasselbe nämlich unter der neuen Leitung das belletristische Element einigermaßen zurücktreten läßt, um desto größere Sorgfalt auf das politische und nationalökonomische zu verwenden. Ein Artikel des neuen Herausgebers „Ueber die politische Stellung Preußens und seine Aufgabe", dessen patriotische und besonnene Haltung alle Anerkennung verdient, ist gleichzeitig auch als eigene Broschüre ausgegeben worden.

Schließlich sei hier noch eines neuen periodischen Unternehmens gedacht, von dem uns soeben die unlängst erschienene erste Lieferung zugeht:

„Kritische Monatshefte zur Förderung der Wahrheit bei literarischen Besprechungen. Herausgegeben von einem Vereine deutscher Gelehrten" (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.). Ueber den Zweck, den sie bei Gründung dieser neuen Zeitschrift im Auge gehabt haben, sprechen die ungenannten Herausgeber derselben in einem einleitenden Artikel: „Wie es steht und was wir wollen" sich mit erschöpfender Ausführlichkeit und vielleicht sogar etwas emphatischer aus, als gerade nöthig gewesen wäre. Insbesondere hätten, dünkt uns, die Klagen über den Zustand der gegenwärtigen Kritik, diese „ödeste und verwildertste Partie im Gehege der neuern Literatur", denn doch etwas beschränkt werden sollen. Es ist dies auch eine von den Klagen, die so alt sind wie die Welt oder in diesem Falle wenigstens wie die Literatur selbst und die jedes neue Geschlecht mit dem Anspruch wiederholen zu dürfen meint, als wäre die Noth noch niemals so groß gewesen wie gerade zu seiner Zeit. Wer in unserer ältern Journalistik einigermaßen bewandert ist, der weiß auch, daß die Klage über den Verfall unserer Kritik im ganzen sehr unbegründet ist und daß es sich damit verhält wie mit so vielen ähnlichen Dingen: nicht blos die productive Literatur, sondern auch die Kritik steht immer genau auf derselben Höhe wie die ästhetische und sittliche Bildung des Publikums im allgemeinen, oder mit andern Worten: sie ist immer so gut und so schlecht, so trivial und so geistreich, so unabhängig und so lügnerisch, wie das Publikum selbst sie haben will. Dabei leugnen wir nicht von weitem, daß die Stellung, welche die Kritik in diesem Augenblick bei uns einnimmt, namentlich soweit dieselbe durch die Tagespresse vertreten wird, allerdings keine besonders einflußreiche und gewichtige ist. Allein gilt das nicht mehr oder minder von unserer Literatur im allgemeinen? Hat nicht auch sie, die solange die ausschließliche Lebensluft unsers Volks gewesen, sichtlich an Einfluß und Wichtigkeit verloren? Sind nicht andere, praktischere Interessen in den Vorgrund getreten und müssen wir, wenn wir wahr gegen uns selbst und gerecht gegen die Bedürfnisse der Nation sein wollen, uns nicht in Wahrheit freuen, daß es so ist? In der beschränkten Sphäre aber, welche der Kritik danach noch bleibt, bewegt dieselbe sich ganz unstreitig mit weit mehr Ernst und Würde und besonders auch mit weit mehr äußerlichem Anstand, als dies in irgendeiner frühern Epoche der Fall gewesen. Wo gibt es heutzutage noch kritische Skandalblätter, wie etwa der Kotzebue-Merkel'sche „Freimüthige" zu Anfang des Jahrhunderts war, oder wie dann noch später die verschiedenen Müllner'schen Journale? Wo gestatten unsere Kritiker sich jetzt noch eine so saloppe und vernachlässigte Sprache, wie es in den kritischen Anzeigen unserer öffentlichen Blätter ehedem geschah? Oder wo tritt die Polemik noch so zügellos, so boshaft auf, wie es z. B. in der jungdeutschen Presse aus dem Anfang der dreißiger Jahre der Fall war? Ja man kann sagen, die Polemik ist in unsern heutigen Journalen überhaupt ausgestorben, wenigstens in den wissenschaftlichen und belletristischen Journalen; man hat gar keine Ahnung mehr von der Gehässigkeit, dem Ingrimm, der wahrhaft geschworenen Feindschaft, mit der ehedem einzelne literarische Richtungen und Persönlichkeiten gegeneinander zu Felde lagen und sich wechselweis beim Publikum zu discreditiren suchten. Mag das nun großentheils auch von dem verminderten Interesse herrühren, das der Literatur überhaupt noch geblieben ist, so steht darum die Thatsache doch nicht

minder fest, daß unsere Kritik, verglichen mit frühern Zeiten, an Anstand und guter Sitte ganz außerordentlich gewonnen hat. Das Schlimmste, was man der heutigen Kritik somit nachsagen kann, dürfte der allzu weite Spielraum sein, den sie neuerdings, besonders seitdem die Feuilletons unserer politischen Blätter die eigentliche Kritik mehr und mehr absorbiren, der Reclame verstattet hat. Freilich folgt sie auch darin nur der allgemeinen Richtung unsers industriellen Jahrhunderts; in einer Zeit allgemeinen Schwindels, wo die Marktschreierei sozusagen zum guten Ton gehört und wo auch das zweifelloseste Verdienst im Schatten bleibt, wenn es nicht versteht, sein Licht vor der Welt leuchten zu lassen — wer will bei einer solchen Lage der Dinge der Kritik im Ernst einen Vorwurf daraus machen, daß auch sie dem allgemeinen Zuge des Jahrhunderts folgt und, die ehrbare Sitte der Väter hinter sich lassend, den bestallten Trompeter macht für eigenes und fremdes Verdienst und Nichtverdienst? Zumal die Presse auch hier wie überall den Schaden, den sie anrichtet, auch selbst wieder heilt. Gewiß ist ein großer Theil unserer heutigen Kritik zur handwerksmäßigen Reclame herabgesunken, dafür aber wird diese Reclame auch so schamlos betrieben, sie gibt sich selbst so keck als das was sie ist und trägt ihre Livrée so offen zu Tage, daß selbst der naivste Leser auf den ersten Blick erkennt, weß Geistes Kind er vor sich hat und woher dieses Lob und jene Bewunderung stammt. Weit gefährlicher als dies absichtliche, handwerksmäßige Loben oder auch das absichtliche Tadeln, das zu jenem die nothwendige Kehrseite bildet, ist jene Kunst des Schweigens, in der einzelne kritische Organe es zu einer anerkennenswerthen Fertigkeit gebracht haben; man geht seinem Gegner nicht mehr zu Leibe, man neckt und tadelt unbequeme Persönlichkeiten nicht mehr, o nein, weit einfacher, man ignorirt sie. Allein auf die Dauer hilft auch diese Kunst des Schweigens nicht mehr. Die Arbeiten unserer großen Aesthetiker und Kritiker aus der classischen Epoche unserer Literatur sind nicht ganz vergeblich gewesen, das Publikum ist eben mündig geworden, es findet seinen Weg zur Noth auch ohne die Leuchte der Kritik und so haben wir es in diesen letzten Jahren denn mehr als einmal erlebt, daß Autoren und Bücher, die von der Kritik mit großer Zurückhaltung behandelt wurden, sich nichtsdestoweniger beim Publikum der wohlwollendsten Aufnahme zu erfreuen hatten — während umgekehrt in neun von zehn Fällen alle Reclamen und Lobverbrüderungen nicht im Stande waren, dem betreffenden Buche selbst Leser und Käufer zu verschaffen.

Müssen wir danach also — um zu unserm eigentlichen Thema zurückzukehren — auch die Beschuldigungen, welche der vorhin genannte Artikel gegen unsere heutige Kritik schleudert, theils ganz zurückweisen, theils wenigstens auf ein billiges Maß reduciren, so darf uns das doch nicht hindern, die wohlwollende und redliche Absicht der ungenannten Herausgeber anzuerkennen und ihrem Unternehmen selbst mit der Theilnahme entgegenzukommen, die jedes tüchtige und wohlgemeinte Streben verdient. Die „Kritischen Monatshefte" sollen den Versuch machen, „ob sich nicht auch die dem größern Publikum gewidmete Kritik wieder auf einen vertrauenerweckenden und achtunggebietenden Standpunkt erheben lasse". Somit speciell für das größere Publikum berechnet, wollen sie „auch den Bedürfnissen und Richtungen desselben Rechnung tragen", namentlich in Beziehung auf die Form

und Einkleidung der Besprechungen, die „stets kurz, klar, allgemein verständlich und, soweit es mit der Natur der besprochenen Gegenstände und mit der Wahrheit des Urtheils vereinbar ist, auch durch sich selbst ansprechend und unterhaltend sein sollen. Alles was nach eigentlicher Gelehrsamkeit schmeckt, soll vermieden werden, obgleich dafür gesorgt wird, daß Gelehrsamkeit und gründliche wissenschaftliche Bildung die Quellen sind, aus denen die Besprechungen fließen. Die Urtheile selbst sollen sich vor allem als Aussprüche der Wahrheit, Gerechtigkeit, Unparteilichkeit bewähren, dabei aber auch die Schärfe und Entschiedenheit einerseits sowie der den Objecten gebührenden Liebe und Wärme andererseits nicht ermangeln."

Fragen wir nun, in wieweit der Inhalt des vorliegenden ersten Hefts diesen Verheißungen entspricht, so vermögen wir zwar nicht zu sagen, daß wir in den hier mitgetheilten kritischen Artikeln (es sind ihrer im ganzen ungefähr 36) irgendetwas gefunden hätten, was, sei es durch Neuheit und Tiefe der leitenden ästhetischen Grundsätze, sei es durch Eleganz der Darstellung, das übliche Niveau der heutigen Kritik überragt. Doch sind ja auch die Forderungen selbst, welche das Unternehmen an sich stellt, nur die allgemein gültigen, von selbst verständlichen, die jede besonnene und aufrichtige Kritik nothwendig zu erfüllen hat, und so wollen wir uns denn immerhin freuen, in den „Kritischen Monatsheften", soweit dieselben sich nach der vorliegenden Probe beurtheilen lassen, zwar nicht ein neues epochemachendes Unternehmen, aber doch einen tüchtigen Mitstreiter für eine gute und würdige Sache begrüßen zu können. In Betreff der Aeußerlichkeiten des neuen Blattes bemerken wir noch, daß die einzelnen Besprechungen nicht nach Fächern geordnet, sondern bunt durcheinander in der Reihenfolge abgedruckt sind, wie sie von den Mitarbeitern einlaufen; was dadurch an Uebersichtlichkeit verloren geht, sucht ein auf der innern Seite des Umschlags befindliches systematisch geordnetes Register zu ersetzen. Das Blatt erscheint in monatlichen Heften, deren sechs einen Band bilden; der Preis für den ganzen Jahrgang von 12 Heften beträgt 6 Thlr. R. P.

Theologie.

Unter dem Titel: „Die Aufgabe der Jenaischen Theologie im vierten Jahrhundert der Hochschule" (Jena, Bran) hat Professor Dr. L. J. Rückert die Rede abdrucken lassen, welche er am 6. Februar dieses Jahres bei Uebernahme des Prorectorats in der Aula der Universität gehalten. Bekanntlich wird die genannte Universität im August laufenden Jahres das Jubelfest ihrer vierhundertjährigen Stiftung begehen. Genau genommen jedoch, hat sie ihr viertes Jahrhundert bereits am verwichenen 2. Februar angetreten und nur äußere Rücksichten haben die Verlegung der Festlichkeit in den Anfang der akademischen Herbstferien wünschenswerth gemacht — oder, wie der Redner sich ausdrückt, „höhere Weisheit, welcher wir uns fügen, hat es so geordnet". Inzwischen hat er doch den eigentlichen Festtag nicht ganz unbemerkt vorübergehen lassen wollen und so ist die übliche Prorectoratsrede von ihm benutzt worden, einige allgemeinere Betrachtungen über die Stellung der Universität Jena zur Gegenwart sowie namentlich über die Aufgaben vorzutragen, die ihr in Zukunft noch zu erfüllen bleibt.

Als Theolog hat er sich dabei auf die ihm zunächstliegende Wissenschaft der Theologie beschränkt und das mit um so größerm Recht, als die Theologie in der That diejenige Wissenschaft ist, in der Jena augenblicklich die hervorragendste Stellung einnimmt und in der sich der Gesammtcharakter dieser Universität, aus deren Hallen der humane, freiheitathmende Genius Karl August's noch immer nicht ganz verscheucht ist, sich am reinsten und deutlichsten ausspricht. Jenas Theologie ist, um die kräftigen und nachdrucksvollen Worte des Redners zu wiederholen, „ein Zeichen, dem widersprochen wird, eine Insel im weiten Meere, um welche die Stürme des Zeitgeistes brausen, dessen Wogen Jena unterwühlen, drohender als die Nordsee jene Eilande, deren Untergang man unvermeidlich achtet, oder ein verlorener Posten, den man beim Rückzuge vergessen hat und der nun, treu dem Kriegereide, auszuharren entschlossen ist, bis entweder er untergeht oder der Sieg der Seinigen ihm Rettung und Ablösung bringt. Jenas Theologen können, besser gesagt sie wollen sich nicht bergen, daß nicht allein in Deutschland, das, soweit es eine evangelische Kirche gibt, in der Alten oder in der Neuen Welt, sie die einzige Facultät sind, welche sich noch in der gleichen wesentlichen Stellung findet, in der sie nun fast ein Jahrhundert lang gestanden hat und welche vor nicht allzu langer Zeit die allgemeine Stellung aller war; daß sie nur wenig Freunde haben, und die wenigsten unter denen, die die Macht in Händen haben; daß sie die Zielscheibe des Angriffs derer sind, welche die Kirche selbst oder doch die allein Berechtigten in ihr zu sein vermeinen; daß sie also nur die Wahl haben, entweder von ihrem Wege umzukehren auf die breite Bahn der andern oder sich ihre Aufgabe für sich zu stellen und ihren Weg allein zu gehen." In beredter Weise führt der Verfasser aus, daß der jenaischen Theologie um der Theologie selbst willen nur das letztere bleibt, indem er zugleich die Pflichten aufzählt, die ihr daraus erwachsen. Die jenaische Theologie hat dieselbe Aufgabe, welche aller Theologie überhaupt gesetzt ist und die heutzutage doch so vielfach vergessen und verleugnet wird, nämlich Wissenschaft, speciell evangelische Wissenschaft zu sein. Als Wissenschaft soll sie sich erstlich aufs innigste mit der Philosophie verbinden, dieser Mutter aller Wissenschaften; sie soll ferner dem Fortschritt dienen und endlich soll sie frei und furchtlos sein. Besonders über diesen dritten Punkt spricht der Redner sich mit großem Nachdruck und einer Freimüthigkeit aus, die um so achtbarer und erfreulicher ist, ja seltener sie sich in unsern akademischen Festsälen vernehmen läßt. „Ich bin", sagt er, „gar nicht der Meinung, daß die Freiheit, deren die Wissenschaft bedarf, von außen her gegeben, also auch nicht, daß sie von außen her genommen werden könne. Was vermögen denn die Mächtigen der Erde gegen die Wissenschaft? Ihren offenen Lauf auf kurze Zeit zu hemmen, den Mund ihrer Träger, sei's vorübergehend, sei's auf immer, zu verschließen, auch wol ihnen Bücher, Tinte, Federn und Papier zu nehmen; gegen das Denken ist all ihre Macht nur Ohnmacht, das bedarf des Lehrstuhls und der Bücher, bedarf der Tinte und der Federn nicht, es gedeiht in Kerkermauern wie im Arbeitszimmer, und seine Ergebnisse kann einer, der den andern vorausgeeilt, sie nicht verkündigen, es komme nur erst ihre Zeit, und was vor kurzem man zu flüstern wehrte, auf den Dächern wird's gepredigt. Nein, die Freiheit, deren die Wissenschaft, die theologische wie jede andere,

bedarf, ist nicht eine solche, welche der Denker sich erbitten muß, der Hochmögende ihm großmüthig schenkt, und die Furchtlosigkeit bezieht sich nicht auf mögliche Verbote oder Strafen. Vor sich selber muß sie frei sein, vor sich selber ohne Furcht. Oder vielmehr, die Wissenschaft ist immer frei und furchtlos, die Menschen, die sie pflegen, sind es nicht. Der Wahrheit dienen sollen sie und meinen ihr zu dienen, sich selber dienen sie. Da ist die Trägheit, welche die Mühe des Denkens scheut; da ist die Gewohnheit, welcher das Hergebrachte zu lieb geworden ist, um nicht vor dem Gedanken zu erbeben, daß es die Prüfung nicht aushalten möchte; da ist die Lustsucht, die zwischen Wahn und Wahrheit nach dem Spruche Wieland's urtheilt: ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt und darum jeden Wahn sorgfältig hütet, weil er «glücklich» macht, jede Wahrheit abwehrt, weil sie Schmerz bereiten könnte; da ist die Angst, die sich der Folgerungen fürchtet, zu denen sie genöthigt werden könnte, lieber mit sich selbst in Widerspruch tritt, die Voraussetzungen annimmt und der Ergebnisse sich weigert oder auch jene opfert, so erwiesen als sie seien, um nur diesen zu entgehen. Wo aber diese Kräfte wirken, da ist keine Freiheit und das Wesen der Wissenschaft geht unter." In demselben kräftigen und freimüthigen Sinne äußert der Redner sich auch über die zweite Hälfte der Aufgabe, über den vorzugsweise evangelischen Charakter, welchen die theologische Wissenschaft an sich tragen müsse. Als Ziel für die theologische Entwickelung der Gegenwart überhaupt bezeichnet er, daß sie der Vollendung näher führe, was im 16. Jahrhundert angefangen, daß sie nachhole, was versäumt und unterlassen worden. „Der Ueberlieferung als einer Grundlage entsagend, haben wir zu prüfen, was sie dargeboten hat, und nur das Probehaltige uns anzueignen; das Schriftgesetz, das in der frühern Fassung nie gehalten worden, auch in der Gegenwart von denen, die am stärksten darauf pochen, am wenigsten gehalten wird, nach seiner wahren Geltung festzustellen; der Auslegung der Schrift in ihren beiden Theilen uns mit rechtem Fleiße hinzugeben, und sie in voller Freiheit und mit dem Bewußtsein zu betreiben, daß der Ausleger nur Ausleger sei, also einzig danach streben müsse, in dem eigenen Sinn des Mannes, dessen Gedanken er auszulegen hat, so tief und völlig einzudringen, als nur möglich ist; aus den gefundenen Elementen dann das Werk zu schaffen, das, im Wesen der evangelischen Theologie auf das tiefste wurzelnd, doch in der Entstehungszeit ganz unterlassen wurde, und noch jetzt in seiner Bedeutung häufig nicht erkannt wird, die biblische Theologie, das wahrhaft geschichtliche Zusammenschauen des Entwickelungsganges, der in einem Zeitraum zweier Jahrtausende das theologische Denken auf dem Mutterboden des Christenthums vollendet hat; die Geschichte des kirchlichen Lebens und Vorstellens immer tiefer zu erforschen, insbesondere die Ursachen zu beleuchten und ans Licht zu stellen, aus denen in beiden die vielfachen Irrgänge hervorgegangen sind, die in so vielen Jahrhunderten das Christenthum nicht haben werden lassen, was es werden soll und kann, das werden die Vorarbeiten sein, in deren eifrigstem Vollzug die Theologie sich für die Hauptarbeit befähigt." Als letztere bezeichnet der Redner dann die Lehre von der sogenannten Rechtfertigung, die „so sehr der Mittelpunkt ist, daß sie aufheben sich außerhalb der evangelischen Kirche stellen hieße". Er

berührt damit ein speciell theologisches Gebiet, auf das wir ihm nicht folgen können, ohne die Grenzen zu überschreiten, welche dieser Zeitschrift gesteckt sind. Auch wird das Mitgetheilte bereits genügend sein, die Bedeutung dieser Rede, die in der That weit über den akademischen, ja über den theologischen Kreis hinausgeht, hervorzuheben und alle, die sich überhaupt für die Entwickelung unsers religiösen und kirchlichen Lebens interessiren, auf dieselbe aufmerksam zu machen. Es sind goldene Worte darin, denen wir nur eine recht allgemeine Beherzigung und Erfüllung wünschen. Allein selbst wenn es der Universität Jena, diesem würdigen Erbtheil unserer classischen Epoche, nicht vergönnt sein sollte, der Woge der kirchlichen Reaction, die jetzt so hoch schäumt und soviel Schlamm und Unrath emporwühlt, einen Damm zu setzen — die Thatsache, daß ein jenaischer Professor der Theologie den Muth hatte, so zu sprechen, wie Professor Rückert am 6. Februar dieses Jahres gesprochen hat, bleibt doch stehen und mit ihr bleiben auch alle Hoffnungen, die sich an dies Ereigniß knüpfen. Das Jubelfest der Universität, dem in ganz Deutschland und weit über Deutschland hinaus soviel tausend Herzen in freudiger Erwartung schlagen, konnte nicht würdiger und bedeutungsvoller eingeleitet werden; möge dem schönen Anfang ein ebenso schöner und glücklicher Fortgang entsprechen! r.

Correspondenz.

Aus Berlin.

21. März 1858.

NO. Ich habe in meinen Berichten eine lange Pause gemacht, noch dazu in einer Zeit, wo für uns Correspondenten der Weizen so recht eigentlich in Blüte stand und wo man mitunter kaum noch wußte, wo Augen und Ohren hernehmen, um alles zu sehen und zu hören, was es zu sehen und zu hören gab. Aber damit ich ganz ehrlich bin: gerade diese Ueberfülle des Stoffs hat mich veranlaßt, mich für einige Zeit in den Mantel des Stillschweigens zu hüllen. Für den Correspondenten eines Tageblatts mag eine Zeit wie die jüngstverlebten Festwochen ganz angenehm sein; er muß seinen Faden Tag für Tag spinnen, durch gute und durch schlimme Zeit und da sind ihm denn solche fette Wochen wie die jüngstvergangenen, wo alles begierig nach den Zeitungen greift, um sich wenigstens im Widerschein so vieler Pracht und Herrlichkeit zu sonnen, wohl zu gönnen. Etwas anders dürfte es sich mit denjenigen verhalten, die gleich mir die Aufgabe haben, in ihren Berichten größere Zeiträume zusammenzufassen. Eine Aufzählung der einzelnen Festlichkeiten, eine Schilderung der zahllosen Aufzüge, Schaustellungen und sonstigen Lustbarkeiten, unter denen uns fast der ganze Februar und selbst noch ein Stück des laufenden Monats verflossen — was hätte sie Ihren Lesern nützen können, da dieselben ja längst aus andern und rascher strömenden Quellen über alle Vorgänge dieser Festtage unterrichtet waren? Ich hätte höchstens die Rolle des Chores im antiken Drama spielen und die lustig fortschreitende Handlung mit mehr oder minder allge-

meinen Reflexionen begleiten können: ein undankbares Geschäft überall, am meisten aber bei dieser Gelegenheit. Denn nirgends ist das alte Witzwort von dem „Senf nach dem Rindfleisch" wahrer, als wo es sich um Festlichkeiten handelt gleich den eben verlebten; Begeisterung ist nach Goethe's bekanntem Ausspruch keine Waare, die sich einpökeln läßt für lange Jahre, Lust und Freude wollen frisch genossen sein, wie sie aus dem bewegten Gemüth hervorsprudeln, wer ihnen aber mit Reflexionen und Betrachtungen nachtritt, dem wird sich in den meisten Fällen das lachende Gesicht in eine Leichenbittermine verwandeln, bevor er es selbst noch ahnt. Erlassen Sie mir denn auch heute den moralisirenden Rückblick auf unsere Festwochen, den Sie vielleicht erwartet haben, und begnügen Sie sich damit, daß ich Ihnen einfach bestätige, was Sie freilich schon vielfach aus andern Quellen erfahren haben: nämlich daß der Jubel, mit welchem man das junge fürstliche Paar bei uns empfing, trotz, ja vielleicht eben wegen der tendenziösen Beimischung, die sich allerdings nicht ganz abstreiten läßt und die auch unter den obwaltenden Umständen ganz natürlich ist, ein durchaus aufrichtiger und herzlicher war; diese Freude war nicht commandirt, diese Begeisterung nicht gemacht, und wenn England sonst mit Recht stolz ist auf sein Selfgovernment, so haben wir dem jetzt doppelt stammverwandten Volke bei dieser Gelegenheit bewiesen, daß wir uns wenigstens in der Freude ebenfalls zu regieren wissen. Auch hatten die Behörden den gesunden Takt, uns nicht darin zu stören; ganz im Gegensatz zu den Klagen, die z. B. von Köln her laut geworden und zu denen es, wie Privatbriefe versichern, auch an andern Orten, z. B. in Magdeburg nicht an Grund gefehlt haben soll, beobachteten die Behörden bei uns während dieser festlichen Tage die größte Zurückhaltung, niemand wurde belästigt oder behindert, seinem Vergnügen oder seiner Neugier auf schickliche Weise nachzugehen und selbst das Einschreiten gegen einige Unschicklichkeiten, das hier und da nöthig wurde, geschah mit solcher Vorsicht und Bonhommie, daß wir in der That wünschen möchten, es wäre alle Tage Einzug, damit wir immer eine so humane und leutselige Polizei hätten.

Inzwischen wie die Freude allmählich verraucht, oder doch einen gemäßigtern Charakter annimmt und jeder in das Gleis seiner täglichen Beschäftigungen zurückkehrt, streckt auch die Sorge wieder ihr Haupt empor, die private sowol wie die öffentliche. Die erste ist diesen Winter im ganzen genommen nicht so bitter gewesen wie wol in frühern Jahren und namentlich im letztverwichenen, um dieselbe Zeit. Wiewol der Winter, allen ganz unerwartet, im Lauf der letzten Wochen noch eine ziemliche Strenge entwickelte, so ist die Lage unserer ärmern Klassen doch eine verhältnißmäßig ziemlich günstige gewesen. Einzelne Fälle angeblicher haarsträubender Armuth und Verlassenheit, von denen die Zeitungen berichteten, erwiesen sich hinterdrein als starke Uebertreibungen, ein Misbrauch, der um so mehr zu bedauern, als der Berliner nur allzu wohlthätig ist und sich in seiner angeborenen Gutmüthigkeit nur wenig darum kümmert, ob derjenige, den er unterstützt, dieser Unterstützung auch wirklich würdig. Im allgemeinen waren Brot und Kartoffeln, bei uns wie anderwärts in Deutschland die Hauptbasis für die Ernährung der ärmern Klassen, billig, die Arbeit, wenn nicht allzu reichlich und nicht allzu gut bezahlt, doch immer vorhanden, wenigstens

für den, der wirklich arbeiten wollte, und auch von jenen Klagen über Wohnungsmangel, die in frühern Wintern so vielfach vernommen worden, hat man diesmal wenig oder nichts gehört. Nur über die enorme Höhe des Feuerungsmaterials wurde und wird noch in diesem Augenblick mit Recht Klage geführt; es ist dies ein Krebsschaden, an dem zwar mehr oder weniger alle großen Städte leiden, bei uns jedoch greift er mit einer Schnelligkeit um sich und hat eine Höhe erreicht, welche eine baldige Abhülfe dringend nöthig macht.

Desto mehr dagegen tritt jetzt die öffentliche Sorge wieder in den Vorgrund. Der Gegenstand derselben ist natürlich noch immer der nämliche: die Krankheit des Königs, über die im Publikum noch immer nichts verlautet als Gerüchte und auch diese Gerüchte tragen noch immer denselben ungewissen und widerspruchsvollen Charakter wie früher. Nur darin sind alle Stimmen einig, daß an eine Wiederaufnahme der Regierungsgeschäfte durch den König mit dem bevorstehenden 20. April, als dem Schlußtermin der gegenwärtigen Stellvertretung durch den Prinzen von Preußen, nicht zu denken ist; vielmehr wird der hohe Patient sich noch längere Zeit in tiefster Zurückgezogenheit von allen Geschäften erhalten müssen und hört man in dieser Beziehung jetzt namentlich viel von einem demnächstigen Sommeraufenthalt in Erdmannsdorf in Schlesien oder nach andern auch in Putbus auf Rügen sprechen. Ebenso einig ist man auch über die Uebelstände, die mit einer Stellvertretung in dem gegenwärtigen beschränkten Sinne verbunden sind; ein Staat von der Weltstellung wie der preußische kann die zuwartende, passive Rolle, die uns damit in allen innern wie äußern Fragen auferlegt ist, unmöglich auf die Dauer fortführen, ohne die größten Nachtheile davon zu verspüren. Diese Ueberzeugung ist, wie gesagt, allgemein und wird selbst von denen getheilt, die vor kurzem noch eine Art von Majestätsverbrechen darin erblickten, wenn von einer Regelung des gegenwärtigen unsichern Verhältnisses gesprochen ward. Einige Zeit lang gewann es sogar den Anschein, als würde diese Angelegenheit endlich doch noch in den Kammern zur Sprache kommen und zwar schien die Rechte selbst die Initiative ergreifen zu wollen. Ihre Leser kennen gewiß alle den Artikel, mit dem die „Berliner Revue" vor etwa 14 Tagen debutirte und der auch hier viel von sich reden machte, besonders da man damit allerhand abenteuerliche Gerüchte über eine bevorstehende Coalition unserer äußersten Kammerfractionen verband; sogar bis zu einer neuen Ministerliste, die in wundersamster Mischung Namen der äußersten Rechten und der äußersten Linken durcheinander würfelte, verstieg sich die Leichtgläubigkeit oder sage ich besser die politische Roheit unsers Publikums.

Natürlich ist von alledem kein Wort wahr und auch die „Berliner Revue" scheint vorzeitig aus der Schule geplaudert zu haben; die Frage wegen einer etwaigen Regentschaft wird allen Anzeichen nach in den Kammern nicht zur Sprache kommen, auch nicht von seiten der Rechten, das Ministerium wird keine nähern Erklärungen in Betreff der königlichen Krankheit und der dadurch nöthig werdenden Maßregeln abgeben, wol aber wird die bisherige Stellvertretung nochmals über den 20. April hinaus verlängert werden und zwar ganz auf die bisherige Weise, also wiederum auf drei Monate, obwol sich schon jetzt und angesichts der vom Könige beabsichtigten

Erholungsreiſe vorausſehen läßt, daß die Leitung der Geſchäfte auch mit dem 20. Juli noch nicht in die Hände des Königs zurückkehren wird. Ich enthalte mich gefliſſentlich aller weitern Betrachtungen, die ſich bei dieſer Gelegenheit aufdrängen und bemerke nur, daß die hieſige Preſſe in Uebereinſtimmung mit der Provinzialpreſſe fortfährt, dieſen Gegenſtand mit der alleräußerſten Discretion zu behandeln. Ob ſie dabei lediglich ihren eigenen Impulſen folgt, oder ob, wie man im Publikum behauptet, dieſe Discretion ihr höhern Orts vorgeſchrieben iſt, vermag ich natürlich nicht zu entſcheiden.

Im übrigen iſt es bei uns in der Politik ganz ſo ſtill und leblos, wie es unter den obwaltenden Umſtänden ſein muß. Auch die Thätigkeit unſers Landtags bietet nichts, was einer beſondern Erwähnung werth wäre; die Linke trägt hier und da einen kleinen Sieg davon oder erlangt auch wol ein kleines Zugeſtändniß, wie z. B. in der vielbeſprochenen Angelegenheit des Polizeidirectors von Schmidt in Elbing, im ganzen jedoch iſt es ein ödes und unerquickliches Treiben. Auch in der Kunſtwelt herrſcht tiefe Stille. Unſere Vorſtadttheater behelfen ſich mit Gaſtſpielen. Auf der Friedrich-Wilhelmſtadt gaſtirt Hr. Dawiſon aus Dresden, doch ohne daß der Beifall jene enthuſiaſtiſche Höhe erreicht wie bei ſeinen frühern Gaſtſpielen. Hr. Wallner, der jetzt endlich die Conceſſion zur Eröffnung eines eigenen Theaters erhalten hat, läßt die franzöſiſche Schauſpielertruppe, die zu Anfang des Winters ſich hier ſo vielen Beifall erworben hat, in den ihm dazu bewilligten königlichen Concertſaal gaſtiren, während bei Kroll die ſogenannten Zuaven durch ihr wüſtes Kriegsgeſchrei die zartnervigen Berlinerinnen ebenſo ſehr erſchüttern wie entzücken. Das königliche Hoftheater, das ſich dieſen Winter wirklich ſelbſt übertrifft, nämlich an koloſſaler Trägheit, hat auf morgen die erſte Aufführung von Kühne's „Demetrius" angeſetzt. Die Akademie der Künſte hielt geſtern im Lokale der Singakademie eine Todtenfeier für Rauch ab — und morgen Mittag wird Franz Kugler zur Erde beſtattet werden; Sie widmen dem liebenswürdigen und verdienten Mann ohne Zweifel einen eigenen ausführlichen Nachruf und bemerke ich daher hier nur, daß die Trauer um den Dahingegangenen ebenſo allgemein wie herzlich iſt und von allen getheilt wird, die je in perſönliche Berührung mit ihm kamen oder die auch nur, ohne ihn perſönlich zu kennen, ſeine Bedeutung für die hieſigen literariſchen und künſtleriſchen Kreiſe zu würdigen wiſſen. Berlin hat wahrlich keinen Ueberfluß an ſolchen wohlwollenden, vermittelnden Charakteren, wie Franz Kugler war; groß iſt die Zahl derer, die von ihm Unterſtützung und Förderung ihrer künſtleriſchen Pläne erfuhren und wenn er auch bei weitem nicht allen Forderungen gerecht werden konnte, die an ihn geſtellt wurden, ſo erkennt man doch allgemein an, daß dies nicht an ſeinem Willen lag, der immer gut und edel war, ſondern an Verhältniſſen, denen er ſelbſt ſich vielleicht nur allzu bereitwillig beugte. Doch iſt es ja ein altes Verhängniß, daß die Guten ſterben....

Vom Genferſee.

Mitte März 1858.

Hg. Ihre Leſer wiſſen bereits aus den Zeitungen, welche Folgen des pariſer Attentats vom 14. Januar der Schweiz zu tragen beſchieden ſind.

Wenn wir daher die bezüglichen Vorkommnisse hier nochmals in chronologischer Reihenfolge kurz recapituliren, so geschieht dies darum, weil dieselben ihre zeitgeschichtliche Bedeutung behalten, und weil sie auf die dermalige Stellung der Schweiz zu Frankreich, wie auch auf das Verhältniß Genfs zur Eidgenossenschaft einige charakteristische Streiflichter zu werfen ganz geeignet sind.

Aus der ersten hierher gehörenden Note des Grafen Walewski an den französischen Ministerresidenten in Bern, die vom 20. Januar datirt ist, und welche der letztere dem Bundespräsidenten mittheilte, geht hervor, daß schon am 7. August, 23. November und 12. December 1857 von seiten Frankreichs in Betreff der in der Schweiz noch befindlichen Flüchtlinge bei der Bundesregierung Reclamationen erhoben wurden. Nach dem Wortlaut der Note erhielt die französische Regierung seitens der Schweiz nur „réponses dilatoires et évasives", weshalb der Hr. Graf nach einer ausführlichen, vom „Bund" eine „völkerrechtliche Vorlesung" genannten Motivirung, worin von „notorischen" Umtrieben der Flüchtlinge in der Schweiz die Rede ist und den Rechten der Neutralität auch die Pflichten derselben mit scharfer Betonung entgegengestellt worden, die Internirung namentlich aller italienischen Flüchtlinge von der französischen Grenze weg ins Innere der Schweiz in kategorischer Form verlangt.

Schon lange vor dem Attentat, bereits am 7. December 1857, hatte der Bundesrath von der genfer Regierung Auskunft über eine aus Italienern bestehende Gesellschaft, die sogenannte Société de secours mutuels entre Italiens in Genf, verlangt und erhalten. Diese Gesellschaft war von den genfer Behörden überwacht und scheint wenigstens mit Verschwörungen nichts zu thun gehabt zu haben. Dennoch erhob der Bundesrath neue Reclamationen nach Eintreffen der französischen Note vom 20. Januar in Betreff dieser Gesellschaft und gleichzeitig begann in fast allen Zeitungen der deutschen Schweiz ein wahrer Kreuzzug gegen Genf, welches als eine Stadt, in der Verschwörer aller Länder, ausgewiesene Verbrecher, Bankrotteurs, Gesindel und Vagabunden aller Art ungestört ihr Wesen trieben, wie die „Revue de Genève" sich bezeichnend ausdrückte, „dem Bann von ganz Europa überwiesen wurde". Zuerst wurde Staatsrath Aepli von St.-Gallen, dann die Herren Bischoff, Polizeidirector von Basel, und Regierungsrath Dubs aus Zürich als eidgenössische Commissare nach Genf geschickt, um die mittlerweile beschlossene Internirung aller verdächtigen französischen und italienischen Flüchtlinge durchzuführen und eine Untersuchung über das Verhalten dieser Flüchtlinge im allgemeinen vorzunehmen. Inzwischen waren auch zwei hervorragende Mitglieder der obengenannten Société de secours mutuels von der genfer Behörde eingezogen und nach Bern zur weitern Untersuchung abgeliefert, dort aber alsbald wieder auf freien Fuß gesetzt. Als Endresultat der bundescommissarischen Thätigkeit bezeichnet man jetzt 1) die Internirung, beziehungsweise Ausweisung aus der Schweiz einiger französischer Flüchtlinge, 2) Aufhebung der italienischen Société de secours mutuels, 3) schärfere Ueberwachung derjenigen Personen in Genf, deren Legitimationspapiere nicht in gehöriger Ordnung sind; mit welchem letztern Punkt dann auch gewöhnlich die Grenze aller polizei-

lichen Weisheit bezeichnet ist, freilich ohne daß dadurch jemals ein Attentat verhütet worden wäre.

Der thatsächliche Theil dieser bekannt gewordenen Ergebnisse der Nachforschungen ist so wenig erheblicher Art, daß man, angesichts der von verschiedenen schweizerischen Blättern gegen Genf erhobenen Beschuldigungen, die auch hier und da in deutsche Zeitungen ihren Weg gefunden haben, unwillkürlich an das Parturiunt montes erinnert wird. Zugleich aber liefert andererseits die Bereitwilligkeit des Bundesraths, allen Beschwerden der französischen Regierung in ausgedehntester Weise Rechnung zu tragen, einen neuen Beweis, welchen hohen Werth die schweizerische Centralregierung darauf legt, das beste Einvernehmen mit dem westlichen Nachbar aufrechtzuerhalten. Um so mehr mußte es überraschen, daß von französischer Seite trotz alledem und alledem jene Maßregeln beschlossen wurden, die unter dem Titel „Paßplackereien" seit etwa vier Wochen ein ständiger Artikel sämmtlicher schweizerischen Zeitungen geworden sind.

Der bisher unerschütterliche Glaube der Schweizer an Napoleon und an sein Wohlwollen für das Land, welches ihm einst auf alle Gefahr hin Schutz verlieh, ist eine auffallende, in ihrer psychologischen Bedeutung fast rührende Erscheinung. In der That ist kein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen dem demokratisch-föderativen Staatsprincip der Schweiz und dem Unitarismus und Cäsarismus des heutigen Frankreich. Nur Parteileidenschaft und Unverstand kann, wie dies wirklich geschehen, eine moralische Wechselbeziehung, Sympathie, ja gewissermaßen Solidarität zwischen dem Liberalismus, welchem die gegenwärtigen politischen Einrichtungen der Schweiz ihre Existenz verdanken, und dem Princip des heutigen französischen Staatsorganismus entdecken. Die schweizerischen Einheitsbestrebungen haben bereits in den ersten Jahren ihres Daseins im wesentlichen ihr Ziel erreicht, und die darüber hinausgehenden unitaristischen Ideen finden im Cantonalismus ihren nach allem unüberwindlichen Gegensatz, während die französische im Kaiserthum mehr als je früher repräsentirte Centralisationstendenz noch immer fortschreitet in ihren Uniformitätsbestrebungen, die alles individuelle Leben, wo immer es sich zeigt, erdrücken müssen. Je greller und schroffer solche Thatsachen als eine principiell scheidende Kluft hervortreten, um so auffallender mußte dieses vertrauensvolle Anlehnen der Schweiz an Frankreich erscheinen, ein hingebendes Vertrauen, das für jeden, der die Volksstimmung in der Schweiz und vorzüglich in der deutschen, beobachtete, und die Organe der öffentlichen Meinung genauer verfolgte, kein Geheimniß mehr bleiben konnte.

Das neueste Auftreten der französischen Regierung hat nun freilich selbst einige der vertrauensvollsten Organe etwas stutzig gemacht. Besonders stößt die Errichtung der beiden neuen Consulate in Basel und La Chaux-de-Fonds auf große Abneigung bei der öffentlichen Meinung. So äußert sich der „Bund" (vom 5. März): „In die größte Verlegenheit muß namentlich der Bundesrath dadurch kommen. Er mag hier beschließen was er will, den neuen Consuln das Exequatur ertheilen oder verweigern, so ist er sicher, die Unzufriedenheit eines großen Theils des Landes zu erregen. Ertheilt er das Exequatur, so darf die Landesbehörde mit Gewißheit von allen Seiten der Vorwurf erwarten: diese Consuln sind Organe der fran-

zösischen Polizei, durch sie faßt die Administration eines autokratisch regierten Landes Fuß auf unserm demokratisch regierten Boden, die Selbständigkeit der Schweiz ist gefährdet; die Stellung der Consuln bringt es mit sich, daß sie, um von sich reden zu machen, um zu avanciren, um eine Decoration zu erlangen, alles Mögliche rapportiren, was da ist und manchmal auch nicht ist. Verweigert hingegen der Bundesrath jenen Consuln das Exequatur, so liegt es auf der Hand, daß die französische Maßregel in ihrer ganzen Gehässigkeit auf der gesammten Bevölkerung der Schweiz lasten bleibt, voraus auf derjenigen der westlichen Grenzcantone. Und da man nicht weiß, wie bald sich die französische Regierung von der Nutzlosigkeit ihrer Maßregel überzeugen wird, so läuft der Bundesrath in jenem Falle Gefahr, mit der Zeit erst recht die Vorwürfe eines sehr bedeutenden Theils der schweizerischen Bevölkerung auf sich zu ziehen."

Hiermit ist in der That das Dilemma bezeichnet, in welchem der Bundesrath sich dermalen befindet. Man wird sich nun freilich bemühen, die Gehässigkeit des französischen Auftretens in jeder Hinsicht abzuschwächen. Pariser officiöse Blätter — und welche sind nicht officiös? — haben bereits einen beruhigenden Ton angeschlagen. Und dann kommt in diesem Fall der französischen Regierung jenes Vertrauen der Schweizer auf Napoleon III. sehr zu Hülfe: unterscheiden doch schon jetzt viele schweizerische Blätter auch in dieser Angelegenheit stets zwischen dem Kaiser und den Organen der französischen Regierung in der Schweiz. Auf die Schultern des Hrn. von Salignac-Fénélon in Bern wird gewöhnlich die ganze Verantwortlichkeit einer jeden Misliebigkeit, die von der Seine kommt, geschoben. Leute, die geschichtliche Parallelen lieben, citiren jetzt das Auftreten des französischen Gesandten, des Herzogs von Montebello, in der Mitte der dreißiger Jahre in Bern.

Speciell für Genf hat die gegenwärtige Spannung zwischen Frankreich und der Schweiz die Folge, daß die zu dem bevorstehenden Eröffnungsfest der Genf-Lyoner Eisenbahn eingeladenen hohen Gäste aus Paris wahrscheinlich nicht kommen werden. Dadurch verliert nun freilich weder das Fest an seiner Bedeutung für den großen Weltverkehr, noch an seinem Glanze als Volksfest. Bälle, große Theatervorstellung, Umzüge und Illumination der Stadt werden auch ohne die Anwesenheit der französischen Minister u. s. w. stattfinden. Was Genf im Punkt der Feste zu leisten vermag, hat es 1851 bei Gelegenheit des eidgenössischen Freischießens und 1856 gezeigt, als das eidgenössische Musikfest daselbst gefeiert wurde.

Der Februar, sonst eigentlich der Glanzmonat der Saison, ging am Genfersee ziemlich still vorüber. In Lausanne, Vevey und Genf hatten sich die Grippe und andere Winterleiden als sonst ziemlich seltene, darum aber nicht minder unerwünschte Gäste eingestellt. Nichtsdestoweniger fehlte es nicht an Concerten, Vorträgen u. s. w. Unter erstern ernteten besonders die der Frau Klara Schumann allgemeinen Beifall. Unter den Vorlesungen verdienen die über Rousseau, die von Pfarrer Gaberel in Genf und Neuenburg gehalten wurden, besondere Erwähnung. In den kirchlichen Kreisen Genfs fanden auch in diesem Winter die gewöhnlichen Abendvorträge, hauptsächlich kirchengeschichtlichen und polemischen Inhalts, statt.

Notizen.

Von Ludwig Rellstab's neuem Roman: „Drei Jahre von Dreißigen" (Leipzig, F. A. Brockhaus) haben soeben die beiden ersten Halbbände die Presse verlassen. Adolf Helfferich hat ein interessantes Buch über Irland, halb Reiseschilderung, halb Novelle: „Skizzen und Erzählungen aus Irland" (Berlin, Springer) drucken lassen. Von Franz Löher's vortrefflichem Werke „Land und Leute in Amerika" (Göttingen, Wigand) wird demnächst ein dritter Band die Presse verlassen. Unter dem Titel „Die Fremdherrschaft" hat Heinrich Pröhle einen kürzlich von ihm im berliner Wissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrag, Beiträge zur Geschichte des Königreichs Westfalen enthaltend, bei G. Mayer in Leipzig in Druck gegeben. Von der bei Gelegenheit der preußisch-englischen Vermählung in Berlin erschienenen Broschüre: „Quid faciamus nos?" (Berlin, Schneider), als deren Verfasser allgemein Konstantin Frantz genannt wird, erschien die dritte, mit einem Nachwort „Ueber die Neutralitätspolitik" versehene Auflage. Professor J. J. Roßbach in Würzburg gab eine „Geschichte der politischen Oekonomie, für Staatsmänner, Oekonomen und Industrielle" (Würzburg, Etlinger) heraus; dieselbe bildet zugleich den ersten Band eines größern Werks aus derselben Feder, welches den Titel führt „Vom Geiste der Geschichte der Menschheit".

Mitte März hat in Dresden eine Versammlung deutscher Theatervorstände stattgefunden; den Vorsitz führte Hr. von Gall, Intendant des stuttgarter Hoftheaters. Unter den Gegenständen, die zur Berathung gestanden und über die auch theilweise eine Vereinbarung stattgefunden haben soll, werden namentlich angeführt die zu großen Gagenforderungen der ersten Fächer, der Misbrauch, der von einzelnen mit der allzu großen Ausdehnung des Urlaubs getrieben wird, die Verschiedenheit der üblichen Contractformulare, das immer schamloser werdende Unwesen der Theateragenturen ꝛc. Gleichzeitig soll von Erhöhung der Honorare für Dichter und Componisten die Rede gewesen sein, insbesondere durch möglichste Ausdehnung und Verbesserung des Tantièmensystems, das bisjetzt gesetzlich nur bei den Hofbühnen von Berlin und Wien eingeführt ist. Auch soll man sich über Benefizvorstellungen zu Gunsten des in Dresden zu errichtenden Denkmals für Karl Maria von Weber (dessen „Freischütz" neulich in Berlin die dreihundertste Vorstellung erlebte) vereinigt haben.

Von dem Original von Lewes' berühmtem und vielbesprochenen Werke: „The life and works of Goethe", das bekanntlich durch Julius Freese ins Deutsche übertragen ward, erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig eine zweite, vom Verfasser selbst für das Festland bestimmte und sorgfältig durchgesehene und verbesserte Auflage: eine angenehme Gabe sowol für die Verehrer Goethe's als auch für die Freunde und Kenner der englischen Sprache und Literatur. Thomas Carlyle's seit längerm vorbereitetes Werk über Friedrich den Großen wird noch im Laufe dieses Sommers und zwar wie es heißt gleichzeitig in einer englischen und deutschen Ausgabe erscheinen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe über natürliche Religion.

Von

Julius Frauenstädt.

8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des beliebten, zuletzt wegen seiner Schriften über den Materialismus und die Naturwissenschaften viel genannten Schriftstellers will für die religiösen Fragen dasselbe sein, was Liebig's chemische, Erdmann's psychologische, Moleschott's physiologische Briefe auf ihren Gebieten sind. Er wendet sich wie diese an das große gebildete Publikum Deutschlands und sucht gegenüber „den modernen Hierarchen, den absolutistischen Autoritätseiferern, den die «Umkehr der Wissenschaft» verlangenden vernunftfeindlichen Positivisten und Objectivisten, welche die Menschheit in einem Köhlerglauben zu erhalten oder vielmehr in einen Köhlerglauben zurückzuversetzen wünschen", die Berechtigung und Wahrheit einer natürlichen Religion nachzuweisen: „einer den Fortschritten der Wissenschaft und der durch sie gewonnenen philosophischen Weltanschauung entsprechenden Religion, die nicht ferner Kopf und Herz miteinander in Zwiespalt bringt, sondern beide versöhnt". Besonders verdient die Schrift auch von den Lesern der in drei Auflagen erschienenen Schrift „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" beachtet zu werden, da sie sich ausführlich mit dieser beschäftigt.

In demselben Verlage erschien:

Die Religion Jesu und ihre erste Entwickelung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Von Dr. **Gustav Volkmar.** 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk ist gewissermaßen als eine Ergänzung zu der bekannten, rasch in zwei Auflagen erschienenen Schrift von Karl Schwarz: „Zur Geschichte der Theologie", zu betrachten. Denn während letztere den innern Gang, welchen die Theologie in der neuesten Zeit genommen, anschaulich zu machen strebt, erscheint hier eine populäre positive Darstellung des geschichtlichen Christenthums selbst nach den Ergebnissen der neuern Kritik, und wird als ein durch gründliche, aber positive Aufklärung versöhnendes Werk nicht nur den Theologen eine erwünschte Erscheinung sein, sondern auch nach vielen andern Seiten hin eine reiche Belehrung gewähren.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke
zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 15.** 8. April 1858.

Inhalt: Idealismus und Realismus im Reich des Ideals. Von **Arnold Ruge.** II. — Das deutsche Gesindewesen von ehedem. Von **Johannes Müller.** I. — Eine Reclamation. — **Literatur und Kunst.** Zur Länder- und Völkerkunde. (Helfferich, „Skizzen und Erzählungen aus Irland".) — **Correspondenz.** (Aus Hannover.) — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Idealismus und Realismus im Reich des Ideals.

Als Vorläufer zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Von
Arnold Ruge.

II.

2.

Wie verhält sich nun der Dichter mit einem solchen Bewußtsein zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zu ihm?

Kann er die Wirklichkeit, die ihm vor den Füßen liegt, wiederholen? „Wenn sie nun wundervoll gut getroffen und mit viel Verstand gewählt wäre?" Sie wäre immer nur eine Studie, die er nicht selbst reden lassen könnte, der er vielmehr erst den Geist der Wahrheit einhauchen müßte. „Das Leben mag noch so interessant sein, wo man nur hineingreift", es wird immer unfähig sein, einen andern als einen veralteten Geist zu offenbaren; den neuen hat es von dem Philosophen und von dem Dichter, der Philosoph ist, zu empfangen.

Die gemeine Wirklichkeit ist geistlos und bedeutungslos; erst wenn du sie verstehst, gibst du ihr eine Bedeutung, erst wenn du sie auf ihr Ideal ziehst, gibst du ihr Geist.

Zeichne die Aegypter oder die Engländer, wie sie sind, tausendmal, und kein Mensch versteht sie; lerne du sie erst verstehen und zeichne sie dann, wie du sie verstehst, und die andern werden sie auch verstehen.

Zeichne den Menschen überhaupt als Meister ohne das Ideal des Menschen vor Augen zu haben, und alle deine Meisterschaft bleibt Copie, aus der die Beschauer nichts weiter lernen als aus ihrem Original, das sie ja auch gedankenlos passiren lassen. Wen aber „das Bild des Menschen aus allen Götterthypen anblickt", dem erscheint auch umgekehrt sein göttliches Bild in aller Wirklichkeit, und für den versteht es sich von selbst, daß er die psychologische Wahrheit nur gebraucht, um die wesentliche Schönheit hindurchscheinen zu lassen.

Das psychologische Interesse an der wahren Darstellung des menschlichen Herzens entspricht der Correctheit im Zeichnen.

Die Correctheit der Zeichnung, die Kunst, das Herz des Menschen wahr zu schildern, ist nicht hoch genug anzuschlagen; aber verstünde der den Rafael, der nur die Correctheit seiner Zeichnung sähe? Das Bewußtsein, der Geist, die Idee, das Ideal, welches diese Zeichnung ausdrückt, dem sie zum Mittel dient, damit es durch sie hindurchscheine — das ist die Wirklichkeit, auf die es im Reiche des Schönen ankommt.

Der gemeine Realismus wäre froh, wenn wir seinen Figuren überall auf der Straße begegneten und uns bei jedem Schacherjuden an seine Copirkunst erinnerten. Ist das Rafael's Ehrgeiz? Und sind darum seine Figuren minder wirklich? Man mache sie mehr römisch oder mehr jüdisch und sie werden wahrer im gemeinen, völlig unwahr im poetischen Sinne.

Die dichterische und ideale Wahrheit und Wirklichkeit ist die Wahrheit des allgemein Menschlichen zu wahren Formen erhoben. Die Wahrheit der Caricatur ist Dissonanz, die mindestens eine komische Auflösung braucht. Die gemeine Wirklichkeit ist immer Caricatur, braucht daher entweder eine komische oder eine ideale Auflösung, um überhaupt Poesie zu werden.

In der Poesie heißt Realismus, wirkliche Ideen und wirkliche Ideale hervorbringen und durch wahre Figuren so hindurchscheinen lassen, daß diese Figuren den Erdgeschmack verlieren und der Idee ebenbürtig werden, die sie auszudrücken haben. Die Nachahmer von Dickens und andern Engländern, die gar keine Idee auszudrücken haben, sondern nur copiren, sind Pfuscher. Die Schriftsteller, die nur das Leben schildern und nur wegen correcter Zeichnung bewundert werden wollen, sind geistlose Handwerker. Sie haben Schiller nicht gelesen; daß sie ihn nicht verstanden haben, ist damit gleichbedeutend; ihr Beispiel zeigt, daß es fast eben so schwer ist, Schiller zu lesen als Hegel. Daß sie Rafael nicht gesehen haben, darf ich wol nicht sagen; aber wenn man ein Pferd durch die dresdener Galerie führte, so müßte man wol auch zugestehen, daß es die Bilder gesehen hätte.

Ich glaube nicht, daß mir irgendjemand darin widersprechen wird, wie es sich mit dem poetischen und mit dem gemeinen Realismus verhält, daß es daher eine lächerliche Anmaßung ist, wenn in unsern Tagen der gemeine Realismus als ein Fortschritt über den idealen Realismus Schiller's, d. h. über die allgemein menschliche Wahrheit der Schiller'schen Ideale ausgeschrieen worden ist.

Ueber den Idealismus hinaus gibt es überhaupt weder in der Philosophie noch in der Kunst einen Fortschritt; wie es über die Wissenschaft und Wahrheit hinaus keinen gibt, so gibt es über die wahre Schönheit hinaus ebenfalls keinen. Zur Beruhigung der Fortschrittsüchtigen wollen wir nicht leugnen, daß die Bewegung sich durch Gegensätze macht, und daß allerdings der Abfall vom Idealismus in Poesie und Philosophie ganz im allgemeinen den Gegensatz der Dummheit und Roheit bezeichnet, womit man ohne weiteres das Denken und die Poesie, die Idee und das Ideal, an den Nagel hängt und den Rüpel aus Schwaben dem unsterblichen Schwaben entgegensetzt.

Eine jetzt ziemlich veraltete Ansicht ist die des „unbewußten Genies", dem Gott alles im Traume gibt. Als wenn der Spruch des Meisters, der die Glocke gießen will,

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt

nur auf den Glockengießer und nicht ebenso auf den Dichter und jeden andern Künstler seine Anwendung fände. Die Romantiker haben „das unbewußte Genie" erfunden; sie hatten den richtigen Instinct, daß sie alle miteinander nicht nur Advocaten, sondern auch Genossen der Dummheit sind.

Was kam ihnen abhanden? Der höchste Gegenstand selbst. Wem widersetzen sie sich? Der Freiheit des Menschen und dem Genius des Jahrhunderts. Um das zu thun, mußten sie freilich „unbewußte Genies" sein. Daß diese Lehre dem Pöbel ganz wie gerufen kam, versteht sich von selbst; je „unbewußter" einer nun war, desto leichter konnte er sich ja für „ein Genie" halten.

Ueber den höchsten Gegenstand, die Wahrheit, das Ideal des Menschen und dessen künstlerische Darstellung, darf aber weder die Zeit im ganzen, noch der Künstler, der den höchsten Gegenstand zur Aufgabe hat, im Dunkeln sein.

Sofern er über ihn im Dunkeln ist, verfehlt er ihn ganz gewiß; und nur sofern er sich über ihn klar ist, trifft er ihn.

Die Propheten des „unbewußten Genies" sind daher geschworene Feinde Schiller's, und je bewußter Schiller war, desto weniger sollte er ein Genie sein.

Goethe sollte für unbewußt gelten; wir haben aber schon gezeigt, daß er an dem Schiller'schen Bewußtsein theilnimmt, und daß er von dem humanen Bewußtsein der Aufklärung ausgeht. Wo dies nicht ausreicht, tritt das antike Bewußtsein bei ihm ein, und wo er das Ideal ergreift, thut er es keineswegs unbewußt; er fällt nur davon ab, wo er reflectirt und aus der Poesie herausfällt. Das Goethe'sche Bewußtsein über Götter und Menschen ist allerdings secundär, während Schiller's Bewußtsein darüber entschieden schöpferisch und mit größerer Freiheit angeeignet ist.

Das Genie besteht überall nur darin, daß der Privatgenius sich des Genius der Zeit bemächtigt, d. h. daß er das letzte und höchste Bewußtsein des Menschen über sich selbst theilt, mit voller Klarheit zu dem seinigen macht und mit dieser Klarheit den Massen wiedergibt, die natürlich immer hinter der Entwickelung zurückbleiben und durch unvollkommene Ueberlieferung des historischen Geistes geflissentlich und unbewußt von denen zurückgehalten werden, die keine Genies, sondern, wie wir dies alle Tage erfahren, Strohköpfe sind.

Die Klarheit über den höchsten Gegenstand, über die Principien, über die Geschichte, über die Art und Weise, die Geschichte weiter zu führen — mit einem Wort Philosophie und zwar die Philosophie, welche diese Klarheit hervorbringt — gehört so wesentlich zu dem Begriff des Genies, daß es keinen unglücklichern Einfall in der Welt gegeben hat als „das bewußtlose Genie".

Ein anderer Irrthum über Genie, Idee und Idealismus ist, „das Genie müsse nagelneue Einfälle haben" und ein „Original" sein. Die Idee, das Ideal, das Wahre und Schöne, das der denkende Mensch hervorbringt, muß vielmehr gerade die Wahrheit und das Ideal seiner Zeit sein. Er muß zeigen, daß er die Zeit versteht, daß er ein wahrer Sohn ihres guten Genius ist, daß er die Philosophie seiner Zeit verstanden und zu der seinigen gemacht hat. Er hat nicht als Aboriginer mit irgendeinem Privateinfall die Welt in Erstaunen zu setzen, sondern er hat vielmehr ihren Erwartungen zu entsprechen, indem er aus dem Systeme, das er mit seinen Zeitgenossen gemein hat, die Keime des neuen Systems aufgehen läßt. Wie man dem bösen Genius seiner Zeit entsprechen und der Widersetzlichkeit gegen Vernunft, Verstand und Wissenschaft dienen könne und daß dieser Dienst keinen Faust, sondern nur einen Mephistopheles erfordert — das wollen wir hier nicht weiter erörtern, sondern nur andeuten, um zu zeigen, daß Genie und Idealismus die positive Seite des Geistes, die Feindschaft dagegen die negative ausdrückt. Ueber diesen Punkt hat Goethe im „Faust" wie ein Seher gedichtet und geweissagt.

Das Genie oder der Idealist ist der Mensch, der die Idee und das Ideal der Menschheit positiv fördert, der den guten Genius der Zeit zur Anerkennung, zum enthusiastischen Durchbruch bringt. Die üble Mode, Klopffechter und Banditen unter die Genies zu setzen, führt nur dahin, des Menschen allerhöchste Kraft zu schänden, der Fechtmeister ist kein magister bonorum artium, und die Kunst des Generals wie die des Scharfrichters nur ein Uebelstand, den die Roheit der europäischen Menschheit noch nicht los werden kann, der aber schon hinlänglich als ein bloßer Uebelstand erkannt ist, um sich kein langes Leben mehr zu versprechen. Es ist freilich eine Schande für die Menschheit, daß sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ideal der Wilden noch nicht los werden kann; aber es zeigt sich doch schon eine schwache Dämmerung der wahren Beurtheilung der Tamerlane und ihres Gleichen. Wer den Geist der Zeit und alle Einzelnen, die Geist haben, wer alle „Ideologen" zu erwürgen sucht, der ist kein Genie, sondern nur ein Verbrecher im großen Stil.

3.

Auch die Dichter haben dem Zuge der Vermenschlichung in der Auffassung des Preiswürdigen nachgegeben, und es ist ein guter Instinct, den Menschen und das menschlich Preiswürdige gerade in der entgegengesetzten Richtung wie bisher zu suchen.

Dem Heldengedicht ist die Idylle gefolgt und zum Theil schreibt sich die Opposition gegen den Idealismus von dem Stolz des Idyllikers her, daß der Bauer ein humanerer Gegenstand der Poesie sei als der Soldat, obgleich auch diese Betrachtung eine Ungerechtigkeit ausdrückt. Der Krieg ist von unsern Dichtern entschieden als Nothstand aufgefaßt worden und der Soldat als solcher ganz und gar nicht ihre Liebhaberei. Auch haben Goethe und Schiller das Idyll in Formen hinterlassen, die wir über den neuen idyllischen Unternehmungen noch nicht vergessen haben. Im Gegentheil, Schiller's „Tell" und Goethe's „Hermann und Dorothea" sollten von denen, die sich jetzt mit dem Idyll beschäftigen, besser verstanden und gründlicher studirt werden, als es geschehen ist. Namentlich enthält Auerbach's „Barfüßele" eine Menge höchst ungeschickter Caricaturen der Goethe'schen Dichtung, die sich so naiv produciren, als wenn „Hermann und Dorothea" eine alte Schwarte wäre, die niemand mehr läse oder im Gedächtniß hätte.

Das Idyll ist allerdings die Hervorhebung der naiven Natur, wie dies auch die Komödie ist; die Komödie ist daher etymologisch Dorfgeschichte, und das Idyll haben wir Hirtengedicht genannt. Wenn aber die naive Menschennatur von dem Dichter dargestellt wird, so idealisirt er sie. Die psychologische Wahrheit und die Lokalfarbe müssen durch

den Vers, durch den Humor und den Geist des Ganzen in die Sphäre der Schönheit erhoben werden und von allgemein menschlichem Interesse sein:

Nur was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Theokrit ist Virtuose in dieser Gattung. Virgil's und später Geßner's Nachahmungen verfehlen das Dramatische, das Psychologische und darum den Geist, der sich durch beides so reizend ausdrückt. Wo kein Medium ist, kann auch nichts hindurchscheinen. Goethe in „Hermann und Dorothea" und Schiller im „Tell" sind dagegen vollkommen zur Höhe dieser Gattung gelangt. Voß' „Luise", die den Anstoß zu „Hermann und Dorothea" gab, hat etwas zu wenig dramatisches und psychologisches Interesse. Alle drei wissen aber recht gut, daß nicht die Copie, sondern die idealbelebte psychologische und dramatische Wahrheit die Wirklichkeit ausmacht. Die Lokalfarbe individualisirt nur. Da nicht jeder griechisch liest, und die Verdienste der psychologischen Wahrheit und des dramatischen Lebens in den einfachsten Verhältnissen nirgends so schlagend hervortreten, so habe ich mir die angenehme Mühe gemacht, eins der reizendsten Idyllien von Theokrit zu übersetzen und theile es hier als Beleg mit.

Die Hirtenhochzeit von Theokrit.

Kora. Und der Schelm, der die Helena stahl, war auch nur ein Hirte.
Daphnis. Lob' ich mir mein Helenchen! Bin auch nur ein Hirt, und sie küßt mich.
Kora. Prahle nur nicht, mein Bürschchen, ein Kuß hat nichts zu bedeuten.
Daphnis. Auch die nichtigen Küsse sind voll der süßesten Labung.
Kora. Nun, ich wasch' mir den Mund, und spüle den Kuß in die Quelle.
Daphnis. Hast du die Lippen gewaschen, so reich' sie noch einmal zum Küssen.
Kora. Küsse doch lieber die Weiber und nicht eine züchtige Jungfrau.
Daphnis. Prahle nur nicht, wie im Traum vergeht dir die flüchtige Jugend.
Kora. Trock'ne Trauben sind süß und welke Rosen noch duftig.
Daphnis. Komm, zum Oelbaum hier, ich will dir ein Märchen erzählen.
Kora. Nein, du hast mich nur eben durch liebliche Märchen verleitet.
Daphnis. Komm, hier unter die Ulmen; ich spiele dir eins auf der Flöte.
Kora. Spiele dir selber eins auf; ich mag das Gestöte nicht hören.
Daphnis. Ei, ei! Mädchen! so fürchte den Zorn der paphischen Göttin!
Kora. O um die Paphierin! Nur Artemis soll mich beschützen.
Daphnis. Rede nicht so! sie trifft dich, und steckt dich in schmutzige Wäsche!
Kora. Treffe sie mich, wie sie will; mir hilft doch Artemis wieder.
Daphnis. Halte die Hand nicht vor, und reich' mir noch einmal das Mäulchen!
Kora. Greif' mich nicht an! Jetzt muß ich noch einmal die Lippen mir waschen.
Daphnis. Eros entgehst du ja doch nicht; noch nie entging ihm ein Mädchen.
Kora. Ich entgeh' ihm gewiß, wenn du auch ewig sein Joch trägst.
Daphnis. Wenn du nur nicht, wie ich fürchte, dich dann einem Schlechteren hingibst.

Kora. Viele bewarben ſich ſchon, doch keiner von ihnen gefiel mir.
Daphnis. Nun, ſo komm' ich denn auch, und werbe um dich mit den andern.
Kora. Und was räthſt du mir, Freund? Die Eh' iſt gar zu verdrießlich.
Daphnis. Gar keinen Schmerz und Sorge, nur Hochzeit gibt's in der Ehe.
Kora. Aber man ſagt, daß die Frauen vor ihren Männern ſich fürchten.
Daphnis. Umgekehrt, ſie regieren das Haus; wen ſollten ſie fürchten?
Kora. Ach, und die Weh'n der Geburt und die ſchweren Pfeil' Ilithyiens.
Daphnis. Nun, da hilft dir die mächtige Artemis, deine Beſchütz'rin.
Kora. Aber ich fürcht', ich verliere die blühende Schönheit im Kindbett.
Daphnis. Neue Geſtirne erblickt in den Söhnen die glückliche Mutter.
Kora. Und was ſchenkſt du mir Hübſches zur Hochzeit, wenn ich dir zuſag'?
Daphnis. All das Vieh, das Gehölz und all die Weide ſoll dein ſein.
Kora. Schwöre, du wolleſt mich nicht nach der Hochzeit höslich verlaſſen.
Daphnis. Niemals, nie beim Pan! und wenn du ſelbſt mich hinauswürfſt.
Kora. Wirſt du ein Hochzeitsbett und Haus und Hof mir bereiten?
Daphnis. Freilich bekommſt du ein Bett und prächtiges Vieh auf der Weide.
Kora. Aber was ſoll ich zu Hauſe, was ſoll ich dem Vater nur ſagen?
Daphnis. O er billigt's gewiß, wenn du meinen Namen ihm nenneſt.
Kora. Nun ſo ſag' ihn mir mal; man hört doch gerne den Namen.
Daphnis. Ich bin Daphnis, mein Vater iſt Lykidas, Mutter Nomaia.
Kora. 's iſt ein gutes Geſchlecht, doch meins iſt ebenſo vornehm.
Daphnis. Nun, es iſt grade ſo arg nicht; dein Vater iſt Meiſter Menalkas.
Kora. Zeige mir dein Gehölz und wie das Gehöfte gelegen.
Daphnis. Sieh', dort liegt es, da drin in den blühenden, ſchlanken Cypreſſen.
Kora. Weidet, ihr Ziegen, damit ich des Hirten Beſitz mir beſehe.
Daphnis. Weidet mir artig, ihr Rinder, damit mein Mädchen den Park ſieht.
Kora. Was unterſtehſt du dich, Burſch? Was greifſt du mir ſo in den Buſen?
Daphnis. Das ſei die erſte Weihe für deine blühenden Brüſtchen.
Kora. O beim Pan, du erſtickſt mich; ſo zieh' doch die Hand aus dem Mieder.
Daphnis. Fürchte dich nicht, lieb's Mädchen! Was zitterſt du? Sei nicht ſo ängſtlich.
Kora. Wirf mich doch nicht ſo ins Gras! mein ſchönes Kleid wird ja ſchmuzig!
Daphnis. Aber ſieh' doch, ich breite den weichen Pelz dir ja drunter.
Kora. Oh, nun haſt du mir auch den Gürtel zerriſſen! Wozu denn?
Daphnis. Um ihn der Paphierin als erſtes Opfer zu widmen.
Kora. Wart', Verweg'ner, wie leicht kommt jemand! Ich höre was rauſchen!
Daphnis. Nur die Cypreſſen erzählen einander ſich deine Vermählung.
Kora. Nun zerreißt du mir gar mein Kleid; du ziehſt mich ja nackt aus!
Daphnis. Herzchen, ich geb' dir dafür ein and're und größeres wieder.
Kora. Alles verſprichſt du mir jetzt und hernach gibſt du mir wol gar nichts.
Daphnis. O, könnt' ich ſie dir geben, ich gäbe noch d'rein dir die Seele!
Kora. Artemis, zürne mir nicht! Dein Mädchen wurde dir untreu.
Daphnis. Eros opfr' ich ein Rind, Aphroditen ſelbſt einen Farren.
Kora. Kam ich als Jungfrau her; als Frau nun geh' ich nach Hauſe.
Daphnis. Frau und Mutter, die Kinderchen pflegt und Jungfrau geweſen.

Und ſo zwitſcherten ſie miteinander in holdem Gekoſe
Blühenden Wechſelgeſangs. Das verſtohlene Lager erhob ſich;
Und vom Rauſch erwacht, ging ſie die Lämmer zu weiden
Zwar mit verſchämtem Geſicht, doch froh im innerſten Herzen;
Und er ging zu der Heerde beſeligt durch ihre Umarmung.

Mit welcher vollendeten und strengen Form ist das kleine Drama durchgeführt und wie hold sind die Töne, womit der Dichter, begeistert von seinem eigenen Ideal, die Liebenden entläßt. Sie sind freilich im Deutschen wol unerreichbar:

ὣς οἱ μέν, χλοεροῖσιν ἰαινόμενοι μελέεσσιν,
ἀλλήλοις ψιθύριζον. ἀνίστατο φώριος εὐνή.

Es wird niemand sagen, daß der Reiz der Natur, der anschaulichen Gemüthsbewegung, die richtige weibliche und männliche Charakteristik, der rasche Fortgang einer unendlich naiven Entwickelung fehle; und dennoch wie vollkommen ist das ganze Gedicht der gemeinen Wirklichkeit entrückt! Seine Schönheit ist vollendet, seine menschliche Wahrheit unvergänglich, und seine Komik das holdeste Spiel unsterblicher Kinder dieses glücklichen Künstlers.

4.

Ich will nicht sagen, daß ich in dem Bisherigen den Wissenden viel Neues gesagt hätte; ich wünsche nur, daß die Verirrung der Gedanken zu der absurdesten Widerhaarigkeit gegen Wahrheit und Schönheit als solche erkannt und von der strebenden Jugend mit voller Klarheit zurückgewiesen werde.

Noch viel weniger wird man über Schiller selbst etwas Neues erwarten, und je weniger man erwartet, desto lieber ist es mir.

Schiller's Gestalt erhebt sich um so ehrfurchtgebietender vor unsern Augen, je mehr wir auf seine Ansicht von seiner Aufgabe, auf den überwältigenden Einfluß seiner Werke und auf die kurze Lebensdauer von 46 Jahren, in denen er sie vollendete, eingehen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er den Geist der Nation umbilden und veredeln wollte, daß er seinen Zweck erreicht hat, und zwar, indem er rein und frei der Wahrheit und dem Schönen diente, er der erste, der die Hoheit seines Gegenstandes vollkommen begriff.

Zu diesem Begriff seines Gegenstandes arbeitete er sich indessen, wie das nicht anders sein kann, erst im Kampfe mit seiner Zeit hindurch; seine Erfolge konnte er natürlich nur theilweise erleben, da sie selbst heute noch lange nicht erschöpft sind.

Wenn wir auf seine Zeit eingehen, so ist er zunächst in dem alten untergehenden Deutschland befangen und sucht sich davon zu befreien in den „Räubern" und in „Kabale und Liebe", die beide stark oppositionell sind; sodann wirkt die Revolution auf ihn ein und der neue Geist, der über Europa kam, wirkte positiv in ihm. In „Fiesco", „Don Carlos", dem „Aufstand der Niederlande" und dem „Dreißigjährigen Kriege" spiegelt sich dies positiv ethische Interesse ab. Endlich tritt die philosophische Arbeit, das Studium Kant's und Rousseau's, hervor und so vollendet sich der Denker und der Dichter.

Daß die Dichtung der „Räuber" sich mit dem Dienst des Herzogs von Würtemberg nicht vertrug, beweist der Bruch, der schon damals zwischen der gemeinen Wirklichkeit und dem strebenden Geiste Schiller's bestand. Sobald der Dichter sich völlig klar darüber wurde, floh er aus dem Dienst.

Indessen waren „Die Räuber" nur die unklare Gährung. Die wilden Elemente tobten darin mit allen Schrecken der verwahrlosten und aus den Fugen gerückten Menschennatur gegeneinander; aber sie waren sozusagen nur eine Hypothese des socialen Verbrechens und der entmenschten Welt.

Erst in „Kabale und Liebe" erhebt der Dichter die Hypothese zur Thatsache und schreibt die Tragödie, die durch den Zusammenstoß edler Gemüther mit der infamen Gesellschaft jener Zeit hervorgebracht wurde. Schlosser sagt in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts": „Schiller's «Kabale und Liebe» ist von der größten Bedeutung als ein Gemälde des unsittlichen Lebens an den deutschen Höfen und der letzten Zeit der deutschen Fürsten, des Adels und der Bürger des 18. Jahrhunderts. Es war die gewöhnliche Auskunft der sittenlosen Vornehmen, wenn man ein hübsches junges Mädchen verführt hatte, sie an irgendeinen Prediger oder wer sonst eine Stelle brauchte, zu verheirathen.

„Solche schmählichen Vorgänge stellten die Schriftsteller der Höfe und der Aristokratie, wie z. B. Thümmel in seiner «Wilhelmine», allemal mit der größten Unverschämtheit dar, als wenn sie sich von selbst verständen; Schiller dagegen machte die ergreifendste Tragödie daraus; und er war der erste Dichter, der auf der deutschen Bühne dem Geburtsadel den Seelenadel und sittliche Selbstachtung entgegensetzte."

In der Thümmel'schen Auffassung und in der geschilderten Hofpraxis ist auch Goethe befangen, so sehr, daß er sogar Egmont zu seinem Mitschuldigen macht; dagegen die Bloßlegung der Hölle in der verderbten Menschenbrust, dieser furchtbare sittliche Ernst der „Räuber" sowol als der socialen Tragödie von „Kabale und Liebe", ist die That eines Reformators der sittlichen Weltanschauung; sie ist das reinigende Gewitter in einer verpesteten Atmosphäre.

Wir sprechen hier zunächst nur von des Dichters Stellung zu jener dem Untergange geweihten Welt. Seine ersten Dramen sind entschieden negativ gegen sie gerichtet und das um so erfolgreicher, weil sie der Frivolität den Boden unter den Füßen wegziehen und sie selbst zum Motiv der tragischen ernsten Anschauung machen, die durch jene Dramen in alle Gemüther eindrang, die sie ergriffen.

Positiv wird das Ideal, das den Menschen aus seinem Selbstverluste wieder zu Ehren bringt, im „Don Carlos" ausgeführt und ebenso in Schiller's philosophischer Lyrik.

Schloſſer, ein jüngerer Zeitgenoſſe dieſer Wendung in der Geſchichte des deutſchen Bewußtſeins, ſagt darüber ungefähr Folgendes:

„Zu der Zeit, als Schiller's «Don Carlos» erſchien und der Dichter für eine erbärmliche Beſoldung nach Jena ging, hatte ſeine philoſophiſche Lyrik ſchon Bürger, Klopſtock und Gleim in den Schatten geſetzt. Niemand verſtand es beſſer als Schiller, eine brave enthuſiaſtiſche Nation in die ideale Sphäre zu erheben. Dieſe Thatſache iſt von der größten Wichtigkeit für den Fortſchritt der Nation zur Zeit der Franzöſiſchen Republik und des Kaiſerreichs. Denn durch Schiller's Dichtungen wurde das ganze Volk, wie wir aus unſerer eigenen Erinnerung wiſſen, zu einer lebhaften Theilnahme für Philoſophie und Idealismus aufgeregt, wovon früher unſer Volk, gänzlich verſunken in die Bedürfniſſe des gemeinen Daſeins und der materiellen Intereſſen, keinen Begriff hatte. Dies iſt ausgemacht und ebenſo ausgemacht iſt es, daß dieſer Geiſt mächtig dazu beitrug, die Ketten Bonaparte's und ſeiner Schergen abzuſchütteln.“

Es verſteht ſich, daß die Deutſchen — Volk und Herzöge — Schiller hätten ruhig zu Grunde gehen laſſen, wenn nicht Baggeſen, der Däne, ſeinen Enthuſiasmus in Thaten überſetzt und dem Dichter die Mittel verſchafft hätte, über die Zeit ſeiner erſten Krankheit hinwegzukommen und ſeine großen dramatiſchen Werke zu vollenden. Denn der Inſtinct und das ſittenloſe Leben der Höfe mußten in ihrer Sphäre ſehr ſtark gegen Schiller ſprechen. Er konnte dem weimariſchen Hofe ſeinem Weſen nach nur fremd bleiben. Rührend dagegen iſt es, daß ſich Goethe ſo ſehr zu ihm hingezogen fühlte, wie er es that. Goethe wurde in der Proſa und Wirklichkeit den Weimarismus und den Voltairismus freilich nicht los, aber er nahm doch an dem Schiller'ſchen Idealismus theil mit dem Inſtinct des Dichters, der ſich über die Proſa und über die Verderbtheit des frivolen Hoftons zu erheben und auf die reinen Höhen des keuſchen Pindus zu retten wußte.

In ſeinen philoſophiſchen proſaiſchen Schriften und in der philoſophiſchen Lyrik ſpricht dann Schiller ſowol den Beruf des Dichters, „das Unendliche zu verwirklichen“, das Abſolute zu ſchaffen, als auch ſein Verhältniß zu der ſittlichen Welt und insbeſondere zu ſeiner eigenen Zeit aus. Freilich hatte Schiller eine große Anregung in dem größten Ereigniß der Geſchichte, der erſten Franzöſiſchen Revolution, und in der gleichzeitigen deutſchen Philoſophie; aber um die ganze ſittliche Kraft des Mannes, um ſeinen weitſehenden hellen Geiſt zu faſſen, dürfen wir nicht vergeſſen, daß der Zuſammenfall nach dem Aufſchwung ebenſo widerwärtig war, als er es gegenwärtig iſt, und daß um ſo mehr Charakter dazu gehörte, für das Volk einen neuen Himmel und neue Heiligthümer zu erſchaffen, da dieſes Volk noch gar keine Lebenszeichen ge-

geben hatte, da es Schiller nur bekannt war als der todte Bodensatz der politisch verunglückten Entwickelung, die wir dem Dreißigjährigen Kriege verdanken.

Wir haben dieses nämliche Volk fühlen, schwärmen, kämpfen, siegen und der Idee des Jahrhunderts edle Opfer bringen sehen. Danken wir dem Unsterblichen unsere Erfahrung, ehren wir aber doppelt seinen Idealismus ohne dieselbe.

Das deutsche Gesindewesen von ehedem.

Von

Johannes Müller.

I.

Es ist die Ansicht vieler, daß heutzutage das Band der Familie immer mehr sich lockere. Das Verhältniß der einzelnen Glieder zueinander verliere an unmittelbarer Wärme und das frühere Zusammenstreben zum Mittelpunkte weiche dem Hinausschwärmen in weniger bindende Kreise. Dieses Absterben der Familie und des Familiengeistes soll denn seinen Einfluß auch auf das Gesindewesen üben. Es wird geklagt, wie das Verhältniß zwischen dem Gesinde und der Herrschaft nicht mehr ein patriarchalisches, sondern nur ein rechtliches und gesetzmäßiges sei; die „Familienhaftigkeit" des Gesindes habe aufgehört. „Die Familienhaftigkeit des deutschen Gesindes", berichtet einer der Wortführer dieser Ansicht, „das Zusammenleben zu einem »ganzen Haus« wird besonders gerühmt in der Zeit unsers unverdorbenen ältesten Volksthums." „Als dagegen die Deutschen", fährt er fort, „durch die grausamen Kriege mit den Römern und die trüben Gährungen der Völkerwanderungen roher wurden, grausamer, üppig, beutegierig, da erblaßte auch die Idee des ganzen Hauses. Das menschlich soviel unwürdigere römische Verhältniß des Herrn zum Knecht bringt nun auch in das deutsche Haus und die ganze Roheit und Barbarei in den Strafgesetzen und dem Untersuchungsverfahren der spätern Jahrhunderte entwickelte sich zuerst gegen das Gesinde. Und dennoch ist nachgehends der Kern des deutschen Hauses wieder gerettet worden und ging aus dem Schutt und der Verwilderung der Völkerwanderung wieder rein hervor. So unzerstörbar war die deutsche Idee der Familie, die als eine neue zündende in die Welt getreten ist und uns stark gemacht hat, die antike Welt zu überwinden, das Christenthum in uns aufzunehmen und so die große neue Culturepoche des deutsch-christlichen Mittelalters aufzubauen."

Diese ganze Auffassung des altgermanischen Verhältnisses zwischen dem Gesinde und der Herrschaft ist unhistorisch; eine Familie, wie sie dort gedacht ist, hat in Deutschlands Urwäldern nicht existirt und es ist darum ungerechtfertigt, auf sie als die Hauptstütze für die erfolgreiche Thätigkeit der christlichen Glaubensprediger hinzudeuten.

Noch mehr aber erregt es Bedenken, wenn in das Bild nachfolgende Züge gebracht werden: „Am Grabe des Herrn werden nach altheidnischem deutschen Brauch Knechte desselben geopfert. Dahinter steckt mehr als eine bloße Barbarei; es steckt auch eine tiefsinnige Auffassung des «ganzen Hauses» dahinter, wie die indische Witwenverbrennung ein Symbol der Untheilbarkeit der Familie ist und in ihrer Grundidee abgedämpft fortklang in der altdeutschen Anschauung, welche die Wiederverheirathung der Witwe mit tiefem Schimpf belegte.“ «Wenn es auf den Herrn regnet, dann traufet es auf den Knecht.» Das Gesinde soll im «ganzen Hause» sein Schicksal als eins erkennen mit dem des Herrn.“

Als Schlußpunkt der ganzen Construction dient endlich der Satz, das Radicalmittel wieder die Entartung des Gesindes bestehe nicht in Medaillen und Prämien für brave Mägde u. dgl., sondern in der entschiedenen Aufnahme der Dienstboten in den Bann des „ganzen Hauses“. Es müsse das Gesinde selbst es wieder als eine Ehre anerkennen, wenn es gründlich unter die hausväterliche Polizei — und Strafgewalt gestellt werde.

Obwol es gerade nicht unsere Absicht ist, bei diesen allerältesten Verhältnissen uns aufzuhalten — denn sie sind für die Gegenwart zu unfruchtbar —, so wollen wir sie in Kürze wenigstens berühren. Und wenn wir darthun, daß selbst „in der Zeit unsers unverdorbenen ältesten Volksthums“ die sogenannte Familienhaftigkeit des Gesindes nicht bestanden habe, wo sie doch besonders gerühmt sein soll, dann wird man uns um so leichter beipflichten, wenn wir auch in den folgenden Zeiten den Contrast zu der Gegenwart nicht zu arg finden.

In ihrem Familienleben, in dem Verhältnisse der Herrschaft zum Gesinde sollen unsere Vorfahren zuerst durch die Römer verdorben sein; besonders zur Zeit der Völkerwanderung. Allein schon Cäsar fand die socialen Zustände der nördlichen Völker entschieden von allgemeiner Freiheit entfernt und ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Gesinde und Herrschaft kennt er nicht. Er erzählt, wie in ganz Gallien die Leute, die überhaupt mitzählen können und einiger Ehre genießen, in zwei Klassen zerfallen: in die Druiden und Ritter; das niedere Volk werde fast wie Sklaven behandelt, es wage auf eigene Hand nichts und werde zu keiner Berathung gezogen. Unter solchen Umständen koste es den wenigsten Ueberwindung, wenn Schulden oder die Größe der Abgaben oder Unbill der Mächtigern sie bedrücke, sich von selbst bei dem Adel in Dienst-

barkeit zu begeben. Gegen sie habe dieser dann dieselben Rechte, welche der Herr gegen den Sklaven habe.

Verändert man die Namen und fügt eine etwas entwickeltere allgemeinere Cultur dazu, so paßt diese Schilderung noch auf eine bedeutende Periode des spätern Mittelalters. Wir finden also schon in dieser Zeit die Sklaven und Hörigen sowie folgerichtig Sklavendienste und unfreiwillige Leistungen: aber von einer Familienhaftigkeit des Gesindes keine Spur. Und auch der heidnisch rohe Gebrauch der Mitverbrennung von Knechten mit der Leiche des Herrn erhält durch Cäsar seinen richtigen Grund, indem er erzählt, daß die Gallier alles, wovon sie meinten, es sei dem Verstorbenen theuer gewesen, Sachen, Thiere, auch noch kurz vor seiner Zeit Sklaven und Hörige mit ins Feuer schleppten. Sie waren nämlich Sachen und des Gestorbenen Eigenthum.

Später — doch noch immer vor der Völkerwanderung — berichtet Tacitus über die uns hier interessirenden Verhältnisse etwas ausführlicher. Die Sklaven in Deutschland hatten nicht wie in Rom die unmittelbare persönliche Bedienung des Herrn, diese ersparte ihnen die germanische Einfachheit; noch weniger fand eine bestimmte Vertheilung der Dienste durch die ganze Dienerschaft statt, sondern die deutschen Sklaven, meistens gewiß Kriegsgefangene oder Nachkommen von solchen, hatten eine scheinbare Selbständigkeit. Sie hatten gesonderten Wohnsitz und geboten darin. Der Herr legte ihnen eine bestimmte Lieferung an Getreide oder Vieh oder Zeug wie seinen Pächtern auf und insofern waren sie dienstbar. Wenn der Ertrag ihrer Wirthschaft das Maß des Geforderten überstieg, so ging dieser Ueberfluß in ihr selbständiges Eigenthum über. Die übrigen Hausdienste versahen die Frauen und die Kinder der Herren selbst.

Aus diesen Zügen tritt uns ein anziehendes Bild sanfter Behandlung entgegen; aber Tacitus malt auch die Schatten darin. Einen Sklaven schlagen oder mit Ketten und Zwangsarbeit strafen, komme selten vor; daß sie einen tödteten, sei nicht ungewöhnlich: nicht zur Strafe und als strenge Herren, sondern aus Ungestüm und Zorn wie einen Feind, nur stehe keine Buße darauf. Dies letztere galt, wenigstens nach dem spätern deutschen Rechte, auch wenn ein anderer ihn tödtete; die Familie des Erschlagenen hatte nichts zu fordern, nur dem Herrn gebührte ein Schadenersatz. Und hieraus tritt uns weniger ein „familienhaftes" Verhältniß zwischen Sklaven und Herrn entgegen, als die Ueberzeugung, daß nach altgermanischen Rechtsbegriffen jener nur eine Sache war, womit dieser nach Gutdünken schalten konnte.

Dieses Verhältniß hat sich im wesentlichen lange Jahrhunderte erhalten. Nur in der Kindheit scheint sich zwischen Herrn und Knecht die trennende Schranke weniger gezeigt zu haben, denn es wird uns berich-

tet, daß beide zwischen demselben Vieh, auf demselben Boden hinlebten, bis das Alter die Freigeborenen sonderte. Dem Christenthume war es vorbehalten, dem Sklaventhume, wenn auch nur allmählich, abzuhelfen, und die in seinem Gefolge ziehende, immer mächtiger sich entfaltende Gesittung gab dem größten Theil von Deutschlands Bewohnern wenigstens diejenigen Rechte zurück, die mit der menschlichen Würde untrennbar verknüpft sein sollten. Aber selbst das Christenthum vermochte nicht ganz durchzudringen, und die letzten Reste der alten Sklaverei, der spätern Hörigkeit schwanden erst in der neuern Zeit.

Es ist bekannt, Deutschlands Boden, vergleichbar dem amerikanischen Urwalde, war in ältester Zeit außerordentlich unergiebig und somit waren im Verkehr mit den anwohnenden Völkern Sklaven der vorzüglichste Handelsartikel. Auch später noch gab es große Sklavenmärkte, wo sie heerdenweise verkauft wurden und zwar nicht nur aus einer Provinz in die andere, sondern nach Spanien und bis in die entferntesten Länder, nicht nur an Christen, sondern auch an Juden und Sarazenen. Daß die Sklaven als eine ordentliche Waare angesehen wurden, beweisen die fränkischen Zollordnungen, indem für jeden derselben an der Zollstätte ein Pfennig bezahlt werden mußte; nur wenn man ihn zu seinem Hausgebrauche bestimmt hatte, war er zollfrei. Die Reaction von seiten des Christenthums gegen die Sklaverei begann mit den Verboten der Ausfuhr, des Verkaufens an Heiden; daran knüpfte sich das Verbot des Kinderverkaufens. Die weltliche Macht erließ ähnliche Verordnungen und die Concilien suchten die immer lebendiger durchbrechende Ansicht von der Unerlaubtheit des ganzen Verhältnisses vor Gott immer fester zu wurzeln. So kam es, besonders nachdem auch die spätere Hörigkeit eine mildere Form der Abhängigkeit geworden, daß die anfängliche Rechtslosigkeit nach und nach in einen Complex von gewissen Rechten auch für die niedrigste Klasse von Deutschlands Bevölkerung sich umwandelte.

Doch schon zu lange haben wir uns bei diesen ältesten Zeiten aufgehalten; wir eilen jetzt rascher vorwärts. Es ist natürlich, solange die allgemeine Bildungsstufe eine niedrige ist, kann auch zwischen der Beschäftigung verschiedener Stände kein großer Unterschied sein. Jedenfalls trifft dies besonders bei dem weiblichen Geschlechte zu. Es ist bekannt, wie Karl der Große, der bitter das eigene Versäumniß seiner Jugend fühlte, darum auch in den Wissenschaften seine Töchter unterrichten ließ, aber die gewöhnlichen Beschäftigungen des Frauenhauses blieben ihnen darum nicht fremd. Spinnen und Weben waren Fertigkeiten, die auch sie üben mußten, und was der königliche Vater an Kleidung trug, ging meistens aus ihrer Hand hervor. So finden wir es auch noch in späterer Zeit, wo die deutschen Berge bereits mit zahlreichen Burgen besäet waren und in den fruchtbarern Thälern eine

Stadt nach der andern sich aufbaute. Wenn hier den durch Gewerbe und bald blühenden Handel sich rascher entwickelnden Verhältnissen gemäß vor allem zuerst sich ein förmlicher Gesinde- und Tagelöhnerstand bildete, so ist doch jene alte Beschäftigung der echten Hausfrau noch bis in die neueste Zeit geblieben. Und auf den stolzen Burgen — wir wissen sogar aus unsern Kindermärchen und Sagen, daß die sittsame Burgfrau unter den Mägden sitzt und ihnen in kunstfertiger Handhabung des Webstuhls und Rockens ein anspornendes Vorbild ist. Um so länger mußte sich hier die Herrin dazu bequemen, als erst verhältnißmäßig spät die entsprechenden Handwerke sie dieser eigenhändigen Thätigkeit entheben konnten. Sie spann, während die Mägde ihr den Flachs und die Wolle bereiteten; sie webte, was von ihr und den Mägden gesponnen; sie schnitt die Kleider zu aus den selbstgewebten und den fremden, gekauften Stoffen und die Mägde mußten sie zusammennähen; sie stickte — kurz unter ihrem weiblichen Gesinde erscheint auch die vornehmere Dame nur als deren geschickte Vorarbeiterin.

Auch in den andern Sphären weiblicher Thätigkeit ist dem Gesinde wenn auch die Mitwirkung, doch diese nur in den gröbern Verrichtungen zugewiesen. Die Hausfrau nimmt in der Küche den Hauptplatz ein, für sie ist es eine große Tugend, wenn sie gut brauen kann, und in der großen Wäsche, ein schon damals wie noch heute mit geschäftigen Seufzern erwartetes Fest, commandirte sie an der Spitze ihrer Mägde und legte selbst tüchtig mit Hand an. Ihren Pflichten — denn als solche faßte jene Zeit diese Thätigkeit auf — entzog sich auch die Königstochter nicht und die Sagen wie die ältern Lieder sind von Zügen, die uns daran erinnern, noch voll. Die jüngere „Edda" erzählt, wie der Streit zwischen Brunhild und Gudrun bei der Schleierwäsche ausbricht. Des Gothenkönigs Jörmunrek Gemahl, die schöne Schwanhild, wird von den ausgesandten Mördern überritten und durch die Hufe der Rosse getödtet, als sie bei der Schleierbleiche sitzt. Zur Strafe für die Sprödigkeit gegen Hartmuth ward die gefangene Königstochter Gudrun von der bösen Gerlind verurtheilt, ihr und ihrem Hofgesinde zu waschen. Da muß sie auch des Winters im frühen Morgen hinaus an das Meeresufer und die Füße im Schnee, leichtbekleidet, den harten Dienst verrichten. Solche Züge veranschaulichen uns die damaligen Zustände.

Wenn auch hier wiederum das Einfache der socialen Verhältnisse einerseits einen anziehenden Reiz ausübt, so liegt auf der andern Seite in dem unentwickelten Zustande noch genug der alten Roheit, die uns abstößt. Die Beschäftigung für das gesammte weibliche Geschlecht, zum Theil wenigstens auch für das männliche, bewegte sich damals in einem engen Kreise, der darin nothwendig eine gewisse Gleichheit hervorrufen mußte; aber die Menschen selbst standen nach den Standesverhältnissen

einander doch unendlich fern. Es konnte leicht geschehen, daß ein Freier durch Spiel oder Schulden oder in Kriegszeiten durch Gefangenschaft in Sklaverei gerieth, während der entgegengesetzte Uebergang hieraus in die Freiheit bei weitem schwieriger war. Das Drückende des unfreien Zustandes verlor sich allerdings mehr und mehr, je tiefer das praktische Christenthum die überkommenen Ansichten milderte, es blieb aber noch immer genug von diesen übrig, um die Verhältnisse der dienenden Klasse zu beklagenswerthen zu machen. Mehrfach wird die Härte gerügt, womit die Herrschaft das Gesinde behandelte, und bezeichnend ist der Umstand, daß die Concilien sich veranlaßt sahen, auf die tödtliche Mishandlung einer eigenen Magd eine sehr strenge Kirchenbuße zu setzen. Weltliche Gesetze gab es für diesen Fall nicht, aus dem einfachen Grunde, weil ja die Erschlagene eine Leibeigene, also eine Sache war.

Auch das oben von der eigenhändigen Thätigkeit der vornehmen Frauen, selbst der Königinnen, Erzählte ist nicht zu stark hervorzuheben, als hätte vorzugsweise darin ihre Lebensaufgabe bestanden. Als die böse Gerlind der Gudrun die Wäsche aufträgt,

> Da sprach das edle Mägdlein, vielreiches Königsweib:
> So schaffet, daß man mich lehre, daß ich nun meinen Leib
> Dazu jetzt möge bringen, daß ich euch wasche Kleider.

Die ergrimmte Feindin gibt also einer andern den Auftrag, die Gudrun waschen zu lehren; sie steigen zusammen an das Meeresufer „und da ging es allen nahe, da sie also ihre edle Frau jämmerlich waschen sahen". Und als nun Gudrun mit ihrer Gefährtin täglich am Seegestade waschen muß, da geschieht es, daß ihr Verlobter Herwig und Ortwein, ihr Bruder, in einer Barke dahergezogen kommen. Schamvoll sagt da Gudrun zur trauten Gespielin Hildburg: „Rathe mir, soll ich vonhinnen weichen oder mich hier finden lassen in dieser großen Schande? Eher wollt' ich immer heißen Ingesinde?" Doch alle erkennen sich; in ihrer Freunde über die baldige Erlösung aus der niedrigen Knechtschaft und voll Zorn über ihre bisherige Demüthigung wirft Gudrun die Wäsche ins Meer und für diesen Frevel will die böse Gerlind sie mit Ruthen züchtigen lassen. Es befreit sie aber die scheinbare Einwilligung in die Vermählung mit Hartmuth, welche zuletzt durch den siegreichen Angriff der Ihrigen vereitelt wird. — Diese Erzählung deutet uns genug die immerhin niedrige Behandlung einer Magd, das Harte ihrer Dienstleistung an. Wie dort die Wäsche, so wird anderwärts das Einheizen von tyrannischen Herrinnen zum Plagen der Mägde benutzt. Selbst von Feldarbeiten sind diese nicht frei und auch bei armen Freien konnte man die Weiber auf den Feldern sich abmühen sehen, während der Mann sich müßig am Herde streckte. So wollte

es die Sitte und noch heute kann man davon noch manche Ueberbleibsel entdecken.

Es sei uns gestattet, zum Abrunden dieses Bildes der ältern Zeit einen Blick auf die nordischen Zustände zu werfen, denn durch diese werden unsere altdeutschen, weniger bekannten, in mancher Beziehung erläutert.

Auch hier waren es ursprünglich Sklaven, welchen die niedern Dienste oblagen. Ihr Los war ohne Zweifel härter als das ihrer Leidensgenossen in Deutschland. Denn schon die geringere Fruchtbarkeit des Bodens im Norden, die minder große Ausdehnung baubarer Landstriche in den Gebirgszügen und in den Ebenen, voll von Seen, gestatteten es den Herren weniger wie dort, ihre Leibeigenen wie kleine Pächter anzusiedeln. Zudem bestand auch ein großer Theil der Sklaven aus Kriegsgefangenen, und diesen eine freiere Bewegung zu gestatten war sehr gefährlich; nicht selten erhoben sie sich wider ihre Herren, die eine zu große Nachsicht mit dem Leben büßten. Unbedenklicher erleichterte man das Los der als Sklaven Geborenen, denn diese hatten eine mindere Energie des Freiheitsgefühles, sowie derer, welche durch Schulden oder irgendein Vergehen in Sklaverei gerathen waren. Im übrigen standen alle auf derselben Stufe wie die deutschen Sklaven: sie waren rechtlos, nur Sache; der Herr konnte sie schlagen, verstümmeln, tödten, wenngleich dies offen geschehen mußte. Denn heimliche Tödtung eines Knechtes wurde strenge geahndet.

Eine mildere Behandlung ward im allgemeinen den Mägden zutheil, zumal wenn sie in weiblichen Arbeiten recht geschickt waren. Sie wurden sehr geschätzt, sie mußten weben und spinnen und sticken und begleiteten oft die reichere Herrin als Brautschatz. Waren sie schön, so drohte ihnen wol von anderer Seite Gefahr, aber manche wußten auch dies zur Milderung ihres Loses zu benutzen.

Mit dem Sinken des allgemein freien Standes, als Reiche und Arme sich schroffer schieden, das Rangverhältniß sich ausbildete und die Hörigkeit zunahm, trat wie überall so auch im Norden den Sklaven bald das gemiethete Gesinde zur Seite. Für dies erließ man bald eigene Verordnungen, von denen zur Veranschaulichung hier auszugsweise diejenige folge, welche in Island von den ältesten Zeiten bis ins 16. Jahrhundert bestand. Die freien Dienstleute mußten sich jedesmal auf mindestens ein Jahr eine feste Wohnung wählen und zwar vor Ablauf der siebenten Sommerwoche, bei Strafe der Landesverweisung. Eine fernere hohe Strafe, eine Buße um drei Mark, trat ein, wenn sie bei dem Brotherrn nicht zur bestimmten Zeit eintraten. Der Lohn war verhältnißmäßig, die Kost wurde hoch angerechnet. Den kranken Arbeitsmann, der keiner Wartung bedurfte, mußte der Herr einen halben Monat behalten, dann

konnte er ihn entweder zu seinen nächsten Verwandten schicken oder gegen spätern Ersatz der Unterhaltungskosten noch ferner behalten. Längere Unordnung in der Essenszeit berechtigte die Hausleute fortzugehen. Ohne gesetzlichen Grund durfte der Herr keinen entlassen. Dagegen mußte der Knecht, wenn er sich mit schwerer Schelte gegen den Herrn verging, ohne weitere Ansprüche fort und konnte außerdem verklagt werden; eine einfache Schelte zog blos Entlassung nach sich, beharrlicher Trotz Landesverweisung. Eine unangenehme Sache war für die freien Dienstleute noch die, daß sie, waren sie trotzig und faul, gleich den Sklaven geprügelt werden durften; und wenn sie infolge einer solchen Behandlung fortliefen, konnte der Herr sie zurückholen, während derjenige, welcher sie mittlerweile in Dienst genommen hatte, straffällig wurde. Dessenungeachtet, wiewol hiernach die ganze Lage eines Dienstboten allgemein nicht im günstigsten Lichte erscheint, sehen wir selbst Leute anständiger Herkunft in die dienende Klasse treten und besonders versahen ärmere Mädchen bei reichen Verwandten gern das Amt einer Wirthschafterin und Beschließerin.

Diese Verhältnisse führen uns unmittelbar zu den analogen deutschen zurück. Die dienende Klasse, abgesehen von den Freien darin, gliederte sich hier mit der Zeit zu verschiedenen Abstufungen, denen größere oder mindere Berechtigung zustand. Am gedrücktesten waren natürlich die Leibeigenen, „die eigen lude", die der Herr unbeschränkt veräußern durfte. Besser hatten es die Zinsleute, eigentliche Schutzhörige, welche einen bestimmten Zins entrichteten. Ihr Los lag nicht so unbedingt in der Hand des Herrn, am allerwenigsten konnte er sie ohne weiteres einem andern übertragen. Die Vogtsleute befanden sich unter dem Schutze eines Vogts und hatten ihm dafür eine Vogtssteuer zu entrichten. In noch milderer Abhängigkeit standen die Gotteshausleute, schon nach dem alten Worte: Unterm Krummstabe ist gut wohnen. Es waren erbliche Colonen auf Kirchengütern, die ihrer Sorge anvertraut waren. Wie sie den Freien im Rechte am nächsten standen, so ergänzten sie sich häufig aus Freien, welche ihrer oft durch rohe Gewalt beeinträchtigten Unabhängigkeit den sanften Frieden unter geistlichem Schutze vorzogen.

Aehnlich den römischen Zuständen bildeten die Leute, die zu demselben Hause oder Gute gehörten, eine Familie, oder, wie sie z. B. am Oberrhein (vgl. „Monatliche Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", VII, 129 fg.) hießen, Genossami, wozu der Ein- und Austritt nicht im Belieben der Mitglieder stand. Sie hatten ein eigenthümliches Recht, das sich auf ihren Gutsbesitz, ihre Dienste und Abgaben bezog, ferner ihr Erb- und Näherrecht. Aus ihren Verhältnissen insgesammt aber entwickelte sich für sie ein eigener Zustand, welcher in unserer Zeit

mit ihren totalen Umwälzungen nichts Aehnliches hat. Der Hörige im engern Sinn war ein Kapital, wie Grund und Boden auch, seine Dienste waren ständig, er haftete an der Scholle, die ihm der Herr zur Ernährung angewiesen; dadurch bildete sich zwischen beiden ein Band, welches das gegenseitige Bedürfniß festigte. Aber ungeachtet dessen und einer gewissen Berechtigung des Hörigen, welche der Herr gesetzlich nicht beeinträchtigen durfte, hatte dieser Mittel genug in seiner Macht, wenn es ihm beliebte, den Hörigen hart zu drücken.

Treten wir nun endlich den Verrichtungen des Gesindes näher, so sind uns aus verschiedenen Zeiten Verordnungen erhalten, die darüber genugsames Licht verbreiten. Wir wählen zur Veranschaulichung die Gesindeordnung des Klosters Königsbrück bei Selz, die nach ihrem Hauptbestandtheile dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört. Die Zusätze, welche sie veränderten Verhältnissen anpassen, sind aus spätern Zeiten. In der Verordnung sind nur dem Schaffner und dem Hofmeister besondere Instructionen gegeben, das übrige Gesinde ist insgesammt zu seinen Pflichten angewiesen. Der Schaffner nun hatte außer der Besorgung der Wirthschaft im ganzen vorzüglich die Beaufsichtigung der Arbeiten und des moralischen Verhaltens der Dienstleute. Sein Amt wird dadurch beschränkt, daß er nichts ohne die Erlaubniß der Obern, der Aebtissin, verrichten darf. Nicht blos über Einnahme und Ausgabe, auch über sein ganzes Thun hat er Rechenschaft abzulegen. Er hat die Aufsicht über die Holzung, über die Mühlen und über die Handwerksleute, die er fleißig zur Arbeit anhalten soll. Wenn er Holz verkauft hat, so soll er anzeigen, an wen und wie er es verkauft hat. Er soll darauf achten, daß das Gesinde zur rechten Zeit vom Tische aufsteht und wieder zur Arbeit greift. Im 16. Jahrhundert, wo die Verschlechterung der Sitten mit furchtbarer Schnelligkeit um sich griff, kam dazu die Verfügung, das Volk zu strafen und abzumahnen von dem großen Fluchen, Schwören und Gotteslästern. Läßt sich dies fernerhin einer zu Schulden kommen, so soll ihm von seinem Lohne ein Groschen abgezogen werden. Darauf soll der Hofmeister und Wagenknecht achten, und so sie solches hören und nicht strafen oder zur Anzeige bringen, werden sowol sie wie die Uebelthäter gebüßt. Uebrigens soll der Schaffner nie lange (den ganzen Tag) vom Hofe bleiben, sondern bei der Hand sein, falls die Aebtissin mit ihm etwas zu verhandeln hätte.

Der Hofmeister hatte vorzugsweise die Aufsicht über das mannichfache Geschirr auf dem Klosterhofe. Es mußte immer im brauchbaren Stande sein. Dazu hatte er die Arbeiter speciell zu überwachen, besonders damit sie Aufgetragenes richtig vollführten. Und wenn man Tagelöhner hatte, sollte er bei ihnen bleiben und nicht zum Wein gehen

und die Arbeiter allein lassen. Ihm kam der Thorschluß zu und das Wecken der Knechte in der Frühe, indem er mit ihnen bereits um 4 Uhr Morgens in der Scheuer sein und dreschen mußte. Das ausgedroschene Korn hatte er am Kerbholz zu verzeichnen und dies in das Kloster zu geben. Am Tische sowie abends beim Ave-Marialäuten sollte er die Knechte zum Beten anhalten; wer von diesen es böswillig versäumte, erlegte zur Strafe einen Batzen, der Hofmeister aber zwei, wenn er davon Anzeige zu machen vergaß. Im übrigen stand er unter dem Schaffner.

Was die Ordnung für die Knechte überhaupt betrifft, so fällt uns darin namentlich die Strenge auf, womit sie zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten angehalten werden. Es erklärt sich dies aber besonders dadurch, daß die Ordnung für das Gesinde eines Klosters entworfen ist. Daneben ist aber auch Rücksicht auf das allgemeine sittliche Verhalten genommen. Es ist bekannt, daß Spiel und Trunk seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts über alle maßen überhandnahmen, wie seitdem die Obrigkeiten sich dringend veranlaßt sahen, gegen diesen Krebsschaden mit allem Nachdrucke ihrer Autorität zu wirken. So soll auch hier keiner der Knechte spielen auf dem Hofe, noch in der Mühle, noch in den Ställen, noch auf den Kammern, noch an irgendeiner Statt; auch nicht tanzen oder pfeifen noch zutrinken, noch nachts in die Mühle gehen, darin essen und trinken und nachts darin liegen, noch über Nacht ausbleiben. Für alle derartige Liederlichkeiten soll ihnen zur Buße zwei Groschen von ihrem Lohne einbehalten werden. Ferner: wörtliche und thätliche Injurien gegeneinander werden verboten, Friede und Eintracht soll herrschen. Die Dienstboten sollen das Eigenthum des Klosters in Obacht nehmen. Wenn nachts die Hunde sehr bellen, sollen der Hofmeister und die Knechte den Hunden zuschreien und Sorge tragen, daß nichts gestohlen werde. Und wenn die Knechte oder die Mägde zu den Schwestern (Nonnen) kommen, es sei im Hofe, auf den Matten oder Aeckern, nirgends ausgenommen, so sollen sie den Schwestern guten Bescheid geben, nicht spöttischer Worte sich bedienen. Auch höre einer sagen was er wolle, den Schwestern soll er es nicht sagen, er darf keiner eine Botschaft bringen oder an jemand ausrichten ohne Vorwissen der Aebtissin; es sei denn, daß die Botschaft des Klosters Schaden oder Vortheil betrifft, dann hat er sie der Schwester auszurichten, welche am Schalter die Geschäfte versieht oder auch wieder der Aebtissin selbst.

Die mancherlei übrigen Bestimmungen über Einzelheiten erlauben uns allerdings einen höchst interessanten Blick in das Treiben des Klostergesindes; da wir aber vorzugsweise das Verhältniß zur Herrschaft ins Auge fassen, gehören diese weniger zu unserer Aufgabe. Da wird angegeben, wie es mit den Hunden gehalten werden soll, wann man zu

essen habe, wie der Bote seinen Auftrag ausrichten müsse; das Flicken der Säcke, das Licht, das Geschirr, das Vieh, das Zubettgehen und Aufstehen unterliegt besondern Vorschriften. Wenn einer die Schlüssel zu den Thoren und Thüren gebraucht hat, so soll er sie wieder an das Fensterlein in die Stube henken, daß jeder sie zu finden wisse. Kein Knecht oder Magd soll bei 5 Gr. Strafe über die Zäune steigen, „flücken" darin machen. Es soll auch kein Knecht in die Küche zu den Mägden gehen, ausgenommen der Nachthirt, so er den Hunden zu essen geben will und so einer zu etlichen Zeiten Schuhe zu schmieren hat; sobald er aber das gethan hat, soll er wieder hinausgehen. Die Knechte und Mägde sollen sich weder in Ställen noch Scheuern noch irgendwo allein „zusammenfügen"; wird einer darüber begriffen oder erfährt man es, so soll man ihm 5 Gr. abnehmen. Kein Knecht soll Schulden auf das Kloster machen. In Kriegsläufen oder sonst stürmischen Zeiten hat bei drohender Gefahr jeder, der davon Kunde bekommt, mit der Glocke ein Zeichen zu geben und darauf müssen alle Knechte bewaffnet an einem näher bestimmten Orte sich versammeln.

Allen Geboten der Verordnung gelobte der Dienstbote im Gesindeeid zu gehorsamen: „als uns vorgehalten und wir solches recht berichtet und verstanden haben, dem wollen wir also, auf daß wir am Jüngsten Tage Rede und Antwort darum geben wollen, nachkommen, alles getreulich, ohne Gefährde".

Hielt sich einer der Dienstboten nicht an die Verordnung, so konnte er ohne Anspruch auf den ganzen Lohn vom Schaffner entlassen werden. Alle Jahre, wenn dem Gesinde die Ordnung vorgelesen war, erhielten die zwei Wagenknechte 1 Gr., der Vorreiter, Pferdejunge und Karrenknecht jeder 4 Pf. Das Gesinde wurde also regelmäßig stets auf ein Jahr gedingt und trat auch sämmtlich an einem und demselben Tag aus.

Eine Reclamation.

Aus Graz in Steiermark geht uns soeben von dem bekannten Zoologen Hrn. Professor Dr. Oskar Schmidt eine vom 10. März dieses Jahres datirte Reclamation zu, welche gegen den in Nr. 10 des „Deutschen Museum" vom laufenden Jahre enthaltenen Aufsatz über die Infusionsthiere von Julius Althaus gerichtet ist. Sich berufend auf sein Verhältniß als „ehemaliger Mitarbeiter" dieses Blattes, erwartet Hr. Professor Dr. Oskar Schmidt von uns, daß wir ihm Raum gewähren werden zum Ausdruck der „Entrüstung", welche der gedachte Aufsatz bei ihm und, wie er überzeugt ist, den meisten seiner Fachgenossen hervorgerufen hat durch die Art, in welcher darin „der Name eines der größten deutschen

Naturforscher vor den Augen des Publikums bloßgestellt und herabgezogen wird". Gewiß würden wir diesem Wunsche mit Vergnügen entsprechen und seine Reclamation vollständig und wörtlich zum Abdruck bringen, enthielte dieselbe nur wirklich mehr als den ziemlich maßlosen Ausdruck dieser Entrüstung, ohne daß irgendwelche thatsächliche Gegengründe, auf die hier doch in Wahrheit alles ankam, beigebracht wären. Der Herr Einsender begnügt sich mit der allgemeinen Versicherung, daß „man denn doch selbst in den erbittertsten wissenschaftlichen Angriffen in Fachjournalen für einen kleinen eingeweihten Leserkreis bisher nicht so weit gegangen, unserm Lehrer Ehrenberg sein Verdienst so rundweg abzusprechen"; er spricht seine Verwunderung und seinen Unwillen darüber aus, daß „ein völlig unbekannter Autor auftritt, um das Publikum über die Absurditäten des berliner Mikroskopikers zu belehren"; er versichert, zu wissen, „wahrscheinlich genauer als Hr. Althaus, wo und wie Ehrenberg's vor 20 — 30 Jahren gemachte Beobachtungen unvollständig sind"; er selbst habe „in Schriften und in den Hörsälen dreier Universitäten vielfältig darüber gesprochen, hätte aber sich und seine Nation in den Augen der Leser und Hörer herabzusetzen gemeint, hätte er von Ehrenberg nichts Besseres berichten wollen als Fehler und Absurditäten". Wenn der Herr Einsender sodann gewisse Mängel und Irrthümer in Ehrenberg's Beobachtungen und Deutungen zugesteht, dieselben jedoch damit entschuldigt, daß „Ehrenberg's Entdeckungen über die Infusionsthierchen für alle Zeiten die Grundlage auf diesem Gebiete bleiben werden": so hat er damit unsers Bedünkens nur ganz dasselbe ausgesprochen, was auch in der Abhandlung unsers Herrn Mitarbeiters zu lesen ist und, wenn auch weniger nachdrücklich hervorgehoben, doch den leitenden Faden derselben bildet. Wenn Hr. Professor Oskar Schmidt sich aber ferner darauf beruft, „daß vor wenigen Monaten dem deutschen Naturforscher Oken trotz seiner vielen «Absurditäten» in Jena ein Denkmal aufgerichtet worden", während zur selben Zeit in Etampes das Standbild Geoffroy St.-Hilaire's unter begeisterten Reden von seiten der Vertreter der verschiedensten Richtungen der Wissenschaft enthüllt wurde: so dünkt uns dies Beispiel wenig glücklich gewählt. Denn erstlich ist Ehrenberg noch unter den Lebenden, es ist ihm noch vergönnt, sich nicht nur gegen Misverstand und Entstellung zu vertheidigen, sondern — was noch weit mehr ist — auch seine eigenen Irrthümer kann er noch eingestehen und berichtigen. Sodann aber sind es auch, wie der Herr Einsender gewiß selbst zugestehen wird, nicht die „Absurditäten" Oken's und Geoffroy St.-Hilaire's, sondern ihre unvergänglichen und bleibenden Verdienste sind es gewesen, denen man jene Standbilder errichtet und jene Reden gehalten hat. Diese bleibenden und unvergänglichen Verdienste des berliner Mikroskopikers aber werden

durch den Aufsatz unsers Mitarbeiters nicht angetastet, im Gegentheil, bei verständigen und unbefangenen Lesern kann er nur dazu dienen, dieselben noch mehr zur Anerkennung zu bringen. Denn bekanntlich ist es das Schicksal großer Männer, daß ihre Verkehrtheiten und Einseitigkeiten leichter ins Publikum übergehen und einen empfänglichern Boden bei der Masse gewinnen als die Wahrheiten, die sie entdeckten. Auch die Entdeckungen, die Ehrenberg in Betreff der Infusionsthierchen gemacht, haben dieses herkömmliche Schicksal getheilt; auch von ihnen sind — Hr. Professor Oskar Schmidt wird uns ja wol verzeihen, wenn wir den von ihm so oft gebrauchten Ausdruck auch unsererseits wiederholen — gerade die „Absurditäten" am meisten besprochen, geglaubt und angestaunt worden: sodaß also, wenigstens nach jenen Begriffen, die wir von wissenschaftlichem Ruhme haben, derjenige, der das Publikum von diesem Aberglauben zu heilen sucht, sich ein wahrhaftes Verdienst um Ehrenberg's wissenschaftlichen Ruhm erwirbt. Wenn der Herr Einsender dann aber schließlich nochmals darauf zurückkommt, daß der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes den berühmten Naturforscher angegriffen habe, „ohne sich bisher durch irgendeine Leistung bei der wissenschaftlichen Welt eingeführt zu haben", und wenn er sich selbst das Recht, „gegen solches Gebahren zu protestiren", um so mehr zuspricht, „als er, wie den Fachgenossen bekannt, ein offener und entschiedener wissenschaftlicher Gegner seines von ihm unter allen Umständen hochverehrten Lehrers Ehrenberg ist", ja wenn er „eine kleine Genugthuung darin findet, in den nächsten Tagen vor einer Zuhörerschaft von drittehalbhundert Personen Ehrenberg's Verdienste würdigen zu dürfen" — so haben wir auf den letzten Theil dieser Versicherungen überhaupt nichts zu erwidern, es wäre denn etwa unser Glückwunsch zu dem zahlreichen Auditorium, dessen Hr. Professor Dr. Oskar Schmidt sich in Graz erfreut. Was aber den ersten jener obigen Sätze anbetrifft, so erlauben wir uns, den Herrn Einsender nur daran zu erinnern, daß bisher noch jeder künftige Meister als Schüler begonnen hat und daß überdies viele Bücher noch nicht immer viele Verdienste sind, — wenigstens nicht in wissenschaftlichem Sinne. **R. P.**

Literatur und Kunst.

Zur Länder- und Völkerkunde.

Von Adolf Helfferich in Berlin, den Gelehrten ebenso bekannt durch seine gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten wie dem größern Publikum durch seine interessanten touristischen Schilderungen schon von früher her bestens empfohlen, erschien soeben: „Skizzen und Erzählungen aus Irland" (Berlin, Springer). Zwar hat jene politisch-religiöse Agitation, die Irland vor zwanzig und dreißig Jahren in Bewegung setzte und die ein so verhängnißvoller Factor in der Entwickelung des englischen Staatslebens zu werden drohte, längst aufgehört. Freilich fehlt es dem politischen Himmel Englands auch heute nicht an Wolken, allein dieselben steigen wenigstens nicht mehr von der „grünen Insel" herauf, die vielmehr, wie sie ehedem ein wüster Tummelplatz war für Aufruhr, Entzweiung und Bürgerkrieg, so jetzt eine Pflanzstätte geworden ist für zahlreiche Bildungskeime — Keime, denen es allerdings nicht ganz leicht gemacht wird, in dem einigermaßen harten und spröden Boden des alten Irland zu wurzeln, die aber ihre Früchte dennoch endlich bringen und damit auch das ererbte Unrecht versöhnen werden, das sich England gegen Irland hat zu Schulden kommen lassen. Doch hat Irland darum noch immer nicht aufgehört, durch Natur und Menschen, durch Vergangenheit und Gegenwart einer der interessantesten und merkwürdigsten Punkte zu sein, die ein Reisender in Europa besuchen kann: und ist es daher ganz in der Ordnung, wenn auch jetzt, nachdem Irland längst nicht mehr der Vulkan ist, der die Zukunft des britischen Reichs zu erschüttern droht, die Literatur sich noch immer mit Vorliebe mit diesem merkwürdigen Eiland beschäftigt und Land und Leute desselben in zahlreichen Schriften immer aufs neue abschildert. Ja vielleicht ist es noch mehr als blos der interessante Stoff, dem Irland diese ungewöhnliche Aufmerksamkeit von seiten der Literatur verdankt: in die Literatur, die Kunst pflegt sich zu retten, was im Begriff ist, für die Wirklichkeit, für das Leben unterzugehen, und so dürfte auch wol dieser ganz besondere Eifer, mit dem die Literatur der Gegenwart in- und außerhalb England sich mit den Zuständen und Verhältnissen Irlands beschäftigt, uns einigermaßen als Zeichen dafür gelten, daß das alte Irland, wie wir es ehedem kannten, seinem Untergang nahe und daß auch hier der freie, protestantische Geist in Begriff ist, den Sieg davonzutragen über die bewußtlose Naturbestimmung auf der einen und die reflectirte Abhängigkeit und Selbstknechtung des Katholicismus auf der andern Seite. Der Verfasser des obengenannten Buchs führt das Urtheil eines eingeborenen Katholiken an, der über den gegenwärtigen Zustand Irlands und seine nächste Zukunft sich folgendermaßen äußerte: „Der gesellschaftliche Ton in Irland", sagte dieser, wird von Tag zu Tag mehr «protestantisch»; die Literatur ist bereits protestantisch und selbst die Priester nähern sich in Sprache und Benehmen den Protestanten. Sie haben all die heiligen Quellen und Wallfahrtsorte verdammt, den einzigen Lough Derg ausgenommen, und dessen schämen sie sich, denn so oft ein Protestant die Insel besucht, werden die Ceremonien eingestellt." Hr. Helfferich selbst läßt sich über den-

selben Gegenstand folgendermaßen vernehmen: „Mit Daniel O'Connell ist der «Repeal» todt, mit Pater Mathew die «Temperanzfrage» fast verschollen. Irland hat keine Agitatoren und darum keine «Agitation» mehr, und auch die «Bandmänner» werden immer seltener. Bei der gänzlich veränderten Scene bilden Erziehungswesen, Auswanderung, Gymnasien, Synoden, Maynooth, Armensteuer, Musterwirthschaften, Manufacturen, Bodenverbesserung, Landbanken ꝛc. die Hauptgegenstände irischer Unterhaltung. Aber je prosaischer das Leben, je eifriger zeigt sich die Literatur, die poetischen Züge irischer Ueberlieferung festzuhalten — ein Eifer, der bereits manche köstliche Perle vor dem Untergange bewahrt hat. Im allgemeinen Schiffbruch der gesellschaftlichen Zustände scheint jeder sich zu beeifern, das alte Irland, von dem ein Stück nach dem andern abbröckelt, wenigstens im Abbild zu erhalten, und das Publikum erweist sich nicht undankbar gegen Dichter und Sammler....“

Auch das vorliegende Buch, man darf es als gewiß voraussagen, wird dieselbe angenehme Erfahrung machen; dasselbe empfiehlt sich sowol von der belehrenden wie von der unterhaltenden Seite und nimmt in beiden Beziehungen eine hervorragende Stellung unter den Neuigkeiten unsers Büchermarkts ein. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. In der ersten erhalten wir das Tagebuch einer Reise durch Irland, welche der Verfasser im Sommer 1851 gemacht und auf der alle denk- und sehenswürdigsten Punkte der Insel von ihm besucht wurden. Dasselbe verbreitet sich sowol über die landschaftlichen Schönheiten der Insel, die hier zum Theil mit Ausführlichkeit geschildert werden, als auch über die politischen und nationalökonomischen, insbesondere die commerziellen und industriellen Verhältnisse der Insel; ohne sich allzu tief in das Detail statistischer und ähnlicher positiver Angaben zu verlieren, hat der Verfasser es doch verstanden, sein Buch auch dem Historiker, dem Nationalökonomen, überhaupt dem Mann der Fachwissenschaft interessant zu machen, während gleichzeitig der nach bloßer Unterhaltung verlangende Leser durch einzelne kleine anekdotenhafte Züge sowie durch das lebhafte Colorit des Ganzen angezogen und befriedigt wird. Höchst charakteristisch ist, was er bei Gelegenheit seiner Reise von Galway nach Limerick über die fast sprichwörtlich gewordene Neigung der Irländer zu Händeln und Raufereien berichtet. „Die Galwayer“, sagt er, „sind ungeachtet der ihnen angeborenen Indolenz als besonders streitsüchtig berüchtigt; daß übrigens mehr mit der Zunge als mit den Fäusten gestritten wird, sahen wir an einer eigenthümlichen Scene, bei der wir zuletzt selbsthandelnd auftraten. Am Hafen wurde Torf ausgeladen; es mochten einige Dutzend Männer und Weiber, auch Kinder, dabei beschäftigt sein. Aber plötzlich stockte die Arbeit; wie wir hinzutraten, fanden wir einen Jungen bitterlich weinend am Boden sitzen; die Wade blutete ihm. Die anwesenden Weiber schimpften auf einen Mann los, dem das böse Gewissen auf dem Gesicht geschrieben war. Er hatte dem Knaben die Wunde beigebracht. Nicht nur die Schimpfreden, sondern auch bald einen Hagel von Torfstücken ertrug er geduldig, ohne sich von der Stelle zu rühren. Endlich griffen einige Männer zu. Ich hätte dem Schuldigen eine gute Tracht Prügel gern gegönnt: aber mein Begleiter warf sich dazwischen und unsern Stöcken gelang es leicht, die Streitenden auseinander zu bringen. Der Angegriffene flüchtete sich auf einen Kahn. In England wäre die Sache anders abgelaufen: zu dem blu-

tenden Bein hätte sich auch jedenfalls noch eine und die andere blutige Nase gesellt. So aber wie diese Iren anfaßten, lag kein rechter Ernst darin — zanken mochten sie, aber sich nicht abprügeln."

Denn auch in diesem Stück, wie der Verfasser hinzusetzt, sind die Irländer durch die Hungerjahre heruntergekommen und gleich andern charakteristischen Zügen des alten Irland existiren auch die ehemals so zahlreichen Duelle und Massenschlägereien, durch welche namentlich die eben genannten Districte Irlands so berühmt waren, nur noch in der Erinnerung. Diese aber weiß in der That wundersame Dinge zu berichten. „Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren in Irland die Duelle ebenso häufig wie die Factionsschlachten. Was für Paris das Boulogner Gehölz, war vor nicht lange für Galway der «Sod» oder Rasenplatz, auf dem die Duellanten mit Pistolen oder Degen sich gegenübertraten. Auch gab es daselbst einen besondern Club, in den nur solche aufgenommen wurden, die einen Gegner erschossen oder erstochen hatten. Sheridan's Duelle wegen der schönen Augen einer Schauspielerin haben seiner Zeit mindestens ebenso großes Aufsehen erregt als seine berühmtesten Parlamentsreden." — Diese Neigung zu Kampf und Streit beschränkte sich aber nicht blos auf das unmittelbare körperliche Dareinschlagen, sondern auch ein großer Theil der geistigen Eigenthümlichkeiten, durch welche die Irländer sich ehedem auszeichneten, und zum Theil noch jetzt auszeichnen, ist von diesem Punkte her zu erklären. Wie mit der Faust, so sind die Irländer auch mit Worten berühmte und eifrige Streithähne; Beredsamkeit ist dem Irländer gleichsam angeboren und noch jetzt zeichnen die irländischen Advocaten und Parlamentsredner sich durch die ungewöhnliche Schlagfertigkeit und das Feuer ihrer Beredsamkeit aus. Selbst um O'Connell ganz zu würdigen, muß man, wie der Verfasser bemerkt, weniger seine Parlamentsreden, auch nicht seine Repealreden zu Rathe ziehen, als vielmehr jene meisterhaften Vertheidigungsreden, welche er als Advocat hielt und die seine unvergleichliche Popularität großentheils mit begründen halfen. In letzterer Beziehung theilt der Verfasser eine Anekdote mit, die unsers Wissens in Deutschland bisher noch nicht bekannt war und die das aus Enthusiasmus und Eigensinn, aus großartiger Begeisterung und kleinlicher List gemischte Wesen des Agitators so deutlich kennzeichnet, daß wir uns nicht enthalten können, sie hier ebenfalls einzuschalten. „Als im Jahre 1829 die agrarische Aufregung in manchen Gegenden von Irland einen bis dahin unerhörten Grad von Gewaltsamkeit erreichte, ward den Magistratspersonen des so friedlichen und romantischen Districtes von Doneraile die Kunde von einer Verschwörung des Landvolks, deren Zweck kein geringerer sein sollte, als ein allgemeines Blutbad unter dem Adel von Doneraile anzurichten. Spione und Königszeugen lieferten dem gewandten und beredten Generalstaatsanwalt Doherty hinlängliche Beweisgründe; O'Connell aber, ärgerlich über das Benehmen der Richter bei einer frühern Untersuchung, weigerte sich hartnäckig, die Angeklagten zu vertheidigen, als auf seinem Landsitze Derrynane die Kunde einlief: die Jury habe das Schuldig gegen vier der Angeklagten ausgesprochen und deren Hinrichtung auf die nächste Woche festgesetzt. Man bat, man flehte, man drohte — er müsse kommen. Sowie man nur seinen breitrandigen Hut, seinen national-grünen Rock aus der Ferne erkannte, erhob sich endloser Jubel vor dem Gerichtsgebäude, in dessen

innern Räumen der Staatsanwalt sich bereits in der gewissen Hoffnung eines neuen Sieges erhob. Als O'Connell vor dem Thore hielt, stürzte das Pferd in der Gabel todt nieder. Rasch trat er ein, entschuldigte sich, daß die Hast ihm nicht gestatte, in der vorgeschriebenen Tracht der Anwälte zu erscheinen, und bat um die Erlaubniß, sich im Gerichtssaale selbst durch Speise und Trank zu erquicken. Mit größter Behaglichkeit frühstückte er, während Doherty in seiner Rede weiter fortfuhr. Bei der Gegenvernehmung wußte der nunmehr gesättigte O'Connell Spione und Königszeugen, völlig verrufene Kerls, moralisch zu vernichten, und seine meisterhafte Vertheidigung hatte wenigstens den Erfolg, daß er den Staatsanwalt in allen formalen Rechtsfragen ad absurdum führte, und ein katholischer Grundbesitzer, übrigens als der einzige unter den Geschworenen, sich weigerte, ein Schuldig zu finden. So erfolgte nach 36stündiger Einsperrung der Jury ohne Speise und Trank ein einstimmiger Beschluß auf Nichtschuldig. In solchen Augenblicken stand der alte «Dan» auf der ganzen Höhe der in ihm personificirten irischen Volkskraft".

Auf dieses Reisetagebuch folgen sodann die „Erzählungen aus Irland". Dieselben sind gleich den so schnell berühmt gewordenen „Skizzen aus Irland" von B. A. Huber englischen Mustern nachgebildet, insbesondere den „Legends and Stories of Irland" von S. Lover und W. Carleton's „Traits and Stories of Irland." Es sind Dorfgeschichten, aber ohne Sentimentalität und ohne künstliches Raffinement: naturgetreue, zum Theil etwas derbe Schilderungen irländischen Thun und Treibens, das uns hier mit all seinen Licht- und Schattenseiten in ungeschminkter Lebendigkeit entgegentritt. Auch in dieser zweiten, mehr belletristisch gehaltenen Abtheilung ist die Darstellung des Verfassers klar, einfach und natürlich, und wenn wir aus der ersten Hälfte des Buchs mehr seine scharfe Beobachtungsgabe und sein gesundes und unbefangenes Urtheil erkennen, so gibt diese zweite Abtheilung uns Gelegenheit, auch den guten Geschmack und das sinnige poetische Verständniß des Verfassers schätzen zu lernen. Fkg.

Correspondenz.

Aus Hannover.

20. März 1858.

A. An dem Tage, wo die Stände diesmal zusammentraten, am 2. Februar, scheint das herrschende System seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Seit der kurzen ständischen Zusammenkunft von 1857 hatten die Herren Minister in der Stille ihrer Schreibstube theils durch ihre regelmäßigen Hülfskräfte und theils durch außerordentlich einberufene Vertrauensmänner eine unglaubliche Thätigkeit entwickelt, um die bestehende Gesetzgebung in der Hauptrichtung größerer Ausdehnung der Regierungsgewalt vorbereitend zu verändern. Sie glaubten sich bei der Erschlaffung des 1848 plötzlich aufgestachelten Staatssinns in der Bevölkerung wol darauf verlassen zu dürfen, daß deren Widerstand nicht allzu lebhaft sein werde, zumal wenn sie in

ihrer Richtung auf den sichtbaren Erwerb durch eine energische Initiative der Regierung unterstützt würden. Diese doppelte Seite der Regierungsthätigkeit vertrat von jeher kein Minister entschiedener und bewußter als der Minister des Innern Hr. von Borries, der erklärte Günstling des Königs. Des Siegs gewiß trat er und traten seine Collegen mit einer Menge neuer Gesetzentwürfe und Geldanforderungen am 2. Februar vor die Stände. Allein auch die ergebensten Kammern sind bekanntlich stets eine schwierig und gefährlich zu behandelnde Bundesgenossenschaft für eigenwillige Minister. Die Adelskammer, die bisher von gehorsamer Dankbarkeit überfloß, zeigte diesmal von Anfang an große Neigung zur Mündigkeit und Selbständigkeit des Urtheils. Wären die einzelnen weniger ergebenen Edelleute nicht schon im vorigen Jahre meist freiwillig zurückgetreten, wer weiß, was ein entschlossener und fähiger Führer aus der Unzufriedenheit der nächsten Standesgenossen schon gemacht hätte! Statt dessen leitet durch eine seltsame Fügung des Geschicks ein junger Edelmann, der aus politischen Rücksichten den Staatsdienst verlassen hat, Hr. von Bennigsen, die Widerstandspartei in der Volkskammer. Die Linke befindet sich dort allerdings in einer Minderheit von 30 gegen 55. Aber es ist schon einigermaßen vorauszusehen, daß sie, den starken politischen und finanziellen Zumuthungen der Regierung gegenüber, die sich aus deren Politik mit Nothwendigkeit ergeben, im einzelnen bald diese, bald jene Unterstützung aus den Reihen der Rechten erhalten wird. Die treuen Beamten der Mehrheit werden freilich bei dem Minister aushalten; aber wie sollten die Bauern gehorsam bleiben, wenn die Ritter zu murren und sich zu widersetzen anfangen? Die Adelskammer hat von früher her den Ruf zäher Sparsamkeit, was kein übles Kapital ist, um ihr jetzt bei abermaliger braver Bewährung die Liebe der steuerzahlenden Bevölkerung zu erwerben. Darüber besteht freilich kein Zweifel, daß der Bund zwischen dem politisch bevorrechteten Adel und der Bevölkerung nur bis zum Falle oder zum Rückzuge des gemeinen Gegners dauern — daß namentlich der Adel außer Amt dem Adel im Amt versöhnt und reuig die Bruderhand reichen wird, sobald er spürt, daß der Drang von unten her den theuern Vorrechten neue Gefahren zu bereiten drohe. Aber es ist immerhin schon etwas, daß die Regierung, welche die Adelskammer hergestellt hat, die Adelskammer fast drohender gegen sich auftreten sehen muß als die Volkskammer. Es zeigt sich darin die Unhaltbarkeit des herrschenden Systems. Handel und Gewerbfleiß eines zukunftreichen Landes lassen sich über einen gewissen Punkt hinaus schlechterdings nicht anders als dadurch entwickeln, daß man ihnen alte und junge Fesseln vom Leibe nimmt; zumal wenn jede Einmischung des Staats sich an die Bewilligung sparsamer Stände stößt. Sich selber aber überlassen, werden Handel, Gewerbe und Landwirthschaft bald den Ueberschuß ihrer erwerbenden Kraft auf die geistigen Güter wenden, welche unter anderm auch im staatlichen Zusammenleben der Menschen gelegen sind. Schon zeigen sich die deutlichsten und verschiedenartigsten Spuren des wiedererwachenden Antheils an den Staatsdingen. Besonders seitdem gegen Ende vorigen Jahres der Rückschlag auf dem Gebiet der großen Handelsgeschäfte und gewerblichen Unternehmungen zum offenen Ausbruch gekommen ist, strömt die Flut der Geister in das politische Bette kräftig und immer kräftiger zurück. Die zufällige Gestalt der Volkskammer

kann weder die Wahrheit dieser Erscheinung verdächtigen noch ihre mannichfaltigen Wirkungen erheblich schwächen. Wenn die Mehrheit der Zweiten Kammer den Forderungen der Regierung vorläufig noch nicht ernstlich widerstrebt, so macht sich dafür in Eingaben an die Stände und andern öffentlichen Aeußerungen eine Mehrheit wider die officiellen Tendenzen geltend, die von Einstimmigkeit kaum zu unterscheiden ist.

Notizen.

Wiederum haben wir Meldung zu thun von zwei schmerzlichen Verlusten, welche die deutsche Wissenschaft in den letzten Wochen erlitten hat und die auch außerhalb der zunächst liegenden literarischen Kreise allgemeine und aufrichtige Theilnahme erregen. In dem einen Falle sehen wir einen hochbejahrten Veteranen der Wissenschaft, einen von Schicksal und Leben hartgeprüften Greis zur wohlverdienten Ruhe eingehen, während in dem andern ein rüstiger Mann mitten in der Fülle seines Strebens durch einen vorzeitigen Tod plötzlich dahingerafft wird. Am 16. März starb in Breslau Christian Gottfried Nees von Esenbeck, berühmt durch seine botanischen und naturphilosophischen Schriften, wenige Tage später aber, am 18. März in Berlin der Geheime Oberregierungs- und vortragende Rath im Cultusministerium Franz Theodor Kugler, ebenso bekannt durch seine zahlreichen und werthvollen kunsthistorischen Schriften wie durch seine liebenswürdige und wohlwollende Persönlichkeit. Nees von Esenbeck wurde 1776 auf dem Reichenberg im Odenwald geboren; nachdem er seine gelehrte Vorbildung auf dem Gymnasium zu Darmstadt vollendet hatte, begab er sich um Mitte der neunziger Jahre nach Jena, um daselbst Medicin zu studiren. Jena stand damals auf dem Höhepunkt seiner geistigen Blüte, in ästhetischer sowol wie in philosophischer Hinsicht, und beide Elemente, namentlich das letztere, ließ der strebsame Jüngling vielfach auf sich wirken. Nach vollendeten Studien ließ er sich als praktischer Arzt in Frankfurt a. M. nieder: doch setzte er auch während dieser praktischen Thätigkeit seine wissenschaftlichen Studien, insbesondere im Gebiete der Botanik, eifrig fort und machte sich durch die der Oeffentlichkeit übergebenen Resultate derselben so vortheilhaft bekannt, daß er 1818 einen Ruf als Professor der Botanik zu Erlangen erhielt. Noch in demselben Jahre von der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher zum Präsidenten erwählt, vertauschte er die erlanger Professur bereits 1819 mit dem Lehrstuhl der Botanik an der Universität zu Bonn, von wo er 1831, ebenfalls als Professor der Botanik, nach Breslau übersiedelte. Hier wurde er nach einer langen und segensreichen akademischen Thätigkeit 1852 wegen des Antheils, den er an den politischen Ereignissen des Jahres 1848 genommen, durch richterliches Erkenntniß seines Amtes entsetzt; auch von dem solange geführten Präsidium der Leopoldinischen Akademie mußte er in Folge dessen zurücktreten. Die äußere Bedrängniß, in welche der verdiente Gelehrte, der der Wissenschaft so viele Opfer gebracht hatte, dadurch gerieth, war so groß, daß er seine Sammlungen veräußern mußte;

späterhin sorgten seine politischen und literarischen Freunde dafür, daß er wenigstens nicht des Nothwendigsten entbehrte. Bei alledem und trotz der Last der Jahre blieb sein Körper frisch und kräftig, sein Sinn klar und muthig und mit diesem klaren heitern Muthe ist er auch dahingegangen. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir hier nur folgende: „System der Pilze und Schwämme" 1816; „Die Entwickelung der Pflanzensubstanz" 1819; „System der speculativen Philosophie" 1841; „Die allgemeine Formenlehre der Natur" 1852. — Franz Theodor Kugler wurde 1808 zu Stettin geboren. Mit mannichfachen Talenten begabt, versuchte er sich der Reihe nach in der praktischen Ausübung der verschiedenen Künste, wie Malerei, Musik, Poesie ꝛc., bis er endlich in der Kunstgeschichte, deren Studium er seit 1826 zu Berlin und Heidelberg mit demjenigen der Philologie verband, die ihm angemessene Sphäre erkannte. Nach vollendeten Studien nach Berlin zurückgekehrt, war er in mannichfacher Weise literarisch thätig; sein 1830 erschienenes „Skizzenbuch" zeigte ihn, in seltener Vereinigung, gleichzeitig als Poeten, Zeichner und Componisten. Der Poesie ist er auch in spätern Jahren treu geblieben, ohne jedoch, bei vielfachen, zum Theil sehr achtbaren Versuchen in den verschiedensten Gattungen der Poesie, besonders auch im Drama, durchgreifende Resultate zu erlangen; nur das Lied „An der Saale kühlem Strande", das er 1826 als Student auf der Rudelsburg bei Naumburg schrieb, hatte das Glück, Volkslied zu werden. Bei weitem größern und dauerndern Werth als seine poetischen Versuche nehmen seine kunstgeschichtlichen Arbeiten in Anspruch. Eröffnet wurde die Reihe derselben durch die 1830 erschienenen „Denkmale der bildenden Kunst im Mittelalter in den preußischen Staaten", denen 1833—38 die Herausgabe des „Museum", einer Zeitschrift für bildende Kunst, folgte. Seit 1833 Professor an der Akademie wie auch Docent an der Universität zu Berlin, unternahm er 1835 eine Reise nach Italien, als deren erste Frucht das „Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit" (2 Bde., 1837; zweite von Burkhardt bearbeitete Auflage 1847) ans Licht trat. Sein Hauptwerk jedoch ist das „Handbuch der Kunstgeschichte" (zuerst 1842, dann in zweiter ebenfalls von Burkhardt bearbeiteter Auflage 1847): ein Buch, das trotz mancher Ungenauigkeiten und Irrthümer im Einzelnen doch zur Bildung und Verbreitung eines wissenschaftlichen Kunstsinns unter uns viel beigetragen hat und das dem Namen des Verfassers für alle Zeiten ein ehrenvolles Andenken sichert. Auch als Historiker hat Kugler sich versucht, indem er den Text zu der berühmten, von Adolf Menzel illustrirten „Geschichte Friedrich's des Großen" (1840) lieferte. Seine 1844 begonnene „Neuere Geschichte des preußischen Staats und Volks ꝛc." blieb dagegen unvollendet, indem der Verfasser um dieselbe Zeit, nachdem er schon 1842 zum Mitgliede des Senats der Akademie der Künste ernannt war, durch den Minister Eichhorn zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten ins Ministerium berufen ward. In dieser angenehmen und einflußreichen Stellung machte Kugler wiederholte Reisen durch Deutschland sowie nach Italien, Frankreich und Belgien, die zur Erweiterung seiner künstlerischen Ansichten nicht wenig beitrugen. Auch blieb er als Schriftsteller unausgesetzt thätig. Im Jahre 1849 wurde er vom damaligen Minister von Ladenberg zum vortragenden Rathe ernannt; auch unter Hrn. von Ladenberg's Nachfolger

blieb er in derselben Stellung, doch wollte man eine bedeutende Abnahme seines Einflusses verspüren. Seine „Belletristischen Schriften" erschienen 1855 in sechs Bänden; 1856 folgte ihnen eine Sammlung seiner „Kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte", vom Verfasser mit selbstgezeichneten und radirten Illustrationen geschmückt. Kugler's Tod ist nicht nur ein Verlust für seine Familie und seine zahlreichen Freunde, sondern auch für die literarischen und künstlerischen Kreise Berlins, die in ihm einen ihrer hervorragendsten Mittelpunkte verlieren.

Von „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" erschien soeben das vierzehnte oder des zweiten Bandes zweites Heft. Dasselbe enthält einen unter den gegenwärtigen Umständen doppelt interessanten Artikel über „Die Frage nach Entstehung und Gliederung der Menschheit vom Standpunkte gegenwärtiger Forschung", vom Geheimen Medicinalrath Dr. C. G. Carus in Dresden; ferner zwei Abhandlungen über „Bulgarien, seine Weltstellung, seine Natur- und Culturverhältnisse", und über „Conservirung der Nahrungsmittel", nebst zwei größern biographischen Aufsätzen „Pierre Dedecker" und „Graf Ostermann-Tolstoi". Aus den „Kleineren Mittheilungen" sind namentlich hervorzuheben die Artikel über M. F. von Bassewitz, Rachel Felix, N. Soult und Sir Archibale Wilson. — Auch von Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" hat schon wieder ein neues Heft die Presse verlassen, das erste des vierten Bandes oder Nummer 19 der gesammten Reihenfolge. Dasselbe ist wiederum sehr reichhaltig ausgefallen; wir führen namentlich an: eine Novelle von Leopold Schefer „Rosamündchen oder das Herz verlangt sein Recht", die für die zahlreichen Verehrer des greisen Dichters wenigstens als Curiosität von Interesse sein wird; „Die Roßköpfe auf den deutschen Bauernhäusern" von Dr. Peez; „Die Wasserjagd. Mit besonderer Rücksicht auf Baiern" von Fr. von Kobell; „Die Inseln des chilenischen Freistaats" von August Berghaus; „Ein Ausflug zum Monte Rosa" von Alfred Meißner, eine sehr leicht gehaltene Skizze, die dem schriftstellerischen Ruhme des Verfassers schwerlich etwas hinzufügen wird; „Die Palmen" von F. Karsten; „Christian Daniel Rauch", eine biographische Skizze von H. W. Horwitz, mit einem dem bekannten Afinger'schen Medaillon nachgebildeten Porträt des verewigten Meisters; „Aus dem Tagebuche eines Weltumseglers" von Dr. C. Scherzer. Die letztgenannten Mittheilungen sind ebenso anziehend wie lehrreich; dagegen dürften die höchst parteiisch geschriebenen „Skizzen aus Neuyork" von F. Schütz für ein Blatt von der Verbreitung und der neutralen Stellung wie die „Illustrirten deutschen Monatshefte" kaum recht geeignet sein.

Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges

Bibelwerk für die Gemeinde.

In drei Abtheilungen.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

Erste Abtheilung.

Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung.

Erster Theil: **Das Gesetz.**

Erster Halbband. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses seit langem mit Spannung erwartete Werk bietet dem deutschen Volke eine **vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel.** Der berühmte Verfasser hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, der Gemeinde seiner Nation das Buch der Bücher wirklich zugänglich zu machen und seit 40 Jahren bildet daher dieses Werk den Mittelpunkt seiner geistigen Bestrebungen und Forschungen. Die Uebersetzung ist eine streng getreue Wiedergabe des Bibeltextes, in der allgemein verständlichen Muttersprache Luther's, aber mit Verbesserung der vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung bildet eine fortlaufende Erläuterung sowol der Gedanken als der Thatsachen des Bibeltextes.

Wie schon aus dem Titel und der ganzen literarischen Stellung des Verfassers hervorgeht, ist das Werk durchaus nicht blos für Theologen und andere Gelehrte bestimmt, sondern für die weitesten Kreise des deutschen Volks: es soll eine Volksbibel werden, eine Bibel „für die Gemeinde".

Das Werk zerfällt in **drei Abtheilungen**, die in **8 Bänden** oder **16 Halbbänden** erscheinen. Die I. Abtheilung (4 Bände) enthält die eigentliche Uebersetzung und Erklärung der Bibel, die II. Abtheilung (3 Bände) Forschungen über die Bibel, die III. Abtheilung (1 Band) die Bibelgeschichte, darunter ein Leben Jesu.

Der soeben erschienene **erste Halbband** (27 Bogen stark) enthält außer dem Anfang der Bibelübersetzung und -Erklärung ein „Vorwort an die Gemeinde" und eine ausführliche höchst wichtige und interessante „Einleitung".

Vierteljährlich soll ein Halbband erscheinen, sodaß das Werk ungefähr im Laufe von vier Jahren vollendet sein wird. Der **Subscriptionspreis** ist in der Hoffnung auf weiteste Verbreitung auf **nur 1½ Ngr. per Bogen** festgesetzt worden.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch der erste Halbband und ein ausführlicher Prospect über das Werk zu haben ist.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 16.** 15. April 1858.

Inhalt: Das deutsche Gesindewesen von ehedem. Von **Johannes Müller.** II. — Ein Besuch bei Indianern in Nordamerika. Von **Franz Löher.** — Hegel und sein neuester Beurtheiler. — Literatur und Kunst. Memoirenliteratur. (Schmidt-Weißenfels, „Vier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebnisse.) — Correspondenz. (Aus London. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Das deutsche Gesindewesen von ehedem.

Von

Johannes Müller.

II.

Mit der Ausbildung der Gemeindeverfassung mußte die legislatorische Thätigkeit der Gemeindebeamten sich natürlich auch auf die Verhältnisse der dienenden Klasse erstrecken. Einmal war besonders in den Städten das Gesindewesen zu einem ebenso nothwendigen Bestandtheil der gesellschaftlichen Zustände herangediehen wie auf dem platten Lande, wo die Bestellung der größern Wirthschaft zahlreiche Hände erforderte; dann wurde das rechtliche Verhältniß, nun über dem beiderseits eigenmächtigen Vertrage stehend, ein nothwendiger Gegenstand allgemein gültiger, rechtlicher Vorschriften, die bei Klagen und Erörterungen eine feste Norm der Entscheidung abgaben; endlich erforderte die Masse der Dienstleute, die sich mit der Zeit in den Städten ansiedelten und auch aus deren ärmern Bewohnern sich ergänzten, eine strengere polizeiliche Aufsicht, zumal die Sittlichkeit unter ihnen natürlich nicht immer die beste war. Mit diesen Verordnungen, worin das Herkommen nun als Gesetz sich geltend machte, beginnt für das Gesindewesen eine neue Epoche, die bis auf unsere Tage sich erstreckt. In den ältern Stadtrechten sind hierher gehörende Verfügungen noch selten; häufig sind sie vom 15. Jahrhundert an. Wir weisen, um durch ein Beispiel ihre Zielpunkte anzudeuten, auf das Recht der Stadt Zittau vom Jahre 1569 hin, in wel-

chem wir schon alle die Bestimmungen vorbereitet finden, die noch heute für die berührten Verhältnisse überall in Uebung sind.

Vor allem wird darauf gehalten, daß es in der Stadt kein müßiges Gesinde gibt, „es seien Knechte oder Mägde oder Weibspersonen, die zu ledigem Sattel liegen". Wenn sie sich bei einem „guten" Manne vermiethen können, aber nicht wollen, so sollen sie aus der Stadt getrieben werden und der Wirth, der sie beherbergt, wird in Strafe genommen. Es wird ferner darauf gesehen, daß die Dienstboten bei der Herrschaft aushalten; wer ohne rechtliche Ursache, muthwillig, den Dienst verläßt, derselbe büßt seinen Lohn ein, meidet ein Vierteljahr die Stadt oder zahlt dem Rath einen halben Schilling Strafe. Solches muthwilliges Gesinde soll auch niemand über zwei Tage beherbergen. Welcher Dienstbote den Dienstgroschen genommen hat, muß zur bestimmten Zeit seinen Dienst antreten, bei Strafe einer halben Mark Groschen — es sei denn, daß er bei der alten Herrschaft zu bleiben vorgezogen. Einander das Gesinde durch Anerbieten höhern Lohns u. s. w. abspenstig machen, abdingen, ist bei namhafter Buße verpönt; auch die so ausgetretene Dienstperson verfällt in die Strafe von einer Mark oder meidet auf ein Vierteljahr die Stadt. Uebrigens hat die Herrschaft dem Gesinde den verdienten Lohn zu geben und wenn es ohne genügenden Grund entlassen wird, hat die Herrschaft demselben soviel Lohn zu geben, als ihm die Gerichte zuerkennen.

Aehnlich lauten die Verordnungen vieler anderer Städte, und — was besonders hervorzuheben ist — fast überall wird das Abdingen mit harter Buße belegt, ein Beweis, daß es entweder an genügenden oder doch an guten Dienstboten fehlte. In Nürnberg wurde 1548 auch auf dem Lande dies Abdingen untersagt, da hierdurch der Bauer, der sein Gesinde den Winter hindurch mit großen Kosten unterhalten hatte, zur Zeit der eigentlichen Feldarbeit in harte Bedrängniß kommen konnte. Der Knecht, der hier ohne redliche Ursache aus dem Dienste trat, unterlag einer Buße von 20 Pfund alt und der Verbannung aus dem Stadtgebiete auf ein Jahr. Die Geldstrafe mußte auch der zahlen, der den Dienstboten vor sechs Wochen vor dem Ziele abgedungen hatte.

Wir werfen hiermit einen Blick auf die Löhne des Gesindes. Ueber die Gesindelöhne sind uns aus allen Zeiten ziemlich viele Angaben überliefert. Noch spät fand sich die Obrigkeit nicht veranlaßt, bestimmte Ansätze zu machen. Die sächsische Verordnung vom Jahre 1612 bestimmt einfach, man solle einen Lohn festsetzen, aber darüber solle auch keine Steigerung stattfinden, bei Strafe für beide Theile. Weil übrigens in den verschiedenen Orten und Aemtern die Verhältnisse voneinander abwichen, so könne eine allgemeine Satzung füglich nicht gemacht werden: also möge man in jedem Amte eine besondere treffen. Die

nürnberger Ordnung vom Jahre 1628 verfügt: „Als auch bisher unter hiesiger Bürgerschaft sich nicht wenige befunden, die, theils vermeinten Ansehens, theils aber anderer unrechtmäßiger Ursache willen, die Ehehalten (Dienstboten) mit übermäßigem Lohn und vielfältigen ungewöhnlichen hohen Verehrungen dermaßen verleitet und verwöhnt, daß beinahe niemand außer dieser Beschwerniß zu willigen und getreuen Ehehalten kommen oder dieselben behalten kann, dadurch sie denn nicht wenig zur leidigen Hoffart und andern Ueppigkeiten angeführt werden: solchem nach gebeut ein E. E. hiermit auch ernstlich und will, daß hinfüro diesfalls aller Ueberfluß eingestellt und den Ehehalten ein billiger und bei diesen Zeiten leidlicher und erschwinglicher Lohn nach deren Qualitäten und Beschaffenheit jährlich gereicht; dagegen aber alle Schenkungen als Kindlein- und Niklausbescheren, Johanneskrüge, Anbinden, Kirchweihgeld oder was es für Namen haben möchte, abgeschnitten und sie allein, doch unverbindlich, mit einer neuen Jahresverehrung nach einer jeden Herrschaft gutem Willen und der Ehehalten Wohlverhalten (jedoch daß solche zum höchsten von 1—2 Gulden oder Guldengroschen nicht übertreffe) begabt und verehrt werden sollen, bei Strafe von 10 Gulden."

So werden in dieser Verordnung von 1628 auch die Gesindeverdinger und Zubringerinnen scharf ermahnt, auf diesen Punkt der Löhnung ihre Aufmerksamkeit zu richten und Vergehen dawider bei der Obrigkeit zur Anzeige zu bringen. Auf der andern Seite wird auch ihnen, den Zubringern, eine nur mäßige Taxe zuerkannt. Die Herrschaft hat von einem Knecht nicht mehr als 15 Kreuzer und von einer Magd 10 Kreuzer, der Knecht selbst ihnen 2 Batzen, die Magd 6 Kreuzer zu entrichten. Schimpfliche Strafen, Pranger, Geige und Lasterstein, ja Stadtverweisung ward denselben angedroht, falls sie die vorgeschriebene Ordnung nicht hielten.

Bei dem Mangel fester Bestimmungen über die Löhne, besonders in frühern Zeiten, ferner bei der Leichtigkeit, womit in kleinern Territorien die Dienstleute über die Grenze dem höhern Lohne nachgehen konnten, fanden oft zwischen mehreren Reichsständen Vereinigungen darüber statt. Diese Uebereinkünfte sind besonders interessant. Eine solche, und zwar auf zehn Jahre (1433—45), der hegauer Abtheilung des Adelsvereins vom St.-Georgenschild mit sieben Städten am Bodensee und am Rhein möge als Beispiel dienen. Unter anderm bestimmt diese als Lohn einer Obermagd für ein Jahr 9 Gulden 45½ Kreuzer (nämlich 2 Pfund Pfennige) und 1 Gulden 13 Kreuzer (5 Gr. Pf.) für ihre Ernte oder statt des letztern möge man sie acht Tage in die Ernte gehen lassen; dazu 7 Ellen Leinen- („ristins") Tuch, zwei Paar Schuh und genug Leder unter den Füßen und ein „stuchen" (Aermel) oder dafür 29¼ Kreuzer (2 Gr. Pf.). Weniger könne man geben, aber auf

keine Weise mehr. Eine Untermagd könne man nach Uebereinkommen löhnen, doch nicht über Vorstehendes. Ein Karrenknecht bekommt im Jahre 19 Gulden 31 Kreuzer (4 Pfund Pf.), Schuh genug, 4 Ellen Leinenzeug und 6 Ellen Zwilch. Dagegen soll ein „gewachsen" guter Bauknecht für alle Dinge 21 Gulden 57 Kreuzer (4½ Pfund Pf.), 6 Ellen Zwilch, 4 Ellen Leinentuch, 3 Paar Schuh, dazu „bletz und salb" genug, oder alles Genannte, mit Ausnahme des Tuchs, und 24 Gulden 24 Kreuzer (5 Pfund Pf.). Ein Bauknabe erhält nach Uebereinkommen, doch natürlich nicht über die vorgenannten Löhne. Einem Rebknechte soll man 24 Gulden 24 Kreuzer (5 Pfund Pf.) geben.

Diese Uebereinkunft nun zu festigen, ward eine Conventionalstrafe und Buße gesetzt also: „Wer der oder die wären, sie wären männlichen oder weiblichen Geschlechts, edel oder unedel, geistlich oder weltlich oder welcherlei stets, die solche vorbegriffenen Sätze überführen, mehr denn davor gelautet hat, gäben oder nähmen, sollen beide Personen, die gebende und die nehmende, jeglich sonders, so oft das geschieht, um 9 Gulden 45½ Kreuzer (2 Pfund Pf.) von dem Herrn oder der Stadt, darunter solches geschieht, unerlaßlich punktirt und gestraft werden." Auf der andern Seite ward aber auch den Dienstleuten bei harter Pön verboten, dieser Ordnung wegen, aus Unlust über den darin gesetzten Lohn, ihren bisherigen Wohnort zu verändern und fremden Diensten nachzugehen.

Dieser Vereinbarung aus dem 15. Jahrhundert stellen wir eine um 200 Jahre spätere zur Seite, um daran zu zeigen, wie langsam die Verhältnisse sich entwickelten. Sie ist vom Jahre 1640 und erlitt 1642 einige Veränderungen, die wir als Zusätze in den Klammern angegeben haben. Nach dieser Verordnung, die von den begüterten Herrschaften zwischen der Iller, Donau und dem Lech ausging, gab man einem Ehehalten, Baumeister 20 Gulden (1642: 30 Gulden); einem guten Oberknecht 14 Gulden (20 Gulden); einem Mitterknecht 10 Gulden (15 Gulden); einem Drittelknecht, so vorrainen und anfurchen kann, 7 Gulden (10 Gulden); einem Buben, so mähen und die Rosse hüten kann, 4 Gulden (7 Gulden); einer guten Obermagd 6 Gulden (10—12 Gulden); einer Mittermagd 4 Gulden 30 Kreuzer (7—9 Gulden); einem Mägdlein 2 Gulden (4—6 Gulden). Die Tagelöhne sind in dieser Weise festgesetzt: dem Strohschneider des Tags 14 Kreuzer (18—20 Kreuzer); Tagelöhner, Drescher und Ackermann 12 Kreuzer, dem Mäher für ein Tagewerk Magd 15 Kreuzer (20 Kreuzer); Recher 8 Kreuzer; Schnitter des Winterkorns 16 Kreuzer, des Sommerkorns 14 Kreuzer. Für das Essen wird ihnen die Hälfte abgezogen. Ein Klafter Buchen- und Eichenholz im Walde oder in der Stadt zu spalten, bringt für Kost und Lohn 14 Kreuzer; von feuchtem und anderm Holze 12 Kreuzer.

Solche Dienstleute, die arbeiten können, aber nicht wollen, die eher feiern, als für den gesetzten Lohn arbeiten, werden demjenigen, der ihrer bedarf, zugewiesen; und wenn sie ihren Wohnsitz darum verlassen, so dürfen sie in das Gericht, worin sie ansässig sind, nicht wieder zurückkehren. Ferner ist gegenseitiges Abdingen der Dienstboten auch hier untersagt und übrigens „mögen auch die Unterthanen beim alten vor dem schwedischen Unwesen gemachten Lohn verbleiben".

Um rücksichtlich des Lohns auch in dem dazwischenliegenden Jahrhundert wenigstens einen Maßstab an die Hand zu geben, lassen wir hier noch zwei kurze Bestimmungen folgen. Der Küchenmeister auf dem fürstbischöflich bambergischen Schlosse Rosenberg berechnet im Jahre 1553 als Wochenlohn 3 Pfund (= 90 Pfennige) dem Kellner; 6 Pfund (= 180 Pf.) den zwei Bäckern, daß sie das Backen besorgt haben; 3 Pfund (= 90 Pf.) dem Küchenknecht; 2 Pfund (= 60 Pf.) dem Küchenmädchen; 1 Pfd. 7 Pf. (= 37 Pf.) dem Hans Greuling für einen Ochsen zu schlachten; 2 Pfd. (= 60 Pf.) dem Schreiber des Küchenmeisters.

In dem Dienstbotenregister des Christoph Jakob von Waldenfels auf Hohenstein in dem Jahre von 1638—39 haben wir folgende Ansätze: einem Bau- und Fahrknecht die Woche 4½ Pfund, einem andern jährlich 14 Gulden und 9 Batzen Dinggeld; einem Mitlaufer die Woche 3 Pfund, einem andern jährlich 6 Gulden und 2 Paar Schuh; einer Köchin 7 Gulden und 2 Paar Schuh, im folgenden Jahre für alles 8 Gulden; einer Beschließerin 5 Gulden und 2 Paar Schuh; einer Viehmagd 7 Gulden.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — womit wir dies Kapitel schließen wollen — bekam im Herzogthum Bremen, in der Marsch, ein Oberknecht auf großen Höfen an Lohn jährlich 18 Rthlr.; ein Oberknecht auf kleinen Höfen, worauf aber doch 6—7 Pferde gehalten wurden, 16 Rthlr.; ein Andersmann auf großen und kleinen Höfen 13 Rthlr.; ein Großjunge über 6 Rthlr.; eine Magd, die auch für das Gesinde kocht, 7 Rthlr.; eine halberwachsene Magd über 4 Rthlr.; eine gute Köchin, die für die Herrschaft kocht, 8 Rthlr. Schuhe und Leinen, welches das Gesinde erhält, wird ihm überall am Lohne abgezogen. In den Städten erhielt eine Köchin je nach ihrer Geschicklichkeit 7—10 Rthlr.; eine Hausmagd 6—7 Rthlr.; eine halberwachsene Magd 4—5 Rthlr.; eine Amme 12—16 Rthlr.

Wir hätten neben dem Gesindelohn auch noch die Tagelöhne ins Auge fassen sollen, da beide in den alten Ordnungen gemeiniglich verbunden vorkommen. In der ältern Zeit, wie noch heute zu gewissen Zeiten, traten die Tagelöhner fast in das Verhältniß von Dienstboten, indem sie z. B. in der Zeit der Ernte länger bei einem Herrn aus-

hielten. Ferner gab es auch gewisse Gewerke, z. B. Maurer und Zimmerleute, Dachdecker und Weißbinder, die wiederum nur nach Tagelöhnen bezahlt wurden; auch sie könnten wir zur Schilderung der alten Verhältnisse noch heranziehen. Doch berühren sie uns nur mittelbar, wir verweisen auf die Quellen selbst, auf die Polizeiordnungen und Stadtrechte und wenden uns zur letzten, aber Hauptfrage — nämlich ob das Gesinde vordem besser oder schlechter war als gegenwärtig.

Schon im 15. Jahrhundert, weiter greifen wir der Praxis halber nicht zurück, müssen die Dienstboten zu ähnlichen Klagen wie heute Anlaß gegeben haben: denn bereits in jener Zeit gibt ein weiser Ehemann seiner jungen Hausfrau allerlei Winke über dieselben. Sie soll unter anderm beim Dingen sich erkundigen, in welchen Häusern sie früher gedient haben; ob sie „Bekanntschaften" in der Stadt, oder ob sie gar eine Kammer sich gemiethet haben; welche Fertigkeiten sie besitzen, ob sie keine Schwätzerinnen, Leckermäuler, Säuferinnen sind; warum sie ihre Heimat verlassen haben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts heißt es in dem Buche „Der Hausknecht": „Es ist in allen Städten und Dörfern, ja in allen Häusern und Winkeln die immerwährende Klage aller Herren und Frauen über das böse, untreue und schadhafte Gesinde, an Knechten und Mägden. Es komme dahin und man achte fast dafür, man könne solche Beschwerung vom Gesinde mit Worten nicht wohl ausreden, ja auch viele wollen und können keine Besserung hoffen. Und ist traun solche Klage nicht falsch oder erdichtet, sondern es wird dieselbe durch die tägliche Erfahrung stark bestätigt, auch in den geringen Haushaltungen, wo nur ein oder zwei Diener sind, daraus man denn leichtlich abnehmen kann, was bei denen sich zuträgt, welche wegen ihrer Haushaltung viel Gesinde an Knechten, Mägden, Tagelöhnern und dergleichen haben, halten, ernähren und besolden müssen."

Das Bild eines echten rechten Dienstboten ist in demselben Buche durch eine abenteuerliche Figur dargestellt, die aus verschiedenen Thiergliedern zusammengesetzt ist und zwei Wassereimer und ein Kohlenbecken trägt. Nach der Erklärung gehört einem frommen Diener ein fein reinlich Kleid; der Saurüssel lehrt, daß ein Diener nicht soll zärtlich sein und ein verwöhnt Maul haben, sondern soll mit jeder Speise zufrieden sein; die Eselsohren bedeuten, daß ein Diener soll geduldige Ohren haben, wenn der Herr vielleicht etwas härter oder unfreundlicher redet. Die aufgerichtete rechte Hand erinnert ihn Treu und Glaubens, wenn er mit seines Herrn Gütern oder Händeln umgeht. Die Hirschfüße zeigen an, daß er in der Verrichtung der Geschäfte seines Herrn soll geschwinde und fertig sein. Die Eimer aber und das Feuer, daß er soll fleißig, gescheidt und behende sein, daß er auch vielerlei Geschäfte auf einmal verrichte.

Noch lauter tönen die Klagen aus dem 17. Jahrhundert zu uns herüber, so laut, daß wir von dort bis zur Gegenwart nicht weiter schreiten mögen, und zwar aus der Besorgniß, uns zu tief in die brennende Frage einzulassen. Im 17. Jahrhundert läßt sich bei einer gewissen Gelegenheit, wo die Herzen freier sich öffnen, das „holdselige Frauenzimmer" also hören:

Ich hätte fast kein Kreuz, ich kann es ja wol sagen,
Wenn ich mich nicht so sehr mit Mägden müßte plagen;
Ich weiß nicht, wie es kömmt, die Mägde sind so schlimm,
Sie machen, daß ich mich fast alle Tag' ergrimm'.
Sie mögen nichts nicht thun und geben lose Reden,
Ich habe allererst gezankt mit allen beeden,
Die ich zu Hause hab'; der Kindsmagd thut es Zorn,
Daß ich ihr eingeredt; so hab' ich hoch geschwor'n,
Wann sie noch sagt ein Wort, so muß sie wieder wandern,
Mein Kind ist jetzt ein Jahr, gewohnt bald einer andern.
Dies ist die sechste schon, die ich mir hab' gemieth't
Nach meiner Kellerin, sie haben mich gebrüt,
Das Raben-Schelmen-Vieh, ich kann es nicht erzählen,
Ich muß die ganze Zeit mich nur mit Mägden quälen.
Die neulich von mir weg, war eine rechte H...,
Ich hab' es schon gemerkt, es geht nicht wohl die Uhr.
Sie wollte weiter noch von ihren Mägden sagen,
Wie manche Schläge sie bei ihr davongetragen,
Allein es kam gleich jetzt ein' and're Frau hineln u. s. w.

Ich denke, diese Probe wird genügen. Und in der That scheint die Klage der braven Hausfrau nicht übertrieben zu sein, wenigstens wenn wir dem glauben wollen, was uns der Sittenmaler Moscherosch in Philander's von Sittenwald Geschichten schildert. Auf seiner Wanderung unter den Höllenkindern stößt dieser auch auf die gottlosen Mägde. Er sieht sie beisammenstehen theils bei den Metzgern, theils bei den Brunnen, theils sonst „ständerling halten". Sie sind luxuriös gekleidet und haben köstliche Schuhe an, große Schuhbänder, als ob sie mit den Füßen fliegen wollten, ihre übrige Kleidung ist leichtfertig. Zu Zeiten kommt ein Teufel herbei, der ihnen die Kleider aufhebt und dann sieht man, wie zerhudelt und zerlumpt sie dastehen mit halben Hemden. Ihr Busen ist unanständig aufgemutzt und geputzt und die Aermel haben sie zurückgestülpt, daß die Arme sich mehr als anständig entblößen. Die einen erzählen von ihren Frauen und Herrschaften, wie es ihnen geht, was für Geschenke sie erhalten, was für Nebenvortheile auf dem Markte und im Hause, in der Küche und im Keller sie sich machen können; andere klagen und klatschen anderes.

Dieselben Fehler, die man in der Gegenwart dem Gesinde besonders zur Last legt: die Putzsucht der Mägde, die Trunksucht der Knechte und

alles damit verbundene böse Gefolge zeigen sich bereits in sehr früher Zeit. Solange die Kleiderordnungen existiren, wodurch den einzelnen Ständen der Luxus in bestimmte Schranken gewiesen wird, geschieht auch vorzugsweise der dienenden Klasse Erwähnung. Im 15. Jahrhundert verbietet z. B. die Stadt Konstanz den Mägden, Schleppkleider und den Knechten bunte Schuhe zu tragen. Im 16. Jahrhundert (1567) klagt die Verordnung der Stadt Zittau, daß man nunmehr eine Bürgerstochter nicht mehr von einer Dienstmagd unterscheiden könne, so sehr sei die Hoffart des Gesindes gestiegen. Darum wird ihm Sammet und Seide und Marderfelle und andere solche kostbare Stoffe zu tragen ernstlich verboten. Halskoller von Schamlot, Vorstadt, Macheier und was darunter ist, mit einem Viertel Sammet und nicht mehr verbrämt können sie sich schon zulegen, doch ohne sammetne Aufschläge; ferner sind auch erlaubt „Umschweife" um die Kleider von Karteck, Zindel oder „Taffet-Zopfel", auch von gemeinem Landtuch. In Sachsen (im Jahre 1612) wird den Dienstboten, Knechten und Mägden zu ihren Kleidungen gar nur Leder, Parchent und gemeines Landtuch und Leinwand zugelassen, „es wäre dann die eine oder die andere Magd aus dem bürgerlichen Stande, alsdann möchte sie ihrem Stande sich gleich tragen und sonst nicht". Uebermäßige Hoffart mit weitärmeligen Kittelchen und großen Schürzen, Ausgenähtes und Zacken, theure Trippschuhe, daß sie mit ihrem Lohne nicht mehr auskommen können, werden ihnen gänzlich verboten.

Aber den anschaulichsten Begriff von der Putzliebe und Verschwendungssucht der Dienstboten früherer Zeit gibt uns doch die eßlinger Kleiderordnung vom Jahre 1669. Wer nur eine annähernde Vorstellung davon hat, in welch unsagliches Elend der Dreißigjährige Krieg das damalige Reich stürzte, mit wie verheerender Wuth er den gesammten Wohlstand Deutschlands in Rauch und Flammen aufgehen ließ, muß allerdings erstaunen über die so rasch wieder aus Staub und Asche sich loswindende Ueppigkeit. Statt Gott zu danken für den wiedergeschenkten Frieden und nun ein christlich Leben zu führen, sei die Bosheit der Menschen ärger als je und besonders habe eine wahrhaft „durchteufelte Kleiderpracht" überhandgenommen. Niemand wolle sich mehr seinem Stande gemäß kleiden, manche Knechte und Mägde gingen einher wie vor Jahren der Adel und die Geschlechter. „Wer hat noch vor Jahren um die nördlinger Kappen, so jetzt alle mit Gold, Silber und glattem Sammet ausgemacht sein müssen, um die Halsflore, um die glattsammetnen Stirnbinden, um Kammertuch, Atlasbinden ꝛc. hier gewußt? Wer von gemeinen Leuten wäre vor Jahren so keck gewesen, daß er Gold, Silber, Perlen, Muster (Paternoster) über die Krägen herausgehängt, goldene Ketten, Pelze, Taffet und dergleichen getragen

hätte? Wo hat vor Jahren ein gemeiner Mann einen glattsammetnen Ueberschlag, ein gemeines Weib Edelmarderschlupfer (Muffe) und Kappen zu tragen sich gelüsten lassen dürfen? Jetzt aber sieht man dergleichen sogar bei Knechten und Mägden und Handwerksburschen, daß man's ihnen vom Leib und Hals herunterreißen sollte! Darum sind gemeinen Weingärtnern, Fuhrknechten, Mägden, gemeinen ledigen Töchtern, Handwerksmännern und ihren Weibern zu tragen verboten echte Perlen, Gold und Silber, es sei echt oder falsch, an Messerscheiden, Gürteln und Ringen, Stirnbinden von Sammet oder Atlas, gestickte nördlinger Kappen oder solche, die mehr als 4—4½ Fl. kosten, Kübelhüte, Haarnadeln, guter Atlas, durchgezogene Silber- oder Goldbänder, zarte große Spitzen, Spitzhauben, Borten und Schnüre, stattliche Strümpfe von guter Farbe, gesteppte weiße Schuhe mit hohen Absätzen, Flor um den Hals, Muster von Granaten, Korallen und dergl., Schlupfer von Sammet und Edelmarder, goldene oder silberne Hauben, Mieder von Scharlach, Taffet und Seidenzeug, silberne Haften und Ketten, plattsammetne Ueberschläge an den Mänteln, Leibbinden von seidenem Flor; die Männer namentlich sollen nur ländisches Tuch, unverbrämte Zeuge oder Leder tragen." Hieraus geht doch wenigstens, soviel ich mich auf weiblichen Putz verstehe, für das Gesinde ein bedeutend hoher Grad von Verschwendung hervor!

Und die Trunksucht der Knechte? Diese ist so notorisch, daß wir uns darauf nicht mehr einzulassen brauchen, zumal uns die Sache etwas widerlich vorkommt. Selbst die Tagelöhner betrachteten es als ihnen zukommend, daß sie nach Belieben trinken durften. Etliche Tagelöhner, klagt die oppenheimer Ordnung, sind mit Weintrinken nicht zu sättigen, „also daß man von vielen sieht, so sie von ihrer Arbeit gehen, daß sie vor Trunkenheit nicht wohl gehen mögen". Deshalb soll man ihnen täglich nur ein halb Maß Wein geben, aber Trinkwasser zu allen Zeiten genug zutragen lassen. In Stolpe (im Jahre 1611) erhielten gesetzlich die Holzhacker ebenso viel, die Steinsetzer beinahe ebenso viel an Bier wie an baarem Lohn!

Wir stehen am Schlusse unsers Rückblicks. Wir enthalten uns einer Nutzanwendung; nur meinen wir, die Zustände der Gegenwart auch in dieser Beziehung seien nicht so arg, als viele zu glauben scheinen. Wir wünschen uns nicht in die Vergangenheit zurück. Die Patriarchen sind unter uns ausgestorben und Patriarchalisches gibt es nicht mehr: aber wol gibt es Gesetz und feste Ordnung. An diese mögen wir uns halten und diese sollen wir fortentwickeln. „Das gegenseitige Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde", sagt eine moderne Gesindeverordnung, „wird durch eine Uebereinkunft begründet, vermöge deren eine Person während einer zum voraus bestimmten ununterbrochenen Zeit mit per-

sönlicher Unterwürfigkeit gegen die Dienstherrschaft zur Verrichtung häuslicher und wirthschaftlicher Arbeiten und Dienste in ein Hauswesen aufgenommen wird, und dafür von der Herrschaft die Zusicherung einer Gegenleistung erhält. Die Art der zu leistenden Dienste, wie auch die Art und der Belauf der Gegenleistung und die Dauer der Dienstzeit hängen von der darüber getroffenen Vereinbarung ab, sofern solche den Gesetzen nicht zuwiderläuft. Auch ohne besondere Vereinbarung ist jedoch das Gesinde verpflichtet, außer den speciell demselben obliegenden Leistungen, auf jede Weise nach Vermögen zur Erreichung der häuslichen Zwecke mitzuwirken, den Anordnungen der Dienstherrschaft in dieser Beziehung Folge zu leisten und sich der Hausordnung gemäß zu verhalten. Dagegen liegt auch ohne ausdrückliche Uebereinkunft der Herrschaft die Verpflichtung ob, nach bester Einsicht, wie für das leibliche so auch für das sittliche Wohl des ihr untergebenen Gesindes Sorge zu tragen." In dieser modernen klaren Auffassung des ganzen Verhältnisses ist unserer Ansicht nach die Basis gegeben, worauf wol mit Erfolg weiter zu bauen wäre. Ein lebendiges Pflichtgefühl auf beiden Seiten wird dann auch schon die gewünschte wärmere Zuneigung im Gefolge haben, ohne die allerdings das Zusammenleben unter einem Dache kein erfreuliches sein kann. Uebrigens stammt das folgende Wort schon aus dem griechischen Heidenthume (Menander), ist von Luther gereimt und lautet also:

Der Herr muß selber sein der Knecht,
Will er's im Hause finden recht.
Die Frau muß selber sein die Magd,
Will sie im Hause schaffen Rath.
Gesinde nimmermehr bedenkt,
Was Nutz und Schad es im Hause bringt;
Es ist ihm nicht gelegen dran,
Weil sie es nicht für eigen han.

Ein Besuch bei Indianern in Nordamerika.

Von

Franz Löher.

Wir waren bis an die Grenzen der Ansiedelungen gekommen. Eine Tagereise von da tummelten sich die Indianer. Was von den Winebagos noch übrig war, kam bei dem Fort zusammen, um die Regierungsgaben in Empfang zu nehmen, welche ihnen für die abgetretenen Landstriche jährlich zweimal gereicht werden. Eine scharfe Fahrt durch die Prairie brachte uns bald in die Mitte des Indianerlebens. Es war, als wenn bei uns Jahrmarkt ist. Rings um die weißangestrichenen Pfahlwände des Forts standen die dunkeln Hütten der Indianer, großen

Bienenstöcken gleich, hier ein Häufchen, dort ein Häufchen. Dazwischen trieben sich die Indianer umher, Männer und Weiber und Kinder, alles durcheinander. Die grüne Prairie, in welcher kurz vorher nur Oede und Stille wohnte, war auf einmal in ein lebhaftes Theater verwandelt, welches einem Fremden genug zu schauen gab.

Es herrschte in diesen Tagen eitel Lust und Fröhlichkeit in den Hütten der Winebagos. Es waren die goldenen Tage, wo ihnen die Agenten der Regierung Geld, Mehl, Fleisch, Waffen und Kleidungsstücke aushändigten. Da wurde gezecht, geschmauft, gelacht, gejubelt, bis sie abends vor Müdigkeit umfielen. An die Zukunft, an die bald kommende Noth dachte aus dem ganzen Schwarme kein einziger.

Jetzt gab sich die kindische Natur der Indianer in ihrer ganzen Harmlosigkeit zu erkennen. Den ganzen Tag saß hier und dort ein Häufchen zusammen, die Männer rauchten, die Frauen spielten, jeder hatte etwas zu erzählen. Sie vergnügten einander mit tausend Possen und lachten dabei so herzlich, wie sich nur Kinder freuen können. Mehreremal spielten sie mir den Streich, daß sich einer hinter mich schlich und, wenn ich stille dasaß, mir auf einmal den gräßlichen Kriegsruf „Hugh!" in die Ohren stieß. Blieb ich unbewegt, so wurde er ausgespottet; sprang ich erschrocken auf, so wußten sie sich vor Freude nicht zu lassen und die Buben tanzten wie Affen umher. Die Männer aber bewahrten mühsam Würde und Anstand, bis sie der Branntwein umwarf, dann aber offenbarte sich die wilde Natur in ihrer vollen Niedrigkeit.

Als ich mehr mit ihnen bekannt geworden, ließen sie mich in alle Geräthschaften und Heimlichkeiten ihrer Hütten einsehen. Ein alter Sachem hatte besonderes Gefallen an mir gefunden und führte mich ein bei den vornehmsten Braven seines Stammes. Feierlich wechselte ich alle Viertelstunden mit meinen edeln halbnackten Freunden die Pfeife, denn darauf beschränkte sich hauptsächlich unsere Unterhaltung, sie konnten nur wenige Worte englisch und ich noch weniger indianisch. Für Gegengeschenke erhielt ich von ihnen allerlei Waffen, Pfeifen und Geräthschaften, und noch öfter habe ich in Deutschland mit Freunden ein paar Züge aus der Winebago-Pfeife geraucht, und zwar echten Indianertaback, den sie Kinkenik nannten. Diesen Taback machen sie aus der abgeschabten Rinde einer Weidenart, er schmeckt ähnlich wie getrocknete Rosenblätter und wirkt leicht betäubend. Den schweren rothen Pfeifenstein holen sie von einer Stelle im nordwestlichen Iowa, wo der rothe Speckstein zu Tage steht. Dieser „Pfeifenbrunnen" ist bei allen Stämmen ein geheiligter Ort, jeder Indianer kann dort in Frieden seine Pfeifen schneiden. Auch von ihrem Feuerwasser mußte ich trinken. Die Händler hatten ihnen aber so viel Wasser hineingemischt, daß das noch übrige

Feuer eben nur diese Natursöhne entzücken und berauschen konnte. Verlangte ich reines Wasser, so fand ich es nach einigen Proben gerathen, nur auf den Rand und nicht auf den Grund der Kürbisschale zu sehen, in welcher es gereicht wurde: denn der Ekel hätte sonst das Trinken unmöglich gemacht. Auch die Kochkunst der Indianerfrauen ist schwer zu loben. Reinigen des Kessels schien ihnen höchst überflüssig, und wenn sie das Fleisch ohne Salz und blos mit Wasser kochten, so dachte keine daran, es abzuschäumen. Ich zog daher das gebratene vor, und davon wußten sie allerdings leckere Stückchen zu bereiten, die sie, vorher in würzige Blätter eingewickelt, etwas abgedämpft hatten.

Die Wahrheit zu sagen, viel besser als Zigeunerwirthschaft schien mir Indianerleben nicht zu sein. In den meisten Dingen stehen Zigeuner noch über Indianern. Der Jäger und Händler lebt mit ihnen, solange er muß; freiwillig hält man es höchstens ein paar Tage aus. Was sich Neues und Interessantes bei ihnen findet, lernt man in kürzester Zeit zur Genüge kennen.

Man wird in vielen Beziehungen die Indianer richtig auffassen, wenn man sie als große Kinder ansieht. Stoßen sie mit Weißen zusammen, so werden sie innerlich bange, sie sind mistrauisch und achten auf alles, weil sie Schaden an Leib und Gut fürchten; sie nehmen sich zusammen, um anständig und würdig zu erscheinen, und sind behutsam in Reden und Handlungen, weil sie sich fürchten, ausgelacht zu werden. Und doch sind sie äußerst lobbegierig. Mit Loben und Rühmen kann man sie fangen wie die Fische mit dem Köder. Sind sie aber unter sich allein, in den tiefen Wäldern oder auf den fernen Prairien, wo sie an den weißen Mann und seine wunderbaren Waffen und Geräthschaften nicht mehr denken, so geben sie sich offen, heiter und fröhlich, und wo einer etwas Gutes hat, bewirthet er seine Freunde und Nachbarn damit. Geiz und Selbstsucht ist ihnen unbekannt. Verbreitet sich in einer Dorfschaft die Nachricht, daß einer große Jagdbeute gemacht, so kommen sie aus allen Hütten heran, um am Schmause theilzunehmen, das versteht sich ganz von selbst. Dann sitzen sie und rauchen, spielen und plaudern den ganzen Tag zusammen und machen sich gegenseitig Spaß und Vergnügen durch allerlei Erzählungen.

Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind die Einfachheit selbst. Ihre Staatsverfassung würde so ziemlich bei einer Schar unserer Knaben wiedergeboren werden, welche einen Tag lang in freier Natur sich selbst überlassen wären. Ihr Gesetzbuch ist noch kürzer als die zehn Gebote und wird weder aufgeschrieben noch auswendig gelernt. Selbst die Ehe ist nur obenhin auf gegenseitiges Bedürfniß und Gewöhnung angelegt. Der Mann darf ungestraft seine Frau mishandeln, er darf sie auch fortschicken, wenn sie ihm nicht mehr gefällt.

Jedoch beides ist selten, Gewöhnung und natürliche Gutmüthigkeit hält die Ehen zusammen. Selten erlaubt sich der Mann Schläge und Scheltworte gegen sein Weib. Die Regel ist aber, daß sie es ihm in seiner Hütte behaglich zu machen strebt. Daß sie allein Gepäck und Kinder schleppen muß, oft mühselig auf weiten Wanderungen, daß sie die Hütte abbrechen und wieder aufschlagen muß, ferner Reisig hacken, das erlegte Wild holen, kochen, Matten flechten, Leder gerben, Moccassins und Jagdhemden machen muß —, das ist einmal hergebracht. Der Frau kommt alles zu, was sich auf die Arbeiten zum häuslichen Leben bezieht; der Mann hat die Familie zu schützen, ihr durch die Jagd, welche für ihn ja auch eine Arbeit und oft eine höchst mühselige Arbeit ist, Nahrung zu verschaffen, und der Rathsversammlung zu pflegen. Dafür überläßt der Mann seiner Frau auch die Herrschaft in der Hütte. In dieser hält sie allein Ordnung, sie weist den Fremden ebenso gut wie den Brüdern und Verwandten den Platz an; der Mann mischt sich niemals darein. Man kann in dieser Scheidung des häuslichen und öffentlichen Gebietes und in der Herrschaft, welche in dem erstern der Frau eingeräumt wird, einen sittlichen Zug, eine Achtung vor dem natürlichen Rechte des Weibes nicht verkennen: dieser Gedanke ist aber auf der untersten Stufe seiner Entwickelung stehen geblieben. Welch ein Abstand von den alten Germanen, welche nach Tacitus' Worten in der Frau etwas Ahnungsvolles und Heiliges verehrten! Wenn es wahr sein sollte, daß diese Indianer verschollene und verkommene Sprößlinge wären, welche einst die Norweger im Lande zurückließen, so hat die Wildniß in der That rasch und nachdrücklich ihre edlern Gedanken und Erinnerungen wieder bemeistert.

Oeffentlich äußert sich bei den Indianern am lebhaftesten das Stammes- und Familiengefühl und die Hochachtung, welche die Jüngern vor den Aeltern hegen. Die Grabstätten der Vorfahren und die Stammesabzeichen werden in Ehren gehalten. Die ältern Bewohner einer Hütte fühlen die Pflicht, für die jüngern und schwächern zu sorgen. Und dies geschieht häufig auf eine rührend kindliche Weise. Der Mann erträgt wol einmal tagelang die Hungerqual, damit die Alten und die Kinder seiner Hütte zu essen behalten.

Die große Achtung und Bescheidenheit, mit welcher die jüngern Männer zu den alten aufsehen, in deren Häuptern sich so viele Kenntnisse und Listen für Jagd, Krieg und Rathsversammlung, so viele Erfahrungen von der Wirksamkeit der Manitus sammeln —, dieser Respect erinnert ganz an die Art und Weise, mit welcher die Knaben bei uns einen Erwachsenen betrachten. Wie diese nichts mehr fürchten, als sich in Gegenwart von Erwachsenen lächerlich zu machen, so schließt diese Furcht auch dem jungen Indianer den Mund, wenn er in der Ge-

sellschaft von erfahrenen Männern ist. Immerhin aber bleibt diese Achtung vor dem Alter ein Charakterzug, von dessen sittlicher Schönheit die jetzigen Amerikaner in ihrem rohen Jugendstolze nicht einmal eine Ahnung haben.

Will man die Indianer bewundern, so muß man sie auf der Jagd oder im Kriege sehen. Da sind sie unerschöpflich an Listen, welche sie mit unglaublicher Zähigkeit und Verstellungskunst ausführen. Die Kunst zum Beispiel, zu telegraphiren, verstehen sie vortrefflich. Im Kriege und auf der Jagd geben sie sich auf weite Entfernungen hin untrügliche Zeichen durch die verschiedene Art, wie sie Feuer und Rauch machen und farbige Decken gegen die Sonne stellen.

Auffallend ist insbesondere das Vermögen des Indianers, sich selbst zu beherrschen und das Aergste lautlos und geduldig zu ertragen. Darin lernt er eine Fertigkeit von Jugend an.

Wenn der Hunger des Winters sich festsetzt in den Indianerhütten, dann werden schon die Kinder bedeutet, schweigend zu hungern. So werden die Wilden schon früh gewöhnt, Leiden und Qualen schweigend zu ertragen, bis sie lautlos verenden wie der verwundete Hirsch im Dickicht. Wenn der Indianer Hunger hat oder wenn ihn sonst etwas quält, so greift er zur Pfeife. Ihre narkotische Wirkung unterbricht den Gedankengang seines Geistes wie den Stoffwechsel seines Körpers. Das ist es, was er will: vergessen. Weil sein Geist ihn nicht höher trägt, weil er über Ursache und Wirkung nicht nachdenkt, noch weniger beides begreift, so ist sein Fatalismus natürlich. Der Knabe weicht dem Schlage aus, den er kommen sieht: ist er aber getroffen oder überfällt ihn sonst ein Weh, dessen Ursache er nicht begreift, so weiß er nichts anderes zu thun als still zu leiden, die Natur unterwirft ihn dem Leiden, nicht thut es sein Heldenmuth. Mittel, ein Unglück abzuwenden oder gar Vorbeugungsmittel auszudenken, würde dem Indianer gar zu schweres Kopfbrechen machen, es würde doch nichts anderes als Kindisches dabei herauskommen: deshalb denkt er lieber gar nichts, wickelt sich in seine Decke und wartet das Ende ab. Als die Indianer zum ersten mal von den Blattern befallen wurden — auch dieses Unglück brachten ihnen die Weißen —, da lagen sie entweder ganz still und lautlos und starben wie die Fliegen weg oder gequält von dem innern Brande liefen sie wie Besessene umher und stürzten sich in die Flüsse, um Kühlung zu suchen. Das Unglück fiel über sie her wie ein Ungeheuer, unter dessen Griffen sofort jede Regung ihres geistigen Selbst zerfleischt wurde.

Der Mangel an Fassungsgabe für anderes als für das Allernächste zeigt sich bei dem Indianer noch in vielen Stücken. Seine Religion ist im wesentlichen nichts anderes als die Furcht vor dem Wunderbaren, und weil er von so wenigem die tiefere Ursache begreift,

so findet er sich überall von Wunderbarem und Unheimlichem umgeben. Der arme Schelm bringt einen großen Theil seines Lebens in Furcht und Schrecken vor den Manitus zu, die er sich durch allerlei Teufeleien und Beschwörungen geneigt zu machen denkt. Sein Blick ist immer nur auf das Nächste und Persönlichste gerichtet: eine höhere Idee zu fassen, geht über seinen Horizont.

In der Trockenheit und Unfruchtbarkeit ihres Geistes, in ihrer gänzlichen Unfähigkeit, sich an das rationelle Leben der Civilisirten zu gewöhnen, in dem Schrecken, der ihre ganze Natur ergreift, wenn sich die Cultur mit all ihren wunderbaren Künsten ihnen auf einmal nähert —, darin liegt der Hauptgrund, warum sie nicht civilisirt werden können, warum sie so ohnmächtig sind und nichts anderes zu thun wissen, als vor der Civilisation zu flüchten, sich zu zerstreuen und zu sterben. Eine rasche Abnahme der Bevölkerung hat sich bisher noch bei allen wilden Völkern gezeigt, welche die Europäer unter ihre Schule nehmen wollten. Im geistigen Vermögen dieser Wilden wohnt keine dauernde Kraft und Fruchtbarkeit, deshalb bricht auch ihr körperliches Vermögen so leicht zusammen.

In diesem raschen Verschwinden liegt etwas Grauenhaftes, etwas Beschämendes selbst für den Civilisirten. Kann denn ein menschliches Wesen so tief in die Klammern der wilden Natur gerathen, daß es zerbricht, wenn man es ihr entreißen und es auf sich selbst stellen will, daß es durch seinen Verstand, seinen Fleiß und Willen die Natur bekämpfe und besiege? Wenn wirklich das ganze Menschengeschlecht ursprünglich in solch rohem wilden Naturzustande war, welche ganz unermeßliche Zeiträume haben dann über dasselbe hingehen müssen, ehe es langsam und mühselig sich von der Natur los und immer eine kleine Stufe weiter zur Bildung emporarbeitete!

Der Indianer staunt über das Wohlleben und die vielen wunderbaren Dinge, welche er in den Städten und Ortschaften der Weißen sieht. Allein das civilisirte Leben bleibt ihm völlig unverständlich. Er hält uns unglücklich, gefesselt durch unsere Cultur an die Scholle, ohne die Freiheit, ohne das Licht, ohne die Gefahren und Wechsel des Lebens in den Wäldern und auf den Prairien, verdammt zur ewigen einförmigen Arbeit. Für sich selbst hält er arbeiten so unmöglich, als wenn sein Pferd tanzen lernen sollte. Bald aber ereignen sich zwei Dinge, vor welchen sein Verstand stille steht.

Nie hat er anders gedacht, als daß der große Geist seinem Volke das Land, auf welchem es seine Wigwams setzt, zum alleinigen festen Eigenthum gegeben; das ist ein Theil seines religiösen Glaubens, und nun kommt der Weiße und nimmt ihm ohne weiteres das Land weg. Niemals hat der Indianer es anders gehört, als daß der große Geist

die Büffel und Hirsche zur beständigen Nahrung für ihn geschaffen habe, gerade so wie das Wasser und das Feuer. Da nähert sich der weiße Ansiedler und auf einmal sind Büffel und Hirsche verschwunden. Sie fliehen weit weg in die noch freien Wälder und Prairien. Die erste Wahrnehmung davon setzt den Indianer in banges Erstaunen, es geschieht etwas, was er im Laufe der Natur für ganz unmöglich gehalten hat, er glaubt es noch nicht. Kommt er aber Jahr für Jahr mit immer schmälerer Jagdbeute in seine Hütte zurück, kann er endlich gar kein Wild mehr auftreiben und wenn er auch tagelang sucht und wartet, bis er vor Hunger und Ermattung umfällt, muß er einen Landstrich nach dem andern hergeben und zuletzt auch den letzten Fetzen seiner ehemaligen Jagdgründe verlassen: dann bemächtigt sich seiner ein tiefes Entsetzen, eine dumpfe Trauer und er sagt: Der Große Geist hat seine rothen Kinder verlassen.

Wenn die Amerikaner nichts weiter thäten zum Abbruch der Indianer, als daß sie ihnen reichlich Whiskey zuführten und, wo sie könnten, die Büffel vertilgten, so würden das Branntweingift und der Hunger schon allein hinlänglich sein, die Indianer jährlich zu Tausenden wegsterben zu lassen. Vielleicht hegen viele Amerikaner solche Hintergedanken. Sonst würden die ruchlosen Indianerhändler, welche trotz aller Gesetze den Wilden Branntwein genug zuführen, nicht so viele Helfer finden, sonst würde man nicht mit so vielem Wohlgefallen von dem ungeheuern Schießen und Schlachten vernehmen, welches die Jäger alljährlich unter den Büffelheerden anrichten. Die Indianerstämme zwischen dem Missouri und Mississippi, welchen der Branntwein am nächsten und die Büffel am entferntesten, sind diejenigen, welche sich am meisten verderbt zeigen und am schnellsten absterben.

Unrettbar bricht die Zerstörung über einen Indianerstamm herein, sobald er gezwungen ist, sein bisheriges Gebiet aufzugeben und ein anderes zu suchen. Der Weiße kommt und zwingt die Wilden durch Ueberredung oder Gewalt, ihm den größten Theil ihrer Jagdgründe zu verkaufen, er verspricht ihnen dafür jährliche Lieferungen an Geld, Waffen, Nahrungsmitteln und Decken. Ist der Vertrag abgeschlossen, so muß der Indianerstamm für immer sein altes Gebiet verlassen, Dragoner geleiten ihn weiter in den unbewohnten Westen hinein. Dann dauert es ein paar Jahre und kaum hat sich der Indianer in dem neuen Landstriche — der in der Regel auch schon von seiner Nahrungsquelle, den Büffelheerden, verlassen ist — einigermaßen zurecht gefunden, so sind die Ansiedelungen wieder so weit vorgerückt, daß die alten Zwistigkeiten und blutigen Händel mit den Wilden wiederum beginnen. Der Indianer begreift nicht die Natur und die Pflicht eines Vertrags, dessen letzten zwingenden Grund zu entdecken, sich ja auch bei uns viele

Philosophen umsonst angestrengt haben. Daß der Weiße, den er nur als seinen Verderber kennt, ihm freiwillig etwas Gutes schenke, kann sich der Wilde nicht denken. Trotz aller Redensarten, welche hin und wieder gewechselt werden, fügt sich der Indianer nur der Gewalt, und wenn der Weiße ihn mit Nahrung und Kleidung zu versorgen verspricht, so glaubt der Wilde, es geschieht aus Furcht vor ihm oder es steckt irgendeine böse List dahinter, die er vergeblich zu entdecken trachtet. Heute verpflichtet er sich durch feierlichen Vertrag, das Eigenthum der Weißen zu achten — morgen hat er das Ganze rein vergessen und führt dem Ansiedler oder Händler ein Pferd, eine Kuh weg. Denn es geht einmal nicht in seinen Kopf hinein, warum er dem Weißen, der ihm alles nimmt, nicht wieder ein Stück Vieh nehmen dürfe.

In Georgia hatte sich bis vor etwa 30 Jahren ein Stamm von Tscherokesen erhalten, welche zu den intelligentesten unter den Indianern gehören. Sie hatten feste Wohnsitze, Ackerbau und Gewerbe angenommen und sogar Zeitungen in ihrer Sprache. Die Vorsteher und Leiter unter ihnen waren allerdings hauptsächlich Weiße oder doch Abkömmlinge von einem weißen Vater und einer indianischen Mutter. Freilich mehrten sich die letztern in auffallendem Maße, und zwar größtentheils aus illegitimen Verbindungen. Die Indianerin hört nicht auf, den Weißen zu suchen, wenn er in ihrer Nähe ist: das ist auch ein Fingerzeig der Natur in die Zukunft der Völker auf niedrigerer Stufe. Es war, wie einmal die Sachen standen, möglich, sogar wahrscheinlich, daß es in 50 Jahren einen Landstrich in Georgia gab, auf welchem nur wenige echte und ein paar Tausend Halbblutindianer wohnten, Menschen, welche von den Amerikanern immer noch als Gesindel verachtet und gehaßt wären. Allein die Amerikaner warteten nicht, wie sich die Sache entwickele und ob diese Tscherokesen wirklich culturfähig sich erweisen würden. Durch allerlei Listen und Ränke wurden die armen Leute unaufhörlich bedrängt und zuletzt durch das schreiendste Unrecht von ihrem angestammten Boden vertrieben. Wenn man die tiefe Anhänglichkeit kennt, welche die Indianer an das Land fesselt, wo ihre Vorfahren jagten und begraben liegen, so kann man sich ihr Elend denken, als nach langem Widerkämpfen und Processiren sie endlich doch gezwungen wurden, mit Weib und Kind, verachtet und verhöhnt auf dem ganzen langen Wege, weit weg nach dem Westen zu ziehen.

Das ist das Schicksal der Indianer und das ereilt sie immer rascher und furchtbarer. Die Amerikaner haben niemals ernstlich etwas versucht, was irgendeine wirkliche Aussicht gegeben hätte, die Indianer zu retten. Noch jetzt ist es auf den Grenzen der Ansiedelungen eigentlich straflos, einen Indianer ohne Noth niederzuschießen. Selbst wenn ein Kläger sich fände, der Mörder würde dennoch vor dem Gerichte leichtes

Spiel haben. Könnte das Geschichtsbuch Amerikas einst leuchtend werden wie das Sonnenlicht: diese dunkeln Blätter würde niemand wieder herausreißen.

Wir verließen die Winebagos mit dem Gedanken, daß auch die letzten dieses Stammes in 50 Jahren von ihrem Jammerschicksal ereilt sein werden. Kaum hatten wir die Indianerlager hinter uns, so umfing uns wieder die stille und ernste Majestät der wilden Natur. Hin und wieder begegneten uns noch indianische Männer, welche von der Jagd zurückkamen. Diese Wilden gehören aber so sehr in diese Natur hinein, daß sie die Einsamkeit kaum unterbrechen. Sie verschwinden darin wie Insekten auf weiter Wiesenflur. Einsamkeit folgt auf Einsamkeit, und wenn die Nacht hereinbricht, so scheint Stille und Schweigen gleichsam verdichtet. Man fürchtet, es wird nie wieder Tag auf diesen Prairien, so starr und eisern ist die Nacht und das Schweigen. Vorher aber, ehe das Dunkel plötzlich niederwallte, floß und wallte über die ganze grüne Prairie ein Goldschimmer soweit man sehen konnte. Es war wie abends auf dem Meere, wenn die Sonne niederging und mit ihren letzten Strahlen ein Goldnetz zog über die unermeßliche Fläche.

Auf den Grenzen der Ansiedelungen hatte auch eine deutsche Communistengesellschaft Land in Anbau genommen und Häuser, Werkschoppen und eine Sägemühle errichtet. Trotz aller Mühe und Arbeit wollte die Sache aber nicht recht vorwärts gehen. Jeden Sonntag wurden die entschiedensten Vorsätze gefaßt, einig und brüderlich zu sein, und die sechs folgenden Tage verfocht jedes Mitglied mit größtem Eifer seine ganz besondere Meinung. Dennoch behielten die Männer ihre Entschlossenheit und ihren düstern Ernst, sie glaubten an ihr Princip und sie wollten es durchsetzen, koste es was es wolle. Es beherrschte sie wie ein starrer mathematischer Lehrsatz. Mit männlicher Geduld ertrugen sie lange Zeit die härtesten Mühsale und Entbehrungen, vergraben in diese Einöde, und wenn auch der Zorn in ihnen kochte, glichen sie doch im Glauben an ihr Princip die Streitigkeiten wieder aus. Allein es gab auch zwei Frauen in dieser Ansiedelung, und über einer Rauferei zwischen diesen beiden Frauen, welche wegen einiger Hühnereier entstand, ist zuletzt die ganze Gemeinschaft auseinander gegangen.

In Amerika habe ich mehrere solcher Ansiedelungen besucht, welche auf dem Fuße gemeinsamer Arbeit, gemeinsamen Besitzes und Genusses eingerichtet waren. Viele freudig begeisterte Apostel dieses Princips gab es, den meisten aber stand immer ein düsterer Trotz auf dem Gesichte. Sie kämpften mit der Gesellschaft, sie kämpften mit sich selbst. All diese Gesellschaften, welche in Amerika das freieste Feld zur praktischen Bethätigung ihrer Lehren hatten, scheiterten und machten eigentlich so wenig Aufsehen wie eine Seiltänzerbude in einer großen Handelsstadt. Dort

unter den Indianern verschwindet mit diesen selbst der harmlose Communismus der Naturkinder, hier, wo sich in den Erfolgen der Arbeit- und Gütergemeinschaft die höchste Blüte der Civilisation entfalten sollte, kann der rationelle Communismus nimmer aufkommen. Steckt nicht in der Menschennatur etwas, was sich ihm ewig widersetzt? Der individuelle Werth läßt sich weder ausmünzen noch abwägen, und das Gefühl desselben empört sich unaufhörlich gegen die blinde Unterwerfung unter das Wollen und Können der andern. Kleine Gesellschaften, welche durch die Wärme der Familienliebe und Freundschaft oder durch die Kraft eines besondern religiösen Bandes verkettet sind, können den Communismus wahr machen —, im Ganzen und Großen zeigt sich der Erfolg seines Princips nur in den Fortschritten, welche die menschliche Gesellschaft macht, um die Unterdrückung der einzelnen durch möglichste Sicherung humaner Freiheit zu hemmen und um Unwissenheit, Unglück und Verbrechen durch öffentliche Institutionen zu vermindern.

Hegel und sein neuester Beurtheiler.

R. Haym, „Hegel und seine Zeit". Berlin 1857.
K. Rosenkranz, „Apologie Hegel's gegen Dr. R. Haym". Berlin 1858.

Hr. Dr. R. Haym, bekanntlich von der constitutionellen Partei in Berlin zum Redacteur ihres Organs, der „Preußischen Jahrbücher", erkoren, hat sich berufen gefühlt, durch „eine historische Analyse des Hegel'schen Systems" darzuthun, „was die Geschichte der letzten 25 Jahre mit dem Hegel'schen System gethan hat". Niedergeschlagen steht er vor dem Trümmerhaufen dieses großen Gedankengebäudes und wird noch niedergeschlagener durch das unvermeidliche Eingeständniß, „angesichts eines übermüthigen und siegreich vordringenden Feindes diese letzte Schanze geräumt zu haben, ohne eine neue an ihrer Stelle aufzuführen". Und der Zweck dieser wunderlichen Taktik? „Es gilt jetzt, bevor eine neue Metaphysik — die Poesie gleichsam der Wissenschaft — wieder unter uns erstehen könne, daß sich der deutsche Geist im Realen erfülle und sich im Elemente politischer Freiheit einen neuen Boden schaffe; es gilt vor allen Dingen, daß jeder selbst Hand anlege und sich einstelle in die Reihen derer, die um das Eine, was Noth ist, um eine vernunftgemäßere und sittlichere Gestaltung unsers Staatslebens kämpfen." In diesem Kampfe soll die Wissenschaft nach wie vor eine vorragende Stelle einnehmen. Mit welchen Waffen aber, da sie doch die Rüstkammer selbst zerstört hat, aus der sie sich solange zu Schutz und Angriff

versorgen durfte? Man höre Haym's Antwort: „Die Wissenschaft hat diese Rüstkammer nur zerstört, um sich neue Waffen statt der alten zu schmieden, die dort zu verrosten und unbrauchbar zu werden drohten." Und welcher Art sind diese neuen Waffen, oder vielmehr die Mächte, die die Wissenschaft von neuem in Fluß zu bringen hat? „Was uns Heutigen zu Gebote steht, ist der Gesammtinhalt derselben Bildung, welche in der Hegel'schen Philosophie einen vorübergehenden Abschluß, einen Sammel- und Ruhepunkt gefunden hat. Was uns zu Gebote steht, sind die wiederbefreiten Elemente und ist der seiner vergänglichen Form entkleidete Geist jenes Systems. Die Zukunft der deutschen Wissenschaft ruht fürs erste auf denselben Factoren, aus denen der absolute Idealismus sich entwickelte: auf der durch Kant geläuterten Aufklärung, auf der Alterthumswissenschaft, auf dem ästhetischen und dem sittlich-nationalen Aufschwung, und sie ruht fürs andere auf eben der Entwickelung, welche alle diese Geister durch den Geist der neuen Philosophie erfuhren."

Es scheint danach, Hr. Dr. Haym vermochte nicht eher in dem Hegel'schen System den Geist zu erblicken, als bis er niedergeschlagen an den Trümmern desselben stand. Er will das Gedankengebäude zerschlagen, der Gedanken wegen; er will die Rüstkammer zerstören, der Waffen wegen. Ein jeder komme nun und greife zu und bilde und schmiede sich neue Gedanken und Waffen aus den alten. Dies bunte Durcheinander, dieser reizende Wirrwarr — das ist lebendige Geschichte. So wird durch Zerstreuung und Verschleuderung „bei der sichtlichen Ermattung der philosophischen Productivität dieser reiche geistige Schatz verwerthet werden". Denn „es ist einer Nation nicht gut, wenn sie lange Strecken ihres Lebens hindurch immer nur auf den Höhen der Wissenschaft wandelt, und unserer Nation vor allem wird es heilsam sein, wenn in ihrer speculativen Thätigkeit eine Pause, eine Periode der Sammlung und Vorbereitung eintritt". Das könnte geschehen, sollte man meinen und geschieht auch, ohne daß Hr. Dr. Haym das Hegel'sche System zu zertrümmern nöthig hat. Es ist doch nicht etwa dem Aufschwung der Künste und Wissenschaften, dem Fortschritt der industriellen und wirthschaftlichen Thätigkeit und den auf das Praktische gerichteten Bestrebungen im Wege? Das Hegel'sche System hindert auch gar nicht die deutsche Nation zu philosophiren. Wozu also dieses Sturmlaufen auf dasselbe? Aber Hr. Dr. Haym will einmal mit aller Gewalt mitarbeiten an der Geschichtsforschung, die er zunächst berufen glaubt, die Erbschaft der zertrümmerten Hegel'schen Philosophie anzutreten.

Nun, Hr. Dr. Haym hat uns eine Probe seiner Gewaltsamkeit in seiner „Geschichte Hegel's und seiner Zeit" gegeben, die uns als ein Muster dienen kann, wie man nicht Geschichte schreiben soll. Wir wollen nicht das Buch recensiren. Es ist bereits widerlegt worden. Rosen-

kranz, der wirkliche Biograph Hegel's, dem Hr. Dr. Haym äußerlich nur dann nicht folgt, wenn es gilt, Hegel's Charakter zu verdächtigen, hat im Gefühl gerechter Entrüstung über solche chicanirende Geschichtsforschung, seine „Apologie Hegel's gegen Dr. R. Haym" (Berlin 1858) geschrieben. Sie ist ein Muster würdevoller Entgegnung und versicht nicht nur die gute Sache Hegel's mit warmer Pietät, sondern in dieser zugleich die der geschichtlichen Größen überhaupt. „Denn", so muß man mit dem Apologeten Hegel's ausrufen, „was soll aus unserer Literatur, was soll aus unserer Nation werden, wenn man so leichtsinnig mit der Geschichte umgeht! Was soll aus unserer Geschichtschreibung werden, wenn sie sich in dem Ausmalen der kleinlichsten Motive gefällt, um eine Größe, die auf ganz andern Grundlagen beruht, herabzuwürdigen?"

Rosenkranz weist durch eclatante Belegstellen nach, wie sich durch Haym's Buch der Widerspruch hindurchziehe, daß Hegel's Leistungen einerseits als Fehlgeburten dargestellt, andererseits aber die wohlthätigen Wirkungen dieser Fehlgeburten zum Frommen der Wissenschaft und der Nation geschildert werden, daß Hegel's Charakter einmal als ein serviler, kraftloser und widerstandsunfähiger gescholten, dann aber wieder als ein redlicher, offener, gediegen männlicher erhoben wird. Derselbe Widerspruch herrscht in Betreff der Beurtheilung der Hegel'schen Schriften nach ihrer stilistischen Seite. Jedoch geht Hrn. Dr. Haym das Tadeln und Verwerfen leichter und voller vom Herzen als das Loben und Anerkennen. „Er hat das Talent der Leidenschaft, alle Größen dieses Mannes zu verkleinern, alles Verdienst desselben in einen zweifelhaften Schein aufzulösen."

Rosenkranz schildert ferner die bequeme Manier, die sich Haym für seine Polemik zurecht gemacht hat. „Dr. Haym stellt die nüchterne Verständigkeit der Aufklärung, die schöne Sinnlichkeit der Antike, die phantastische Verworrenheit der Romantik und die feudalistischen Souveränetätsgelüste der Restauration gleichsam als Farbentöpfe vor sich hin, aus denen er, je nach Bedürfniß, das Bild Hegel's bepinselt, sodaß er bald in diesem, bald in jenem Anstrich, am häufigsten aber in einer buntscheckigen Harlekinsjacke sich zeigt, worin die hervorragendsten Lappen durch eine dialektische Naht zusammengeflickt sind."

Dr. Haym hat die Hegel'sche Philosophie in die Geschichte des philosophirenden Individuums Hegel aufgelöst. „Das Specifische in Haym's Verfahren ist", wie Rosenkranz bemerkt, „die psychologische Analyse der subjectiven Genesis des Systems und die aus ihr folgende Verurtheilung desselben als des Products eines von der Zeit überwundenen Standpunkts." Daß dabei von einem Eingehen auf das eigentlich Speculative in Hegel's System nicht die Rede sein kann, versteht

sich von selbst. Haym missversteht es gründlichst. Wo es ihm darauf ankommt, Werke wie die „Phänomenologie" und „Logik" verständlich zu machen, damit der Leser den schwachen Punkt treffe, da wälzt er Bild auf Bild, erdrückt einen Vergleich durch den andern. Zuletzt, wenn er auf diese und andere Weise sich vergebens gemartert hat, hilft er sich durch ein Hohn- und Verdammungswort aus aller Noth. So heißt es in Betreff der „Phänomenologie" S. 214, daß sie jetzt vermuthlich nicht viel häufiger gelesen werde als Klopstock's „Messias", oder noch unedler in Betreff der „Logik" S. 329: „Die Zeit, denke ich, wird kommen und sie ist im Grunde schon da, wo kein den Werth und Sinn der Wahrheit fühlender Mensch in anderer Weise an die Hegel'sche Logik mehr glauben wird, als etwa die große Gemeinde Lessing's an die Symboldogmen glaubt." Freilich S. 331 hat er schon vergessen oder bereut im stillen, was er soeben in unedler Weise ausgestoßen, wenn er sagt: „Die Hegel'sche Logik ist ein lebendiges (!) Glied in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes und wird ihren mächtigen Einfluß auch dann noch zu üben fortfahren, wenn der Name eines Hegelianers so verschollen sein wird wie der eines Cartesianers oder eines Wolfianers."

Wenn nun aber Hr. Dr. Haym Hegel, den Philosophen, nicht richtig aufzufassen im Stande ist, so glaubt er Hegel, dem Menschen, weit überlegen zu sein. Der Philosoph ist ihm doch noch zu groß, der Mensch ist ihm klein genug. Man könnte zu Hrn. Dr. Haym sagen, was Faust zu Mephistopheles sagt:

> Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten:
> Du kannst im großen nichts vernichten,
> Und fängst es nun im kleinen an.

Es ist dies ein in Deutschland lange gewohntes Manöver, von dem man trotz der Abgeschmacktheit und Lächerlichkeit noch immer nicht loskommen kann. Auch Hr. Dr. Haym gefällt sich — wie kindisch! — darin, Hegel nur als ein Talent, nicht als ein Genie gelten zu lassen. Alles, was man in blindem Parteihaß gegen Goethe vorgesucht hat, ihn in den Augen der deutschen Nation herabzuwürdigen, wird auch gegen Hegel gebraucht. Daß dem Philosophen sein Erstlingswerk, die „Phänomenologie" (nach Haym freilich nur das Maximum von Monstrosität), am Herzen lag, wird als eine Gefühllosigkeit für das traurige Schicksal Preußens in der blutigen Octoberkatastrophe von 1806 gescholten. Man lese die lächerliche Tirade bei Haym S. 257: „Was ist dem Schauspieler Hekuba? u. s. f." Daß Hegel in Bamberg eine Zeitung — Haym nennt sie eine Napoleonische und Hegel einen Napoleonisten — redigirte, um eine Subsistenz zu haben, wird als eine „Corruption Hegel's bis zum Verrath der vaterländischen Interessen"

gebrandmarkt. Rosenkranz bezeichnet dergleichen inquisitorische Ausfälle mit Recht als „todte Fratzen".

Es ist eine Gehässigkeit gegen Hegel in dem ganzen Buche, die ihn durch alle Lebensalter und Stellungen begleitet; sie fängt bei dem Knaben als einem Philister an und erreicht ihren Höhepunkt da, wo der krittelnde Biograph den „realen Gehalt, den sittlichen und geistigen Werth der Hegel'schen Philosophie vollständig nur nach seiner Rechtsphilosophie oder vielmehr nach seinem Leben in der preußischen Hauptstadt taxiren kann". Wo Hegel als Politiker auftritt, glaubt Haym als Publicist und angehender Mitgestalter unsers Staatslebens ihn am besten taxiren zu können. Nachdem er ihn während seiner heidelberger Periode als einen „asiatischen Lobredner" des „Zaunkönigthums" Würtemberg geschildert und seine in der Luft schwebenden politischen Ideen gehörig bespöttelt hat, so läßt er ihn in Berlin auf den Boden der niedrigsten Empirie herabsinken. „Hier predigt Haym", wie Rosenkranz bemerkt, S. 34, „so ganz in dem vulgären Anklageton gegen Hegel als einen servilen Reactionär, da wir Preußen gerade nicht vergessen sollten, wie viel wir Hegel und jenem Buche über die Rechts- und Staatsphilosophie insonderheit für eine tiefere Erkenntniß des Staats schuldig geworden sind." Haym erlaubt sich hier in seiner polternden Antipathie gegen den „regierungssüchtigen" Hegel mit seiner „antidemagogischen und antisubjectivisten Rechtfertigung des politischen Conservatismus, Quietismus und Optimismus in Preußen", wie er Hegel's „Rechtsphilosophie" zu benennen beliebt, Verdrehungen und Entstellungen — Haym'sche Enthüllungen —, die mit der dem Historiker heilig sein sollenden Pflicht der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht verträglich sind. Rosenkranz weist dies schlagend nach.

Man mag von der Hegel'schen Philosophie urtheilen was man will, die hohe welthistorische Bedeutung, die gerade die Rechtsphilosophie mit ihrem Einfluß auf eine würdigere und richtigere Betrachtung des Staats besitzt, wird ihr nicht abgesprochen werden können. Hegel's hohe Achtung vor dem Rechtsbestande als vor einem sittlichen, lebendigen Organismus, seine tiefe Erfassung der „reichen Gliederung des Sittlichen in sich, welche der Staat ist, der Architektonik seiner Vernünftigkeit, die durch die bestimmte Unterscheidung der Kreise des öffentlichen Lebens und ihrer Berechtigungen, und durch die Strenge des Maßes, in dem sich jeder Pfeiler, Bogen und Strebung hält, die Stärke des Ganzen aus der Harmonie seiner Glieder hervorgehen macht" (s. die Vorrede zur „Rechtsphilosophie", Hegel's Werke, Band 8, S. 11), wird selbst von seinen principiellen Gegnern mit Nachdruck hervorgehoben. Hr. Dr. Haym hätte wahrscheinlich statt einer wissenschaftlichen Begründung des Positiven im Staate lieber eine in der Verherrlichung der subjectiven

Freiheit stecken bleibende pathetische Rede vor sich gehabt. Dann hätte er freilich nicht von der „Entwerthung des Freiheitsbegriffs", von der „Herabsetzung der concreten Subjectivität", von dem „Sieg des Harmonismus über den Individualismus" u. s. w. mit großem Wortschwall reden können. Nun verdanken wir seiner Beredsamkeit einen Wust von Bildern und Vergleichen, hergeholt aus dem griechischen und römischen Staatsleben — eins ist sogar aus Babylon geborgt — und aus der publicistischen Praxis. Mit sichtbarem Wohlgefallen läßt er seine historischen Kategorien figuriren, aus denen er Hegel's Philosophie zusammensetzt. Ein Hauptbestandstück, das Hegel gänzlich vernachlässigt haben soll, ist das germanische. Seine besser wissende Weisheit gibt er gelegentlich bei der Begründung des modernen Erbkönigthums zu lesen.

Lächerlich ist vor allem Haym's Unternehmen, die „Rechtsphilosophie" Hegel's als einen wissenschaftlichen Abklatsch des preußischen Staats von 1821 darzustellen. Lächerlich in der That, ebenso lächerlich; wie wenn jemand nach Börne's Anleitung Goethe's „Wilhelm Meister" als eine Darstellung damaliger Schauspielerliederlichkeit beurtheilen wollte. Das ist aber die Frucht psychologischer Pragmatistik der Geschichtsforschung, die, ohne ein Verständniß für die Objectivität und Totalität der Idee, nichts weiter entdeckt, als was eben das subjective Belieben und Meinen findet. Denn wie man in die Geschichte hineinschaut, so schaut es auch daraus wieder zurück. Freilich ein solches Verflachen und Verseichtigen gefällt der Menge, die, faul im Denken, doch gern über allerlei mitsprechen und aburtheilen will.

Haym's Raisonnements über Hegel's „Rechtsphilosophie" wie überhaupt über sein ganzes System sind leichtverständlich, dazu mit mancherlei hübschem rhetorischen Zierath ausgestattet; allein wie oberflächlich sind sie auch, wie ganz geeignet für das bekannte tägliche Lesefutter. Gibt man sich aber die allerdings nicht leichte Mühe, Hegel in seinem eigenen Buche über die Staatsphilosophie zu begreifen, so wird man finden, daß dieser Hegel ein himmelweit verschiedener ist von dem Hegel in Haym's von grollendem Pathos dictirten Buche, so verschieden wie Echtheit und Verfälschung.

Wir behaupten nicht, daß Hegel eine vollkommene Staatstheorie aufgestellt habe; sie hat ihre bedeutenden Mängel. Aber ein jeder wird anerkennen müssen, daß er das Bedürfniß nach einer aus den substantiellen Resultaten der Geschichte entnommenen Erkenntniß des Staatsrechts zu befriedigen eifrig bestrebt war, und daß seine Entwickelung desselben durchaus nicht dem Princip seines absoluten Idealismus widerspricht. Jeder, der nach ihm über den Staat zu philosophiren Beruf und Geschick hat, wird diesen nicht anders denn als einen sich successiv entwickelnden sittlichen Organismus auffassen können. Eine abstract

Trennung und einseitige Heraushebung seiner Organe ist nicht philosophisch, gibt nicht der absoluten, göttlichen Idee, in deren Totalität der Staat ein ebenso nothwendiges Moment bildet wie die Religion, die Ehre, sondern huldigt bloßen Parteizwecken. Es scheint uns, daß Haym, indem er sich bemühte, die Hegel'sche „Rechtsphilosophie" so darzustellen, als ob daraus alle Freiheit, concrete Subjectivität und Individualismus mit sophistischem Geschick wegescamotirt sei, und ihm vorwarf, daß er es verschmäht habe, in die „Individualität als den ergiebigsten Schacht der Wirklichkeit hinabzusteigen", es verschmähte, Hegel in alle Theile seines Systems zu folgen und seiner Methode nachzugehen, um mit dem, was er Hegel abspricht, selbst leichter zu reussiren, und also nur einem Parteizwecke diente. Er schrieb das ganze Buch vielleicht nur als ein weitläufiges politisches Glaubensbekenntniß und Programm der Partei gegenüber, der er sich zum Dienste verpflichtet fühlt. Dann, muß man gestehen, hat Rosenkranz vollkommen recht, wenn er am Schlusse seiner Apologie ausruft: „Wenn ich bedenke, daß Dr. Haym gewiß bona fide geschrieben hat; wenn ich bedenke, daß er selber nirgends, auch nicht im Politischen, eigenthümliche Ideen verräth, die ihn von Hegel mit positiver Deutlichkeit unterschieden; wenn er sogar in der Darstellung ganz in ein Hegel'sches Fluidum getaucht erscheint und wenn er nun doch in so maßlose Gereiztheit, in wissenschaftlich so stumpfen, moralisch so schneidenden Widerspruch gegen Hegel verfallen konnte: so vermag ich mir, um die psychologische Erklärungsart auf ihn selber anzuwenden, nur zu denken, daß sein ganzes Buch ein unglückseliger Irrthum, ein Product falsch sehender Verstimmung ist. Nicht der Wissenschaft bedurfte Dr. Haym, sondern einer politischen That. Nach einer solchen lechzt er in seinem Pathos. Statt ihrer schrieb er dies Buch — zufällig über Hegel und so mußte es ein krankhaftes werden. Wünschen wir ihm, daß er mit demselben diese Krankhaftigkeit überwunden habe!"

Man hat ein Recht, darauf gespannt zu sein, wie Haym sich dem Apologeten Hegel's gegenüber benehmen werde. Vielleicht schweigt er, was jedenfalls das Klügste, wenn auch bei seiner Gereiztheit nicht das Leichteste ist.

Literatur und Kunst.

Memoirenliteratur.

Seine Memoiren zu schreiben galt bisher als das Vorrecht solcher Persönlichkeiten, die an großen und folgenreichen Ereignissen sei es selbstthätig, sei es als nahe stehende Zeugen und Zuschauer theilgenommen oder die zum wenigsten ein langes und wechselreiches Leben hinter sich hatten; wer nichts Großes erlebt, mußte doch zum wenigsten vieles erlebt und vieles haben an sich vorübergehen lassen, bevor es ihm verstattet war, als Geschichtschreiber seiner eigenen Vergangenheit aufzutreten. In unserer schnell lebenden Zeit, der Zeit der Dampfschiffe und Eisenbahnen, hat sich denn auch dies geändert; unsere Autoren fangen an zu schreiben in einem Alter, wo unsere Väter und Großväter noch auf der Schulbank saßen und so ist es denn auch zuletzt nur ganz consequent, wenn sie ihre Memoiren, d. h. also die Geschichte ihres Lebens bereits zu einem Zeitpunkt schreiben, wo man sonst erst zu leben anfing. Einen solchen frühreifen Memoirenschreiber lernen wir kennen in „Vier Jahre Memoiren. Porträts und Erlebnisse von Eduard Schmidt-Weißenfels" (Prag, Kober). Der Verfasser, der sich neuerdings durch seine journalistischen Arbeiten, namentlich auch als Herausgeber der in Prag erscheinenden „Kritischen Blätter" eine gewisse Bekanntschaft erworben hat, sah sich kurz vor Ausbruch der Februarrevolution in Folge eines Duells, in das er als Student in Heidelberg verwickelt worden, veranlaßt, nach Frankreich, damals noch das allgemeine Asyl für diejenigen, die sich in Deutschland selbst nicht mehr sicher glaubten, zu flüchten. Von äußern Mitteln ebenso entblößt wie von Welt- und Menschenkenntniß, dagegen mit einer guten Portion jugendlichen Leichtsinns ausgestattet, gerieth er bei seiner ersten Ankunft in Paris in allerhand bedenkliche und gefährliche Situationen: bis er durch die Bekanntschaft des berühmten Lamennais, die er auf eine fast wunderbare Weise in einem für ihn selbst höchst kritischen Augenblick machte, seinen Verlegenheiten entrissen und als Gehülfe in einem großen pariser Bankierhause untergebracht ward, wo er sich nicht nur allen äußern Sorgen enthoben sah, sondern wo ihm auch Gelegenheit geboten ward, mancherlei literarisch und künstlerisch interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen. Von hier aus machte er unter der Aufregung der Februarrevolution den Uebergang in die Literatur; er wurde Journalist und „gab sich alle Mühe, täglich sein grundgutes Deutschland nach der besten Façon zu bearbeiten, die ihm zu jener Zeit überhaupt abgewonnen werden konnte". Als Journalist und zwar als republikanischer Journalist eingeführt in die Coterien der damaligen pariser Presse, breitete er den Kreis seiner Bekanntschaften immer weiter aus und lernte immer mehr interessante und merkwürdige Persönlichkeiten kennen. Besonders innig war er mit Gérard de Nerval befreundet, dem Uebersetzer Goethe's und Heine's, der dann später ein so tragisches Ende nahm. „Dieser etwa 40 Jahre alte Mann", erzählt der Verfasser, „war unstreitig einer der besten und liebenswürdigsten Schriftsteller und einer der originellsten Charaktere, die man finden konnte. Gérard war ein Dichter bis ins kleinste Detail

des Lebens hinunter; sein Herz träumte und liebte und dichtete nur; er war offenherzig wie wenige, bescheiden, witzig, liebenswürdig und dabei so reizend melancholisch, daß er glücklich an der Seite der Prosa seiner Zeit vorüberwandelte, ohne sie zu sehen, und immer durch sein Ideal eingewiegt, auch stets in jenen märchenhaften Sphären der Poesie lebte, wo die traurigen Wirklichkeiten dieses Lebens erbleichen und die holde Liebe unserer Träume ihren Anfang nimmt". Aber bekanntlich zerflatterte diese Lüge endlich doch vor der grausamen Wirklichkeit und diesem so liebenswürdigen, so poetischen Träumer blieb in dem reichen und glänzenden Paris unserer Tage endlich doch kein Ausweg, um dem schrecklichen Hungertode zu entgehen, als der Tod durch eigene Hand! Auch unter den sonstigen Berühmtheiten jener Zeit, den literarischen wie politischen, knüpfte der Verfasser dazumal zahlreiche Bekanntschaften an: doch blieben dieselben wol meistentheils ziemlich flüchtig, wenigstens nach den hier mitgetheilten Erinnerungen zu urtheilen, die zum größten Theil ebenfalls ziemlich blaß und flüchtig sind und nur hier und da durch einzelne, meist ziemlich skandalöse Anekdoten eine etwas pikantere Färbung erhalten. Mitten aus diesem literarischen Treiben heraus machte er einen Streifzug nach Schleswig-Holstein. Mitte Juli 1850 trat er in die schleswig-holsteinische Armee ein, also gerade zur rechten Zeit, um die Schlacht von Idstädt noch mit verlieren zu helfen. Im Innersten enttäuscht und verstimmt, kehrte er nach Paris an die Ruderbank des Tagesschriftstellers zurück, jedoch nur, um bald darauf von dieser sinnbildlichen Galeere ziemlich nahe an die wirkliche zu kommen. Der Staatsstreich vom 2. December 1851 hatte bekanntlich zahlreiche Verhaftungen zur Folge; kriegsgerichtliche Verurtheilungen und Deportationen nach Algier und Cayenne waren an der Tagesordnung. Unter den Verhafteten befand sich auch der Autor der vorliegenden Selbstbekenntnisse — wie er versichert, völlig schuldlos und nur als Opfer einer nichtswürdigen Angeberei. Er wurde zur Deportation nach Algier verurtheilt, erlangte indeß schon auf dem Deck der Fregatte, die ihn von Toulon nach Algier bringen sollte, eine Umwandlung seiner Strafe in Ausweisung aus Frankreich. Das Gemälde des nun folgenden Flüchtlingslebens ist sehr ergreifend; am schmerzlichsten war es ihm, daß er gerade in seinem Vaterlande, in Preußen, die allerbittersten Erfahrungen machen mußte. Endlich gelang es ihm, die englische Küste zu erreichen; die Mittheilungen, die er über seinen Aufenthalt als Erzieher in einer vornehmen englischen Familie machte und mit denen das Buch schließt, stellen zwar die Offenherzigkeit des Verfassers ins hellste Licht, sind jedoch übrigens von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß wir sie gern für eine bloße übelgerathene Fiction halten möchte. Das Ganze ist, wie der Leser schon aus diesem kurzen Auszug erkennen wird, ziemlich leichte Waare und hätte wol ebenso gut ungeschrieben bleiben können. Auch scheint der Verfasser selbst dies einigermaßen gefühlt zu haben; das Buch ist zwar leicht und lebhaft, aber auch ebenso flüchtig und nachlässig geschrieben, sodaß es weder an Ungenauigkeiten des Gedankens, noch selbst an grammatikalischen Verstößen fehlt. R. P.

Correspondenz.

Aus London.

Ende März 1858.

—r. Die Aussichten des Torycabinets, bis zum Schluß der Parlamentssession im Amte zu bleiben, haben sich in der letzten Zeit bedeutend gebessert. Jedermann gibt zu, daß die meisten Collegen des Grafen Derby im Vergleich zu den Genossen von Lord Palmerston in administrativer Beziehung wahre Genies sind und ein eigentlicher Stein des Anstoßes ist nur Graf Malmesbury, dessen persönliche Intimität mit dem Kaiser der Franzosen übel vermerkt wird. Im allgemeinen ist man geneigt, dem Ministerium ein „fair trial" zu gönnen und zu sehen, was es zu vollbringen im Stande sein wird. Wie gewöhnlich nach politischen Springfluten, ist gegenwärtig eine ziemlich bedeutende Ebbe eingetreten, man reflectirt über Vergangenes und speculirt über Zukünftiges, ohne gerade, wie vor kurzer Zeit, mit fieberhafter Spannung morgen oder übermorgen den Eintritt hervorragender Ereignisse zu erwarten.

Natürlich bildet das Verhältniß zu Frankreich noch immer den Hauptgegenstand, mit welchem sich die öffentliche Meinung beschäftigt, und wie das einmal nicht anders angeht, hat auch die Affaire außer der ernsthaften manche sehr komische Seiten gehabt. „Punch" hatte plötzlich eine Oase in der unendlichen Sahara der Gegenwart aufgefunden und geberdete sich mit einer Ausgelassenheit, wie man sie sich von halb verdursteten Leuten vorstellen kann, die plötzlich das Rieseln einer Quelle vernehmen. Viele andere Caricaturen, von denen einige beißend genug waren, schmückten die Schaufenster der Bilderläden und versammelten beständig große Scharen Neugieriger um sich herum. Der „grüne Drache" oder das „Discussion Forum" bei Temple-Bar, welches in Ludwig Napoleon's Pamphlet so dramatisch beschrieben wurde, konnte die Zahl der Besucher nicht fassen, welche auf einmal in die vorher ganz verkommene und nun plötzlich interessant gewordene Kneipe strömten: hatte sie doch den Haß oder wenigstens die Beachtung des Kaisers der Franzosen auf sich geladen! Hr. Carpenter, einer der Hauptsprecher in dieser distinguirten Gesellschaft, beging sogar den Geniestreich, an Ludwig Napoleon zu schreiben und ihm auseinander zu setzen, daß im „Discussion Forum" niemals Mord gepredigt würde, sondern daß es ein Ort für anständige und gesittete politische Unterhaltungen sei. Mit Erstaunen werden Sie vernehmen, daß, wie in der letzten Sitzung am Sonnabend den 20. März angekündigt wurde, der Kaiser der Franzosen umgehend ein sehr schmeichelhaftes Schreiben an Hrn. Carpenter abgehen ließ, worin er sein innigstes Bedauern darüber aussprach, daß sich eine so fehlerhafte Darstellung in die betreffende Broschüre eingeschlichen habe.

Ein anderes komisches Intermezzo war ein Brief, welchen der alte wunderliche Kauz Walter Savage Landor in Bezug auf die schwebende Frage an die „Times" schrieb. Sie müssen wissen, daß dieser excentrische Sohn Albions vor einiger Zeit in einem Wochenblatt, dem „Examiner", einen Preis von 95 Pfd. Sterl. auf die Ermordung des Königs von Neapel

setzte. Die Sache erregte damals ziemlich viel Aufsehen: doch hatte man den alten Brummbär ganz vergessen, bis bei dem letzten Verhör des Dr. Bernard in Bow-Street ein Brief von Thomas Allsopp vorgelesen wurde, worin dieser Herr nach einer nicht mittheilbaren Anspielung auf Ludwig Napoleon erklärte, daß er, wenn er in Californien wäre, die von Landor ausgesetzte Summe verdoppelt haben würde, um denselben aus der Welt zu schaffen. Dies erregte die Entrüstung des Hrn. Landor und er konnte sich nicht enthalten, an den Redacteur der „Times" zu schreiben, daß er niemals einen Preis auf die Ermordung des Kaisers der Franzosen ausgesetzt habe; daß in seiner Ansicht Mord das nichtswürdigste Verbrechen — dagegen einen Tyrannen umzubringen die erhabenste Tugend sei: nämlich Aufopferung eines Mannes für sein Vaterland. Außerhalb der Grenzen des betreffenden Landes aber würde es ein Mord sein. Die Sache steht mithin nach der Logik des Hrn. Landor so: Wenn ein Unterthan des Tyrannen diesen erschlägt, so ist er ein Heros, thut es aber ein anderer, so ist er ein Schurke. Wie stimmt es damit, daß Hr. Landor, der doch kein Neapolitaner ist, 95 Pfd. Sterl. für die Ermordung des Königs beider Sicilien ausgesetzte? Würde er nicht selbst ein Mörder sein, wenn es ihm gelungen wäre, seinen Zweck durch einen andern ins Werk setzen zu lassen? — nach dem Dogma: qui facit per alium, facit per se. Hr. Landor benutzte die Gelegenheit weiterhin noch zu einer Apologie des französischen Kaisers, dem er Gesundheit und langes Leben wünschte und schloß mit der Bemerkung, daß er, obwol ein Parteigänger der römischen Republik, die Demokratie verabscheue und in politischer Beziehung für ein unwandelbares Centrum sei. Wie man bei alledem Tyrannenmord für die erhabenste Tugend erklären kann, muß für jeden mit gesundem Menschenverstande begabten Politiker ein Räthsel sein. Hr. Landor aber setzt seiner Wunderlichkeit die Krone auf, indem er zum Schluß erklärt, daß die beste Regierung, welche es jemals gegeben habe, die venetianische gewesen sei — „wo Gentlemen herrschten, welche Ehre zu verlieren und nichts zu gewinnen hatten" — und wo ein System betrieben wurde, dessen Incarnation die Seufzerbrücke, die Bleidächer, der Löwenrachen, Bravos, Scharfrichter und das trübe Wasser der Lagunen war. Gewiß, wer eine Geschichte der menschlichen Bizarrerie schreiben wollte, würde hier in London an allen Ecken und Enden das reichhaltigste Material vorfinden.

In dieselbe Kategorie gehört auch die berühmte Historie von der italienischen constitutionellen Versammlung, womit ein schlauer Irländer den größten londoner Blättern einen so bösen Streich gespielt hat. Abgesandte von allen Theilen Italiens — so hieß es — unterstützt von 273 Adelichen, Herren und Geistlichen der heiligen apostolischen Kirche und Repräsentanten von mehr als 6000 Anhängern der constitutionellen Partei in Italien, wären in London zusammengekommen, um hier über das Wohl und Wehe Italiens auf constitutionellem Wege zu berathen. Am 5. März und den folgenden Tagen veröffentlichte erst der „Morning-Advertiser", dann auch die „Times" und alle übrigen Blätter Berichte über die Conferenzen und theilten die Reden der Signori Borromeo, Correnti, Farini und des Cavaliere Castine mit, welche sämmtlich mit dem lautesten Beifall aufgenommen wurden. Im Auftrag der Versammlung verfaßte dann Signor Farini, „der berühmte Ge-

schichtschreiber und ehemalige Minister von Pius IX. und Victor Emmanuel", eine Adresse an die verschiedenen Potentaten, Prinzen und Staatsmänner von Europa, welche von der „Times" vollständig wiedergegeben und mit einem Leader begleitet wurde, worin es hieß, daß die Conferenz mehr Aufmerksamkeit verdiente, als sie bisher erregt hätte; Führer und Abgeordnete der Liga wären weder Flüchtlinge noch Verschwören; sie appellirten nicht an die Leidenschaften und die Gier der Menge, sondern an die bestehenden Regierungen von Italien und Europa, sowie an die öffentliche Meinung erleuchteter und mäßiger Politiker. Und da die „Times" erklärte, solche Männer brauchten ihren persönlichen Abscheu vor Mordverschwörungen und selbstmörderischen Insurrectionen kaum erst auszusprechen, so erließen die Herren von der Conferenz schon am folgenden Tage ein Circular an alle italienischen Flüchtlinge, worin diese aufgefordert wurden, einen Protest gegen Mord im allgemeinen zu unterzeichnen, zugleich aber sich mit dem Princip einverstanden zu erklären, daß Schweigen ein Verbrechen sei. Nachdem der Leitartikel der „Times" erschienen war, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit etwas mehr auf diese Conferenzen gelenkt und die Redactionen verschiedener Blätter sowie auch Mazzini und andere dafür interessirte Italiener schickten Agenten auf Great Union Street, von wo aus die Berichte datirt waren, um an allen Häusern zu klopfen und nachzufragen, ob hier die Conferenzen abgehalten würden. Aber vergebens wurden die Klopfer aller Hausthüren in Bewegung gesetzt — keine Liga war aufzufinden. Bei genauer Nachforschung ergab sich, daß Präsident, Secretär, Journalist und die ganze Versammlung selbst aus einem einzigen Irländer bestand, der die lithographischen Berichte über die angeblichen Sitzungen und Verhandlungen an die meisten londoner Blätter geschickt und sich dafür hatte bezahlen lassen. Ihn selbst hat niemand gesehen, nur seine Frau konnte ausfindig gemacht werden, welche im reinsten irischen Patois erklärte, daß sie von einer Liga nichts wisse, daß aber ihr Herr vierzehn Namen habe, von denen sie nur einige kenne. Paddy hat sich aus dem Staube gemacht und es steht zu befürchten, daß die Polizei seiner nicht habhaft werden und das Publikum so um einen der amusantesten Processe kommen wird, der sich denken läßt. Paddy hat jedenfalls Haare auf den Zähnen; denn eine große Anzahl von Leuten, welche mit den italienischen Verhältnissen und Persönlichkeiten vertraut waren, hielten — so geschickt waren die Berichte abgefaßt — die Sache nicht im geringsten für unwahrscheinlich; es ist nur fabelhaft, daß die größten londoner Blätter, denen doch eine Anzahl von Agenten und Informationsquellen zu Gebote stehen, sich fast acht Tage lang von dem Irländer an der Nase herumführen ließen. Wie groß muß das Erstaunen der Herren Borromeo, Farini, Correnti und anderer gewesen sein, die, während sie ganz ruhig in Turin und Genua saßen, plötzlich erfuhren, daß sie auf einer Conferenz italienischer Delegirten in London tagten!

Eine andere Bizarrerie! Vielleicht nirgendwo ist im gemeinen Volk der Glaube an Hexen, Zauberer und Beschwörer noch so verbreitet wie unter den „aufgeklärten" Bewohnern dieser drei glücklichen Inseln. Vor einigen Tagen kam ein tragikomischer Fall vor die Assisen, welcher als eine bezeichnende Illustration dazu dienen kann. In dem Städtchen Westbrook lebte ein altes Weib welches von jeher in dem Rufe gestanden hatte, übernatür-

liche Kräfte zu besitzen und zum Schaden der Menschen anwenden zu können. Obwol 60 bis 70 Jahre alt, war sie außerordentlich muskulös und stark. Sie besaß den bösen Blick, konnte Schweine und Schafe krank machen und stand wahrscheinlich in directem Bunde mit dem Satan. Die Leute fürchteten sich ungemein vor ihr und ließen sich ganz und gar von ihr tyrannisiren. Durch ihr Gewerbe hatte sie sich eine ziemlich beträchtliche Geldsumme zusammengespart und lebte in ihrem eigenen Hause, mit dem ein Garten verbunden war. Trotz ihres Alters hatte sie doch noch beständig Männer an sich zu fesseln gewußt und nach dem vor zwei Jahren erfolgten Tode eines Mannes, dessen Namen sie trug, der aber wahrscheinlich nicht rechtmäßig mit ihr verheirathet gewesen war, behexte sie einen andern, einen Mann von 35 Jahren, der vollständig ihr Sklave und Liebhaber wurde. Der angenehmen Genossenschaft mit der steinalten Hexe suchte dieser arme Teufel hin und wieder zu entfliehen — aber er „konnte nicht dagegen an", stets wurde er wie an einem unsichtbaren Bande zu ihr zurückgeführt. Er bearbeitete ihr Land, besorgte Aufträge für sie und lebte in einer Knechtschaft, die ihn sehr bedrückte, aber aus der zu entfliehen er nicht die Kraft fühlte. Eines Tages schickte ihn die alte Hexe nach der Stadt, um dort Einkäufe zu machen; bei dieser Gelegenheit amusirte er sich gut, blieb länger, als er eigentlich gesollt hätte, und vertrank das zum Einkaufe bestimmte Geld. Bei seiner Zurückkunft kam ihm das alte Weib wüthend entgegen, riß ihm den Korb aus der Hand und verfluchte ihn mit wilden und heftigen Worten. Er entgegnete nichts auf ihre Schimpfreden, sondern blieb ruhig, höflich und folgte ihr wie ein unterwürfiger Diener nach dem Hause. Beide tranken dann Thee zusammen, sie zankte ihn aber immer wieder aus und befahl ihm endlich, sich fortzupacken. Er forderte daraufhin die Herausgabe der ihm zugehörenden Sachen; dessen weigerte sich aber die Alte, worauf er die Treppe hinaufging, um selbst seine Sachen fortzunehmen. Die Hexe lief ihm nach, wollte es ihm nicht erlauben, der Zank wurde ärger, Lärm entstand und als die Nachbarn ins Haus eindrangen, fanden sie das Weib todt in ihrem Blute auf dem Boden ihres Schlafzimmers liegen, mit mehreren Stichen im Halse, von denen der eine die große Kopfschlagader in zwei Stücke zerschnitten und so natürlich augenblicklichen Tod veranlaßt hatte. Als der Mann, der, nachdem er sein Müthchen auf diese Weise an der Hexe gekühlt, fortgegangen war, am folgenden Tage verhaftet wurde und man ihm erzählte, die Alte sei todt, ward er sehr bestürzt und äußerte, er hätte nicht geglaubt, daß es so schlimm geworden wäre. Das Instrument, womit er den Mord vollführt — ein gewöhnliches Taschenmesser — hatte er zwei Tage vorher gekauft; man fand es blutig und offen in der Küche. Die Jury verurtheilte den Mann zum Tode — eine harte Strafe, wenn man die geistige Beschränktheit des armen Teufels in Rechnung zieht, der außerdem noch durch die Gewaltthätigkeiten der Hexe aufs höchste gereizt war.

Der Witterungswechsel ist hier sehr plötzlich gewesen und wir leben im vollen Frühling. Es steht zu hoffen, daß damit die zu einem bedenklichen Grade gesteigerte Noth unter der arbeitenden Bevölkerung gemindert werden wird. Tag für Tag sah man in den letzten Monaten größere oder kleinere Gruppen oft der kräftigsten Männer sich langsam über die Straßen Londons bewegen, welche halb singend halb sprechend eine melancholische Declamation

vortrugen: „We are poor hard-working men, we should like to work, but we have no work to do.“ Ist es nicht abscheulich, daß solchen armen Teufeln noch die letzten Farthings unter eiteln Vorspiegelungen von Betrügern abgelockt werden? Vor einiger Zeit kamen mehrere hundert solcher Arbeiter auf die Polizeistation von Westminster und gaben an, daß in einem Sonntagsblatt eine Annonce gestanden hätte, wonach eine Anzahl Maurer, Tischler, Maler und Thonarbeiter verlangt würden und daß, da so viele unter ihnen gegenwärtig außer Arbeit wären, sie sofort darauf reflectirt hätten. In der Annonce war gesagt, daß sie einzeln und schriftlich da und da appliciren sollten, daß aber Briefe nicht berücksichtigt werden könnten, in denen nicht ein anderes Briefcouvert mit einem Penny-Stamp enthalten wäre, damit die Antwort auf solche Briefe dem Einsender der Annonce nichts kostete. Mehr als zweihundert Applicationen wurden gemacht, aber bei weiterer Nachfrage stellte sich heraus, daß die Sache ein Schwindel und in der Absicht unternommen war, Briefcouverts und Stamps zu bekommen und nachher zu verkaufen. Und dabei war die Armuth unter vielen der Applikanten so groß, daß sie sich genöthigt gesehen hatten, die Kleider ihrer Kinder zu verkaufen, um sich die Briefcouverts und Postmarken verschaffen zu können; ja einige waren sogar auf die Annonce hin zu Fuß aus ganz entlegenen Ortschaften nach London gekommen!

Man hört und liest gewöhnlich, daß das Leben der Soldaten in England weit höher geschätzt werde als in den großen Militärstaaten des Continents. Man gibt an, daß, abgesehen von der Humanität, die Politik allein verlange, mit dem Fleisch und Blut der britischen Truppen, welche dem Staate ein enormes Geld kosten — ein einexercirter Soldat wird auf 200 Pfd. Sterl. angeschlagen — so sparsam als möglich umzugehen. Bekanntlich braucht in England niemand zu dienen, wenn er nicht mag, und wird die ganze Armee aus Freiwilligen rekrutirt; anscheinend nicht ohne Grund behauptet man daher, daß sich niemand so leicht mehr einreihen lassen würde, wenn er wüßte, daß er dadurch nur einem schnellen und ruhmlosen Tode mitten im Frieden entgegenginge. Die allgemein im englischen Publikum verbreitete Ansicht, daß der englische Soldat der am besten gekleidete, genährte und quartierte, der stärkste und gesündeste in der ganzen Welt sei, hat aber jetzt einen bedenklichen Stoß durch den Bericht einer königlichen Commission erhalten, welche im Mai des vorigen Jahres niedergesetzt wurde, um über den Gesundheitszustand der englischen Armee Untersuchungen anzustellen. Diese Commission hat vor kurzem das Resultat ihrer Nachforschungen in einem sehr voluminösen „Blaubuch“ veröffentlicht und aufs neue den längst ins allgemeine Bewußtsein übergegangenen Satz bestätigt, daß Miniekugeln und Bayonnete, daß Bomben und Kartätschen nicht die schlimmsten Feinde der Soldaten sind. Die Berichterstatter beweisen durch Zahlen, daß in der Heimat und im tiefsten Frieden, ohne die Wechselfälle eines Kampfes, Marsches oder einer Belagerung, Jahr aus Jahr ein die stärksten jungen Männer, welche aus dem gesündesten Theile der arbeitenden Klasse rekrutirt werden und nach dem Zeugnisse der Armeechirurgen zur Zeit ihres Eintritts in das Heer von jedem körperlichen Gebrechen frei sind; die keinerlei harte oder ungesunde Arbeit zu verrichten haben und für deren Gesundheit ein weitläufiger medicinischer Stab sorgt;

daß diese Leute beständig in weit größern Massen sterben als Civilisten, deren Loos sie zwingt, den mühseligsten und ungesündesten Beschäftigungen obzuliegen. Die Hauptschuld an der wahrhaft erschreckenden Sterblichkeit unter den Soldaten trägt der gänzliche Mangel einer zweckentsprechenden Ventilation in den Baracken, wo die Luft so verpestet ist, daß kein Offizier sich hineinwagt, und die an Blödsinn grenzende Einförmigkeit der Nahrung. Es ist nämlich durch Reglements festgestellt, daß die Soldaten, wenn sie auch 25 Jahre lang dienen, immer nur gekochtes Rindfleisch zu essen bekommen, was nach kurzer Zeit den Leuten so ekelhaft wird, daß sie nur mit der größten Ueberwindung sich dazu verstehen, ihr Mittagsmahl abzuhalten. Besonders in den drei Regimentern der Fußgarden, deren Obersten Prinz Albert, der Herzog von Cambridge und Lord Strafford sind, ist die Sterblichkeit so ungeheuer, daß jemand, der seines Lebens müde ist und es gern los sein möchte, ohne gerade direct zum Selbstmord seine Zuflucht zu nehmen, gewiß seinen Zweck schnell und sicher erreichen wird, wenn er sich dazu entschließt, in eins jener Regimenter einzutreten.

Aus Berlin.

Anfang April 1858.

NO. Bei der wahrhaft österlichen Stille, die bei uns auf der politischen Bühne herrscht, gestatten Sie mir wol in Ermangelung eines bessern Stoffs heute einmal einen Streifzug auf die Bretер zu machen, welche die Welt blos bedeuten. Der Gewinn zwar wird ebenfalls nicht sehr bedeutend sein: denn wiewol es in diesen letzten Wochen in unserer Theaterwelt äußerlich ziemlich lebhaft zugegangen, so ist doch, abgesehen von einigen Gastspielen, die aber gleichfalls nichts Neues boten, auch aus diesem Gebiet unsers öffentlichen und geselligen Lebens nichts zu melden, was irgendwie über das Gewöhnliche hinausragte. Die einzige Neuigkeit, welche die Hofbühne uns brachte, war Kühne's „Demetrius". Ich erwähnte des Stücks schon am Schluß meines letzten Briefs und sprach dabei die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg aus. Leider hat diese Hoffnung sich nur zum kleinern Theile bestätigt; das Stück wurde mit der Achtung aufgenommen, die schon allein dem Namen Schiller's gebührt, von einem tiefern und dauernden Effect dagegen hat sich nichts zeigen wollen. Hr. Kühne ist eine liebenswürdige und tüchtige literarische Persönlichkeit; die Lauterkeit seiner Tendenzen, sein eifriges und ausdauerndes Streben verdient die allgemeinste Anerkennung. Allein indem er es unternahm, dem Schiller'schen Torso, vielleicht das Größte, was unsere dramatische Dichtung überhaupt aufzuweisen hat und dasjenige, worin Schiller seinem erhabenen Vorbild Shakspeare am nächsten kam, eine wenigstens äußerliche Vollendung zu geben, scheint er uns sowol die Richtung wie den Umfang seines Talents vollständig verkannt zu haben. Hr. Kühne ist eine vorwiegend weibliche, receptive Natur; die Producte seiner Muse sind weniger der Ausfluß einer unmittelbaren natürlichen Begabung, als vielmehr die Erzeugnisse einer von ernsten Studien unterstützten, durch einen gebildeten Geschmack geleiteten Reflexion. Wo diese letztere vorwalten darf, wo es mehr darauf ankommt, die Resultate des Nachdenkens mit einer anmuthigen und geschmackvollen Form zu bekleiden und eben dadurch dem grö-

ßern Publikum zugänglich zu machen, da ist Hr. Kühne vollkommen an seinem Platze und wird er sich in der ehrenvollen Stellung, die er sich auf diese Weise unter den Schriftstellern der Gegenwart erworben hat, auch jederzeit behaupten. Allein für das Drama reicht diese mehr formale als eigentlich productive Begabung nicht aus; hier bedarf es einer Fülle der Empfindung, einer Lebhaftigkeit der Anschauung, vor allem einer Gewalt und Tiefe der Leidenschaft, welche die Natur diesem Dichter versagt hat. Am allerwenigsten aber ist Hr. Kühne befähigt, das gewaltige Pathos, den hohen männlichen Geist Schiller's sich zu eigen zu machen; hier ist ein Widerspruch oder, um es nur gerade herauszusagen, ein Mangel der Natur, den kein noch so gewissenhafter Fleiß und kein noch so eifriges Streben ersetzen und verdecken kann. Man hat — und mit Recht — die Pietät gerühmt, mit welcher Hr. Kühne in den ersten Acten seines Dramas die Schiller'sche Dichtung soweit irgend möglich erhalten und unberührt gelassen hat: allein um so größer ist nun der Abfall in demjenigen, was Hr. Kühne als eigene Schöpfung hinzugefügt hat. Das Stück fängt an als ein brausender, wogender Strom und geht zu Ende als ein träger schleichender Bach; in der ersten, der Schiller'schen Hälfte, ist alles Glut, Leben, Bewegung, in der zweiten, der Kühne'schen, herrscht jene Nüchternheit, um nicht zu sagen jene Kälte, welche die poetischen Leistungen des Hrn. Kühne überhaupt charakterisirt und die natürlich in einer solchen Nachbarschaft doppelt auffallen muß. Ueberhaupt würde man, glauben wir, nachgerade gut thun, den Schiller'schen „Demetrius" zu lassen wie er ist; die vielfachen Versuche, die man gemacht hat, ihn zu vollenden und damit diesen letzten und köstlichsten Nachlaß unsers großen Dichters für die Bühne zu gewinnen, haben sämmtlich bewiesen, was man freilich ohnedies schon wußte, nämlich daß unter allen lebenden Poeten nicht einer ist, der Schiller nur ans Knie reichte und daß wir jede Hoffnung aufgeben müssen, in den Bahnen der Schiller'schen Kunst weiter zu wandeln, es sei denn, daß die Nation selbst sich zuvor jenes Feld politischen Handelns und geschichtlicher Bewegung eröffnet, auf das Schiller poetisch hindeutet und in dem die herbe, aber verheißungsvolle Knospe seiner Dichtung recht eigentlich wurzelt.

Doch dürfen wir, um gerecht zu sein, Hrn. Kühne nur einen Theil des geringen Erfolgs zuschreiben, den sein „Demetrius" hier erlangt hat; die andere und sogar die größere Hälfte des Mislingens haben die Darsteller verschuldet. Gerade an Stücken wie dieser „Demetrius", also an Stücken, bei denen das bloße Virtuosenthum unserer modernen Darsteller nicht ausreicht, die vielmehr, um nur überhaupt ins Leben zu treten, jenen hohen und ernsten Stil verlangen, von dem die heutige Kunst sich so völlig losgemacht hat — gerade an solchen Stücken zeigt sich recht deutlich, in welchen schmählichen Verfall die Kunst der Bühne bei uns gerathen ist und wie weit, wie unwiederbringlich weit wir uns von den Traditionen der classischen Bühne verloren haben. Nehmen wir Frau Crelinger aus, die uns in ihrer Marfa noch einmal den Abendschimmer eines Talents zeigte, wie wir es auf der ganzen gegenwärtigen deutschen Bühne vergeblich suchen, ja wie es überhaupt heutzutage unter uns nicht mehr geboren wird —, so läßt sich von den übrigen Darstellern nur sagen, daß sie keinen Begriff und keine Ahnung hatten von dem, was ihre Rollen eigentlich erfordern; nirgends ein

Hauch idealer Begeisterung, nirgends eine Spur von jenem tragischen Pathos, ohne das die historische Tragödie und nun gar erst ein Stück wie Schiller's „Demetrius" zur Unmöglichkeit wird. Selbst die Kunst des rhythmischen Vortrags ist unter unsern heutigen Darstellern ausgestorben; die meisten von ihnen haspelten diese köstlichen Schiller'schen Verse ab, als wäre es der grobe Bindfaden eines Birch-Pfeiffer'schen Stücks. Und da liegt denn auch der wahre Grund dieses Verfalls: man hat das Elende und Nichtige so lange protegirt, bis unsern Darstellern endlich die Fähigkeit für das Höhere und Bessere abhanden gekommen ist; man hat so viel Birch-Pfeiffer und „Demimonde" gespielt, bis sie zuletzt den Ton verlernt haben, in welchem die Schiller'sche Muse spricht. Unsere derzeitige Intendanz ist stolz auf ihr angebliches classisches Repertoire, sie rühmt sich oder läßt sich doch rühmen, mehr Lessing'sche, Goethe'sche, Schiller'sche, Shakspeare'sche, Calderon'sche Stücke auf den Bretern zu haben als irgendein anderes deutsches Theater. Allein was nützen diese einzelnen classischen Experimente, wenn der Ton der Bühne im ganzen ein so niedriger und handwerksmäßiger, wie es bei uns seit Jahren der Fall ist? Was nützt es, mit den Namen der großen Meister zu prunken, wenn ihr Wesen so verkannt und mishandelt wird, wie es bei den hiesigen Aufführungen classischer Stücke geschieht? Auch kann es den dermaligen Leitern unserer Hofbühne selbst mit ihrem vermeintlichen classischen Eifer unmöglich recht ernst sein; sie würden sonst wenigstens dafür sorgen, daß diese Stücke eine entsprechende Ausstattung erhielten und daß Shakspeare und Schiller, was die scenische Einrichtung und Ausschmückung betrifft, nicht in Schatten treten müßten — ich will gar nicht einmal sagen vor jeder beliebigen Oper und Ballet — nein, selbst vor den oberflächlichsten Tagesproducten, die hier regelmäßig mit weit mehr Aufwand und Geschmack in Scene gesetzt werden als jene großen classischen Stücke. Auch bei dem Kühne-Schiller'schen „Demetrius" trat diese hier übliche Vernachlässigung des classischen Dramas wieder einmal recht ans Licht; die scenische Anordnung war ungeschickt, die Ausstattung dürftig, und mit Scham und Wehmuth erinnerten ältere Theaterbesucher sich an die Aufführung des Maltitz'schen „Demetrius", die hier, wenn ich mich recht erinnere, in den dreißiger Jahren unter dem Grafen Redern stattgefunden. Diesem gesunkenen Geschmack mag es denn ganz angemessen sein, wenn unsere Intendanz Stücke aus der Rumpelkammer hervorholt wie Iffland's „Aussteuer". Wirklich wurde das Stück recht leidlich gegeben; diese gemüthliche Trivialität ist unsern heutigen Künstlern verständlicher und wird darum auch besser von ihnen reproducirt als etwa die tragische Muse Schiller's oder Shakspeare's. Bei alledem aber vermochte die Darstellung doch kein rechtes Interesse zu erwecken. Das Iffland'sche Genre, wie zeitgemäß es einmal sein mochte und einen wie hohen culturgeschichtlichen Standpunkt wir diesem Dichter auch einräumen, hat sich zu sehr überlebt, es ist zu sehr zur bloßen Curiosität geworden, als daß sich noch eine nachhaltigere Wirkung damit erzielen ließe.

Erfreulicher als diese resultatlosen Experimente war das Gastspiel der Frau Viardot-Garcia. Allerdings hat die Zeit, die alles zerstörende, auch diese Sängerin nicht unberührt gelassen; ihre Stimme, die sich von jeher und selbst in ihren besten Jahren mehr durch Kraft und Stärke sowie durch den wunderbaren Gebrauch, den sie davon zu machen weiß, als durch

Anmuth und Lieblichkeit auszeichnete, ist noch schärfer geworden, namentlich in den höhern Tönen. Allein das alles vergißt man, sowie die Sängerin den wahrhaft hinreißenden Zauber ihres echt dramatischen Vortrags entfaltet — man vergißt es ebenso wie das ungünstige Aeußere der Sängerin und fühlt sich widerstandlos hingerissen von der Fülle der Leidenschaft, welche noch immer in diesem schwächlichen Körper lodert, sowie von der hohen künstlerischen Ausbildung, die aus einem im ganzen so wenig ergiebigen Material nichtsdestoweniger so Großes und Entzückendes herzustellen weiß. Gegenwärtig gastirt Frau Bürde-Ney aus Dresden. Nach einer solchen Vorgängerin ist es schwer, sich auch nur zu behaupten und gereichen daher die glänzenden Erfolge, welche Frau Bürde-Ney augenblicklich davonträgt, derselben um so mehr zum Ruhme.

Eine ganze kleine Armee von Gastspielern haben unsere Vorstadttheater in den letzten Wochen aufmarschiren lassen. Da war erstlich Hr. Dawison, der eine Reihe von Wochen hindurch die für gewöhnlich so leeren Räume des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters überfüllte. Dann brachte Fritz Beckmann, ehedem der Liebling der Berliner, sich durch ein kurzes Gastspiel einem Publikum aufs neue in Erinnerung, das ihn noch immer nicht vergessen hat, und gegenwärtig hat Marie Seebach ein längeres Gastspiel eröffnet. Ueber Frl. Seebach und Hrn. Dawison habe ich mich bereits in meinen frühern Berichten ausführlich geäußert; was aber Hrn. Beckmann betrifft, so hat derselbe uns durch sein flüchtiges Vorübereilen nur aufs neue den Verlust empfinden lassen, den die berliner Bühnenkunst durch seinen Weggang nach Wien erlitten. Wir lesen täglich in den Zeitungen und haben uns vor Jahren persönlich überzeugt, daß die Stellung, welche Beckmann beim wiener Burgtheater einnimmt, in der That eine höchst achtbare und angesehene ist. Dennoch kann und wird er in Wien nie so auf seinem Platze sein, wie er es hier war: schon deshalb nicht, weil er in Wien nie so verstanden werden kann, wie es hier geschah und noch jetzt geschieht, so oft der Künstler uns und sich selbst — denn auch Beckmann war gern bei uns — mit einem berliner Gastspiel erfreut. Beckmann's Komik ist durch und durch berlinisch und zwar im besten Sinne; mit wunderbarer Treue hat er alle kleinen Züge dieses so raffinirten und dabei doch so gemüthlichen, so verschmitzten und dabei doch so naiven Charakters abgelauscht und weiß sie mit einer Frische und Behaglichkeit wiederzugeben, die wenigstens für das hiesige Publikum unwiderstehlich ist. Es gehört mit zu den Unbegreiflichkeiten unserer jüngsten Theaterverwaltungen, daß man Beckmann nach Wien gehen ließ, ihn, den gleichsam die Natur selbst bestimmt hatte, der Unsere zu sein und der wenn irgendeiner im Stande war, einen berliner Lokaltypus und damit vielleicht eine berliner Lokalkomödie zu schaffen, die mit den nationalen Anforderungen zugleich auch den künstlerischen entsprochen hätte. Es ist schon schlimm genug, wenn eine Bühne von dem Rang und den Ansprüchen des berliner Hoftheaters keinen andern ersten Komiker hat als Hrn. Gern, der wol ein passabler Rüpel ist, aber beileibe kein Komiker. Wollten wir nun auch unserer Bühnenverwaltung diesen Besitz nicht allzu hart anrechnen, indem dabei von alter Zeit her Einflüsse wirksam gewesen sind, die sich nicht wohl abweisen ließen, so fällt dafür der Verlust um so schwerer in die Wagschale, den wir durch Beckmann's Uebersiedelung nach Wien erlitten

und für den alle die Jahre, welche seitdem verflossen, uns noch keinen Ersatz gebracht oder auch nur in Aussicht gestellt haben.

Ich schließe diese Chronik der Gastspiele und zugleich meinen heutigen Bericht mit Erwähnung eines Künstlers, der ehedem viel von sich reden machte und der in seinem jetzigen traurigen Verfall einen neuen Beweis dafür liefert, wie wenig die reichsten Naturgaben vermögen, wo es an dem Ernst künstlerischer Ausbildung mangelt. Wer hätte nicht von Wilhelm Kunst gehört? Er war der Heldenspieler als solcher zu einer Zeit, wo das Publikum noch Heldenspieler sehen wollte; sein Otto von Wittelsbach, sein Karl Moor ꝛc. waren das Entzücken der Jugend in jenen zwanziger Jahren, da die Jugend sich von der Bühne her überhaupt noch durch etwas anderes entzücken ließ als durch eine trillerreiche Kehle oder die gutwattirten Tricots einer Tänzerin à la Pepita. Heutzutage weht der Name Wilhelm Kunst uns an wie eine Mythe; wir hören Helme klirren, Degen rasseln, Schilde dröhnen und das Podium unter den gewaltigen Tritten des Heldenspielers erdröhnen. Nun, dieser zur Mythe gewordene Wilhelm Kunst lebt noch, eine Ruine, körperlich wie geistig. Und doch wäre das zuletzt nur ein allgemeines Schicksal; sind wir recht unterrichtet, so muß Hr. Kunst der Mitte der Sechziger sehr nahe stehen, wenn er sie nicht schon überschritten hat und das ist denn freilich ein Alter, in welchem der Schauspieler z. B. zu einem Herzog Percival in der „Griseldis“ nicht mehr recht geeignet ist. Nein, das wahrhaft Herzbeklemmende dieser Erscheinung ist, daß dieser hochbejahrte, theater- und lebensmüde Künstler überhaupt noch spielen muß — muß: denn wenn letzteres nicht wäre und wenn er dabei nicht mehr den Zweck einer wohlthätigen Handlung als eines Kunstgenusses im Auge gehabt hätte, so würde Hr. Wallner, der uns sonst ja schon so viele Proben seines guten Geschmacks geliefert hat, uns das Auftreten dieses Künstlers gewiß erspart haben. Unter diesen Umständen ist natürlich auch die Kritik waffenlos und so schließe ich mit dem Wunsche, daß Hr. Kunst bald nicht mehr nöthig habe, durch Darstellungen wie sein neulicher Percival sich und das Publikum oder doch wenigstens den gebildeten Theil desselben in Verlegenheit zu setzen. Denn der ungebildete ließ es auch bei dieser Gelegenheit an Hervorrufen und sonstigem Spektakel nicht fehlen; was davon zu halten ist, weiß man längst.

Notizen.

Von dem Comité, das sich in Halle zur Errichtung eines Händel-Denkmals daselbst gebildet hat, ist kürzlich eine öffentliche Rechenschaft über den Erfolg der Sammlungen abgelegt worden, die bisher zu dem angegebenen Zwecke in- und außerhalb Deutschlands stattgefunden haben. Danach beläuft sich die Summe sämmtlicher bisjetzt eingegangener Beiträge auf ungefähr drittehalbtausend Thaler. Den bei weitem größten Theil davon, nämlich über 2000 Thlr., hat Halle selbst, als die Vaterstadt des Componisten, zusammengebracht. Den Hauptposten darunter bildet der Reinertrag einer unter der Mitwirkung der Frau Goldschmidt-Lind veranstalteten

Aufführung des „Messias" mit 1350 Thlrn., während etwas mehr als 800 Thlr. durch unmittelbare Sammlungen aufgebracht wurden. Dagegen hat das ganze übrige Deutschland bisjetzt nicht mehr als 300 Thlr. zu Ehren seines großen Tondichters aufzubringen vermocht, nämlich 22 Thlr. von Privatpersonen und 286 Thlr. als Beisteuer verschiedener musikalischer Institute in einer Anzahl größerer und kleinerer deutscher Städte, darunter auch — Berlin. Außerdem sind dem Comité durch vorläufige Zeichnungen noch gegen 1500 Thlr. gesichert, wovon 500 wiederum auf Halle fallen, während das in London zusammengetretene Specialcomité als Ergebniß seiner Sammlungen unter den in England wohnenden Deutschen wie auch unter den Engländern selbst eine Summe von 1000 Thlrn. hoffen läßt; auch haben zahlreiche Städte den Ertrag musikalischer Aufführungen in Aussicht gestellt, die sie demnächst zum besten des Händel-Denkmals veranstalten wollen. Das Comité hofft, daß es auf diese Art möglich sein werde, den noch fehlenden Betrag von etwa 5000 Thlrn. zusammenzubringen, wenn es auch allerdings (wie es in dem betreffenden Aufruf wörtlich heißt) „fraglich erscheinen muß, ob wir schon am 14. April 1859, am hundertjährigen Todestage Händel's, im Stande sein werden, die alte Schuld Deutschlands an ihn abzutragen und ob wir sein Standbild dann durchweg so glanzvoll ausstatten können, wie es der Ruhm seines Namens und die Pracht seiner Werke zu fordern scheinen". Um inzwischen nichts zu versäumen, was in seinen Kräften steht, jenen Termin innezuhalten, hat das Comité den Bildhauer Hrn. Heidel in Berlin schon jetzt zur Ausführung des von ihm gefertigten Modells, das sich des wohlverdienten Beifalls aller Kunstkenner erfreut, schreiten lassen und wird es nun die Sache des patriotischen und kunstliebenden deutschen Publikums sein, dem Comité die Mittel, deren es zur Ausführung des Denkmals bedarf, auch wirklich und zwar so rasch wie möglich zur Verfügung zu stellen. Schon früher haben wir daran erinnert, wie sehr gerade in diesem Falle die Ehre unserer Nation betheiligt ist und wie schmachvoll es für den deutschen Namen wäre, wollten wir auch bei dieser Gelegenheit wieder hinter den Engländern, die ja überdies schon so gierig sind, den Ruhm Händel's sich anzueignen, zurückbleiben. Möge der gegenwärtige Aufruf denn nicht ohne Wirkung bleiben und mögen namentlich diejenigen unter uns, die keine Ausgabe scheuen und zu scheuen brauchen, welche Eitelkeit und Luxus von ihnen fordern, sich erinnern, daß der Reichthum auch noch eine edlere und höhere Bestimmung hat, als nur der Eitelkeit und dem Luxus zu dienen.

Riehl's so rasch berühmt gewordenes Werk „Die Pfälzer" hat einen unerwarteten Concurrenten erhalten in einem umfangreichen Buche von August Becker in München, dem Verfasser des „Jungfriedel" ꝛc., „Die Pfalz und die Pfälzer", mit 78 in den Text gedruckten Holzschnitten und einer Karte (Leipzig, Weber). Von Alexander Jung in Königsberg befindet sich ein zweibändiges Werk „Das Geheimniß der Lebenskunst" (Leipzig, F. A. Brockhaus) unter der Presse. Eine Biographie des verewigten Hofschauspielers Wauer in Berlin wird demnächst erscheinen; als Verfasser wird ein gewisser Bruno May namhaft gemacht.

In Weimar war neu: „Ehen werden im Himmel geschlossen" von Julius Rodenberg, mit Musik von Goldermann. In Stuttgart wird Melchior Meyr's „Karl der Kühne" einstudirt. Auf dem Burgtheater zu Wien ist das langerwartete neue Lustspiel „Pierres de Strass" von Salmofer gegeben worden, jedoch ohne den durchgreifenden Erfolg, den man sich davon versprochen hatte. Dagegen soll das neulich erwähnte kleine historische Drama „König Manfred's Kinder" von Josef Rank in Weimar eine recht günstige Aufnahme gefunden haben. Ein neues Lustspiel von Dr. Lederer „Die weiblichen Studenten", ist auf dem Königstädtischen Theater in Berlin mit großem Beifall aufgenommen worden; auch in Prag soll die Aufnahme günstig gewesen sein. Der Director des königsberger Stadttheaters hat von Ostern an gleichzeitig das Kroll'sche Theater in Berlin übernommen, ein Doppelgeschäft, aus dem, nach den bisher gemachten Erfahrungen, für beide Anstalten nur wenig Gutes hervorgehen kann. Otto Prechtler's neues Drama „Die Tochter des Waldes" ist in Prag mit ziemlichem Beifall gegeben worden. Auf dem Stadttheater zu Hamburg kam eine neue einactige komische Oper von Flotow zur Aufführung; dieselbe war ursprünglich zu einer festlichen Gelegenheit am schweriner Hofe geschrieben, soll aber auch in Hamburg einen recht günstigen Erfolg gehabt haben.

Der bevorstehende hundertjährige Geburtstag Schiller's, den wir bekanntlich im nächsten Jahre feiern, setzt schon jetzt zahlreiche Federn in Bewegung. Emil Palleske hat ein zweibändiges „Leben Schiller's" als Seitenstück zu dem „Leben Goethe's" von Lewes geschrieben, während bei O. Wigand in Leipzig ein umfangreiches Werk über „Schiller als Mensch und Dichter" von Johannes Scherr angekündigt. Heribert Rau, der Unermüdliche, hat einen „culturhistorischen" Roman „Mozart" unter der Feder.

Friedrich Hebbel hat einen Operntext geschrieben: derselbe wird von Rubinstein in Paris in Musik gesetzt werden. Alfred Meißner soll einen neuen mehrbändigen Roman unter der Feder haben. Heinrich Koenig hat seine Biographie Georg Forster's in zweiter sehr vermehrter Auflage unter dem veränderten Titel „Georg Forster's Leben in Haus und Welt" erscheinen lassen; dieselbe bildet zugleich Band 10 und 11 der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Gesammelten Schriften" des Verfassers. Alban Stolz, dessen vor einigen Jahren erschienene „Reiseskizzen aus Spanien" theils durch sich darin kundgebende scharfe Beobachtungsgabe, theils durch den eigenthümlich drolligen Stil soviel Aufsehen erregten, hat neuerdings die Beschreibung einer Reise herausgegeben, die er nach Jerusalem und der Nordküste von Afrika gemacht. Das Buch führt den burlesken Titel: „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" (Freiburg, Herder) und hat ebenfalls eine so günstige Aufnahme gefunden, daß es bereits in zweiter erweiterter Auflage erschienen ist.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene fünfzehnte Heft (Bogen 10—13 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Die Neuenburger Frage und ihre Lösung. — Mustafa-Reschid-Pascha, osmanischer Staatsmann. — **Das Aluminium. — Erasmus Robert Freiherr von Patow. — Das Holzgas. — Camille Roqueplan. — Amylen.**

Kleinere Mittheilungen: Argout (Antoine Maurice Apollinaire Graf d'). — Creuzer (Georg Friedrich). — David (Pierre Jean). — Delfosse (August). — Gagarin (Fürst Alexander Iwanowitsch). — Gall (Heinr. Ludw. Lambert). — Kanton. — Michaud (Louis Gabriel). — Nees von Esenbeck (Christian Gottfried). — Saugor- und Nerbuddaterritorium. — Schröder (Johann Henrik). — Weber (Beda).

Dieses Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tages in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 17.** 22. April 1858.

Inhalt: Die Bretagne und das Meer. Vier Reisebilder. Von **Hermann Semmig.** I. Paimboeuf, St.-Nazaire, Escoublac. — Die Regierungsdauer der römischen Könige. — Nachbildungen englischer und amerikanischer Dichter. Von **Karl Elze.** 1. Jägerständchen. 2. Ode. 3. Englands Todte. 4. Die zwei Raben. 5. Lied. 6. Der Sommerreise gleicht mein Leben. — Literatur und Kunst. Memoirenliteratur. (Krug. „Zehn Jahre aus meinem Leben", 1. Thl.; Endrulat, „Von einem verlorenen Posten".) — Correspondenz. (Aus Brüssel. Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Bretagne und das Meer.

Vier Reisebilder.

Von

Hermann Semmig.

I.

Paimboeuf, St.-Nazaire, Escoublac.

Die Meeresküste des Departements Niederloire wird durch die Loiremündung in zwei gleiche Hälften getheilt, die beide ihrer Seebäder wegen besucht sind. Die Küste des linken Ufers habe ich vor einigen Jahren mit dem Lande Retz geschildert, heute führe ich den Leser auf die womöglich noch pikantere des rechten Ufers, die sich bis nahe zur Mündung der Vilaine im Morbihan erstreckt.

Versehen mit den zu Spaziergängen am Meer unentbehrlichen Espadrillen, Hanfsandalen, die Nantes aus Spanien einführt, stieg ich am Kai von Nantes auf das Dampfschiff. Ein Seehafen bleibt ein ewig herrlicher Anblick, der wol einem Dichter wie Freiligrath eine ganz neue Richtung inspiriren konnte. Der Mastenwald, dessen Blätter Wimpel und Segel bilden, war so dicht, daß das Dampfschiff förmlich laviren mußte, um sich herauszuwinden. Jetzt lag das Gewühl hinter uns und die Brust athmete frei auf bei der lachenden Uferlandschaft, die sich im Sonnenschein eines heitern Sonntagsmorgens vor uns ent-

faltete. Links ließen wir auf lustiger Fahrt das schöne Schloß Aux (Stil Mansard), dann die essenreiche Insel Indret mit ihrer Maschinenbauanstalt, rechts das Dorf Couëron, wo der letzte Herzog der Bretagne Franz II. 1488 auf seinem gänzlich verschwundenen Schlosse Gazoire gestorben ist, wo aber sein Andenken durch den rothen Wein, den einzigen des Departements, noch fortlebt, den er als Geschenk vom Herzog von Burgund hier pflanzen ließ; links dann blieb der Flecken le Pellerin mit dem Dorfe la Martinière, wo am 19. September 1754 Fouché Herzog von Otranto geboren ward: lauter kleine, aber villareiche Orte von lieblichem Ansehen. So fliegt das Dampfschiff hinab nach Paimboeuf. Hier, wo keine Inseln (entstanden durch Sandanhäufungen und ebenso zahlreich als pittoresk zwischen Angers und Paimboeuf) den schönen Strom mehr spalten, erscheint die Loire in voller majestätischer Breite (über eine Stunde), das Wasser bekommt schon Salzgeschmack und man kann die Mündung von hier an datiren. Schiffe von mehr als 300 Tonnen bleiben auch hier liegen und Paimboeuf galt bisher für den wahren Seehafen von Nantes; ein reges Leben entwickelte sich mit der ganzen zum Schiffsbau gehörigen Industrie, die die 4000 Einwohner des freundlichen, mit hübscher Promenade gezierten Orts ernährte, es mangelte weder an Schulen noch Beamten; hier residirte ein Sousprăfect, sowie ein Viceconsul von Schweden und Norwegen, ein Tribunal erster Instanz hatte hier seinen Sitz; es war eine wahrhaft städtische Regsamkeit und jeder arbeitsfrohe Tag entschlief im glücklichen Bewußtsein des Gewinns für Morgen. Alles, leider! wird bald nur ein schöner Traum gewesen sein. St.-Nazaire am Ausflusse des Stroms auf dessen rechtem Ufer hat sein großes Flutbassin erhalten und wird binnen kurzem allen Handel von Paimboeuf an sich ziehen; schon wandert die Sousprăfectur, schon wandern besorgte Einwohner dahin aus, die Häuser fallen im Werthe und bald wird das freundliche Städtchen, das nur 150 Jahre Dasein zählt, verarmen und zu derselben Nichtigkeit herabsinken, in der es sich ehemals als Fischerdorf befand.

Ein solches alterthümliches Fischerdorf, das nebenbei gesagt stark mit Blutegeln selbst bis nach England handelt, ist gegenüber auf dem rechten Ufer Donges. Mit seiner alten ärmlichen Kirche ragt es auf einer Felsenzunge in die Loire hinein, die unfern davon am Wiesenufer einen Menhir, la pierre de la Vacherie genannt, netzt, und gemahnt schon wie ein Anblick von Meeresküste. Jetzt landen wir in St.-Nazaire und wir glauben fast noch in Donges zu sein, ein so ärmliches Aussehen hat der Ort, dessen verfallenes Kirchlein wie das von Donges auf einer Felsenzunge mit echter Fischerkeckheit ruht. Aber die hohen Masten, die wir aus dem etwas versteckten Bassin haben hervorragen sehen, deuten für das Städtchen auf eine Zukunft hin, die mit seiner kümmerlichen

Vergangenheit in glänzendem Widerspruch steht. In der That, am Eintritt der Loire in das Meer gelegen, mußte es der Handelswelt von Nantes ein passender Stapelplatz erscheinen, da nun einmal Nantes durch die Stromversandung als Hafen verliert; eine Eisenbahn hat die Entfernung beider Orte auf zwei Stunden abgekürzt, und wenn auch die schon eintretende, große Arbeit erheischende Verschlammung des Bassins manche Bedenklichkeiten erregt, so steht St.-Nazaire doch eine reiche Zukunft bevor, vielleicht nicht ohne daß die Stadt Nantes einen Theil der Kosten davon trägt, wie es mit Rouen gegenüber von Havre der Fall war. Die Thätigkeit, die hier herrscht, ist wirklich wunderbar; wer ein Bild von dem riesenhaft schnellen Aufwachsen neuer großer Städte haben will, wie uns dies als eins der vielen Wunder Nordamerikas geschildert worden ist, der braucht nicht mehr über den Ocean zu segeln, er komme nur hierher nach St.-Nazaire, das, heute 4000 Einwohner zählend, in zehn Jahren oder etwas mehr vielleicht schon 40,000 haben kann. Wie das wimmelt um das geräumige Bassin, in welchem die überseeischen Schiffe wie Schwäne auf Teichen spielen! Da kreuzen sich Matrosen, Handlanger, Schiffsmäkler, industrielle Köpfe, die die Gelegenheit, reich zu werden, kühn beim Schopfe fassen, Spaziergänger aus Nantes, die allsonntäglich auf Eisenbahn und Dampfschiff mit Extrafahrten zur Besichtigung herbeiströmen. Ueberall wird gebaut, gehobelt, gehämmert; schon sind eine Menge neuer Häuser auf den zu enormen Preisen gestiegenen Bauplätzen entstanden und Straßen, Märkte, Theaterplatz u. s. w. sind abgezeichnet. Aber die fertigen Bauten genügen nicht und überall hat man für das drängende Bedürfniß des Augenblicks Bretterhütten zu Kramläden, Tabacksbuden, Weinschenken, Garküchen u. s. w. mit stattlichem äußern Aufputz hergerichtet. Da steht noch ein freundlicher Garten, sein Pavillon ist schon niedergerissen, übers Jahr wird hier ein Stadtviertel prangen; inmitten großartiger Neubauten sind noch einige Heuschober zurückgeblieben, binnen kurzem werden hier Magazine mit pariser Moden prunken. Ueberall fühlt man schon die Zukunft mit kräftigem Schlag durch die Adern pulsiren. Pittoresk namentlich ist der Contrast, den das alte St.-Nazaire mit dem neuen bildet. Die strohbedeckten Häuser verstecken sich beschämt hinter den prächtigen Palästen, geziert mit allen möglichen und einigen unmöglichen Säulenordnungen; da sieht man noch die altfränkischen Wirthshausschilder mit den kleinstädtischen Namen „Au cheval blanc, à l'étoile bleue, à la boule d'or" und dem drolligen: „Hier logirt man zu Fuß und zu Pferd, ici on loge à pied et à cheval", das in Dörfern und Vorstädten Hausirer, Handwerksburschen und Roßtäuscher gastlich einladet. Das Ganze kam mir zuweilen vor wie ein Glückspilz, ein Emporkömmling, der sich seiner geringen Herkunft schämt und die alte

Großmutter, das arme Kirchlein, hinter den Ofen in die Hölle verbannt. Aber keinem Emporkömmling ist noch die Demüthigung erspart worden: was nutzt dem hoffärtigen St.-Nazaire alles Gold, von dem es strotzt und strotzen wird, wenn ihm das einfachste und unentbehrlichste Element, wenn ihm das Trinkwasser fehlt? Dieser Wassermangel ist die Erbkrankheit der Stadt, die es in ihren Reichthum mit herüberschleppen wird; ihm abzuhelfen muß es eine Million wegwerfen. Nun, sie wird sie freilich bald erspart haben.

Soll ich den Leser nun noch zu den wenigen celtischen und römischen Alterthümern der Umgegend führen? Lasset die Todten ihre Todten begraben; antiquarische Studien sind zwar eine Lieblingsgrille von mir, aber ich bleibe mir dabei stets bewußt, daß es nur Träumereien sind, zu denen sie führen. Mir fallen dann immer unsere Romantiker ein, die es doch trotz allem Guten, das sie für unsere Literatur und zwar meistens unwillkürlich gehabt, zu nichts als „mondbeglänzten Zaubernächten" gebracht haben; Brentano nun gar, zu welcher Abgeschmacktheit hat er sich nicht am Krankenbett der armen Visionärin vom Kloster Dülmen verirrt! Dafür ist ihm auch die Ehre zu Theil geworden, von einem französischen Jesuiten mit reichlichem Weihrauch übersetzt zu werden. Nein, es leben unsere Classiker und ihre großen naturgesunden Vorbilder, die Heiden!

Wie lebten doch die Heiden
So herrlich und so froh!

Schiller hat wahr gesprochen: „Nur der Lebende hat recht."

Und doch schreibe ich diese Worte im Augenblick nicht ohne Wehmuth nieder; man wird gleich begreifen warum. Ich fuhr von St.-Nazaire aus landeinwärts dem Seebade Pouliguen am Meere zu. Unterwegs im Dorfe Escoublac, eine Stunde vor meinem Ziel, stieg ich ab, da der Wagen einen Umweg macht und ich längs des Meers spazieren gehen wollte. Das genannte Dorf hat, wie ich beim Lande Retz sagte, des massenhaft zugewehten Meersandes wegen eine Viertelstunde weiter landeinwärts neu aufgebaut werden müssen. Es trieb mich, die Dünen zu sehen, wo das alte Dorf unter Sand verschüttet liegt. Man wandelt durch grüne Obstgärten bis an den Fuß der äußersten hohen Düne: aber kaum hat man diese erklettert, so hat man den todtenhaft ödesten Anblick vor sich, den man sich nur mit Young's „Nachtgedanken" vor die Seele malen kann, um so öder, als man nur eben aus dem frischen Grün hervorgetreten ist. Vor sich und ringsum nichts als graue wüste Sandhügel; es ist wahr, darüber hinweg schaut man auf den ungeheuern Ocean und die ferne Landschaft, aber wenn man von einem der Hügel in ein Thal hinabsteigt und der Horizont sich verengert, dann versinkt man bei der Todtenstille umher, durch die nur das ferne Tosen des

Meers sauft, unwillkürlich in tiefe Wehmuth. Nur hier und da deutet ein spärlicher Mauerrest, der aus dem Sande hervorragt, deutet Steingerölle, das über die Wüste zerstreut liegt, auf die Stelle hin, wo sonst des Dorfes ruhige Bewohner sich der Arbeit und des Lebens freuten. Zuweilen bei günstigem Windwehen soll das Schieferdach der alten 1779 verlassenen Kirche, in deren Inneres man lange noch mit der Leiter hinabstieg, zu Tage liegen; dann wieder verschüttet der Sand alle Spur. Welch seltsam wechselnde Bilder des Lebens waren nicht an diesem Tage an mir vorübergezogen! Paimboeuf, das freundliche Städtchen, das nach kurzer Blüte jetzt dem Tode entgegenging; St.-Nazaire, das aufstrebende, zukunftsstolze, das lebensfroh an keinen Tod denkt, und hier in Grabesruhe das unter dem Sande schlummernde Dorf! So brüstet sich der Jüngling thatenkräftig, wie die junge Stadt, zwischen Verfall und Tod und mitten im ewigen Wechselspiel der Welt glaubt er, der Thor, er allein werde dauern.

Ich hatte an dem Tage einen Begleiter; um daher ungestört ein reines Bild der Landschaft mitzunehmen, bin ich später einmal einsam hierher zurückgekehrt. Die Dünen haben mehrere Stunden im Umfang, im geraden Durchschnitt wol nur eine halbe Stunde Breite, aber im Auf- und Abklimmen der Hügel und dem Durchwaten des Sandes bringt man eine Stunde zu. Bei der wellenförmigen Einförmigkeit kann man leicht darin die Richtung verlieren, diese Einförmigkeit herrscht aber nur im Ueberblick, man kann in kein Thal hinabsteigen, ohne einer Abwechselung zu begegnen. Zuweilen wandelt man wie in der Sahara, nichts als Sand, aus welchem einzeln stehende Binsen aufwachsen; kein Geräusch als das ferne Rauschen des Meeres, zuweilen leise, dumpf, wie das Nachtsausen in Fichtenzweigen, zuweilen lauter wie Wälderrauschen; plötzlich überrascht den Wanderer ein kleines Viereck mit jungem fußhohen Nadelholz, neuerdings angepflanzt, um das Weiterwehen des Sandes aufzuhalten. Denn man fürchtet selbst für das neue Dorf; in einem tiefern sichern Thale hat man selbst eine kleine Weinpflanzung angelegt, die aber täglich mit dem Sande zu kämpfen hat, ein, man möchte sagen rührender Anblick für die Oede, wo Disteln und Binsen und einzelne wilde Nelken die ganze Vegetation bilden. Kein Thier belebt die Stille, als selten eine scheue harmlose Kröte, die durch die Wüste hinschlüpft, oder eine grüne Eidechse, die sich auf einem niedrigen Fichtenzweige sonnt; manchmal indeß rauscht ein Volk Rebhühner auf oder flieht ein Hase vorüber, der die Sicherheit der Wüste suchte und entsetzt vor dem Eindringling sich davonmacht. So herrscht hier jetzt das Wild auf dem Eigenthum der Menschen, und selbst die Todten, die hier schlafen auf dem verschütteten Kirchhof, ruhen nicht einmal in ihrer

Heimat mehr: denn fremde Erde hat diese überdeckt und ein anderer Boden ist jetzt die Stelle, wo einst ihr Fuß wandelte.

Als ich die letzte fern in Meer und Land hineinschimmernde Höhe erreicht hatte, ward mir ein Anblick von elegischem Contrast. Die Sandwüste lag hinter mir und vor mir die lachende grüne Welt; da wechselten Kornfelder, wo die Frucht geschnitten war, mit Kartoffelbeeten, alle eingefriedet von natürlichen Hecken; auf der Trift weidete eine Kuhheerde, braun und schwarzgefleckt, im röthlichen Strahl der Abendsonne, auf den Obstbäumen sangen Vögel in die Abendglut hinein, während der müde Pflüger ausruhte und sein Tagewerk übersah, und auf der Straße, über die hin schon längere Schatten fielen, die Salzbauern in weißlinnenen Kitteln auf ihren Mauleseln, ihre Frauen hinter sich, heimritten. Aus einem Winkel erschimmerte in blauem Ferndust das liebliche Gelände des Loirethals; alles war Friede, Ruhe und sattes Leben. Aber unten im Thale verlor sich ein Bächlein, das von grünen Gärten herabrann, in dem Sande der Dünen; so war auch hier ein ganzes Leben im Sande verloren gegangen. Poetische Touristen haben behaupten wollen, der Bach habe das Weiterwehen der Dünen aufgehalten; es ist aber nur die Richtung des Windes, die den Sand längs des einen Ufers hintrieb. Als nun die Sonne unterging und ich die Dünen wieder hinabstieg, flüsterte derselbe tückische Wind, der das ganze Land begraben hatte, harmlos wie ein Schlummerlied über die Haide und den leiserieselnden Sand und erstarb in dem Rauschen des Meers.

Ich konnte nicht dichten, hier, wo die Natur selbst eine so ergreifende Elegie unmittelbar sichtbar gedichtet hatte; aber ich dachte an Bulwer's „Die letzten Tage von Pompeji", an das „Verödete Dorf" von Goldsmith, an die wunderschöne Elegie Boulay-Paty's „La maison abondonnée", die letzten Sommer den Preis auf den Jeux floraux von Toulouse errungen hat, an den Roman „Un village sous le sable" von Lafouine, der auf den Dünen von Escoublac spielt und den meine Leser sich selbst ansehen mögen, da ich ihn nicht kenne und daher auch nichts davon zu sagen weiß.

Aber am Tage, da ich zuerst auf den Dünen stand, schwelgte ich nach kurzer Träumerei im Anblick des Meers, das hier in die Bai von Pouliguen hereinflutet und im Sonnenglanze schimmerte, während es am Horizonte mit dem Himmel verschwamm. Auf den schaukelnden Wogen vor mir badeten sich weißglänzende Seemöven, links wimmelte es von Dampfern und Segelschiffen, die der Loiremündung zueilten oder sie verließen, rechts auf der Halbinsel von Croisic schimmerten die unzähligen Salzhaufen (das Bild ist wahr ohne alle Illusion), wie ein lustiges Lager von Kriegszelten, worüber die Thürme von Batz, Croisic und Guérande aufstiegen, während weiter hinaus wieder der Spiegel

des Oceans blaute. Ich stieg hinab an den Strand und sprach im Hingehen die Verse der Odyssee in die aufsteigende Flut hinein, deren Sturzwellen mehr als einmal den zögernden Fuß überraschten:

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ
Πλάγχθη, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσεν:

Ist es nicht das ewige Lied des Heimwehs, diese Odyssee, wie Geibel schön gesagt hat, und Ulyß selbst, irrte er nicht auch unstet wie ein Flüchtling umher nach dem blutigen Kampf in Dresdens Mauern, das damals Troja hieß? Nur mit dem Unterschiede, daß diesmal Priamus gesiegt hat und der Freund Minerva's unterlegen ist.

Als ich nun des Abends auf dem Hafendamm von Pouliguen saß und der abnehmende Mond über den Dünen von Escoublac aufging, da irrte mein Geist träumend auf dem Meer umher, das sich mit der Ebbe zurückgezogen hatte und nur von fernher rauschte, während der angeschwemmte Seetang seinen starken Duft aushauchte. Auf diesen Salzfluten fuhren vor 3000 Jahren die Phönizier nach den Zinninseln vorüber, die ersten Seefahrer in dieser Gegend; dann schwieg hier eine tausendjährige Einsamkeit, bis Julius Cäsar, dieser Typus des Römerthums, aus der Loire schiffte, um die Bretonen des Morbihan zu besiegen und dann nach England überzusetzen; dann stürmen die Seekönige der Sachsen und Normannen in die Loire hinein, ermorden den Bischof von Nantes in seiner Kathedrale und ziehen verwüstend bis Angers: bis endlich nach und nach der Handel wieder seine friedlichen Furchen in dem weiten Wassergefilde zieht und seine Ernteschätze in der Wasserstadt — das bedeutet der Name Nantes — niederlegt.

Die Regierungsdauer der römischen Könige.

Wenn man doch, um die alten römischen Könige und ihre unvergänglichen Monumente, ihre großartigen Baudenkmäler und ihre politisch-gesetzgeberischen Einrichtungen völlig vom Erdboden und aus dem Gedächtniß der Menschen auszutilgen, endlich einmal bessere Mittel in Bewegung setzen und bessere Beweisgründe anwenden wollte als die Behauptungen, die einer dem andern nachspricht, daß sieben Regierungen nicht ausreichen, um eine Zeit von 244 Jahren auszufüllen, und daß die ganze ältere römische Geschichte nur eine Erdichtung heimischer Sagen und Lieder oder müßiger und lügenhafter griechischer Scribenten des 4. und 3. Jahrhunderts sei: des 3. Jahrhunderts, nachdem bereits im 4. Jahrhundert Aristoteles und sein Schüler Theophrast besondere Werke über die staatlichen Einrichtungen der Etrusker abgefaßt hatten; was doch ohne einige Kenntniß auch der römischen Geschichte nicht ab-

gehen konnte. Aber da kommt uns eine scriptio academica zu Händen, die alle den alten Kohl wieder frisch aufwärmt.

Bleiben wir für jetzt nur bei der ersten Behauptung stehen. Nach der römischen Geschichte haben regiert:

Romulus	37	Jahre,
Numa Pompilius	(43) 39	"
Tullus Hostilius	32	"
Ancus Marcius	24	"
Tarquinius Priscus	39	"
Servius Tullius	44	"
Tarquinius Superbus . . .	25	"
Also sieben Regenten	240	Jahre

oder mit Einschluß der Zwischenregierungen 244 Jahre, also der einzelne im Durchschnitt nicht volle 35 Jahre.

Und dies in einem Wahlreiche; keiner dieser sieben Könige stammte von seinem Vorgänger ab, nur zuletzt sitzt ein Enkel auf dem Throne des Großvaters.

Dennoch hat auch z. B. Peter durch das seit bald zwei Menschenaltern unermüdlich wiederholte Gerede sich bestimmen lassen, um nicht „unkritisch" zu erscheinen, nach der Erzählung der Geschichte der Könige die sogenannten chronologischen Bedenken gegen ihre lange Regierungsdauer, zumal bei den mehrmaligen gewaltsamen Todesfällen, zu wiederholen, und auch mit den Zahlen zu spielen, nämlich ein anderes Bedenken darin zu finden: „daß die Zeit der Könige (auf 240 Jahre angenommen) gerade das Doppelte der Zeit von der Vertreibung der Könige bis zur Verbrennung Roms durch die Gallier ausmacht: ein Verhältniß, das nur zu sehr den Verdacht einer gemachten Verbindung gegen sich erweckt". Es ist genug, an diese in ihrer weitern Ausführung sattsam bekannten sogenannten „Zweifelsgründe", die wir auch in der besagten akademischen Scription wieder breit getreten finden, hier erinnert zu haben.

Aber ist es denn wirklich so unheilbar mit der Regierungsdauer der römischen Wahlkönige bestellt? Mit den Päpsten oder selbst mit den venetianischen Dogen darf man sie freilich nicht vergleichen, weil diese aus besondern Gründen meistens erst in vorgerücktem Alter gewählt zu werden pflegten; wenn wir aber einen Blick in die andern europäischen Regententafeln werfen, fehlt es da, selbst gewaltsame Todesfälle oder Entthronungen mit eingeschlossen, an Analogieen?

Gleich in Rußland, „der durch den Mord gemäßigten absoluten Monarchie", wie man sie genannt hat, haben wir

Katharina II.		1762—96.
Paul I. (Sohn, ermordet) . .		1796—1801.
Alexander I. } Brüder . . .		1801—25.
Nikolaus I. } . . .		1825—54.
4 Regenten, 3 Generationen.		92 Jahre, jeder 23 Jahre.

Wir dürfen aber nur drei Regierungen rechnen, da Peter III. ohne Ermordung recht wohl bis 1801 hätte leben können. Wenn ihm dann, mit Uebergehung Paul's I., die beiden Enkelbrüder nacheinander gefolgt wären, so hätten wir 3 Regenten, 3 Generationen — 92 Jahre, jeder 31 Jahre.

In Hannover regierten die drei ersten George von England, Vater, Sohn und Urenkel, zusammen von 1698—1820, also 122 Jahre, oder jeder im Durchschnitt 41 Jahre. Da aber Georg I. bereits 1660 geboren war, so hätte er ganz wohl schon 1680 zur Regierung kommen können, und so würden diese drei Regenten in vier Generationen 140 Jahre ausgefüllt, also durchschnittlich jeder 46½ Jahr regiert haben.

In Dänemark haben wir:

Christian I.		1448—81.
Johann (Sohn)		1481—1513.
Christian II. (Enkel Christian's I., entthront)		1513—23.
Friedrich I. (Sohn Christian's I.) . .		1523—33.
4 Könige, 3 Generationen		85 Jahre, jeder 21¼ Jahr.

Da aber Christian II. nach seiner Entthronung noch bis 1559 lebte, also auch bis dahin hätte regieren können, so kommen eigentlich auf 3 Könige, 3 Generationen — 111 Jahre, jeder 37 Jahre, oder zwei Jahre mehr als auf jeden römischen König.

Es folgt in Dänemark eine andere Gruppe von Königen:

Christian III. (Sohn Friedrich's I.) .		1534—59.
Friedrich II. (Sohn)		1559—88.
Christian IV. (Enkel)		1588—1648.
3 Könige, 3 Generationen	—	114 Jahre, jeder 38 Jahre.

So würden also, wenn Christian II. nicht entthront worden wäre, sondern bis zu seinem natürlichen Tode 1559 fortregiert hätte und dann sein Großneffe Friedrich II. ihm gefolgt wäre, nur fünf Könige als Vater, Sohn und Enkel, und wieder als Vater und Sohn, zwei volle Jahrhunderte von 1448—1648 ausgefüllt haben, mithin auf jede Regierung im Durchschnitt 40 Jahre gekommen sein, d. h. 5 Jahre mehr als auf jeden der sieben römischen Wahlkönige.

Weiter folgen in Dänemark sieben Könige, Vater und Sohn.

Friedrich III.	1648—70,
Christian V.	1670—99,
Friedrich IV.	1699—1730,
Christian VI.	1730—46,
Friedrich V.	1746—66,
Christian VII.	1766—1808,
Friedrich VI. (Regent seit 1784)	1808—39.

7 Könige, 7 Generationen. 191 Jahre, jeder 27⅐ Jahre.

In dieser Gruppe haben also zuletzt wieder ein Vater und ein Sohn zusammen 73 Jahre regiert, was auf die Dauer der Einzelregierung mehr als 36 Jahre ergibt.

Nehmen wir alle dänischen Könige des oldenburgischen Hauses bis auf Christian VIII. zusammen, so haben wir 15 Könige auf runde 400 Jahre, also auf jede Regierung durchschnittlich 26⅔ Jahre. Und doch folgt hier fast in ununterbrochener Reihe der Sohn auf den Vater; schließen wir aber Friedrich I. und Christian III. aus, weil Christian II. nach seiner Vertreibung noch bis zum Todesjahre des letztern gelebt, so erhalten wir auf 400 Jahre nur 13 Könige, oder mit Weglassung Christian's VIII. und seiner 9 Jahre auf 391 Jahre nur 12 Könige, was für jede Regierungsdauer durchschnittlich fast 33 Jahre ergibt. Dies ist aber, nach Abzug der Interregnen, nur um ein Geringes weniger als die durchschnittliche Regierungsdauer der nicht unter sich verwandten Wahlkönige Roms.

In Brandenburg und Preußen füllen sechs Regierungen genau 200 Jahre aus:

Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst)	1640—88,
Friedrich (als König Friedrich I.)	1688—1713,
Friedrich Wilhelm I.	1713—40,
Friedrich II.	1740—86,
Friedrich Wilhelm II. (Neffe, bereits 42jährig)	1786—97,
Friedrich Wilhelm III.	1797—1840.

6 Könige, der Sohn nach dem Vater (nur einmal statt eines Sohnes ein Neffe). 200 Jahre, jeder 33⅓ Jahre.

Blicken wir endlich noch auf Frankreich. Hier haben wir

Heinrich IV., ermordet	1589—1610,
Ludwig XIII. (Sohn)	1610—43,
Ludwig XIV. (Sohn)	1643—1715,
Ludwig XV. (Großenkel)	1715—74,

Ludwig XVI. (Enkel) enthauptet . .	1774—93,
Ludwig XVIII. (Bruder)	1793—1824.

6 Könige, darunter freilich drei Minderjährigkeiten, die aber durch zwei gewaltsame Todesfälle und dadurch, daß Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. Brüder sind und zusammen 50 Jahre regieren, reichlich aufgewogen werden, abgesehen davon, daß Heinrich IV. nach seinen Jahren auch schon früher den Thron hätte besteigen können.	235 Jahre, jeder 39 Jahre.

Hier regieren also 6 Könige nacheinander im Durchschnitt jeder 39 Jahre, mithin noch 3—4 Jahre länger, als die längste durchschnittliche Regierungsdauer der sieben Könige Roms beträgt.

Wir enthalten uns, solche Vergleichungen noch in andern Regentenreihen weiter anzustellen; jeder Leser, den die Frage interessirt, kann und wird es für sich selbst thun. Eigentlich müßte es solcher Vergleichungen gar nicht bedürfen, da die römische Königsgeschichte, wie sie bei Livius und Dionysius vorliegt, in Beziehung auf die Dauer der Regierungen, von denen die längste sich nicht über 44 Jahre erstreckt, also noch hinter der Regierungszeit des großen Kurfürsten und Friedrich's II. von Preußen, vollends Christian's IV. und Friedrich's VI. von Dänemark oder gar, nach Abzug der Minderjährigkeit, Ludwig's XIV. von Frankreich zurückbleibt, von vornherein gar nichts „Bedenkliches" und „Unglaubliches" hat; allein wenn irgendwo, so bewährt sich in der modernen Auffassung der römischen Königsgeschichte der alte Spruch: Calumniare audacter, semper aliquid haeret. Kaum hat Niebuhr das erste Wort gesprochen und das Volk seiner Nachtreter seine Gedanken weiter ausgesponnen, so dringt der auf Formeln gebrachte Unglaube als neuer positiver Glaube in die Massen, und wer sich dazu bekennt, auf Grund der Quellen und der Monumente, noch einer gewissenhaften Forschung, wie sie in Gerlach's und Bachofens „Römischer Geschichte" gegeben ist, noch an die geschichtliche Wesenheit und Wahrheit des Romulus und seiner Nachfolger zu glauben, der gilt der Menge fast für einen Tollhäusler.

Was das zweite Spiel mit den Zahlen betrifft — den ungeheuerlichen Umstand, daß zufällig die Regierungszeit der Könige das Doppelte der Frist (und dies nicht einmal genau) von ihrer Verjagung bis auf die Verbrennung Roms durch die Gallier beträgt —, so ist es womöglich noch unbegreiflicher, daß ernste und geschichtskundige Männer darin einen wissenschaftlich haltbaren, ja überhaupt nur einen nennens-

werthen Zweifelsgrund haben finden wollen. Wir würden uns fast schämen, dabei nur zu verweilen, wenn nicht auch dies frivole Bedenken einigen Eindruck auf die Menge gemacht hätte. Aber sind wir denn nicht gewohnt, müßige Literaten in den Miscellen und Lückenbüßern unserer Journale tiefsinnige Bemerkungen über die Wiederkehr gewisser Jahreszahlen oder Monatsdaten, über die scheinbare Rolle, die sie in dem Leben hervorragender Männer oder in der Geschichte einzelner Völker und Länder spielen, anstellen zu sehen? Ist es etwas anderes als ein bloßer Zufall, daß z. B. in der obigen dänischen Königsreihe das Jahr 48 dreimal wichtige Ereignisse bringt: 1448 die Thronbesteigung Christian's I., 1648 den Tod Christian's IV., 1848 den Tod Christian's VIII.? Ist es etwa auch von einem Chronologen oder Zahlenmystiker, wie man deren für die alte griechische und römische Geschichte so freigebig annimmt, ausgeklügelt worden, daß gerade 200 Jahre nach der Erhebung des ersten Christian der vierte Christian stirbt, und wieder 200 Jahre nach diesem der zweimal vierte, d. h. der achte Christian? Ist es etwas anderes als ein Zufall, daß in der preußischen und brandenburgischen Geschichte die Jahreszahl 40 öfter inhaltsschwer wiederkehrt? Oder werden künftige kritische Geschichtsforscher nach 2—3000 Jahren auch hierin etwas Gemachtes sehen und auf diesen schlagenden Grund hin die ganze Zeitrechnung des 15. bis 19. Jahrhunderts verdächtigen?

Nachbildungen englischer und amerikanischer Dichter.

Von

Karl Elze.

1. Jägerständchen.

Nach William Cullen Bryant.

Die Hütt' ist dir errichtet
Nach rechter Jägerart,
Wo sich des Urwalds Schatten
Dem Glanz der Steppe paart.
Durchzogen hab' ich hin und her
Des Westens schönes Land,
Doch wie ich spähte, nirgendwo
Ich hold're Schönheit fand.
Am schönsten aber prangt sie,
Wenn erst dein Lächeln süß,
Dein fröhlicher Gesang belebt
Dies stumme Paradies.

Die wilde Traube ſchimmert
Für dich am Bergeshang,
Dir reifen gelben Früchte
Am Flaſchenbaume ſchlank;
Es ſtirbt für dich das Steppenhuhn,
Die Ent' auf klarem See,
Und dir zum Schmauſe fällt mein Rohr
Den Schwan aus blauer Höh';
Des Walds geſchmeid'gen Panther
Treff' ich im wilden Sprung
Und lege dir ſein buntes Fell
Vors Bett als Huldigung.

Wie lieb du Blumen habeſt,
Haſt du mir oft geſagt,
Doch jene dort im Garten
Sind arm an Duft und Pracht.
Nichts Schön'res mag dein Auge ſchau'n,
Als wenn im Lenzesgrün
Dem blauen Himmel Lichtung hier
Und Wald entgegenblüh'n.
Auf blütenrothen Wieſen
Müh'n fleiß'ge Bienen ſich,
Und tragen ſüßen Honig ein
Für dich, mein Lieb, und mich.

Liebſt ſinnend du zu ſchauen
Die Mal' entſchwund'ner Zeit —
Hier überzieht die Eichen
Ein Moos- und Miſtelkleid.
Gleich Schlangen winden Reben ſich
Zur Sykomor' hinauf,
Baumleichen ſeit Jahrhunderten
Verwittern rings zu Hauf',
Und einſam in der Steppe,
In Urzeit auferbaut,
Der Aſchenhügel ragt, der ernſt
Die Oede überſchaut.

Gedenke, wie erröthend
Beim lichten Abendſchein
Du oftmals mir gelobet
Ein treues Weib zu ſein.
Es drängen ſich nach deinem Blick
Die Veilchen an der Thür,
Nach dir am ſtillen Fenſterſims
Lugt der Jasmin herfür,

Der Cardinal ſingt ſchmetternd
Im Maulbeerbaum bei Tag,
Der Sperling zirpt ſein Lied bei Nacht,
Und niemand lauſcht danach.

2. Ode.

Nach William Collins.

Wie ruh'n die Edeln, die zu Grabe geh'n,
Geleitet von des Volkes Segensfleh'n? —
Wenn ſich der Lenz mit thauig kühler Hand
Zu ihren heil'gen Grüften hat gewandt,
Schmückt er mit grünerm Raſenkleide ſie,
Als je betrat der Fuß der Phantaſie.

Von Feenhand ihr Grabgeläut' erklingt,
Ein unſichtbarer Chor ihr Grablied ſingt;
Die Ehre kommt im grauen Pilgerkleid
Und ſegnend ihre Aſchenhügel weiht,
Die Freiheit ſtellt ſich naſſen Auges ein
Und hütet als ein Klausner ihr Gebein.

3. Englands Todte.

Nach Felicia Hemans.

O du, der Meeresinſel Sohn,
Wo ruhen eure Braven?
Zeig' mir das Mal mit Schwert und Kron',
Wo ruhmbedeckt ſie ſchlafen.

Laß, Fremdling, frei das Segel weh'n,
Und pflüge rings die Tiefe,
Nicht Woge ſchäumt, noch Stürme geh'n,
Wo nicht ein Brite ſchliefe.

Wo himmelan im Wüſtenſand
Die Pyramiden ſteigen,
Glüht ſchattenloſes Palmenland
Im ſchwülen Mittagsſchweigen.

Doch trifft nicht mehr die zorn'ge Pracht
Der Sonnenglut, der rothen,
Die, deren Tagewerk vollbracht —
Dort ruhen Englands Todten.

Oſtindiens Strand mit Donnerklang
Monſun und Windsbraut füllen,
Den heil'gen Gangesſtrom entlang
Dröhnt nachts des Tigers Brüllen.

Laß rollen Sturm nur und Gebrüll,
Wie kann es die erschrecken,
Die Todten Englands, welche still
Sich unterm Rasen strecken?

Columbias grüne Wildniß träuft
Von breiter Ströme Segen,
Und pfeilbewehrt der Jäger schweift,
Den Bären zu erlegen.

Doch brauſt, ihr Ström', ohn' Unterlaß,
Du, Jägerpfeil, magſt fliegen,
Was kümmert Englands Todte das,
Die dort begraben liegen?

Entfeſſelt wirbelt der Orkan
Aus eis'gen Pyrenäen,
Und ſchleudert Tannen himmelan
Wie Laub im Abendwehen.

Doch laß im wilden Sturmesſchwall
Verweh'n des Frühlings Boten —
Geſiegt ward ja bei Ronceval,
Dort ruhen Englands Todten.

Es drängen auf des Poles Meer
In ſchreckenvoller Stunde
Eisberge um das Schiff ſich her,
Nacht lagert in der Runde.

Laß ſtarren wüſten Eiſes Graus
Und Scholl' auf Scholle thürmen,
Auch hier ruh'n Englands Todten aus
Vom Kampf mit Eis und Stürmen.

Die Helden, welche Land und Meer
Im harten Kampfe prüfte —
Die Felſen ſind ihr Grabmal hehr,
Die Meere ihre Grüfte.

Laß, Fremdling, frei das Segel weh'n,
Und pflüge rings die Tiefe,
Nicht Woge ſchäumt, noch Stürme geh'n,
Wo nicht ein Brite ſchliefe.

4. Die zwei Raben.

Altschottische Ballade.

Als ich gar einsam bin gegangen,
Hört' ich zwei Raben, die krächzend sangen,
Und einer zu dem andern sprach:
„Wo halten wir heute unser Gelag?"

„„Dort hinter den grünen, grünen Hagen
Weiß ich einen Ritter frisch erschlagen,
Und keinem ist die Stelle kund
Als seinem Liebchen und Falken und Hund.

„„Sein Hund im Wald ist jagen gegangen,
Sein Falk sich Federwild zu fangen,
Sein Lieb hat sich einem andern gesellt,
Und so ist uns das Mahl bestellt.

„„Du auf den weißen Hals und Nacken,
Ich will die blauen Augen hacken,
Sein gold'nes Haar, das nie verwest,
Soll wärmen unser kaltes Nest.

„„Um ihn wird mancher sich betrüben,
Doch keiner wissen, wo er geblieben,
Ueber seine Gebeine weiß und bar
Soll wehen der Wind auf immerdar.""

5. Lied.

Nach R. M. Milnes.

Am Bachesrande ging ich
Zur Mühle hin den Pfad,
Den Bach hört' ich nicht rauschen,
Still stand das laute Rad;
Es zirpte keine Grille,
Es sang kein Vöglein traut,
Und meines eig'nen Herzens Schlag
War rings der einz'ge Laut.

Am Ulmenbaume ruht' ich,
Des Schattens hatt' ich Acht,
Er wurde lang und länger,
Doch ich hielt furchtlos Wacht,
Denn einem Fußtritt lauscht' ich
Und einem Gruße traut;
Allein des eig'nen Herzens Schlag
War rings der einz'ge Laut.

Er kam nicht — ach, er kam nicht,
Die Nacht brach ohn' ihn ein,
Den güldnen Thron bestiegen
Gemach die Sternelein;
Der Nachthauch streifte Stirne
Und Wange mir vertraut,
Doch meines eig'nen Herzens Schlag
War rings der einz'ge Laut.

Schon flossen meine Thränen,
Als hinter mir was stand,
Und meine Schulter rührte
Ein leiser Druck der Hand;
Es zog mich näher, näher,
Kein Wörtlein wurde laut,
Denn unf'rer eig'nen Herzen Schlag
War rings der einz'ge Laut.

6. Der Sommerrose gleicht mein Leben.

Nach Richard H. Wilde.

Der Sommerrose gleicht mein Leben,
Die sich erschließt dem Morgenroth
Und eh' des Abends Schatten weben
Am Boden wirbelt, welk und todt.
Doch auf der Rose schmucklos Grab
Weint milden Thau die Nacht herab,
Als härmt' um ihren Tod sie sich —
Wer aber weint dereinst um mich?

Dem Herbstesblatte gleicht mein Leben,
Das bang in Mondschein bebt und zagt;
Gar bald wird es dem Baum entschweben,
Vom rauhen Herbstessturm gejagt.
Doch eh' es stirbt im öden Raum,
Klagt um der Blätter Schmuck der Baum,
Und seufzend nah'n die Winde sich —
Wer aber seufzt dereinst um mich?

Den Fußestapfen gleicht mein Leben
Auf Tampas *) wüstem Meeresstrand,
Bald wird empor die Flut sich heben
Und tilgt das Mal in losem Sand.
Doch wie in reuevollem Drang,
Daß sie des Menschen Spur verschlang,
Wälzt klagend Wog' auf Woge sich —
Wer aber klagt dereinst um mich?

*) Auf der Westküste von Florida.

Literatur und Kunst.

Memoirenliteratur.

Unter dieser Ueberschrift besprachen wir in der letzten Nummer Schmidt-Weißenfels' „Vier Jahre" und wenn wir auch das mancherlei Interessante und Pikante, was in dem Buche über die neuesten französischen Zustände mitgetheilt wird, nicht verkannten, so konnten wir uns doch einiger Zweifel nicht enthalten, ob ein Autor von so jugendlichem Alter und der im ganzen noch so wenig erlebt, wol wirklich schon berechtigt ist, seine Memoiren zu schreiben, und ob das Buch daher nicht besser ungedruckt geblieben wäre. Aehnliche Zweifel, wenn auch aus andern Gründen, erweckt uns ein kürzlich zu Elberfeld im Selbstverlag des Verfassers erschienenes Werk: „Zehn Jahre aus meinem Leben oder meine Bemühungen und Erfahrungen im Studenten-, Candidaten- und Hauslehrerstande. Von Dr. F. W. Krug. Erster Theil, umfassend mein fünfjähriges akademisches Leben." Allerdings ist der Verfasser kein Jüngling mehr (er ist 1799 geboren) und auch das wollen wir ihm gern zugestehen, daß er des Lebens Last und Hitze hinlänglich getragen und, innerlich wie äußerlich, mancherlei erlebt hat. Allein theils sind diese Erlebnisse, wenigstens soweit sie in dem vorliegenden Bande mitgetheilt werden, denn doch etwas gar zu gewöhnlicher Natur, theils und ganz besonders fehlt es dem Verfasser an der Gabe, die kleinen Abenteuer seiner Jugend so darzustellen und durch eine lebhafte und anschauliche Schilderung sie dem geistigen Auge des Lesers so nahe zu rücken, daß wir uns wirklich dafür zu interessiren vermögen. Es ist schon wahr, was der Dichter sagt, daß man nur hineinzufassen braucht ins volle Menschenleben, „und wo du's packst, da ist's interessant." Allein es kommt doch immer auf die Hand an, die den Griff thut, auf die Sicherheit, mit der sie zuzufassen, die Energie, mit der sie sich des Stoffes zu bemeistern weiß. Und in dieser so höchst wesentlichen Hinsicht läßt nun der Verfasser des obengenannten Buches auch die mäßigsten Ansprüche unbefriedigt. Seine Darstellung ist nicht nur von einer unerträglichen Breite, sondern auch in der Form über alle Gebühr schlotterig und nachlässig; wir begreifen allenfalls, wie man, entfernt vom eigentlichen literarischen Verkehr und mit den Forderungen des gebildetern Geschmacks unbekannt, derartiges zu seinem eigenen Privatgebrauch aufzeichnen kann, desto schwerer aber fällt es uns, die Selbsttäuschung zu begreifen, die dazu gehört, dergleichen flüchtigste Aufzeichnungen auf den Markt der Oeffentlichkeit zu bringen. Hatte der Verfasser denn keinen literarisch gebildeten Freund in der Nähe, der ihm seine schwarze Wäsche vorher ein wenig säuberte? Oder sollen wir diese Nachlässigkeiten und Trivialitäten mit hinnehmen als charakteristische Züge seines Wesens? Der Verfasser ist ein geborener Wupperthaler; durch Geburt und Neigung gehörte er jenen frommen Kreisen an, die für diese Gegend so charakteristisch sind und die sich von hier aus so weit ausgedehnt und soviel Einfluß erlangt haben. Sein Vorbild von seiner frühesten Jugend an war Jung-Stilling; gleich ihm glaubte er sich unter einer besondern göttlichen Obhut, gleich ihm empfand er ein lebhaftes Verlangen, sich aus der Beschränktheit des älterlichen Hauses emporzuarbeiten und auch sein äußerlicher

Lebensgang hat, wenigstens in manchen Punkten, einige Aehnlichkeit mit dem seines Vorbildes. Wie Jung-Stilling versuchte auch er sich in allerhand Berufszweigen, als Handwerker, als Bureaugehülfe, als Lehrer — bis endlich die immer heftiger werdende Sehnsucht nach höherer geistiger Entwickelung ihm den Muth einflößte, noch in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre, trotz seiner Mittellosigkeit und wiewol es ihm selbst an der genügenden wissenschaftlichen Vorbildung mangelte, die Universität Bonn zu beziehen. Hier fängt das Buch an einigermaßen interessant zu werden, oder richtiger gesagt, der Verfasser kommt hier auf Situationen und Persönlichkeiten zu sprechen, die bei einer nur etwas geschicktern Behandlung wol geeignet gewesen wären, unsere Theilnahme zu fesseln. Er schildert das Leben und Treiben auf der damaligen Universität Bonn, sowie namentlich die hervorragendsten Persönlichkeiten der damaligen bonner Professorenwelt, einen A. W. von Schlegel, Näke, Rehfues ꝛc. Leider jedoch ist die Darstellung auch hier wieder so breit und der Verfasser versteht sich so wenig darauf, das Wichtige von dem Unwichtigen zu sondern, daß der Eindruck im ganzen nur ein sehr unerquicklicher bleibt. Mit wahrhaft haarsträubender Ausführlichkeit wird uns die Geschichte der ganzen zehn Semester vorerzählt, welche der Verfasser als Student in Bonn verlebt; kein Wohnungswechsel, kein Zwist mit den Wirthsleuten, keine Geldverlegenheit, keine noch so kleine Ferienreise, nichts wird uns erlassen, ja wer sollte es für möglich halten?! selbst seine Examenarbeiten und Probeaufsätze theilt der Verfasser in voller Ausführlichkeit mit. Der Eindruck, welchen diese Mittheilungen hervorrufen, ist höchst peinlich; der unbefangene, von religiösen oder persönlichen Vorurtheilen unverblendete Leser erblickt überall einen wohlmeinenden und strebsamen Mann, dessen Wollen aber viel weiter reicht als sein Vollbringen und der, mit einem lebhaften Verlangen, sich über das Gewöhnliche hinauszuschwingen, doch von Natur und Schicksal gleichmäßig bestimmt scheint, die Straße der Mittelmäßigkeit nicht zu verlassen. Und nichtsdestoweniger hielt dieser mittelmäßig begabte dreiunddreißigjährige Student sich berufen, bereits im zweiten Semester seines akademischen Aufenthalts als Schriftsteller aufzutreten. Und zwar — es klingt wie ein Märchen! — nahm er sich nichts Geringeres vor, als ein Gegenstück zu Goethe's „Werther" zu schreiben, ein christliches natürlich, das die Ketzereien und Unsittlichkeiten des Goethe'schen Romans — wenn auch freilich etwas verspätet — siegreich bekämpfen sollte. Allerdings war es nicht blos religiös-sittlicher Eifer, was den Verfasser zu diesem seltsamen Wagstück brachte: auch seine sehr bedrängte ökonomische Lage und der Gewinn, den er davon für seine Kasse zu ziehen hoffte, spielte keine unerhebliche Rolle dabei. Er selbst spricht sich über seine Motive in so charakteristischer Weise aus, daß wir uns nicht versagen können, die Stelle hier einzuschalten; dieselbe kann zugleich als Probe der eigenthümlich pedantischen und breitspurigen Darstellungsweise dienen. Er schildert den Eindruck, welchen, schon in vorgerücktern Jahren, die Lectüre des „Werther" auf ihn gemacht und fährt dann fort (S. 88): „In diesen eigenen Ansichten und Betrachtungen ward ich theils durch das Lesen schriftlicher und theils durch das Hören mündlicher Mittheilungen bedeutend bestärkt, daß durch jenes Goethe'sche Werk eine Menge von unsittlichen Wirkungen bis zu ähnlichen Selbstmorden sei veranlaßt worden und ein solches Unheil noch immer an-

gerichtet werden könne. Dabei erschien es mir als heilige Pflicht eines jeden Christen, auf alle nur mögliche Weise gegen jenes Werk Zeugniß abzulegen, junge, unerfahrene Leute vor dessen Lectüre zu warnen, solche aber, die es bereits gelesen hätten, mit dem nöthigen, aus Vernunft und Religion hergenommenen Gegengifte zu versehen. Da dieses aber, eben weil es ein weitverbreitetes und nach jeder Vergreifung immer neu aufgelegtes und debitirtes Buch sei, von einzelnen Christen mündlich nur in gar zu geringem Maße geschehen könne, so sei es höchst wünschenswerth, daß ein dazu Befähigter einmal einen Anti-Werther schriebe, durch den jene schlimmen Wirkungen am besten paralysirt werden könnten. Von dieser Erwägung war zu dem Wunsche, selbst ein solches verdienstliches Werk vollbringen zu können, kein großer Schritt mehr, wie sehr auch noch von diesem Wunsche bis zum Unternehmen einer solchen Leistung. Von jenem Wunsche beseelt, kam ich zur Universität. Hier kam ich in ein Gebiet, worin auch die deutsche Literatur sowol mit ihren Licht- als ihren Schattenseiten ein starker Gegenstand der Besprechung und Beurtheilung war. Nicht allein entschiedene Christen, sondern auch wohlerzogene und sittsame verständige Weltleute hört' ich an jenem Goethe'schen Werke bedeutende Ausstellungen machen, die mit meinen Ansichten und Ueberzeugungen wesentlich übereinstimmten. Indem ich nun von selbsterfahrener Besiegbarkeit sündlich-sinnlicher Affecte und dabei auch den erwähnten Wunsch aussprach, so ward ich mit mehr oder weniger Ernst aufgefordert und aufgemuntert, selbst Hand ans Werk zu legen und einen möglich kräftigen Anti-Werther zu schreiben. Hierzu fühlte ich mich allgemein religiös-sittlich wol im Stande, an andere Erfordernisse wurde nicht gedacht. Aber ebenso wenig dacht' ich an zu erwerbenden Autorruhm, wie kein Christ in seiner ganzen innern und äußern Stellung daran denken kann. Indem ich aber andern geistig nützen wollte, glaubte ich dafür einen kleinen leiblichen Nutzen in Anspruch und Aussicht nehmen zu dürfen. So brachte denn mein entzündeter Productionstrieb in Verbindung mit meiner dargestellten äußern Lage endlich den Entschluß hervor, eine Art von Anti-Werther so gut als möglich zu schreiben. Nachdem dieses einmal beschlossen, wurde ernstlich die Ausführung bedacht." Von dieser Ausführung werden wir nun im Folgenden auf das weitläufigste unterhalten. Die Besuche, welche der angehende Autor bei den Professoren der Universität macht, um ihre Namen für seine Subscribentenliste zu gewinnen, sowie die Gespräche, die bei dieser Gelegenheit geführt werden, hätten füglich den schönsten Stoff zu einer Reihe ergötzlicher Genrebilder bieten können: allein hier wie durch das ganze Buch hin weiß der Verfasser sein eigenes Material nicht gehörig zu verwerthen und so ist auch die komische Wirkung, welche diese Besuche und Gespräche beim Leser hervorrufen, meist eine sehr unfreiwillige. Das Buch erschien dann wirklich in zwei Bänden unter dem Titel: „Kämpfe und Siege des jungen Walheim." Der reine Gewinn, den der junge Autor davon zog, „betrug gegen dreißig Thaler" (S. 133); man denke Goethe's „Werther" zwei Menschenalter nach seinem Erscheinen von einem bonnenser Studenten widerlegt, die Ehre der Religion gerettet und die Sittlichkeit der deutschen Jugend vertheidigt, alles für baare dreißig Thaler!

Es ist eine wahre Erquickung, aus der schwülen, gedrückten Atmosphäre dieses Buchs sich in die heitere frische Luft zu versetzen, die uns aus einem

andern Werke anweht, das wenigstens theilweise zur Memoirenliteratur gehört: „Von einem verlorenen Posten. Ein Buch zur Erinnerung an Schleswig-Holstein. Von Bernhard Endrulat" (Hamburg, Würger). Der Verfasser hat sich theils durch seine persönlichen Erlebnisse, theils durch seine unlängst erschienenen „Gedichte" rasch und vortheilhaft bekannt gemacht; auch das vorliegende Büchlein mit seiner frischen, unbefangenen Natürlichkeit und seiner schönen, patriotischen Wärme verstärkt nur den liebenswürdigen Eindruck, den die literarische Persönlichkeit des Autors uns bereits von früher her hinterlassen hat. Der „verlorene Posten", von dem diese Blätter dem deutschen Publikum zugesandt werden, ist Schleswig-Holstein, jener unseligste Fleck deutscher Erde, dessen bloßer Name jedem ehrlichen Deutschen auf dem Gewissen brennt und für dessen seitdem so schwer verletzte Rechte der Verfasser persönlich unter den Waffen gestanden hat: erst als preußischer Soldat, dann aber, als Preußen sich infolge seiner veränderten Politik veranlaßt sah, seine Truppen zurückzuziehen, als Angehöriger der schleswig-holsteinischen Armee. Um in dieselbe eintreten zu können, mußte der Verfasser zuvor den Fahneneid brechen, den er als preußischer Soldat geleistet. Nicht von weitem kommt es uns in den Sinn, uns mit nachträglichen Bedenken zum Richter dieses Schrittes aufzuwerfen. Es ist dies eben der Fluch solcher kranken, in sich zerrissenen Zeiten wie diejenigen, darin wir leben, daß selbst der tüchtige und wohldenkende Mann sich nicht völlig rein erhalten kann von sittlicher Verschuldung; Recht steht wider Recht, Pflicht kämpft mit Pflicht und dem eigenen Bewußtsein des einzelnen muß es überlassen bleiben, wo er das höhere Recht, die dringendere Pflicht zu finden meint. Also nicht das machen wir dem Verfasser zum Vorwurf, daß er, ergriffen von Schmerz und Scham über den Rückzug der siegreichen preußischen Waffen und unfähig, den Boden, für den er gern sein heißestes Blut verspritzen wollte, hülflos preiszugeben, die Fahne verläßt, der er geschworen und zum Deserteur wird, um demnächst weiter kämpfen zu dürfen für das Land seiner Wahl; das Verbrechen, das er damit gegen die Kriegsartikel begangen, hat er bekanntlich gebüßt, äußerlich also ist seine That gesühnt, das Innere derselben müssen wir, wie gesagt, ihm selbst überlassen. Wol aber hätten wir gewünscht, daß der Verfasser bei der vorliegenden Erzählung des Vorfalls etwas rascher darüber hinweggegangen wäre. Seiner Ehrlichkeit gereicht allerdings auch diese Ausführlichkeit zum Vortheil, mit der er uns Schritt vor Schritt über seine Motive aufklärt und alle Einzelheiten des Vorgangs aufs genaueste herzählt. Allein der ästhetische Eindruck gewinnt dabei nicht; es hat etwas Peinliches, eine That, die wir uns gern als die Frucht eines raschen, kühnen Entschlusses denken, ja die sich überhaupt nur entschuldigen läßt, wenn sie, ohne langes Zaudern und Ueberlegen, das Product einer augenblicklichen, vielleicht irrthümlichen, aber immerhin edeln und großherzigen Aufwallung ist — es hat, sagen wir, etwas Peinliches, eine solche That so in ihre Einzelheiten zerlegt und auf soviel nüchtern verständige Motive zurückgeführt zu sehen, wie es hier geschieht. Desto ansprechender sind die Schilderungen aus dem Kriegs- und Lagerleben der schleswig-holsteinischen Armee. Erfahren wir auch nichts eigentlich Neues daraus, am wenigsten in kriegsgeschichtlicher Hinsicht, so ist doch die Beobachtungsgabe des Verfassers scharf, seine Dar-

stellung frisch und farbenreich genug, um auch dem Längstbekannten noch einzelne interessante und ansprechende Seiten abzugewinnen. Und wer überhaupt, in dessen Brust ein deutsches Herz schlägt, könnte jemals müde werden, von Schleswig-Holstein, seiner glorreichen Erhebung, seinen ruhmvollen Kämpfen, seinem schmachvollen Sturz zu lesen? „Gedenke, o Herr, der Athener", ließ bekanntlich der Perserkönig sich alle Morgen zurufen; „gedenke Schleswig-Holsteins" muß das deutsche Volk sich selbst zurufen und wird es hoffentlich auch thun, bis endlich einmal das Wort zu Thaten wird. Zwischen diese persönlichen und militärischen Erinnerungen sind dann noch einzelne Schilderungen aus der Vergangenheit der dänisch-deutschen, namentlich der dithmarsischen Geschichte eingeflochten; sie tragen ein vorwiegend belletristisches Gepräge und sind in demselben leichten und anspruchslosen Ton geschrieben, der das ganze Buch zu einer recht angenehmen Erscheinung macht. R. P.

Correspondenz.

Aus Prag.

Anfang April 1858.

β. Die Pforten unserer Universität haben sich diesmal mit einem so lebhaften wie unerquicklichen Geräusch geschlossen; so willkommen die Zeit der Frühlingsferien den Herren vom Katheder sonst auch zu sein pflegt, so scheinen sie dieselbe doch diesmal nicht in Ruhe genießen zu wollen. Es sind Händel ausgebrochen an unserer Universität, höchst unerfreuliche Händel, in denen sich als besiegt erklären beinahe mehr Ehre bringt als zu siegen. Doch ich erzähle Ihren Lesern gewiß nichts Neues mehr; war der Schauplatz des Kampfes doch ein „Weltblatt", die augsburger „Allgemeine" und wurden Angriff und Vertheidigung doch in denselben Spalten geführt, die sich sonst nur den wichtigsten Neuigkeiten und den einflußreichsten und vertrautesten Federn öffnen. Ein Correspondent des genannten Blattes griff den an Schleicher's Stelle hierher berufenen Professor Kelle an und nannte ihn unfähig, diese Stelle auszufüllen. Dieser Brief veranlaßte hier zwei außerordentliche Professorensitzungen und infolge derselben einen Protest des Dekans in der augsburger; derselbe war bereits in ziemlich scharfen Ausdrücken abgefaßt, und noch heftiger äußerte sich tags darauf ein Anonymus in demselben Blatte. Wenige Tage später erschien ebendaselbst eine zwei Spalten lange Erklärung, in welcher der Professor der hiesigen höhern Handelslehranstalt Dr. J. Virgil Grohmann — den Lesern Ihrer Zeitschrift durch mehrfache Beiträge bekannt — sich als Verfasser jener ersten so verhängnißvoll gewordenen Correspondenz nannte, indem er gleichzeitig die dort aufgestellten Behauptungen in würdiger und wahrhaft wissenschaftlicher Weise durch Aufzählung zahlreicher grober Fehler unterstützte, welche Hr. Kelle sich in seinen hiesigen Vorträgen hätte zu Schulden kommen lassen. Das war nun freilich Oel ins Feuer gegossen. Alle nur erdenkbaren Minen wurden gegen den verwegenen Angreifer losgelassen, der obenein noch die Frechheit hatte, recht haben zu wollen und seine Aussagen mit Thatsachen

zu beweisen. Hr. Grohmann wurde öffentlich in der augsburger beim Minister angeklagt, ja die angegriffene Partei verschmähte es nicht, selbst zu einer Waffe zu greifen, die doch aus wissenschaftlichen Kämpfen ein- für allemal verbannt bleiben sollte — zur Waffe persönlicher Anschuldigungen und Verdächtigungen, womit die ganze Angelegenheit denn auf ein Gebiet hinübergespielt war, wo sie wol noch dem skandalsüchtigen Publikum, aber nicht mehr der Universität und der Wissenschaft zum Vortheil gereichen kann. Denselben unerquicklichen Verlauf nahm eine zweite Fehde, die gleichzeitig unsere Juristen in Aufregung versetzte. Eine Anerkennungsadresse, welche eine Anzahl hiesiger Doctoren an Professor Röder in Heidelberg richtete, gab einem Mitgliede des Doctorencollegiums Veranlassung, seine Collegen in einem hiesigen Blatte als Ignoranten darzustellen, die selbst noch gar nicht wüßten, an wen sie ihre Adresse eigentlich richteten. In demselben Inserate wurde Professor Roeder seiner politischen Ansichten halber der Regierung denuncirt, während ein bald darauf folgendes zweites sich bemühte, ihn durch willkürlich herausgerissene Brocken seiner Schriften als einen Erzradicalen darzustellen. Wiewol nun dergleichen Jämmerlichkeiten sich in den Augen jedes Gebildeten nothwendig selbst richten, so hielt der bekannte Krausianer Professor von Leonhardi es dennoch für nöthig, eine Gegenerklärung zu veröffentlichen und damit war denn auch hier wieder der Skandal im besten Gange. Daß dergleichen Allotria unserer alma mater nicht zum Vortheil gereichen können, weder auswärts noch bei ihren eigenen Mitgliedern, liegt auf der Hand. Das Traurigste aber ist, daß, wie sich aus diesen Vorgängen deutlich ergibt, der geringe Rest von Lehr- und Lernfreiheit, dessen wir uns überhaupt noch erfreuen, seine eifrigsten und gefährlichsten Widersacher im Schos unserer Hochschule selbst hat. Denn wozu sonst soviel Lärm um ein paar Zeitungsartikel? Stehen unsere Lehrstühle wirklich auf so schwachen Beinen, daß man, wie ein geschlagener Schuljunge, gleich hinlaufen und sich beim Minister beklagen muß, wenn einmal von irgendeiner verwegenen oder selbst muthwilligen Hand daran gerüttelt wird? Wäre dem in der That so, dann würde es allerdings noth thun, daß einer oder der andere dieser Lehrstühle gelegentlich „reparirt" würde.

Aber verlassen wir die dunkeln Hörsäle und begeben wir uns lieber in andere, lichtere Hallen, aus denen uns freundlichere Klänge entgegentönen. Seit Jahren hat die Concertsaison uns nicht soviel Interessantes und Anregendes geboten wie diesmal. Die Zahl der musikalischen Genüsse steigerte sich während der Fastenzeit dergestalt, daß selbst Künstler von anerkanntem Rufe, wie Tedesco und andere es vorzogen durchzureisen ohne gespielt zu haben, um nicht unter der unvermeidlichen Ueberfättigung des Publikums zu leiden. Den Gipfel der Saison bildete, wenigstens äußerlich genommen, die Anwesenheit Liszt's, der mit einem ganzen musikalischen Hofstaate hier eintraf, um verschiedene seiner neuesten Compositionen, darunter „Die göttliche Komödie" und den „Tasso" unter seiner persönlichen Leitung zur Aufführung zu bringen. Die Zukunftsmusik erfreut sich beim prager Publikum seit ihrem ersten Auftreten am Moldauufer einer überaus lebhaften Bewunderung und so wurden denn auch diese Compositionen mit Enthusiasmus aufgenommen; Liszt feierte hier eine Reihe glänzender Triumphe, an denen ein unbefangenes und schärfer blickendes Auge leider nur einen dunkeln Punkt

bemerkte, nämlich daß sie zu dem künstlerischen Werthe der vorgeführten Compositionen nicht im richtigen Verhältniß standen. Doch weiß man ja längst, was von dergleichen Ovationen überhaupt zu halten ist; es war dasselbe Publikum, das über diese Liszt'schen Tonwerke vor Entzücken halb außer sich gerieth und das z. B. im Theater, wenn Beethoven's ewig schöne Musik zum „Egmont" gespielt wird, mit den Sitzen klappt und lacht und plaudert, als würden die gemeinsten Gassenhauer aufgeführt. Einen minder glücklichen Erfolg erzielte Liszt mit einem Versuche, dem Publikum sein einst so gefeiertes Virtuosenthum durch drei seiner Schüler wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Hätte er selbst sich entschließen können, sich wieder einmal vor der großen Menge ans Klavier zu setzen, er würde dieselbe nicht minder entzückt haben als jenen kleinen Kreis von Freunden, deren Gastfreundlichkeit er in einem Privatcirkel mit seinem noch immer unvergleichlichen Spiel belohnte. Dagegen vermochten seine Schüler, unter denen der kleine Taußig entschieden der begabteste zu sein scheint, mit ihren Copien der Liszt'schen Spielweise nicht durchzugreifen; das Publikum, wie verkehrt sein Geschmack auch im übrigen sein mag, hat doch im Punkt des Virtuosenthums an Aufklärung und Einsicht bedeutend gewonnen und horcht den Kunststücken derer, die eben nichts weiter können als Kunststücke, bei weitem nicht mehr mit der naiven Bewunderung wie vor 20 und 30 Jahren.

Vom Concertsaal zum Theater ist ein sehr nahe liegender Uebergang, den ich diesmal um so lieber mache, je günstiger die Aussichten sind, die sich für unser Theater eröffnet haben. Mit dem Palmsonntage ist die alte Direction abgetreten, nachdem sie sich während des letzten Halbjahrs nur noch durch zahlreiche Gastspiele über Wasser gehalten. Auch mit ihren Neuigkeiten hatte sie nur wenig Glück. „Die Schuldbewußten" von Benedix fielen so eclatant durch, daß das Stück nur mit genauer Noth bei fliehendem Publikum zu Ende gespielt werden konnte, wogegen Lederer's „Weibliche Studenten", trotz der etwas verbrauchten Handlung, infolge der geschickten scenischen Anordnung sowie des geistvollen Dialogs eine recht günstige Aufnahme fanden. Otto Prechtler's „Tochter des Waldes" hielt die Mitte — und mit Recht: denn es ist ein durch und durch mittelmäßiges Stück, ein echtes Product jener Gattung wiener Hofburgtheaterdichter, die sich gern für Epigonen der Grillparzer-Halm'schen Richtung ausgeben, während sie doch in Wahrheit, nach Art aller Nachahmer, nur die Schwächen und Mängel ihrer Vorbilder breit zu treten wissen. Die neue Direction, an deren Spitze Hr. Franz Thomé steht, ein umsichtsvoller und gebildeter Mann, eröffnete ihre Thätigkeit am Ostermontage mit „Don Juan", dem ein gehaltvoller Prolog von Holtei (welcher die ihm angebotene Dramaturgenstelle leider nicht angenommen hat) voranging. Der zweite Abend brachte Goethe's „Egmont" und wollen wir die Wahl dieser Stücke gern als ein Unterpfand betrachten, daß der Geist der neuen Direction mehr aufs Classische gerichtet sein wird, als dies bisher bei uns der Fall war. Wirklich höre ich, daß die wiener Posse, neben welcher nun auch die berliner cultivirt werden soll, inskünftige aus den Hallen unsers Stadttheaters ganz verbannt sein und sich lediglich auf das große Tivolitheater beschränken wird, für das sich im Koppmann'schen Garten bereits ein neues umfangreiches Gebäude erhebt. Zur Enthüllungsfeier des Radetzky-Monuments

soll ein eigenes Festspiel gegeben werden, im Betreff dessen unser neuer Director eine Concurrenz eröffnet hat; das beste Stück, das bis Ende Juli an ihn eingesandt wird, soll mit einem Preise von 30 Dukaten gekrönt werden.

Auf literarischem Gebiet sind einige Veränderungen bei uns vorgegangen. An Stelle des abgetretenen Dr. Schmidt-Weißenfels ist die Redaction der „kritischen Blätter" von dem ehemaligen Professor der Philosophie Hanusch, der sich in neuerer Zeit besonders auf archäologische und linguistische Studien geworfen hat, übernommen worden. Das „Oesterreichische Morgenblatt" hat den Preis auf die Hälfte herabgesetzt, erscheint dafür aber statt bisher in sechs, nur noch in drei wöchentlichen Nummern; die Anlage scheint also doch etwas zu großartig gewesen zu sein.

Aus Mecklenburg.

Ende März 1858.

Wr. Die politische Presse Mecklenburgs ist nur in den allerengsten Kreisen gekannt. Man könnte ihr dies nicht als Tadel auslegen, wenn sie sonst ihre Pflicht thäte. Aber wie zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. derjenige, der sich über die Tagesereignisse in der preußischen Monarchie unterrichten wollte, die „Leydener Zeitung" zu lesen genöthigt war, so gilt ein Aehnliches für Mecklenburg heutzutage, nur daß man statt der holländischen die hamburgischen Blätter oder die berliner „Zeit" zu wählen hat. Allerdings erscheinen sechsmal wöchentlich drei größere Zeitungen, zwei in Schwerin, die dritte in Rostock. Allein außer der Mittheilung von amtlichen Nachrichten, Wetterbeobachtungen, Berichten über Wettrennen, Ernte, Thierschau und Theatervorstellungen wird man sich vergebens nach einer Darstellung innerer Verhältnisse umschauen. Erst wenn „ausländische" Blätter wiederholte Berichte geliefert haben, wird diese ängstliche Scheu überwunden und es erfolgen Andeutungen wie: man lese im „Hamburger Correspondenten", oder: die berliner „Zeit" wolle gehört haben und andere. Ihre Bedeutung geht daher über die eines gewöhnlichen kleinstädtischen Blattes nicht hinaus. Eine etwas selbständigere Haltung nimmt die „Rostocker Zeitung" in Anspruch, die außerdem eine große Kraft auf Handelsnachrichten verwendet, wie denn die Stadt Rostock vielfach zum übrigen mecklenburgischen Lande einen Gegensatz bildet und „die Reste der Demokratie noch nicht überwunden hat". Daß dennoch die „Rostocker Zeitung" für die innere Lage des Landes todt ist, hat nicht seinen Grund darin, daß ihr Motto wäre: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, sondern in derjenigen Tapferkeit, deren beste Seite die Vorsicht ist.

So ist seit einigen Wochen von einer Ministerkrisis die Rede. Als jüngst der Premierminister, Excellenz von Bülow, auf längere Zeit Urlaub nahm, knüpfte sich daran in den „ausländischen" Blättern bald die Nachricht von seinem gänzlichen Rücktritt. Derselbe ist jetzt entschieden, sowie auch, daß der Finanzminister von Brock mit zurücktritt. Die mecklenburgischen Blätter haben es aber bisjetzt für interessant gehalten, kein Wort darüber zu melden und ihre Theilnahme hinter tiefem Schweigen zu verbergen. Sie werden

die Thatsache wol erst einregistriren, wenn sie ihnen amtlich zugestellt wird. Für das Land hat jener Wechsel etwa folgende Bedeutung. Als das höchst freisinnige Staatsgrundgesetz vom October 1849 sich gegen die rückdrängende Zeit und durch den völligen Mangel an einer Vermittelung mit den thatsächlichen Zuständen in Mecklenburg als unmöglich erwies, versprach das nachfolgende Ministerium (von Bülow), den Uebergang des Feudalstaats zur constitutionellen Regierung durch allmähliche Reform anzubahnen. Die Fortschritte sind nun zwar nicht so reißend schnell vor sich gegangen, daß nicht die „Neue Preußische Zeitung" noch immer die Ideale für ihre Pläne und Wünsche bei uns zu entdecken vermöchte, das liegt aber in der Natur der Dinge. Zu dem neuen Premier, Excellenz von Oertzen, bis dahin Vertreter der Höfe von Schwerin und Strelitz beim Bundestage, hat man aber das Vertrauen, daß er das Staatsschiff in die Bahnen der altständischen Regierungsweise zurückführen werde. Danach wird auch die Person des Finanzministers bestimmt werden, über welche bisjetzt sich nur Vermuthungen aussprechen.

Sie werden es nun durchaus erklärlich finden, daß die Entlassung des Professors Baumgarten in unserer politischen Presse kein Organ in die Verlegenheit gebracht hat, ob es sich auf die Seite der kirchlichen Behörde oder auf die des Abgesetzten stellen wolle. Allmählich ist aber das Erstaunen und die Theilnahme zu einem solchen Strom angewachsen, daß ein leichter Wellenschlag der öffentlichen Meinung sogar in Mecklenburg zu verspüren ist. In Rostock ist allerdings die Kundgebung von vornherein ziemlich vernehmlich gewesen und die geringe Zahl der Studirenden war es nicht allein, welche dem Professor Baumgarten ihre völlige Hochachtung an den Tag gelegt hat. Allgemein wurde das Consistorial-Erachten durchforscht, weil man nach den bewegenden Gründen dieser hohen Behörde begierig war, und ohne alle öffentliche Ankündigung wurde die vertheidigende „Beleuchtung" Hofman's von Erlangen in vielen Exemplaren gekauft und gelesen.

Das Entlassungsdecret stützt sich darauf, daß nach den inländischen Kirchenordnungen vom Jahre 1552 und 1602 auf der Universität zu Rostock die christliche Lehre rein und unverändert docirt werden müsse. Es hat nun dem Consistorium obgelegen, den Beweis zu führen, daß die Lehre des Professors Baumgarten in seinen Schriften seit dem Jahre 1854 mit dem Inhalte der Symbolischen Bücher, der Landeskirche und der mecklenburgischen Kirchenordnung nicht übereinstimme, daß er also die bei seiner Anstellung übernommene eidliche Verpflichtung nicht innegehalten habe. Das Erachten der hohen Behörde umfaßt 237 Seiten, bespricht freilich auf den letzten 12 Seiten auch die politischen Anschauungen Baumgarten's. Dazu bemerkt Hofmann, die Frage, ob Baumgarten auch politisch staatsgefährlich sei, hätte sich das großherzogliche Ministerium auch ohne ein Consistorial-Erachten beantworten können, aber das Erachten erkennt „von vornherein, daß die kirchlich-destructiven Tendenzen des Professors Baumgarten mit seinen politischen Auffassungen und Strebungen im innern Zusammenhang stehen".

Es ist die Aufgabe der theologischen Blätter, genau zu untersuchen, ob die Lehre Baumgarten's von der Heiligen Schrift, von der Geschichte des Heils, von der Person Christi und von den Gnadenmitteln eine irrige ist oder nicht. Auch Hofmann bekennt, daß es nicht seine Absicht sei, hierüber

zu entscheiden, da zumal auch er der Abweichung von der Lehre der lutherischen Kirche bezichtigt worden sei. Aber „um der Zukunft unserer lutherischen Kirche willen" liege ihm die Frage am Herzen, ob die Amtsentsetzung eines Lehrers der Theologie in richtiger und zureichender Weise begründet sei durch einen Beweis seiner Widerkirchlichkeit, wie er in dem Erachten hinsichtlich Baumgarten's gegeben worden sei. Dazu glaubt er sich als lutherischer Theologe und ehemaliges Mitglied der rostocker Facultät berufen. Es wird gestattet sein, zur Erleichterung eines allgemeinern Urtheils einige Beispiele vorzulegen.

Das Consistorium behauptet, daß Baumgarten die persönliche Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus leugne und führt zum Beweis folgende Stelle aus seinen Schriften an: „Die evangelische Erzählung ist offenbar recht absichtlich darauf angelegt, im ganzen und großen, wie im einzelnen und kleinen die Menschheit Christi als die einzige (dies Wort ist großgedruckt) Basis seiner Persönlichkeit wie seines Wirkens hinzustellen" — soweit druckt das Consistorium die Stelle ab, es heißt aber bei Baumgarten unmittelbar weiter: „Sowol seine göttliche Vergangenheit wie Gegenwart und Zukunft wird überall und allenthalben in die menschheitliche Form und Gestalt versenkt und kommt daher nur so weit zum Vorschein, als die ewige Gottheit seines Wesens und Thuns in dem geschichtlichen Verlauf seines Lebens durch den menschheitlichen Organismus seiner Person vermittelt und offenbart erscheint." Von dieser ganzen Stelle verwendet also das Consistorium nur die erste Hälfte, um zu beweisen, daß Baumgarten die Gottheit Christi beseitige. Die andere, wo von Christi göttlicher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und von der ewigen Gottheit seines Wesens die Rede ist, wird weggelassen!

Man wird geneigt sein, mit Hofmann den Vorwurf zu erheben, das Consistorium benutze die Schriften Baumgarten's lückenhaft und löse Stellen aus ihrem Zusammenhange. Andere werden sich versucht fühlen zu behaupten, daß es nicht schwer sei, durch einzelne Sätze aus den Werken eines Schriftstellers das Gegentheil von dem zu beweisen, was er zu beweisen beabsichtigt. Aber wir lassen ein Beispiel anderer Art folgen.

Das Consistorium behauptet, daß Baumgarten das Heilswerk Christi in die Aufrichtung eines nationalen Königreichs aufgehen lasse. „Die Auffassung des Professors Baumgarten" — heißt es — „stimmt ganz mit den Lucubrationen des weiland wolfenbütteler Fragmentisten verschollenen Andenkens überein, daß Christus noch zuletzt einen Versuch habe machen wollen, durch offene Gewalt sich zum theokratischen Könige zu erheben und ein äußeres messianisches Reich zu stiften, sodaß in diesem Resultate die Geschichtsauffassung des Professors Baumgarten mit der äußersten Spitze neologischer Kritik zusammentrifft." Diese Behauptung steht so da, als ob sie das einzige Glaubensbekenntniß Baumgarten's wäre. In Wahrheit verhält es sich aber so damit, daß Baumgarten in seiner Schrift „Die Nachtgesichte Sacharja's" die Frage zu beantworten sucht, wie die in jenen Nachtgesichten benannten Kriegsgewalten als göttliche Mittel und als Werkzeuge eines göttlichen Zwecks können bezeichnet werden. Dies führt ihn auf die Weissagung, daß Israel unter heidnischer Herrschaft bleiben soll, bis der Mensch Gottes kommt und mit dem heiligen Volke das Königreich für immer einnimmt;

und so entsteht für Baumgarten die Frage, wie sich Jesu Wirken und Geschick mit dieser Weissagung reimt, da „uns seine Leidensgestalt so tief eingeprägt ist, daß wir einen Stand, auf welchem er die ungerechte Gewalt mit Uebergewalt zu Boden schlägt und vernichtet, nicht einmal in der Wirklichkeit zu denken pflegen". Wenn also Baumgarten nur in solchem Zusammenhange von dem Reiche Christi spricht, so wird man Hofmann recht geben, daß das Consistorium seine Behauptung nicht bewiesen habe.

Ein anderer Vorwurf des Consistorial-Erachtens ist der, daß Baumgarten leugne, daß Gottes Wort und das Sacrament die ordentlichen Gnadenmittel sind, deren sich der Heilige Geist bedient, und daß er an die Stelle derselben die Willkür geistdurchwirkter Persönlichkeiten setze, welche lediglich aus dem ihnen innewohnenden Geiste schöpfen; er lehre demnach eine außerordentliche Geistesmittheilung und eine Prophetie außerhalb aller geordneten Aneignung des Heils. Baumgarten sagt aber in Bezug auf das Wort Gottes: „Das Wort darf auf keinen andern Beistand hoffen, als den es sich selber aus seiner göttlichen Fülle erschafft. Es muß wiederum eins werden mit der Persönlichkeit, sodaß es nichts anderes ist als die Offenbarung der zur Leitung und Führung der Gemeinden berufenen Persönlichkeiten?" Eine solche Forderung, sagt Hofmann, wird man doch nicht für Schwärmerei und Ketzerei achten wollen! Dann weist er nach, daß es sich mit den Angriffen auf die Lehre Baumgarten's von der Sündenvergebung und Rechtfertigung durch den Glauben ähnlich verhalte.

Sie werden entschuldigen, daß ich so weitläufig geworden bin. Eins will ich noch nachfügen. Vor einigen Tagen las man in den Zeitungen, der Großherzog habe die Professoren Nitzsch und Stahl aufgefordert, von ihrem verschiedenen Standpunkt aus ein Gutachten über die Baumgarten'sche Sache zu erlassen. Möglich, daß diese Nachricht nur der Ausfluß eines frommen Wunsches ist; wäre sie begründet, so wäre es ein ehrendes Zeugniß, daß einem zweifelhaften Beweise gegenüber wenigstens ein umfassenderes und gründlicheres Urtheil gewonnen werden soll.

In diesen Tagen wird in Schwerin das Urtheil gefällt in dem rostocker Hochverrathsproceß. Die Sitzungen sind aber streng geschlossene, nur den Advokaten ist der Zutritt vergönnt. Es ist zugleich der Wunsch ausgesprochen, daß die mecklenburgischen Zeitungen keine Raisonnements über denselben veröffentlichen.

Notizen.

Am 3. April starb in Paris der Ritter von Neukomm, der Nestor der deutschen Componisten. Im Jahre 1773 zu Salzburg geboren, war er ein Schüler von Michael und Joseph Haydn, denen er auch bis an seinen Tod die lebhafteste Verehrung widmete. Zur Zeit seiner Blüte machte er Kunstreisen durch ganz Europa, ja selbst bis nach Brasilien wagte er sich hinüber, zu einer Zeit, wo es unter unsern Virtuosen noch nicht Mode war, sich jenseit des Oceans Geld und Lorbern zusammenzuspielen. Seit langen Jahren in Paris ansässig, bewahrte er sich bis in sein hohes Alter die volle Frische

des Geistes und auch die Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Charakters blieb unverändert. Ein ansprechendes Bild von der Persönlichkeit des greisen Künstlers entwarf Agnese Schebest in ihrem vortrefflichen Buche: „Aus dem Leben einer Künstlerin". — Ebendaselbst starb August Gathy, ein geborener Rheinländer, gleichfalls seit Jahren in Paris ansässig und den musikalischen Kreisen wohlbekannt sowol als Schriftsteller wie namentlich als eifriger Förderer und Beschützer der deutschen Kunst und ihrer Vertreter. — Einen dritten Verlust hat die musikalische Welt im Laufe dieser jüngsten Wochen erlitten durch den unlängst erfolgten Tod des Professors Dehn in Berlin. Dehn galt mit Recht als einer der bedeutendsten Theoretiker auf musikalischem Gebiete; seine „Harmonielehre" ist ein Werk von anerkannter Gediegenheit. Sein Lieblingsfach war die Geschichte der Musik, zu deren gründlichsten Kennern er gehörte. Auch in seiner amtlichen Stellung als Custos der königlichen Bibliothek zu Berlin, wo ihm insbesondere die musikalische Abtheilung untergeordnet war, hat er sich den Freunden der Kunst mannichfach hülfreich und förderlich erwiesen. Dehn stand noch im besten Mannesalter; sein Tod erfolgte ganz plötzlich an einem Schlagfluß. — In München starb 77 Jahre alt der königliche Hofmaler Joseph Karl Stieler, einer der geschätztesten unter den ältern münchener Künstlern, namentlich als Porträtmaler. Stieler war zu Mainz geboren, ließ sich jedoch frühzeitig in München nieder, wo er seit 1824 Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste war, wie er auch übrigens, sowol als Künstler wie als Mensch, im allgemeinsten Ansehen stand.

Eine wichtige literarische Neuigkeit hat soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig die Presse verlassen, nämlich der erste Halbband von Bunsen's Bibelwerk: „Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Carl Josias Bunsen". Indem wir uns vorbehalten, demnächst aus sachkundiger Feder einen eingehenden Artikel über dies Werk zu bringen, das in mehr als einer Hinsicht bestimmt ist, das allgemeinste Aufsehen zu erregen, bemerken wir hier nur, daß Bunsen mit diesem seinem „Bibelwerk" dem Publikum die Früchte eines mehr als funfzigjährigen Fleißes vorlegt. Wie er selbst im fünften Abschnitt der Einleitung erzählt, bildete bereits seit seinen Knabenjahren die Bibel den eigentlichen Mittelpunkt seiner Studien. In erhöhtem Grade war dies der Fall, seitdem er 1808 die Universität bezog, um sich dem Studium der Theologie zu widmen und auch als er sich einige Jahre später der Erforschung des classischen Alterthums zuwandte, verlor er die Bibelforschung keineswegs aus den Augen, sondern betrachtete sie fortwährend als das Ziel, zu welchem alle sonstigen Studien und Arbeiten ihn immer wieder zurückführen müßten. Auch die orientalischen Studien, die er demnächst in Paris unter Leitung des berühmten Sylvestre de Sacy trieb, dienten nur dazu, ihn diesem Ziele immer mehr anzunähern, und ebenso auch das mehr als sechsjährige Zusammenleben mit Niebuhr, dessen er in Rom genoß. Die erste Frucht dieser Studien veröffentlichte er bereits 1817 bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Feier der Reformation. Während der 22 Jahre, die er in Rom lebte, beschäftigte er sich vornehmlich mit dem Leben Jesu; erst ausgangs der dreißiger Jahre kehrte er wieder zu dem Alten Testament zurück, und auch

während seines funfzehnjährigen Aufenthalts in England wurden diese Studien mit Eifer und Liebe fortgesetzt. Schon in Rom hatte er es sich — wir wiederholen des Verfassers eigene Worte — zum Gesetze gemacht, jedes Jahr wenigstens einen oder mehrere Monate an dem Bibelwerke unmittelbar zu arbeiten; diesem Vorsatze auch in England treu bleibend, vollendete er 1849 den Text einer vollständigen Evangelienharmonie mit Voranstellung des Johannes. Im Sommer des „schicksalsvollen" Jahres 1850 aber „ward ihm die Muße und der Trost", das Leben Jesu selbst im wesentlichen so niederzuschreiben, wie es gegenwärtig den Schluß des „Bibelwerks" bildet. Die planmäßige Ausarbeitung und Zusammenstellung des letztern wurde 1854 begonnen, sofort in demselben Sommer, da der Verfasser nach vierzigjähriger Abwesenheit zuerst wieder ins Vaterland zurückkehrte, sich jener „vollen Muße" erfreuend, „nach welcher er lange gestrebt". Das ganze umfangreiche Werk zerfällt in drei Abtheilungen, welche in acht Bänden von durchschnittlich 40 Bogen im Laufe von ungefähr vier Jahren erscheinen werden. Es besteht aus drei Abtheilungen, von denen die erste eine vollständige Uebersetzung und Erklärung der Bibel enthält; in der zweiten liefert der Verfasser eine kritische Geschichte des Bibeltextes, die dritte aber wird unter dem Titel „Die Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu", eine weltgeschichtliche Betrachtung der Bibel bieten. Der vorliegende erste Halbband enthält nächst dem „Vorwort an die Gemeinde" die allgemeine „Einleitung". Letztere besteht aus zwei Theilen: „Vorerinnerungen", eine vollständige Geschichte der Bibelauslegung und Bibelübersetzung enthaltend, und „Biblische Jahrbücher", d. i. vergleichende Zeittafeln von Moses und Alexander, worin die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen über die Geschichte der Aegypter, Phönizier, Babylonier sowie überhaupt der Alten Welt zum ersten mal für jedermann verständlich zusammengestellt sind. Dann folgt der Anfang der Uebersetzung und Erklärung der Bibel, zunächst die vorabrahamische Geschichte oder Kapitel 1—11 der Genesis.

In München wurde eine Cantate „Dornröschen" vom Freiherrn von Perfall mit lebhaftem Beifall aufgeführt; bekanntlich wurde derselbe Stoff vor kurzem auch von Wilhelm Genast in Weimar zu einem Oratorium bearbeitet, welches Joachim Raff in Musik setzte. Hofmusiker Abert in Stuttgart, ein geschätzter Componist, dem auch die Anfertigung der Festouvertüre bei Gelegenheit der bevorstehenden funfzigjährigen Jubelfeier des Conservatoriums zu Prag übertragen ist, hat eine Oper „Anna von Landskron" geschrieben, welche demnächst in Stuttgart zur Aufführung kommen wird. Auch der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha hat eine neue Oper vollendet; dieselbe führt den Titel „Diana von Solanges" und wird in Dresden zum ersten mal über die Breter gehen.

Eduard Schmidt-Weißenfels ist seit dem 1. April von der Redaction der bei J. L. Kober in Prag erscheinenden „Kritischen Blätter" zurückgetreten; das Blatt erscheint fortan unter unmittelbarer Leitung des Verlegers und wird sich vorzugsweise mit den Neuigkeiten der österreichischen Literatur beschäftigen. Das gleichfalls in Prag erscheinende „Oester-

reichische Morgenblatt" von J. Gaiger bringt in seinen neuesten Nummern eine historische Novelle aus der Jugendzeit Maria Stuart's „Chastelard" von A. E. Brachvogel, dem Dichter des „Narziß". Die hamburger „Nordischen Blätter" von Fr. J. Kruger enthalten eine größere Reihe von Abhandlungen aus der Feder des Herausgebers, in welchen unter der Ueberschrift: „Möglichkeit und Vorzeichen einer Wiedergeburt der deutschen Dichtung und Kunst" die hohe Bedeutung der orientalischen Studien „für das heutzutage so sehr stagnirende literarische Leben" besprochen und daran die Hoffnung einer Erneuerung unserer Poesie und Kunst durch eine erweiterte Kenntniß des Orients und seiner Literatur geknüpft wird. Nun halten wir das letztere zwar für eine mehr als sanguinische Hoffnung. Was die orientalischen Studien unserer Poesie überhaupt nützen können, das haben sie längst gethan, zum Theil auf Kosten desjenigen Elements, das überall die wahre Grundlage der Kunst bleiben muß, des nationalen; wer unserer Kunst jetzt noch auf die Beine helfen will, der muß ihr nicht fremde Muster anempfehlen, sondern das Selbstbewußtsein des Volks muß er zu stärken und die Keime zu entwickeln suchen, die in unserm eigenen nationalen Dasein ausgestreut liegen. Am allerwenigsten aber kann die Anregung, deren wir bedürfen, uns vom Morgenland her kommen. Der Orient ist das Land der Beschaulichkeit, des trägen Selbstgenusses, darum war er auch das richtige poetische Muster für unsere Restaurationsepoche; jetzt aber brauchen wir Bewegung, Thatkraft, geschichtliches Verständniß und wo sollen wir das bei den Dichtern des Orients finden?! Wer heutzutage noch das Morgenland als Vorbild und Quelle deutscher Kunst und Dichtung preist, der steckt in einem höchst wunderlichen Anachronismus, der nur darum so ungefährlich ist, weil er so völlig im Widerspruch steht mit Inhalt, Richtung und Bedürfniß unserer Zeit. Im übrigen erkennen wir gern an, daß nicht nur die in Rede stehenden Abhandlungen recht wohl geschrieben sind und manche geistvolle Bemerkung enthalten, sondern daß auch die „Nordischen Blätter" überhaupt unter der neuen Leitung an Gediegenheit und Frische sichtlich gewonnen haben. Dagegen ist der „Schalk" von Max Ring in Berlin nach dreimonatlicher Dauer bereits wieder eingegangen.

Von Ludwig Steub in München, dessen „Drei Sommer in Tirol" bekanntlich zu den liebenswürdigsten Erscheinungen unserer Touristenliteratur gehören, erschien soeben bei Vieweg und Sohn in Braunschweig ein dreibändiger Roman: „Deutsche Träume". Von Wolfgang Menzel liegt das erste Heft eines neuen literargeschichtlichen Werks vor: „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" (Stuttgart, Krabbe); das Ganze ist auf drei Bände berechnet. Kuno Fischer's Buch über „Baco von Verulam" ist von dem bekannten Uebersetzer John Oxenford ins Englische übertragen worden.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gisеke (R.), Die beiden Cagliostro.

Drama in fünf Acten. 8. Geh. 24 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Johannes Rathenow. Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. 8. 16 Ngr.

Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. (3 Thlr. 15 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giseke's und verschaffte ihm rasch einen geachteten Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten zweiten Auflage verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernsten Sturm- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Zeitromans.

Kleine Welt und große Welt. Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. (3 Thlr. 15 Ngr.) Ermäßigter Preis bis Ende 1858 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein zweiter Roman Robert Giseke's, der ebenfalls in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erweckt hat.

Pfarr-Röschen. Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. Zweite durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giseke's „Pfarr-Röschen" ist von der Kritik wie vom Publikum besonders freundlich aufgenommen worden und hat sich in der vorliegenden zweiten Auflage in Miniaturformat noch zahlreiche neue Freunde erworben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der bildenden Künste

im neunzehnten Jahrhundert.

Von Anton Springer.

8. Geheftet 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser hat auf vielseitig geäußerten Wunsch seinen im zwölften Bande der „Gegenwart" enthaltenen Aufsatz über die bildenden Künste im neunzehnten Jahrhundert in diesem Werke wesentlich ergänzt und verbessert. Es soll dasselbe jeden mit den Kunstbestrebungen und Leistungen in den verschiedenen Ländern leicht vertraut machen und eine Anschauung über die künstlerischen Richtungen und Strömungen der Gegenwart geben. Das am Schluß befindliche „Künstlerverzeichniß" ist eine sehr werthvolle Beigabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 18.** 29. April 1858.

Inhalt: Ueber die Lebensdauer. Vom Medicinalrath Dr. Suckow in Jena. — Ein deutscher Edelmann als Sklave. Von August Kahlert. — Literatur und Kunst. Erzählende Dichtungen. (Pistorius, „Jacopo Foscari"; Albert, „Drei Dichtungen"; Stern, „Jerusalem".) — Correspondenz. (Aus Brüssel.) — Anzeigen. — Notizen.

Ueber die Lebensdauer.

Vom

Medicinalrath Dr. **Suckow** in Jena.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die ersten Witwenkassen nach kurzer Dauer ihres Bestehens fast sämmtlich zu Grunde gingen, während die Lebensversicherungsgesellschaften früher und später die glänzendsten Geschäfte machten.

Diese voneinander so abweichenden Resultate waren die Folgen desselben Verhältnisses: die Theilnehmer lebten länger, als man vermuthet hatte.

Dennoch gründeten sich diese Vermuthungen nicht auf vage Schätzungen; sie beruhten vielmehr auf einer sehr sichern Basis. Vieljährige Erfahrungen, die man über die mittlere oder durchschnittliche Lebensdauer gemacht hatte, die genauesten Zusammenstellungen, aus Kirchenbüchern und andern Urkunden gewonnen, waren von den bewährtesten Mathematikern ihrer Zeit, Finlaison, Babbage, Halley und andern benutzt worden, um die wahrscheinliche Lebensdauer, die in den verschiedenen Lebensaltern noch zu erwarten war, zu berechnen und danach die ein- und auszuzahlenden Summen zu bestimmen.

Diese Berechnungen sind aber gar nicht so complicirt, als man beim ersten Anblick glauben mag. Denn wenn man die Summe der Jahre, welche eine gewisse Menschenmenge durchlebt, auf alle diese Menschen gleichmäßig vertheilt, so erhält man genau die mittlere oder durch

schnittliche Lebensdauer. Die wahrscheinliche Lebensdauer dagegen, oder die Lebensprobabilität, wird durch das Jahr bestimmt, bis zu welchem die Hälfte einer gewissen Menschenmenge lebt und das zu erreichen alle in gleichem Maße hoffen durften, als sie befürchten mußten, es nicht zu erleben.

Alle diese Verhältnisse, auf Thatsachen und Zahlen gegründet, waren sorgfältig beachtet und in sogenannten Mortalitätstafeln zusammengestellt worden; dennoch hatte man sich geirrt, dennoch waren die Zahlen zu niedrig gegriffen. Es mußten daher auf alle jene Versicherten und in die genannten Anstalten Eingekauften Verhältnisse eingewirkt haben, durch welche ihr Leben eine längere Dauer gewann, als sie bei einer gemischten Bevölkerung wahrgenommen wird.

Indem wir diesen Verhältnissen nachforschen, haben wir zu erörtern, welche Bedingungen überhaupt verlängernd oder verkürzend auf das Leben einwirken; ob es möglich ist, sie genau zu beurtheilen und zu berechnen, oder ob es außer dem Bereich unsers Wissens liegt, ihren Einfluß zu bestimmen; ob es ein vergebliches Bemühen ist, auch nur annähernd angeben zu wollen, welches die Dauer einer jetzt lebenden Bevölkerung sei.

Die Erfahrung, daß nur eine sehr geringe Minderheit aller Geborenen jenes höhere Alter erreicht, welches man als das Ziel des menschlichen Lebens ansieht; die Erfahrung, daß kaum von 2000 einer 100, kaum von einer Million einer 110 Jahre alt wird, hat aufmerksam die Umstände erforschen lassen, unter denen ein höheres oder niedrigeres Leben erreicht wurde, und schon Hippokrates widmet den Einflüssen, welchen man in dieser Hinsicht eine gewisse Wichtigkeit beilegt, eine sorgfältige Beachtung.

Wir können sie füglich in zwei Klassen theilen, je nachdem sie mehr auf eine ganze Bevölkerung einwirken oder mehr das einzelne Individuum betreffen.

Bei diesen Betrachtungen werden wir zugleich sehen, wie weit es in unsere Hände, in die Macht unsers Willens gegeben ist, wie ein gewisses moralisches und geistiges Ziel zu erreichen, so bestimmend auf die Dauer unsers Lebens einzuwirken, oder wie weit hier ein blindes Fatum waltet, das zu beherrschen uns jede Theilnahme entzogen ist, wofür eine bestimmte Regel, ein unwandelbares Gesetz zu finden uns versagt bleibt.

Betrachten wir zuerst die weitverbreiteten Einflüsse, so ist der Glaube, daß an die Jugend und an das Alter der Erde und des Menschengeschlechts auf ihr eine längere oder kürzere Lebensdauer gebunden sei, ein ziemlich allgemeiner und er wird durch die alttestamentlichen Ueberlieferungen gestützt. Nach ihnen lebte Seth 912, Methusala 969 Jahre. Wenn wir es auch den Schriftkundigen überlassen müssen,

welche Deutung sie dem hohen Alter antediluvianischer Menschen geben, so dürfte es doch nicht unwahrscheinlich sein, daß diese Namen mehr Ereignisse und Zustände als einzelne Personen bezeichnen.

In den Zeiten nach der Sündflut, namentlich aber in den Zeiten, wo historische Denkmäler sprechen, übersteigt die Lebensdauer der Menschen diejenige nicht, welche auch gegenwärtig noch beobachtet wird. Abraham wurde 175, Isaak 180, Jakob 147, Joseph 110 Jahre alt: Alter, welche auch in neuerer Zeit noch erreicht wurden. Aber schon der Psalmist klagt, daß des Menschen Leben nicht länger dauere als 70 oder 80 Jahre.

Aus noch späterer Zeit wissen wir durch Ulpian's Mortalitätstafeln, daß selbst die durch Stellung und Hülfsmittel bevorzugte Klasse der Bürger im alten Rom nicht länger lebte als die gemischte Bevölkerung im modernen Paris, Berlin oder Wien.

Und vergleichen wir die Jetztzeit mit der im 16., 17. oder 18. Jahrhundert, so ist sogar eine Zunahme des Lebens gegen die letzten Jahrhunderte als erwiesen zu betrachten.

Hat nun das Alter der Erde und des Menschengeschlechts keinen Einfluß auf die Lebensdauer des einzelnen Menschen, so glaubte man eine um so größere Bedeutung für die Dauer des Lebens den verschiedenen Klimaten zuschreiben zu dürfen. Ist es doch bekannt, wie das mörderische Klima von Batavia die Ansiedler decimirt und wie so mancher, den man schon aufgegeben hatte, dem heilsamen Aufenthalte in Madeira oder Aegypten noch Jahrzehnde verdankt.

Und dennoch — etwa die kältesten Polar- und heißesten Tropenländer ausgenommen, ist in den verschiedensten Gegenden der bewohnten Erde die mittlere Lebensdauer der Bevölkerung wenig voneinander verschieden. In Schweden und Norwegen, in Schottland und Irland ist die durchschnittliche Lebensdauer derjenigen, welche in Holland oder Belgien, in Frankreich oder Italien erreicht wird, ziemlich gleich; in Neapel und Paris lebt man nicht länger, vielleicht etwas kürzer als in Hamburg und Berlin. Und doch, welcher Unterschied des Bodens und des Klimas!

Es ist aber nicht blos die Gewohnheit, die den menschlichen Organismus unempfindlich macht gegen die verschiedenen klimatischen Einflüsse; bei dem ewigen Wechsel der Witterung in den gemäßigten Zonen kann eine Gewöhnung, wenigstens an die eine oder andere Temperatur, nicht stattfinden; die gleiche Lebensdauer in den entgegengesetzten Klimaten hat vielmehr darin ihren Grund, daß die Einflüsse, welche hier verlängernd, dort verkürzend auf das Leben einwirken, stets durch entgegengesetzte Verhältnisse paralysirt werden.

Während im Norden der kürzere Sommer und der lange Winter die Entwickelung verlangsamen, so verzögern sie auch die mit dem absteigenden Leben verbundenen Processe und das fest in der ganzen organischen Natur gültige Gesetz wird auch hier bestätigt, daß mit der langsamern oder raschern Ausbildung ein längeres oder kürzeres Leben verbunden ist. Wird das kalte Klima den Kinderjahren feindlicher, so treffen wir um so häufiger ein sehr hohes Alter bei einzelnen, die den Angriffen in der Jugend nicht erlagen. Daher finden wir, wenn nicht ausschließlich — denn A. von Humboldt fand in Peru einen Mann von 143 Jahren — doch vorzugsweise im Norden die höchsten Lebensalter: in Norwegen den 160jährigen Serrington, in Schottland den 146jährigen Thomas Winslow, in Irland die Gräfin Desmond, die 140, die Gräfin Ekleton, die 143 Jahre alt wurde.

Es scheint, daß die ungünstigen äußern Einflüsse in der gesteigerten Lebensthätigkeit des entwickelten und abgehärteten Organismus einen kräftigen Widerstand finden, wenn auch das kindliche Alter ihnen oft unterliegt. Wenn daher der Jakute Sibiriens unberührt von Frost und Kälte, nur in seine Pferdedecke gewickelt, den Sattel zum Kopfkissen, auf dem Schnee übernachtet, so überlebt aber auch nur die Hälfte der Kinder das zehnte Jahr.

Bei den Bewohnern des hohen Nordens ist es die große Menge der genossenen Nahrungsmittel — ein Lappe verzehrt täglich 15 Pfund Fleisch und Thran —, welche bei dem regern Athmungsproceß eine größere Wärme zum Schutz gegen die äußere Kälte entwickelt und durch den raschern Umsatz in allen Theilen des Körpers den einzelnen Organen eine jugendliche Frische bewahrt.

Im Süden dagegen und in den Tropenländern bedingt die aller Vegetation so günstige Wärme eine rasche Entwickelung und Ausbildung des kindlichen Organismus, aber später auch ein rascheres Abwickeln des Lebensprocesses. Bei dem geringen Bedürfniß nach Nahrung — einem Aegypter genügt eine Hand voll Datteln für den ganzen Tag — wird weniger Blut bereitet und weniger Wärme entwickelt: aber die schwächere Herzkraft, das weniger energische Athmen bedingt schon frühzeitig eine Ueberladung des Körpers mit kohlenstoffigen Bestandtheilen, schon frühzeitig ein rascheres Altern, trotz der günstigsten Außenverhältnisse.

Wurde im Norden von dem ewigen Winter das Zerstörungswerk direct übernommen, so ist es in den Tropen der eigene Körper, der dem Leben eine frühere Grenze setzt.

Um so wichtiger für die Dauer des Lebens sind die ursprüngliche Anlage und die tausend Verhältnisse, wie sie Lebensweise, Beschäftigung, Gewohnheit, bürgerliche und häusliche Einrichtungen mit sich führen.

Zuerst ist es der Stand der Civilisation, der unsere Beachtung verdient.

Ist es der Wilde, der, wie man sagt, nach der Natur lebt, d. h. den halbbewußten Trieben folgt, wie sie durch äußere Veranlassungen oder innere Körperzustände erregt werden, der in der Freiheit umherschweift, allen Einflüssen des Wetters sich aussetzt und die Erzeugnisse des Bodens, roh, wie sie ihm gereicht werden, genießt —, ist er es, der eines längern Lebens sich erfreut, oder der civilisirte Europäer, dessen Geist, durch Bildung und Gesittung gehoben, eine verständige Bewirthschaftung des Lebens sich zur Aufgabe macht und, wie er zweckmäßig für den Körper sorgt, auch die Seele durch geistige Genüsse zu beleben versteht?

Die Erfahrung hat längst diese Frage und zu Gunsten der Civilisation entschieden. Und gewiß, verwechselt man damit nicht eine physische und moralische Verweichlichung, nicht das Jagen nach Körper und Geist aufreibenden Genüssen, nicht das Aneignen geistestödtender Kenntnisse: so ist es nicht schwer zu begreifen, daß die hundert Vortheile, welche die Fortschritte der Kunst und der Wissenschaft, der Chemie, Physik, Agricultur, der medicinischen Polizei und Heilkunst für das Leben gewähren, nicht ohne Einfluß für dessen Dauer sein konnten; es ist nicht schwer zu begreifen, warum der rohe Genußmensch dem verständig Lebenden nachstehen muß.

Darum waren im Alterthum, was sie jetzt nicht mehr sind, die Gestade des Mittelmeers als die gesündesten der Welt bekannt, denn sie waren von den gebildetsten Völkern bewohnt; darum lebt man in gegenwärtiger Zeit länger als vor 1 und 200 Jahren, denn die Bildung hat zugenommen; und darum leben wieder die länger, welche alle Vortheile der Civilisation für das Leben benutzen können, als die, welche aus Unverstand oder Mangel von ihnen keinen oder nur einen geringen Gebrauch machen können; mit andern Worten: die gebildeten, thätigen, regsamen Wohlhabenden leben länger, als die in trägem Wohlleben vegetiren oder in Armuth schmachten.

So sehen wir in England, dem Lande der größten materiellen Wohlfahrt, eine sehr hohe mittlere Lebensdauer, eine von 38½ Jahren, in Irland dagegen nur eine von 29 Jahren; und so sehen wir in Paris von den Bewohnern der Chaussée d'Antin oder des Faubourg St.-Germain, wo Fürsten, Grafen und Herren, reiche Bankiers und Kaufleute wohnen, in derselben Zeit erst einen von 42 sterben, in welcher von den ärmlichen Bewohnern des Faubourg St.-Marceau oder St.-Jacques von den Gassenkehrern, Wasserträgern, Lumpensammlern einer von 25 stirbt.

Aber jene Reichen können sich auch jeden Comfort des Lebens, alles

Nothwendige und Annehmliche, jede Hülfe in Krankheit verschaffen; da fehlt es nicht an zweckmäßiger Erwärmung, an nöthiger Ventilation der Zimmer, die Producte Ostindiens und Amerikas, was Gewerbfleiß und Kunst erschaffen, stehen ihnen zu Gebote. Sie können, sei es zu Hause, sei es durch Reisen, den Winter in Sommer, den heißen Staub des Juli in frische Frühlingsluft verwandeln.

Kann es da verwundern, daß die in die Lebensversicherungen Eingekauften länger leben als eine aus Armen und Reichen gemischte Bevölkerung? Die Theilnehmer sind ja vorzugsweise Wohlhabende: denn ganz Arme können sich in solche Anstalten nicht einkaufen, da sie nicht vermögen, die jährlichen Beiträge zu erübrigen.

Findet man aber dennoch die allerhöchsten Lebensalter bei den Aermern, bei Soldaten, Matrosen, Tagelöhnern, Botenfrauen, so beweist das nur, daß bei einfachem mäßigen arbeitsamen Leben ein hohes Alter erreicht werden kann, selbst wenn manche Stürme drohend einwirken.

Man erinnere sich des 1792 verstorbenen Mittelstadt, der zu Fissahn in Preußen geboren, eines Abends von seinem Herrn verspielt wurde, 67 Jahre als Soldat diente, den ganzen Siebenjährigen Krieg mitmachte, 17 Hauptschlachten beiwohnte, unzählige male verwundet wurde, in russische Gefangenschaft gerieth, im 110. Jahre zum dritten male sich verheirathete und 112 Jahre alt starb.

Noch merkwürdiger ist der Däne Drakenberg, der, 1626 geboren, bis in sein 91. Jahr als Matrose diente. Er brachte 15 Jahre in der türkischen Sklaverei im größten Elende zu, setzte sich, 111 Jahre alt, zur Ruhe und verheirathete sich mit einer 60 Jahre alten Frau, die er aber lange überlebte. In seinem 130. Jahre wollte er ein junges Bauermädchen heirathen, die aber seinen Antrag ausschlug; er versuchte sein Heil noch bei mehreren, war aber bei keiner glücklicher, blieb ledig und lebte so noch 16 Jahre, bis er, 1782, in seinem 146. Jahre starb.

Doch was sind solche einzelne Beispiele gegen die Massenzahlen. Sie vermögen den Ausspruch nicht zu schwächen, daß mit der Volkswohlfahrt ein längeres Leben der Bevölkerung parallel geht.

Noch sind aber die Meinungen getheilt, ob eine dichte oder dünne Bevölkerung das Glück eines Landes ausmache. Betrachten wir daher den uns interessirenden Punkt, den Stand der Population in Beziehung auf die Lebensdauer.

Wo, wie meistens in größern Städten, in Fabrikdistricten, die Bevölkerung eine sehr dichte, sehr emsig zunehmende ist, da ist die Sterblichkeit bedeutend größer als in den volksärmern Orten, in den ackerbautreibenden Districten, wo die Bevölkerung langsam sich mehrt. Und an eine so feste Regel ist diese Erscheinung gebunden, daß, wie Casper zuerst nachgewiesen hat, das Verhältniß der Einwohnerzahl zu der Zahl

der Geborenen ziemlich genau die mittlere Lebensdauer ausdrückt. In den Gemeinden Montreux und Leysin in der Schweiz, wo die mittlere Lebensdauer eine sehr hohe ist — 45 und 48 Jahre — da kommt auch nur ein Neugeborenes auf 45 und 48 Einwohner und wo, wie in Eibenstock im Sächsischen Erzgebirge, die ganze Thätigkeit der Mütter oft jahrelang immer nur zwischen dem kleinsten Kind in der Wiege und dem nur ein Jahr ältern am Gängelbande getheilt ist, wo schon auf 19 Einwohner ein Neugeborenes kommt, da beträgt die durchschnittliche Lebensdauer auch nur wenig über 19 Jahre.

Der Grund dieses eigenthümlichen Verhältnisses kann nicht blos der sein, daß auf einem gewissen Raum nur eine gewisse Menschenmenge ihren Unterhalt findet, bei unsern Communicationsmitteln ist das nicht anzunehmen; wahrscheinlicher ist es, daß durch das enge Zusammenwohnen, durch die ineinander gebauten, Luft und Sonne entbehrenden, die mannichfachsten Evaporationen aufnehmenden Wohnungen, daß durch die geringere, weil getheiltere Sorgfalt für die Kinder, eine größere Sterblichkeit bedingt wird, die sich daher vorzugsweise in der Kinderwelt zeigt, wie denn in dem ebengenannten Fabrikstädtchen mehr als die Hälfte der Kinder vor dem siebenten Jahre stirbt.

Wenn Hufeland schon vor mehr als 60 Jahren die große Salubrität von Jena rühmt, so ist zu bemerken, daß daselbst bei einer Bevölkerung von 6000 Einwohnern jährlich im Durchschnitt nur 127 Kinder geboren werden, d. i. 1 auf 48 Einwohner, was eine mittlere Lebensdauer von 48 Jahren ergeben würde; die mittlere Lebensdauer beträgt in Preußen 29½, in Frankreich 35¾, in England 38½ Jahr.

Bald für eine ganze Bevölkerung, bald für ein einzelnes Individuum sind Abstammung und Constitution von größter Wichtigkeit für die Lebensdauer. Man weiß, daß die kaukasische Rasse länger lebt als die mongolische, der Europäer länger als der Hottentotte, daß ein langes Leben Eigenthum einzelner Familien und Personen ist. So hatte Thomas Parre, ein Bauer in England, der 1635 starb und 152 Jahre alt wurde, Kinder und Enkel, die über 100 Jahre lebten und eine Urenkelin, die das Alter von 103 Jahren erlangte.

Fragen wir nach den Bedingungen, die eine Anwartschaft zu einem so hohen Alter in sich bergen, so ist es der am deutlichsten ausgesprochene Gattungscharakter, das normale Ebenmaß einzelner Theile, namentlich das richtige Verhältniß der bildenden zu den consumirenden Organen. Ein guter Magen, ein gesundes Herz und kräftige Lungen sind von jeher als die Vorbedingungen eines langen Lebens erachtet worden.

Nicht auf außerordentliche Muskelkraft, nicht auf ungewöhnliche Körpergröße kommt es an, aber auf das richtige Verhältniß der einzelnen Theile zueinander. Dies ist ein von Haus aus Gegebenes und erhält

sich nicht selten bei einzelnen Volksstämmen und Familien und die Nachkommen dürfen um so mehr auf ein langes Leben rechnen, welche den Vorfahren, die lange gelebt, der Bildung nach am ähnlichsten sind.

Wenn man aber dennoch zuweilen von kräftigen Aeltern schwächliche Kinder abstammen sieht, so ist nicht zu übersehen, daß die Kinder bald mehr der Mutter, bald mehr dem Vater ähneln; und wie zuweilen die von wohlgebildeten Aeltern auf die Kinder vererbten Gesichtszüge bei diesen sich nicht zu einem schönen harmonischen Ganzen vereinen, so können die etwa dem zartern mütterlichen Körper nachgeformten Bildungsorgane, Herz und Lungen, das in der Anlage massenhaftere Nerven- und Muskelsystem nicht gehörig ernähren und eine schwächliche Constitution bedingen.

Manches kann wol auch durch passende oder unpassende Lebensweise nachgeholt oder zum Verderben geführt werden, wie denn der englische Arzt Clarke erwähnt, daß er in London stets den Enkel habe an Schwindsucht sterben sehen, wenn er dasselbe Schneiderhandwerk wie Vater und Großvater betrieb.

Ein vergebliches Bemühen ist es aber, die Constitution vollständig umwandeln zu wollen. Es erinnert solch ein Versuch an die Hoffnungen, welche man an die Transfusion knüpfte, d. h. an die Operation, durch welche man von einem Thier oder Menschen Blut auf einen andern überleitete. Nicht nur einzelne Aerzte, wie Boyle, ganze gelehrte Gesellschaften beschäftigten sich noch im 17. Jahrhundert mit den Fragen: bekommt ein Hund Wolle nach Schafsblut, frißt ein Hund dann Kräuter, bekommt er Hörner? Wird ein Schaf bissig nach Hundeblut? Werden alte Leute wieder jung nach Kinderblut?

Wir lächeln jetzt über solche Fragen; haben aber die etwa eine verständigere Hoffnung, welche in Gräfenberg oder durch Hrn. Barry du Barry's Revalenta einen ganz neuen Menschen anzuziehen glauben?

Wie aber mit der Constitution, so ist auch mit dem verschiedenen Geschlecht eine ursprüngliche Anlage zu einem längern oder kürzern Leben gegeben und die Natur hat, wie die statistischen Tabellen aller Länder und Zeiten beweisen, die Frauen nicht unbedeutend vor den Männern bevorzugt, indem sie durchschnittlich einer längern Lebensdauer von drei Jahren sich erfreuen.

Und hierin müssen wir denn auch den Hauptgrund suchen, warum die Sterblichkeitstafeln, die diesen Unterschied nicht beachteten, sondern eine von Männern und Frauen gemischte Bevölkerung zur Basis ihrer Berechnungen nahmen, so bedeutende Fehler in die Tabellen für die Witwenversorgungsanstalten einlaufen lassen konnten. Die Einzahlungen dauerten kürzer, die Auszahlungen länger, als man berechnet hatte und so wurden jene Anstalten bankrott.

Diese geringere Sterblichkeit zeigt sich bereits in den Kinderjahren; denn wenn constant mehr Knaben als Mädchen geboren werden, im Verhältniß von 21 zu 20, so hat sich dieses Mehr schon in den ersten Kinderjahren ausgeglichen, das Leben der Frauen bleibt fortwährend ein gesicherteres als das der Männer und kein Jahr ist es, das ihnen besonders verderblich würde, wie man wol gemeint hat; daher erreichen auch $^1/_4$ mehr Frauen das 80., $^1/_3$ mehr das 100. Jahr als Männer, wenn diese auch die allerhöchsten Lebensalter häufiger erlangen.

Man hat vielfach nach dem Grund dieser Bevorzugung der Frauen gefragt, doch vergeblich, wenn man nicht eine ursprüngliche, in der Constitution liegende höhere Bildungskraft als Grund des längern Lebens annehmen will. Namentlich sind alle Versuche, aus Analogien in der übrigen organischen Natur einen Grund zu finden, gescheitert. Denn wenn wir überall ein um so längeres Leben wahrnehmen, je später die Entwickelung vollendet, je derber die Structur, je massenhafter der Körperbau ist, so finden sich diese Verhältnisse eher bei Männern, und würden bei ihnen ein längeres Leben vermuthen lassen.

Man hat zwar gemeint, daß die kürzere Lebensdauer der Männer darin begründet sein könne, daß sie den Stürmen des Lebens, der aufreibenden Thätigkeit des Körpers und Geistes mehr ausgesetzt wären: aber hiergegen erinnert Casper, daß nicht alle Frauen ein Leben führen wie es in Schiller's „Glocke" dargestellt ist, und daß namentlich die Frauen der weniger wohlhabenden Klassen vollkommen die Arbeit der Männer theilen. Und Benoiston de Chateauneuf hat aus der Lebensdauer einer großen Anzahl von Mönchen und Nonnen, die doch unter gleichen Verhältnissen leben, nachgewiesen, daß es die Nonnen zu einem höhern Leben bringen als die Mönche. Dennoch hat die Natur, die überall das Zweckmäßige begünstigt, weil es das Natürliche ist, dem Mann ein Mittel an die Hand gegeben, diese einseitige Zurücksetzung auszugleichen und in Gemeinschaft mit der Frau zu erreichen, was dem einzelnen zu erlangen versagt ist.

Voltaire sprach es zuerst als Vermuthung, Hufeland und Deparcieux zuerst als Erfahrungssatz aus, daß die Ehe ein Verlängerungsmittel des Lebens sei. Nicht nur, daß die allerhöchsten Lebensalter nur von Verheiratheten erreicht wurden, so erlangen, nach Escherich, bei einem doch ziemlich gleichartigen Leben, die protestantischen Geistlichen ein höheres Alter als die katholischen, und von 100 verheiratheten Männern erreichen, wie Odieu nachgewiesen hat, 36 mehr das 45., 16 mehr das 70. Jahr als von 100 unverheiratheten, und von je 100 verheiratheten Frauen erlangen 8 mehr das 45., 5 mehr das 70. Jahr als von unverheiratheten. Die Männer gewinnen daher durch die Ehe 6, die Frauen 2 Jahre an ihrem Leben.

Wie falsch speculiren daher die Hagestolze, welche meinen, da sie keine Sorge für eine Familie drückt, da sie ein genießendes und ungezwungenes Leben führen, daß sie auch auf eine längere Lebensdauer rechnen können. Sie werden durch Thatsachen überführt und man kann sie füglich schleichende Selbstmörder nennen. Sie weisen schnöde eine Lebensverlängerung von 6 Jahren von sich, die ihnen jede Frau als Heirathsgut mitbringen würde, sie leben lieber allein und kürzer, als zu fragen: wollen Sie mein Leben verlängern?

Aber auch die Furcht, daß die so oft mit Pflege und Nachtwachen beschwerten, manchen Angriffen auf die Gesundheit ausgesetzten Frauen mehr gefährdet seien als die unverheiratheten, sehen wir vor diesen Angaben schwinden, wenn schon ihr Leben nicht so viele Jahre durch die Ehe gewinnt als das der Männer.

Die größere Regelmäßigkeit des Lebens ist es vorzüglich, dann die gegenseitige Pflege und Abwartung, nicht selten auch die gegenseitige geistige Anregung, tröstende, warnende, ermuthigende Zusprache, selbst die kleinen, das Salz des Lebens bildenden Differenzen, welche dieses Resultat herbeizuführen scheinen.

Werfen wir zuletzt noch einen Blick auf die verschiedenen Stände, auf den verschiedenen Beruf, womit eine Nöthigung zu einer ausschließlichen Beschäftigung oder Lebensweise gegeben wird, womit eine andauernde und gleichmäßige Einwirkung wenn nicht bestimmter Handlungen, so doch gewisser Gewohnheiten verbunden ist, so hat sich hierüber, ich möchte sagen, eine Art Gewohnheitsmeinung gebildet und man nimmt keinen Anstand, die sitzende Lebensweise, den Aufenthalt in den Schreibstuben für bei weitem ungünstiger für ein langes Leben zu halten als eine Beschäftigung, die, wie die der Landleute, Jäger und Schäfer, den Körper abhärtet und dem Einfluß der frischen Natur aussetzt.

Achten wir jedoch auf die Erfahrungen im großen, auf die Massenzahlen, so sehen wir den allgemein verbreiteten Glauben nicht bestätigt und finden vielmehr, daß Regelmäßigkeit mehr als jedes andere Moment auf die Lebensdauer von überwiegendem Einfluß ist.

Wem ist es nicht aufgefallen, daß unter den Jubelgreisen, von denen alljährlich die öffentlichen Blätter erzählen, die Geistlichen die erste Stelle einnehmen. Sie sind es auch, namentlich die protestantischen Landgeistlichen, von denen die meisten ein hohes Lebensalter erreichen, ein Alter von durchschnittlich 65 Jahren.

Die Regelmäßigkeit des Lebens, der Wechsel der Zimmerstudien, die dem Geist eine höhere Richtung geben, mit der Bewegung im Freien, die den Körper stärkt, bei einer Beschäftigung, die nicht eben durch Sorge und Verantwortlichkeit aufreibt, mögen bei einem, nicht selten

nothwendig nüchternen Leben, wol am meisten dazu beitragen, dieses günstige Resultat herbeizuführen.

Den Seelsorgern entgegengesetzt sind die, denen die Sorge für den Körper anvertraut ist, die Aerzte; ihnen ist unter allen Ständen das kürzeste Leben beschieden, ihre mittlere Lebensdauer beträgt nur 56 Jahre. Zwar wechselt auch bei ihnen Zimmerstudium mit Bewegung in freier Luft, aber mit welchen aufreibenden Gemüthsbewegungen, mit welchen Sorgen ist ihre Thätigkeit verbunden, wie ist jede Regelmäßigkeit in ihrem Beruf verbannt; wie oft wird die nächtliche Ruhe, die nur in Eile genommene Mahlzeit unterbrochen; wie oft unterliegen sie den Folgen der Ansteckung, von denen nur ein bequemer Aberglaube sie befreit hält!

Zunächst den Seelsorgern stehen Beamte, Kaufleute, Land- und Forstleute, die sich sämmtlich einer hohen Lebensdauer, im Mittel von 61½—62 Jahren erfreuen.

Wenn wir hier drei Stände zusammenstellen müssen, von denen der eine einer sitzenden Lebensart bei anstrengender Geistesthätigkeit ergeben ist, bei dem andern eine dauernde Regsamkeit des Körpers und Geistes für Speculation und Erwerb in Anspruch genommen wird, der dritte aber bei anhaltendem Aufenthalte in freier Natur den Körper thätig erhält, ohne den Geist ruhen zu lassen, so müssen wir die Ueberzeugung gewinnen, daß wol kein Einfluß allein nur Schaden bringt oder nur vortheilhaft ist und daß der Nutzen auf der einen Seite durch den Nachtheil auf der andern wieder aufgewogen wird.

Und so sehen wir in der That, daß die geistig anregenden Beschäftigungen den Mangel körperlicher Bewegung einigermaßen ersetzen können, daher denn auch die niedern Beamten, bei denen solche Anregungen fehlen und bei denen die Zeit mit Schreiben und Rechnen ausgefüllt ist, kürzer leben als die höhern, die freilich auch in größerm Wohlstande sich befinden. In anderer Weise wird bei denen, die den Vortheil genießen, ihr Leben in freier Natur zuzubringen, der üble Einfluß ungünstiger Witterung eine Quelle von lebensverkürzenden Krankheiten.

Zu den Ständen, die sich durch ihre kürzere Lebensdauer den Aerzten am meisten anschließen, gehören Lehrer und Künstler, die durchschnittlich ein Leben von 56—57 Jahren erreichen.

Gestützt auf eine alte Sage von einem Schullehrer Clodius Hermippus, der 115 Jahre und 5 Tage lebte und zwar, wie die Inschrift des Gedenksteins sagt, durch den Hauch junger Mädchen, hat man lange Zeit aus Achtung vor den classischen Worten gemeint, daß wirklich der Hauch der Kinder etwas Belebendes habe. Aber der Nachweis, daß der Hauch eben nur die zum Athmen nicht mehr tauglichen Stoffe enthalte und daß die Schullehrer in der That gar nicht so sehr lange

leben, hat diesen Autoritätenglauben sehr beeinträchtigt, wenn auch nach neuern Zusammenstellungen die Schullehrer eine etwas höhere Stelle bezüglich der Lebensdauer einnehmen.

Trotz ziemlicher Regelmäßigkeit des Lebens mag Monotonie in der Beschäftigung bei kärglichem Gehalt, dauernder Aufenthalt in dunstigen Schulstuben, und oft genug Ueberanstrengung diese kürzere Lebensdauer bedingen. Wie selten können auch die Lehrer die Regel befolgen, acht Stunden der Arbeit, acht Stunden dem Schlaf, acht Stunden zerstreuendem Nichtsthun zu widmen.

Auch die akademischen Lehrer erreichen keine höhere Lebensdauer; ein längeres Leben, das einzelne erlangen, wird durch das kürzere vieler anderer ausgeglichen.

Daß die Künstler, sie, deren Nachdenken durch die Phantasie angeregt wird, durchschnittlich eine kürzere Lebensdauer haben, mag wol dem aufreibenden, oft ungeregelten, phantastischen, den wirklichen Verhältnissen nicht entsprechenden Leben bei meistens nicht großem Wohlstande zuzuschreiben sein. Auch unter ihnen findet man einzelne Beispiele von langem Leben. Tizian wurde 96, Michel Angelo 90, Claude Lorrain 82 Jahre alt, die Regel ist das kürzere Leben, wie es Rafael der 37, Correggio der 40, Mozart der 35 Jahre alt wurde, erlangten.

Wenn wir nun absehen von diesen das Leben verlängernden und verkürzenden Momenten, die wir größtentheils nach den Angaben des ausgezeichneten Werkes von Casper angeführt haben und noch nach manchen Richtungen hin erweitern könnten, so bleibt uns noch die Frage zu beantworten übrig, wodurch dem Leben überhaupt ein gewisses Maß, das Ziel seiner Dauer gesetzt wird.

Die mannichfachen hierüber ausgesprochenen Ansichten kann man wesentlich darauf zurückführen, daß das normale Aufhören des Lebens durch das typische Gesetz, durch das Gesetz der Bildung im Organismus bestimmt wird, ein Gesetz, das man bald als Lebenskraft selbst ansah, bald auf sie zurückführte.

Wodurch ist aber jenes Gesetz bestimmt? Was ist die Lebenskraft? Wie wird durch sie das Aufhören des Lebens vermittelt?

Die Neuerer sehen in dieser Kraft die Leistungsfähigkeit oder die Summe der Einzelkräfte, welche an die unendlich vielen und verschiedenen, den Körper zusammensetzenden Bestandtheile gebunden sind.

Man könnte sich mit dieser Anschauungsweise begnügen, wenn uns nur gesagt würde, wodurch denn alle diese Stoffe und Kräfte zu einem Zweck, zu einem Bildungsziel vereinigt würden; wenn uns gesagt würde, wie es kommt, daß sie endlich aufhören, zusammen zu wirken, auch wenn fortwährend die zur Existenz der einzelnen Bestandtheile nöthigen Be-

dingungen, die sogenannten Lebensreize, einwirken, wie Speise und Trank, Luft und Wärme.

Es erscheint daher vollkommen gerechtfertigt, noch weiter nach diesem unbekannten Etwas zu fragen, daß den ersten Anstoß, die fortwährende Bedingung zu dieser vereinten Wirksamkeit gibt.

Könnten wir von einer Kraft im Körper sagen, sie sei die zuerst wirkende, sie sei es, die, wenn auch unter Zuziehung äußerer Lebensreize, eine ursprüngliche Bewegung habe und alle übrigen Organtheile zu solchen anrege, so hätten wir jene Kraft und ihren Sitz gefunden, auch wenn wir es unbestimmt lassen müßten, ob sie wirklich eine ursprüngliche sei oder nur ein Glied in einer uns unbekannten Kette.

Betrachten wir die verschiedenen Organe und ihre Kräfte im Körper, so ist es die den Nerven inwohnende Kraft, die wir als die zuerst anregende, alle Bewegungen im lebenden Organismus bedingende, die wir als die Lebenskraft bezeichnen müssen.

Folgende Sätze, die wir nach Kortüm's Vorgang hier aufstellen, mögen diese Ansicht stützen.

Einen Organismus nennen wir einen Substanzencomplex, der fähig ist, Lebenserscheinungen auszuführen.

Lebenserscheinungen sind Bewegungserscheinungen.

Sie zeigen sich am menschlichen Körper theils in der der Willkür unterworfenen Sphäre, theils in der vegetativen, welche Bildung und Aufnahme äußerer Lebensbedingungen vermittelt.

Jene wird vom Gehirn und Rückenmark angeregt, diese vom sogenannten Sympathischen Nerven, welcher die Bildungsorgane versorgt.

In diesen beiden Nervensystemen liegt daher der letzte erkennbare Grund aller Bewegungs- oder Lebenserscheinungen innerhalb des Organismus.

Der letzte Grund einer Bewegung ist Kraft.

Der letzte Grund aller Bewegungen innerhalb des lebenden Körpers ist Lebenskraft.

Sie ist in den Nerven zu suchen, weil in ihnen jener Grund liegt.

Ihren Ursprung verdankt sie, wie die Nerven selbst, dem ersten Keim, der Lebensfähigkeit und typisches Gesetz in den neuen Organismus hinüberführt.

Man wende nicht ein, daß dann nicht die den Nerven, sondern die dem Keim inwohnende unbekannte Kraft als Lebenskraft zu bezeichnen sei. Denn erscheint das Nervensystem als Glied einer Kette, die vom Keim ausgeht, so ist es jenem identisch; nur gleiche Größen bilden eine Reihe.

Es kümmert uns auch nicht, daß die Pflanzen Leben haben, ohne empirisch nachweisbare Nerven zu besitzen; wir finden bei ihnen auch

Stoffaufnahme ohne Magen, auch Säftebewegung ohne Herz, und doch zweifeln wir nicht an der Wirksamkeit dieser Organe, wo wir sie finden.

Die Kraft der Nerven ist es nun, welche den mit chemischen und physikalischen Eigenschaften begabten Geweben, welche den chemischen und physikalischen Erfolgen im Körper den eigenthümlichen organischen Charakter verleiht und den lebenden Organismus von den anorganischen, lediglich den Gesetzen der Physik und Chemie folgenden Körpern, unterscheidet. Sie ist es, welche bei den stetigen Bewegungen, bei dem ewigen Wechsel von Werden und Vergehen die Beständigkeit der Form bedingt; sie, welche die Umwandelungsprocesse in bestimmter Ordnung anregt und, stellt sie ihre Thätigkeit ein, jeden Theil seinen eigenen chemischen und physikalischen Beziehungen dahin gibt.

Sie bildet den Anfangs- und Ausgangspunkt der Organismen und was unser geistreicher Anatom vom Gehirn sagt, das gilt auch von ihr: sie ist es, für die und durch die alles im Organismus geschieht.

Wie wir aber auch die Lebenskraft ansehen mögen, sie ist, wie jede Kraft, unbegrenzt in ihrem Wirken. Und wie der Erdbahn erst dadurch eine besondere Form gegeben ist, daß der fortbewegenden Kraft eine andere entgegenwirkt, so bekommt der Organismus nur dadurch eine räumliche und zeitliche Begrenzung, Form und Dauer, daß die Lebenskraft in ihrer Wirkung durch entgegenstehende Einflüsse eine Beschränkung erhält.

Diese Einflüsse liegen theils im Körper selbst, theils sind sie an Außenverhältnisse geknüpft.

Zu den letztern gehören alle Einwirkungen, denen der Mensch seiner Natur nach ausgesetzt ist und die bei ungünstigem Zusammentreffen seinen zufälligen Untergang herbeiführen. Es ist dies bei weitem die allerhäufigste Art und Weise, wodurch das Ende des Lebens herbeigeführt wird, das dann als das Resultat äußerer Bedingungen und Zufälle gegenüber der Lebenskraft erscheint.

Jene, die dem Körper inwohnenden, sein natürliches normales Lebensziel bestimmenden Bedingungen sind mit dem Typus, mit dem Gesetz für die Grenze der Form und Dauer gegeben. Es ist aber dieses nicht als etwas Anregendes, sondern als ein Hemmniß zu betrachten und liegt, wie jene Bedingungen, in Eigenschaften der den Körper zusammensetzenden Elemente; diese sind

einmal das Vermögen jener Elemente, infolge der besondern Diät, an welche jedes gebunden ist, sich überwiegend aus- und rückzubilden, und so die bestehende Harmonie zu stören; wie denn bei Hungernden Herz und Muskeln 45, Nerven 1 Procent an Masse verlieren;

dann die Eigenschaft der Gewebe, mit der Zeit stetig an festern Stoffen reicher, an flüssigen ärmer zu werden, d. h. sich zu verdichten.

Indem sich diese Eigenschaften der einzelnen Elemente und Gewebe auch an den zusammengesetzten Organen zeigen, so sehen wir z. B. in der Jugend durch ein Ueberwiegen der Ernährungsorgane bei Tendenz zum Festerwerden das Wachsthum und die Entwickelung bedingt werden, während nach vollendeter Ausbildung in den absteigenden Lebensaltern ein Ueberschuß des Bildungsstoffes durch seine Masse erdrückend wird, oder die zunehmende Verdichtung die Organe unfähig macht, ihn zu verwerthen und die nothwendigen Bewegungen und Umwandelungen zu gestatten.

Vermitteln so Ueberwiegen einzelner Organe und allmähliches Festerwerden Ausbildung und Wachsthum, so erkennen wir in denselben Bedingungen den Grund des endlichen natürlichen Aufhörens des Organismus. Disharmonie und zunehmende Condensation nannte schon Paracelsus den Grund des organischen Zerfallens.

Welches ist nun die eigentliche natürliche Dauer des Lebens?

Können weder die nothwendige Harmonie, noch die zur Entwickelung und zum Bestehen des Organismus zweckmäßigen Bedingungen über die Norm gesteigert werden, so ist eine Verlängerung des Lebens über sein natürliches Maß nicht denkbar und was man Verlängerungsmittel des Lebens nennt, sind Maßregeln, die nur die Bedingungen des frühzeitigen zufälligen Aufhörens beseitigen.

Wir müssen daher auch die allerhöchsten Lebensalter, die je erreicht worden sind, nicht als Ausnahmen, wir müssen sie als das normale Lebensziel ansehen. Das würden, nach den bisherigen Erfahrungen, 185 Jahre sein. So hoch brachte der Ungar Petraez Czarten aus Köffrösch bei Temeswar sein Leben. Im Jahre 1539 geboren, starb er 1724. Ihm zunächst steht Heinrich Jenkins aus Yorkshire, er starb, 169 Jahre alt, 1670.

Wenn man auch zugeben mag, daß eine besonders glückliche Constitution, ein besonders günstiger Complex der Körperbestandtheile vorhanden sein muß, um die Möglichkeit zu einem so hohen Alter zu gewähren, so ist dagegen bei so glücklichen Verhältnissen ein minder hohes Alter noch nicht als das eigentliche Lebensziel anzusehen. Davon liefert der schon erwähnte im 152. Jahre verstorbene Parre einen auffallenden Beweis. Das Gerücht von ihm war bis nach London gedrungen, der König ließ ihn kommen und bewirthete ihn königlich, verursachte aber dadurch sein rasches Ende. Der berühmte Arzt Harvey fand bei ihm alle Organe normal, keine Verdichtung, keine Verknöcherung, wie sie so oft bei ältern Leuten vorkommen. Eine Indigestion hatte seinen zufälligen Tod bedingt.

Fällt es aber schon schwer, bei den verschiedenen Völkern der Erde solche vereinzelte Beispiele des höchsten Alters aufzufinden, erreicht die

unendlich große Mehrzahl der Menschen dieses natürliche Ziel des Lebens nicht, erlangen von 100 gewöhnlich nur 10 das 70., nur 5 das 80. Jahr — was soll man zu den Betrachtungen sagen, welche der berühmte Statistiker Quetelet über die Niederlande anstellt?! „Hier", sagt er, „erreichen $^9/_{20}$ das 16. Jahr nicht und betrachtet man das Elend und den Kummer, der dadurch Tausenden von Aeltern erwächst, berechnet man die Kosten, die sie, ohne je einen Ersatz zu geben, veranlassen, so sind sie Fremden zu vergleichen, die ohne Vermögen ins Land gekommen, sie contrahirten eine jährliche Schuld von 50 Millionen, $^2/_3$ der ganzen Staatseinnahme, sie zogen dahin, ohne eine andere Spur als die des ewigen Bedauerns zurückzulassen."

Wohl mag man da zweifelnd fragen, ist es möglich, hier ein geregeltes Walten zu erkennen, oder ist es ein blinder Zufall, daß die physischen Kräfte, je nachdem sie dem individuellen Zustand eines jeden Organismus entsprechen, oder sei es durch Mangel, sei es durch Uebermaß, verderblich werden, bald tausend Bedingungen zu unserer Existenz in sich schließen, bald sich zu ebenso viel Ursachen für unsern Untergang gestalten?

Die Beobachtung hat gelehrt, daß auch dieses Werk der Zerstörung nicht ein regelloses ist, daß auch bei ihm alles nach bestimmten Gesetzen vor sich geht. Denn eine so unwandelbare, so feste Regel herrscht hier, daß bei gewissen gegebenen Verhältnissen sich genau berechnen läßt, wie viel von einer Anzahl Menschen dieses oder jenes Alter erreichen werden. So weiß man, daß in Berlin von 100 Knaben nur 55 das schulpflichtige Alter von sieben Jahren erreichen, nur 50 das 20. Jahr, wo sie ihrer Militärpflicht genügen müssen. Und selbst die Zahl derer, die als Opfer ganz zufällig scheinender Ereignisse, der sogenannten Unglücksfälle, erliegen, ist bestimmt und beträgt ebendaselbst jährlich $2^1/_2$ Procent.

Was sind aber auch die ganz außerordentlichen Ereignisse für den großen Haushalt der Erde, was sind die 25,000 Todten bei dem Erdbeben von Lissabon, was die 30,000 Gefallenen in der Schlacht bei Leipzig gegen die 80,000, die täglich auf der Erde aufhören zu leben?

Wie natürlich ist da die so oft aufgeworfene Frage, die Klage, die nicht selten gerade der Arzt zu hören bekommt: wie kommt es, daß so viele, deren Körper und Geist unentfaltet geblieben, daß so viele das ihnen von der Natur vorgesteckte Ziel nicht erreichen? was kann der Grund dieser Erscheinung sein?

Vom Standpunkte des Arztes, des Naturforschers kann man sich begnügen, die Thatsache erkannt zu haben, die Ergründung der Motive, die für alle Naturgesetze unbekannt sind, zurückweisend.

Man kann daran erinnern, daß jeder, der in die Welt eintritt, eben allen Einflüssen ausgesetzt ist, denen wir das Menschengeschlecht unter-

worfen sehen, und daß, je weniger Selbständigkeit er erlangt hat, je weniger entwickelt, je jünger er also ist, um so eher seine Widerstandskraft durch die Außenverhältnisse gebrochen werde. Sie aber, diese außer dem Körper liegenden Verhältnisse — das Resultat großer kosmischer Vorgänge — entfalten ihre weitverbreitete Macht, mögen sie den Menschen schaden oder nützen.

Und wie so über alle Gedanken sorgend, schützend und voll Liebe sie auf der einen Seite erscheint, auf der andern sehen wir die Natur ohne Schonung und ohne Nachsicht, gleichviel welche Hoffnungen erfüllt, welche zerstört werden. Sind die Bedingungen des Untergangs vorhanden, er erfolgt gewiß, ebenso wie unter andern geeigneten Verhältnissen ein neues Leben erblüht, gleichviel, ob es zum Segen, ob es zur Geisel werde.

Einem Baum voller Blüten vergleicht daher Herder das Menschengeschlecht; wie viele fallen ab, wie viele widerstehen den Stürmen nicht, wie wenige gedeihen zur vollkommenen Frucht! Doch auch die nur Blüten waren, sie haben uns erfreut.

Wohl sind viele weder durch solch ein Bild, noch durch jene Betrachtungen befriedigt. Sie müssen wir über die Grenze des Wissens in das Reich des Glaubens verweisen und daran erinnern, daß, wenn gesagt ist, der Mensch ist wie eine Blume und vergeht wie sie, darunter nicht verstanden werden darf, er sei so gar nichts: denn auch die Lilie auf dem Felde ist ja herrlicher als Salomo in seiner Pracht. Ist aber das Ziel der Menschen nicht Wissenschaft und Kunstleben, nicht staatliche und bürgerliche Wirksamkeit, sondern „zu werden wie die Kinder", so müssen wir meinen, daß auch die ihr Ziel auf der Erde erreicht haben, die nie etwas anders waren als Kinder.

Ein deutscher Edelmann als Sklave.

Von

August Kahlert.

Als mit dem Schlusse des Dreißigjährigen Krieges in ganz Deutschland äußerliche Ruhe eingekehrt war, blieb vielen jungen thatkräftigen Männern ein Trieb nach Kriegsabenteuern, welchen sie, weil es daheim für sie nichts zu thun gab, im Auslande zu befriedigen suchten. Zu diesen gehörte Heinrich von Uchteritz (die noch jetzt lebenden zahlreichen Mitglieder dieser Familie haben sämmtlich die Schreibung „Uechtritz" angenommen), Sohn des Erbherrn auf Modelwitz bei Meißen, der in gleicher Absicht im Jahre 1650 sich durch Norwegen nach Schottland begab. Was er Merkwürdiges erlebte, ist in einer kleinen im Jahre 1712

zu Weißenfels herausgekommenen Druckschrift, die jetzt schon zu den literarischen Seltenheiten gehört, von ihm selbst erzählt. Sie verdient schon um deshalb Beachtung, weil die darin vorgetragenen Schicksale in einem geschichtlichen Zusammenhange stehen mit der berühmten Gesandtschaft, die der Herzog von Holstein-Gottorp (1633—39) nach Moskau und Ispahan schickte und die durch Adam Olearius in seinem seit 1647 oft aufgelegten anschaulichen Berichte beschrieben worden ist. Wenn auch dieser Zusammenhang nur ein indirecter ist, so wird sich doch im Folgenden zeigen, daß unser junger thatenlustiger Held aus tiefem Elend nur durch die Reisebeschreibung des Olearius errettet wurde.

Der Krieg zwischen Cromwell und Karl II. war bereits in vollem Gange, als Uechtritz in Schottland ankam. Lord Okelbee warb ihn zu Dundee, wo das royalistische Heer zusammengezogen wurde, für ein Reiterregiment als Lieutenant. Im Sommer 1651 war man mit den Rüstungen fertig und schritt zum Angriff auf England. Bei Worcester kam es zur Schlacht, die bekanntlich für den König so unglücklich ausfiel, daß er sich nach Frankreich flüchten mußte. Nach Uechtritz' Ansicht würde diese für die spätere Geschichte Englands so entscheidende Schlacht nicht verloren gegangen sein, da das königliche Heer weit stärker als das des Parlaments gewesen sei, wenn die Heerführer — es ist unentschieden gelassen, ob aus Mangel an Einsicht oder an gutem Willen — ihrem Herrn besser gedient hätten. Genug, er selbst hatte das Unglück, gefangen zu werden. Nach London gebracht, wurde er mit den übrigen Gefangenen dem Protector vorgestellt, der sich in einer langen Strafrede erging und meinte, daß es eine Thorheit sei, einem Könige zu dienen, der kein Land hätte. Räthselhaft klangen die Schlußworte Cromwell's: „Damit euch dies nicht wieder einfallen möge, bin ich gesonnen, euch Zucker zu essen zu geben, und vor euch zu tauschen." Nach drei Monaten aber sollte den Unglücklichen der Sinn dieses Räthsels klar werden: denn da wurden die Gefangenen, 1300 an der Zahl, auf Galeeren geschickt und nach Westindien eingeschifft. Bei der Insel Barbados angelangt, ward ihnen ihr ferneres Loos klar, nämlich als Sklaven in die sehr umfänglichen Zuckerplantagen verkauft zu werden; sie wurden rottenweise, der Mann für 800 Pfd. Zucker verkauft und weit zerstreut. Nach Uechtritz' Wissen ist er von allen der einzige, der wieder nach Europa zurückgekommen. Um von seiner schlichten und ehrlichen Erzählungsweise ein Bild zu geben, mag er hier selbstredend eintreten, wobei wir nur seine Schreibung der Worte in die jetzt übliche umwandeln.

„Mich kaufte ein Lord (Lord ist soviel als Graf), Weitecker genannt, nebst noch 19 andern. Dieser Graf war ein Christ und aus England gebürtig, und hatte 100 Christen, 100 Mohren und 100 Wilde

zu Sklaven. Die Häuser in dieser Insel liegen alle als wie in schönen Wiesen, die vornehmen Häuser sind alle von Cedernholz gedeckt, unten findet man nur ein Gemach und daran ein Schlafzimmer, aber das Obertheil der Häuser steht auf den Seiten offen, daß die Luft durchstreichen kann, doch mit Schaublägen, daß der Schlagregen keinen Schaden thue. Um die Höfe stehen der Sklaven Häuserchen von schlechtem Holz fast wie Hundehütten, und mit Blättern von Bäumen gedeckt, so ganz breit sind und fast schilfig, dienen vor den Regen gar wohl. Auf den Höhen sieht man eine große Menge Citronenbäume, und wie bei uns die Dornenhecken am Wege stehen, so wächst auch daselbst die Baumwolle in einer Schale, einer großen Wallnuß nicht ungleich; wenn sie reif ist, so thut sie sich oben auf, alsdann zieht man die Baumwolle heraus, hat inwendig den Samen wie die großen Erbsen, der wird gesäet, wächst in Stengel gleichwie der Hanf und über ellenhoch, und die Blätter daran sind den Weinblättern nicht viel ungleich. Sie können ganze Acker damit besäen. Der Einwohner und Engländer Nahrung und Handel besteht nur allein in Zucker, Taback, Ingber und Baumwolle, so häufig gezeugt wird. Geld ist nicht sehr bekannt allda, sondern handeln nur mit jetzt gedachten Waaren und ist bei ihnen eins so theuer geachtet als das andere. Es müssen die Sklaven alle Arbeit verrichten, Taback, Ingber und Zucker pflanzen, hacken ꝛc. Der Zucker wächst im Felde fast wie Schilf oder spanisches Rohr, über daumendick und zwar an feuchten Orten. Dasselbe Rohr wird erstlich zerstoßen, nachmals in einem Kessel gesotten, das beste davon wird ausgepreßt, das geringe aber für die Schweine zu Futter gegeben. Den Zucker, wenn er ausgepreßt und geläutert ist, lassen sie in der Sonne oder Wärme stehen, daß die übrige Feuchtigkeit abgehe, so wird das andere zu Zucker.

„Ich meinestheils mußte den ersten Tag den Hof kehren, den andern die Schweine füttern und hernach allerhand Arbeit, was Sklaven gebührt, verrichten. Unsere Speise war sehr schlecht und nur Wurzeln, und zwar hieß die eine Batatas, welche schlecht Gras trägt, wird in großen Töpfen gekocht und schmeckt fast wie Kastanien. Die andere Wurzel heißt Cossabe, daraus ein Bäumlein, doch ohne Frucht, wächst. Diese letztere ist gar groß; wenn man sie will genießen, so muß sie zuvor auf einem Reibeisen klein gerieben und der Saft rein ausgedrückt werden; alsdann wird sie breit, als ein Kuchen, gepreßt, auf glühende Kohlen gelegt und wieder oben darauf mit Kohlen gedeckt, damit sie recht austrockne, sintemal das Wasser, so heraus läuft, lauter Gift ist. Dieses ist der Sklaven Speise. Fleisch bekommen sie nicht, so ist auch keins allda zu bekommen, außer Schweinefleisch, dessen doch nicht gar viel gibt, und nur die Vornehmen solches zu genießen haben.

„Das Getränke machen die Vornehmen von der Wurzel Batatas, welche in einen Sack gethan, Wasser darauf gegossen und durchgedrückt wird, alsdann gießen sie solches in steinerne Krüge, da fängt es an zu gähren, wie andere Getränke, dann thun sie Zucker und den Saft von ausgedrückten Citronen darein, welches denn ein anmuthiger und lieblicher Trunk ist. Und wiewol auch Wein und Bier aus andern Ländern dahin gebracht wird, das ist ihre Speise und Trank. Und wiewol diese Insel an einem schönen Orte liegt, so hört man doch keinen Vogel allda. Das Erdreich scheint an etlichen Orten vergiftet und nicht gar gesund zu sein. Denn, wenn jemand nur etwa eine Stunde sich auf die bloße Erde legt, fängt er geschwind an zu schwellen und aufzulaufen. Die Inwohner sind von keiner sonderlichen Schönheit, sondern mehrentheils gelblich. Dieselben, welche Christen sind, reden englisch, die Mohren und Wilden aber haben ihre absonderliche Sprache; ihre Kleidung anlangend, so tragen die Christen nur leichte Leinwandkleider, die Mohren und Wilden aber gehen ganz nackend und haben um die Lenden ein Tuch gebunden. Die Christen in dieser Insel sind alle calvinischer Religion, hat auch unterschiedliche Kirchen und Prediger daselbst, und wird bei ihrem Gottesdienst überall nicht anders als wie in England gehalten, haben auch ihre Schulen daselbst. Die Mohren beten den Teufel an, und geben diese armen Leute vor, Gott, welcher im Himmel wohne, sei ein guter frommer Mann, welcher niemand etwas zu Leide thäte, aber der Teufel sei sehr grimmig und böse, darum müßten sie ihn anbeten, auf daß er sie nicht beleidigte. Wenn auch jemand bei ihnen stirbt, so sprechen sie, er sei in den Himmel zu seinen Freunden gegangen und gehe ihm dort sehr wohl."

Genug dieser naturwissenschaftlichen und culturgeschichtlichen Bemerkungen, aus denen man ersieht, mit welcher kindlichen Neugier vor 200 Jahren noch die transatlantische Welt angestaunt wurde! Wir wenden uns zu der Erlösung des bekümmerten Sklaven, dessen Glücksstern schnell und unerwartet wieder aufging, nachdem er vier Monate in Dienstbarkeit geschmachtet hatte. Es ist oben bemerkt worden, daß die abenteuerliche Reise einer Gesandtschaft an den Zaren von Moskau und den Schah von Persien seitens des Herzogs von Holstein-Gottorp wesentlich dazu beitrug. Dies ging also zu. Bei dieser Gesandtschaft, welche im ganzen über 60 Personen zählte — unter andern den Dichter Paul Flemming —, hatte sich auch ein Vetter unsers kriegsgefangenen Uechtritz befunden, dessen in der großes Aufsehen erregenden Beschreibung jener Reise durch Adam Olearius Erwähnung geschieht, und zwar mit Hinzufügung seines gestochenen Bildnisses. Nun ereignete es sich, daß in Barbados etliche deutsche Schiffe mit allerhand Waaren einliefen, um Tauschhandel zu treiben. Ergriffen von Sehnsucht nach dem Vaterlande, wagte der

Sklave, seinen Herrn zu beschwören, ihn wieder loszugeben. Lord Weitecker fragte nunmehr zum ersten male nach seinem Namen, seinen Familienumständen, bezweifelte zwar anfangs die Richtigkeit der Angabe, ließ es aber doch zu, daß ein anderer Sklave, eines Gastwirths Sohn aus Meißen, um sein Zeugniß befragt werde. Da dieser jene Angabe bestätigte, wurde er milder gesinnt und meinte, wenn er nur seine achthundert Pfund Zucker wieder erstattet oder vergütet bekäme, so möchte er wol allenfalls auf die Bitten des deutschen Cavaliers eingehen. Nachdem er sich persönlich bei den deutschen Schiffern erkundigt hatte, und diese vor allen Dingen ihren Landsmann zu sehen und zu sprechen wünschten, genehmigte er auch, daß dieser mit ihnen in der Muttersprache verhandeln durfte. Es ergab sich, daß ein Kaufmann aus Holstein, Namens Lüders, sich unter ihnen befand. Sobald dieser den Namen Uechtritz hörte, wurde er aufmerksam und fragte, ob er etwa den holsteinischen Kammerjunker von Uechtritz kenne, und von seiner großen orientalischen Reise etwas wüßte. Sofort wurde dies bejaht, im allgemeinen auch der Wahrheit gemäß, nur insofern verändert, als Uechtritz jenen seinen Bruder nannte, während beide in der That nur Vettern waren. Nach einem längern Gespräche, als Lüders noch nicht völlig überzeugt zu sein schien, holte er ein Buch hervor, worin viele in Kupfer gestochene Bildnisse waren, bedeckte die darunter befindlichen Namensunterschriften und fragte, welches davon wol seinen Bruder, den Kammerjunker vorstelle? Das Buch war eben die orientalische Reisebeschreibung des Adam Olearius. Dem Befragten schlug das Herz gewaltig, denn er hatte seinen Vetter ein einziges mal und schon vor vielen Jahren gesehen; indessen faßte er schnell Muth, und auf einige Merkmale der Kleidung gestützt, bezeichnete er ganz dreist eins der Bildnisse. Er hatte die Wahrheit getroffen, Lüders erklärte sich für befriedigt, die Unterhandlungen wegen des Loskaufs mit dem Lord Plantagenbesitzer begannen und wurden zuletzt folgendermaßen erledigt: Lord Weitecker nahm für die achthundert Pfund an Zucker, die ihm der Sklave gekostet hatte, verschiedene deutsche Kaufmannswaaren. Da aber dieser in seiner jämmerlichen Tracht nun nicht länger verbleiben durfte, so ließ ihm sein Erretter aus holsteinischem Tuch standesmäßige Kleider anfertigen, und verlangte nur einen Schuldschein über den Gesammtbetrag, der nach einer bestimmten Frist in der Heimat einzulösen sei. Auch die Kosten der Heimreise wurden bewilligt und der Schuldschein demnächst über die Summe von 450 Thlrn. ausgestellt. Für damalige Zeit eine sehr beträchtliche Summe! Uechtritz gerieth in große Sorgen darüber, ob seinen Aeltern dieselbe zu bezahlen möglich sein würde, und verhehlte nicht, daß er deshalb werde um einige Nachsicht bitten müssen. Lüders und noch einige andere Kaufleute, die sich auch als Holsteiner erklärten, und die

Angelegenheit mit Eifer betrieben hatten, lächelten und meinten, es werde sich schon Rath schaffen lassen. Es zeigte sich bald, daß sie in dieser Sache von allem Eigennutz fern waren.

Das Wichtigste war, eine Gelegenheit ausfindig zu machen, womit der wieder freigewordene Sklave nach Europa befördert werden könne, denn die holsteiner Schiffsherren hatten noch längere Zeit in Westindien zu verweilen; sie fand sich bald in einem holländischen Schiffe, das nach Amsterdam, aus Brasilien kommend, zurücksegelte. Und nun zeigten die menschenfreundlichen Retter sich als wahrhaft großmüthig. Sie bezahlten dem Holländer das Fahrgeld für den deutschen Landsmann, reichten diesem noch eine Anweisung auf Amsterdam, um daselbst Geld zur Weiterreise zu erheben, und zerrissen dann zu seinem nicht geringen Erstaunen vor seinen Augen den von ihm ausgestellten erwähnten Schuldschein. Nur eins bedungen sich sich für ihre ihm gebrachten Opfer, daß er nämlich den Rückweg nach Sachsen über Holstein nehme und dem Kammerjunker Uechtritz ihren landsmännischen Gruß bringe. Man trennte sich aufs herzlichste; der Beglückte wußte nicht Worte für den Dank seines Herzens zu finden.

Im Herbste 1652 wurde die Rückreise von Barbados nach Europa angetreten und ohne bedeutende Fährlichkeiten binnen achtzehn Wochen zurückgelegt; in Amsterdam wurden 10 Thlr. Reisegeld erhoben, und dann ging es nach Gottorp. Der Kammerherr Hans Christoph von Uechtritz behielt den Vetter längere Zeit am Hofe und beförderte ihn dann nach Meißen zu seinen Aeltern, belohnte auch den Kaufmann Lüders freigebigst für seine edle Handlungsweise.

Die Beschreibung dieser abenteuerlichen Reise ist erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt worden. Die vier Bogen starke Schrift enthält hinter dessen eigenhändigem Berichte eine Anzahl von naturwissenschaftlichen Glossen aus der Feder eines unbekannt gebliebenen Gelehrten, die für den heutigen Standpunkt werthlos sind. Auch einige Kupfer, z. B. die Anbetung des Gottes Vitziputzli durch die Neger, fehlen nicht. Den Schluß bilden zwei Gedichte, worin das glücklich überstandene Ungemach gefeiert und religiöses Dankgefühl ausgesprochen wird; der poetische Werth derselben ist aber sehr gering.

Literatur und Kunst.

Erzählende Dichtungen.

Es genügt, daß etwas zur Mode wird, um es nicht nur dem Fluch der Nachahmung, sondern auch allen Künsten der Verfälschung und Verschlechterung auszusetzen; zu jeder neuen Erfindung, die das Glück hat, sich den Weg ins Publikum zu bahnen, tauchen auch sofort die Surrogate auf und nicht selten passirt es dabei, daß die echte Waare von der falschen, die massive von der plattirten verdrängt und in Schatten gestellt wird. Auch in der Literatur gibt es solche Moden; auch hier genügt es, daß irgendeine bestimmte Gattung oder Richtung durch die Gunst des Publikums ausgezeichnet wird, und sofort stellen sich nicht nur die Nachahmer ein, sondern diese Nachahmer zeigen auch eine wunderbare Geschicklichkeit darin, die äußern Bedingungen der neuen Gattung oder Richtung scheinbar aufrecht zu erhalten, während sie Kern und Inhalt aufs schmählichste verfälschen; sie wissen ja, daß das Publikum meistens nur nach dem Fabrikstempel sieht und sich wenig darum kümmert, ob derselbe einer echten oder einer nachgemachten Waare aufgeprägt ist. Ein solcher beliebter Fabrikstempel ist heutzutage die poetische Erzählung: aber Himmel, wie wird er auch gemisbraucht! Wenn das alles, was heutzutage unter der Firma der poetischen Erzählung cursirt, wirklich auf epischem Stamme gewachsen wäre, dann allerdings würde die Kritik keinen Grund mehr haben, über den Mangel an epischem Sinn und plastischem Darstellungsvermögen zu klagen, den sie an unserer modernen Poesie bemerkt; es hätte dann nichts mehr zu sagen mit jener lyrischen Zerflossenheit, jenem unmännlichen Schwelgen in Empfindungen und Gefühlen, das unsere Poesie seit langem kennzeichnet und das namentlich unter dem lähmenden Einfluß unserer jüngsten Reactionsepoche von Jahr zu Jahr weiter um sich greift und das poetische Mark der Nation mehr und mehr zu erschöpfen droht. In der That jedoch ist die Mehrzahl dieser erzählenden Dichtungen nur plattirte Waare; sie tragen nur die epische Politur, inwendig aber ist es die alte lyrische Unbestimmtheit und Gegenstandslosigkeit, mit der die deutschen Dichter, scheint es, geboren werden. Zwei Irrwege besonders sind es, auf denen die sogenannte erzählende Dichtung unserer Tage sich herumtummelt: theils sind es Novellenstoffe, Stoffe, an denen wir uns vor dreißig Jahren bei unsern Tromlitz und van der Velde und den übrigen Abendzeitungsdichtern satt und müde gelesen haben und die hier nun abwechselungshalber in Vers und Reim gezwängt sind, theils ist das epische Element überhaupt auf ein Minimum reducirt, während der eigentliche Inhalt des Gedichts in lyrischen und descriptiven Episoden besteht und zwar in Episoden, die dem eigentlichen Gedicht dermaßen über den Kopf wachsen, daß das Ganze weit mehr einer Samulung lyrischer Kraft- und Glanzstellen als einem Epos gleicht. Das Wesen des Epos beruht in der Handlung, es verlangt einen Helden, für den wir uns menschlich zu interessiren vermögen und der durch Handeln und Dulden unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Von diesen beiden Grunderfordernissen des epischen Gedichts haben die meisten, die uns gegenwärtig mit „erzählenden Dichtungen“

beschenken, keine Ahnung; in ihren Gedichten ist in der Regel alles zu finden, nur keine Handlung und kein Held; sie geben die Form, aber ohne den Inhalt, die Sauce, aber ohne den Braten, und rechnen sich es wol gar noch zum Verdienst, wenn sie diese Sauce so lang wie möglich machen.

Von solchen Pseudo-Epen, die, so gering ihr ästhetischer Werth ist, doch immerhin zur poetischen Signatur unserer Tage gehören, liegt eine ganze Auswahl vor uns; wir nennen beispielsweise: „Jacopo Foscari. Dichtung von Albert Pistorius" (Köthen, Plentz). Das wäre vor zwanzig oder dreißig Jahren, bevor man das Kunststück entdeckt hatte, aus jeder beliebigen Leihbibliotheksgeschichte eine erzählende Dichtung zu machen, eine richtige Abendzeitungsnovelle geworden. Jacopo Foccari, im Besitz eines schönen und geliebten Weibes, geräth in Verdacht, einen Mord begangen zu haben; widrige Umstände vereinigen sich, den Verdacht zu bestärken und der Unglückliche, wiewol vollkommen unschuldig, wird mit lebenslänglicher Verbannung bestraft. Endlich kommt der wahre Mörder an den Tag — aber schon ist Jacopo vor Kummer und Sehnsucht gestorben und die Reue der Richter, die ihn verurtheilten, kommt zu spät. Welche kümmerliche Erfindung! Und wo in aller Welt liegt hier ein episches Element?! Selbst für eine Sammlung von Criminalfällen wäre diese Geschichte zu einfach, zu gewöhnlich gewesen, wie kann denn der Poet uns zumuthen, uns für ein Gedicht zu interessiren, das auf einer so ganz trivialen Grundlage beruht, besonders da die Ausführung nicht minder trivial ist? Am lesbarsten sind noch die eingelegten lyrischen Gedichte, wiewol auch hierin viel Gemachtes ist. Dagegen hat der Verfasser von dem erzählenden Stile keinen Begriff; mit der klaren und lebendigen Anschauung fehlt ihm auch der klare und lebendige Ausdruck, die Bilder und Gleichnisse dienen ihm nicht zum Schmuck der Rede, vielmehr sind sie nur ein Nothbehelf, hinter dem sich seine Unfähigkeit, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, versteckt, und auch das Technische der Sprache ist bei ihm noch mit vielen Mängeln behaftet.

Derselben fehlerhaften Gattung gehören auch die „Drei Dichtungen von Karl Albert" (Leipzig, Hübner) an. Zwei derselben behandeln antike Stoffe, Nero und Ariadne. Aber gerade an diesen antiken Stoffen bekundet die poetische Schwäche des Verfassers sich am deutlichsten; er ist weder des Geistes des Alterthums Herr geworden, noch besitzt er die sinnliche Fülle und das sichere plastische Vermögen, das dazu gehört, Gestalten und Zustände der alten Welt zu reproduciren. Er kann überhaupt nicht aus sich herausgehen: womit denn zugleich gesagt ist, daß ihm überhaupt jede epische Ader fehlt. Denn gerade der epische Dichter muß hinter seinem Kunstwerk vollständig verschwinden; das Epos muß wie eine Naturerscheinung sein, deren Existenz wir hinnehmen, ohne nach dem Woher zu fragen. Karl Albert dagegen stellt fortwährend sich, seine Empfindungen, seine Reflexionen in den Vorgrund; nicht Nero und Ariadne hören wir, sondern immer nur den modernen Dichter, der sich vergeblich abmüht, jene antiken Gestalten ins Leben zurückzurufen. Etwas besser ist die dritte — oder der Reihenfolge nach die erste — Dichtung ausgefallen: Ludmilla. Hier bewegt der Dichter sich auf einem Boden, mit dem er einigermaßen vertraut ist, nämlich in der deutschen Vorzeit: zwar nicht in der historisch beglaubigten, aber doch in jenem poetischen Mittelalter, das seit Generationen das eigentliche poetische Costüm unserer

Romantik bildet und das mit seinen verschwommenen nebelhaften Gestalten recht gut zu dem gestaltlosen Talent dieses Dichters paßt. Der Stoff selbst ist wiederum über alle maßen trivial, auch würde dergleichen in Prosa niemand mehr zu schreiben wagen — glaubt man denn aber wirklich das Ungenießbare genießbar zu machen dadurch, daß man es in hinkende Verse und schlechte Reime gießt?!

Einen erheblichen Schritt zum bessern machen wir in „Jerusalem. Epische Dichtung von Adolf Stern" (ebendaselbst). Der Verfasser trat, wenn wir uns recht erinnern, vor einigen Jahren zuerst mit einer nordischen Ballade „Sangkönig Hiarne" auf, welche die Aufmerksamkeit des Publikums erregte und auch in diesen Blättern mit ermuthigendem Beifall besprochen ward. Seitdem jedoch ist der, wie es scheint, noch ziemlich jugendliche und dabei sehr rasch producirende Dichter in ein Experimentiren gerathen, das der Entwickelung seines Talents unmöglich zum Vortheil gereichen kann. Er überschätzt offenbar das Maß seiner Kräfte; wem eine einzelne Ballade gelingt, der ist darum noch lange nicht zum epischen Dichter berufen, zumal wenn er sich dabei so schwere und gewaltige Stoffe vorsetzt wie die Zerstreuung des jüdischen Volkes. Auch fehlt viel, daß er dieses Stoffes Herr geworden. Das ganze Gedicht ist wiederum nur eine Anhäufung von Episoden; der Held selbst, Philippus, entbehrt aller Thatkraft, es ist, mitten in einer gewaltigen, großartig bewegten Zeit, ein Charakter von echt moderner Beschaulichkeit und Reflexionssucht, entblößt von allen jenen männlichen Eigenschaften, von jenen heroischen Neigungen, ohne welche ein epischer Held sich nun einmal nicht denken läßt. Aber auch die einzelnen Episoden unter sich sind von sehr ungleichem Werthe; während sich in einzelnen, namentlich den landschaftlichen Schilderungen, ein recht anmuthiges Talent offenbart, lassen andere wiederum dieselbe Unsicherheit der Umrisse und dieselbe nebelhafte Färbung verspüren, die in der Mehrzahl unserer modernen Dichtungen überhaupt zu Hause ist. Am meisten trifft dieser Vorwurf aber diejenigen Stellen, in denen der Verfasser kriegerische Scenen und Begebenheiten schildern will; wie die meisten modernen Dichter weiß er zwar seine Betrachtungen und Empfindungen recht hübsch darzustellen, wo er aber Handlungen schildern und Thatsachen erzählen will, da versagt ihm die Sprache. Wir wiederholen, daß dies ein ziemlich allgemeiner Fehler unserer heutigen Dichter ist und wollen wir daher mit Hrn. Stern auch nicht allzu sehr darüber rechten: das aber scheint uns ein billiges Verlangen, daß er sich selbst über diesen Mangel aufzuklären suche und demselben entweder abhelfe oder wenn er das nicht vermag, nun wohlan, so begnüge er sich an den Kränzen, welche das lyrische und das beschreibende Gedicht dem modernen Poeten in Aussicht stellt, und verzichte darauf, ein Gebiet anzubauen, für das er alsdann offenbar nicht berufen ist. ss.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

Mitte April 1858.

Lgrn. Unser Klerus benutzt den liberalen Dachsschlaf allerbestens, er agitirt unermüdlich und zerstört mit leichter Mühe das Gewebe von Sommer- und Herbstfäden, welches die ewige Penelope, das Volk, im Mai, October und December 1857 angefertigt hatte. Mit der größten Behemenz traten die Mandatare der Penelope auf die Scene, schwörend, alle klerikalen Schmetterlinge in dem berühmten Netz zu fangen — und jetzt ist das Netz durchlöchert und die Nachtfalter fliegen höhnend aus und ein. Einer der jetzigen Minister soll freilich nach seiner feierlichen Bestallung erklärt haben, das Cabinet habe zwei Dinge zu schonen, Frankreich und den Klerus. Wäre dies mehr als eine boshafte Erfindung, so könnte wahrlich nicht anders gehandelt werden.

Die Bischöfe von Lüttich und Brügge, die Herren von Montpellier und Malou, erlassen soeben Rundschreiben an die Geistlichkeit ihrer Sprengel mit den gemessensten Befehlen über Bücher- und Zeitungscensur. Keine Absolution mehr, dafern gewisse Blätter im Hause gehalten werden; die verderbliche aufklärerische Lectüre muß durch die Predigt, den Beichtstuhl und die Privatseelsorge förmlich ausgerottet werden. Kein Beichtkind darf Mitglied einer Gesellschaft, Club, Casino, Harmonie ꝛc. bleiben, wo gewisse Satanskinder aufliegen. Der gute Katholik muß vom „Director seines Gewissens" streng angehalten werden, sofort einen Antrag auf Abschaffung des ketzerischen Blattes zu stellen. Bleibt er mit diesem Antrag in der Minorität, so hat der „Gewissensdirector" über das fernere Verbleiben in der Gesellschaft zu entscheiden. Wie wichtig solche Maßregeln durch die Intervention der Frauen werden, ist schon hundertmal auseinandergesetzt worden. In welchen Conflict aber die Hausfrau mit ihren eigenen Interessen kommen kann, das gewährt eine wahrhaft tragikomische Perspective. Man ist z. B. Schenkwirth, Gastgeber, Hotelinhaber, die Gäste verlangen eigensinnig dieses oder jenes Blatt, der Pastor verbietet dessen Anschaffung, die Wirthschaft steht auf dem Spiele — wer wird siegen, der echte Glaube und die demüthige Unterwürfigkeit oder das weltliche Interesse, die Sorge für Einkommen und Kinder?

Offenbar ist hier der Punkt, wo sich der bischöfliche Hochdruck die Gefahr für seinen eigenen Kessel bereitet; aber welche Tribulationen, welche Misère, welches Unglück liegen zwischen dem Anfang und dem nothwendigen Ausgang dieses Treibens! Die Doctrinäre denunciren und poltern, schreien Mord und Zeter über Obscurantismus, Geistesdruck, Gewissenstyrannei, und dabei lassen sie den Elementarlehrern Besoldungen bis zu 600 Francs hinab! Ja, es gibt in Belgien Hunderte von Gemeinden, in denen der Bildner der Jugend, der wichtigste Mann des Staats — 160 Thlr. Jahrgehalt hat, gerade wie vor 20 Jahren, wo er das wohlfeile Brot nicht dafür erschwingen konnte, welches in der theuern Periode 1853—56 gar nicht mehr zu erschwingen war. Alle Wunderwasser von La Salette und alle Heilamulete

von St.-Hubert sind Einfältigkeiten neben den Wundern der Existenz dieser Schulmeister!

Und wenn die Lehrer sämmtlich 2000 Francs hätten, während jetzt 1200 Francs brillante Ausnahmen sind, was hätten diese belgischen Lehrer den Kindern des Volkes zu lehren? Was wissen sie selbst, was dürfen sie nach doctrinärer Auffassung sagen? Man lese die dürren Phrasenhelden des Liberalismus, den „Observateur" und das „Journal de Liége"! „Ehrfurcht vor dem alten Glauben unserer Väter", „Trennung der Religion von der Politik", „der Priester gehört in die Kirche" — das sind die tiefen Resultate unsers decrepirten Voltairismus. „Man muß den Menschen von der Institution trennen", „die Kirche hat sich in monströse Misbräuche verirrt" — mit diesen Brocken wirft der herrschsüchtige Janhagel der Speculanten und Ausbeuter um sich und lächelt sardonisch dabei in den eigenen Bart. Wir sind noch um kein Haar breit über die Weisheit des Hrn. Thiers hinaus, daß die Religion ein vorzüglicher „Kappzaum" sei, und daß es eine Polizei für die vile multitude geben müsse. Man schreibt sich seit 20 Jahren die Finger wund gegen diese Albernheit, man stellt diese hierophantischen Hanswürste hundertmal dem öffentlichen Gelächter aus; ach sie sind beinahe so unsterblich als die Magier Aegyptenlands und die Hohenpriester Roms.

Unsere „vorgerückten Liberalen" werden ungeduldig ob der doctrinären Jongleurie, sie beißen auf die Zähne, sträuben die Mähne in die Höhe, ziehen die Faust auch wol aus der Tasche und machen allerhand Anträge in den Gemeinderäthen. So haben wir jetzt auf drei verschiedenen wichtigen Punkten des Landes Communalbeschlüsse auf Einführung des obligatorischen Volksunterrichts. Von sechs bis zu dreizehn Jahren sollen die Kinder in die Schule gehen, sie sollen aufgeklärt werden, so wollen es die „Abancirten" in der orangistischen Stadt Gent, in den beiden Vorstädten von Brüssel Ixelles und Saint-Josse-ten Noode, in welcher letztern Professoren der freien Universität Brüssel als Väter der Gemeinde wirken, der Krauseaner Tiberghien und Hr. van Bemmel, Herausgeber der „Vierteljahrschrift". Da muß man nun zuerst die Doctrinäre hören, um gründlichsten Respect vor unserer Durchschnittsbildung zu bekommen. „Observateur" fällt auf den Rücken, d. h. auf die Constitution: Freiheit des Unterrichts bedeutet auch Freiheit des Unterrichtetwerdens, Freiheit des Lernens. Man muß die Freiheit mit allen ihren Consequenzen annehmen; man darf folglich auch nicht vor der „Freiheit der Unwissenheit" zurückbeben! Ministerielle Philosophie nach dem großen Principiensiege über „Klöster" und „todte Hand". Niemals haben die Jesuiten helleres Vergnügen, reineres Gaudium empfunden. In Deutschland hat man uns eines Tages gelehrt, man müsse „die Freiheit bis zum Wahnsinn lieben", die belgische Variante heißt: bis zur Dummheit!

Wenn man nun aber den verehrlichen Orangisten zu Gent, dem Skeptiker Max Veydt, Schöffe von Ixelles, und den Professoren Tiberghien und Van Bemmel zu St.-Josse-ten-Noode freie Hand ließe, den Jugendunterricht zu organisiren und ihn dann obligatorisch zu machen: was würde ihr Princip in religiöser Beziehung sein? worüber möchten sie sich wol verständigen? Die Genter erklären in ihrem Organ „Journal de Gand", jeder sittliche Mensch glaube an einen subjectiven Gott, an die Unsterblichkeit und individuelle Fortdauer der Seele, an künftige Belohnung und Bestrafung. Dieses

Glaubensbekenntniß der Pope, Voltaire, Röhr und Paulus hat noch niemals irgendein positives Dogma zu ersetzen vermocht, das ästhetische Verlangen des Volks langweilt sich zum Sterben dabei, und sobald politische Stagnation eintritt, steckt es die Hand wieder tief ins Weihwasser oder läßt sich die absolute Sündhaftigkeit des Menschen allsonntäglich repetiren. Hr. Tiberghien möchte natürlich Krause als eine Art modernen Confucius über Europa einsetzen und die Völkerfreiheit auf seine philosophischen Hefte gründen. Nach dem bisherigen Erfolge zu urtheilen, wird Europa noch eher mormonisch als Krausisch; vielleicht sind wir dem Mormonismus viel näher, als wir uns einbilden. Geschichte ist nie mehr gefälscht worden als heute, crasse Sinnlichkeit herrschte nie ausschließlicher, niemals haben pompöse Charlatane unumschränkter geherrscht.

Bleibt Hr. Max Veydt, der intelligenteste und barockste von allen. Hr. Veydt ist ein Sonderling wie sein Jahrhundert, skeptisch wie alle Epochen der Auflösung, gelehrt wie alle Thatlosigkeit. Er hat aus der Ciceronianischen Literatur unsere ganze Chrematistik, unser geldgieriges Bürgerthum treffend nachgewiesen; er verachtet ironisch alles Thun und Treiben um sich her; er wird bisweilen, nach dem tiefsinnigen Recept der Rahel, „albern", blos um nicht „unsinnig" zu werden. Sein Wahlspruch steht im König Salomo, der auch ein Mormone war: „Alles ist eitel." Wie würde Hr. Veydt wol den öffentlichen Unterricht organisiren, wie vor allen Stücken die Normalschulen oder Seminare? Welche Theorie über Himmel und Erde, über Geist und Materie würde er consacriren, und namentlich im Einverständniß mit dem genter Logenglauben und mit dem brüsseler Confucius? Gegen diese babylonische Opposition ist die Kirche mächtig in ihrer Eintracht, in ihrer Unfehlbarkeit und in ihrer festen Organisation. Sie thut den ganzen Volksunterricht in den Bann, und damit Basta!

Ein hoffnungsvoller Poet starb kürzlich in Brüssel, Franz Stevens war sein Name. Er sang freilich französisch in einem sprachlosen Lande, auf das die russische und magyarische Bezeichnung „stumm" für Ausländer vortrefflich paßt. Immerhin, er war ein Poet, der Sänger seiner selbst und etlicher gebildeter Nascher. Obendrein war er Professor der Literatur an der brüsseler Kriegsschule. Sein Tod machte diese Stelle vacant, große Hetzjagd unter unsern Capacitäten und Verdiensten. Hr. Rogier und General Berten erwählten zuletzt einen Redacteur der „Indépendance", Hrn. N. Considérant aus Mons, Krönungscorrespondenten in Petersburg und Warschau, Verfasser zweibändiger „Erinnerungen an Rußland". „Indépendance" war zufrieden, ihre Dienste waren belohnt; das Cabinet war zufrieden, von der Qual der Wahl befreit zu sein; die Abgewiesenen waren battus et contents, wie es im Molière heißt. Aber der Cardinal-Erzbischof von Mecheln war nicht zufrieden, er wollte keinen „liberalen" Redacteur über die Geister der Cadetten gesetzt wissen; das Gift, welches im Monat April und Mai vorigen Jahres in die Herzen des ganzen Volkes geträufelt worden war, sollte nicht auch noch die künftigen Lieutenants demoralisiren. Also gab der Cardinal dem Geistlichen an der Kriegsschule, Abbé Verbiest, dem die Jünglinge beichten, wenn sie verstohlen geraucht oder gar Mittwochs nachmittags eine Amourette gepflückt haben, Befehl, mit Waffen und Gepäck aus der

Kriegsschule zu ziehen, sobald der „liberale" Considérant einrücke. So stand der Conflict und so steht er noch.

Die Liberalen behaupten, das Cabinet würde nicht nachgeben, aber das Cabinet gibt offenbar schon nach, indem es zögert, unterhandelt, die Querelen Sr. Eminenz anhört. Man nennt das hier zu Lande die „wiederhergestellte Autonomie der Civilgewalt". Der Klerus merkt nicht besonders viel davon.

Hr. Ambroes, Untersuchungsrichter in den letzten Preßprocessen en faveur de Sa Majesté française, ist mit dem Orden der Ehrenlegion beschenkt worden. Darob ein wenig Skandal in Israel. Der Gezeichnete läßt durch die „Étoile" verbreiten, das Kreuz stamme nicht von dem Preßprocesse her, sondern daher, daß er die französische Regierung auf die Spur M. Bernard's gebracht habe. Das sei ein streng juristischer Dienst und habe mit Gefälligkeiten in Preßsachen nicht das Entfernteste zu thun. Diese Unterscheidung ist ein wenig haarspaltig und wir wollen nicht näher darauf eingehen. Ich meinestheils schwöre nur, daß ich niemals wieder einen Untersuchungsrichter, der am Ertrinken ist, aus dem Wasser ziehe, wie mir das vor zwei Jahren an der Nordsee passirt ist. Ich fühle keinerlei Mission in mir, Tendenzpreßprocesse in irgendeiner Weise zu unterstützen; ein lebendiger Untersuchungsrichter aber wird immer eher einen solchen Proceß auf die Beine kriegen als ein todter.

Notizen.

Ueber die neulich erwähnte Versammlung deutscher Theatervorstände in Dresden gelangen jetzt allmählich ausführlichere Berichte ins Publikum; namentlich brachte die augsburger „Allgemeine Zeitung" eine sehr umfängliche und sehr rosenfarbig gehaltene Besprechung, wie es scheint, aus der Feder eines Nächstbetheiligten, des Hrn. von Gall in Stuttgart. Allein selbst dieser rosenfarbene Bericht läßt ziemlich deutlich zwischen den Zeilen lesen, was sich auch aus allen übrigen Berichten ergibt: nämlich daß die Versammlung im ganzen ohne eigentliches Resultat geblieben und daß der Nutzen derselben, wie es ja bei solchen Versammlungen überhaupt der Fall zu sein pflegt, mehr in dem Austausch der Meinungen und in gegenseitigen persönlichen Anregungen bestanden hat als in wirklichen positiven Leistungen. Schon die Zahl der in Dresden vertretenen Bühnen war, dem effectiven Bestand des deutschen Theaters gegenüber, außerordentlich gering. Von Hofbühnen waren durch unmittelbare Abgesandte vertreten Berlin, Braunschweig, Dessau, Hannover, Kassel, Karlsruhe, Koburg-Gotha, Schwerin, Stuttgart, und Weimar; es fehlten also, von minder wichtigen Bühnen zu schweigen, nicht blos Wien und München, es fehlte selbst das Hoftheater derjenigen Stadt, in deren Mauern die Conferenz sich versammelte. Von Privatbühnen waren vertreten Prag, Königsberg, Stettin, Riga, Frankfurt a. O., das Königstädter- und das Kroll'sche Theater in Berlin, sowie das zweite Theater in Dresden. Den hauptsächlichsten Gegenstand der Berathung und

zugleich den einzigen, über den man wenigstens zu einer Art von Beschluß gelangte, bildete das Unwesen der gegenwärtig grassirenden Theateragenturen. Man beschloß, vom ersten October dieses Jahres an keine Geschäfte mehr durch Agenturen zu machen und keinerlei Beziehung mit denselben mehr zu unterhalten, auch die von den Agenturen herausgegebenen Theaterzeitungen nicht mehr zu halten, auch nichts durch dieselben zu veröffentlichen, vielmehr alle Geschäfte auf directem Wege zu erledigen: wobei jedoch für diejenigen Bühnen, die augenblicklich noch in Geschäftsverbindung mit den Theateragenturen stehen und derselben noch nicht entbehren können, namentlich also für gewisse Stadttheater zur Abwickelung dieser Verbindungen eine weitere Frist bis Ende des Jahres bewilligt ward. Dagegen soll zum Ersatz der bisherigen Theateragenturen, die somit förmlich in Acht und Bann gethan werden, von seiten des deutschen Bühnenvereins ein eigenes Geschäftsbureau begründet werden, in Verbindung mit einem „Geschäftsblatt", welches letztere bereits vom nächsten 1. Juli an erscheinen soll. Die Thätigkeit dieses Geschäftsbureaus wird sich auf bloße Nachweisungen beschränken, ohne sich mit dem wirklichen Abschluß von Engagements zu befassen und auch jene Nachweisungen wird es nach allen Seiten hin kostenfrei ertheilen. Das „Geschäftsblatt" soll ein bloßes Anzeigeblatt sein, mit völligem Ausschluß der Kritik, unter welcher Form dieselbe auch auftrete. Allein auch dieser Beschluß, so energisch er auftrat, verlief sich gleich im Entstehen wieder im Sande, indem eine Anzahl Privattheater sofort erklärte, demselben nicht beitreten zu können: ein Protest, der dann seitdem in aller Form wiederholt worden ist, womit denn auch der praktische Werth dieses so geräuschvoll verkündeten Beschlusses sich auf nichts reducirt. Ueber verschiedene andere Punkte, wie über die gleichmäßige Behandlung der Gagen, der Spiel- und Gastspielhonorare ꝛc. wurden die Ansichten ausgetauscht und spätere gemeinsame Schritte vorbereitet. Schließlich kam auch noch ein vom Börsenverein der deutschen Buchhändler ausgehender Gesetzentwurf, die Eigenthumsrechte der dramatischen Dichter und Componisten betreffend, zur Berathung. Zu einem wirklichen Beschluß indessen gelangte man auch hierbei nicht, vielmehr begnügte man sich mit dem Vorsatz, eine öffentliche Aufforderung an die dramatischen Dichter Deutschlands zu erlassen, in welchem denselben „anheimgegeben" werden soll, sich nach Art der französischen Theaterdichter zu einem eigenen Verein zu organisiren, der sich alsdann mit dem Bühnenverein in Verbindung setzen würde. Ob und wann diese Aufforderung erfolgen und welche Wirkung sie alsdann haben wird, steht zu erwarten; einstweilen können wir uns, in Erinnerung an das klägliche Ende, das bisjetzt noch alle Versuche derart bei uns genommen haben, keine besondern Erfolge davon versprechen. Es ist unsers Bedünkens eine wunderliche Illusion, bei der Literatur zu suchen und von den Schriftstellern zu verlangen, was die Nation selbst nicht besitzt; flößt erst den Deutschen selbst ein lebendiges und kräftiges Nationalgefühl, flößt ihnen Ehrfurcht vor der Literatur, vor allem flößt ihnen den Sinn für Einheit und volksthümliches Zusammenwirken ein — und auch unsere Bühnendichter werden sich von selbst zusammenfinden. Dagegen mitten in einer in sich zerrissenen und zwiespältigen Nation, in einer dem Leben entfremdeten, von höherm nationalen Inhalt entblößten Literatur die Schriftsteller haranguiren und ihnen zumuthen, den Gemein-

sinn und das Gefühl der Einigkeit zu haben, das die gesammte Nation im übrigen vermissen läßt — das, dünkt uns, heißt denn doch wirklich die Pferde hinter den Wagen spannen und eine edle und zu bessern Dingen brauchbare Zeit mit nutzlosen Träumereien vertändeln.

Laube's „Cato von Eisen" hat auch auf dem berliner Hoftheater nur einen getheilten Erfolg davongetragen. Dagegen ist eine neue Lokalposse von Mödinger „Zweierlei Tuch" auf dem dortigen Königstädtischen Theater mit vielem Beifall aufgenommen worden. In Weimar und Frankfurt am Main ist eine neue Oper „Weibertreue oder Kaiser Konrad vor Weinsberg" von Gustav Schmidt, dem Componisten des „Prinz Eugen", zur Darstellung gekommen und zwar, wie die Zeitungen versichern, an beiden Orten mit dem günstigsten Erfolge. In München ist noch immer viel von bevorstehenden Veränderungen in der obersten Leitung der dortigen Hofbühne die Rede; unter den zahlreichen Candidaten, welche in dieser Hinsicht genannt werden, scheint neuerdings Eduard Devrient, gegenwärtig bekanntlich Director des Hoftheaters zu Karlsruhe, die meiste Aussicht zu haben. Auch an Verbesserung des Personals, das besonders für Drama und Tragödie große Lücken darbieten soll, wird ernstlich gedacht, und sollen namentlich mit Grunert in Stuttgart Verhandlungen angeknüpft sein, deren definitiven Abschluß man demnächst erwartet.

Bekanntlich ist es eine alte Klage bei uns, daß Theaterunternehmer und gastirende Schauspieler reich werden an Stücken, für welche die Verfasser gar keinen oder doch nur den allerkärglichsten Ehrensold erhalten haben. Eine gründliche Aenderung dieses schmählichen, die dramatische Poesie selbst benachtheiligenden Verhältnisses steht freilich erst zu erwarten, wenn die Weisheit unserer Regierungen, die es ja doch sonst an allerhand Gesetzen und Vorschriften nicht fehlen läßt, einmal für gut finden wird, ein allgemeines, für ganz Deutschland gültiges Theatergesetz zu erlassen, wobei dann mit andern Uebelständen auch dieser Punkt hoffentlich seine Lösung finden wird. Bis dahin muß es dem Rechts- und Ehrgefühl der einzelnen überlassen bleiben, inwieweit sie freiwillig auf ein Unrecht verzichten wollen, das nach dem Buchstaben des Gesetzes bei uns jetzt zum Recht geworden ist. Ein ruhmwürdiges Beispiel ist in dieser Hinsicht soeben von dem königl. sächsischen Hofschauspieler Hrn. Dawison gegeben worden. In dankbarer Anerkennung der Erfolge, zu denen ihm die Holtei'schen Stücke verholfen haben, hat derselbe sich entschlossen, von allen Einnahmen, die er aus der Darstellung Holtei'scher Rollen bezieht, dem Dichter einen gewissen Antheil zu gewähren, und hat er damit bereits bei Gelegenheit seines jüngsten berliner Gastspiels den Anfang gemacht. Zwar hat Holtei für angemessen erachtet, unter dankbarer Annahme der von Hrn. Dawison übersandten Summe, die Annahme fernerer Zusendungen abzulehnen, indem er „keinen Anspruch darauf habe", seine Lage auch nicht von der Art sei, Almosen anzunehmen. Der Entschluß des Hrn. Dawison selbst behält darum natürlich seinen Werth und wünschen wir ihm nur, im Interesse der Kunst wie der einzelnen Künstler, recht zahlreiche Nachfolge: so bringt vielleicht die Sitte zu Stande, was das Gesetz bisher bei uns verweigert hat.

Anzeigen.

MÉMOIRES DE M. GUIZOT.

Soeben erschien:

MÉMOIRES
POUR SERVIR
A L'HISTOIRE DE MON TEMPS.
Par **M. GUIZOT.**

Tome Ier. Gr. in-18°. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Memoiren Guizot's, seit lange mit Ungeduld erwartet, bilden unstreitig eine der wichtigsten Bereicherungen der historischen Literatur unsers Jahrzehnds. Geistreich und anziehend geschrieben, geben sie uns das Bild einer an innern Kämpfen und Entwickelungen reichen Zeit, von einer Hand gezeichnet, die selbstthätig in die Ereignisse eingegriffen und Jahre hindurch die Bewegungen geleitet hat, welche der Geschichte unserer Zeit ihren Charakter aufgedrückt. Dass diese Memoiren gerade im jetzigen Augenblicke und bei Lebzeiten ihres Verfassers erscheinen, gibt ihnen noch eine ganz besondere Bedeutung.

☞ **Diese autorisirte Originalausgabe der Memoiren Guizot's ist die einzige, welche neben der pariser überhaupt erscheinen darf und ihre Billigkeit bei gleicher Ausstattung macht sie noch besonders empfehlenswerth.**

Leipzig, 20. April 1858. **F. A. Brockhaus.**

Bei **Rud. Besser** in Stuttgart ist erschienen:

Dante Alighieri,
sein Leben und seine Werke
von
Hartwig Floto.

8. 13 Bogen. Velinpapier. Geh. 27 Ngr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Dies Buch ist aus zwei Vorlesungen entstanden, die der Verfasser im Winter 1856—57 in der Aula zu Basel vor einem Kreise von Frauen und Männern gehalten hat.

Das Leben Dante's ist erschöpfend behandelt; seine Werke und namentlich die „Divina commedia", soweit sie allgemeines Interesse haben.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strafe oder Zucht?
Eine pädagogische Abhandlung
von
Dr. F. Eiselen,
Rector der höhern Bürgerschule zu Lennep.

Gr. 8. Eleg. brosch. 20 Ngr.

Vorstehende Schrift betrifft einen Gegenstand von allgemeinstem pädagogischen Interesse und sucht ihr Fundament in wissenschaftlicher Begründung und Erfahrung.

Leipzig 1858. **Hermann Costenoble,**
Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 19.** 6. Mai 1858.

Inhalt: Idealismus und Realismus im Reich des Ideals. Von **Arnold Ruge.** III. — Die Bretagne und das Meer. Vier Reisebilder. Von **Hermann Semmig.** II. Die Halbinsel Croisic nebst einem Blatt bretagnisch-deutsch-französischer Geschichte. — Literatur und Kunst. Reiseliteratur. (Vapon, „Engadin. Zeichnungen aus der Natur und dem Volksleben eines unbekannten Alpenlandes"; Witte, „Alpinisches und Transalpinisches".) — Correspondenz. (Aus Hannover.) — Anzeigen. — Notizen.

Idealismus und Realismus im Reich des Ideals.

Als Vorläufer zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Von

Arnold Ruge.

III.

(Vergl. „Deutsches Museum", 1858, S. 529 fg.)

Der Dichter ist ein Künstler in Worten; aber diese Worte sind Begriffe, Ideen, und nicht nur irgendwelche Ideen, sondern der Ausdruck der Idee seiner Zeit sind sie. So hätte der Dichter dieselbe Aufgabe wie der Philosoph, käme nicht die Form der Anschaulichkeit für den Dichter, die Erscheinung der Idee und ihre Vereinzelung zum sinnlichen Ideal hinzu, während der Philosoph in der Sphäre der Idee, im Allgemeinen, bleibt.

Mit der Anschaulichkeit und Vereinzelung beginnt die vollständige Eroberung der Idee für alle Welt, geht aber auch der Ernst und die Sicherheit des Denkens verloren, die nur der Philosoph erreicht. Die Poesie ist für alle, selbst für die Jugend, weswegen denn ein dummer Mineralog oder Anatom z. B. sich für zehnmal klüger hält, weil er die „Glocke" als Junge und die Steine und die Knochen in spätern Jahren kennen lernte. Ein gescheidter Mineralog wird in spätern Jahren erst merken, was er als Junge eigentlich an einem solchen Gedicht gelernt.

Die Gedichte, die Schillerisch im eigentlichen und vollendeten Sinne genannt werden können, seien sie lyrischer, dramatischer oder epischer

Form, erhalten alle diesen Charakter dadurch, daß sie des Menschen Schicksal, sein allgemeines Loos und seine Geschichte im Geiste des humanen Philosophen widerspiegeln.

Für den Werth des Gegenstandes ist es nöthig, daß der Fall ein allgemeiner sei.

Für den Werth der Dichtung ist es nothwendig, daß es ein einzelner, ein anschaulicher, ein ergreifender Fall sei. Der Dichter gibt die Idee als ein Beispiel, dazu braucht er das Leben und die Lokalfarbe, welche die Idee selbst verachtet.

Das Leben ist psychologische, die Lokalfarbe historische und örtliche Wahrheit; auf die logische und auf die technische Behandlung des Gegenstandes und der gebundenen Rede wollen wir nicht sogleich eingehen; Technik und Logik sind die allgemeine Voraussetzung aller Dichtkunst.

Wir wollen hören, wie Schiller selbst den Dichter bezeichnet und wie er es als Dichter mit Leben und Lokalfarbe thut; er singt:

Wol perlet im Glase der purpurne Wein,
Wol glänzen die Augen der Gäste,
Da zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Wer es nicht für Ernst nimmt, liest darüber hinweg wie über die Sprüche des Zuckerbäckers, aber der Sinn ist: die Dichtkunst ist das höchste Gut, selbst das Mahl der Götter und die Götter selbst sind ordinär und gemein ohne die idealisirende Macht des Gesanges. Zeus wirft der Kunst und Wissenschaft kein Almosen zum Fenster des Olympus hinaus, nein, Apollo ist seinesgleichen, er ist sogar mehr als Zeus: denn erst die Sonne seines Genius macht den Olymp zum Olymp, zur Stätte des Göttlichen und Erhabenen.

Und wer ist der Dichter, der das höchste Gut besitzt, dem das Ewige zu eigen gehört und der die Götter erschafft? Schiller antwortet:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Der Sänger, der die ewige Welt, das Schicksal der Menschheit und den Ursprung aller Dinge kennt, hat uns etwas zu offenbaren, das höchste Wissen, die Wahrheit selbst, und er lehrt sie nicht, er weckt sie nur wieder auf in unserer Seele, indem er uns selbst in den Rath der Götter einführt und dort vor unsern beglückten Blicken das ewige Ereigniß geschehen läßt.

Nicht jedes Ereigniß ist ein poetischer Gegenstand; selbst die tiefste Menschenkenntniß in der besten Entwickelung drückt vielleicht nur einen gemeinen vereinzelten Fall aus. Nicht jeder Criminalfall ist eine Tragödie, nicht der erste beste Verbrecher eine tragische Person, nicht der erste beste Lump von oben oder von unten eine komische Figur. Wenn das Ereigniß kein ewiges ist, so ist es kein wirklich poetischer Stoff:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Aber das ewige Ereigniß muß ein Ereigniß bleiben, es muß die volle Blüte des Lebens athmen und ein Gemälde mit entschiedener Lokalfarbe sein.

Wie hat Schiller nun das ewige und bedeutungsvolle Menschenlos in dieses Leben und in diese Farben gekleidet?

Wenn wir uns der „Glocke" erinnern, so ist das Leben des Menschen von der Geburt bis ans Ende und seine Wechselfälle ganz im allgemeinen der Inhalt, aber wie ist jeder Abschnitt veranschaulicht? Findet nicht jedes Alter in jeder Lage dieses Lebens sein Gefühl und seinen Charakter so wahr und so warm ausgedrückt, daß es ihm klarer wird, wenn er es in diese edeln Formen faßt, als es vorher in der unmittelbaren Erfahrung war?

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe ꝛc.
Das Schönste sucht er auf den Fluren ꝛc.

Selbst das Schönste nutzt sich ab, aber nicht für das nachwachsende Geschlecht, nicht für den Denker, der seine ganze Bedeutung begreift, nur für die Ruhelosigkeit des Sophisten, der über alles hinaus und glücklich im Stalle der Circe angelangt ist, und nur für den Philister, der ein Sophist sein möchte, um seine Gemeinheit mit der Vornehmheit des über alles Hinausseins zu adeln. Beide; die Philister und die Sophisten, haben sich in unserer Zeit gegen Schiller, Hegel und Goethe zusammengethan; wir werden sie vernichten, d. h. auf ihren Begriff zurückführen. Odi profanum vulgus et arceo.

Die beschreibende Kraft, der wir die Lebenswärme in dem aufgerollten Gemälde des allgemeinen Menschenloses in der „Glocke" verdanken, geht oft bis zur Versinnlichung eines äußern Ereignisses, wie in den Strophen:

Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blind wüthend, mit des Donners Krachen
Zersprengt er das geborst'ne Haus,
Und wie aus off'nem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.

Doch ist die Weisheit, die hindurchgeht, dieser philosophische Adel des Gedichts, erst die wahre Weihe der gelungenen Schilderung, so die Anwendung:

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.

Die bloße Schilderung, die Naturwahrheit und Anschaulichkeit hat nur einen untergeordneten Werth; erst die philosophische Weihe des Gedankens zeigt uns, daß der Dichter wirklich in der Götter urältestem Rathe gesessen. Aber auch mit der Veranschaulichung durch die Sprache geht unser Dichter weit über das Onomatopoetische und Sinnlichwahre hinaus. Die merkwürdigste Wirkung, die Schiller durch die Sprache selbst macht, ist die Veränderung ihres Charakters nach Zeit und Umständen. Auf diese Lokalfarbe und die historische Färbung der Sprache, die Schiller durch seine berühmtesten Gedichte hindurchgeführt hat, ist von denen, welche dem unsterblichen Meister ausdrücklich in seine Werkstatt folgen wollten, zu wenig geachtet worden; und es lohnt sich der Mühe, einige von diesen Geheimnissen, die uns zeigen, wie die Realität im Reiche des Ideals zur Darstellung zu bringen ist, hier zu verrathen.

In den romantischen Balladen, die fast alle einen sehr gefälligen Rhythmus haben, ist das Gesangmäßige der altdeutschen Lyrik mit einer möglichst einfachen Redeform vereinigt. Sehr gut wirkt der Daktylus in diesen Gedichten und im „Grafen von Habsburg", der darin Muster ist, findet man einen epischen Anklang durch die Vereinigung von zwei und von drei Zeilen. Die Wirkung ist unleugbar, und je mehr man sich der Absicht bewußt wird, nur um so mehr genießt man das Gedicht. Ich citire nur eine Strophe:

Zu Aachen in seiner Kaiserspracht
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolf's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des köstlichen Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor und die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Merkwürdig verschieden sind hiervon die classischen Balladen. Hier ist der feierliche Kothurn nicht blos durch den Rhythmus erreicht, der Jambus und Trochäus allein würde keinen antiken Anklang geben. Schiller gibt der Sprache selbst einen Anflug des Altclassischen mit einer geringen Abweichung von dem Gewöhnlichen in der Stellung, in den Formen und einer etwas vornehmern Wahl des Ausdrucks. Die alte Form, den Genitiv vorangehen zu lassen, zusammengesetzte Wörter, die

ähnlich wirken, wie die vorgestellten Genitive vor dem Wort, das sie regiert, endlich hin und wieder ein Particip, dies sind die scheinbar geringfügigen, in Wahrheit aber sehr wirksamen Mittel, womit den antiken Stoffen ein griechischer Anflug gegeben wird. Ich unterstreiche diese Formen in dem ersten Verse seines Meisterstückes der Art, „Die Kraniche des Ibicus“:

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibicus, der Götterfreund,
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Ich führe die Strophen aus den „Eumeniden“, die übrigens eine entschiedene Verbesserung des Originals sind, nicht an, da sie jedermann auswendig weiß. Sie haben zwar schon durch den Inhalt nothwendig einen antiken Anstrich. Dennoch tritt auch in ihnen dieselbe sprachliche Färbung hervor:

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.

Und in dem Vers vorher:

Frei wandelt er des Lebens Bahn

und:

Des Mordes schwere That vollbracht.

Es ist nicht nöthig, diesen hübschen Kunstgriff weiter zu beweisen; es würde sogar störend wirken, wenn man eigens auf ihn achtete, wirkt aber von selbst stark genug, wenn man sich der Absicht gar nicht bewußt wird.

Zu einer hinreißenden Vollendung ist diese Form des tragischen Kothurns in der „Braut von Messina“ ausgebildet. Die schönen Zusammensetzungen, der feierliche Rhythmus, der voraufgestellte Genitiv und alles in der reinsten und einfachsten, völlig im deutschen Geist und Brauch erhaltenen Sprache — alles dies macht eine zauberhaft hinreißende Wirkung und versetzt uns in das schöne Wunderland der alten Tragödie. Man lese Isabellens Eingangsrede, den schönen Prolog des Stücks. Ich führe nur einige Zeilen an und unterstreiche die angedeuteten tongebenden Formen:

Isabella.

Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb,
Tret' ich, ihr greisen Häupter dieser Stadt,

Heraus zu euch aus den verschwiegenen
Gemächern meines Frauensaals, das Antlitz
Vor euern Männerblicken zu entschleiern.
Denn es geziemt der Witwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die schwarzumflorte Nachtgestalt dem Aug'
Der Welt in stillen Mauern zu verbergen;
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterstimme mich
An das entwohnte Licht der Welt hervor.

Ohne Zweifel ist die Anwendung solcher Formen, die durch die Uebersetzungen aus den Alten eher etwas Abschreckendes gewonnen hatten, kühn; die Kühnheit aber rechtfertigt sich vollkommen durch das Aufgehen derselben in den blühend classischen und völlig deutschen Fluß der Sprache, die in dem ganzen Gedicht herrscht.

Noch kühner ist im „Wallenstein" die Aufnahme des entarteten Deutsch des Dreißigjährigen Krieges, um jene Zeit widerzuspiegeln. Freilich ist dies mit großer Weisheit und Mäßigung geschehen. Die edler gehaltenen Charaktere sind ganz frei davon; so wie sie aber in das Soldatenthum untertauchen, treten diese Anklänge auf. In Wallenstein's Erzählung des Traums vor der Lützener Schlacht: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke" ꝛc. deutet nur das eine Wort „Lützner Action" statt Schlacht auf dies Verhältniß und dies eine Wort ist genug, um in „Wallenstein" neben dem astrologischen Traumwandler und Philosophen den Condottiere anzudeuten. Die gemeinen Generale und Obersten fließen über von diesem Unwesen. So Isolani: „Der Fürst will meine Creditoren contentiren, will selber mein Cassier sein."

Der schwedische Oberst Wrangel, ein ernsthafter, pedantischer Mann, spricht sogar im Curialstil und mit großer Wirkung:

Der Hochselige
Hat immer groß gedacht von Euer Gnaden
Fürtrefflichem Verstand und Feldherrngaben.

und

Solch eine Flucht und Felonie, Herr Fürst,
Ist ohne Beispiel in der Welt Geschichten.

Bei der plastischen Vollendung der Sprache und bei der hohen Schönheit eines Gedichts, in dem die Reife des Gedankens sich auch die Reife des Ausdrucks geschaffen hat, in dem die Leichtigkeit und Ungezwungenheit uns wie in einem Kreise vertrauter Bekannten anspricht; hier gerade war es ein geistreicher Gedanke, durch die niedern Charaktere den Anklang jener Sprachverderbniß des Dreißigjährigen Krieges hineinwerfen zu lassen. Dies gibt einen Ton, der vorhält, obgleich er nicht ausgehalten wird.

Viel weiter als in irgendeinem andern Gedicht geht Schiller im „Tell“ mit der Färbung der Sprache. Das ganze Stück ist so abweichend von dem gewöhnlichen Ausdruck und so schweizerisirend geschrieben, daß man ein kleines Wörterbuch des Ungebräuchlichen aus ihm anlegen könnte, wie ich dies denn wirklich einmal gethan habe.

Schon die politische Sprache der Schweiz, die das Altdeutsche beibehalten hat, weil die Verfassung erhalten worden ist, gab solche Ausdrücke an die Hand, wie der Landammann, der Altlandammann, der Waibel, Tagsatzung, tagen u. s. w. Diese und die wunderbare Landschaft des Vierwaldstättersees, die Gesänge und die Sitten der Schweizer mußten freilich zur Darstellung kommen, wenn ein Gemälde dieser idyllischen Revolution gegeben werden sollte. Aber Schiller ist dabei nicht stehen geblieben. Die ganze Sprache hat einen alterthümlichen Hauch. Einige Wörter, wie „Föhn“, „Ruffi“, „Flüh“, „die Firnen“, sind wirklich echt schweizerisch, andere hat Schiller offenbar nach ihnen gemacht oder aus der ältern Sprache genommen, wie „Gebrest“, „der hintere Gransen“, „jähstotig“, mit unzähligen Worten verbindet er andere Bedeutungen als gewöhnlich, wie „ich will euch nicht verhalten“, und macht so einen Eindruck des Alterthümlichen und des Fremden, hier des Schweizerischen, dem wir uns ganz hingeben.

Eben dahin zielt auch das Verlassen der gewöhnlichen Satzstellung, wie:

— Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen.

— Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feindes.

— Wo er sich anleimt mit dem eig'nen Blut.

Man sollte glauben, alle diese Mittel würden die Sprache des „Tell“ unserm gewöhnlichen Gebrauche ganz entfremden; dies ist aber so wenig der Fall, daß sie vielmehr von denkenden Kennern, unter denen K. F. Becker nicht der geringste ist, vielfach als Muster und Beispiel angezogen wird.

Die Kraft der Versinnlichung durch die angedeuteten Mittel, der Individualisirung und der Lokalfärbung, hat kein Dichter so weit getrieben und zugleich so in die ideale und classische Form eingeschlossen als Schiller. Wenn Shakspeare die Clowns ganz aus der poetisch gebundenen Form herausfallen läßt, wenn er überhaupt nicht den mindesten Anstoß an Vermischung der Prosa und des Verses findet, so beweist das nur, daß Shakspeare überhaupt aus der poetischen in die prosaische Realität fällt, wozu ich alle die Clownsscenen rechne, die das Drama nicht fortbringen, sondern nur ein Zwischenspiel für die Galerie sind.

Dies bringt uns noch einmal auf die Frage nach der Realität in

der Tragödie und Komödie. Lokalfarbe und Anschaulichkeit erschöpfen sie nicht. Wir wollen deutliche wirkende Charaktere und gewisse Auftritte, die ihr Conflict hervorbringt, vor uns haben.

Wie sind hier nun die gemeine Wirklichkeit und die Wirklichkeit der dramatischen Dichtung verschieden?

Die gemeine Wirklichkeit ist nicht darauf eingerichtet, ihre Gemeinheit im Interesse der Idee, der Schönheit und der Wahrheit verschwinden zu lassen, im Gegentheil, sie läßt die Idee in der Gemeinheit verschwinden.

Die Wirklichkeit des Dramas ist die, welche nur vorhanden ist, um die Idee zu zeigen.

Nicht nur muß der Charakter sich selbst und der menschlichen Natur getreu sein, wir müssen sehen, wie und warum er es ist (Motivirung des Charakters); nicht nur muß die Fabel ein Verlauf sein, der überall gehörig zu seiner Quelle zurückgeführt erscheint (Motivirung der Fabel), sodaß wir die innerste Seele der Menschen und der Geschichte, die ihnen begegnet, als einer nothwendigen Entwickelung anschauen —, diese Seele der Charaktere und ihrer Geschichte muß auch eine allgemeine Bedeutung haben, muß das Los des Menschen und seines Herzens Empfindung in idealer Gestalt sein.

Wenn Iffland und Kotzebue die Gemeinheit der Wirklichkeit hervorhoben, so hob Schiller ihre Bedeutung und ihre Idealität hervor. Er ließ ihre Gemeinheit nicht conservirend, sondern tragisch zerstörend wirken; er riß die Wunden der gemeinen Wirklichkeit gähnend auf und um so erschreckender, indem er sie auf idealem Hintergrunde darstellte. Dies ist die Bedeutung der „Räuber" und der Tragödie von „Kabale und Liebe".

Diese Welt richtete sich selbst. Sie konnte wol gegen Schiller's grelle Färbung protestiren, sie konnte der Leidenschaft die Gemeinheit, der Liebe die Verworfenheit, dem Ideal das Philisterthum entgegensetzen, aber sie konnte ihrem Gericht nicht entgehen: denn eben diese Gegensätze nimmt der Dichter in seine polemischen Dramen als die Zerstörer ihrer selbst mit hinein. Deswegen waren sie und sind sie noch immer reinigende Donnerschläge in eine verderbte Atmosphäre, deswegen wirken sie noch immer; denn die Nahrung dieser Blitze ist so unsterblich als sie selbst.

In „Don Carlos" beginnt sodann Schiller die Wirklichkeit zu reigen, die er aufnimmt. Er erhebt das Ganze, Charaktere und Fabel, in die Sphäre des Ideals, während er in den Jugenddramen wie Phaeton mit dem Feuer des Ideals zur gemeinen Wirklichkeit herniedersteigt.

Der schöne Vers, die edle Form, der große Gegenstand, diese sittliche Umwälzung der Welt, die in der Luft lag, der furchtbare Conflict zwischen Vater und Sohn — alles dies, hätte man denken sollen, war

genug zum vollständigen Siege des Idealismus im Drama. Aber nein, die Prosa war damals so zäh und so populär und so unverschämt, wie sie es jetzt ist. „Don Carlos" machte keineswegs die Bresche in der alten Veste des Philisterthums und der gemeinen Wirklichkeit, die er bei einem besser vorbereiteten Volke gemacht haben möchte. Zur vollständigen Schätzung der Schiller'schen und ebenso wol der Goethe'schen Poesie bedurfte es angestrengter Wirkung vereinter Kräfte und einer eigenen journalistischen Bewegung. Schiller half mit seiner Lyrik dem Aufschwunge des Geistes nach; daß, wie Schlosser in seiner Nachricht über die Schwierigkeiten, womit Schiller zu kämpfen hatte, bemerkt, Schiller's philosophische Prosa weniger wirkte, ist leicht zu begreifen. Die Massen konnten diese Ideen nicht verdauen; die Philosophen haben sie verdaut und wir wissen jetzt sehr gut, daß sie nicht ins Wasser geschrieben wurden.

Es ist nicht Schiller's Art, im Kampf zu ermüden. Immer von neuem sucht er der Sache, immer von neuen Seiten dem Publikum beizukommen. Er entschließt sich also nach seiner Arbeit über den Dreißigjährigen Krieg, noch eine große Anstrengung für den Sieg über die Prosa auf der Bühne zu machen und diesen großen Gegenstand unserer eigenen Geschichte in Scene zu setzen. Die prosaischen Jugendstücke waren zwar ein Sieg der Poesie auf diesem Gebiet, aber ihre Form ein entschiedenes Zugeständniß an die Anmaßung der gemeinen Wirklichkeit. Schiller's „Wallenstein" ist die Ilias dieses fürchterlichen Freiheitskrieges, und mit einem glücklichen Blick machte der Dichter den Dämon dieser eisernen verwilderten Zeit zum Dämon seiner eigenen Tragödie. Wallenstein's Verblendung, sein schlafwandelnder Hochmuth, seine naive Verwechselung der eigenen Bedeutung mit der Bedeutung seiner Stellung gewinnen ihm unsere Theilnahme, sein Verrath nach unten und nach oben gebiert ihm in Octavio Piccolomini und in Buttler die bösen Genien, die uns seinen Untergang erklären.

Das wunderbare Gedicht ist zugleich ein psychologisches Meisterstück, eine epische Darlegung des Momentes und ein classisches Ideal. Dieser Vollendung entsprach auch die Wirkung, besonders nach der gelungenen Darstellung des Hauptcharakters auf der berliner Bühne.

Es ist ein ehrenvolles Blatt in unserer Geschichte, daß sich ein Publikum für ein solches Gedicht herangebildet, daß sich Schauspieler für seine würdige Darstellung und daß sich eine Bühne fand, die dafür gut genug war. Diese Thatsachen zusammengenommen gehen weit über alles hinaus, was die Bühne je hat leisten sollen und wollen. Die Bühne wollte nur unterhalten; hier wird das Weltgericht auf ihr vollzogen und das Ideal erhält einen Cultus.

Es versteht sich, daß eine Wiederholung dieses Cultus immer nur unbewußt und in der Ueberraschung stattfinden kann, solange die Kunst

nicht im Nationalbewußtsein dieselbe absolute Bedeutung hat, die Schiller und die wir für sie in Anspruch nehmen.

Wenden wir uns noch einmal zu unserer Frage nach der Wirklichkeit im Drama, so haben wir hier im „Wallenstein" eine reiche Welt, die ihre Wahrheit selbst beweist, die aber dennoch mit der gemeinen Wirklichkeit sowol Wallenstein's als seines Heeres blitzwenig gemein hat. Es war nicht leicht, diese Gemeinheit gänzlich abzustreifen und doch wahr zu bleiben, und doch jene Wirklichkeit so reich vor uns zu entfalten und so anschaulich ins Leben zu rufen.

Diese Welt wird durch Wallenstein zusammengehalten und sinkt durch seinen Fall in Trümmer; es wird ihr im ganzen kein ethischer Werth zugeschrieben, nur in einzelnen Menschen, oft nur in einer besondern Wendung dieses einzelnen erscheint uns noch der Gott im Menschen, dessen Anblick uns diese allgemeine Verwüstung der ethischen Welt erträglich macht. Daß die Menschen unter diesen Verhältnissen noch Menschen sind, ist das Ueberraschende, und daß Wallenstein mehr ein Wahnsinniger als ein Verbrecher ist, söhnt uns mit ihm aus. Seine Sache war zudem so schlecht, daß der Abfall von ihr, den er, trotz der Unmöglichkeit des Gelingens, vor hat, als ein Verdienst, seine selbstsüchtigen Plane als eine Rettung des Vaterlandes erscheinen können.

Der ethische Werth des Ganzen ist dagegen im „Tell" geradezu die Voraussetzung und das Motiv. Es versteht sich, daß diese Urschweiz viel besser ist, als die wirkliche Schweiz jemals war und sein wird; dennoch ist ihre Darstellung ein wahres Bild, wie der wahre Ausdruck eines Bildes das lebendige Vorbild übertreffen darf.

Ueberhaupt war die Aufgabe, das Volk selbsthandelnd darzustellen und keine Caricatur zu geben (wie denn Shakspeare und Goethe, z. B. im „Egmont", nur Pöbel darstellen und überhaupt das Volk nur als Pöbel kennen). Dies war keine leichte Aufgabe.

Ein eigentliches Drama, einen eigentlichen Helden konnte der Dichter dazu nicht brauchen; die Ueberlieferung, wie sie Johannes Müller von diesen mythischen Anfängen der Eidgenossenschaft gibt, der Charakter der Eidgenossenschaft selbst, der nie eine alles tragende und umfassende Persönlichkeit aufkommen läßt, endlich selbst der Goethe'sche Einfall über die naive Haltung Tell's — alles vereinigte sich, um Schiller zu bewegen, in diesem merkwürdigen Schauspiel das Volk selbst zum Helden zu machen und zu idealisiren. Tell selbst hält sich gut und in Harmonie zu dieser Stimmung, Rudenz und Bertha hingegen fallen aus der Idylle, die das Ganze ist, heraus; sie sind ein zu modernes, zu roman- und bühnenhaftes Element, um sich gehörig einzuordnen.

Daß es dagegen mit den „Scenen" nicht sowol auf „Auftritte", als auf εἰδύλλια abgesehen war, zeigt uns schon ihre Ausmalung durch

landschaftliche Bilder, und durch Eingehen in die Sitten der Hirten; auch wird an Theokrit so gefliſſentlich erinnert, daß gleich im Anfang ganze Zeilen aus ihm überſetzt ſind.

Um den „Tell" recht zu genießen, muß man daher die Forderungen, die an ein ſtraffgehaltenes Drama gemacht werden, fallen laſſen, und ihn als eine Reihe von Bildern des ſchweizeriſchen Volkslebens nehmen, als ein dramatiſirtes Idyll, in dem ſich die mythiſche Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft und zugleich ihr wahrer Charakter, daß ſie keine Helden von Profeſſion, ſondern nur hausbackene Helden haben kann — ein großer humaner Zug, um den wir ſie beneiden müſſen —, bewundernswürdig getreu darſtellt. Daß Schiller nicht nur das Landſchaftliche der Urſchweiz, ſondern auch den Volkscharakter ſo wahr und anſchaulich dargeſtellt hat, ohne je in der Schweiz geweſen zu ſein, macht ihm als Dichter und Politiker große Ehre. Neuerdings halten ſich die Politiker und Realiſten jahrelang in der Schweiz auf, und merken weder von dem Volkscharakter und dem ethiſchen Werth der Verfaſſung etwas, noch geben ſie uns Bilder der Natur, gegen die doch ſelbſt die albernſten Reactionäre nichts einzuwenden hätten.

Was das jetzt ſo beliebte Thema des Tyrannenmords betrifft, ſo hat der Dichter ſolche wie alle andern Thaten nicht zu rechtfertigen, ſondern zu motiviren und darzuſtellen. Wir geben alſo zu, daß Tell's Rechtfertigung eine falſche Form, dagegen der Contraſt zwiſchen ſeiner That und der rein perſönlichen des Herzogs von Oeſterreich ein vollkommen richtiger iſt. Die Rechtfertigung wirft das plaſtiſch Nothwendige aus ſeiner Welt hinaus auf die Oberfläche des Zweifelhaften, worüber die Juriſten ſich ſtreiten können. Wenn Tell den Geßler niederſchießt, ſo bleibt uns keine Wahl; wenn er hinterher darüber mit dem Herzoge disputirt, ſo werden wir eher geneigt, dieſem, der im Unglück iſt, und doch am Ende, wenn auch unabſichtlich, mehr für die junge Eidgenoſſenſchaft gethan hat als Tell, unſere Theilnahme zuzuwenden.

Ueber dies kleine Verſehen werden wir reichlich getröſtet durch das wunderſchöne Landſchaftsgemälde der Gotthardſtraße in Tell's Wegweiſung für den armen Flüchtling nach Rom; wer dieſen Weg genießen will, der erinnere ſich Schiller's Worte, der ihn nie gewandert iſt und doch am ſchönſten und wahrſten gezeichnet hat.

So weit geht die Realität des Idealiſten.

Das eigentliche Gebiet eines Mannes, der in der Wirklichkeit die Idee findet und die gemeine Wirklichkeit von ihrer Gemeinheit befreit und zu ihrer Wahrheit erhebt, iſt die Geſchichte.

In der Geſchichte iſt dies zu leiſten. Des Menſchen ſchönes Angeſicht haben wir zu entdecken hinter den Larven der Beſtien Ae-

gyptens und der Verbrecher unserer Zeiten, von Wallenstein bis auf diesen Tag.

Unter den verschiedensten Formen, in den Balladen, in Dramen und in prosaischer Ausführung ist daher Schiller's Gegenstand die Geschichte.

Man könnte Tell einen mythischen Stoff nennen; Tell ist aber der glückliche Ursprung der Eidgenossenschaft, der Befreiung eines Theiles des deutschen Volks. Der Aufstand der Niederlande ist ein anderer Anfang zur Gründung oder zur Behauptung deutscher Freiheit, denn in beiden Fällen wird nur die althergebrachte deutsche Freiheit gegen die Tyrannen, die sie angreifen, aufrecht erhalten. Der Dreißigjährige Krieg sodann bringt es zwar zum Siege der Religionsfreiheit im außerösterreichischen Deutschland, zerstört aber auch das Reich und zerreißt die deutsche Nation, welche seitdem nie wieder eine wirkliche politische Form und eine nationale Existenz gewonnen hat. Dies ist unser Schicksal, daß nur, was sich von uns losriß, zu politischer Freiheit gelangte, wir selbst aber den Staat über die Religionsfreiheit einbüßten, und jetzt weder Staat noch Religion mit unserer Bildung in Einklang zu bringen wissen, sodaß wir vor der Hand ohne Staat und ohne Religion sind.

Auf den ersten Blick sieht man die Wichtigkeit der geschichtlichen Aufgaben, die Schiller sich setzte: die Gründung der Eidgenossenschaft, die Gründung der unabhängigen Republik der Niederlande und der Dreißigjährige Krieg oder die Gründung eines neuen politischen Systems in Europa, der Religionsfreiheit im außerösterreichischen Deutschland und die Auflösung des deutschen Reichs.

Schiller verknüpfte durch die Wahl dieser Stoffe sein Talent und seine Arbeit mit den mächtigsten Epochen unserer Geschichte, mit unsern größten Triumphen und mit unsern unheilbarsten Leiden. Jedes Blatt seines „Tell", jede Zeile seines Aufstandes der Niederlande und seines Dreißigjährigen Kriegs zeigt uns, was wir richtig ausgeführt, wo wir unsere Irrthümer zu verbessern haben, was die Absichten unserer ärgsten Feinde waren und noch sind und durch welche Mittel ein Volk sich seiner Dränger mit Erfolg erwehren mag.

Zugleich haben die Schauspiele und die Geschichtswerke diese Gegenstände dem Gemüth des Volks näher gebracht als alle Bemühungen der Historiker vor und nach ihm, obgleich man immer noch wünschen möchte, daß die Einleitung in den Dreißigjährigen Krieg weniger abschreckend geschrieben sei, als es der Fall ist.

Schiller lehnte den Namen eines Politikers und die Absicht, politisch zu wirken, ab: dennoch hat er mehr als irgendein anderer Schriftsteller für die politische Wiedergeburt der Deutschen gethan. Und wenn nur die Herren Praktiker seine Politik, namentlich seine Beurtheilung des Werths der Freiheit der vom Reich abgetrennten Theile, als der Niederlande

und der Schweiz, beherzigen wollten, so würde ihnen der Werth einer gänzlichen Trennung des nichtösterreichischen Deutschlands von Oesterreich einleuchten. Oesterreich macht unsere Eidgenossenschaft so gut unmöglich, als es die der Schweizer unmöglich machte, solange die Verbindung bestand.

Schiller gab sich nie mit Einem Angriff auf Einen Punkt zufrieden, wenn der Erfolg der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht entsprach. Er schrieb nicht nur seinen „Don Carlos", sondern gleich auch einen Theil des Kampfes der Niederländer; und als er den Dreißigjährigen Krieg beschrieben hatte, verwendete er eine Reihe von Jahren auf die Vollendung seines Meisterwerks, des „Wallenstein", nicht nur wegen der dramatischen Palme, sondern ebenso sehr, um den Gegenstand in der idealen Form tiefer zu Gemüthe zu führen. Beides ist ihm gelungen. Niemand hat sich soviel Mühe mit dem widerhaarigen Publikum gegeben als Schiller, kein Studium war ihm zu hart, keine Mühe ließ er sich verdrießen, immer neue Accorde schlug er an, wenn die frühern nicht so verfingen, als er wünschte: und er hat manchem Herzen zu edlern Gefühlen, manchem Kopfe zu noblern Ideen verholfen, und immer noch ist er eine Fundgrube der Weisheit für die wenigen, die ihn vollkommen zu verstehen die nöthigen Kenntnisse und — den Geist haben. Daß diese Zeit ihn überwunden hätte und beiseite stellen könne, ist ein lächerlicher Einfall solcher Köpfe, die weder ihn noch das Bedürfniß der Zeit zu fassen im Stande sind.

Beides ist so leicht nicht. Nimmt man die Geschichte, wie man sie alle Tage erlebt, so ist sie sowol eine Schmach für das Menschengeschlecht, als sie alle seine Ehren in ihren Tafeln verzeichnet hat. So bleibt es dem Scharfsinn und dem Geist des Geschichtschreibers überlassen, ob er uns einen Widerwillen gegen das Schicksal unsers Geschlechts einflößen oder ob er unsere Herzen erheben und befriedigen will durch die Art, wie er uns die bisherigen Erfolge und Niederlagen der Menschheit in ihrer Entwickelung darstellt.

Schiller wählt immer das letztere. Er hat recht. Die Geschichte ist die Entwickelung des Menschen, sie ist der Kampf mit seiner eigenen bösen Natur, um zu seiner wahrhaft menschlichen hindurchzudringen. Ihre Stufen sind Entwickelungsmomente der Idee; die Geschichte muß daher von der gehörigen Höhe aus angesehen werden, um überhaupt in ihrem richtigen Verlaufe aufgefaßt zu werden. Wir können nicht heute hier und morgen dort stehen bleiben, nicht bei Xerxes' Siegen in Griechenland, nicht bei Alba's Einzug in Brüssel, nicht bei den Staatsstreichen unserer Tage; wir müssen einem großen Principe, wie dem des freien republikanischen Griechenlands, oder dem der Reformation oder endlich dem der größten und letzten Bewegung unserer Tage Zeit

geben sich durchzusetzen; nur im Laufe der Jahrhunderte unterwirft eine große Idee die Welt. Gegen nichts sträubt sich die Menschheit hartnäckiger als gegen die Ersteigung einer neuen Stufe in ihrer eigenen Selbstschätzung. Ihre Bescheidenheit wird zur Wuth, ihre Niederträchtigkeit wird ihr zum Dogma, wenn es gilt, ihr neue Ehren und Vorzüge zu Theil werden zu lassen; der Weltverbesserer, und sollt' er auch nur die Kartoffeln einführen oder den Dampfwagen bauen wollen, erhält immer die Antwort: Wir glauben nicht an deine Wohlthat und nicht an unsere Fähigkeit, sie zu genießen. Darum braucht die Entwickelung Jahrhunderte zur Durchsetzung einer Idee wie derjenigen der Reformation und vollends wie der Idee der Freiheit aller Staatsbürger, der Herrschaft des Gedankens, des Gesetzes und der unbehinderten Erörterung.

Wenn man nun Geschichte schreibt, so muß man die Aufgabe eines Jahrhunderts ebenso wol als die Wechselfälle, die ihre Durchführung mit sich bringt, klar feststellen. Wer sich in der Geschichte an das einzelne verliert, büßt den Verstand der Geschichte ein.

So endet Schiller zwar den Aufstand der Niederlande mit dem Erfolg Alba's und mit der Hinrichtung Egmont's, aber er läßt uns keinen Augenblick in Zweifel über den Ausgang dieses denkwürdigen Kampfes eines kleinen deutschen Küstenvolks gegen den größten und mächtigsten Feind der Reformation.

Schiller sagt uns gleich in der Einleitung: „Philipp II. von Spanien war reicher und mächtiger als alle europäischen Herrscher zusammen, er wandte alle seine furchtbaren Mittel an, um die Ungläubigen in Holland niederzuwerfen, aber er erlebte nicht das Ende dieses Vierzigjährigen Kriegs, Spanien verlor seine Reichthümer und seine Macht, die Republik der Niederlande hingegen erhob sich zu einer Macht ersten Ranges und in weniger als einem Jahrhundert (im Utrechter Frieden) verfügte sie über den Thron ihrer ehemaligen Tyrannen und verschenkte ihre Krone."

So groß, so unüberwindlich ist die Macht des Zeitgeistes; nur wer das Princip des Jahrhunderts ergreift, wird es schließlich beherrschen. Dynastien und Völker gehen zu Grunde, weil sie sich ihm widersetzen. Das ist das Weltgericht der Geschichte. Wer Schiller's Geschichte zu lesen und zu würdigen versteht, der kann nicht verlegen sein, unsere Zeit und ihre Gewalthaber mit dem richtigen Maßstabe zu messen.

Was er an dem Beispiel der Reformation gezeigt, kann sich an ihrer Tochter, der Freiheitsbewegung im Sinne des Humanismus, die wir für den Geist des 19. Jahrhunderts erkannt haben, nur wiederholen.

„Schiller schrieb die Geschichte als ein Dichter", sagen die Historiker, und dennoch trifft er ihre Wirklichkeit besser als ihr, antworten

wir ihnen: denn „ihr habt die Theile in eurer Hand, fehlt leider aber das geistige Band". Manche von diesen Theilen werft getrost weg, sie sind nicht das Festhalten werth. Freilich hilft das Wegwerfen denen nichts, die dann keinen Verstand übrig behalten. Wer die Entwickelung der Idee oder des Begriffs des Menschen in der Geschichte weder findet noch nachweist, der nenne doch das, was er vor sich hat, nicht Geschichte, er nenne es Wust, Unrath, Schutt und sich selbst den Schuttkärrner und zwar nicht um ihn wegzuräumen, sondern um ihn uns vor die Füße zu fahren, ein nichtswürdiges Geschäft, eines Sklaven Rache für seine freiwillige Knechtschaft.

Schiller's Charakter als eines Künstlers und Geschichtschreibers ist leicht zu verstehen; daß sowol die Dichter als die Geschichtschreiber den Hauptpunkt, wie nämlich die gemeine Wirklichkeit so zu verklären sei, daß sie uns die Idee nur um so anschaulicher zeige, verfehlen konnten, beweist nur, wie geistlos und wie unwürdig sie der hohen Namen sind, die sie sich selber beilegen, die ihnen aber sicherlich die Nachwelt verweigern wird, wenn sie, statt Kunstwerke, nur Sudeleien zu Wege bringen. Desto mehr Anerkennung verdienen die Ausnahmen, die jetzt auftauchen als Sterne in der Nacht. Wenn wir oben zeigten, daß der Dichter die Philosophie nicht entbehren könne, so ist leicht einzusehen, daß der Geschichtschreiber es ebenso wenig kann.

Schiller's philosophische Verdienste sind nicht so leicht anschaulich zu machen als der Charakter seiner Kunstwerke und seiner Geschichtschreibung. Wir haben sie auf einem Felde zu suchen, auf das sich nicht jeder hinauswagt. Die meisten Menschen, auch die sogenannten Gelehrten, begnügen sich mit der Philosophie des Wörterbuchs ihrer Sprache; und sofern sie einigermaßen reden lernen, was bei weitem nicht allen begegnet, sehen sie sich auch gezwungen, eine gewisse Philosophie zu erlernen. Man ist daher auch neuerdings auf den Gedanken gekommen, die Philosophie sei eigentlich in der Philologie zu suchen, und wenn die Herren von dem Sprachschatz, den sie verstehen lernen wollen, die Bücher wirklicher Denker nicht ausschließen, wenn sie es nicht machen, wie ihre Vorfahren zu thun pflegten, und den Sinn der Worte beiseite lassen, um die reine leere Form als solche zu genießen, so ist der Einfall nicht ganz unrichtig, die Liebe zum Logos ist sicher die Liebe zur Weisheit. Wir begnügen uns aber nicht mit der Philosophie und Bildung, wie sie mit einer gebildeten Sprache ohne weiteres überliefert wird — daran sind so viele vorschnelle Dichter und Gelehrte unserer Zeit gescheitert —: um auch nur diese Philosophie recht zu fassen, dieser Bildung wirklich Herr zu werden, bedarf es der ernsten wissenschaftlichen Philosophie. Und um damit wieder lebendig und schöpferisch zu wirken, bedarf es nicht nur einer lebenslänglichen Aufmerksamkeit auf

den großen Gegenstand, sondern auch einer Freiheit des Gemüths von allen kleinlichen Verhältnissen und Rücksichten.

Dies ist in der That wenigen gegeben. Wenige Menschen wollen vor allen Dingen die Wahrheit und ihre eigene Ehre, wenige haben den Glauben, wenn sie vor allen Dingen nach dem Himmelreich und seiner Gerechtigkeit trachteten, so werde ihnen alles andere von selbst zufallen; und doch sind es nur diese wenigen, die der Wahrheit mit Erfolg dienen und die große Sache unsers Geschlechts führen können.

Zu ihnen gehörte Schiller. Nie hat er sein Auge von dem Stern der ewigen Wahrheit verwandt, nie hat ihn sein Glaube verlassen; und seine Anstrengung wurde gekrönt und sein Glaube nicht getäuscht.

Seine Philosophie ist auf zweierlei Art wirksam geworden: einmal, wie wir schon gezeigt haben, eingehüllt in die Formen der Schönheit als die Idee, die aus seinen Dichtungen hervorleuchtet und die seine Geschichte uns zeigt; sodann unmittelbar in seinen philosophischen Schriften, durch die er den Fortschritt der Wissenschaft selbst förderte.

Obgleich es scheint, als hätten meine Landsleute meine Schriften alle ins Feuer geworfen und obgleich ich Grund habe zu vermuthen, daß sie im Buchhandel nicht mehr zu finden sind, so darf ich doch voraussetzen, daß die Darstellung Schiller's im ersten Bande jener Schriften, die besonders Schiller's Anspruch auf philosophisches Verdienst hervorhebt, gewirkt habe, wie denn die vertilgten und ins Feuer geworfenen Bücher gewöhnlich recht energisch wirken. Ich darf daher hier wol über diesen Punkt kürzer sein und nur die eigentlichen Schlagworte wiederholen.

Schönheit ist Schiller „eine Verwirklichung des Absoluten", „sie schenkt uns die Menschheit", „ist unsere zweite Schöpferin".

„Alle andern Uebungen", sagt er, „geben dem Gemüth irgendein besonderes Geschick, aber setzen ihm auch dafür eine besondere Grenze; nur die Bildung und Anschauung der Schönheit verschafft uns das Gefühl unbeschränkter Freiheit." „Schönheit ist der einzig mögliche Ausdruck erscheinender Freiheit."

„Das Ergebniß der Wissenschaft und des Denkers hat keinen andern Weg zum Herzen und Gemüth des ganzen Volks als den künstlerischer Schöpfung; aber die schönste Dichtung ist von geringem Werth, wenn sie nicht den höchsten Grad geistiger Freiheit, den freien Gedanken des Philosophen ausdrückt".

Wir brauchen die „Briefe über ästhetische Erziehung" nicht weiter anzuführen, um zu zeigen, daß Schiller der erste ist, der die Wirklichkeit des Absoluten am richtigen Orte sucht und findet, daß er der erste ist, der die Kunst über alles Irdische erhebt, und daß er auch der schönsten Dichtung nur einen untergeordneten Werth beilegt, wenn sie

nicht des freien Gedankens der Philosophie Herr ist und ihn ausdrückt.

Man wende dies auf die Engländer und ihre Affen, auf die Romantiker, die Liberalen, die Realisten und anderes Gesindel an, und man wird nicht zweifelhaft sein, wie sie sich zu Schiller und zu dem wirklichen Dichter verhalten.

Aber fast ist Schiller zu gütig gegen die Gemeinheit in einer Welt, wo vor allem das Gemeine überwunden sein soll, wenn er sagt:

„Im Gebiete des Schönen muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Kindersinn vertraulich herabsteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amor gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staub, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt.“ „In dem ästhetischen Staat ist alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Beistimmung fragen.“

Er habe gleiche Rechte, wie überall der Mensch mit dem Menschen, aber er rühme sich ihrer nicht, wenn er sie nicht kennt und geltend macht.

Schiller's schöne philosophische Arbeiten — möchten sie doch jetzt wieder befruchtend wirken! — enthalten die Keime unserer freien Philosophie; Hegel, sein großer Landsmann — die Schwaben halten mit Recht so brav zusammen — hat sie sorgfältig studirt und reiche Frucht daraus gezogen.

Als man sich früher um die Person und ihr Verhältniß zum Absoluten, um die Einheit des einzelnen und des allgemeinen stritt, und wenn die Naturforscher jetzt die Person und das denkende Individuum ausstreichen und nur das Thier übrig behalten wollen; warum schlagen sie ihren Schiller nicht auf und lesen:

„Das Thier ist ein Individuum, aber nur eine besondere Existenz einer allgemeinen Idee, während die Person das Individuum ist, welches sich selbst und die allgemeine Idee hervorbringt.“

Ich vermuthe, die Herren wünschen jene Selbstschöpfung, das Denken, zu vermeiden, um sich ihrem Gegenstande nicht zu sehr zu entfremden. Diese Begeisterung für ihren Gegenstand ist aber schon wieder ein Idealismus, den ihnen die undankbare Materie nicht erwidert.

So hat Schiller seinen Kant verstanden und so sehr hat er ihn über sich hinausgeführt; wer nicht im Stande ist, Hegel jetzt ebenso zu verstehen und ebenso weiter zu führen, der trete nicht ein für die Palme im Dichten und Denken; obgleich er gleiche Rechte hat, läßt er sie schlafen und bleibt ein Knecht mit seinem Willen.

Redende Menschen, ihr Kinder des Denkens, haltet den Vater
Immer in Ehren, so wird sicher sein Erb' euch zu Theil;
Aber entehrt den Gedanken, so stieht euch zürnend die Freiheit,
Was ihr auch wirket, es bleibt niedrig, verworfen und roh.

Ebenso kurz wie über Schiller's philosophische Verdienste können wir über die Frage sein: „Was beabsichtigte Schiller und was leistete er?"

Wir antworten, wie oben, mit seinen eigenen Worten: „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen", sagt er, „haben sich, ohne es zu wissen oder zu erzielen, alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt." „Wir leben in einer großen Epoche, aber für den Augenblick fehlt die moralische Möglichkeit, den Staat der Noth in den Staat der Freiheit zu verwandeln, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht. Wir müssen warten, bis wir die Gefühle, aber vor allem die Phantasie des Volks veredelt haben." „Wendet euch an das Herz des Volks, vermenschlicht seine Einbildungskraft durch eine Welt von Schönheit, und ihr bereitet die Menschheit vor zu einem Zustande, der ihr würdig ist."

„Die Kunst ist über politische Sklaverei erhaben. Gesetzgebung und Regierung mögen Kunst und Wissenschaft ausschließen; sie haben keine Gewalt, um sie zu regieren. Sie mögen den Philosophen verbannen, sie haben keine Macht, die Wahrheit zu erreichen, und die Wahrheit mag sich in die unsterblichen Formen der Dichtung flüchten."

Sie that es und sie thut es. Und Schiller schlug die Erziehung des Volks zum Idealismus und durch das Ideal nicht nur vor; er selbst erzog die Nation durch seine Gedichte. Was ein Grieche von Hesiod und Homer sagte: „Sie haben den Griechen ihre Götter gemacht", das können wir Deutsche von Schiller sagen: Er ist der deutsche Dichter, der die Ideale der Nation geschaffen und den Volksgeist im Sinne unsers großen und humanen Jahrhunderts umgebildet hat. Und was die übrigen vor ihm, nach ihm und neben ihm gethan, das gewinnt erst in seinem Lichte die absolute Bedeutung, wenn es ein vollendetes Werk eines freien philosophisch gebildeten Mannes ist. Der ganze Kehricht des rohen Naturwuchses sowol als der Romantik hat keinen Werth und keine Zukunft; was wollen die Feinde Apoll's und der Musen auf dem Parnaß?

Schiller's Name hingegen und Schiller's Werke, die dichterischen und

philosophischen, werden nicht untergehen. Sie sind gerettet in den Herzen aller derer, die fähig sind die höchsten Güter der Menschheit zu schätzen und zu lieben —, die bürgerliche Freiheit, die freie Gedankenwelt des freiesten Volks der Erde und die höchste Form der Kunst, welche die Menschheit bisjetzt erreicht hat.

Brighton, 30. März 1858.

Die Bretagne und das Meer.

Vier Reisebilder.

Von

Hermann Semmig.

II.

Die Halbinsel Croisic nebst einem Blatt bretagnisch-deutsch-französischer Geschichte.

Unmittelbar rechts von der Loiremündung bildet das Meer eine mehrere Stunden lange Bai, in deren nördlichem Winkel der Ort Pouliguen liegt, von dem sie den Namen hat. Von hier erstreckt sich das Land wieder eine halbe Stunde weit ins Meer, dehnt sich mit furchtbar schöner Granitküste 2—3 Stunden nördlich hinauf und zieht sich dann wieder in die Bai von Croisic zurück, welche Stadt in dem entgegengesetzten Winkel von Pouliguen liegt und der so geformten Halbinsel den Namen gibt. Diese Halbinsel war früher eine Insel; nach der Seeseite zu steil und felsig, flacht sie sich nach dem Lande zu ab und steigt dann die ehemalige wirkliche Landküste hinauf, wo man von Guérande aus die ganze Gegend beherrscht; sie ward auch im ganzen Mittelalter zu dem „terrouer" (Territorium) von Guérande gerechnet.

Auf der Mitte Wegs zwischen Pouliguen und Croisic liegt hoch auf der Felsenküste der Flecken Batz (sprich: Bä), wie Préfail auf dem linken Ufer nur der wilden Naturschönheit und Einsamkeit wegen von Badegästen besucht, während Croisic die Modewelt anzieht und von so glänzenden Toiletten wimmelt, als nur auf den pariser Boulevards kokettiren; die Preise sind auch demnach theuer. Pouliguen ist wol einfacher, aber der Flecken nennt sich „Stadt" und das Leben ist hier pretentiös genug. Die ziemlich städtischen Häuser, deren Besitzer zur gutem Theil von den Fremden leben, fassen in der Saison zuweilen tausend Gäste; was den Ort zu einem freundlichen beliebten Aufenthalt macht, um so mehr, als dies an der öden Küste der Bretagne etwas sehr Seltenes ist, ist ein kleines Luftwäldchen hart am Meer, gebildet von Kiefern, Eschen, holländischen Pappeln und Weiden. Des Vormittags, wenn hier die Damen sitzen und lesen oder arbeiten, während lieb-

liche Kinder um sie herspielen, vereint sich Koketterie, Naivetät und idyllische Ruhe zu einem lieblichen Gemälde à la Mignard. Im Bade selbst weicht die Naivetät freilich ganz der Koketterie und dem Intriguenspiel, und weibliche Ziererei amüsirt den ironischen Beobachter; nur abends, wo die Spaziergänge am Meeresstrande sich bis zur lauen Mitternacht verlängern, ermuthigt das Nachtdunkel und die luftige Kühle zu freierm Tone, der aber doch nie ganz, wie deutsche Ungezwungenheit, dem Gängelbande französischer Etikette entläuft und dem die versteckte Lüsternheit, die Mutter raffinirter Intrigue und Tartuferie, stets im Nacken sitzt.

Große Verdienste um Ort und Gegend hat sich ein Hr. Benoit nicht nur durch Parkanlagen und Anpflanzungen, die er mittels Dämme dem Meer abgerungen hat, sondern namentlich durch eine hier begründete Industrie erworben. Das hier zu Lande gewonnene Meersalz ist nämlich ziemlich grobkörnig; Hr. Benoit Vater, früher in einem Steinsalzwerk an der piemontesischen Grenze beschäftigt, hat nun seit 30 Jahren das daselbst übliche Raffinerieverfahren auf das Meeressalz angewendet, um es feiner und weißer zu machen, auch daneben eine Salzwäsche angelegt, die dem letztern die graue Farbe benimmt. Seitdem hat sich nun die Salzausfuhr von hier aus nach Rouen, England, Holland u. s. w. ungemein vermehrt, ähnliche, wenn auch kleinere Raffinerien, sind entstanden und der Ort hat um das Doppelte an Bedeutung gewonnen. Einer meiner Schicksalsgefährten aus Nantes, der früher in Baden die Muskete getragen hat und bei dem ich meine Badesaison zubrachte, hat sich als Chemiker dem Hrn. Benoit angeschlossen und etablirt hier eine Fabrik chemischer Producte, die, als die einzige am Meer von Bordeaux bis Rouen, sowie wegen der Billigkeit von Stoff und Arbeitskraft eine große Zukunft hat; es wird unsere Freunde daheim gewiß freuen, daß der deutsche Flüchtling seinem Lande noch im Exil Ehre macht, und unsere Feinde werden sich ärgern, wenn wir nicht zu Grunde gehen. So rücken wir oft unserm Ziele entgegen, wo wir es am wenigsten geglaubt hätten und ich, der ich freilich nichts gelernt habe als in dem schlechtesten Stoff — Verzeihung, meine Herren, der große Goethe hat also die deutsche Sprache benannt — etwas zu stümpern, ich finde auch durch diesen Stoff meinen Herd. Des Herrn Wege sind wunderbar, aber er führt es alles herrlich hinaus! Möge man diese biblische Reminiscenz einem alten Studenten der Theologie nachsehen, der fünfmal die Kanzel bestiegen hat, jene Predigt „vom Berge" nicht mitgerechnet, die ich bei der Kunde vom Tode Robert Blum's vor dem Volke auf der Kanzel der leipziger Thomaskirche hielt und die dem Cultusminister von der Pfordten ein so großes Aergerniß war.

Auch ein Stück deutsches Elend mengte sich einmal in die Badewelt.

Eine steinalte Frau, 95jährig nannte sie sich, kam in den Ort betteln; niemand verstand ihre Sprache; man glaubte, es sei bretagnisch und schickte sie zu unserer Nachbarin, die bretagnisch sprach; da ergab es sich denn, daß es deutsch war. Sie war bei Kolmar im Elsaß zu Hause; Tochter und Schwiegersohn, die mit einem Karren vor der Stadt lagerten wie Zigeuner, zogen mit der alten Großmutter und den Kindern am Meeresstrand umher, um Muscheln aufzulesen, die sie entweder verkaufen oder zu allerlei verarbeiten. Alter und Blöße sprechen rührend genug, die alte Frau brauchte nicht noch hinzuzufügen, daß die Kinder sie schlecht verpflegten und sie daher für sich selbst etwas Brot erbetteln wolle, daß sie ferner an deutsche Reinlichkeit gewöhnt sei und jetzt nicht einmal ein Hemd habe, der bloße Anblick flehte für sie und als sie nun noch vollends sagte: „Ich möchte wohl gerne sterben, wenn ich nur erst wieder heim bei deutschen Leuten wäre, es ist so schwer unter fremden Leuten zu sterben", da gab man her, was man konnte und meine deutsche Wirthin suchte alle entbehrliche Wäsche für die „Landsmännin, obgleich sie Frankreich angehörte", hervor. Die Alte küßte allen unter Thränen die Hand und — zwei Straßen weiter (wie wir nachher erfuhren) ward die ganze Wäsche verkauft. So vagabundiren eine Menge Deutsche aus Elsaß und Lothringen mit einem Schein von Arbeit, z. B. Korbflechten, in Frankreich herum; dabei schleppen sie aber stets möglichst alte Personen oder zarte Kinder mit sich, denn Bettelei ist ihr Hauptverdienst und sie kennen das menschliche Herz genug, um zu wissen, daß Alter und Kindheit immer rührt.

Eine andere Landsmännin und zwar eine echt sächsische, traf ich in Painchateau, einem nahen Dörfchen am Meeresstrande: in der dasigen Kapelle hing ein ziemlich guter Kupferstich der Sixtinischen Madonna. Wir besitzen bekanntlich das Original in Dresden und es freut mich jedesmal wie eine heimische Erinnerung, wenn ich einem Abbild desselben, zumal in so vergessenen Erdwinkeln, begegne.

Wenn man von Pouliguen nach Batz geht, dessen kuppelförmiger Thurm weit in Land und See hinein sichtbar ist und daher den Schiffern als Wegweiser dient, kommt man an vier Dörfern vorbei, den einzigen des Departements, wo man noch celtisch spricht: Kervallet, Kermoisan, Trégaté und Roffiac. Die Häuser dieser Dörfer stehen knäuelhaft zusammengedrängt, fast städtisch verkittet, gleich als ob sie sich gegen den umwohnenden Fremdling der französischen Sprache zusammenducken wollten wie Pferde in der Steppe gegen den Wolf. Freilich umsonst, denn alles fast versteht hier schon französisch, und die Kinder sprechen es sogar häufiger als das Bretagnische. Indessen was Anhänglichkeit an Heimat und Muttersprache ist, konnte ich hier wieder sehen, wenn ich es nicht aus eigener Erfahrung wüßte. Kaum fing ich

mit den Leuten ein wenig celtisch an zu wälschen, so gut es noch ging seit drei Jahren des Liegenlassens (ich hatte den Dialekt des Finisterre gelernt, hier, wo sonst die Grafen von Vannes geherrscht hatten, sprach man den von Vannes), sofort auch war ich von einem Haufen Weiber umgeben, die sich freuten, die Laute des Brehzad aus frembem Munde zu vernehmen.

Auch in Batz komme ich nicht aus den deutschen Erinnerungen heraus, denn — staunen Sie nur —, der Flecken ist eine sächsische Colonie, nicht von jenem kaffeefreundlichen Gemisch slawischer, fränkischer und thüringischer Stämme des Landes Meißen, dem auch ich entsprossen, sondern von den kühnen Seefahrern des Nordens, die im 4. Jahrhundert bis ins Mittelmeer stürmten und von denen ein Rest hier sitzen blieb, ohne freilich eine Spur germanischer Zunge zu bewahren; aber der hohe Wuchs und das blonde Haar unterscheidet sie noch immer von den umwohnenden Bretonen und Franzosen. Was sie am meisten auszeichnet, ist das Costüm, das sie jedoch, kleine Nuancen abgerechnet, mit der ganzen „Gemeinde" des Fleckens, d. h. den davon abhängigen Ortschaften theilen und das sie nur an Feiertagen tragen. Unter einer großen Jacke treten in Abstufungen drei Westen von verschiedenen Farben eine über der andern hervor, sodaß jede sichtbar wird; weite Pumphosen gehen bis ans Knie, dann verlieren sich weiße Gamaschenstrümpfe in gelbe damlederne Schuhe, elegant wie Theaterschuhe. Den Kopf bedeckt ein großer runder Hut, dessen einzige Ecke die Verheiratheten nach hinten, die Witwer nach vorn und die Junggesellen auf dem Ohr tragen. Bei Trauergelegenheiten oder höchsten Festen kommt ein kleiner spanischer schwarzer Mantel hinzu; an solchen Tagen glaubt sich der Fremde in ferne mittelalterliche Zeit zurückversetzt. Weniger pikant erscheint die Kleidung der Frauen, ihre Mütze sieht einem Helm mit aufgeschlagenem Visir ähnlich; bizarr ist, daß die Sitte verbietet, Taschen in die Schürzen zu machen, ehemals hätte dies fast für eine Schande gegolten, jetzt kommen sie wol hier und da vor, aber selten und noch versteckt darunter. Man verkauft im Orte Figuren aus Meermuscheln zusammengesetzt, die das Costüm repräsentiren. Der raffinirte Erwerb verdirbt überall jetzt die Sitteneinfalt; eine Frau, unlängst erst verheirathet, bot den Fremden an, sich für sie anzuziehen und sich ihnen im Hochzeitsstaat zu zeigen.

Die Franzosen rühmen an dem Flecken Batz die „holländische" Reinlichkeit; dies Lob macht unsern germanischen Stammgenossen gewiß Ehre, nur ist es einigermaßen übertrieben, was nichts zu sagen hat, da ja die holländische Reinlichkeit sehr an Pedanterie streift. Liegt aber in dieser Uebertreibung nicht eine unwillkürliche Selbstkritik? Gewiß ist in den französischen Dörfern nicht alles wie es sein sollte, die Aus-

nahmen abgerechnet, die ich nicht nur in der Champagne, sondern selbst auf den „schwarzen Bergen" der Bretagne getroffen habe. Unangenehm aber hat mich hier ein Zug herz- und sinnloser priesterlicher Tyrannei berührt: das Volk hat hier keine Vergnügungen als höchstens den Jahrmarkt zu Croisic, keine Feste als Hochzeit und Taufe; selbst ersterer fehlt es an Musik, nur die Reichern lassen aus einem entferntern Dorfe einen bretagnischen Dudelsack kommen, die Aermern tanzen auf dem Rasen nach Gesang. Nach diesem einfachsten aller Instrumente tanzte man hier vor zehn Jahren Sonntags auf dem hohen Meeresstrande, unschuldiger konnte kein Vergnügen sein, denn es gab nicht einmal eine Schenke hier, und doch verbot es der Pfarrer den armen Leuten. Sie gehorchten: denn in der Bretagne ist der Pfarrer allmächtig.

Neben der Kirche, an der sich vom 13. Jahrhundert an verschiedene Baustile geübt haben und deren Chor durch seine Neigung wie die Kathedrale von Quimper die Neigung von Christi Haupte am Kreuze nachahmt, steht eine herrliche Ruine des sogenannten blühenden oder flammenden Spitzbogenstils, die Kapelle von Notre-Dame-du-Mourier. Sie ward 1793 von den Republikanern zerstört, welche bekanntlich die von den fanatischen Christen im 5. Jahrhundert zerstörten griechischen Tempel an den christlichen Bauwerken rächten. Jetzt saust der Wind durch Dach und Fenster und statt der Orgel rauscht nur das Meer, das sich furchtbar an den Granitklippen bricht.

Nichts ist aber doch erhabener als der Anblick der Meeresküste von hier bis Croisic, die auch Balzac in einem Romane zu einer Schilderung begeistert haben soll. Verwittert und ausgewaschen ragen die zerklüfteten Felsen empor, als läge das Gerippe der Erde zu Tage; das Meer tönt hier wie steter unterirdischer Donner oder wie das dumpfe Heransausen eines furchtbaren Hagelsturms, daß man wie berauscht wird von dem verworrenen Lärm. Das Auge schwindelt bei diesem ewigen Wechsel: jetzt überstürzen die brüllenden Wogen die Klippen und begraben sie in schäumender Milchflut, aus der plötzlich die schwarzen Felsenbänke wieder auftauchen, während von oben das Wasser noch gleich Cascaden oder Gießbächen niederrauscht, und kaum will der betäubte Sinn ausruhen von dem chaotischen Schauspiel, so brandet es schon wieder an, zerschäumt, zerstiebt von neuem und springt heulend zurück zu neuem wildern Sprung. Aber diese Sachsen waren noch wilder und achteten nicht der tobenden Meerflut, über diese Wogen hinweg sprangen sie erobernd ans Land und waren der Schrecken der Nationen: wo ist jetzt die deutsche Flotte?! A propos, preußische Schiffscapitäne aus Stralsund haben mir gesagt, daß die Krone Preußen ganz in der Stille, wie Oesterreich, sich eine Flotte baue; ist es wahr? Der „Charivari" machte sich lange lustig über die preußische Fregatte an

der marokkanischen Küste, es sollte mich doch freuen, wenn ihm die Duckmäuserin „Borussia" einmal ein Schnippchen schlüge.

Aber nehmen wir rasch ein antiquarisches Beruhigungspulver auf den patriotischen Aerger. Stoff genug gibt es hier, überall stehen Menhirs, hart am Meer, versunken in Feldern, hoch auf dem Strand; in den Uferfelsen sind einige weit ins Land führende Höhlen, „Nixlöcher", trous du Korigan vom Volke genannt, und wenn wir von Batz nach Croisic hinabgehen wollen (Groaz, celtisch für grève, d. i. Sandufer), kommen wir bei dem Rest einer Mauer vorbei, die der Capitän Bouchard von der Partei Montfort 1355 in dem heroischen Erbfolgestreit zwischen Blois und Montfort zur Vertheidigung der Insel aufführen ließ. Weiterhin links steht die gothische Kapelle du Crucifix, der Sage nach zur Erinnerung und auf dem Platze der Sachsentaufe errichtet, „'s ist aber alles nicht wahr". Dann treten wir bei der Promenade Mont-Challet, von deren Belvedere wir eine prachtvolle Aussicht genießen, in die Stadt, die sich vom Quai aus recht nett ansieht. Aber obgleich Stadt, hat sie doch in geistlicher Hinsicht bis ins vorige Jahrhundert (der eigene Pfarrer der Stadt ward erst am 7. November 1763 eingesetzt) von dem sächsischen Batz abgehangen: die Benedictiner von Landevenech besaßen nämlich in Batz seit 945 eine Priorei, die ihnen durch die Zehnten eine jährliche Rente von 5000 Livres eintrug, davon besoldeten sie einen Pfarrer in Batz mit 400 Livres und einen Vicar in Croisic mit 300 Livres, sie hatten daher bei der Selbständigkeit des letztern nichts zu gewinnen und machten Opposition solange es ging. Auch die Pfarrkirche von Croisic ist erst 1494 angefangen und ihre Thurmkuppel aus Eifersucht ausdrücklich der von Batz nachgeahmt. Ein selbständigeres Monument besitzt Croisic in der Kapelle des heiligen Gustan, deren Unterseite auf einem großen von der Mauer abspringenden Stein gebaut ist und von der folgende Legende geht. Der heilige Gustan, Mönch des durch Abälard bekannten Klosters St.-Gildas de Rhuys, vom Sturm überfallen, landet an dieser Küste und schläft auf jenem Felsenstück am Ufer ein; der Himmel, besorgter um seine Bequemlichkeit als er selbst, erweicht den Stein, der seitdem den Abdruck des Körpers behielt, welchen Abdruck man bei etwas gutem Willen noch heute sehen kann. Als nun die Umwohner dem Heiligen die Kapelle bauten, ließen sie den Stein außen; aber in der Nacht zerfiel die Mauer, welche diese Reliquie so gering geachtet hatte, und stand am andern Tage auf dem Steine, man folgte nun dem Fingerzeig des Himmels. Indessen ist die Legende sicher erst spät entstanden und die Kapelle älter als St.-Goustan, der im 11. Jahrhundert lebte, falls sie nicht neuerbaut und ihm dann gewidmet ward. Sicher hat man sie auf diesen wahrscheinlich den Heiden heiligen Stein erbaut, um dem

Aberglauben die christliche Richtung zu geben; nahe dabei steht auch eine heilige Quelle. Von den Einwohnern von Croisic ist der Heilige weniger geachtet (der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande) als von denen von Batz. Indessen wenn der Wind lange von Süden weht, vereinigen sich die Frauen der Seeleute zu einer neuntägigen Andacht bei der Kapelle; bei langem Nordwinde halten sie die Andacht an der Kapelle zum Crucifix. Uebrigens sind beide Kapellen in Artilleriemagazine verwandelt.

Diese ganze Halbinsel lebt von der Salzindustrie. Das Seesalz wird so gewonnen: man leitet das Meerwasser in einen großen Behälter (la vasière) zu beliebigem Gebrauch; von da geht es in den gobier über, ein zweites in die Erde gegrabenes Viereck, wo es für die Saline vorbereitet wird; dann endlich läßt man es in diese selbst ein, die in vier nur 7 Centimeters tiefe Unterabtheilungen zerfällt. Bei der langen Kanalisirung hat Wind und Sonne Zeit, den Krystallisationsproceß durch Verdunstung zu fördern; diese Industrie ist daher auch nur in milden Gegenden möglich. Im letzten Ständer, dessen Name oeillet wol von den augenrunden zur Auffammlung dienenden Plätzchen herrührt, die man am Rande auf den niedrigen Dämmen macht, bildet sich das weiße Salz wie Eis auf der Oberfläche, das grobe graue Salz sinkt auf den Grund und wird dann in hohen runden Haufen (mulons) aufgeschichtet, die man mit reiner Thonerde zum Schutz gegen Regen überkleidet und bis zum Verkauf stehen läßt. Diese Industrie ernährt zwei Klassen, erstens den wirklichen Bauer (paludier); in der Woche trägt er statt des Festkleides, das ich geschildert habe, weißleinene Kittel und Hosen mit großem runden Hut; zweitens den Handelsmann, saunier. Früher war der Paludier angesehener als der Krämer, aber wie jetzt überall der Producent dem Kapitalisten und Kaufmann unterliegt, so gewinnt auch hier der Saunier an Ansehen und zeichnet sich wol auch schon durch aparte Kleidung aus. Sonst bediente er sich zur Ausfuhr lasttragender Pferde und Maulesel; seitdem aber Straßen angelegt sind, ersetzt er jene durch Wagen. Wie nun Land und Boden einen ganz eigenthümlichen Charakter tragen und durch die unzähligen Teiche und Dämme an Holland erinnern, so sondern sich auch die Salzbauer von den Ackerbauern ab; sie leben gesondert, heirathen nur unter sich und zwar meistens in derselben Pfarrei, sind unternehmender und weniger sparsam als der Landmann von dem nahen Guérande.

Man kann sich leicht denken, daß dies pikante Land, wo drei Volksrassen zusammen verschmolzen sind, auch eine eigenthümliche Geschichte hat, namentlich der Hauptort Croisic, der im Mittelalter eine Art Republik bildete und zur See fast bedeutender war als Nantes. In literarischer Hinsicht ist es die Vaterstadt des berühmten Reisenden Peter

Bouguer († 1758), der 1736 mit La Condamine an den Aequator zur Erforschung der Erdgestalt geschickt ward, und des Dichters Maillard-Desforges († 1772), der die Lorbern, welche ihm die Kritik verweigerte, von der Galanterie erlistete, indem er unter dem Namen eines Fräuleins de Malerais drucken ließ, eine List, die zu ergötzlichen Zweideutigkeiten Anlaß gab. Das männliche Fräulein richtete Lobverse an alle Berühmtheiten und alle fühlten sich geschmeichelt, von „schönem" Munde besungen zu werden; selbst Voltaire ging in die Falle und schrieb an die „muse divine":

Charles fut seulement l'objet de mes travaux,
Henri quatre fut mon héros,
Et tu seras mon héroïne.

Der Spaß gab zu Piron's „Metromanie" Veranlassung, einem Meisterwerke der französischen Literatur. Das ist schon pikant, aber gehen wir nur weiter oder vielmehr rückwärts in die celtische Urzeit.

Strabo, V, §. 4, spricht von einer kleinen Insel gegenüber der Loiremündung, die von den samniter Frauen bewohnt gewesen, einer Art Amazonen, die nur, wenn sie die Liebeswuth ergriff, zu ihren Männern über das Meer schifften. Man hat danach aus den Samnitern in Italien eine Colonie der Bretagne machen wollen; aber es handelt sich hier gewiß nur um die Namniter, die Völkerschaft, die eines Namens mit Nantes ist (wie Parisii und Paris) *). Diese Amazonen waren Dienerinnen des Bacchus, echte Emancipirte; alljährlich rissen sie einmal das Dach von dem Tempel ihres Gottes nieder und erbauten es am nämlichen Tage wieder neu. Welches Weib nun das dazu nöthige Material beim Herbeischleppen fallen ließ, ward von den Gefährtinnen zerrissen, die dann die Glieder und Eingeweide unter wildem Geschrei um den Tempel trugen. Dies soll nun die Insel Croisic gewesen sein, weil sie nach Strabo unter der Herrschaft der Veneter stand, bekanntlich aber die Grafen von Vannes auch später noch hier die Oberhoheit hatten. Dazu kommen noch zwei seit etwa 70 Jahren erloschene Gebräuche, die an jene Scene zu erinnern scheinen: am Abend vor dem 15. August zogen nämlich die Frauen von Croisic in Scharen zu dem Menhir vor der Stadt am Meer und tanzten um ihn herum; wenn nun ein Mäd-

*) Die Interpretation des Ptolemäus, als haben die Namniter unter der Herrschaft der Veneter (Vannes) gestanden, ist von Hrn. Caillo; der Archäolog Bizeul in Blain bei Nantes erklärt das ὑφ' οὓς richtiger geographisch „unterhalb, d. h. südlich". Man bildet sich übrigens nicht ein, was über bretagnische Urzeit von Philologen und Archäologen gefabelt worden ist; das abergläubische Genie der Bretagner hatte schon die Alten angesteckt, denn jene Amazonenfabel bleibt für den ernsten Historiker ein Räthsel. Oder schwebt der Geist Merlin's bezaubernd über alle fort, die dieses Land betreten?

chen in der Hitze des Tanzes den Stein berührte, so wurde sie ausgelacht, denn es bedeutete, daß sie sich im Laufe des Jahres nicht verheirathen werde. Sodann: am Tage Quasimodo warfen sich die Frauen und Mädchen irdene Gefäße zu; diejenige, welche eins zerbrach oder zerbrechen ließ, wurde rasch ergriffen und gezüchtigt. Noch andere Reste celtischer Sitte sind der Umzug der Kinder am Sylvesterabend, wobei sie Lieder mit dem undeutbaren Refrain „Guillané" absingen und Geschenke einsammeln (eine Gewohnheit, die man sonst noch in der Bretagne, z. B. auf Quiberon findet) und die Gewohnheit, Tag und Jahr im Volksleben vom Abend anzufangen.

Darauf kommt die römische Herrschaft, der Einfall der Sachsen im 4. und 5. Jahrhundert, von denen ein Theil dablieb, und der der Normannen im 8. und 9. Jahrhundert. Dann schweigt die Geschichte bis ins 14. Jahrhundert, wo der Erbfolgestreit um die Bretagne zwischen den Häusern Montfort und Blois ausbricht. Croisic steht auf Seite des nationalen Montfort (Jean IV.) gegen Blois, den Frankreich unterstützt, und erlebt, nach den Wechselfällen des Kriegs, den Sieg seines Herzogs. Unter Franz II. rüstet es 1470 eine Flotte von fünf Schiffen zum Schutz des Herzogs aus, den es 1487 abermals mit Truppen und Schiffen gegen Karl VIII. von Frankreich unterstützt. Unter Franz' Tochter, der noch jetzt in stetem Andenken lebenden Herzogin Anna, vermählt sich die deutsche Geschichte wieder mit der von Croisic, wenn auch nur an die linke Hand. Anna hatte nämlich dem Seigneur b'Albret ihre Hand verweigert und sie (auf dem Protokoll, wirklich getraut ward sie mit Karl VIII. von Frankreich) dem deutschen Kaiser, damals römischen König Max gegeben; b'Albret, erbittert, liefert Nantes den Engländern aus. Da bieten die Croisikesen Leib und Gut ihrer Herrin an, die ihnen zum Dank eine erbetene Steuerbefreiung bewilligt; die betreffende Urkunde fängt also an: „Maximilian et Anne, par la grâce de dieu roy et reine des Romains, ducs de Bretaigne etc."

Unter Franz I. (von Frankreich) zeichnen sich die Croisikesen als tüchtige Seeleute und Korsaren aus und schlagen die Spanier von der Küste zurück. Nichts ist naiver und von so wahrhaft großartiger republikanischer Bescheidenheit als der Brief, worin sie dem Herzog von Etampes im April 1557 die Wiedernahme von Belle-Ile gegen die Spanier anzeigen und dann einfach unterzeichnen: „Vos très humbles et obéissants serviteurs, les bourgeois du Croisic."

Der Unabhängigkeitssinn dieser Bürger nahm die Reformation eifrig auf, namentlich waren es (wie überall in Frankreich) die vornehmern, d. h. gebildeten Familien, die sich ihr anschlossen. Als aber der Pastor Jean Carmel, im Gefolge Franz von Coligny's, in der Hauptkirche zu predigen wagte, da klagt der entrüstete Klerus und Pöbel bei dem Bi-

schof von Nantes, der 1558 nach Coligny's Abzug ankommt und durch Messe, Procession und Weinaustheilung die Masse zum Sturm gegen die Protestanten fanatisirt. Diese fliehen, aber bald erstarken sie wieder und bekommen einen Pfarrer. So getheilt, zeigt sich die Einwohnerschaft während der Ligue schwankend und ohne Energie. Unter Ludwig XIII. ward den Calvinisten, als nur noch vier Familien zählend, die Predigt entzogen; die Katholiken widersetzten sich, vom politischen Standpunkt aus besorgt, bei allen betreffenden Gegenvorstellungen, und während mehrere nach Larochelle gezogene Familien Verbindung mit den Glaubensgenossen in Croisic unterhalten, hebt Ludwig XIII. daselbst 100 Matrosen zur Belagerung der Calvinistenstadt aus.

Damals achtete Nantes Croisic fast wie seinesgleichen, wie ein Brief des Maire und der Schöppen von Nantes à Messieurs les Bourgeois du Croisic vom 11. September 1608 bezeugt; letzteres war in der That eine der bedeutendsten Städte der Bretagne, heute hat es nur noch 2400 Einwohner!

Ludwig's XIV. Absolutismus schonte freilich den Unabhängigkeitssinn dieser Bürgerstadt nicht; am 16. Mai 1666 zog eine Compagnie vom Regiment Piemont als Garnison ein und blieb trotz der Insulte und Meuchelmorde, die sie sich erlaubte, trotz der heftigen Bewegung der Bürger, ihrer Protestation und Deputation nach Paris. Alle Communalfreiheit schwand nun hin, mit ihr die Handelsblüte der Stadt, der unternehmende Geist der Einwohner und binnen 50—60 Jahren nahm die Bevölkerung um mehr als die Hälfte ab. Freiheit zieht groß, Despotismus erstickt.

Noch immer nennt die Geschichte einzelne Züge von Vaterlandsliebe und Aufopferung der Croisikesen. Nach dem Sieg der englischen Flotte bei la Hogue am 29. Mai 1692 ward die 22 Schiffe starke Division Damfreville durch den Küstenlootsen Hervé Riel von Croisic gerettet, der sich auf Tourville's Geschwader befand. Als nämlich die Engländer am 31. Mai die Schiffe bis vor St.-Malo verfolgten, wurden letztere von den Piloten St.-Malos aus Feigheit oder bösem Willen im Stich gelassen. Da bietet sich Riel, der das Fahrwasser kannte, als Lootse an und führt alle Schiffe unter den Augen des Feindes in den Hafen. Zur Belohnung verlangte er nur völligen Urlaub, um zu seiner Frau, die er la belle Aurore nannte, zurückzukehren. Diese Rettung, längst bekannt in der englischen Seegeschichte, galt in St.-Malo für eine Fabel, in Croisic selbst war Riel's Name vergessen; erst in der Revolution von 1793 ward diese That infolge der Arbeiten, die die Regierung in St.-Malo vornehmen ließ, wieder entdeckt.

Nach de Conflans' Niederlage am 20. November 1759 weigert sich

Croisic, sich den Engländern zu ergeben und trotzt einem dreitägigen, jedoch wenig schädlichen Bombardement.

In neuerer Zeit ist diese einst so wichtige und aufopfernde Stadt fast nur noch durch sein Seebad bekannt. Auch sein einst so blühender Handel ist gesunken. Um den Verkehr zu sichern, wird unter Herzog Conan III. 1125 auf dem Concil von Nantes das Strandrecht abgeschafft; dafür mußten die Kapitäne Pässe nehmen, das Büreau für Croisic war damals noch in Guérande. Seit dem 14. Jahrhundert treibt jenes nun Handel mit Dänemark, England und Flandern. Damals machte Herzog Jean IV., der die Wichtigkeit des Seeplatzes und den finanziellen Nutzen begriff, Croisic durch Privilegien zum freiesten Hafen, der damals existirte, und die Stadt ward immer selbständiger und unabhängig von Guérande. Im 16. Jahrhundert rivalisirte es fast mit Nantes, das 1573 nicht einmal die von de Bouillé gegen Montgommery auf Belle-Ile verlangten vier Schiffe von 200 Tonnen liefern konnte; Croisics Handel ging vom Celtischen Meere bis nach Andalusien; der Quai des Portugais, der damals entstand, deutet auf weite Handelsbeziehungen. Seit der Entdeckung Neufundlands 1540 namentlich hebt sich Croisic, 1628 schickt es noch zwölf Schiffe auf den Kabliaufang; aber seit Mitte des 17. Jahrhunderts geht der Hafen von Croisic, wie so viele andere der Bretagne, dem schmählichsten Verfall entgegen und zwar infolge der abscheulichen Verwaltung der Provinz unter den Bourbonen, für welche impotente Dynastie man doch die Bretagne so eifrig bearbeitet. So war z. B. der Sardellenfang ein bedeutender Erwerbszweig der Stadt, nun hören Sie: am 26. Juli 1696, zur Zeit, wo die Einsalzungswerkstätten am meisten zu thun haben, befiehlt die Behörde, diese Werkstätten zu räumen, damit der Adel, der den Herrn Gouverneur auf seiner Paschareise begleitet, seine Pferde daselbst einstallen könne! Namentlich erdrückt der ungeheure Zoll auf fremde Waaren, durch den der „große" Ludwig 1688 seine durch unsinnige Kriege geschwächte Kasse wieder füllen will, allen Handel dieser Küste mit dem Auslande. Noch ein Beispiel von Regierungsweisheit: im Jahre 1687 verbietet das Gouvernement, künftig Wein in der Bretagne zu pflanzen, um „den andern Weinprovinzen keine verdrießliche Concurrenz zu machen". Unter der verständigen Verwaltung des Herzogs d'Aiguillon (Mitte vorigen Jahrhunderts) hat sich der Sardellenfang und Salzhandel wieder etwas gehoben, aber das Resumé der Bourbonenverwaltung bleibt immer dies: unter den Herzogen der Bretagne besaß die Stadt Croisic zwölf Viertel, vier davon sind gänzlich verschwunden und drei andere sind ein Haufen Ruinen! (s. die treffliche Monographie: „Notes sur le Croisic, par Caillo jeune", Nantes 1842). Der historische Kritiker, mein Freund Lejean aus Morlaix, sagt bei dieser Gele-

genheit: „Croisic bietet nur ein Specimen von dem, was längs der Küste der Bretagne für Handel und Fischerei, im Innern für die Linnenindustrie vorgegangen ist. Der bretagnische Pauperismus ist eine Schöpfung des absolutistischen Régime des 17. Jahrhunderts, ich habe die Hände voll Beweise für meine Behauptung.“ Wohl bekomm's, meine Herren Legitimisten!

Die Verwaltung ist die innere Geschichte eines Landes; sehen wir sie uns zum Schluß noch ein wenig an. Die Halbinsel stand, ohne feudales Mittelglied, unmittelbar unter der Oberhoheit der Herzoge und verwaltete sich in germanischer Freiheit selbst; in Bezug auf die Jurisdiction hing sie von Guérande ab, in kirchlicher Hinsicht hatte Batz die Suprematie, doch stand Croisic das Recht zu, den ersten Kirchenvorsteher zu ernennen. Ueber dem Ganzen stand der vom Herzog, später vom König ernannte Kapitän, der mit dem durch Jean V. auf acht Glieder fixirten Rathe der Stadt Croisic die Gemeinde schützte und regierte; alle Bürger waren Wähler und wählbar. Die Wahl des Kämmerers (miseur), der die Hafenaufsicht für Croisic und Pouliguen hatte, geschah am 15. November mit der des Zeugmeisters (maître canonnier). Den Waffendienst thaten alle Bürger, die ihn als Recht und Ehrensache betrachteten; denn wenn ihn später der Commandant willkürlich in Geldsteuer verwandeln wollte, so protestirten die Bürger dagegen und Jean V. gewährte ihnen 1420 ausdrücklich das Recht, den Dienst in Person zu thun und nicht abzukaufen.

Stolz war die Stadt auf eine vom Herzog Franz II. am 5. Juli 1492 ertheilte Concession, nämlich eine Compagnie Bogen- und Armbrustschützen zu haben mit Privilegien für den, der beim jährlichen Festschießen den Preis gewinnen würde und den man le roi des archers, Schützenkönig nannte. Diese archers wurden später durch die arquebusiers und chevaliers du Papegault ersetzt; alle Jahre im Mai kam die Compagnie zusammen, um nach dem Vogel (Papagai) zu schießen. Der Schützenkönig war frei von allen Steuern und Abgaben und hatte dazu das Recht, eine gewisse Quantität Wein ohne Gebühren „während des Jahres seines Königthums“ auszuschenken, welch letzteres Privileg später in eine Geldsumme verwandelt wurde. Der Maire hatte stets den ersten Schuß. Klingt das nicht idyllisch wie ein sächsisches Vogelschießen? Nur mit dem Unterschiede, daß die republikanische See- und Handelsstadt nach einem überseeischen fremden Vogel schoß, während wir deutschen Provinzler den eigenen Reichsadler zerfleischten.

Karl VIII. von Frankreich setzte, um Croisic für seine der Herzogin Anna bewiesene Aufopferung zu belohnen, einen Prevôt ein, um am Orte selbst Recht zu sprechen, der Widerstand aber, den die Beamten im Guérande wegen der Verletzung ihrer Rechte machten, nöthigte ihn

schon 1493 zu einem „einstweiligen" Widerruf; es entspinnt sich ein 150jähriger Zwist zwischen Guérande und Croisic (noch heute existiren Spuren alten Hasses und ehemaliger Eifersucht), endlich am 8. Mai 1640 weist das Parlament von Rennes Croisic ab.

Zu den damaligen Rechten der Stadt gehört auch die Freiheit von allen Abgaben an den königlichen Fiskus wegen ihrer patriotischen Vertheidigung der Seeküste und die Vertretung bei den Städten der Bretagne.

Unter Ludwig XIV. treten, statt der allgemeinen Bürgerversammlungen, nur die frühern Beamten zusammen, der Syndikus schlug jährlich sechs Candidaten vor, aus denen man seinen Nachfolger erwählte. Der Einfluß der kirchlichen Willkür und der Intendanten der Provinz, das Entstehen eines Patricierthums verscheucht den Gemeinsinn und selbst die Redlichkeit in der Verwaltung. Der Gemeindestolz artet in Eitelkeit aus; die Sendungen von Deputationen zur Bewillkommnung hoher Personen, die Freudenfeuer und Bewirthungen kosten Geld und schon 1662 muß die Stadt ein Darlehn von 11,500 Livres machen.

Gegen Ende der Regierung Ludwig's XIV. wurden die Stellen nun gar käuflich; 1692 ward die Mairestelle gegründet, aber es fand sich kein Käufer. Der Rest von altem Ehrgefühl reichte gerade noch zum „passiven Widerstand" (abstention in Frankreich genannt) aus: dreißig Versammlungen konnten wegen ungenügender Bürgerzahl nicht gehalten werden. Auch die Offizierstellen der Bürgermiliz, deren geborener Oberst der Maire war, wurden käuflich und endlich schuf die ehrlose Regierung geradezu Stellen, um nur verkaufen zu können und zwang die Gemeinde, sie zu bezahlen, wenn sich kein anderweitiger Käufer fand.

Im Jahre 1710 kaufte Croisic sein Recht der eigenen Besetzung von Municipalstellen zurück, aber die Patricier (die schon Aemter bekleidet hatten) maßten sich das Recht der Verwaltung an und nach einigen Tumulten unterlag das demokratische Princip. So nichtig aber die Aemter waren, so groß war die Eitelkeit: die städtischen Beamten ließen sich 1727 in der Kirche eine Bank bauen, „um von der Menge abgesondert zu sein und bemerkt zu werden", sie mußten aber die Erlaubniß zu dieser Bank erst vom Grafen von Toulouse, dem Gouverneur, erbitten. In meiner kleinen sächsischen Heimat gibt es in der Kirche auch eine „Rathsemporkirche"; also auch vor Gott, scheint es, gilt das Ansehen der Person. Auch bei der Fronleichnamsprocession gab es Streit über den Vorrang, die Richter von Guérande beanspruchten ihn für sich und ließen den Maire von Croisic 1721 bei der Procession von Mariä Himmelfahrt am 15. August gewaltsam aus der Reihe ziehen.

Es war nöthig, daß der Sturm von 1789 kam, um all diese kleinen Intriguanten, Eifersüchtler und Stellenjäger wegzufegen und wieder

große Gefühle den Herzen zu inspiriren. Und wer ja noch eine stille Vorliebe für die Bourbonen nähren sollte, der lasse sich nur noch eins erzählen. Am 13. Juli 1712 reichte die Stadt Croisic die erste Petition um Errichtung eines Postbureaus ein, im Jahre 1832, schreibe achtzehnhundertzweiunddreißig, ist auch die Petition in Erwägung gezogen worden! Man wirft mir freilich ein, daß dazwischen ein Stück Republik und Kaiserthum liegt; aber die Legitimisten selbst nennen die Republik eine Stiefmutter und den Kaiser einen Stiefvater, was kann man von diesen Gutes erwarten. Nur die Regierung der Bourbonen war eine „väterliche" und ist es noch in Neapel; an diese halte ich mich und von ihr hätte ich mehr für das arme Kind Croisic erwartet.

Literatur und Kunst.

Reiseliteratur.

In demselben Maße, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe das Reisen erleichtert haben, in demselben Maße haben sie die Welt auch kleiner gemacht; Städte und Landschaften, von denen wir ehedem durch weite Entfernungen getrennt waren, sind uns jetzt gewissermaßen vor die Thür gerückt, alle Welt reist und so ist es denn ganz natürlich, daß die Wanderlust derjenigen, die sich in den breitgetretenen Pfaden nicht begnügen mögen, sich auf Gegenden geworfen hat, die früher entweder gar nicht oder doch nur mit der größten Schwierigkeit und deshalb nur von solchen bereist wurden, die in irgendeiner Weise dazu genöthigt waren. Unter diesen für die moderne Reiselust gleichsam neuentdeckten Gegenden nimmt das Engadin einen der ersten Plätze ein. Das Engadin, unter welcher Bezeichnung man bekanntlich das Bergthal an den Quellen des Inn versteht, im äußersten Südosten der Schweizeralpen, ist überhaupt eins der merkwürdigsten und malerischsten Bergthäler der Schweiz und damit zugleich eine der interessantesten und großartigsten Gegenden von Europa. Als die höchste und ausgedehnteste Bodenanschwellung unsers Welttheils, bietet es dem Geologen sowie überhaupt dem Naturforscher einen unversieglichen Stoff zu den interessantesten und wichtigsten Beobachtungen, während gleichzeitig der Freund der Natur an den malerischen Schönheiten des Thales, an seinen riesigen Bergspitzen, seinen Gletschern und Eismeeren, seinen Seen und Bächen, seinen Wiesen und Wäldern die ergiebigste Ausbeute findet. Bis vor kurzem durch die hohen Bergmauern, die es umgeben, von der übrigen Welt so gut wie abgeschieden, ist es erst im Lauf der letzten Jahre durch verschiedene, zum Theil mit bewundernswerther Kühnheit angelegte Straßen einigermaßen zugänglich gemacht worden und Hand in Hand damit hat denn auch der Strom der Reisenden angefangen, sich hierher zu lenken; die Schweiz, dieser herkömmliche Tummelplatz der Touristen aller Nationen, ist so abgeweidet, die falsche Cultur mit ihren kasernenartigen Gasthöfen und wohlfrisirten Kellnern macht

sich hier so lästig breit und auch die alte schweizerische Einfachheit und Redlichkeit muß sich angesichts der modernen Wirthshausindustrie immer tiefer in die Berge zurückziehen, sodaß es für denjenigen, der von seinen Reisen noch etwas mehr verlangt als blos ein mehr oder minder comfortables Gasthofleben, eine wahre Wohlthat ist, wird ihm noch irgendwo ein Stückchen Erde aufgethan, wo er den erhabenen Genius der Natur in keuscher Stille verehren und im Anblick der ewigen Wunder der Schöpfung die kleine Welt menschlicher Sorgen und Entwürfe wenigstens auf Augenblicke vergessen darf. Ein solcher Fleck Erde, ebenso geschaffen für den Forschertrieb des reisenden Gelehrten wie für die poetischen Entzückungen des Künstlers, ist das Engadin, und können wir uns unter diesen Umständen nur freuen, daß endlich auch in der Literatur ein kundiger Führer aufgetreten ist, der es unternimmt, die Reisenden zwischen den Thälern und Schluchten, den Bergen und Höhen des Engadin zurecht zu weisen und ihnen als treuer Reisegefährte mit Rath und That beizustehen. Dieser Führer liegt vor in einer unlängst bei Scheitlin und Zollikofer in St.-Gallen in sauberer Ausstattung erschienenen Büchlein: „Engadin. Zeichnungen aus der Natur und dem Volksleben eines unbekannten Alpenlandes. Von Dr. Jakob Papon, Mitglied der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft". Der Verfasser, ein Schweizer von Geburt, ist seinem eigenen Ausdruck nach „einem Gefühl dankbarer Bewunderung" gefolgt, indem er es unternahm, die Gebildeten aller Länder „auf diesen Glanzpunkt seines engern rhätischen Vaterlandes" aufmerksam zu machen. „Schon von früher Jugend an", sagt er, „verdanke ich dem Engadin, seinen Gletschern und Bergspitzen, seinen einsamen, stillen Nebenthälern, wie dem frohen Leben und Treiben seiner gastlichen Bewohner, die Stunden des heitersten und glücklichsten Naturgenusses, und stets noch zieht es mich mit dem nämlichen unwiderstehlichen Reize an wie das erste mal, als ich, noch ein Knabe, dieses schönste unserer Alpenthäler betrat." Zu dieser Bewunderung und Liebe aber, die er für seinen Gegenstand empfindet, gesellt sich bei dem Verfasser zugleich die gründlichste Kenntniß desselben; durch zahlreiche Wanderungen mit Land und Leuten innigst vertraut, besitzt er nicht nur die erforderlichen naturwissenschaftlichen und sonstigen Fachkenntnisse, sondern — was die Hauptsache ist — es steht ihm auch jener tiefere poetische Sinn zu Gebote, der der Natur allein erst Leben und Sprache verleiht und ohne den die schönste Landschaft immer nur eine wüste Anhäufung von Steinen, Bäumen, Gewässern ꝛc. bleibt. Das Buch zerfällt in drei größere Abtheilungen, von denen die erste die Alpenpässe behandelt, durch welche man in das Engadin gelangt. Die zweite beschäftigt sich mit Land und Leuten des Engadin; sie zerfällt wiederum in zwei Abschnitte, von denen der eine dem untern, der andere dem obern Engadin gewidmet ist. Die dritte Abtheilung enthält naturwissenschaftliche Skizzen namentlich über die Gebirgsmassen des Engadin, ferner über die Gletscherwelt der engadiner Gebirge und endlich über die Vegetation. In Betreff des erstern Punktes ist der Verfasser, der sich selbst die Fähigkeit abspricht, dem Leser als wissenschaftlicher Führer durch den „ebenso riesenhaften als in seinem Innern verwickelten Felsenbau der engadinischen Gebirgswelt" zu dienen, hauptsächlich den Forschungen der Professoren B. Studer in Bern und A. Escher von der Linth in Zürich gefolgt; seine auszugsweise Zusammen-

stellung ist klar und übersichtlich und bietet auch dem Verständniß des Laien keine Schwierigkeit. Angehängt sind einige Quellenanalysen sowie ein Pflanzenverzeichniß nebst Angabe der vorzüglichsten Standorte. Die Sprache des Büchleins ist einfach und schmucklos, ohne deshalb ins Trockene und Einförmige zu verfallen; an manchen Stellen, wie z. B. in den „Blättern aus dem Tagebuche eines Kurgastes im Bade von Schuls-Tarasp", gewinnt sie sogar eine belletristische Färbung und auch sie steht dem Verfasser ganz wohl zu Gesichte. Das Ganze ist Friedrich von Tschudi, „dem Kenner und Freunde der rhätischen Alpen", gewidmet. Möge die wohlmeinende Absicht des Verfassers denn recht vollständig erreicht werden und mögen recht viele müde Wanderer unter den Wundern der engadiner Alpenwelt Erfrischung suchen und finden.

Denselben Gegenstand wie das eben besprochene Werkchen behandelt neben andern auch Professor Karl Witte in Halle in seinem soeben erschienenen Buche: „Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge. Mit einer Abbildung von San Marino" (Berlin, Hertz). Das Buch ist, wie auch der Titel andeutet, aus Vorträgen entstanden, welche der Verfasser zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten vor einer gemischten Zuhörerschaft gehalten. Wie sie damals mit Theilnahme gehört worden, so wird auch die vorliegende Sammlung derselben, sowol durch die Mannichfaltigkeit des Inhalts als auch wegen der ansprechenden Form sich ein zahlreiches und dankbares Publikum erwerben. Der Verfasser zählt zu unsern fleißigsten und ausdauerndsten Touristen; namentlich in Italien, dessen Literatur ihm bekanntlich zahlreiche und schätzenswerthe Aufklärungen verdankt, ist er durch häufig wiederholte Reisen gleichsam zu Hause und auch in der Alpenwelt hat er sich bei Gelegenheit seiner vielfachen Römerfahrten heimisch gemacht wie wenige. Hr. Witte hat den großen Vorzug, seine Reisen weder als Fachgelehrter noch als Feuilletonist, der schon während der Reise an die Reiseberichte denkt, die er schreiben will, zu machen; von gelehrten Interessen gerade so weit angeregt und in den verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen gerade so weit zu Hause, um den mannichfachsten Erscheinungen eine mehr als oberflächliche Theilnahme abzugewinnen, ist er andererseits auch wieder Künstler genug und besitzt die Gabe der Darstellung hinlänglich, um die wechselnden Eindrücke zu einem harmonischen, in sich abgerundeten Ganzen auszuarbeiten und dieses Ganze mit einer künstlerischen Darstellung auszustatten. Die Abhandlung über das Engadin, die uns hier zunächst interessirt, ist im Jahre 1855 niedergeschrieben; wenn auch von erheblich geringerm Umfang als das Papon'sche Buch, kann sie letzterm doch in mancher Hinsicht zur Ergänzung dienen. Vorzüglich hat der Verfasser eine Seite seines Gegenstandes hervorgehoben, welche in dem genannten Buche kaum berührt wird, nämlich die historische. Nachdem der Verfasser zuvörderst das Landschaftliche sowie die naturhistorischen Beziehungen des Engadin in Kürze geschildert hat, wendet er sich zu den Bewohnern desselben und ihrer Vergangenheit. Ueber den Ursprung der Bevölkerung wagt er keine bestimmte Meinung aufzustellen: doch hat die namentlich auch durch sprachliche Gründe unterstützte Annahme, daß dieselbe von etruskischer Herkunft, manches für sich und jedenfalls mehr als die Annahme einer ursprünglich römischen Bevölkerung. Von Drusus unterworfen, bildete das

ältere Rhätien und mit ihm auch das heutige Engadin ein wichtiges Glied in der Kette, welche die Donau- und Rheinprovinzen mit Rom verband; römische Sitte und Sprache hatten sich hier tiefer eingelebt als in irgendeiner andern Alpenlandschaft und noch um das Jahr 800, zu einer Zeit also, wo die Uebung des Römischen Rechts im übrigen Europa fast überall erstorben war, entstand hier ein neues römisches Rechtsbuch — wie denn auch die Sprache dieser Gegend, die mit wenigen, wie es scheint dem Keltischen angehörigen Ausnahmen aus lateinischen und germanischen Wurzeln gemischt ist, sich bekanntlich heutigen Tages nach Rom benennt. Ueber die Zeit, wann das Christenthum in das Engadin gekommen, fehlt es an genauern Nachrichten; vermuthlich hat die Einführung des neuen Glaubens bereits zu Anfang des 4. Jahrhunderts durch den von den Arianern vertriebenen Gaudentius, Bischof von Novara und Vercelli, stattgefunden. Im 8. und 9. Jahrhundert verbanden, wie es scheint, die Bischöfe von Chur die weltliche mit der geistlichen Gewalt, bis erstere unter Karl dem Großen auf eigene Grafen überging; zum ersten mal genannt wird das Engadin im Jahre 930. Um diese Zeit wurden die Grafenrechte über Engadin von den Grafen von Bregenz-Buchhorn geübt; durch eine Erbtochter dieses Geschlechts kamen dieselben an die aus dem Hohenzollernschen stammenden Grafen Gamertingen; diese letztern verkauften ihre Rechte am Engadin dann im Jahre 1139 an das Hochstift zu Chur, dem dasselbe auch noch gegenwärtig zugehört. Unter den edeln Geschlechtern, welche in der Geschichte des Engadin eine Rolle spielen, ragen besonders die Plantas, hervorgegangen aus einem dem Ober-Engadin angehörigen Ministerialengeschlecht des 13. Jahrhunderts, durch Reichthum und Einfluß hervor; ihnen zunächst standen die Salis. — Zu den gegenwärtigen Zuständen des Engadin übergehend, verbreitet der Verfasser sich ausführlich über eine Industrie, die den Engadinern eigenthümlich ist und durch welche die Angehörigen dieses Alpenthals weit über den ganzen Erdkreis verbreitet werden. Alle jene sogenannten Schweizerbäcker nämlich, die in London und Neapel, in Petersburg und Lissabon, ja in Neuyork dieselbe Waare liefern, dasselbe graue Costüm tragen und in der gleichen fremd lautenden Sprache ihre Bestellungen ausrufen, alle stammen sie aus dem Engadin oder doch aus einem der nächst belegenen Thäler. „Durch ihre, allen andern meist unverständliche Sprache", fährt der Verfasser fort, „und durch die heimatlichen Sitten wie durch einen Geheimbund verkettet, breiten sie ihr süßes Netz über Europa aus, wandern von einer Stadt zur andern, erlernen mit Geläufigkeit eine Anzahl von Sprachen und theilen einander die Geheimnisse ihrer Kunst mit. Viele, wo nicht die meisten, sind niederer Herkunft und von dem Manne, der eine der bekanntesten Anstalten dieser Art in Preußen gegründet hat (Josty?), wird berichtet, daß er als armer Hirtenknabe bei Sils durch einen ungeschickten Wurf einer Ziege das Bein gebrochen und aus Furcht vor Strafe als Zuckerbäckerlehrling ausgewandert sei." Wie alt der Betrieb dieser Industrie unter den Engadinern, darüber konnte der Verfasser nichts Sicheres erfahren; doch zählt er jedenfalls nach Jahrhunderten, indem bereits im Jahre 1686 ein von Engadinern gehaltener Conditorladen in Genua erwähnt wird, neben dem dann wenige Jahre später ein zweiter in Modena auftaucht. Gegenwärtig ist diese Art der Auswanderung vollständig und in recht geschickter Weise

organisirt; die bedeutendern engadiner Conditoren im Auslande haben ihre eigenen Commissionäre zur Anwerbung der jungen Burschе, die dann truppweise ihre Reise antreten. Auch in ihrer neuen Stellung unterliegen sie einer genauen und sorgfältigen Aufsicht, in moralischer sowol wie in ökonomischer Hinsicht und ist es wol besonders diesem Umstande zuzuschreiben, daß diese jungen Leute fast ohne Ausnahme früher oder später zu Wohlstand und Ansehen gelangen. Allein wie wohl es ihnen auch in der Fremde ergehe, ihrer Heimat mit den engen Thälern und Schluchten und den himmelragenden Bergen, dieser Heimat, in der es nach einem alten Sprichwort acht Monate im Jahre Winter und vier Monate kalt ist, vergessen sie dennoch nicht; so oft Zeit und Verhältnisse es ihnen nur gestatten, kehren sie in ihr geliebtes Thal zurück und auch für ihr Alter kennen sie nichts Lieberes, als mit den auswärts erworbenen Schätzen in die geliebte Heimat zurückzukehren und sich hier eins jener zierlichen, mit allem Comfort, ja selbst mit einem gewissen Luxus ausgestatteten Häuser zu erbauen, wie der Reisende zu seiner Ueberraschung deren so viele in dem entlegenen Gebirgsthal findet. Auch der übrige Inhalt des sauber ausgestatteten Bandes ist in hohem Grade geeignet, das Interesse des Lesers zu fesseln. Der Verfasser verbreitet sich darin über die Gletscherwelt, über die Alpenpässe, über den Rosengarten und das Gröbner Thal; sodann nach Italien hinüberpilgernd, schildert er uns die wunderliche Republik San-Marino, zu deren Ehrenbürgern er bekanntlich selbst gehört; ferner Ravenna, die alte Residenz des weströmischen Reichs, Palinuro und Capri, Palermo, endlich ein Kloster in den Apenninen, nämlich das angeblich vom heiligen Franciscus gestiftete Kloster von Monte della Vernia in Toscana. Einiges Liebäugeln mit dem Katholicismus, das der Verfasser bei letzterer Gelegenheit zum besten gibt, muß man ihm ebenso zugute halten wie die absonderlichen politischen Ansichten, die er in Betreff des gegenwärtigen Regiments in Neapel hegt; beides hängt aufs engste mit dem romantischen Standpunkt zusammen, den der Verfasser überhaupt einnimmt, und da er diesen Standpunkt übrigens wissenschaftlich so fruchtbar zu machen gewußt hat — man erinnere sich nur an seine Dante-Leistungen — so darf derselbe ja auch wol auf einige Nachsicht Anspruch machen. krn.

Correspondenz.

Aus Hannover.

April 1858.

A. Als unser Staat im Hochsommer von 1855 in seine angeblich verschobenen Gelenke wieder eingerenkt und namentlich die Adelskammer hergestellt ward, haben die eifrigen und entschlossenen Aerzte eins, wie sich jetzt herausstellt, versäumt. Sie haben die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen bestehen lassen, ohne zu untersuchen, ob das vormärzliche Oberhaus in dieser scharfen Luft werde leben und gedeihen können. Dem Stüve'schen Oberhause von 1849—55 wurde bekanntlich nichts so lebhaft und

mit so gutem Grunde vorgeworfen als der Mangel an eigentlich gesetzgeberischem Verstand und Ueberblick in den Reihen seiner Bauern, Handwerker, Pfarrer, Schulmeister und Rechtsgelehrten. Aber es hatte doch Staatsmänner wie Vezin und Wyneken unter sich. Sollen wir an den Regierungsrath von dem Knesebeck, an den Oberappellationsrath von Bar, an den Staatsanwalt von Rössing die unbescheidene Zumuthung stellen, sich mit jenen Männern vergleichen zu lassen, die die Blüte der hannoverischen Rechtsgelehrsamkeit in sich darstellten? Messen wir jede Körperschaft nach ihrem eigenen Maße und stellen wir demnach fest, daß die jetzige Adelskammer auf Einsicht in den Zusammenhang der öffentlichen Dinge, auf eine selbständige politische, patriotische Rolle, geschweige auf eine bewußte Stellung zu der Entwickelung der nationalen Geschicke keinen Anspruch macht. Sie betreibt, indem sie Gesetze machen hilft, lediglich die Angelegenheiten ihrer eigenen Familien und Vetterschaften. Diese leitende Richtschnur schrieb anfangs vor: unbegrenzte Dankbarkeit gegen die das Alte so glücklich herstellende Regierung, damit diese ihre wohlwollenden Absichten nur erst alle ausführen könne; und scheint jetzt vorzuschreiben, daß man Hand in Hand mit der Regierung einige schöne Vorrechte im ländlichen Gemeindeleben erobere und von dem schändlich entzogenen Jagdrecht auf anderer Leute Grund und Boden einiges durch gesetzliche Hinterthüren wieder hereinhole, daß man hingegen die Regierung ihre rauhe Hand nicht zu tief in die Taschen der Grundeigenthümer stecken lasse. Nun wäre es eine vortreffliche Sache, wenn eine Kammer je nach Belieben an einigen gesetzgeberischen Arbeiten theilnehmen könnte und an einigen nicht. Dann würden unsere erlauchten Gesetzgeber im Hause der Lords sich und uns mit ihrer ermüdenden Gegenwart sicher weniger lange zur Last und Plage sein. Aber die Verfassung gewährt heutigen Tages selbst bei dem besten Willen keine bloßen Rechte mehr; sie erlegt zugleich Pflichten auf, wo sie Rechte oder Vorrechte bewilligt. Die Herren Ritter sehen sich deshalb zur Mitarbeit an so selbstverständlichen Handlungen wie der Zurücklieferung des Polizeistrafverfahrens an die Verwaltung und an so langweiligen Sachen wie der Gewerbeordnung genöthigt. Was thun sie aber? Sie „ahnen im Burschen, was Freiheit heißt“ —, lernen von der Kreuzzeitung die wahre Freiheit oder die deutsche Freiheit kennen, welche in einem möglichst gerüttelten Maß obrigkeitlichen Zwanges besteht, und helfen der Zweiten Kammer, deren Mehrheit aus Bauern von Beamten geführt gebildet wird, die Bevölkerung der Staatsgewalt vollständig in die Hände geben. Der Adelsgeist nimmt zu seinem Inhalt die unbedingte Regierungsgewalt; die Hydern der Ungleichheit und der Unfreiheit wachsen mit ihren Häuptern zusammen, damit dereinst ein einziger Streich von der Keule des Gottessohns sie abzuschlagen genüge.

Zwar zeigten sich im Anfang des gegenwärtigen Beisammenseins der Stände im Adelshause Regungen, welche auf den Durchbruch einer gesunden Anschauungsweise zu deuten waren. Man schien sich zu einer gewissen Unabhängigkeit erheben und von der unmittelbaren Fesselung an den Regierungskarren losmachen zu wollen, um namentlich eine selbständige Finanzpolitik in der traditionellen Sparsamkeit der Adelskammer wiederzufinden. Man machte entfernte Anstalten, seinen Frieden mit dem größern Bauernstande zu schließen. Aber die Berathungen über das ländliche Gemeinde-

wesen haben dargethan, daß der durchschnittliche Bildungsstand des Edelmanns bei uns zu Lande ihm nicht erlaubt, über den nächsten Augenblick und den handgreiflich sichtbaren Vortheil hinauszusehen oder ein kleines Opfer erreichbaren gesetzlichen Einflusses an die Aussicht spätern weit höhern und dauerhaftern persönlichen Einflusses zu wagen. Und was die Finanzpolitik betrifft, so ist der einzige noch ziemlich junge Kenner der Landesfinanzen in der Kammer, der Schatzrath von Alten, ein zu ergebener Anhänger der Regierung, um die Fahne des Widerstands erheben zu mögen. Die Regung wird also nicht zur That werden. An den wenigen Städten des Königreichs geht der Kelch noch einmal vorüber, daß das platte Land sich einmüthig gegen sie verbunden. Der Adel zieht den Bund mit dem herrschenden Beamtenthum, dessen fetteste Pfründen seinen Angehörigen einstweilen noch sicher sind, dem Bunde mit dem freien Bauernstande, der erst in weiter Zukunft Früchte tragen würde, vor. Er führt im allgemeinen jetzt den unwillkürlichen Beweis, daß er in Bezug auf Talent und Charakter nicht den Stoff in sich hat, um mit Recht und Nutzen einen Bestandtheil der Gesetzgebung auf die Dauer einzunehmen. Die nächste günstige Gelegenheit wird aus dieser Erfahrung jedenfalls den treffenden Schluß ziehen.

Notizen.

Aus Halberstadt wird der am 13. April daselbst erfolgte Tod des Landschafts- und Architekturmalers Karl Hasenpflug gemeldet. Derselbe war 1803 zu Berlin geboren; die dürftigen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, nöthigten ihn, sein künstlerisches Talent frühzeitig zum Gelderwerb zu benutzen und so trat er als Gehülfe in das Atelier des bekannten Decorationsmalers Gropius ein. Eine Decoration, die Kathedrale von Rheims darstellend, die er hier für das Königliche Opernhaus anfertigte, erregte die Aufmerksamkeit des verstorbenen Königs, der ihn von da an mit mehrfachen Aufträgen beschäftigte. Namentlich schickte er ihn 1824 nach Halberstadt, um eine Ansicht des dortigen Doms, der eben damals auf königliche Kosten restaurirt ward, anzufertigen. In unausgesetztem Studium dieses berühmten Bauwerks lebte Hasenpflug sich immer tiefer in den Geist der mittelalterlichen Architektur ein; seine Klosterkirchen und Kreuzgänge, besonders mit winterlicher Staffage, erlangten großen Ruf und verschafften ihm reichliche Beschäftigung. Auch persönlich hatte er Halberstadt so lieb gewonnen, daß er daselbst dauernd seinen Aufenthalt nahm; ein fleißiger und gewissenhafter Künstler, war er zugleich ein ebenso tüchtiger und liebenswürdiger Mensch und wird demnach auch sein Dahinscheiden von allen, die ihm im Leben näher standen, schmerzlich empfunden. — In London starb, 88 Jahre alt, der Componist Johann Cramer, der Urheber der bekannten Cramer'schen Klavierübungen, die noch gegenwärtig allgemein in Gebrauch sind, während seine übrigen zahlreichen Compositionen längst der Vergessenheit anheimgefallen. Cramer war zu Manheim geboren, kam jedoch frühzeitig nach England, wo er sich theils durch seine Compositionen, theils als Besitzer einer angesehenen Musikalienhandlung ein beträchtliches Vermögen erwarb. Seit reichlich 20 Jahren

von den Geschäften zurückgezogen, erfreute er sich eines sorgenfreien und glücklichen Alters, wie es nur wenig Künstlern, namentlich nur wenig deutschen, zu Theil wird.

Auf dem Königlichen Theater zu Berlin ist das langerwartete neue Drama der Frau Birch-Pfeiffer „Iffland" in Scene gegangen; das Ganze, von der Verfasserin selbst vorsichtigerweise nur als „Zeitbilder" bezeichnet, scheint eine Art von Spektakelstück zu sein, bei dem die lokalen Anspielungen nebst Decorationen und Costümen das Beste thun müssen. In Vorbereitung sind ebendaselbst „Die Schuldbewußten" von Benedix und ein neues einactiges Lustspiel von Hackländer „Die drei Halsbänder". Das dortige Königsstädtische Theater brachte ein Drama „Lessing und Mendelssohn" von einem jungen berliner Dichter O. Girndt; wiewol in vielen Stücken den Anfänger verrathend, ist die Neuigkeit doch mit Theilnahme aufgenommen worden. Dasselbe günstige Schicksal hat auch ein neuer einactiger Schwank von Kalisch gehabt, „Hermann und Dorothea", der auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zur Aufführung kam. In Königsberg ist ein neues Lustspiel von Rudolf Gottschall „Die Welt des Schwindels" mit Beifall gegeben worden; ebenso in Leipzig „Die weiblichen Studenten" von Dr. Lederer und „Deutsche Treue" von Wohlgemuth. Auch ein Lustspiel von Georg Horn, gegenwärtig Redacteur des „Fränkischen Kurier", „Die Experimente des Herzens", soll bei der ersten Aufführung in Nürnberg mit Beifall aufgenommen worden sein. Das hamburger Stadttheater kündigt eine Reihe von Musteropern an; nach den Erfahrungen der letzten Jahre zu urtheilen, dürfte die Kasse des Unternehmers dabei näher betheiligt sein als — die Interessen der Kunst.

Trotz der Ungunst der Zeit treten immer neue Denkmäler oder doch wenigstens die Projecte dazu ins Leben. Zur Förderung des Denkmals, das dem Minister von Stein errichtet werden soll, ist jetzt auch in Berlin ein eigenes Comité zusammengetreten; dasselbe hofft namentlich auf Unterstützung von Seiten des Hofes. Dem vor einigen Jahren verstorbenen Domherrn Wilhelm Smets, bekannt als rheinischer Dichter, wird in seiner Vaterstadt Aachen ein prächtiges Grabmonument errichtet. In dem Städtchen Calkar im Klevischen soll ein Standbild des berühmten Reitergenerals von Seydlitz, der daselbst den 3. Februar 1721 geboren ward, errichtet werden; die Anfertigung des Modells ist dem Bildhauer Julius Bayerle in Düsseldorf übertragen worden. Die Sammlungen zu dem in Worms zu errichtenden Luther-Denkmal erfreuen sich des günstigsten Fortgangs und hofft man, demnächst zur Ausführung des Monuments schreiten zu können. Dagegen fehlt es sowol dem königsberger Kant-Denkmal wie dem Monument, das die Stadt Reutlingen dem Andenken Friedrich List's, des großen Nationalökonomen, errichten will, noch immer an ausreichenden Mitteln; hoffentlich wird der erneute Aufruf, der von den betreffenden Comités erlassen ist, nicht ohne Wirkung bleiben.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wolfram von Eschenbach, Parcival.

Rittergedicht. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von **San-Marte** (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

„Parcival", das herrliche Epos Wolfram's von Eschenbach, das schönste und feinste Erzeugniß der mittelhochdeutschen Kunstpoesie, ist dem deutschen Publikum zuerst durch San-Marte in hochdeutscher Uebersetzung zugänglich gemacht worden und diese Uebersetzung erscheint jetzt in zweiter verbesserter Auflage. Mit Bewunderung ersieht man aus diesem Gedicht, wie Wolfram den Gestalten Leben und Seele einzuhauchen versucht, wie er allein unter allen gleichzeitigen Kunstgenossen gewagt und vermocht hat, durch einen Grundgedanken von gleicher Tiefe als der des Goethe'schen „Faust" Ordnung und bewußten Fortschritt in die bunte Fülle der Abenteuer zu bringen, indem er sich die hohe Aufgabe stellte, den Heldenkampf der Seele im Bildungs- und Entwickelungsgange eines höher begabten Menschen zu schildern.

Diese gegenwärtige Uebersetzung San-Marte's steht an wörtlicher Treue und richtigem Verständniß des Textes nach competentem Urtheile der Simrock'schen Uebersetzung in nichts nach, übertrifft dieselbe aber jedenfalls in Bezug auf Wohllaut und dichterische Reproduction, worauf Simrock weniger Werth legt. Durch eine ausführliche Einleitung und Anmerkungen wird das Verständniß der Dichtung und ihrer Zeit wesentlich gehoben.

In demselben Verlage erschien:

Tristan und Isolde. Von Gottfried von Straßburg. Uebersetzt von Karl Simrock. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

„Tristan und Isolde", das berühmte Liebesepos Gottfried's von Straßburg, eine der reichsten und lebensvollsten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publikums bestimmten (elegant ausgestatteten) Uebersetzung von Karl Simrock, dem trefflichen Uebersetzer und Wiederhersteller älterer deutscher Dichtungen. Bisjetzt war dieses Meisterwerk der ersten Blütenzeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner Uebersetzung wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen durfte, den natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen. Mit Recht sagt Simrock in einem Schlußwort zu dem Werke: „Gottfried hat zuerst von der Minne mit jener Inbrunst des seelenvollsten Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welche des Tiefsinns der Liebessage würdig sind und für die ihm der Kranz gebührt, den ihm seine Zeit gereicht hat und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird."

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniss werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. Nr. 20. 13. Mai 1858.

Inhalt: Lieder der Sehnsucht. Von **Antonie Zander.** 1. An Elisabeth. 2. In Monetier. 3. Welch Zauberleben da draußen. 4. Verwandlung. 5. Ich war mit dem Eagle gekommen. 6. Das hat er einmal gedacht. 7. Das hat sie einmal gedacht. 8. Meine Augen. 9. Leise mit den Winden. 10. Mir ist's, als seh' ich durch die Falten. 11. Ich mag dich lieben. 12. Ich wollt', ich wär' zu Hauf'. — Die Presse und die öffentliche Meinung in England. Von **Arnold Ruge.** — Eine Eisenbahnfahrt ans bairische Gebirge. Von **Wilhelm Mair.** — Literatur und Kunst. Geschichte. (Neumann, „Geschichte des englischen Reichs in Asien".) — Correspondenz. (Aus Prag.) — Notizen. — Anzeigen.

Lieder der Sehnsucht.

Von

Antonie Zander.

1. An Elisabeth.

Ich bin mit dir gewandert
Ueber Berg und Thal,
Ich hab' mit dir gestanden
Im rothen Abendstrahl,
Wo Ströme und Bäume rauschen
Und Berge und Blumen steh'n,
Und man aus einem Lande
Weit in das and're kann seh'n.

Ich habe dir geruhet
Am Herzen still und dicht
In langen Sommernächten
Mit glänzendem Mondenlicht;
Du hast mich fest umfasset,
Wie Sturm umfaßt den Wald,
Ich habe dich lange gehalten
Mit meiner Augen Gewalt.

Du bist mit mir gefahren
Ueber den tiefen See;
Du hast im Abendsturme
Gerungen mit dunkelm Weh;
Du hast über mich geweinet,
Bis Nacht dein Auge umfing; —
Du hast mich nicht wiedergesehen,
Seit ich von dir ging.

2. In Monetier.

Ich war mit dem langen Fräulein
Einmal nach Monetier geritten;
Wir sahen Berge und Wolken
Und Kühe, Ziegen und Briten.

Wir sahen den Abend kommen,
Wir hörten die Vögel singen,
Wir hörten aus allen Thälern
Das Ave Maria erklingen.

Wir saßen auf einem Felsen
Und sah'n nach den Bergen hin;
Das lange Fräulein hatte
Die Bibel auf ihren Knien.

Mein Skizzenbuch lag einsam
Auf einem großen Stein;
Ich dachte nicht ans Zeichnen,
Sie sah nicht in die Bibel hinein.

Wir haben kein Wort geredet —
Wir ließen die Berge verglüh'n,
Wir ließen die Sterne kommen,
Und ließen die Winde zieh'n.

Wir saßen, bis unf're Esel
Sehr ungeduldig schrie'n;
Wir saßen, bis über den Bergen
Der glänzende Mond erschien.

3. Welch Zauberleben da draußen.

Welch Zauberleben da draußen!
Schneeduft und Abendschein
Um die weißen, stillen Bäume
Bis tief in den Wald hinein.

Weit hinter dem Duft und dem Glühen,
Wo alles dunkel und ſtill,
Iſt mir es, als ob die Erde
Sich leiſe erheben will.

Ich weiß von keinen Bergen
Da gegen Morgen hin,
Ich ſehe keine Wolken
Rieſig am Himmel zieh'n.

Was ſteht denn da ſtill wie Berge?
Hoch wie die Berge ſteh'n,
Die im Wunderſee und dem Rhone
So ſtolz ſich wiederſeh'n?

Steht da ein Traum am Himmel,
Den meine Seele geträumt?
Oder hat die alte Erde
Sich auf in Schmerzen gebäumt?

4. Verwandlung.

Ich bin aus dem einen Hauſe
Mit tauſend Träumen gegangen;
Sie haben mich in dem andern
Mit tauſend Augen empfangen.

Sie haben mich angeſchauet
Bis der letzte Traum entſchwand,
Und ich wie aus Marmor gebildet
In ihrem Zimmer ſtand.

5. Ich war mit dem Eagle gekommen.

Ich war mit dem Eagle gekommen
Geſpenſtiſch über die See;
Nebel auf Waſſer und Bergen,
Nebel auf Stadt und Kai.

Ich hatte mit leiſem Bangen
Geſucht das rechte Haus;
Von allen Thüren ſchauten
Fremde Namen heraus.

Ich hatte mit ſchwerem Herzen
Viel hohe Treppen erklommen;
Ich hatte die Rechten gefunden,
Den Willkomm hatt' ich vernommen.

Ich hatte am Fenster gestanden
Und hatte leise geweint,
Ich hatte am Feuer gesessen
Und hatte viel Fragen verneint.

Sie hatten viel geredet,
Ich sehnte mich nach Ruh;
Sie waren aufs Knie gesunken,
Ich hörte dem Beten zu.

Der Kater war leise gekommen
Und legte sich vor mich hin,
Und füllte mit lustigen Märchen
Den thränenschweren Sinn.

Die Andacht war lange vorüber
Und stille war das Haus;
Da zog ich mit meinen Träumen
Wieder ins Dunkel hinaus.

6. Das hat er einmal gedacht.

Sie ist so jung noch und viel Sommer wol
Umblühten mich, die nicht um sie geblüht;
Sie ist so jung noch und viel Schmerzen wol
Durchglühen mich, die nimmer sie durchglüht.

Doch möcht' ich mit den bleichen, kalten Schläfen
Mich fest an ihre warmen Wangen schmiegen,
Und mit dem heißen, sehnsuchtsvollen Herzen
Still an dem stillen, jugendkühlen liegen.

7. Das hat sie einmal gedacht.

Ach daß nur eine Jugend
Dies Herz durchglüht!
Ach, daß die Welt nur einmal
Für uns erblüht!

Hätt' ich dich nie gesehen,
Du Knospe der Frühlingsnacht,
Du süße, knospende Seele,
Die mich so traurig macht!

Ich kann doch nicht wieder schließen
Den Kelch, getroffen vom Strahl,
Ich muß nun glühen und duften,
Bis ich verglüht zumal.

Und wenn der Strahl dich wecket
Zu seligem Erblüh'n,
Wenn du als Mann durchschreitest
Das Leben groß und kühn:

Dann bin ich lange verblühet,
Und du hast nie geträumt,
Daß die arme, gestorbene Blume
Um dich einst heiß geweint.

8. Meine Augen.

Du hast einst meine Augen
Dein schönes Märchen genannt;
Da hat viel süße Liebe
In unsern Herzen gebrannt.

Nun brennen der Liebe Schmerzen
Und ich weine so sehr;
Und schön wie ein schönes Märchen
Sind meine Augen nicht mehr.

9. Leise mit den Winden.

Leise mit den Winden
Möcht' ich in der Nacht
Zu dir zurücke gehen,
Ehe der Tag erwacht.

Leise zu dir treten
Möcht' ich in der Nacht,
Wieder das Herz dir bringen,
Das ich dir sonst gebracht.

Leise zu dir reden
Möcht' ich in der Nacht
Alte verklungene Worte,
Die ich einmal gesagt.

Stille bei dir bleiben
Möcht' ich in der Nacht
Unter dem fernen Dache,
Das in den Himmel ragt.

10. Mir ist's, als seh' ich durch die Falten.

Mir ist's, als seh' ich durch die Falten
Der langen, dunkeln Jahre
Zwei kleine Mädchengestalten
Mit Blätterkränzen im Haare.

Mir ist's, ich sehe wieder
Wie in einem Traum —
Sie steigen auf und nieder
Einen alten Baum.

Sie wohnen in den Aesten
Wie Sommervögelein,
Es wehen in den Westen
Die Kleidchen weiß und rein.

Sie flüstern alte Geschichten
Sich durch die Blätter zu;
Die eine will einmal dichten
Und macht die Aeuglein zu.

„Kannst du was Schönes sehen?"
Die and're leise fragt,
„„Siehst du die Geistlein gehen,
Von denen die Mutter sagt?""

Sie öffnete nicht die Augen,
Sie that den Mund nicht auf,
Sie sah die kleinen Geistlein —
Sie stiegen den Baum herauf....

Aus wunderlichem Traume
Erweckt sie das Schwesterlein;
Das schüttelt am alten Baume
Und will nicht stille sein....

Das Mädchen weinte lange
Und wußte kaum warum,
Dem Schwesterlein ward bange,
Sie fand das Weinen dumm....
. . . . . .

Der Baum kann nicht mehr wehen,
Sie haben ihn lange verbrannt;
Und das Mädchen sah ich gehen
In einem fremden Land.

Der Dichtung dunkle Binde
Ums stolze Haupt gewunden,
Hatte sie Thränen viele
Auf allen Wegen gefunden....

11. Ich mag dich lieben.

Ich mag dich lieben und soll dich lassen,
Soll nimmermehr zurück
In deines Vaters Palast kommen
Zu meinem verlor'nen Glück.

Für alle Zeiten sind wir geschieden;
Und fragst du noch nach mir,
So schweigen alle mit finstern Mienen
Und keiner grüßt dich von mir.

Ich mag dich lieben und soll nicht reden,
Soll ewig schweigen nun;
Ich mag dich lieben und soll nun immer,
Als wärst du gestorben, thun.

Und du blühst mit den rothen Rosen
So frisch aus dem Scheiden auf —
Ich mag viel eher selber sterben,
Und höre nicht darauf.

Ich werde dich lieben und von dir reden
Und ewig singen von dir,
Ob du im Leben und im Tode
Nicht wieder fragst nach mir!

12. Ich wollt', ich wär' zu Hauf.

Ich wollt', ich wär' zu Hauf',
Hört' meine Schwestern singen
Und könnte meine Arme
Um meine Mutter schlingen.

Ich wollt', ich wär' zu Hauf',
Hört' meinen Vater reden
Von Kriegsgewühl und Schlachten,
Von Russen und von Schweden.

Ich wollt', ich wär' zu Hauf',
Und könnte stille liegen,
Wo sich die grünen Halme
Mit leisem Rauschen biegen.

Ich wollt', ich wär' zu Hauf',
Und könnte wieder gehen
In den kühlen Wald
Zu den scheuen Rehen.

Ich wollt', ich wär' zu Hauf',
Und fände da die andern,
Zu denen jetzt zurück
Nur meine Träume wandern.

Ich wollt', ich wär' zu Hauf'
Und könnt' zu Hause bleiben,
Und in ein Grab mich legen
Und todt im Grabe bleiben.

Die Presse und die öffentliche Meinung in England.

Von

Arnold Ruge.

Die Presse eines freien Landes, die äußerlich freie Presse, ist immer eine der merkwürdigsten Erscheinungen des menschlichen Geistes, besonders solange noch in andern Ländern ein starker äußerlicher Druck auf der Presse lastet. Es sind gerade in diesem Augenblicke, sogar in England, zwei Preßprocesse im Gange, der eine gegen Truelove, den Verleger eines kleinen Pamphlets über den Tyrannenmord, der andere gegen den Verkäufer eines französischen Briefes von Felix Phat über den Angriff durch Orsini auf „den treuen Alliirten". Diese beiden Processe, die Mr. Bodkin im Auftrage des vorigen Ministeriums und dann des gegenwärtigen führt, betreffen jene an sich unbedeutenden Schriftchen mehr darum, weil man doch einen Sündenbock brauchte, als weil sie die verpönte Doctrin des Tyrannenmordes enthielten — sie enthalten sie nicht einmal —; und das Verfahren gegen die Freiheit der Discussion hat eine Vereinigung aller Radicalen über ganz England hervorgerufen, um einen Truelove Defence Fund zu gründen, dessen Schatzmeister der ehemalige Buchhändler James Watson ist. Der Proceß kommt vor den soeben seit dem 5. April versammelten Assisen zur Verhandlung. Truelove wird einen guten Vertheidiger haben, und es ist kaum zweifelhaft, daß er freigesprochen wird. Würde er nicht freigesprochen, so wäre das ein schlimmer Vorgang für die äußerliche, formelle oder gesetzliche Freiheit der Presse, würde dann aber eine so starke Bewegung gegen diesen ersten Eingriff in die Freiheit des englischen Volks zur Folge haben, daß keine Partei im Amte es wagen würde, ihr die Spitze zu bieten; und so wäre ein Sieg Hrn. Bodkin's schlimmer als seine Niederlage. Die Anklage gegen den Brief von Felix Phat ist noch schwächer. Beide Preßprocesse sind ein ebenso offenbarer Misgriff, als es die Verschwörungsbill war; denn für unbedingte Preß-

freiheit ist jeder Engländer. Es müßte eine Verleumdung oder eine Blasphemie nachgewiesen werden, um nach der bisherigen Praxis eine Entschädigung in dem einen, eine Bestrafung in dem andern Fall zu erzielen. Wegen Aufreizung zu Verbrechen, wegen Hochverraths oder Majestätsbeleidigung kennt eigentlich die neuere Praxis keine Preßprocesse. Solche weitschichtige Kategorien sind sehr bedenklich. Der vorliegende Fall ist daher eine ernstliche Bedrohung der englischen Preßfreiheit und zwar im Interesse eines uneuglisch regierten Nachbarstaats; und das Comité für den Truelove-Vertheidigungsfonds sagt mit Recht: „Wir Engländer sind gewohnt, die höchsten Principien, selbst neue und auffallende Theorien frei und ohne Rückhalt zu besprechen und finden es unerträglich, daß eine Regierung Processe und mit solcher Härte gegen einen achtbaren Kaufmann einleiten sollte, weil er eine Broschüre veröffentlicht, die mit gelehrter Untersuchung eine Frage behandelt, über die man seit den Tagen des Alterthums offen spricht. Das Comité ist daher der Ansicht, daß Hrn. Truelove's Verfolgung ein gefährlicher Angriff auf die Freiheit der Presse ist und fordert das Publikum auf, durch rasche Unterzeichnung gegen den Versuch zu protestiren, womit man das gehässige System wieder ins Leben rufen möchte, welches in der dunkeln Zeit unserer Geschichte von unsern Herrschern vergeblich angewendet wurde, um den Gedanken zu fesseln und die freie Erörterung zu unterdrücken." Die Liste wurde mit einer Unterzeichnung von 25 Pf. St. eröffnet, und im Umsehen stieg die Summe namhafter Beiträge auf 100 Pf. St., während die geringen Beiträge der Massen rasch im ganzen Lande beigesteuert werden und sicher eine gleiche Höhe erreicht haben.

Dies geht jetzt vor. Zur Ehre der Demokraten muß man anerkennen, daß sie die Sache sogleich in ihrer ganzen Bedeutung erkannten und mit Sammlung für die Vertheidigung den Anfang machten; als die Reichen und die berühmten Namen nur noch davon sprachen, hatten sie sich schon zusammengethan, waren bei Nacht und Nebel nach der Feierstunde umhergelaufen und hatten von Haus zu Haus gesammelt.

Eine Sache, die soviel Interesse erregt, ist in England vor jedem Angriff und Uebergriff sicher; der Versuch kann gemacht werden, aber die Durchführung ist unmöglich.

Dies ist nun von beiden Seiten geschehen. Hrn. Bodkin's Anklagen und Hrn. Jardine's Annahme der Anklagen sind in den Zeitungen gewesen. Von der Sammlung für die Vertheidigung hat man noch nichts gelesen; aber es wird dafür gesorgt, daß die Presse bei Zeiten erfahre, was man von dieser Angelegenheit denkt. Die Warnung gelangt auch an die richtige Behörde; und diese weiß, daß der Engländer sich nicht über Nacht mit irgendeiner Verurtheilung um die Preßfreiheit

bringen läßt. Dies aber ist sein Charakter, daß er mit eiserner Festigkeit festhält, was er gewonnen hat. Der Gebrauch ist hier dem Gesetze ganz gleich; deswegen wird er in jedem einzelnen Falle hartnäckig vertheidigt.

Man hat nun wol gedacht, die Presse bringe die öffentliche Meinung allein hervor und drücke sie vollständig aus. Dies ist aber ein Irrthum. Um überhaupt eine öffentliche Meinung zu erzeugen, müssen die Gebräuche und Sitten eines Volks wirken, sie müssen ihm lebendig und theuer sein; es darf dem Publikum nicht gleichgültig sein, daß seine Sitte verletzt werde. Diese Sitte muß nicht eine kindische, noch eine sklavische sein, sie muß, wie die Sitte, sich einer öffentlichen Angelegenheit, die ein Princip einschließt, anzunehmen, einen Werth für die Freiheit und die Ehre eines jeden haben; endlich muß es ohne weiteres erste und oberste Sitte sein, daß das Publikum alle wichtigen Angelegenheiten durch den Ausdruck seines Willens entscheidet. Jeder Mensch muß wissen, daß er nicht auf irgendein Orakel, auf irgendeinen Papst, auf irgendeinen Befehlshaber um Ordre zu warten hat, sondern daß er, er selbst die Sache in die Hand nehmen müsse, damit sie von statten gehe. We must put our shoulders to the wheel, sagt ein Engländer, und das ist die schönste Musik, die ein Mensch hören kann, der sich dafür interessirt, daß seine Mitmenschen das nöthige Selbstgefühl haben.

Zu den Sitten, die aus dem Gehorsam gegen den Volkswillen eine Gewohnheit machen, gehören ferner die Formen der freien Bewegung freier Menschen, unter denen diese Gewohnheit bethätigt wird. Diese Formen haben in England gesetzliche Geltung. Werden sie innegehalten, so ist eine Versammlung z. B. und so sind ihre Beschlüsse gesetzlich; werden sie nicht innegehalten, so sind ihre Beschlüsse kraftlos. So wurden die Beschlüsse der Actionäre einer der gebrochenen Banken und alle ergriffenen Maßregeln ungültig, weil in den Formen ihrer öffentlichen Versammlung ein Fehler nachzuweisen war.

Die Presse wirkt lokal und zum Theil wirkt sie überall hin. Es gibt aber Oertlichkeiten, wo ihre Wirkung fast null ist, in Irland, Schottland, Wallis, Cornwallis. Wie weit kann also die Presse in einem freien Lande mit völlig freier, d. h. äußerlich ungehinderter Bewegung, wie in England, die öffentliche Meinung leiten und ausdrücken?

Die Zeitschriften, Zeitungen und Bücher kann niemand, als wären sie Personen, abstimmen lassen. Wenn er also die Meinung der Mehrzahl kennt, so weiß er noch keineswegs, was das Volk in seiner Mehrzahl denkt. Manche Zeitungen vertreten bestimmte Parteien, von andern und vielleicht gerade von den gelesensten ist es schwer zu sagen, welche Partei sie vertreten. So ist es mit der „Times", der es bei

den Korngesetzen begegnete, daß sie gegen ihre Aufhebung so lange schrieb, bis die „League" gesiegt hatte. Dann schrieb dieselbe „Times" dafür. Dies Beispiel ist sehr lehrreich. Der Verein für die Aufhebung der Kornzölle überzeugte durch Broschüren und durch Versammlungen die Menschen, daß die Maßregel nothwendig und nützlich sei. Es wurde viel Geld ausgegeben, um den nöthigen Druck von außen auf das Parlament hervorzubringen, und der Verein hatte fast die ganze Presse gegen sich; dennoch leitete er die öffentliche Meinung, und Peel selbst erkannte an, daß dies der Ausdruck des Volkswillens wäre und daß Cobden das Verdienst zukomme, vorzugsweise zur Aufklärung der Köpfe über diesen Punkt und zur Hervorbringung der nunmehr herrschenden Ansicht gewirkt zu haben. Peel hat in diesem merkwürdigen Falle das größte Beispiel eines weisen Staatsmannes gegeben; er verließ die Partei, die sich dem neugebildeten Volkswillen widersetzte, und erhob den Ausdruck desselben zum Gesetz. Die Tories haben noch einige Jahre erbittert gegen diese Gesetzgebung gekämpft, aber sie haben sich nur immer von neuem überzeugen müssen, wie weise sie gewesen wären, wenn sie ihrem Führer gefolgt wären, der damals Plato's unsterbliche Worte über den Staatsmann citirte: „er kann nicht thun was er will, sondern nur was unter Umständen das Beste ist."

Die beiden einzigen Völker, welche nicht gegen ihren eigenen Willen regiert werden können, England und die Schweiz, sind auch die beiden einzigen, die ein gesetzliches und das höchste Interesse an der Ermittelung des Volkswillens haben. Die übrigen Völker haben sich bisjetzt unfähig gezeigt, diese Form, die politische Ordnung des Volks, und seine altgermanische Selbstbestimmung anzunehmen. Man könnte noch die Niederlande und die Skandinavier dazu rechnen; doch sind sie so sehr im Schwanken zwischen der militärischen oder polizeilichen Verfassungsform, daß man darüber streiten könnte, welche jedesmal vorherrscht. In Belgien und Piemont kann davon keine Rede sein; das ist nur französischer Zuschnitt.

Bei den entschieden politischen Völkern, wie in England und in der Schweiz, wird die gesetzliche Freiheit, den Volkswillen zu bilden und zu ermitteln (wir können in der Schweiz die Religion als eine verbotene Frucht davon ausnehmen), vorausgesetzt; in den politisch unfähigen Völkern hingegen ist diese erste Bedingung aller freien Entwickelung abgeschnitten. Der Wille des Volks beschränkt sich also in den unpolitischen Ländern auf den einzigen Wunsch, zu einer politischen Existenz zu gelangen; und unter politischer Bewegung versteht man in diesen Ländern die Geburtswehen oder die Fehlgeburten des Volkskörpers. Deswegen will man in unpolitischen Ländern den Volkswillen gar nicht wissen und hofft, die Zeit, wo man ihn auszuführen habe, werde nie kommen.

Mag sein. Die confiscirte Politik ist aber nur uneigentlich Politik zu nennen; sie ist eigentlich bloße Verwaltung eines Landguts und Vertheidigung, vielleicht auch Erweiterung seiner Grenzen; daß sich in außerordentlichen Fällen, in den Geburtswehen des Volks, noch die Vertheidigung des Grundeigenthümers gegen seine Leute nöthig macht, versteht sich von selbst, ist aber ebenfalls keine Politik: denn zur Politik gehört die Polis, der Staat.

Sobald aber der Staat existirt und das constituirte Volk sich selbst zu bestimmen, seinen Willen auszudrücken und geltend zu machen hat, wird die Frage nach der Ermittelung des wahren Volkswillens die erste und bedeutendste Frage. Dem Politiker fällt es im Traum nicht ein, wider den Willen der Nation zu handeln, in deren Namen er handelt. Denn nur dann handelt er in ihrem Namen, wenn er nach ihrem Willen handelt, und nur dann ratificirt sie seine Worte und Thaten; nur dann macht sie aus seinen Plänen und Vorschlägen Gesetze; nur dann verschafft sie ihnen mit dem ganzen Gewicht ihrer Macht Autorität im Innern und nach außen.

Das Volk, das politisch eingerichtet ist und politisch fühlt, denkt, redet und handelt, ist einem Manne zu vergleichen, der im freien Besitze seines Vermögens seine Angelegenheiten nach bester Ueberlegung ordnet und sich über seine Zwecke und Interessen nicht leicht irrt. Das Volk, das gar keine politische Einrichtung hat, dessen Wille gar nicht in Betracht kommt, ist jenem Riesen aus der nordischen Sagenwelt zu vergleichen, der nur im Kriege mit der Eisenstange losgelassen wurde, um dreinzuschlagen. Es hat keine Macht, es hat kein Selbstgefühl, seine Mitglieder sind Faseler: denn was sie sagen, gilt nichts, und was sie denken, ist vollkommen gleichgültig. Wenn ein Mensch keine politische Geltung hat, ist er minorenn; ein alter Kerl, der ein Kind ist, macht einen widerwärtigen Eindruck. Diesen Eindruck macht der Russe auf den Deutschen und der Deutsche und der Franzose auf den Engländer und den Schweizer. Der Continent kann sich über die unauslöschliche Verachtung des Engländers aber nicht beklagen; er will es ja so haben. Europa ist für England Kleinasien, solange es ohne politisch eingerichtete Völker ist, und wir es nur mit dem Rajah von so und so und mit dem Sultan von so und so zu thun haben.

Was der Engländer — jeder ohne Ausnahme — von der öffentlichen Meinung denkt, und warum er nicht auf den Gedanken kommt, wenn er am Ruder ist, ihr entgegenzuhandeln, geht aus dem Obigen hervor. Er hat keinen Begriff von einem todten machtlosen Volk und er hat nicht die Macht, das lebendige Volk zu tödten, wenn es ihm auch einfiele. Es bleibt also dem englischen Staatsmanne nichts übrig, als den Willen des Volks zu erforschen und sich nach ihm zu richten.

Eine starke Bewegung gegen eine seiner Maßregeln wird ihn daher sogleich stutzig machen; eine anhaltende und entschiedene Bewegung für irgendeine Verbesserung wird ihn sicher mit sich fortreißen.

Wer auch nur die Bewegung für Abschaffung der Korngesetze verfolgt hat, wird bemerkt haben, daß es nicht die Zeitungen sind, auf die man vor allen achtet, und daß nicht in den Zimmern ihrer Leiter die Politik des Landes berathen und bestimmt wird. Irgendein Hinterstübchen eines Kaufmanns, eines Quäkers, eines Buchhändlers ist geeigneter dazu. Und wenn irgendetwas das Gemeingefühl erregt und die Aufmerksamkeit denkender Männer auf sich zieht, sogleich weiß man, was dabei zu thun ist. Als aber die Verschwörungsbill auf Milner Gibson's Antrag fiel, wurden Tausende von Versammlungen abgesagt, zu denen schon Tag und Stunde anberaumt war. Dieser Umstand zeigt, daß man rein den vernünftigen Zweck, die Unabhängigkeit und die Ehre der Nation, die Abwehr des Spionagesystems ꝛc. im Auge hatte und nicht irgendeine überflüssige Freude an der bloßen Aufregung. Wenn man eine Versammlung spart, so spart man ohnehin sein Geld und seine Zeit.

Wenn man aber ernstlich und anhaltend sein Geld, seine Zeit und alle seine Kraft daran setzt, um eine Frage zur Entscheidung zu bringen, so ist dies allein schon ein Beweis von dem Ernst der Sache. Eine Parlamentswahl vollends und eine allgemeine Abstimmung über eine oder die andere Politik der Regierung, die wiederum sehr kostspielig und zeitraubend ist, beweist noch ernstlicher den Volkswillen, obgleich man gerade gegen die Art und Weise, wie die Wahlen zu Stande kommen, über den Einfluß des Geldes dabei, Zweifel erheben könnte, ob sie überall den Volkswillen richtig auszudrücken im Stande wären. Für jetzt ist soviel gewiß: die Resultate solcher Ermittelung des Volkswillens sind entscheidend, sowie sie bekannt werden. Während der Wahl und Abstimmung hingegen ist alles in der äußersten Spannung, und in unzähligen Fällen weiß keine Zeitung den Ausgang vorher, noch viel weniger kann sie ihn ernstlich beeinflussen.

So war die Wahl im Canton Zürich vor dem Sonderbundskriege, in der die Freunde der Sonderbündler so glänzend unterlagen, ein Ereigniß, das alle Parteien gleichmäßig überraschte und auf dessen Vorbereitung nicht sowol die Presse als die Schullehrer hingewirkt hatten.

Im ganzen muß man also zugeben, daß der Volkswille und die öffentliche Meinung tiefere Quellen als die Presse hat, wenn es sich gleich von selbst versteht, daß die Presse bei der Bildung einer allgemein verbreiteten Ansicht oder eines allgemein wirkenden Gefühls und Willens nicht ohne Theilnahme und Mitwirkung sein könne. Wer bereitete das allgemeine Gefühl des Unwillens über die Forderungen der französischen

Regierung vor, als die Verschwörungsbill eingebracht wurde? Nicht einmal die Thatsachen waren alle bekannt, ja, sie sind es noch jetzt nicht. Die „Times", die fast an jedermann gelangt mit ihren Nachrichten sowol als mit ihren Urtheilen, und also ebenso viel Oeffentlichkeit hat als alle andern Zeitungen zusammen, die „Times" unterstützte Palmerston so lange, bis er am Boden lag. Dann rief sie aus: „Jetzt sei es bewiesen, in einem Gefühle seien alle Engländer einig, in dem Gefühl für die Aufrechterhaltung der Nationalehre!" Die „Times" hätte das ohne die Anstrengungen der Comités, die sich seit den Reden von Roebuck bildeten, und ohne die Abstimmung über Milner Gibson's Antrag, die eine Folge der allgemeinen Aufregung war, nie entdeckt. In solchen Dingen wirkt ein gewisser Instinkt. Man sieht der Sache an, wo sie hinauswill, wenn sie auch noch so unschuldig auftritt, man fühlt die Gefahr der Katzenpfote und ist auf seiner Hut, auch wenn noch die Hauptbeweise gar nicht zum Vorschein gekommen sind. Lord Palmerston hat eine Lehre bekommen, wie sein Hochmuth sie lange verdient hatte.

Zu solchen Irrthümern, wie der Uebermuth Lord Palmerston's nach der Wahl seines chinesischen Parlaments, kann ein Staatsmann verleitet werden, wenn die Presse die Backen immer voll nimmt, um das Lob seiner Weisheit zu singen und — wenn die öffentliche Meinung aus der Aufregung in eine scheinbare oder wirkliche Abspannung gesunken ist. Dies kommt vor. Das Wiedererwachen ist dann gewöhnlich eine Ueberraschung, wie man fast alle Morgen überrascht ist, wenn man den dämmernden Tempel des Traumes verläßt und dem offenen Tage ins Angesicht schaut.

Die Ueberraschung der „Times" freilich gehört so wesentlich zu der „Times", wie sie zu den Ereignissen überhaupt gehört: ich meine die „Times" wird ebenso wie andere Leute von den Ereignissen überrascht. Sie spiegelt dies Phänomen daher ganz artig wider und macht damit ihrem Namen weiter keine Schande.

Bis zum russischen Kriege und früher kurz nach der Durchsetzung der Freihandelsfragen in Bezug auf Korn und Lebensmittel waren die kleinen Journale der Freihandelspartei weit bessere politische Beweger als irgendein großes Journal. Die Richtung auf die innere Politik, der Einfluß der großen Handelsstädte wie Manchester und Birmingham, die Bewegung für Steuererleichterung, gegen die Fenstertaxe, gegen die Church rates, für wohlfeile Presse, für die Ausbreitung des Wahlrechts durch die Freehold land society — alle diese Themata gaben ein so bewegtes Sonderleben, daß nicht der mindeste Zweifel sein konnte, wo die Initiative der Reformbewegung lag. Die Gesetzgebung ist bedeutend dadurch bestimmt worden; eine Menge Wünsche und Vorschläge dieser rührigen und praktischen Leute sind angenommen worden; und fast in

allen Fällen zeigte sich, daß eine Steuerverminderung den Verbrauch so bedeutend steigerte, um den Ausfall des Staatseinkommens mehr als zu decken. In dieser Zeit verstand es sich ganz von selbst, daß selbst ein so weitverbreitetes Organ wie die „Times" ganz ohne Einfluß war. Sie hatte nur die Erfolge der Freihandelspartei einzutragen und sich schließlich allemal mit großer Salbung dazu zu bekennen.

Diese secundäre Bedeutung des großen Journals hörte auf mit dem russischen Kriege und mit der französischen Allianz. Die auswärtige Politik geht einigermaßen über den Horizont der Manchester- und Freihandelspartei, ebenso der Volkspartei. Sobald man also einmal seine Zustimmung zu dem Kriege gegen Nikolaus gegeben hatte, war man aufs Zusehen bei der Sache beschränkt, und hatte sich die glorreichen Thaten hinten in der Krim von der „Times" erzählen zu lassen.

Die Engländer sind Politiker. Bright und Cobden scheiterten also mit ihren Friedensreden zu einer Zeit, wo der Krieg nicht vermieden werden konnte; und es trat eine merkwürdige Wendung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Bonapartismus ein, die man Charakterlosigkeit nennen müßte, wenn sie sich nicht aus dem Eigennutz erklärte, der die Hauptpolitik des Engländers ist. Sei gegen ihn, und du bist mit aller Schlechtigkeit des ganzen Wörterbuchs behaftet; sei für ihn, und deine Weisheit und Tugend ist dadurch hinlänglich bewiesen. „He goes with us, he is a wise man." So wurde denn auch die Weisheit Ludwig Napoleon's sehr bald allgemeiner Glaube. Zur Ehre der „Times" muß man sagen, daß sie sich lange gesträubt hat, positiv für den Bonapartismus aufzutreten, und daß sie sich immer hinter den Schild der 7 Millionen Wähler flüchtete, die am besten wissen müßten, wie sie regiert sein wollten. Dennoch brach am Ende die Tugend des faithful ally alle Schranken nieder und die „Times" lief in den Hafen des Bonapartismus ein, weil alle Welt es so haben wollte. Der Einfluß der englischen Presse und das Beispiel dieses freien Volks ist auf dem Continent größer, als mancher weiß, dem die Quellen seiner Gefühle ein Räthsel bleiben, weil er einfach mit dem Strome schwimmt. Die Verehrung Ludwig Napoleon's brachte in England seinen Namen sogar in den Mund der Prediger und, was noch mehr sagen will, der radicalen Volksredner. Die Weisheit, daß er es mit England hielt, war zu augenscheinlich, um nicht volle Anerkennung zu finden.

Diejenigen, welche gering denken von der Macht der öffentlichen Meinung und von der Presse in ihrer Ausbreitung, mögen sich nur einen Augenblick überlegen, daß diese Wendung des öffentlichen Geistes in England sowol die Tractate von 1815, die antibonapartistisch sind, als auch die neuere Uebereinkunft von Rußland, Oesterreich und Preußen in demselben Sinne zum todten Buchstaben gemacht hat.

Aber die Engländer, eben weil sie Politiker sind, gehen nicht nach Principien, sondern thun und sagen, was unter Umständen das Beste ist; das ist nun einmal dieser Sphäre angemessen.

Die Manchesterschule, die Quäker und endlich die Radicalen, zu denen jetzt die ehemaligen Chartisten, meist unter dem Namen Secularisten, gehören, machen davon eine Ausnahme. Das Nationalitäts- und Staatsbewußtsein, dieser Egoismus im großen, wurde daher im russischen Kriege von Bright und Cobden so scharf verletzt, daß ein allgemeiner Unwille gegen sie entstand, der sich, für sie ganz unerwartet, in der Wahl zu dem chinesischen Parlament Luft machte. Beide, auch Milner Gibson, verloren ihren Sitz und alle Welt war einig darüber, sie hätten diese Lehre reichlich verdient durch ihr Betragen im russischen Kriege.

Es war eine Art von Spott, die chinesische Frage zum Anlaß einer neuen Parlamentswahl zu machen. Palmerston konnte nur ins Fäustchen lachen. Denn was wußten die Leute von der chinesischen Frage? Freilich ebenso viel und noch mehr als von der preußischen und deutschen Frage, die sie gar nicht aufwerfen. Und was für eine öffentliche Meinung sollte es darüber geben? Doch sicher nicht die philanthropische von Cobden? Also nur die nationale, daß die Chinesen Barbaren sind und daß die Barbaren von Zeit zu Zeit bombardirt werden müssen. Daß dies die Ansicht der „Times" war und daß selbst die Tories nur zum Schein mit Cobden übereingestimmt hatten, um gegen Palmerston eine Mehrheit zu Stande zu bringen, war klar. Auch erhielt der schlaue Lord eine so überwältigende Mehrheit, daß er in den größten Uebermuth verfiel und das Parlament förmlich mishandelte.

Freilich war die chinesische Frage kein Princip und viele hatten den Bruch mit Yeh in den Kauf genommen und im Grunde dadurch nur ihrem Torygegner bei der Wahl ein Bein gestellt. Es war also neues Blut ins Parlament gekommen und eine Menge unbekannter Radicaler, die nur Zeit brauchten, um den edeln Lord bei seiner Schwäche zu fassen. Diese seine Schwäche war der Bonapartismus. Man kannte sie schon seit 1851.

Ohne Zweifel dachte Palmerston, der Bonapartismus, dem der edle Lord wirklich mit einer merkwürdigen Zärtlichkeit anhängt oder vielmehr anhing, wäre dem Volke ebenso ans Herz gewachsen wie ihm selber. Er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, ohne Milner Gibson, ohne Bright, ohne Roebuck, ohne die Radicalen, d. h. ohne alle, die Grundsätze haben und die Ehre und den Vortheil der Nation dadurch retten wollen, daß sie ein großes Princip retten. Diese Lehre, daß die reine Gemeinheit denn doch nicht die Politik einer großen Nation sein könne und daß selbst der entschiedenste Egoist eine Ehre zu verlieren habe, daß also Großbritannien und Irland sich nicht zu einem fran-

zösischen Anhängsel à la Belgien, Schweiz und Sardinien erniedrigen könne, diese Lehre haben Milner Gibson und Bright dem edeln Lord gegeben; und die „Times" hat mit vollen Backen ausposaunt: „Darin müsse man England nicht missverstehen, die Nationalehre sei dem Schutz der öffentlichen Meinung anvertraut." Gegen China war das eine Bravade, jetzt ward es eine Wahrheit; und wenn Cobden und Bright und Milner Gibson damals scheinbar unpatriotisch gehandelt hatten und darum ihren Sitz verloren, so verlor Palmerston jetzt den Präsidentensitz, weil er wirklich principiell und factisch unenglisch handelte.

Der Bonapartismus war zu weit gegangen. Die Thorheit von französischer Seite, sich einzubilden, hier in England könne solch ein System je in Wahrheit populär werden und England wäre wegen seiner indischen Verlegenheiten einzuschüchtern wie die kleinen Nachbarn, diese Thorheit hat eine Antwort hervorgerufen, die man nicht erwartet hatte. Es war nahezu eine Revolution; es war ein plötzliches Erwachen; es wäre eine sehr ernsthafte Verwickelung geworden, wenn Milner Gibson nicht noch zur rechten Zeit den Blitzableiter gefunden hätte.

Lord Palmerston soll infolge dieser Entwickelung seine Ansicht über die Einführung des beglückenden Bonapartismus in England vollständig geändert haben und seinem Freunde jenseits des Kanals ernstlich böse sein für die Bloßstellung, die er ihm bereitet. Daß der „Times" seitdem ein Licht aufgegangen ist und daß sie sogar ihren Freunden in Deutschland die Augen damit verblendet und sie ganz taumelig gemacht hat, werden viele Beobachter dieser Ereignisse mit Schadenfreude bemerkt haben.

„Aber es war auch perfid, daß ihr Engländer alle die Weisheit dieses einzigen Systems priest und ihm dann plötzlich eine solche Maulschelle versetztet!"

So? Also ihr hattet wirklich gedacht, es gebe keine echt englische öffentliche Meinung und ihr könntet uns eine kochen in eurem Hexenkessel, wie eure kurzsichtigen Federfuchser Lust hätten? Nehmt's euch zur Lehre und tragt eure Maulschelle in eure Spalten ein. Altengland lebt noch. Ja, sagt die „Times", und droht mit Abukir und Trafalgar.

Aber wer in aller Welt hat diese unerwartete öffentliche Meinung gemacht? fragen Lord Palmerston und die „Times".

Ihr selbst, geehrte Herren, eure Unverschämtheit und eure Beredsamkeit. Gewisse Dinge bewirken gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollen; und es sammelt sich im Laufe der Zeit eine Widerstandskraft, die dann oft durch einen geringen und unscheinbaren Anlaß in Thätigkeit gesetzt wird. So war es hier. Der treue Alliirte brauchte nur zu drohen, um die ernstlichsten Zweifel an seiner Weisheit zu erwecken. Was man jetzt von ihm denkt, passirt wol kaum die Censur

auf dem Continent. Oder ist die „Times“ vom 14. März ins deutsche übersetzt worden?

Und dennoch ist dies eben keine Zeit der Reinheit und Keuschheit des freien Volksgeistes. Die indische Frage hat das Volksbewußtsein bis ins innerste Herz hinein verderbt. Dieser furchtbare Sklavenkrieg zur Aufrechterhaltung einer blutigen, geldsüchtigen, durch und durch unsittlichen Herrschaft ist durch die Gefahr englischer Interessen mit allen seinen Greueln so populär geworden, daß alle menschliche Beurtheilung der Dinge — z. B. nur der gänzlichen Entvölkerung Delhis oder des Hinrichtens der Gefangenen mit Kanonen — ganz unbegreiflich geworden ist. Die zartesten Damen, die frömmste alte Frau, der freieste Radicale — sag' ihnen: „Ihr seid geld- und blutdürstige Tyrannen und ihr habt nicht einmal die Absicht, euch zu bessern“, und sie werden kein Wort verstehen von dem, was du ihnen sagst: sie verstehen nur den Sieg der englischen Waffen und die Vernichtung der Rebellen, ja, und auch die Rache verstehen sie noch. Man wird sich vor Seapoys hüten; aber nicht einmal die Missionäre wird man unter die Indier schicken; und man sollte doch denken, davon würden die Engländer jetzt vor allem die Nothwendigkeit einsehen. Wenn es geschieht, so geschieht es sicher nicht auf Anordnung und auf Veranlassung der indischen oder englischen Regierung.

Mitten in dieser indisch-chinesisch-bonapartistischen Verderbniß, mitten in diesem furchtbaren Selbstverlust, unter der Leitung eines Mannes, dessen Principlosigkeit jedermann kannte, dessen Nothwendigkeit aber ein Dogma geworden und dessen Partei eine überwältigende Mehrheit zu zählen schien, hat der gesunde Sinn des englischen Volks sein Selbstbewußtsein, seine Ehre und seinen europäischen Ruf behauptet. Dieses Erwachen der Friedens- und Freiheitspartei, diese ihre Macht in der Erzeugung und Geltendmachung der öffentlichen Meinung ist ein sehr lehrreiches und wahrlich ein sittlich sehr trostreiches Ereigniß.

Und so glaube ich die englische Entwickelung an einigen bekannten und hervorstechenden Beispielen dazu benutzt zu haben, um zu zeigen, wie sich die öffentliche Meinung bildet, wie der Volkswille sich äußert, warum er unbedingten Gehorsam erzwingt, sowie seine Aeußerung nicht mehr zweifelhaft ist, und wie sich die Presse zu dieser Selbstbestimmung des Volks verhalte.

Ohne Zweifel ist die Verbreitung der Nachrichten und die Beleuchtung derselben ein wichtiges Moment in der Bildung des nationalen Willens. Dieser Einfluß der Presse ist neuerdings durch die billige und populäre Presse noch erhöht worden. Und ich gehöre sicher nicht zu denen, die von der Presse gering denken. Es wäre aber ein großer Irrthum, wenn man die unmittelbare Volksbewegung in der alther-

gebrachten Weise, seine Berathungen und seine Sitte, diesen Berathungen folgenreiche Beschlüsse hinzuzufügen, übersehen wollte. Kurz neben der Presse bildet sich der Volkswille in der unmittelbaren freien Bewegung des Volkskörpers, der gegenwärtig in England durch die mächtigen Städte und ihren freiern Geist und durch die arbeitenden Klassen, die immer mehr und meist sehr uneigennützig eingreifen, denn sie sind keine Stellenjäger, wesentlich mit bestimmt wird.

Schon jetzt wählt jeder, der 10 Pf. St. Miethe zahlt und eine Hausthür nach der Straße hat, in den Städten mit zum Parlament. Auf dem Lande gibt das Eigenthum, das 40 Schillinge trägt, Wahlrecht, Pacht und Miethe erst bei 50 Pf. St. Das Wahlrecht wird aber mit Recht hoch angeschlagen, weil im Parlament alle Macht liegt, und das Parlament immer der Verjüngung durch freiere Elemente sehr bedarf.

Die Zeit wird kommen, wo die Abwechselung zwischen dem Tory-Leader und dem Whig-Leader aufhört — beide Parteien haben ohnehin ihre Seele verloren — aber die dritte Partei braucht allerdings noch viel Zeit, um zur Mehrheit heranzuwachsen.

Eine Eisenbahnfahrt ans bairische Gebirge.

Von

Wilhelm Mair.

Was lange währt wird gut, sagt man in der Regel, um sich mit diesem Troste des Nachsatzes über den verdrießlichen Vordersatz hinwegzuhelfen. So ging es uns auch mit der Eröffnung der Bahnstrecke von München bis Rosenheim, so ziemlich die Hälfte des Schienenwegs, der die bairische Hauptstadt mit dem alten Bischofssitze Salzburg verbinden wird. Für den Beginn des Octobers vorigen Jahres war sie uns angekündigt, und schon während der vorhergehenden Sommermonate schleppten der „Grieten", „Isar", „Altmühl", „Schmutter" und wie die aus unserm Eisenwerke Hirschau hervorgegangenen Locomotiven nur alle heißen, ganze Karavanen schaulustigen Volks nach der kaum eine halbe Bahnstunde entfernten vielbesprochenen Isarüberbrückung bei Großhesselohe, der zweiten Station auf dem neuen Eisenwege nach Rosenheim. Während die Mehrzahl an der emsigen Förderung des Brückenbaues ihre nie ganz befriedigte Neugier sättigte, ließen viele den Blick ans jenseitige Ufer hinüber schweifen, wo gleich am Eingange des königlichen Wildparkes, in welchem sich die Bahnlinie schnell verliert, das kleine rothe Dach eines Bahnwärterhäuschens gar seltsam schon damals

aus der grünen Umgebung hervorstach. Hinter diesen Tannenwipfeln, so sagten wir uns, liegt also der reizende Weg, der von nun an, die alte tegernseer Landstraße im Fluge berührend, innerhalb weniger Viertelstunden uns aus dem bewegten Treiben der Hauptstadt zu den lieblichen Vorbergen des alten bairischen Hochlandes führen soll, durch kleine Thäler voll landschaftlichen Reizes, entlang an rauschenden Bergwassern, vorüber an hochgelegenen Schlössern und an grünenden Matten, wo Heerden weiden und friedliche Dörfer in den Obstbäumen versteckt liegen, bis schnell sich die Landschaft öffnet und das Hochgebirge, eben noch von blauem Dufte umflossen, in seiner vollen Herrlichkeit sich vor unsern staunenden und überraschten Blicken aufthut.

Mancher Plan zu kleinen Ausflügen ins nahe gelegene Unterinnthal war schon verabredet und wäre in den sonnigen Tagen des vorigen Spätjahres wol noch zur Reife gediehen, hätten nicht die wiederholten Belastungen der Isarbrücke zur Erprobung ihrer Tragfähigkeit die Benutzung der Bahn verzögert. So fatal dies war, es geschahen jene Proben gewiß mit im Interesse des Publikums, unter dem damals mehr als ein ungläubiger Thomas zu zählen war; doch sollte zuletzt, und wir hoffen für immer, all der laute Zweifel und alle die stille Furcht durch glänzende Erfolge beseitigt werden. Leider war es aber darüber November geworden und mit den projectirten Ausflügen auf dieser Bahnstrecke war es zu Ende. Um so leichter verführt uns jetzt nach langen Wintermonaten der heitere Frühlingssonnenschein und wir machen den Leser gern auf eine Eisenbahnfahrt aufmerksam, die zu den angenehmsten gehört, die wir kennen.

Wir rollen aus dem bekannten münchener Bahnhofe heraus, sonderbar genug gerade in der entgegengesetzten Richtung unsers Reisezieles. Doch gleich hinter den Bierkellern verlassen wir das augsburger Geleise und wenden uns den Bergen zu und in nicht viel mehr als 15 Minuten brausen wir in südöstlicher Richtung über die in der That durch die Eleganz ihres Baues wie durch ihre Umgebung wundervolle Bahnbrücke hinein in den lautlosen, morgenstillen Park, in welchem seit Jahrhunderten (wie es in dem herzoglichen Jagdregister von 1545 heißt), „die gnädigen Herren von Bayern sind pürschen geritten, Sauen gehözt und auf ein Wildpret Gejaid gethan haben.“

Schon die erste Lichtung des Holzes läßt, wie ein Vorspiel für die kommenden Scenen, weitausgedehnt die blaue Kette der Berge schauen, in dem weiten Bogen von der Benedictenwand bis zur hohen Kampen, an deren Fuß die nun in gräflich Bassenheim'schen Besitz übergegangenen alten Preisingischen Schlösser Aschau und Wildenwart liegen. Links ab legt der weiter zurücktretende Park eine ziemlich öde Hochfläche bloß, auf der sich ein paar kleine Dörfer fast verlieren. Um so lieber eilen

wir rasch darüber hinweg, zumal der Ausblick in jene entfernten Gründe an die vormalige rosenheimer Landstraße mahnt und die drei schwerwiegenden Stunden, deren vormals der Eilwagen bis zur ersten Poststation bedurfte. O Peiß, du auserlesener Ort! Keiner wird dich vergessen, der je die steifen Glieder unter deinem wirthlichen Dache streckte und in deiner nie geheizten Herrenstube genealogische Studien an der Stammtafel der Esterhammer'schen Familie machte. Der selige Posthalter verdient die himmlischen Freuden, die er jetzt ohne Zweifel genießen wird, er war ein tüchtiger Oekonom; und nicht nur ein reicher, auch ein wackerer Mann, aber ein Freund der Passagiere war er nicht. Wenn etwas mit dergleichen Inhalt vorn am Thore seines Hauses hielt, wandelte er regelmäßig die Hände auf dem Rücken bei dem hintern hinaus! Schade, daß diese Originale unserer oberbairischen Landwirthe sammt ihren Lederhosen aussterben. Es war doch ein Gaudium, ihrer habhaft zu werden. So gedenke ich des alten marbacher Wirthes mit Rührung, der Manues genug war, bei vorkommenden Raufhändeln den Tanzboden ganz allein zu säubern, oder jenes von Magnetsried, zwischen Seeshaupt und Weilheim, der jeden Gast als Herr Vetter titulirt, wenn er noch lebt, und der vor Jahren einmal den Prinzen Karl für einen hielt, der die Berge abschreibt, nämlich für einen Maler.

Unter derlei Erinnerungen kommen wir nach einem flüchtigen Blick auf Sauerlach, das mitten im Park liegt, in gerader Linie nach Holzkirchen, und sind den Vorbergen schon ziemlich nahe gerückt. Wir sind in jene Hügelwellen hineingerathen, die der Gegend zwischen Isar und Inn so viel landschaftlichen Reiz gewähren; schon tauchen einzelne Höhenpunkte auf, wie der Jasberg bei Otterfing, und gegen Miesbach zu die Höhenzüge, von denen man wie nahe beim Schmid in der Grub eine liebliche Aussicht in die romantische Umgebung der Mangfall genießt. Die weibliche Bevölkerung Holzkirchens, für welche namentlich an Sonntagen die Betrachtung der „Stadtherren" auf dem Bahnhofe die Quelle eines neuen Vergnügens geworden ist, läßt uns in ihrer malerischen Tracht mit den kleinen spitzzulaufenden Hüten, die eine Goldborte reichlich umschlingt, zum ersten male gewahr werden, daß wir der idyllischen Heimat der Schnadahüpfeln nicht mehr fern sein müssen. Um so befremdender biegt gleich außerhalb des Orts die Bahn wieder von den Bergen ab, den sich vorlegenden Höhen ausweichend, um jedoch darauf in einem scharfen Winkel sich in die Teufelsgrube hineinzuwinden, und damit in das eigentliche Wunderland dieser reizvollen Fahrt. Die Geologen behaupten, die Isar habe einst, ehe sie die Flötzlager oberhalb Tölz durchbrochen, durch diesen merkwürdigen Graben ihren Abfluß genommen. Das ist jedenfalls schon lange her, und darum setzt denn auch der Bahndamm voll Zuversicht und ohne Durchzug quer hindurch;

die ominöse Thalschlucht ist hier schmal und da es rasch über sie hinweggeht, wird sie leicht übersehen, aber nicht lange und wir fahren gerade in ihre Vertiefung hinein. Von der Stelle an, wo die miesbacher Landstraße den Teufelsgraben durchkreuzt, geht es sehr merkbar abwärts, und da der Bahnkörper in die linke Wand desselben einschneidet, öffnet sich rechter Hand die ganze Breite und Tiefe ihrer räthselvollen Einsenkung.

Der schönste Punkt erwartet aber den Reisenden, wo der Graben in das Flußbette der Mangfall ausmündet, die südlich, von Valley herab, durch zahllose Krümmungen sich durchwindet und von der noch ziemlich hochliegenden Bahnlinie aus einen Einblick in dies Miniatur-Gebirgsthal gewährt, der köstlich ist und zu lauter Bewunderung hinreißt. Ehemals krönten diese bewaldeten, gegen die brausende Mangfall, die aus dem Tegernsee kommt, stark abfallenden Höhen, die in reizender Perspective einen kurzen Moment vor uns liegen, viele Burgen und Schlösser der Grafen von Neuburg und Falkenstein, Valley und Pienzenau; jetzt stehen nur noch die Mühlen im grünen Grunde, nur das Schloß Altenburg schaut von stolzer Höhe hernieder. Wir nähern uns der Thalsohle immer schneller, in mächtigen Curven gelangen wir an die grünen rauschenden Fluten der Mangfall — da öffnet sich die Schlucht und in lachender Ebene liegt der schöne Bahnhof von Westerham. Es schmückt ihn nach Art der Gebirgshäuser eine Laube, d. h. im zweiten Stock ist eine Galerie angebracht, von der aus sich das Panorama der nun nahe gerückten Berge in entzückender Klarheit überschauen läßt. Da liegt zunächst der Irschenberg vor uns, die Kirche schaut von der waldbewachsenen Höhe herab, mit der herrlichen Aussicht von der welkamer Höhe, gleichsam eine Vorhut der schönen Landschaft, die sich zwischen ihr und den nahen Bergen ausbreitet, in der sich einst die Grafschaften Hohenwaldeck (bei Schliers) und Falkenstein (Brannenburg) die Hand reichten. Alle aber überragt der höchste Berg dieser alten Territorien, der Wendelstein. Ihn weiß jeder zu nennen, der auch sonst mit seinen Nachbarn, Vor- und Hinterbergen, mit dem Breitenstein, Sulzberg, Riesenkopf, Kranzhorn, Heuberg u. s. w. nicht eben vertraut ist. In ihren Anblick verloren fliegen wir über die Ebene von Aibling hin, das sogenannte Heufeld, ohne an die von Vagen oder Doren von Maxlrain zu gedenken, beides uralte, längst ausgestorbene Geschlechter, die hier gehaust haben. Schloß und Kirche von Aibling winken von der Höhe und der reinliche Markt liegt wie ein reizendes Landstädtchen hinter seinen Obstbäumen. Von da bis Rosenheim zählen wir keine 10 Minuten; die liebgewordene Mangfall rinnt streckenweise fast bis an die Schienen heran, und als sollte unsere Aufmerksamkeit sich für einen neuen noch freundlichern Anblick der Berge sammeln, so dienst-

fertig entzieht uns der nahe herantretende Fichtenwald mit seinen mächtigen Stämmen und weitgreifenden Zweigen den Höhenzug der Alpen. Die grüne Kuppel des rosenheimer Pfarrthurms und hinter ihm die Thalweite, welcher der Inn entströmt, Brannenburg zur rechten, Neubeuern zur linken und den wilden Kaiser als Schlußtableau — fesseln bald unser Auge aufs neue. Wir sind am Ziele — im schönsten Marktflecken des Baierlandes, Rosenheim.

Heimat der Rosen! welch poetischer Name, zumal wenn ein so schöner Ort ihn trägt. Die Gunst vergangener Tage tritt uns in deinen Mauern entgegen. Möge sie wiederkehren, möge der wiederbelebte Verkehr dich mit neuem Glanze umgeben; darum werden doch immer jene Tage unverloren bleiben, in denen das salzbeladene Saumroß seinen landshuter Pfenning Pflasterzoll zahlte, und wie ehedem wird der Erlerwind auch uns, die das geflügelte Dampfroß bringt, den Genuß sonniger Tage versprechen. Wer könnte diese nicht in deiner schönen Umgebung suchen und finden!

Literatur und Kunst.

Geschichte.

Wenn irgendein neueres Geschichtswerk zeitgemäß genannt zu werden verdient, so gebührt diese Bezeichnung unzweifelhaft der „Geschichte des englischen Reichs in Asien von Karl Friedrich Neumann“ (Leipzig, F. A. Brockhaus). Zeitgemäß zunächst schon in dem gemeinen Sinne des Wortes, insofern sie dem durch die Zeitereignisse der Gegenwart hervorgerufenen vorübergehenden Bedürfnisse des Augenblicks zuverlässiger und vollständiger abhilft als die Flut der auf die Verhältnisse Ostindiens und speciell auf die Erhebung der Seapoys bezüglichen Tagesliteratur in England und in Deutschland, mit welcher ohnehin kein auch nur entferntermaßen des Gegenstandes und der dahin einschlagenden Literatur Kundiger das wissenschaftliche Product des berühmten Orientalisten vermengen wird. Daß es den zufälligen Anforderungen der unmittelbaren Gegenwart in so erschöpfender Weise entspricht, ohne durch dieselben angeregt worden zu sein, darin liegt wol das untrüglichste Kennzeichen seines hohen wissenschaftlichen und praktischen Werths. Ein Buch von nahezu 1400 Seiten in großem Octavformat zählt natürlich nicht zur Eintagsliteratur; auch dürfte wol kaum jemand auf den Gedanken verfallen, daß ein Mann der ernsten Wissenschaft wie Neumann eine Geschichte des englischen Reichs in Asien auf gleiche Veranlassung und auf gleiche Weise schreiben könne wie etwa Lamartine seine famose „Geschichte der Osmanen“, selbst wenn ihm nicht bekannt wäre, daß der große Sinolog sich seit Jahrzehnden mit seinem Gegenstande beschäftigt und in den letztvergangenen Jahren bereits einige einleitende Aufsätze über denselben in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ veröffentlicht hat.

Zeitgemäß ist deshalb Neumann's „Geschichte des englischen Reichs in Asien" noch in einem andern, in einem viel höhern Sinne. Einmal dadurch, daß sie eine längst fühlbare Lücke in der historischen Literatur ausfüllt. Mill's „History of British India" ist zwar in ihrer Art ein wirklich classisches Werk und zeichnet sich insbesondere durch eine Freisinnigkeit und Unparteilichkeit des Urtheils aus, wie man sie bei wenigen englischen Schriftstellern über diesen Gegenstand zu finden gewohnt ist; aber Mill war kein streng wissenschaftlich gebildeter Orientalist und verfiel daher in seiner Darstellung mannichfachen Irrthümern, welche mit dem gegenwärtigen Standpunkte der mit Riesenschritten vorwärts strebenden Wissenschaft unverträglich sind. Und da ferner die Geschichte selbst jetzt mit Sturmeseile vorwärtsbraust, da namentlich die beiden letzten Jahrzehnde eine gewaltige Reihe der inhaltschwersten Ereignisse gezeitigt und mit betäubender Hast zu der furchtbaren Krisis des gegenwärtigen Augenblicks entwickelt haben, so muß auch die historische Literatur auf diesem Gebiete sich immer und immer wieder verjüngen, wenn sie anders auf die Fragen des theoretischen und praktischen Politikers und des Geschichtsphilosophen soll Rede stehen können. Sie muß dies um so mehr, je entschiedener mit dem Fortschritt der Ereignisse selbst auch ihre Anschauungsweise sich umgestaltet, erweitert und vertieft. Und gerade in dieser Beziehung ist Neumann's Werk im eminentesten Sinne des Wortes zeitgemäß. Der Verfasser hebt den einzigen wahrhaft idealen Drang der Gegenwart, jenen Drang, welcher, obwol scheinbar selbst zum großen Theile unter der Form materieller Strebungen verhüllt, dennoch fast ausschließlich die sittliche Lebenskraft unserer Zeit in sich birgt, vor dem völligen Untergange im Sumpfe des Materialismus bewahrt und den endlichen Sieg der scheinbar unterlegenen, in der That aber nur zu einem Auferstehen in verjüngter Kraft und Herrlichkeit schlummernden idealen Tendenzen vorbereitet — jenen Drang, welcher sich in den Heldenzügen unserer großen Reisenden nicht minder als in den Anfängen eines europäischen Areopags und der Ausdehnung des amerikanischen Staatensystems, in den den ganzen Erdball mit der Kraft des Dampfes und der Elektricität beherrschenden und umspannenden und Jahrtausende alte Naturschranken durchbrechenden Resultaten der Naturwissenschaft nicht minder als in den kräftig emporschießenden Keimen einer Weltliteratur deutlicher oder undeutlicher kundgibt —, jenen Drang hebt der Verfasser mit einer Klarheit, Begeisterung und Ueberzeugungskraft hervor, welche, mit dieser Consequenz wie hier durchgeführt, fast eine neue Epoche in der geschichtlichen Auffassungsweise bezeichnet. Die Solidarität des Menschengeschlechts ist der bestimmende Gedanke des ganzen Werks, und zwar nicht blos die Solidarität der Völker, kraft deren „die Menschheit, im Kriege wie im Frieden, immer mehr sich ausbilden, immer weiter und weiter schreiten wird, bis alle Länder und Inseln, alle Marken und Gauen zu einem schönguten Ganzen sich scharen, bis alle Willkürherrschaft geendet und die freien Staatengruppen im Weltstaatensystem zusammenfließen", sondern auch die Solidarität der Generationen, welche der Menschheit die von vergangenen Geschlechtern aufgehäufte Schuld mit gerechter Ergebung zu tragen und zu sühnen und einer schönern Zukunft durch rastlose Thätigkeit und entsagende Aufopferung vorzuarbeiten lehrt. Diese religiöse Heilswahrheit der kommenden Jahrhunderte, deren endliche An-

erkennung die wichtigsten, einer baldigen glücklichen Lösung schon längst entgegenharrenden politischen Fragen der Gegenwart, wie die orientalische Frage in Europa, die Sklavenfrage in Amerika, die ostindische und chinesische Frage in Asien immer lauter und gebieterischer erheischen, mußte zunächst an der historischen Darstellung einer dieser Fragen hervortreten, wenn dieselbe in die Hände eines Mannes fiel, der als Angehöriger der weltbürgerlichsten aller Nationen und infolge seines eigenthümlichen Bildungsganges vor allen dazu befähigt war, aus dem Schatze seines reichen Wissens die unheilvollen Zustände der Gegenwart durch treue Darstellung ihrer Voraussetzungen zu erklären.

Auf den Inhalt des Werks näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Dasselbe gibt vollständig, was der Titel verspricht, nicht blos die Geschichte Hindostans, sondern auch die aller Staaten- und Völkercomplexe, mit denen die Engländer jemals dort in Berührung gekommen sind, Japan allein ausgenommen. Trotz seines bedeutenden Umfangs mußte bei dem außerordentlichen Reichthum des Stoffs fast alles Beiwerk der geschichtlichen Darstellung ausgeschieden, konnte namentlich dem Elemente der Schilderung nur ein geringer Raum gestattet werden. Der Verfasser, mit allen morgen- und abendländischen Hauptquellen und Hülfsmitteln seines Stoffs von den ältesten Urkunden bis zu den neuesten „Blaubüchern" und Zeitungen herab vollständig vertraut und überdies durch seltene persönliche Anschauungen und Erfahrungen unterstützt, wirft wie jeder echte Historiker mit sicherm Blick und kühner Hand neunzig und mehr Procent des rohen Stoffes über Bord und gibt überall nur die geläuterten Resultate seiner jahrelangen Studien. Sein Urtheil ist apodiktisch aber begründet, streng aber gerecht, unparteiisch aber der tiefsten Ueberzeugung von der hohen Mission des angelsächsischen Volkes entsprungen, dem er sein Werk widmet. An der Idee der Humanität mißt er alle Ereignisse, alle Charaktere; die Frage nach dem positiven Rechte tritt unsers Erachtens etwas zu sehr in den Hintergrund. Bei dem raschen Fortschritte der Erzählung erscheinen die einzelnen Standpunkte der Beurtheilung oft zu schroff auseinander gehalten; der Leser muß in diesem Falle selbst die Vermittelung suchen. Licht und Schatten sind hier und da vielleicht nicht allzu genau nuancirt: ein Sir James Brooke steht einem Warren Hastings zu nahe. Alle solche Bedenken aber treten vor dem ernst sittlichen Geiste zurück, welcher das ganze Buch durchweht. Etwas Aehnliches gilt von der Darstellungsform: was derselben an Eleganz abgeht, das wird durch ihre Energie, Ursprünglichkeit und Frische reichlich ersetzt. Ueber die Anordnung des Stoffes ließe sich vielleicht mit dem Verfasser rechten. Er selbst spricht sich gegen das Ende des zweiten Bandes hin über die von ihm in dieser Hinsicht befolgten Grundsätze aus. Möglich, daß andere Leser dadurch überzeugt worden; uns selbst will es bedünken, als würde durch ein strengeres Festhalten an der bei der neuesten Geschichte fast überall bewährten synchronistischen Methode die Klarheit des Ganzen gewonnen haben. Leser, denen der Stoff einigermaßen fremd ist — und diese bilden doch die Mehrzahl — werden allemal eher im Stande sein, sich das chronologisch Geordnete sachlich zurecht zu legen als umgekehrt. Indeß ist dieses Bedenken hier von um so geringerm Gewichte, als das umfäng-

liche Sachregister in jedem beliebigen Augenblicke die vollständigste Orientirung ermöglicht. Auch die wiederholten Seitenblicke und Nutzanwendungen auf occidentalische Zustände hätten füglich wegbleiben können; so sehr sie den Freimuth des Verfassers ehren, machen sie doch nur den Eindruck äußerlicher Zuthaten, und sie machen diesen Eindruck gerade deshalb, weil das ganze vom Hauche freier männlicher Gesinnung durchathmete Werk aus einem Gusse ist.

Die „Geschichte des englischen Reiches in Asien" ist ein Meisterwerk unserer Literatur, das nach seinen wissenschaftlichen Verdiensten alle bisherigen Bearbeitungen des gleichen Stoffs weit überragt und nach seinem künstlerischen Werthe sich den jüngsten Erzeugnissen deutscher Geschichtschreibung würdig anreiht. Die Engländer werden es kaum unbeachtet lassen können; aber auch die deutsche Wissenschaft wird ihm manche fruchtbare Anregung verdanken. F. M.

Correspondenz.

Aus Prag.

Ende April 1858.

— β. Auf die Zeit der Concerte folgt bei uns die Zeit der Ausstellungen; den Reigen eröffnet dabei die Natur, ihr folgt die Kunst. Die prager Blumenausstellung dürfte inner- wie außerhalb Deutschlands nur wenige ihres gleichen haben. Der Blumenreichthum Böhmens sowie die Vortrefflichkeit unserer Gartenzucht ist weltbekannt; zu dieser Ausstellung aber liefern unsere zahlreichen Kunstgärtner ihr Bestes und so kann man leicht ermessen, welche Schätze der Flora bei dieser Gelegenheit in dem zu einem Garten umgestalteten Saale zusammenkommen. Es bildet diese Ausstellung gleichsam die Ouverture zu der andern, nur noch großartigern Blumen- und Blütenausstellung, mit der Mutter Natur uns bald darauf zu erfreuen pflegt und die vor jener noch den nicht unwesentlichen Vorzug hat, daß der Eintritt dazu gratis gestattet ist. Diesmal scheint die Natur jedoch ihre Ausstellung ziemlich spät eröffnen zu wollen; hoffen wir, daß sie dafür desto reichlicher und glücklicher ausfällt.

Aber ich wollte Ihnen ja von unserer Kunstausstellung erzählen. Auch gegen sie hat die Natur, ich meine das angeborene natürliche Talent, sich ziemlich spröde erwiesen; das Meiste, was sie uns vorführt, sind Treibhauspflanzen, denen man das Erkünstelte und Mühselige ihres Ursprungs nur allzu deutlich ansieht. Es ist in der Malerei ganz dieselbe Erscheinung wie in der Poesie: man producirt viel und vielerlei, aber der künstlerische Werth der einzelnen Stücke steht im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Anzahl. Auch hier wie überall in unserm modernen Leben führt die Mittelmäßigkeit das große Wort, vergebens sucht man nach neuen und wahrhaft lebensfähigen Ideen, immer und überall wird der alte Kohl wieder aufgewärmt, ja wenn wir diese Unzahl von Gemälden ansehen, die wir alle früher schon einmal gesehen haben, wenn auch in etwas anderer Ausfüh-

rung, und von denen das Publikum sich daher längst übersättigt fühlt, so kann einen eine wahrhafte Angst beschleichen, wo diese Gemälde nun endlich alle bleiben und was aus diesen Künstlern werden soll, die so erpicht darauf sind, gute Leinwand mit schlechten Gemälden zu verderben.

Inzwischen ist das eine mehr oder minder allgemeine Klage, bei uns aber gesellt sich dazu noch ein der Kunst ebenso unwürdiger wie nachtheiliger Kastengeist. Unsere Akademie, deren Director Ruben nach Wien gegangen und an dessen Stelle Hr. Engert getreten, ist eifersüchtig auf einen hiesigen Gemäldehändler Hrn. Behr, der in unser Stadt seit etwa Jahresfrist eine permanente Kunstausstellung gegründet hat. Die Behr'sche Ausstellung hat in der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihres Bestehens manches Gute gebracht und vortheilhaft auf die Erweckung und Belebung des Kunstsinns in hiesiger Stadt eingewirkt. Allein die Herren von der Akademie wollen das nicht einsehen, den Kunstsinn zu wecken und zu fördern, meinen sie, ist ihr Privilegium, und so treten sie allen, die mit ihnen auf dasselbe Ziel hin arbeiten, bald mit offener, bald mit versteckter Feindschaft entgegen. Auch sonst geben sich mancherlei Zerwürfnisse in der hiesigen Künstlerwelt kund. Unser berühmter Landsmann Pollack in Rom, der gepriesene Meister des Colorits, schickte ein prächtiges Gemälde, Sylphen darstellend, an seine hiesigen Verwandten; diese gestatteten zwar die Besichtigung des Gemäldes, zur Ausstellung jedoch wurde dasselbe nicht geliefert. So sind denn auf der ganzen diesjährigen Ausstellung eigentlich nur zwei Gemälde, welche das Interesse des Publikums nicht nur in Anspruch nehmen, sondern auch wirklich verdienen, nämlich das Bild des jetzt regierenden Kaisers Franz Joseph von Franz Adam in München und die Darstellung jenes wichtigen Moments der österreichischen Geschichte aus dem Anfang des Dreißigjährigen Kriegs (1619), wie Ferdinand II. durch Dampierre und seine Kürassiere von den aufständischen österreichischen Edelleuten befreit wird, von dem wiener Maler Karl Wurzinger. Das erstere Bild imponirt durch den Ausdruck von Kraft und Majestät, welche der Maler Roß wie Reiter verliehen hat; auch findet die vollendete Porträtähnlichkeit, welche die Gestalt des Kaisers auszeichnet, verdiente Anerkennung. Das zweite Gemälde überrascht schon durch seine ungewöhnlichen Dimensionen; es enthält nicht weniger als 15 lebensgroße Figuren. Aber der Eindruck vermindert sich nicht, auch wenn man das Bild näher betrachtet; es ist eine seltene Fülle dramatischen Lebens darin und auch die Ausführung zeugt von Geschmack und tüchtiger Schule. Gegen diese beiden Gemälde gehalten ist alles, was unsere Ausstellung sonst noch an historischen Werken aufzuweisen hat, höchst unbedeutend und auch in Landschaft und Genre ist, wie ich schon oben andeutete, wenig oder nichts, was über das Alltägliche hinausgeht.

Dagegen zeigt sich bei uns auf plastischem Gebiete eine große Regsamkeit, nur sind die Früchte derselben leider ebenfalls von sehr ungleichem Werth. Seit einiger Zeit ist man damit beschäftigt, die verfallenen Statuen unser ehrwürdigen Karlsbrücke theils zu restauriren, theils auch durch neue zu ersetzen. Zu bedauern ist dabei, wenigstens in ästhetischer Hinsicht, daß die Kunstfreunde, aus deren Mitteln diese Arbeiten bestritten werden und die größtentheils dem Privatstande angehören, sich dabei mehr von religiösen als von künstlerischen Motiven haben leiten lassen; die alten Statuen

waren zum Theil sehr werthlos und sehr verstümmelt, es ist wahr: allein vor den neuen Heiligen, welche die Brücke jetzt schmücken, hatten sie doch immerhin eins voraus, was die Kritik nachsichtig stimmte — das Alter. Wie die Brücke jetzt ist, dürfte sie zur monumentalen Ausschmückung unserer Stadt nur wenig beitragen, wol aber ist der katholische Typus, der ihr von alters her anhaftet, durch diese neuen Brückenheiligen nur noch verstärkt worden. Einen ungleich größern Zuwachs in künstlerischer Hinsicht erhält unsere Stadt durch das Radetzky-Monument. Der Guß desselben war bekanntlich die letzte Arbeit des unlängst verstorbenen Burgschmiedt in Nürnberg; die Zusammenfügung der mächtigen Granitsteine, welche den Sockel bilden, geht ihrer Vollendung entgegen und wird man dann sofort zur Aufstellung des Denkmals selber schreiten; die Enthüllung ist auf nächsten August angesetzt und werden dabei große Festlichkeiten stattfinden. Andere wesentliche Verschönerungen, welche unserer Stadt bevorstehen, sind die Errichtung eines neuen prächtigen Stadtthores, die Restauration der Theinkirche sowie die Anlage von Baumpflanzungen und Gärten auf den nackten Anhöhen in der Umgebung unserer Stadt. Für letztern Zweck hat sich ein eigenes Comité unter dem Vorsitz unsers Statthalters gebildet und ist dem Unternehmen sowol in landschaftlicher wie namentlich auch in gesundheitlicher Rücksicht der beste Fortgang zu wünschen.

Natürlich kann ich meinen Rundgang durch die schönen Künste nicht vollenden, ohne auch des Theaters zu gedenken, dieses allgemeinen und beliebtesten Gesprächstoffs unserer modernen Gesellschaft. Wieder haben wir zwei Todte begraben und zwar Todte, um die man billig Leid tragen möchte, indem mit ihnen auch manche gute und gelungene Einzelheit zu Grabe getragen ward. Jordan's „Liebesleugnern" hätten wir der blühenden und gedankenreichen Sprache halber gern ein besseres Schicksal gegönnt, wenn nur die wässerige Handlung den ehemaligen Marinerath nicht gar zu deutlich verriethe. Die zweite Leiche war Bauernfeld's „Kategorischer Imperativ". Die Handlung des Stücks ist allzu sehr auf die Spitze gestellt, auch begegnet uns unter den Figuren keine einzige neue, im Gegentheil sind es, bis auf den jüdisch redenden Bankier, lauter wohlbekannte Bauernfeld'sche Gestalten, darunter nicht wenige, die wir uns nachgerade wirklich zum Ueberdruß gesehen haben.

Schließlich noch einige Neuigkeiten vom prager Büchermarkt. Die Zahl unserer periodischen Schriften hat sich abermals vermehrt, nämlich um eine nationalökonomische Jahresschrift, welche unter dem Titel „Blätter für Land- und Volkswirthschaft" von Dr. Lupč herausgegeben wird. Der Herausgeber ist, wie schon der Name verräth, ein Czeche und da auch der Stil der Zeitschrift von czechischen Wendungen dermaßen wimmelt, daß ein deutscher Satz wie eine Oase in der Wüste erscheint, so hätte er wol besser gethan, sein Blatt, das überdies ausschließlich für Böhmen bestimmt scheint, statt in diesem Böhmisch-Deutsch nur gleich in wirklichem Böhmisch erscheinen zu lassen. Die thätige Verlagshandlung von J. L. Kober beabsichtigt die Herausgabe eines neuen Almanach; derselbe wird als „Album deutscher Belletristik" zum besten des Franz-Joseph-Spitals erscheinen. Schulrath Wenzig, bekannt durch seine Bemühungen, seinen deutschen Landsleuten die Schätze der altböhmischen Literatur zugänglich zu machen, hat „in hohem Auftrage" eine Literatur Böh-

mens nach Art der Wurzbach'schen Literaturstatistik Oesterreichs herausgegeben; das Buch hält die Mitte zwischen einer Literaturgeschichte und einem Katalog, ist aber in letzterer Hinsicht als Handbuch zum Nachschlagen nicht ohne Werth. Von Professor Tomek erschien eine von streng slawischem Standpunkte aus geschriebene „Geschichte des österreichischen Kaiserstaats". Das Werk wurde ursprünglich in böhmischer Sprache veröffentlicht und ist erst aus letzterer ins Deutsche übertragen, eine Entstehungsart, die man, auch wenn sie nicht ausdrücklich auf dem Titelblatt angemerkt wäre, doch schon seiner ganzen Tendenz anmerken würde. Professor Robert Zimmermann hat den ersten historisch-kritischen Theil seines „Systems der Aesthetik" herausgegeben; derselbe führt den Titel „Geschichte der Aesthetik als philosophische Wissenschaft" und bildet einen Band von nicht weniger als 800 Seiten.

Notizen.

Zur Statistik der deutschen Universitäten brachte die augsburger „Allgemeine Zeitung" kürzlich einen ausführlichen Artikel, dem wir nachstehende Angaben entlehnen. Was zunächst die Anzahl der Lehrer anbetrifft, so belief dieselbe sich im Wintersemester 1857—58 auf sämmtlichen 20 deutschen Universitäten (mit Ausschluß nämlich der österreichischen) auf nicht weniger als 1451. Davon kommen auf Berlin allein 164; ihm zunächst steht München mit 117, Göttingen mit 112, Leipzig mit 109, Bonn mit 95 Lehrern; Heidelberg zählt 93, Breslau 91, Halle 72, Tübingen 71, Jena 65, Königsberg 61, Gießen und Marburg je 57, Erlangen 53, Greifswald 52, Würzburg 50, Kiel 45 Lehrer; den Schluß machen Freiburg mit 38, Rostock mit 32, endlich die Akademie zu Münster mit 17. Unter dieser Gesammtheit von 1451 Lehrern sind 685 ordentliche Professoren. Die größte Zahl derselben hat gegenwärtig München, nämlich 58, dann erst folgen Berlin und Bonn mit je 49, Göttingen mit 48, Tübingen mit 44, Leipzig mit 42, Breslau mit 38, Würzburg mit 36, Halle mit 35, Heidelberg mit 33, Gießen mit 32, Marburg mit 31, Erlangen mit 30 ordentlichen Professoren, während Königsberg 29, Greifswald 27, Jena 25, Freiburg und Rostock je 23, Kiel 21, Münster 12 zählt. Den 685 Ordinarien stehen 265 Extraordinarien zur Seite. Hier fällt die größte Zahl wiederum auf Berlin, nämlich 44; ihm zunächst stehen Leipzig mit 36 und Göttingen mit 20 außerordentlichen Professoren; Bonn und Heidelberg zählen je 17, Marburg 14, Königsberg und Jena je 13, Halle 12, Breslau und Gießen je 11, München 10, Kiel und Erlangen je 9, Greifswald und Würzburg je 7, Tübingen und Freiburg je 5, Rostock 3, Münster 2 Extraordinarien. Eine dritte Gattung, die sogenannten Honorarprofessoren, findet sich nur auf einzelnen Universitäten. Ihre Gesammtzahl betrug in dem angegebenen Zeitraum 49; davon kommen auf München 15, auf Jena 9, auf Greifswald 8, auf Berlin 7, auf Gießen 3, auf Leipzig 2, auf Erlangen, Göttingen, Heidelberg, Marburg, Tübingen je 1. Die Gesammtzahl der Privatdocenten beläuft sich auf 340. An der Spitze steht auch hier wieder Berlin mit 56; Göttingen zählt 31,

Breslau und Heidelberg je 30, München 28, Leipzig 26, Bonn 23, Halle 19, Königsberg und Tübingen je 16, Kiel 11, Jena und Gießen je 9, Erlangen, Freiburg und Greifswald je 6, Marburg und Rostock je 5, Würzburg 4, Münster 2. Dieser Gesammtzahl von 1451 Lehrern steht nun eine Gesammtzahl von 12,979 Zuhörern, immatriculirten und nichtimmatriculirten, gegenüber. Die Zahl der letztern beträgt 1106; davon kommen auf Berlin allein nicht weniger als 851, während München überhaupt keine Nichtimmatriculirten kennt. Die letztern mit eingerechnet, zählt Berlin im ganzen 2421 Studirende: die größte Zahl, welche die Statistik unserer Universitäten überhaupt aufzuweisen hat. Auf Berlin folgt München mit 1352 Studirenden; Bonn zählt 852, Leipzig 850, Breslau 808, Tübingen 731, Halle 700, Göttingen 680, Würzburg 668, Heidelberg 640, Erlangen 589, Münster 479, Jena 397, Gießen 375, Königsberg 373, Freiburg 344, Greifswald 246, Marburg 241, Kiel 122, Rostock 111. Die Durchschnittszahl stellt sich danach auf nicht voll 649; dieselbe wird von der größern Hälfte nicht erreicht, nämlich von den 11 Universitäten Heidelberg, Erlangen, Münster, Jena, Gießen, Königsberg, Freiburg, Greifswald, Marburg, Kiel und Rostock. Die Zahl der Ausländer, die sich unter diesen 12,979 Studirenden befinden, beträgt im Durchschnitt 20 Procent. Doch wird diese Durchschnittszahl sehr beträchtlich überstiegen von Heidelberg mit mehr als 68, Jena mit mehr als 52, Göttingen mit 43 Procent Ausländern; Würzburg hat deren 32, Erlangen 31, Leipzig 27, Berlin 24 Procent. Die übrigen Universitäten bleiben hinter der Mittelzahl zurück, nämlich Bonn und Halle mit je 14, Marburg mit 13, Freiburg mit 12, Gießen und München mit je 11, Greifswald mit 8, Münster mit 7, Kiel mit 5, Breslau und Rostock mit je 3, Königsberg mit 2 Procent. Nach den Facultäten eingetheilt, zerfallen obige 12,979 Studirende zunächst in 3496 Theologen, wovon 1239 der katholischen, 2257 aber der protestantischen Theologie angehören. Für die erstern existiren im ganzen 7 Facultäten, sodaß also die Mittelzahl 177 ist. Ueberschritten wird dieselbe von Münster mit 257, Bonn mit 218 und Breslau mit 181 katholischen Theologen; in Freiburg studiren 165, in München 164, in Tübingen 148, in Würzburg 106. Die 2257 protestantischen Theologen vertheilen sich auf 16 Facultäten; die Mittelzahl ist mithin 141 und wird dieselbe von 6 Universitäten überschritten, nämlich von Halle mit 458, Erlangen 325, Berlin mit 312, Tübingen mit 194, Leipzig mit 187 und Göttingen mit 142; Königsberg zählt 113, Jena 101, Heidelberg 88, Breslau 86, Marburg 69, Gießen 52, Bonn 51, Greifswald 29, Kiel 27, Rostock 23 protestantische Theologen. Im ganzen hat die Zahl derselben in Jahresfrist um fast 200 zugenommen. Juristen, Kameralisten und Forstleute studirten im letztverwichenen Semester im ganzen 2373, gegen 3661 im Winter 1856/57 und 3498 im Sommer 1857. Das juristische Studium hat sonach binnen Jahresfrist eine nicht unbeträchtliche Abnahme erfahren; dieselbe trifft besonders die preußischen Universitäten, wo noch im Wintersemester 1856/57 im Ganzen 1238 Juristen gezählt wurden, während jetzt nur 1006 daselbst studiren. Umgekehrt hat in Baiern die Zahl der Juristen in jüngster Zeit noch immer zugenommen; vor Jahresfrist betrug dieselbe auf den drei bairischen Landesuniversitäten 743, wäh-

rend im jüngst vollendeten Semester 785 gezählt wurden. Auf sämmtliche 19 Universitäten vertheilt (denn Münster hat bekanntlich keine juristische Facultät und kommt also hier nicht mit in Rechnung), ergeben die Studenten der Jurisprudenz eine Durchschnittszahl von 177. Dieselbe wird von 5 Universitäten überschritten, nämlich zuerst von Berlin, das mit 607 Juristen obenan steht; dann folgen München mit 561, Leipzig mit 353, Heidelberg mit 328, Göttingen mit 188, während Breslau nur 168, Tübingen 166, Bonn 157, Würzburg 144, Halle 107, Königsberg 101, Gießen 100, Erlangen 99, Freiburg 73, Jena 61, Rostock 47, Marburg 44, Kiel 39, Greifswald 30 Juristen zählt. Auch das Studium der Medicin und der Pharmacie hat im Lauf des letzten Jahres eine, wenn auch minder erhebliche Zunahme, erfahren. Während die Gesammtzahl vor einem Jahre 2390 betrug, ist sie gegenwärtig auf 2417 gestiegen. Auch hier steht Berlin obenan mit 308; ihm zunächst stehen Würzburg mit 280 und Leipzig mit 227; dann folgt München mit 194, Gießen mit 168, Göttingen mit 158, Tübingen mit 134, Erlangen mit 128. Diese 8 Universitäten überschreiten die Mittelzahl, welche 127 beträgt; hinter derselben zurück bleiben Breslau mit 126, Greifswald mit 109, Heidelberg mit 107, Königsberg mit 96, Bonn mit 88, Marburg mit 81, Freiburg mit 55, Jena mit 53, Halle mit 40, Rostock mit 35, Kiel mit 30 Medicinern. Sehr verschieden freilich stellt sich das Verhältniß, wenn man die Gesammtzahl, die auf den einzelnen Universitäten studirt, ins Auge faßt; da nimmt z. B. Greifswald, das auf seine 246 Studirende fast die Hälfte, nämlich 109 Mediciner zählt, eine sehr bevorzugte Stellung ein, während andererseits Halle, das auf 700 Studenten nur 40 Mediciner aufzuweisen vermag, im Vergleich mit frühern Zeiten offenbar sehr bedeutende Rückschritte gemacht hat. Die philosophische Facultät, bekanntlich ein sehr weiter Begriff, der in den meisten Fällen mit der eigentlichen Philosophie sehr wenig zu thun hat, wird im ganzen von 2593 Studirenden besucht. Die Mittelzahl, die hier 130 beträgt, wird von 8 Universitäten überschritten: nämlich von München, das mit 433 die Spitze führt, ferner von Berlin mit 343, von Bonn mit 310, Münster mit 219, Göttingen mit 184, Breslau mit 170, Jena mit 164, Würzburg mit 140. Dagegen zählt die philosophische Facultät in Halle nur 91 Mitglieder, in Tübingen 83, Leipzig 81, Heidelberg 57, Gießen 55, Königsberg 48, Erlangen 37, Marburg 35, Freiburg 33; in Kiel sind nur 26, in Rostock sogar nur 6 Philosophen. Im ganzen geht aus dieser statistischen Zusammenstellung hervor, daß die neuerdings so vielfach gehörte Klage, als ob die Zahl der Studirenden in Deutschland sich verminderte, unbegründet ist. Denn während die Gesammtzahl der Studirenden noch im vorigen Sommer nur 12,522 betrug, ist dieselbe, wie eingangs erwähnt, im letzten Wintersemester auf 12,979 gestiegen: was also eine Zunahme von mehr als fünfstehalbhundert Studenten in einem Semester ergibt. Doch trifft diese Zunahme allerdings größtentheils die nichtimmatriculirten Hörer, deren Zahl sich noch vor einem Jahre auf 874 belief, während sie gegenwärtig die Höhe von 1106 erreicht hat.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Das soeben erschienene sechzehnte Heft (Bogen 14—18 des zweiten Bandes) enthält Folgendes:

Kaiser Nikolaus I. von Rußland in seinen letzten Regierungsjahren. — Oberstlieutenant Charras. — Lucknow. — Georg von Viebahn.

Kleinere Mittheilungen: Breckinridge (John Cabell). — Chelmsford (Frederick Thesiger, Lord). — Dehn (Siegfried Wilhelm). — Fraas (Karl). — Kugler (Franz Theodor). — Lewschin (Alexei Iraklievitsch). — Neukomm (Sigismund, Ritter von). — Neville (Richard Griffen). — Norow (Awraam Sergejewitsch). — Nostitz und Jänckendorf (Eduard Gottlob von). — Pakington (Sir John Somerset). — Senkowski (Joseph oder Ossip Iwanowitsch). — Symonds (Sir William). — Tooke (Thomas). — Unzelmann (Bertha). — Wjasemsky (Fürst Peter Andrejewitsch). — Zampelios (Joannis).

Dieses Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tages in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 42 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 21.** 20. Mai 1858.

Inhalt: Die Sendung des Grafen Minto nach Neapel und Sicilien. Uebersicht der sicilianischen Revolution vom Januar bis März 1848 und Resultate für die Gegenwart. Von **Hermann Reuchlin.** — Erklärung. — Literatur und Kunst. Culturgeschichte. (Scherr, „Deutsche Culturgeschichte".) — Correspondenz. (Aus London.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Sendung des Grafen Minto nach Neapel und Sicilien.

Uebersicht der sicilianischen Revolution von Januar bis März 1848 und Resultate für die Gegenwart. *)

Von

Hermann Reuchlin.

Der Staatsstreich zu Neapel vom December 1816 hatte die Selbständigkeit und die uralte, 1812 reformirte parlamentarische Verfassung Siciliens umgestoßen, nachdem König Ferdinand, nunmehr I., „König des Königreichs beider Sicilien", sie wiederholt beschworen und gleichzeitig untergraben hatte. Der moralische und 1820 und 1837 auch der materielle Widerstand der Insel veranlaßte nur weitere gewaltsame Verschmelzung Neapels und Siciliens, namentlich im Finanzwesen; nun kamen zahlreiche Neapolitaner in die höhern Beamtenstellen auf Sicilien. Je mehr aber das bourbonisch-neapolitanische Princip der Einmischung der Regierung in alles und alles der an allerdings rohe Selbstverwaltung gewöhnten, für barbarisch, mittelalterlich verschrienen Insel aufgezwängt wurde, desto crasser stellte sich die Unwissenheit der neapolitanischen Regierung in sicilianischen Dingen heraus. Für die besten Absichten Ferdinand's II. (seit 1830), z. B. für den Kataster wurden so Millionen

*) Vgl. die beiden verwandten Aufsätze aus derselben Feder in Nr. 6 und 7 des laufenden Jahres.

fruchtlos verschwendet; sobald der Statthalter anfing in Sicilien sich umzusehen und heimisch zu werden, gerieth er mit der mistrauischen Centralregierung zu Neapel in Streit, wurde er in Sicilien populär und deshalb entfernt. Daher war ein steter System- und Personenwechsel in der Statthalterei. Während das niedere Volk der Sicilianer und Neapolitaner zumal seit 1837 sich noch bitterer haßte, näherten sich seitdem die Gebildeten und Reformfreunde im Gefühl der gemeinsamen, eigentlich gegenseitigen Unterjochung. Was seit der Wahl Pius' 1846 im übrigen Italien vorging, ermuthigte ihre hier im Süden etwas mehr constitutionellen als nationalen Wünsche.

Indem der Hof der neapolitanischen Bourbonen die beiden Kronen zu einer einschmolz, gefährdete er aber die Sicherheit seiner Stellung auf dem Festlande selbst. Solange beide Länder getrennt gewesen waren, war eine Vereinigung beider Völker gegen den König unwahrscheinlich; jetzt aber gab der Grimm der Sicilianer den Neapolitanern Muth und Mittel.

Die Leiter der nicht mazziniistischen monarchischen Revolutionspartei in Süditalien stellen uns einer wie der andere folgende Operationsbasis vor: das Königreich Neapel, also das süditalienische Festland, hat nur eine und zwar (aus hier nicht zu erörternden Ursachen) ganz unverhältnißmäßig volkreiche Hauptstadt mit 360,000 Seelen, bei weitem die volkreichste Stadt Italiens; allein sie liegt ganz unter dem Kreuzfeuer der Castelle. Außerdem hat das Festland nur kleine Städte, unter denen Salerno mit seinen 11,000 Einwohnern hervorragt. Aufstände in solchen Städtchen führen zu nichts. Dagegen ist Sicilien von uralten Zeiten her das Land der Städte; die üble Luft auf dem flachen Lande drängt beinahe sämmtliche Bewohner der Insel den größern Theil des Jahres über in die Städte, wo die Miasmen wenig schaden. So hat Sicilien eine Leiter volkreicher Städte mit steinernen Häusern: Palermo, die zweite volkreichste Stadt Italiens mit 200,000, Messina mit 80,000, Catania mit 30,000 feurigen Einwohnern, und von dieser Zahl mehrere. Deshalb war 1847 zwischen den neapolitanischen und den sicilianischen Patrioten verabredet, daß in Sicilien der Aufstand zuerst ausbrechen sollte, wenn eine festliche Einladung der Bevölkerungen an König Ferdinand II. zum Anschluß an die nationalen Reformen Pius', Piemonts und Toscanas ohne Erfolg bleiben sollte. Dieses Fest der Verbrüderung der Sicilianer mit den Neapolitanern (wohlverstanden nicht der Vereinigung beider Kronen!) und der Hoffnungen auf Ferdinand I. im Namen der heiligen Italia, wurde namentlich in Palermo den 27. und 28. November 1847 glänzend begangen. Trotz der Gewaltschritte der Polizei ließ sich das niedere Volk von den bessern Ständen zügeln.

Obgleich der Muth Ferdinand's gern die Gestalt der Halsstarrigkeit

annimmt, muß er unter verschiedenen auswärtigen Einflüssen, denen Neapel immer besonders ausgesetzt ist, geschwankt haben. Die süditalienische und sicilianische Emigration gesteht, daß im Herbst 1847 die Furcht vor einer österreichischen Intervention einen starken Schatten auf ihre patriotischen Hoffnungen warf. Allein der Papst verweigerte den Oesterreichern den Durchmarsch und wol auf die Vermuthung hin, daß diese über das Adriatische Meer im Neapolitanischen landen möchten, kreuzten dort englische Kriegsschiffe, was schließlich Rußland zu der fulminanten Note vom 24. Februar 1848 (dem verhängnißvollen Schalttag) gegen England und zu dem Vorwurf veranlaßte, England habe die sicilianische Revolution absichtlich herbeigeführt.

Wir haben aber im Vorigen gesehen, daß Palmerston durch seine Depesche vom 13. Januar 1848 an Minto in Rom und an Normanby in Paris erklärte, England habe nie eine Garantie der 1812 reformirten, 1816 umgestürzten sicilianischen Verfassung übernommen, während das Gegentheil wol von den Patrioten als Mittel der Ermuthigung zum Aufstand verbreitet würde; daß Sicilien für nichts anderes sich erheben würde, wußte männiglich und hatte die vollkommene Zustimmung der neapolitanischen Liberalen. Ich weiß aus dem Munde des Führers der Abordnung der damaligen sicilianischen Emigration in Florenz, daß Graf (Earl) Minto sie im Herbst 1847 schon mit derselben Motivirung nicht annahm. In Rom angekommen, fragte Minto sofort bei der neapolitanischen Regierung an, ob sie dies Erscheinen der englischen Flotte im Golf von Neapel gern sehen würde; auf die Antwort, daß ihr dasselbe ein anderes mal angenehmer sein würde, sandte er sie einige Tage vor dem bereits angekündigten Ausbruche durch die Meerenge von Messina nach Malta, wo sie zur Zeit des Ausbruchs lag; sobald sichere Anzeichen desselben vorhanden waren, wurden einige englische Kriegsdampfer zum Schutz der zahlreichen englischen Kaufleute und ihres Eigenthums auf die Rheden von Palermo und Messina abgeordnet, was allerdings Deutsche nur ärgern kann, zumal wenn man liest, daß die Instruction britischer Kriegsschiffe ins Adriatische Meer dahin lautet, daß sie nach den Engländern auch die Deutschen unter ihren Schutz nehmen sollten. Minto, obgleich „von der unerträglichen Tyrannei in Neapel überzeugt", konnte mit gutem Gewissen, 18. Januar, versichern: „Ich habe bisher durch Entfernung unserer Flotte und mündlich mich bemüht, aufständische Bewegungen im Neapolitanischen zu entmuthigen".

Einen tiefen Blick in die Absichten Englands, in die Motive Minto's bei eben Gemeldetem und in die schwankenden Entschließungen Ferdinand's läßt uns eine Depesche Palmerston's vom 16. December 1847 an den in Rom weilenden Grafen Minto thun, womit das betreffende „Blaubuch" (die im Vorigen erwähnte „Correspondence respecting the affairs

of Naples and Sicily 1848—49, presented to both houses of Parliament by command of Her Majesty," Mai 4, 1849, London, 723 und 107 Folioseiten), welchem wir eine Reihe von Actenstücken in Folgendem entnehmen, beginnt.

Palmerston schreibt also an Minto:

„Ich hatte gestern eine Unterredung mit dem Fürsten Castelcicala, dem neapolitanischen Gesandten an diesem Hofe, welcher den Wunsch aussprach, zu wissen, ob Eure Lordschaft wol nach Neapel gehen würden. Ich sagte ihm, die gegenwärtigen Instructionen Eurer Lordschaft schreiben keinen Besuch in Neapel vor, aber ich wollte Ihnen unmittelbar schreiben und Sie beauftragen, daß, wenn der König beider Sicilien durch Lord Napier (den englischen Geschäftsträger in Neapel) einen Wunsch ausdrücken würde, Eure Lordschaft möchten Neapel besuchen, Sie sofort dahin gehen und eine Audienz sich ausbitten sollten, um gegen Se. sicilianische Majestät die stärksten Versicherungen auszusprechen von dem ernstlichen Verlangen der Regierung Ihrer (englischen) Majestät, die Bande der Freundschaft, welche die Kronen Großbritanniens und beider Sicilien solange vereinigten, zu erhalten und wo möglich noch enger zu schließen."

„Demgemäß habe ich Eurer Lordschaft die Instruction mitzutheilen, nach Neapel zu gehen, wenn Sie durch Lord Napier irgendeine Mittheilung erhalten sollten, daß dieses dem Könige von Neapel angenehm sein würde und ich übersende Eurer Lordschaft mit diesem ein Beglaubigungsschreiben, um es Sr. Majestät in diesem Falle zu übergeben."

„Wenn Eure Lordschaft also nach Neapel gehen sollten, so werden Sie gegen die neapolitanische Regierung dieselbe Sprache führen wie kürzlich gegen die von Piemont und Toscana; Sie werden den König ermuthigen, beständig vorwärts zu gehen in Ausführung solcher Verbesserungen in der Administration seiner Gebiete, wie sie der Stand der Dinge, die Bedürfnisse und vernünftigen Wünsche seiner Unterthanen zu erfordern scheinen mögen, ohne sich durch die Befürchtung hemmen zu lassen, als möchte er infolge der Reform reeller Misbräuche und der Abstellung anerkannter Beschwerden weniger im Stande sein, irgend übertriebenen Forderungen, welche hernach an ihn gestellt werden könnten, zu widerstehen. Sondern Eure Lordschaft werden im Gegentheil versuchen, den König zu überzeugen, daß, wenn er heute thut, was recht ist, er seine Macht verstärken wird, morgen dem zu widerstehen, was schlecht ist." (Dieses Raisonnement war in seiner Anwendung auf Neapel ganz richtig, da hier wie in Piemont hinreichende Truppenmacht in der Hand des Königs lag, also nicht das widerstandslose Drängen wie im Kirchenstaat und Toscana eintreten konnte, wenn man die irgend Gemäßigten einigermaßen zufrieden stellte. In Sicilien freilich war

schwereres, Jahrzehnde altes Unrecht wieder gut zu machen und nicht durch solche blos administrative Reformen zu sühnen.) „Eure Lordschaft werden auch in Neapel, wie bisher anderwärts, versuchen, die Ungeduld der Reformer zu mäßigen und sie zu überreden, daß sie, wenn sie ihre Anhänger zurückhalten und geduldig auf die Wirkung der Vernunft und der Ueberzeugung warten, mit größerer Gewißheit diejenigen Verbesserungen und Fortschritte, wozu sie zu gelangen wünschen, erreichen werden, als der Fall wäre, wenn sie ihren hitzigen Anhängern erlauben würden, in Acte der Gewalt auszubrechen, was manche aufrichtige Reformfreunde erkälten und denen, welche sich nach Vorwänden, die Verbesserung zu hemmen, umsehen, einen Vorwand zur Reaction bieten möchte. Eure Lordschaft werden auch selbstverständlich jede Gelegenheit, welche Ihnen Ihr Besuch in Neapel bieten möchte, zu dem Versuche benutzen, die neapolitanische Regierung zum Anschluß an den Italienischen Zollverein auf der Basis eines liberalen Tarifs und an Verordnungen zu überreden, welche der Freiheit des Handels günstig sind." (Dieses equidem censeo ist natürlich eins der Hauptmotive des Interesse, das Palmerston für die Reform und Nationalbewegung in Italien hegte.) Allein die Einladung nach Neapel an Minto erfolgte nicht; der russische und der österreichische Gesandte bestimmten den König, keine Zugeständnisse zu machen; davon mußte er ohnedies theils durch seinen Charakter, theils durch seine Ueberzeugung, daß er (mit seinen bourbonischen Maximen) es namentlich den Sicilianern doch nicht zu Dank machen könne, abgehalten werden. Die Demonstrationen der gebildeten Klassen hauptsächlich in Palermo und Neapel, mit der Absicht, den König für die italienische Sache zu gewinnen und zu Bürgschaften des politischen Fortschritts zu bewegen, wurden durch Gewaltthätigkeiten der Polizei, diese in Palermo durch Drohung mit einem Aufstande und diese sofort durch Einkerkerung einiger Häupter dieser Bewegung beantwortet. Letztere brachte zumal in Palermo einen augenblicklichen außerordentlichen Temperaturwechsel in der Stimmung hervor.

Als der Geburtstag des Königs, 12. Januar 1848, die erwarteten Zugeständnisse nicht brachte, dab rach angekündigtermaßen denselben Vormittag in Palermo, wenn auch ohne irgendwelche Vorbereitung materieller Mittel, der Aufstand aus; die Festsalven der Geschütze wurden zu Kartätschenschüssen. Die Forts von beiden Seiten der Stadt überschütteten diese einige Wochen lang mit Bomben, ein ausgewähltes kleines neapolitanisches Heer landete bei der Stadt, stürmte die Thore, aber die Sicilianer aller Klassen schlugen sich wie blinde Hessen, sowenig Sinn für das reguläre Militär sie auch haben. Der Aufstand befestigte sich und verwies alle Vermittelungsvorschläge, das königliche Anerbieten einer abgesonderten Verwaltung, an das nach der 1812 refor-

mirten Verfassung einzuberufende sicilianische Parlament. Diese Thatsachen eingehend zu schildern, behalte ich mir für meine neuere italienische Geschichte vor.

So war es denn durch die dreißigjährige Rechtsberaubung Siciliens, durch die Hartnäckigkeit Ferdinand's und seiner reactionären Rathgeber dahin gediehen, daß die italienische Nationalitätsbewegung, welche sich bisher (zum Theil auf englisches Zusprechen) innerhalb administrativer Reformen gehalten, nicht einmal Verfassungen als Garantie verlangt hatte, vom Südende her den elektrischen Stoß eines großartigen Volksaufstandes erfuhr. Denn Palermo nach war ganz Sicilien wie ein Raketenkasten aufgeflogen. Der Stoß, die Gefahr für ganz Italien, zumal für die waffenlosen Regierungen war bei der Schwüle der Atmosphäre ungeheuer. Die Curie, in fremden Angelegenheiten meist gut unterrichtet, wünschte die Elektricität in Sicilien zu isoliren. Pius erhielt am 23. Januar einen Bericht seines Nuntius in Neapel, welcher seine Ueberzeugung dahin aussprach, daß nichts als die Verfassung von 1812 auf der Insel den Frieden wiederherstellen könne. So äußerte denn Pius gegen Minto, die Trennung Siciliens von Neapel sei insoweit und dadurch anzuerkennen, daß man seinen Ansprüchen auf die frühere Verfassung Genüge thue. Dann könne Neapel, ohne für sein Festland eine Verfassung zu geben, mit den italienischen Festlandsstaaten den Weg der administrativen Reformen gehen. Minto drang in den Papst, in diesem Sinne seine Vermittelung in Neapel anzutragen; dies sei seine Pflicht als italienischer Fürst. Aber zugleich drückt Minto in seinem Berichte darüber an Palmerston vom 23. Januar („Blaubuch", 32. Actenstück) seine Befürchtung aus, daß nur Nöthigung (a superior force) den Widerstand der neapolitanischen Regierung werde brechen können; und der Papst fühlte sich durch das Bedenken gelähmt, ob er öffentlich einer Verfassung das Wort reden solle, während er selbst doch seinen Unterthanen keine gebe noch geben könne. Bei der Curie fand Sicilien einen feurigen Fürsprecher an dem theokratischen Demokraten Pater Ventura, einem der größten mystischen Volks- und Kanzelredner, die ich kenne. Aus bester Quelle weiß ich, daß Pius im Sommer 1848 dem neapolitanischen Bevollmächtigten die Aussicht auf Anerkennung eines eigenen sicilianischen Königs durch die Curie nicht benahm, wenn Sicilien auf die uralten, großen Privilegien der Selbständigkeit seines Klerus der Curie gegenüber verzichten würde. Aber der Bevollmächtigte, den Unabhängigkeitsdurst seiner Landsleute, auch des sicilianischen Klerus wohl kennend, erklärte sich für nicht dazu bevollmächtigt.

Das Urtheil Ludwig Philipp's, dessen Thron noch fest zu stehen schien, über die sicilianischen Angelegenheiten mußte bei Palmerston um

so mehr Gewicht haben, als jener bis 1814 bei seinem Schwiegervater Ferdinand I. auf Sicilien geweilt hatte, auch der jetzige König Ferdinand II. der Neffe von Ludwig Philipp's Gattin war. Der englische Botschafter in Paris („Blaubuch", 20. Actenstück) berichtet vom 27. Januar an Palmerston über eine Unterredung, welche er Tags zuvor mit Ludwig Philipp bei Gelegenheit der Nachrichten vom Aufstande in Sicilien hatte:

„Sr. Majestät Sprache war stark gegen die neapolitanische Regierung. Er sagte, daß alle Regenten von Neapel der Reihe nach eine Kette von Unrecht (wrongs) an dem sicilianischen Volke begangen hätten; sie haben die Verfassung, deren Aufrechthaltung sie doch versprochen hatten, verletzt und so die sicilianische Nationalität zerstört, zu deren Erhaltung sie sich verpflichtet hatten. Se. Majestät betrachten den Titel eines «Königs des vereinigten Königreichs beider Sicilien» als einen Unsinn, aber mit dem hinterlistigen Vorsatze ausgesonnen, die Verpflichtungen gegen Sicilien auf die Seite zu werfen. Er bewies damit, daß hier eine systematische Verletzung einer Grundverpflichtung geschehen sei, welche von den Vorgängern des jetzigen Regenten zur Zeit eingegangen worden sei, als die Insel zuerst an sie übertragen wurde."

Ludwig Philipp und Palmerston waren in der Hauptsache einig in ihrem Bestreben, womöglich den europäischen Frieden zu erhalten. Darum waren sie beiden Extremen feind. Es ist wahrhaft tragisch zu beobachten, wie Ludwig Philipp, welcher nie müde geworden war (die Briefe sind gedruckt) drei Königen beider Sicilien, seinen nächsten Verwandten, Gerechtigkeit gegen diese Insel dringend anzurathen, wie er durch ihre bourbonische Hartnäckigkeit selbst gestürzt wurde. Denn die Revolution von Palermo am 12. Januar war eine der Hauptursachen der pariser vom 24. Februar. Eine Nemesis war es auch, daß Ferdinand, nachdem seine Truppen vor Palermo unterlegen waren, den 27. Januar eine Verfassung, aber mit einem für Neapel und Sicilien gemeinsamem Parlamente versprach, in der Meinung, damit zugleich Sicilien und Neapel zu beruhigen, während sie doch nur eine Aufwärmung von 1820 war.

Palmerston erhielt am 3. Februar die Nachricht von der neapolitanischen Verfassung und gab sogleich (Actenstück 38) Minto den Auftrag, einer etwaigen Einladung des Königs von Neapel Folge zu leisten und alles aufzubieten, um ein gutes Vernehmen zwischen demselben und seinen Unterthanen durch gegenseitige Mäßigung dauernd herzustellen: „Denn es ist der Wunsch der Regierung Ihrer Majestät, die jetzige neapolitanische Dynastie möchte sich auf dem Throne erhalten und Sicilien und Neapel möchten unter einer und derselben Krone vereinigt bleiben." Und in einer Depesche vom 16. Februar (Actenstück 57) instruirt Palmerston seinen Geschäftsträger in Neapel, Lord Napier: „Mit einer

Schwächung der Verbindung Siciliens mit Neapel wäre keinem Interesse gedient, sie möchte im Gegentheil zu Ereignissen führen, welche nicht verfehlen könnten, fruchtbar an Verlegenheiten für England zu sein. Je enger daher diese Vereinigung gemacht werden könnte, ohne den Neigungen beider Völker Gewalt anzuthun, desto angenehmer wird es der Regierung Ihrer Majestät sein." Palmerston sagt selbst, die Sicilianer werden behaupten, daß sie durch ein solches Abgehen von ihrer Verfassung von 1812 in einem gemeinsamen Parlament untergehen (merged); allein sein Wunsch, jede Veränderung möglichst zu verhindern, überwog.

In diesem Sinne erhielt die Flotte in Malta Befehl, sich Neapel zu nähern. Sie brach beinahe in derselben Stunde nach erhaltenem Befehl auf. Wir sehen recht, wie besonders einer solchen bewegten Halbinsel gegenüber England zugleich eine geistige und materielle Macht ist, sodaß stets die eine Seite derselben den Mangel der andern deckt. Ich lasse dahingestellt, ob Palmerston damit tiefere Kenntniß des sicilianischen Charakters, wie überhaupt der italienischen Nationalbewegung beurkundete. Offenbar sahen die an Ort und Stelle befindlichen englischen Diplomaten der Sachlage besser auf den Grund; Palmerston ermangelte aber nicht, ihre nach eigener Ueberzeugung gethanen Schritte nachträglich durchweg zu billigen.

Noch während des Bombardements von Palermo, den 20. Januar, hatte sich eine Anzahl der gewichtigsten Männer Siciliens an die englische Gesandtschaft in Neapel mit der Bitte einer Intercession Englands zu Gunsten der unter seinem Einfluß gemachten Verfassung von 1812 gewendet. Napier setzte den neapolitanischen Minister des Auswärtigen davon in Kenntniß; es ist komisch zu lesen, wie diesem es nur darum zu thun war, die Unterschriften zu erfahren, den Inhalt des Schreibens aber dem König zu verbergen. Der Engländer war überzeugt, daß nur eine aufrichtige Anerkennung jener Verfassung von 1812 die Einigkeit und deren dem König erwünschte Modification ermöglichen könne; er sprach dies schon am 24. Januar gegen einen Unterhändler des Königs aus. Eine erzwungene Vereinigung, wie die Verfassung vom 28. Januar sie octroyire, könnte nur langwierige Reibungen bringen. Napier wünschte dringend die Ankunft Minto's, welcher als außerordentlicher Bevollmächtigter in der Lage war, dieses dem König persönlich vorzustellen. Indeß benachrichtigte er die Sicilianer von der Annahme der Vermittlerrolle.

Earl Minto durfte um so eher hoffen, am Hofe zu Neapel das zu seiner Vermittlerrolle nöthige Vertrauen zu finden, da er der Sohn jenes Lord Minto war, welcher im Jahre 1800 als englischer Bevollmächtigter in Wien im engsten Bunde mit der rastlosen Königin Karoline

von Neapel, Mutter des jetzigen Königs, den wiener Hof nach der Schlacht bei Marengo zur Fortsetzung des Kriegs gegen den ersten Consul spornte und vermochte. Auf die dringenden Vorstellungen Napier's, auch von den Sicilianern um seine Vermittelung angegangen, reiste Minto am 3. Februar von Rom nach Neapel ab. Nach seiner Ansicht war die Hauptsache im Interesse Italiens sofortige Beilegung des Zerwürfnisses zwischen Neapel und Sicilien; die Union Schottlands und Irlands mit England schwebte den englischen Staatsmännern, den Whigs, stets vor; ein vereinigtes Parlament schien daher dem Bürger Großbritanniens vernünftiger; aber da die Einheit des Reichs beider Sicilien auch durch andere Mittel gesichert werden könne, sei die Verschmelzung beider Länder gegen etwaige Unbeugsamkeit und gegen das Beharren der Sicilianer bei ihrer Sonderverfassung von 1812 nicht mit Gewalt durchzusetzen. Ein großer Uebelstand war, daß Ferdinand von jeder Erwähnung der Verfassung von 1812 empfindlich (distastful) berührt wurde, da er als der freiwillige und „originale" Wohlthäter seines Volks erscheinen, aber kein historisches und Vertragsrecht des Volks anerkennen wollte; das heißt, er wollte eine Verfassung octroyiren *), während die Engländer riethen, der Concession die Gestalt einer Reform der Verfassung von 1812 zu geben. Diese, meinten sie, könne nur unter Mitwirkung eines eigenen sicilianischen Parlaments geschehen. Eine solche Mitwirkung gerade aber wollte der König auf keine Weise zulassen; es sollte octroyirt sein. Die Bourbonen haben für das geschichtlich zu Recht Bestehende im Bewußtsein ihrer königlichen Willkür (bon plaisir) ebenso wenig Sinn, als die Sicilianer tief darin gewurzelt sind. So erklärten denn einige in Neapel lebende Herren vom hohen sicilianischen Adel Ferdinand persönlich, daß Sicilien ein Recht auf die Verfassung von 1812 habe. Darin lag und liegt eben die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit eines für Neapel und Sicilien gemeinsamen Parlaments, zunächst der gemeinsamen Pairskammer, daß Sicilien einen echten, nationalen Adel hat, Neapel dagegen im Grunde, wenn auch mit Ausnahme, nur einen Hofadel, wie ihn die Bourbonen brauchen und machen, und welcher bekanntlich gar keinen Begriff von echtem Adel hat, nur nach unten drückt, in ruhigen Zeiten dem Volke, im Sturm der Krone keinen Schutz gewährt.

Ein weiterer Uebelstand war, daß einerseits sich die Sicilianer eingebildet hatten, die Engländer werden sich ihrer thätlich annehmen; am

*) Der König verfeinerte seine Ansicht in der Unterscheidung, er wolle Sicilien eine besondere Gesetzgebung, aber nicht eine eigene Verfassung zugestehen. Wenn man unter jener die englische Auffassung einer separate representative legislature versteht, und nur dann hat sie einen Sinn, so kam es auf dasselbe hinaus.

15. Januar schon, als das Volk in Palermo hörte, daß der Kapitän des Bulldog nur für das englische Quartier, nicht für die ganze Stadt Verschonung mit Bombardement beim Statthalter ausgewirkt habe, wurden statt der bisherigen Vivatrufe Drohungen gegen die Engländer laut, da Sicilien von den Engländern „verrathen" sei. Andererseits waren die neapolitanischen Offiziere gegen die Engländer als gegen Helfershelfer der Sicilianer sehr kalt; obgleich die Engländer den Sicilianern erklärten, daß sie die Territorialbestimmungen des Wiener Congresses aufrecht erhalten würden, war in Neapel wie in Sicilien die Meinung herrschend, England würde dieses zu völliger Losreißung unterstützen. Minto sagte später dem neapolitanischen Ministerpräsidenten ins Gesicht, die Minister sprächen täglich unter sich von den hinterlistigen Absichten Englands auf Sicilien; und der Präsident schwieg. Dafür sprachen ministerielle Blätter in diesem Sinne. Dieser Verdacht beherrschte namentlich den König, der nie ein rechtes Zutrauen zu Minto's Absicht, seine Autorität auf der Insel wieder herzustellen, fassen konnte.

Der König sah sich genöthigt, endlich am 1. Februar die englische und französische Gesandtschaft um ihre Vermittelung bei Sicilien anzugehen, was bedingungsweise angenommen wurde. Doch trat die französische sofort sehr in den Hintergrund. In dieser Stimmung wurde die Uebergabe des ohnedies sehr bedrohten palermitanischen Forts Castellamare an die Sicilianer befohlen. Am 4. Februar legte sich zwischen die kanonirenden Parteien ein englisches weißbeflaggtes Linienschiff von Palermo mit dieser Botschaft und den Waffenstillstandsbedingungen. Allein der grimmige Kampf hatte den Haß beider Völker tief aufgeschürt.

Minto hatte auf dem Wege nach Neapel einer Einladung des Königs dahin begegnet, welche ihn bat, auf Grund einer besondern gesetzgebenden Versammlung mit den Sicilianern zu unterhandeln. Aber nach wenigen Tagen erhielten andere, vielleicht nordische Einflüsse beim Könige die Oberhand; Serra Capriola, der Ministerpräsident, ließ sich jetzt vernehmen, als ob in Wien für das ganze Königreich eine starre bourbonische Einheit der Institutionen festgestellt wäre (eine alte Unwahrheit), weshalb die Verfassung vom 28. Januar auch für Sicilien gleiche Geltung haben müßte. So unterblieb also die Reise Napier's mit neapolitanischen Unterhändlern nach Palermo, und erst am 10. Februar wurde in Gestalt einer Mittheilung an die Großmächte ein Statut (71. Actenstück) veröffentlicht, welches sich wesentlich auf den Boden vom 28. Januar, also des Versprechens einer für beide Theile gemeinschaftlichen Verfassung stellt, aber „in Betracht der Lokalverhältnisse Siciliens und zu Wiederherstellung des Friedens" bestimmt, daß für die innern Verhältnisse der Insel ein unter derselben Verfassung stehendes Parlament sein solle. „Die Einheit, welche vom Art. 104 des Wiener Congresses vom

9. Juni 1815 festgestellt ist, muß unberührt und unveränderlich bleiben", daher werden folgende Gegenstände den beiden Theilen der königlichen Besitzungen, welche «das Königreich der beiden Sicilien» bilden, in vollständiger Vermengung, ohne irgend einen Vorbehalt, gemeinsam sein: die Civil-, Straf- und Handelsgesetze, Zolltarife*), alle, namentlich Handels- und Schiffahrtsverträge mit dem Auslande, Land- und Seemacht, auswärtige Angelegenheiten, Civilliste, Krieg und Frieden. Sollte darüber in den beiden, stets gleichzeitig zu versammelnden Parlamenten Dissens statthaben, so ist darüber in einer gemischten Commission zu entscheiden, wozu die Sicilianer ein, die Neapolitaner zwei Drittheile zu stellen haben. Sicilien hat aber zu jenen Ausgaben nur ein Viertheil beizutragen**). Nicht einmal die Besetzung der Aemter in Sicilien durch Sicilianer, die doch selbst 1816 zugesichert war, wurde versprochen. Bald sah man sich genöthigt, dieses selbst für die geistlichen Würden zuzugestehen. Jede Erwähnung der Verfassung von 1812 — nicht einmal als einer durch die neue ersetzten — war vermieden. Am Schluß des Statuts wird die Hoffnung ausgesprochen, die Mächte werden die unter ihrer Garantie festgestellte Reichseinheit auch jetzt verbürgen. Wol durchschauend, was mit dieser Mittheilung an die Mächte beabsichtigt sei, erklärte Palmerston, im Wiener Frieden sei der König beider Sicilien anerkannt, ihm aber durchaus keine Garantie von den Mächten gegeben.

Napier sandte dieses Statut sogleich an den englischen Residenten in Sicilien, Earl Mount Edgecumbe; die Sicilianer sollten es mit Besonnenheit überlegen, zumal die Sache sonst auf einem europäischen Congresse zur Entscheidung kommen dürfte — und man wisse ja, wie die Rechte der Völker dabei gewahrt seien. — Einige Mitglieder des sicilianischen Gewaltcomités (der provisorischen Regierung) waren eben beim englischen Residenten, als das Statut ankam. Sie geriethen darüber in die äußerste Entrüstung, zumal ihnen darin sogar verboten war, zu bestimmen, durch welche Zölle und Steuern sie ihr Viertheil aufbringen sollten. Der Earl mußte sie vorerst entlassen. Das Gene-

*) Nichts scheint natürlicher als dieses. Aber die Sicilianer hatten die Erfahrung gemacht, daß Neapel ihnen schwere Ausfuhrzölle, z. B. auf Schwefel, auflegte; dagegen wollten sie sich sichern. Zugleich war England, da nur Sicilien sich zum Freihandel neigte, für die Verschiedenheit der Handelsgesetzgebungen interessirt. In Neapel ist das Verbot der Ausfuhr der Lebensbedürfnisse stehend.

**) Dieses war keine Begünstigung, denn nach der Zählung von 1845 hatte das Festland 6,382,000, Sicilien 2,040,000 Einwohner; das Drittheil von Commissionsmitgliedern war offenbar bei der herrischen Gesinnung der Neapolitaner den Sicilianern gegenüber nur scheinbares Zugeständniß. Minto hat recht, das Ganze lief auf eine Quasiunion der gesetzgebenden Körper hinaus.

ralcomité erklärte sich indeß bereit, baldmöglichst sich unter englischer Vermittelung mit Neapel zu verständigen. Die Grundvoraussetzung sei die Anerkennung der Verfassung von 1812 nicht als Concession, sondern als von Rechts wegen; sie sollte zeitgemäß verändert werden, z. B. wegen größerer Vertheilung des Eigenthums ein niedrigerer Census angesetzt werden. Da durch den Hofprälaten Cocle viele Neapolitaner zu Bischöfen gemacht seien, könnten diese nicht Pairs sein. Der Kronprinz oder sonst ein beliebtes Mitglied des königlichen Hauses sollte mit lauter erprobten Sicilianern als Ministern Stellvertreter des Königs sein. Die Flagge Siciliens muß dreifarbig sein. Der Earl Resident berichtet, das Generalcomité wünsche baldigste Berufung des Parlaments, da man in Sicilien erklärt habe, zuvor könne man von dem (namentlich auch dem gemeinen) Volke die Niederlegung der Waffen nicht verlangen. Das Parlament aber würde schwere Bedingungen stellen. Bis jetzt sei durch rein moralische Gewalt die Ordnung erhalten, aber die Gefahr steige stündlich. Er sei jedoch überzeugt, das Generalcomité werde eher jeder Gefahr sich aussetzen, als von obigen Grundsätzen abgehen. Andererseits wollte das zum Ministerium erhobene Haupt der neapolitanischen Liberalen, Bozzelli, jetzt nichts von irgend einer öffentlichen Erklärung oder directen Unterhandlung der Regierung mit den Insurgenten hören. Schon damals war der persönliche Haß zwischen Ferdinand und den Sicilianern auf eine unglaubliche Höhe angewachsen; die gelobte Versöhnung der Liberalen beider Länder hatte nicht Stich gehalten.

Um sich auf den rechten Standpunkt zur Beurtheilung der sicilianischen Frage zu stellen, hat der Deutsche nur an die Verhältnisse Holsteins zu Dänemark sich zu erinnern, eine Aehnlichkeit, die endlich selbst von der englischen Presse anerkannt wird. Sie liegt auch darin, daß die Nationalitätsrechte beider Orten von einem wahrhaften Adel getragen werden gegen nivellirende Centralisation. Auch die am 28. Januar versprochene und durch Bozzelli beinahe als Copie der französischen von 1830 ausgeführte Verfassung für das Gesammtreich wurde am 11. Februar in Neapel publicirt, ohne daß zuvor darüber mit Sicilianern wäre gesprochen worden, und so enthielt sie nur Artikel 87 eine leichte Andeutung auf die besondern Verhältnisse der Insel. Minto und Napier beklagten sich bei Bozzelli, daß sie, nachdem sie auf nachgiebigere Vollmachten hin in Sicilien angesponnen hätten, jetzt bloßgestellt seien. Sie wären, wie Minto an Palmerston schreibt, sehr geneigt gewesen, sich ganz von dem Vermittlergeschäft zurückzuziehen, wenn sie nicht die Losreißung Siciliens mit obigen Folgen fürchteten. Aber auch der Hof hegte jetzt wieder dieselbe Furcht; Hartnäckigkeit bewährt sich nicht immer beharrlich. Schon folgenden Tags kam Bozzelli zu Minto, ihn im Namen des Königs zu bitten „mit sehr billigen Vorschlägen" sofort nach Sicilien

abzureisen. Dieser aber wollte jetzt auch zuvor Nachrichten von Sicilien über den Eindruck des Statuts vom 10. Februar abwarten. Minto hatte in Neapel gegen niemanden ein Geheimniß daraus gemacht, wie er die Sache ansehe: „Die Aufhebung der Verfassung von 1812 durch eine absolute Regierung sei eine ungesetzliche Usurpation, und der Widerstand der Sicilianer dagegen gerechtfertigt, da sie zu deren Genuß berechtigt seien, und sie können daher nicht als Rebellen gegen eine gesetzliche Autorität betrachtet werden. Indem wir die Union des Königreichs auf Grund der Wiener Verträge anerkennen, muß dies so verstanden werden, daß wir nicht weniger die Rechte des Volkes als die Einheit der Souveränetät respectiren; die freie Verfassung von Sicilien ist ebenso sicher eine Bedingung der von uns anerkannten Union als das königliche Successionsrecht. Ich habe jedoch immer mein Verlangen ausgesprochen, es möchte zu einer praktischen Verständigung (accommodation) kommen, ohne auf den bloßen Rechtsfragen zu beharren, und habe die strengsten Versicherungen gegeben, daß ich alles aufbieten würde, die Sicilianer zur Annahme vernünftiger Bedingungen zu bewegen." So berichtet Minto an Palmerston 11. Februar. (Actenstücke 72, 73.) Dieser gab umgehends seine Zustimmung.

Die Sicilianer erklärten, daß auch sie Minto's Vermittelung wünschten. Aber die endlich erwirkte schriftliche Vollmacht der neapolitanischen Minister für ihn war von der Art, daß sie ihm alle Aussicht abschneiden mußte, damit bei den Sicilianern Eingang zu finden, so sehr sollte nicht nur auch auf der Insel alles nach neuestem neapolitanisch-französischen Schnitt sein — denn Bozzelli war in sein Kind, die Gesammtstaatsverfassung vom 11. Februar, verliebt, bedachte aber nicht, daß eine feste sicilianische Verfassung die beste Garantie für den Bestand seiner neapolitanischen wäre —, sondern die Majorisirung Siciliens durch Neapel blieb durch die zwei Drittheile des gemischten Ausschusses gesichert. Dieses und daß Sicilien seine eigene, besondere Armee, wie es sie durch Jahrhunderte bis 1816 gehabt hatte, verlangte, waren die Hauptanstöße. Die Sicilianer versichern, es sei ihnen moralisch unmöglich, in einem vorherrschend neapolitanischen Heere zu dienen. Minto rieth daher dem König, auf den Ausschuß aus den beiden Parlamenten zu verzichten und die Reichseinheit bei völliger Unabhängigkeit der gesetzgebenden Körper auf die Personalunion zu beschränken. Dem Könige, welcher an Sicilien mehr zu verlieren hatte als die Minister, scheint baldige Ausgleichung mehr angelegen gewesen zu sein als den Ministern; aber daß seine neapolitanischen Truppen die Insel nur mit Bewilligung des Parlaments betreten sollten, war ihm zu stark. Damit sah der König die Prärogative der Verfügung über die Armee, für ihn wol der wichtigste Artikel der Verfassung, aufgehoben. In dieser Beschrän-

kung lag auch der äußerste Ausdruck des nur zu begründeten Mistrauens. Aber hatten die Sicilianer unrecht, wenn sie auch das Ansinnen Neapels, neapolitanische Truppen auf die Insel zu verlegen, als Zeichen von Mistrauen aufnahmen, das kein Vertrauen erwecken könnte? Sie erklären es ihrerseits als conditio sine qua non. An diesem allein hing es noch; Minto rieth ihnen am 29. Februar, um dieses einen Punktes willen die Friedensbasis sich nicht schwinden zu lassen, nachdem er in Neapel durchaus ohne Erfolg zur Nachgiebigkeit gerathen hatte. Er sah es nur als für die augenblickliche Leidenschaft des Mistrauens wichtig an. Es war zugleich das Mistrauen Neapels gegen England, was dahinter lauerte, als wollte England mit Hülfe der sicilianischen Truppen die Insel sich unterwerfen. Denn Mistrauen ist ein Grundzug des neapolitanischen Charakters in allen Klassen. Minto seinerseits schöpfte endlich auch Verdacht; am 22. Februar schreibt er: „Ich fange an, ganz ernstlich zu glauben, daß hier (in Neapel) keine Absicht ist, zu einem gütlichen Vergleich zu kommen, und daß alles keinen andern Zweck hat, als Zeit zu gewinnen, um die Feindseligkeiten vorzubereiten und sich fremden Schutz zu verschaffen. Dieser Verdacht ist hier allgemein."

So sehr Minto die Gefahren jeder durch Verzögerung verlorenen Stunde erwog, so konnte er mit diesen Vollmachten doch nicht abreisen. Die Folgen kamen nun Schlag auf Schlag. — In Messina hatte man, auch nachdem die Beschießung am 29. Januar aufgehört hatte, auf seltsame Weise fortgekämpft; so hatten die neapolitanischen Truppen von einer Kaserne aus die Wand eines anstoßenden Nonnenklosters durchbrochen und von hier aus plötzlich ihr Feuer eröffnet, worauf die Insurgenten in einem gegenüberliegenden Nonnenkloster sich mit Geschütz aufpflanzten. Dann war einige Tage in Hoffnung auf die Unterhandlungen Waffenstillstand gehalten worden; endlich kündigten ihn die Insurgenten auf den 22. Februar auf. Sie schossen Bresche in das kleine Fort Real Basso und nahmen es mit Sturm; so große Kühnheit sie, selbst Priester und Weiber, dabei erprobt hatten, ebenso viel Menschlichkeit zeigten sie gegen die 300 Gefangenen. Auch das Arsenal nahmen sie, worin sie 30 Kanonen und viel Munition fanden, wovon sie jedoch zunächst wenig Vortheil zogen. Daß die augenblickliche Bestürzung der Truppen nicht energisch benutzt wurde, war für das Schicksal Siciliens von schweren Folgen. Zur Rache beschossen das sehr feste, auf der Nordspitze der den Hafen schützenden schmalen Landzunge inselartig der Stadt gegenüberliegende Castell und das San-Salvador-Fort die Stadt zwei Tage und eine Nacht (23.—24.) auch mit Bomben; selbst im Freihafen steckte eine Bombe das Magazin eines Engländers an, dessen Schadloshaltung England energisch verlangte. Nur der schweren Verluste deutscher Häuser nahm sich natürlich niemand an. Der unter dem Bombardement mit

Verstärkungen angekommene neue Commandant des Castells, Cardanone, hatte dasselbe fortgesetzt und dem messinesischen Insurrectionscomité erklärt, er werde noch strenger verfahren, wenn man das Statut vom 11. Februar nicht annehme. Täglich kamen von Neapel Dampfschiffe, sie brachten aber nur Truppen und Munition, keine Vergleichsanträge. Aber von allen Seiten strömten auch Sicilianer herbei und die Erbitterung wurde wieder aufs äußerste gesteigert.

Unter dem beständigen Feuer der Castelle arbeiteten die Sicilianer neun Tage und Nächte an den Batterien; die Leute tanzten dem Feuer bloßgestellt. Als mit der Morgenröthe des 6. März 24 Geschütze der Sicilianer ihr Feuer eröffneten, stürzten die Messineser aus ihren Häusern und umarmten sich jubelnd, obgleich wohl wissend, daß jetzt die Neapolitaner ihr Zerstörungswerk aufs äußerste steigern würden, wie denn ein englischer Kriegsschiffskapitän die Zahl der binnen 13 Stunden über die Stadt ausgeschütteten Geschosse auf 5000 rechnete. Unter diesem Hagel arbeiteten vornehm und gering, Greise, Weiber und Kinder an Barrikaden und schleppten Munition. La-Farina erzählt als Augenzeuge: „Die Bomben zerstörten unsere kleine Gießerei, tödteten und verwundeten die Mehrzahl der Arbeiter; ich sah die wenigen Uebriggebliebenen fort und fort in den entdachten Mauern sich mit Kugelgießen abmühen, unter den glühenden Kugeln der Feinde. Erst am dritten Tage, als eben die Nachricht der pariser Revolution anlangte, ging die Munition der Sicilianer zu Ende und weitere Ereignisse stellten die Feindseligkeiten wenigstens faktisch ein, wozu die Königlichen in Folge derselben Nachricht umsonst unter englischer Vermittelung die Hand geboten hatten; denn das Comité hatte das Volk in seiner Hitze nicht mehr zügeln können. Indeß übte es gute Polizei, über ein Dutzend überführte Diebe wurden erschossen."

Am 24. Februar, dem verhängnißvollen pariser Schalttage, schrieb das Generalcomité in Palermo die Wahl eines Parlaments aus. Es that dies gemäß dem Wunsch der ganzen Insel nach einer definitiven Gestaltung der Dinge und einer starken Autorität, und in der Hoffnung, dadurch Neapel zu Annahme einer Grundlage zu bestimmen, ehe die nordischen Höfe Zeit zu weiterer Einmischung erhielten. Dieser Schritt war aber dem Ministerium in Neapel sehr unangenehm, weil es in seiner Unentschlossenheit sich entschlossen hatte, seine Hände zu waschen und die Entscheidung hinauszuschieben, indem es sich anstellte, als wollte es alle streitige Fragen namentlich über die gemischte Commission den beidertheiligen Parlamenten vorlegen, was indeß eine Wiederholung von 1820 in Aussicht stellte, und voraussichtlich zu keiner Lösung, wenigstens zu keiner friedlichen hätte führen können. Die Einberufung war aber ein entscheidender Schritt.

Während der Unterhandlungen hatten sich die Standpunkte, die Charaktere klar ausgebildet und herausgestellt. Nicht nur die Bourbonen, das Ministerium auch neapolitanischer Liberaler, sondern auch die Mehrzahl der politisirenden Neapolitaner lebt und webt, und zwar nicht blos in den Verfassungsfragen, im französischen Elemente, die Sicilianer im englischen, insularisch-aristokratischen. Minto schreibt mit mehr Verständniß der Sachen, als die meisten leitenden Italiener damals hatten und vielleicht noch haben, am 28. Februar an Palmerston: „Die reellen Hindernisse einer Union in der Gesetzgebung lagen nicht in der Schwierigkeit, die parlamentarische Maschine den beiderlei Verhältnissen anzupassen, sondern in den Gefühlen, den Ansichten, den Leidenschaften der Völker. Die Sicilianer, im Gefühl, daß sie ihre Verfassung von 1812 wiedererobert haben, sind nicht geneigt, auf ihre alten, unbestreitbaren Rechte für eine precäre Theilnahme an den neuen Freiheiten Neapels zu verzichten; und wären diese auch sicherer, so wäre es unmöglich gewesen, sie zu bewegen, sich der Herrschaft einer Regierung zu unterwerfen, von der sie soviel erduldet haben. Es ist ganz natürlich, daß sie der Regierung nicht trauen, und das Benehmen der Minister war nicht darauf berechnet, ihr Zutrauen zu gewinnen. Die Regierung hatte keinerlei Verkehr mit Sicilien, das sie lediglich als eine rebellische Provinz ansah, welche der überlegenen Macht Neapels zu unterwerfen sei, und die constitutionellen (liberalen) Minister übernahmen den von ihren (absolutistischen) Vorgängern ererbten Bürgerkrieg und führten ihn fort. Es wäre bei dem dadurch hervorgebrachten, öffentlich hervortretenden Gefühl in Sicilien ein großer Misgriff gewesen, den Versuch zu machen, eine Vereinigung zu erzwingen, welche ohne Hülfe von außen nicht hätte zu Stande gebracht werden können, und ich glaube, daß gerade die Errichtung für jetzt total getrennter Regierungen für beide Länder der Weg ist, in einer spätern Periode, wenn das jetzt herrschende Mistrauen und die Eifersucht vorübergegangen sind, zu einer gesunden, innigen Union zu führen."

Der einzige Sicilianer im neapolitanischen Ministerium, Scovazzo, hatte am 18. Februar, da er gegen die sieben einseitigen Neapolitaner doch nichts vermochte und ferneres Bleiben „gegen seine Ehre wäre", seine Entlassung genommen. Dasselbe that das ganze Ministerium am 1. März; nachdem es den Staatskarren im Koth festgefahren hatte, ließ es ihn darin stecken. Das wäre nun nicht vom Uebel gewesen, wenn die Abtretenden nicht in ihrer veröffentlichten Erklärung die ganze Schuld auf die Sicilianer und ihre „maßlosen" Anforderungen gewälzt hätten, „welche — besonders durch die Verweigerung der Zulassung neapolitanischer Truppen — die italienische und die Reichseinheit verletzen und die Insel, diese Citadelle Italiens, und somit dieses selbst der Gefahr einer Be-

setzung durch fremde Truppen preisgeben". Stärker mochte England nicht verdächtigt, der Provinzialhaß konnte dadurch nur angefacht und die Beilegung dem nachfolgenden Ministerium nur erschwert werden. — Die Geneigtheit des Königs, auch in obiger Militärfrage Zugeständnisse zu machen, hatte zu dieser Abdankung beigetragen, desgleichen die täglich drohender werdende nationale Partei in Neapel, welche eine Beilegung mit Sicilien um jeden Preis verlangte, wie unter anderm eine Petition neapolitanischer Bürger vom 8. März bezeugt, die auf das Zugeständniß dringt, daß eine neapolitanische Truppe nur mit Zustimmung des sicilianischen Parlaments die Insel solle betreten dürfen.

Im erneuten, liberal zusammengesetzten Ministerium vom 6. März unter dem Präsidium des Fürsten von Cariati waren sehr verschiedene Ansichten über Sicilien. Aber die denselben Tag angelangte Nachricht von der pariser Revolution und dem Sturze eines nahe verwandten Zweiges der Bourbonen brach das Grundeis. Jetzt ging die Wahrheit, man habe mit den Siciliern sich über die Hauptsachen zu verständigen, ehe öffentlich die Absetzung Ferdinand's zur Sprache komme, als ein großes Licht auf. In der Nacht des 6. März wohnten dem Ministerrath Minto und elf hervorragende Sicilianer bei. Während der neapolitanische Fürst Cariati, nun Minister des Aeußern, ein Schiedsgericht Englands und Frankreichs beabsichtigte, trug Minto darauf an, daß die Punkte, worüber sich die beiderseitigen Parlamente nicht verständigen könnten, durch den schiedsrichterlichen Spruch des Papstes, des Königs von Sardinien und des Großherzogs von Toscana entschieden würden. Der König berief nun auch seinerseits das auf den 28. März nach Palermo geladene Parlament; die Entscheidung über die gemeinsamen Interessen sollte den beiden Parlamenten bleiben. Diese Bestimmungen wurden sofort in Neapel officiell veröffentlicht. Der König ernannte den Präsidenten des sicilianischen revolutionären Generalcomités Ruggiero Settimo, die Blüte des adelichen Adels von Sicilien, zu seinem Generalstatthalter und zu dessen Ministern die hochgebildeten Patrioten, den Fürsten von Butera, den Marchese Torrearsa, Stabile und den fatalen Calvi, also die Mitglieder des revolutionären Generalcomité; mit dem in Neapel bei seiner Person errichteten sicilianischen Ministerium oder Staatssecretariat betraute er den wackern Scovazzo, welcher am 18. Februar sein Ministerium niedergelegt hatte. — Letzteres Ministerium schien bedenklich, denn wer stand dafür, daß es stets mit einem solchen Manne würde besetzt sein? Ueber die Heer- und Besatzungsfrage war gar nichts entschieden, die Macht blieb also nach wie vor bei Ferdinand; England, um sich nicht in Verpflichtungen zu verwickeln, wollte die Garantie nicht übernehmen. So konnten die bloßen Rechtszugeständnisse als Nothschüsse, als Gelübde und Gebete während des Ungewitters, das ganz mangelnde Vertrauen

nicht schaffen; die Nachricht von der pariser Revolution, welche in Palermo einen Tag früher als in Neapel direct von Toulon eingetroffen war, erschien und war ja das alleinige Motiv, und sie mußte die Ansprüche der Massen in Sicilien so steigern, daß auch die Lenker sehr Rücksicht darauf zu nehmen hatten. Seltsam genug war es, daß die Sicilianer diese Concessionen durch die neapolitanischen Blätter vor Minto's Ankunft kannten und verwarfen, während er „die einzige Person in Palermo war, die sie bei seiner Ankunft noch nicht kannte". Auch von dem modificirten Ministerium in Neapel mußte das Wort Minto's an Palmerston gelten: „Es ist fürwahr im Charakter des bestehenden Ministeriums nichts, was das Vertrauen der Sicilianer verdienen könnte." Die Sicilianer hatten sich zu oft und zu bitter betrogen gesehen. So weigerten sich denn die obigen Mitglieder des Generalcomité, von dem am 10. März mit drei englischen Linienschiffen von mehr als 300 Kanonen vor Palermo angekommenen Minto die an sie als „Minister" adressirten königlichen Schreiben zu eröffnen, was Ruggiero schließlich nur auf Minto's Bitte in der Comitésitzung that. Als Minto noch an Bord vom Generalcomité die Mittheilung erhielt, daß der König gemäß der nun in ihrer ganzen Ausdehnung verlangten Verfassung von 1812 diese Krone an einen seiner Söhne abtreten solle, die Sicilianer also neue, ungleich härtere Bedingungen stellten, weigerte Minto sich ans Land zu gehen, solange die Vereinigung beider Kronen nicht wieder als Basis anerkannt würde. War es aber eine Todsünde, oder unmotivirt, oder absolut thöricht, daß in diesem Momente, wo andere Länder ihre Throne umstießen, der tiefste Herzenswunsch Siciliens, der, wieder einen eigenen König zu haben, heraufbrach? waren Neapel und Sicilien damit nicht geeignetere Glieder an einem italienischen Bundesstaate? war dies nicht das beste Mittel, den gegenseitigen Haß auszuheilen? Und war es für England nicht höchst nützlich, um Sicilien ans Tau seiner Interessen zu nehmen, für welche Absicht es ja doch von aller Welt angesehen wird? — Allein Minto drohte, England werde sich ganz von der Vermittelung zurückziehen. Er trat überhaupt entschieden in diesem Sinne auf; ob er gleich diese Folge der pariser Nachrichten als natürlich vorausgesehen hatte, hielt er den sicilianischen Abgeordneten die Zurückziehung ihres frühern Wortes doch stark vor. „Ich war," schreibt er später, „äußerst kurz angebunden gegen die Sicilianer, ob sie gleich nicht die ersten waren, die ihr mir gegebenes Wort brachen." Die Sicilianer räumten selbst ein, daß sie mit dem jetzt Gebotenen acht Tage früher ganz zufrieden gewesen wären. Der Waffenstillstand mit den Besatzungen der Citadellen von Messina und Syrakus, den einzigen Plätzen in den Händen der Neapolitaner, mußte daher ohne Minto's Mittelung und Garantie bleiben. (Befestigungen, Munition, Proviant

sollte im Statusquo erhalten werden. In Messina konnte es nicht einmal zu einem förmlichen Waffenstillstande gebracht werden, weil die beiderseitigen Führer, welche auch diesmal an Bord eines englischen Kriegsschiffes zusammenkamen, überzeugt waren, daß es beiden Theilen unmöglich sein würde, die Uebereinkunft einzuhalten.)

Der Sprecher des Unterhandlungscomité, der Generalsecretär Stabile, bekannte, daß sie Rücksicht auf die bewaffnete Volksmasse zu nehmen hätten, welche unter dem Einfluß ihrer Bandenführer stehe, deren Unterstützung das Generalcomité sich erhalten müßte. Dazu sei Zeit nöthig, kurz sie suchten die Entscheidung auf die Zusammenberufung des Parlaments hinauszuschieben, welches nicht nur die höchste, sondern eine frische Autorität hätte. Minto aber gab nur bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit.

Schon diesen folgenden Tag, am 13. März, berichtet Minto an Palmerston (dieses wichtige Actenstück steht „Blaubuch" Nr. 128): „Um Mitternacht erfuhr ich, daß eine lange heftige Erörterung im Generalcomité stattgehabt und glücklicherweise mit dem einstimmigen Beschlusse geendet habe, die Union der Kronen von Neapel und Sicilien in der Person des gegenwärtigen Königs anzuerkennen, so, daß sie jedoch Bedingungen unterstellt wäre, welche die vollkommen separate Unabhängigkeit der sicilianischen Regierung feststelle, wie sie unter der Constitution von 1812 bestand, mit königlicher Macht des Vicekönigs. Dieses war eines nähern ausgeführt in einem Memorandum, das das Unterhandlungscomité des morgens bei Anzeige des Beschlusses mir mittheilte. Die Hauptpunkte desselben waren: Ferdinand nennt sich König (nicht: des Königreichs) beider Sicilien. Sein Stellvertreter in Sicilien, der Vicekönig, muß ein Mitglied der königlichen Familie oder ein Sicilianer sein. Seine Würde als die eines vollkommenen alter ego soll unwiderruflich mit allen Vollmachten und Schranken (vincoli) versehen sein, welche die Verfassung von 1812 der ausübenden Gewalt gibt. Alle diplomatischen, bürgerlichen und militärischen Aemter und die geistlichen Würden sollen blos an Sicilianer und zwar von der in Sicilien residirenden vollziehenden Gewalt ertheilt werden. Die sämmtlichen Minister für Sicilien, auch die des Kriegs, der Marine und des Auswärtigen sollen beim Vicekönige ihren Sitz haben. Sicilien hat keinen Minister der sicilianischen Angelegenheiten in Neapel anzuerkennen. Die gegenwärtige Cocarde und dreifarbige Fahne wird anerkannt und beibehalten. Bei einem Handels- oder politischen Vereine mit den andern italienischen Staaten, welcher das lebhafte Verlangen jedes Sicilianers ist, soll Sicilien, wie jeder andere Staat, besonders repräsentirt werden durch Personen, die von seiner vollziehenden Gewalt zu ernennen wären. Der vierte Theil der Flotte, der Waffen und des Armeematerials wird Si-

cilien zugewiesen. Die königlichen Truppen räumen binnen drei Tagen die beiden Festungen, die sie noch inne haben. Dieses Memorandum war zugleich Ultimatum Siciliens, denn es schließt: „Die Bestätigung der Uebereinkunft muß dem Generalcomité vor Versammlung des Parlaments gegeben werden, widrigenfalls jede Verhandlung mit dem Generalcomité sich von selbst als abgebrochen versteht.“ Palmerston charakterisirt die Stadien, durch welche die Unterhandlungen binnen eines Monats hindurch gegangen waren, als: „administrative Einheit unter einer Krone, Einheit nur unter einem Fürsten“. Es war aber von den Sicilianern noch nichts verlangt worden, wozu sie nicht die Geschichte, sowie die noch zu Recht bestehende uralte Verfassung ihres Landes berechtigt hätte. Für den Kenner der ältern Geschichte Siciliens ist es merkwürdig zu beobachten, wie frühere factische Zustände der Reihe nach jetzt als Forderungen wieder auftauchen. „Ich sagte ihnen,“ fährt Minto fort, „ihre Anerkennung des Königs mache meiner bisher ihnen entgegengesetzten Stellung ein Ende, und ich werde fürder mich nicht mehr weigern zu landen. Der Sprecher bat mich, meine Vermittelung, die ich jetzt niederlegen zu wollen erklärte, fortzusetzen, da sie keinen Unterhändler nach Neapel schicken würden, und versicherte mir, daß nur die Rücksicht auf das freundliche Interesse, welches England immer gegen Sicilien bezeugt habe, sie bewogen habe, so weit von der Verfassung von 1812 abzugehen, ihre Zustimmung zur Anerkennung des Titels des gegenwärtigen Königs zu geben und sich so dem Wiener Frieden zu conformiren, bei welchem England betheiligt sei. Gebe der König ihren Bedingungen seine Zustimmung, so könne das Parlament unter seiner Autorität eröffnet werden; verwerfe er sie, so würden sie nach ihren ursprünglichen Absichten vorschreiten, denen sie für sich weit den Vorzug gäben.

„Vollkommen überzeugt, daß die absolute Trennung der beiden Kronen unvermeidlich ist, wofern nicht die eben verlangten Bestimmungen angenommen werden, und daß die Sicilianer entschlossen und im Stande sind, Neapel, sofern dieses nicht von fremden Truppen unterstützt wird, Trotz zu bieten, kann ich nur hoffen, die neapolitanische Regierung werde, solange es nicht zu spät ist, sich den Vorschlägen des Comité anschließen und so schließlich noch die Union der Kronen retten. (Die Union von Schweden und Norwegen taucht nun als Parallele auf.)

„Diesen Nachmittag landete ich unter Salutschüssen und wurde mit großen Ehren unter dem Beifallsrufen einer großen Volksmenge empfangen.“

Indem Minto hior die Antwort von Neapel abwartete, überzeugte er sich immer mehr, daß nur der Wunsch, England zu entsprechen, die Sicilianer abgehalten habe, die Trennung von dem verhaßten Könige

nicht zu vollenden; er war überzeugt, eine abschlägige Antwort würde den Sicilianern erwünscht sein und den unwiderbringlichen Verlust der Insel für Neapel in sich schließen. Daher hielt er rasche, völlige Annahme der Bedingungen des Memorandums für das Klügste.

Waren einerseits die Bedingungen des Memorandums — in den Augen des Engländers ein vorerst nothwendiges Uebel — noch das Aeußerste, dessen Anerkennung von den siegreichen Sicilianern jetzt noch zu erlangen, ja zu verlangen war, so mochte der neapolitanische Ministerpräsident nicht mit Unrecht sagen, daß dann der König über Sicilien nicht viel mehr zu sagen hätte als über sein Titularkönigthum Jerusalem, und daß er einen populären Vicekönig nicht wol verhindern könnte, sich einmal ganz unabhängig zu machen. Das Land Neapel habe zwar bei einer (zumal erzwungenen) Vereinigung Siciliens nichts zu gewinnen, nur die bourbonischen, dynastischen Interessen forderten eine Vereinigung. *) Sollte in Folge der Verwerfung des Memorandums Sicilien sich ganz losreißen, so könnte es entweder durch Neapel mit Hülfe der ihm alliirten Mächte auf Grund des Wiener Vertrags unterworfen werden (auf welche Hülfe damals fürwahr wenig Aussicht war), oder Sicilien verfiele in Anarchie, die neapolitanische Hülfe würde dann von dem ehrenwerthen Theil der Insulaner angerufen und die Unterwerfung so leicht ausgeführt. Diese Ansichten äußerte also der neapolitanische Ministerpräsident Fürst Cariati.

Während England der Kriegsgefahr, welche die pariser Revolution mit sich brachte, soviel wie möglich jeden Stoff zu entziehen suchte, weshalb Napier dem Könige zum Frieden unter jeder Bedingung und zu unmittelbarer Versöhnung rieth, setzte offenbar der neapolitanische Hof seine Hoffnung auf einen allgemeinen Krieg, wobei eine Landung der Franzosen in Italien die Großmächte noch veranlassen dürfte, ihn gegen die sicilianische Republik zu unterstützen. Auf einen allgemeinen Krieg hoffte aber auch die extreme Losreißungspartei in Sicilien. England hatte an Neapel erklärt, daß es im Wiener Vertrag Neapel gegenüber den Besitz Siciliens anerkannt, aber nicht garantirt habe. Die Hoffnungen Neapels waren damals wol auch mehr auf die Hülfe der nordischen Mächte gerichtet, mit denen es durch besondere Verträge und persönliche Beziehungen verbunden war.

---

*) Es ist seltsam zu lesen, wie der englische Geschäftsträger dem Fürsten Cariati den Nutzen entgegenhält, welchen besonders der neapolitanische Handel von der Verbindung habe; er gab die Gefahren einer sicilianischen Republik besonders in dem bourbonenfeindlichen Calabrien zu bedenken. Würde aber voraussichtlich ein italienischer Fürstensohn auf den sikilianischen Thron berufen, so wäre der beabsichtigte italienische Fürstenbund gesprengt.

In Folge der verzögerten Annahme des sicilianischen Ultimatums, das doch England zu Liebe hinter die Verfassung von 1812 zurückwich, durch Neapel, sah Minto schon am 21. März die sicilianische Krone als für Neapel verloren an. Denn die Bestimmung, daß ein Prinz des königlichen Hauses als Vicekönig die Insel regieren solle, sei unausführbar, da die bourbonischen Prinzen alle gleich verhaßt seien. Er sah daher, trotz der Abneigung des Generalcomité, die Präsidentschaft eines Eingeborenen, also eine Republik als unabwendbare Nothwendigkeit an, trug aber dem englischen Geschäftsträger in Neapel auf, alles aufzubieten, damit die Annahme des Memorandums dem Parlament bei seiner Eröffnung doch noch könne mitgetheilt werden.

Aber schon am 22. März war in Neapel die Entscheidung verneinend ausgefallen. Sie war höchst wahrscheinlich stark von außen eingegeben. Was für eine Sprache die nordischen Höfe jetzt bei dem von Neapel führten, läßt sich theils aus ihrem sofortigen Protest gegen die Verfassung — welchem sich auch der preußische Geschäftsträger, obgleich ohne Instruction, anschloß — entnehmen, theils aus der fulminanten Note Nesselrode's gegen England und gegen seine italienischen „Wühlereien" vom verhängnißvollen 24. Februar 1848 und der unter gleicher Inspiration am 27. Februar von Metternich nach London abgeschickten Note. Diese Tramontana drehte die neapolitanische Wetterfahne drohend und scharf gegen Sicilien. Oesterreich aber war zu jenem Protest durch den geheimen Vertrag von 1816 berechtigt, worin sich Neapel gegen Oesterreich verpflichtet hatte, keine Verfassung zu geben. Rußlands Truppen hatten in den Revolutionskriegen Neapel zur Vertheidigung des Absolutismus betreten und die persönlichen Beziehungen beider Fürsten waren seit dem Besuche des Kaisers 1845 befestigt. Aber Preußen, das soeben seine Stände eröffnet hatte?

Das sicilianische Ultimatum, erklärte die neapolitanische Regierung an Napier (Actenstück 140), habe als Kern die Theilung des Königreichs, es unterstelle die Ausübung der königlichen Prärogative der Bedingung der Residenz (persönlichen Aufenthalts auf der Insel). Dieses sei so sehr gegen die Würde des Königreichs, daß jeder Neapolitaner verpflichtet sei, dagegen anzukämpfen. Auch mußten die Neapolitaner dasselbe für sich verlangen und somit ihre eigene Verfassung aufgeben. Dieser Mittheilung an die vermittelnden englischen Bevollmächtigten ging ein veröffentlichter Protest zur Seite. „Die Sicilianer", heißt es darin, „haben jede Unterhandlung unnütz gemacht. Da es nicht in der Macht der Regierung liegt, Prätensionen anzuerkennen, welche gewaltsam und für immer die Einheit der Monarchie brechen, positiv die Wiedererstehung Italiens stören, die Unabhängigkeit und glorreiche Zukunft des gemeinsamen Vaterlands in Gefahr bringen, zumal in diesem

großen (supremo) Augenblicke, wo alle Italiener das Bedürfniß, sich zu verbrüdern und sich zu einem Willen zu verbinden, mächtig fühlen: so sieht sich die Regierung verpflichtet, dem Lande und ganz Italien feierlich zu erklären, daß die Sicilianer durch Aufstellung unmöglicher Bedingungen den überlegten Entschluß öffentlich darthun, jeden Weg für irgendwelche Versöhnung zu verschließen. Da somit alle Unterhandlungen abgebrochen sind, wahrt hiermit die Regierung ihr gutes Recht, protestirt gegen jede Verletzung der Integrität der Monarchie und erklärt jeden Act, welcher mit der vom Könige soeben beschworenen Verfassung nicht in vollkommener Uebereinstimmung wäre, auf immer für ungesetzlich, null und nichtig." Die Regierung wollte nebst der Einheit auch darauf fest bestehen, „daß die königliche Prägorative in Sicilien nicht beschränkter sein sollte als in Neapel durch die Verfassung vom 10. Februar". Es war sonnenklar, daß die tiefgeprägte, uralte Charaktereigenthümlichkeit Siciliens von dem neapolitanischen nivellirenden Constitutionalismus gerade ebenso wenig Gerechtigkeit zu erwarten hatte als von dem bourbonischen Absolutismus.

Indem die Regierung auf einmal die nationale Seite anschlug, warf sie auf Sicilien eine schwer wiegende Verantwortung. Die Sicilianer waren in ganz Italien anfangs wegen ihrer Kühnheit vergöttert worden; aber bald hatten die Stimmführer der Nation, z. B. Gioberti, die Nothwendigkeit und Pflicht einer Verständigung zwischen Neapel und Sicilien im Interesse der Nationaleinheit und angesichts des in der Lombardei eben entbrennenden Unabhängigkeitskampfes besonders den Sicilianern sehr scharf entgegengehalten. Je weniger die Verhältnisse Siciliens im übrigen Italien bekannt waren, und je weniger man von dem herrschenden idealen Einheitsstandpunkte aus geneigt war, dem Provinzialen, der Geschichte und Erfahrung gerecht zu werden, desto einseitiger faßte man die Frage auf. Ferdinand und selbst die regierenden neapolitanischen Liberalen, welche 1847 den Sicilianern die Unabhängigkeit gelobt hatten, nahmen dieses guten Fahrwindes wahr. Noch jetzt wiederkäuen selbst national gesinnte italienische Historiker, zumal die abstracten Unitarier, die Behauptung und Anklage gegen Sicilien, daß es durch seine Halsstarrigkeit Neapel die kräftige Theilnahme an dem Unabhängigkeitskriege unmöglich gemacht habe. Wer hatte aber demselben überhaupt das Eis gebrochen? wer den Glauben an einen italienischen Insurrectionskampf entflammt? Hätte Neapel, bis zu jener Stunde Oesterreichs Handlanger, wol ohne den siegreichen Aufstand in Sicilien einen Mann an den Po marschiren lassen? Hatten doch die im Grund schwachen neapolitanischen Liberalen nur mit Benutzung der Bestürzung, welche bei Hofe über den Sieg der sicilianischen Insurrection herrschte, leichten Kaufs sich ins Ministerium eingeschlichen. Alle po-

litischen Köpfe in Italien sehen jetzt ein, daß ihr Vaterland kein stärkeres Hinderniß eines italienischen Bundesstaats hege als „il regno delle due Sicilie". Dieses ist es, was monarchischen Bundesstaatsmännern wie Farini und demokratischen wie Saliceti den Muratismus empfiehlt, weil dieser auf Sicilien kein historisches Recht geltend machen kann; deshalb haben auch die Sicilianer nichts gegen denselben einzuwenden, nur werden sie sich mit Neapolitanern nicht leicht zu einer Unternehmung vereinigen. Aber die Eitelkeit darauf, physisch der größte Staat Italiens zu sein, war 1848 und ist wol noch auch bei den neapolitanischen Liberalen vorherrschend, bei einem großen Theil selbst über die nationale Gesinnung; durch die Botschaft von dem Aufstande in der Lombardei im März 1848 war eben jetzt bei diesen eiteln „Patrioten" der Gedanke entzündet: wenn nunmehr Piemont sich auf Kosten Oesterreichs vergrößert, so muß das neapolitanische regno auch vergrößert werden und darf keinenfalls durch die Unabhängigkeitserklärung Siciliens verkleinert werden. Deshalb wird auch der Muratismus als Verringerer des regno dem großen Haufen in Neapel immer etwas Anstößiges behalten. Das mag alles nicht angenehm zu hören sein, vielleicht auch für Deutsche nicht; aber wahr ist es und nur „die Wahrheit wird mich frei machen".

Obiger Protest der neapolitanischen Regierung gegen die Forderungen Siciliens war unter den Pressen, da langte die Nachricht von der wiener Revolution vom 13. März am 22. März in Neapel an — in diesem Momente ein erschütterndes Donnerwort! ein an wenigen Stunden hängendes „Zu spät"! Es ist die alte Geschichte von den Sibyllinischen Blättern; Numa nahm das letzte, verkürzte Angebot, Ferdinand nicht. Ueber Ruinen von Städten und über Leichenhaufen weg ist er seitdem, hauptsächlich durch die Waffen fremder Söldner, Gewaltherr über die Leiber der Sicilianer geworden; ist seine Weisheit, ist seine Gerechtigkeit damit versiegelt? Vielleicht blüht ihm aus den Lavaströmen noch ein solcher Sieg und dann —?

Am 24. März brachte ein neapolitanischer Dampfer nach Palermo an Minto die abschlägige Antwort und den Protest und kehrte sofort, ohne ein Wort von ihm abzuwarten, zurück. Minto machte alsbald Mittheilung davon an Ruggiero Settimo, den Präsidenten, welcher ihm — unter Danksagung für seine Sympathie — erwiderte: „Das Generalcomité antwortet auf den Protest des Königs von Neapel, indem es sich heute anschickt, das sicilianische Parlament für gesetzlich eröffnet zu erklären." Es war auf den folgenden Tag berufen. Die Eröffnung erfolgte mit großer Feierlichkeit am 25. März.

An demselben Tage berichtet Minto („Blaubuch", Actenstück 145) an Palmerston in der Ueberzeugung, daß bereits die gänzliche Trennung

Siciliens von Neapel und die — auch bald darauf vom Parlament ausgesprochene — Entsetzung der bourbonischen Dynastie vom sicilianischen Throne eine unwiederbringliche Thatsache sei. Er sagt: „Das Recht der Sicilianer zu Absetzung des Königs anbelangend, kann man unmöglich leugnen, daß sie außer andern Gründen einen festern Rechtsboden dafür haben, als England 1688 aufweisen konnte, um sich von einer unerträglichen Tyrannei zu befreien."

Dem Grafen Minto, welchen alle, die ihn persönlich kennen, nur als einen durchaus ehrenfesten Mann schildern, war offenbar bei seiner Sendung nicht auf die gewöhnlichen diplomatischen Sammetrosen gebettet gewesen. Er begehrte wol selbstverständlich keine andere Gnade als — hinaus! aus diesen Schlingen und Dornen ohne Rosen. Allein die Gefahr, daß sich Sicilien der Republik in die Arme werfe, lag ganz nahe bei dem glühenden republikanischen Sturme, welcher Mitteleuropa versengte. Bereits hatte die pariser Propaganda ihr Auge auf Sicilien gerichtet. Der Hof in Neapel, nun ins Extrem geworfen, setzte eben darauf seine Hoffnung wegen Sicilien. England schien ihm durch die Eifersucht gegen das republikanische Frankreich, besonders im Falle einer französischen Invasion in Italien oder sonst einer Occupation im Mittelmeere, zu Neapel hingedrängt zu werden. Allein Palmerston erklärte abermals dem neapolitanischen Gesandten in London schriftlich, die Hoffnung auf eine Unterstützung Neapels gegen Sicilien durch England sei ganz grundlos: „Denn der Wiener Vertrag enthält keine Garantie der Union Siciliens mit Neapel, sondern blos eine Anerkennung derselben (er gibt, wie er sich später ausdrückt, den dabei betheiligten Mächten höchstens ein Recht, legt ihnen aber keine Verpflichtung auf, die Vertragsbestimmungen aufrecht zu halten). Und wenn in dieser Sache sonst noch eine moralische Verpflichtung auf England ruhen sollte, so möchte es eher eine zu Gunsten der sicilianischen Verfassung von 1812 sein, welche unter britischem Einfluß festgestellt wurde." England, heißt es bedeutsam, werde auch jetzt wieder in den Fall kommen, den factischen Bestand neuerstandener Regierungen anzuerkennen. Und da man von Neapel aus die Schuld des Misrathens der Unterhandlungen der Parteilichkeit Minto's für die Sicilianer aufbürden wollte, so erklärte Palmerston ganz verständlich, die Schuld liege an der „Blindheit" der Berather des Königs („Blaubuch", Actenstücke 152, 159).

Um Sicilien von republikanischen Wegen abzuhalten und um den englischen Einfluß nicht zu schwächen, bezeigte sich England fortwährend freundlich gegen die Sicilianer. Minto, am 2. April nach Neapel zurückgekehrt, drückte am 6. April gegen Stabile in Palermo seinen Wunsch aus „Sicilien möge der Calamität der republikanischen Regierungsform entgehen". In derselben Absicht bot er sofort dem Könige seine Dienste

an, um die völlig unabhängige sicilianische Krone für einen seiner jüngern Söhne zu erhalten. Allein weder der König noch das Ministerium konnte zu irgendeinem Entschluß kommen. Die Neapolitaner räumten sogar die festen Werke von Syrakus und behaupteten nur ihren Brückenkopf in Sicilien, die Citadellen von Messina.

So war denn auch die letzte Bemühung Minto's in Neapel nur noch darauf gerichtet, das factische Aufgeben der Feindseligkeiten gegen Sicilien zu vermitteln. Er fürchtete, Sicilien, von Neapel aus dem italienischen Fürstenbunde hinausgedrängt, möchte sich in die Arme einer fremden Macht, Frankreichs oder wol auch Rußlands (davon steht viel in den englischen Depeschen und Berichten dieser Zeit) werfen und Italien ihrem Einfluß öffnen. Für England schien ihm eine solche Clientel nicht wünschenswerth.

Vielleicht hat der Leser mit diesem Zeugenverhör etwas mehr erlangt als die Fähigkeit, seine Stimme abzugeben gegenüber der doppelten Anklage 1) von D'Israeli, welcher (ob in Ermangelung besserer Klagepunkte gegen Palmerston?) die Beschuldigung im Parlament immer wiederkäut, Graf Minto habe bei seiner Sendung zwischen den Fürsten und Völkern Italiens Zwietracht gesäet. 2) Ist es eine weitverbreitete Ansicht der soi-disant Politiker, alias Kannegießer, England trachte nach dem Besitze Siciliens und suche es deshalb Neapel zu entfremden. Es hat allerdings nicht jedes Volk die Tugend der Bescheidenheit, der Enthaltsamkeit und eines schlechten Magens in dem Maße wie das getheilte Deutschland; warum sollte England Sicilien nicht appetitlich finden? Aber es hat politische Erfahrung genug, um zu wissen, daß ihm diese schöne Traube denn doch zu hoch hängt. Ueber diese Verdächtigungen sprach sich Palmerston eines Tags 1848 oder 1849, wie ich aus sehr guter Quelle weiß, gegen den sicilianischen Bevollmächtigten dahin aus: „England ist zum Glück nicht so dumm, nach dem Besitze Siciliens zu trachten. Wir wissen, daß die Bevölkerung uns einen unausgesetzten Widerstand entgegensetzen und daß sich alle Seemächte, zumal die des Mittelmeers, namentlich auch die Türkei und Rußland zu hartnäckigen Kämpfen darüber gegen uns vereinigen würden." Auf dieselbe Verdächtigung, welche Metternich in der scharfen Note vom 27. Februar 1848 gegen England aussprach, erwidert Palmerston ganz trocken: „Es mag hinreichen, wenn man sagt, daß die Ausgaben und die Verwickelungen, welche England von einer solchen Besitzung hätte, jedem möglichen Vortheile, welchen es davon ziehen könnte, mehr als das Gegengewicht halten möchten." (Dieser unpathetische Bescheid traf am 15. März in Wien ein, welches Metternich am 13. März geräumt hatte.) Ob die Sicilianer nicht einen eigenen König unter englischem Protectorat wünschen? ist eine andere Frage. Als im Herbst 1856 der glühende Wunsch

die Flotten der Westmächte schon gegen Neapel dampfend wähnte, lief die, wie man versicherte sogar mit Zustimmung gewichtiger Kleriker ausgegebene bedeutsame Parole durch ganz Sicilien: Lieber den Satan selbst zum Könige als Ferdinand! Ein Akatholik wäre dem Sicilianer nicht anstößiger als der Satan. Que sais-je?

Schließlich habe ich noch einer Doppelanklage gegen die Seemächte und gegen die Sicilianer zu erwähnen, nämlich daß jene sich in den „beiden Sicilien" in alle industriellen Unternehmungen mischen, daß sie den Forderungen und oft den Anmaßungen ihrer Kaufleute, etwa wie in der Türkei, durch Kriegsflotten einen effectvollen Hintergrund geben, und daß namentlich die Sicilianer den guten Absichten der Regierung auf einheimische Actienunternehmungen zu Hebung der Production nicht entgegenkommen. Dabei ist außer Frage, daß die Seemächte der neapolitanischen Regierung schon ungerechte Forderungen angesonnen und aufgebürdet haben. Diese sucht daher alle Reibungen mit den Seemächten zu vermeiden; ein Fremder (sogar manchmal ein Deutscher) erhält vor dem neapolitanischen Gerichte sofort Recht, selbst wenn er gegen den Eingeborenen im Unrechte wäre. Neapel ist darin das Gegentheil von der Schweiz. Daher steht der Eingeborene auf die Drohung des Fremden mit Klage meist von seinen Ansprüchen ab und viele oberflächliche Reisende loben daher den Krebsschaden Neapels, seine Polizeigerichte. Die Regierung wünscht natürlich auch, daß sich Actiengesellschaften ausschließlich von Eingeborenen bilden, um den fremden Mächten die Einmischung abzuschneiden. Allein abgesehen davon, daß der Italiener, zumal im Süden, den Sinn für großartige Handelsunternehmungen theilweise verloren hat und von Mistrauen erfüllt ist, wollen die eingeborenen Kapitalisten nur mit englischen oder ähnlichen Parteien ihre Kapitalien zu solchen Unternehmungen wagen, weil sie nur dadurch gegen die Willkür, den Eigennutz und die Chikanen der Beamten gesichert sind. So unterblieben z. B. Unternehmungen, um das fruchtbare Ackerplateau hinter Catania rentabler zu machen — die Regierung ließ keine Fremden als Partner zu. Nichts ist bezeichnender als Folgendes: Der gefürstete General Filangieri, welcher Messina im September 1848 schließlich, auch nachdem kein Schuß mehr daraus gegen ihn abgefeuert wurde (nach der Angabe aller fremden Augenzeugen) doch noch zwölf Stunden bombardiren ließ und so Sicilien wieder unter das neapolitanische Joch zwängte, wurde deshalb als ein „Bluthund erster Klasse" charakterisirt. Als Statthalter der Insel wollte er sofort, wie man versichert, um sich auch dabei als Unternehmer mit Nutzen zu betheiligen, ein Straßennetz auf der Insel ausführen. Die Sicilianer machten alle möglichen Hindernisse; kaum aber wurde ruchbar, daß er mit der Regierung in Neapel als Verfechter sicilianischer Eigenthümlichkeiten sich

etwas überworfen habe, so war sogar er bei den Sicilianern populär, forderte vom Könige und erhielt wider all sein Erwarten die Entlassung von seiner Statthalterei.

Wir haben gelegentlich, außer dem politischen Charakter Siciliens, auch ein wenig den der Neapolitaner und ihres Königs kennen gelernt. Dieser, Ferdinand II., hat gewiß das Recht wie jeder andere Mensch anzusprechen, daß er danach beurtheilt werde, in wiefern er seinen Idealen, seiner Vorstellung von seinen Pflichten nachkommt. Darüber möge jeder sein Urtheil fällen.*) Sein Ideal ist ein ganz und gar altbourbonisches, der Mehrzahl seines neapolitanischen Volks, welches sich in der Politik des Nachdrucks fremder, namentlich französischer Machwerke befleißigt, nicht widernatürliches Ideal. Die Geschichte, auch obige Thatsachen beweisen, daß Neapel, die langgestreckte Halbinsel, überhaupt fremden Einflüssen ausgesetzt ist, das Volk ebenso wol wie die Regierung. Diese muß, bei dem Mangel an durchgebildeten conservativen Elementen im Lande, mit dem wunden Fleck Sicilien sich mit Naturnothwendigkeit einer balancirenden Politik befleißigen. Hat auch die Beharrlichkeit, welche Ferdinand II. den Forderungen der Billigkeit und der Westmächte mit wol bitter erkaufter Menschenverachtung entgegensetzt, etwas Respecteinflößendes, so ist sie, weil gegen die Natur des Landes, doch gewiß eine aufreibende.

Das sicilianische Volk aber hat einen ganz andern Charakter, eine ganz andere, uralte politische Vergangenheit und darum vielleicht auch

*) Zu diesem Zwecke dürfte es vielleicht manchem Leser erwünscht sein, die Ansicht des Verfassers über die Correspondenzen aus Neapel zu vernehmen, womit die augsburger „Allgemeine Zeitung" beinahe täglich auf eine etwas auffällige Weise uns regalirt. Soweit ich befähigt bin darüber zu urtheilen, finden sich darin oft statistische Mittheilungen von größerer Zuverlässigkeit, als man von Italien aus gewöhnt ist. Im Materiellen, in der Zeichnung haben sie wol nicht selten Wahres, aber das Colorit, die Schilderung der Stimmungen, namentlich der gebildeten Klassen, ist gewiß falsch. Sie ist darin ein würdiges Gegenstück der englischen Correspondenten, welchen die schwarze Farbe ebenso satt im Pinsel steckt als dem Officiösen das Rosenroth. Die Zustände sind so fremdartig, daß manche Nachrichten jener, welche uns als die unwahrscheinlichsten vorkommen, mir als wahr verbürgt werden. Somit gilt für jeden einzelnen Punkt das alte Schlangenwort: was ist Wahrheit? Jene Schwarzmaler sollen auch in hohen officiellen Kreisen mit derselben Zuvorkommenheit behandelt werden wie Meister Rosa, welcher nach dem Sprüchlein lebt: gutta cavat lapidem. Möge er nicht vergessen, daß immer und immer nur süß Oel erregt. Ein Setzer oder Corrector der augsburger „Allgemeinen Zeitung" scheint die Ansichten des Herrn ✠-Correspondenten nicht zu theilen, da wir in dieser geschätzten Zeitung Neapel von Zeit zu Zeit unter der Rubrik „Türkei" finden. Oder wessen ist dieser Pferdefuß, welcher wider den Stachel zu löken sucht?

eine andere Zukunft. Wird man jenen nicht gerecht, so dürfte es, wie im Januar 1848, wieder einmal unerwartet dem romanischen Europa einen elektrischen Funken, einen vulkanischen Stoß mittheilen.

Erklärung.

In Nr. 15 des „Deutschen Museum" lese ich, daß Hr. Professor Dr. Oscar Schmidt in Graz mit sittlicher Entrüstung gegen meine Darstellung der Infusionsthierchen und als Kämpe für eine große zoologische Celebrität aufgetreten. Man hat oft und, wie mir scheint, auch mit vollem Recht behauptet, daß im Gebiete der Naturwissenschaften nicht die Autorität, sondern die Wahrheit gilt; Hr. Schmidt scheint anderer Ansicht zu sein. Vielleicht rührt die Differenz zwischen ihm und mir daher, daß er auf einer kleinen österreichischen Universität, ich aber in London lebe, d. h. in der Hauptstadt des freiesten Landes der Erde, in welchem man seit jeher daran gewöhnt gewesen ist, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen. Will Hr. Schmidt uns glauben machen, daß man nur dann zu einem Urtheile über zoologische Fragen berechtigt sei, wenn man einen „Leitfaden der vergleichenden Anatomie" geschrieben oder die staunenswerthe Entdeckung gemacht hat, daß dieser oder jener Strudelwurm einen Rüssel besitzt oder nicht? Meiner Ansicht nach darf jeder ein solches Urtheil aussprechen, der sich durch eigene Beobachtung und das Studium der Untersuchungen anderer die Herrschaft über den Stoff erworben hat. Ist dies Urtheil falsch, so steht es ja jedem frei, dasselbe zu berichtigen. Gegen die Wahrheit meiner Behauptungen aber hat Hr. Schmidt nichts eingewandt und kann es auch nicht. Oder will er vielleicht als ein neuer Don Quixote für die vielen Magen der Infusionsthierchen in die Schranken treten? Will er Volvox für ein Thier und Hydatina für ein Infusorium erklären? Will er mit Ehrenberg die pulsirenden Räume für Samenblasen ausgeben, die bei ihrer Zusammenziehung Samen über die Eier der Infusorien ausschütten? Ich hoffe nicht — zumal da Herr Schmidt selbstgefällig bemerkt, daß er über diese Gegenstände „wahrscheinlich genauer unterrichtet" sei als ich.

Schließlich nur noch die Bemerkung, daß es mir nicht eingefallen ist, die großen Verdienste in Frage zu stellen, welche sich Ehrenberg um die Erkenntniß des kleinsten Lebens erworben hat. Er war es, der zuerst die Aufmerksamkeit der Naturforscher aller Länder auf diesen vor ihm ungebührlich vernachlässigten Gegenstand lenkte, und sicher wird deshalb sein Name für alle Zeiten ehrenvoll mit diesem Zweige der Zoologie verknüpft sein.

London, 1. Mai 1858. Dr. **Julius Althaus.**

Literatur und Kunst.

Culturgeschichte.

Ob es wol in der That schon an der Zeit ist, eine Culturgeschichte des deutschen Volks zu schreiben? Gegenüber der Thatsache, daß das culturhistorische Studium bei uns erst in den Windeln liegt und daß es erst der Gegenwart vorbehalten war, den Sinn dafür, wenigstens in weitern Kreisen, zu erwecken, möchte man geneigt sein die Frage zu verneinen; der gute Wille allein reicht hier, wie überall, wo es sich um wissenschaftliche Werke handelt, nicht aus, vielmehr bedarf es langwieriger und mühseliger Vorarbeiten, um nur erst die Bausteine zu Tage zu fördern, aus denen sich endlich ein der guten Absicht einigermaßen entsprechendes Werk errichten läßt. Andererseits muß eingeräumt werden, daß gerade diese jüngsten Jahre bereits eine Menge vortrefflichen Materials ans Licht geschafft haben. Je vernachlässigter das Feld der Culturgeschichte bei uns bisher war, um so lohnender muß natürlich auch sein Anbau sein, und so kann es bei dem Eifer, mit welchem dies Studium neuerdings bei uns getrieben wird, denn auch nicht ausbleiben, daß sich nicht schon jetzt allerhand Material angesammelt hätte, das, wenn es auch noch nicht ausreicht, ein vollständiges, nach allen Seiten hin ausgeführtes Gemälde unserer öffentlichen und häuslichen Zustände darauf zu gründen, doch immerhin Gelegenheit bietet, einzelne Partien mehr oder minder eingehend darzustellen und gleichzeitig durch eine, wenn auch noch so flüchtige und skizzenhafte Schilderung des gesammten Entwickelungsgangs die Theilnahme an der betreffenden Wissenschaft selbst zu erhöhen. Und auch das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß es auch ein ebenso zahlreiches wie achtbares Publikum gibt, dem mit dem flüchtigen Gemälde, das für den Augenblick allein erst möglich, vollkommen gedient ist, und dem selbst die spärlichen Quellen, die gegenwärtig erst fließen, eine ebenso anregende wie heilsame Nahrung bieten. Unter diesen Umständen erklärt es sich denn nicht nur, sondern ist es auch als eine willkommene Erscheinung zu begrüßen, daß die „Deutsche Culturgeschichte von Johannes Scherr“ (Leipzig, Otto Wigand), die zuerst 1852—53 erschien, schon jetzt nach Verlauf weniger Jahre, in zweiter, durchgehends umgearbeiteter und vermehrter Auflage erscheinen konnte. Das Werk trägt alle Vorzüge, aber freilich auch einen guten Theil der Schwächen an sich, welche dem Verfasser überhaupt eigenthümlich sind. Während es sich einerseits auszeichnet durch eine geschickte und übersichtliche Anordnung des Stoffs, durch geistvolle Combination der einzelnen Facta sowie namentlich durch die Lebhaftigkeit und Wärme der Darstellung, so macht sich andererseits auch nicht selten ein gewisser Mangel an Kritik sowie überhaupt an strenger wissenschaftlicher Methode bemerkbar. Der Verfasser, der eine große und ausgebreitete Belesenheit mit einer fruchtbaren Phantasie verbindet, läßt sich von der letztern zuweilen vollständiger bemeistern und weiter hinreißen, als es dem Historiker gestattet ist; seinen politisch-socialen Principien mit einer Treue anhängend und sie mit einer Begeisterung verfolgend, die seinem Herzen alle Ehre macht, vernachlässigt er in seinen Folgerungen nicht selten jene Zurück-

haltung und Vorsicht, deren sich der Geschichtsforscher, zumal wo er urtheilend und richtend auftritt, niemals entschlagen sollte. Am bedenklichsten jedoch ist uns immer die sprachliche Darstellung des Verfassers erschienen. Die Richtigkeit des Satzes, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten, bewährt sich an ihr wieder einmal recht vollständig: denn wenn der Stil des Verfassers sich, wie gesagt, auszeichnet durch seine Lebhaftigkeit und den poetischen Schwung der Sprache, so geräth er auch ebendeshalb ziemlich häufig in Gefahr, sich in das Rhetorische, um nicht zu sagen in das Phrasenhafte zu verlieren. Dem großen Publikum behagen dergleichen Phrasen allerdings sehr wohl, ja es ist kein Zweifel, daß ein großer Theil des Erfolgs, dessen die Scherr'schen Bücher sich thatsächlich beim Publikum erfreuen, eben dieser stilistischen Ueberschwänglichkeit zuzuschreiben ist. Aber das Urtheil der Kritik wird dadurch nicht geändert, vielmehr muß dieselbe daran festhalten, daß die echte Popularität immer nur in der größtmöglichen Einfachheit des Ausdrucks besteht und daß gerade diejenigen, die als Lehrer des Volks auftreten wollen, allen falschen Flitter aufs strengste vermeiden müssen. Um so mehr aber freut es uns auch, hinzusetzen zu können, daß eben in dieser Hinsicht die vorliegende zweite Auflage gegen die frühere Form des Werks einen erheblichen Fortschritt bildet; in demselben Maße, wie der Verfasser zugenommen hat an Ernst und Umfang seiner wissenschaftlichen Forschungen, ist auch sein Parteistandpunkt gemäßigter geworden und damit hat denn, in nahe liegender Consequenz, auch seine Darstellung an Einfachheit und Natürlichkeit gewonnen. Er selbst spricht sich in dem kurzen Vorwort über diesen Punkt mit anerkennungswerther Offenheit aus. Nicht ohne Billigung, sagt er, werde der Leser, welcher das Buch etwa in seiner frühern Gestalt kennen sollte, in der jetzigen die Austilgung einer gewissen subjectiven Schärfe bemerken, welche dort vielfach auffallen mußte. Damals nämlich, beim ersten Entwurf seiner Arbeit (1851) sei die Bitterkeit seiner Seele, veranlaßt, wie er wol sagen dürfe, mehr noch durch vaterländische als persönliche Misgeschicke, zu groß gewesen, als daß davon nicht mancher Tropfen hätte auf das Papier fallen sollen, welches er beschrieb. In seinem Buche, wie es jetzt ist, werde man die mildernde Hand der Zeit wahrnehmen, wenn auch sicherlich keine Verleugnung oder auch nur Vertuschung seiner Grundsätze. Dieses letztere möge bei billig Denkenden den Umstand oder Uebelstand entschuldigen, daß die letzten Kapitel des dritten Buchs, — welche die Gegenwart behandeln — nur skizzenhaft; allein bei den dermaligen Zeitverhältnissen sei das dort behandelte Gebiet so dicht mit Fußangeln belegt, daß ein rückhaltloses Ausschreiten nicht möglich gewesen. „Hofhistoriographische Leisetreterei", fährt der Verfasser fort, „ist aber nicht meine Sache, wennschon dieselbe von einer einflußreichen historischen Schule, welche die «Lässigkeit des moralischen Urtheils» gewiß oft ohne ihr Wissen und Wollen zur Schwächung, um nicht zu sagen zur Fälschung der Geschichte verführt, dermalen mit viel Glück getrieben und empfohlen wird." Gewiß wird jeder Einsichtige und Unbefangene dieser Verurtheilung der historischen Leisetreterei nur beistimmen: aber ebenso zweifellos ist es auch, daß bei dem Randaliren und Sporenklirren, das der Verfasser in seinen frühern Schriften nicht immer verschmähte, die historische Wahrheit so wenig gewinnt wie das moralische Urtheil, und können wir daher nur wiederholt unsere Freude darüber ausdrücken, daß

der Verfasser von diesem Irrweg in dem vorliegenden Werke mehr und mehr zurückgekommen ist; nicht nur der wissenschaftliche Werth, sondern auch die Brauchbarkeit des Buchs hat dadurch zugenommen und in demselben Maße, wir sind es überzeugt, wird auch seine Verbreitung beim Publikum zunehmen. Fkg.

Correspondenz.

Aus London.

Ende April 1858.

—r. Die Eichen werden grün, die Obstbäume blühen, die meisten Häuser werden neu angestrichen. Auf den Straßen überwiegen die Privatcarrossen die Cabs und Omnibusse, von den Fenstern in Grosvenor- und Belgrave-Square sind die Laden verschwunden; auf Rotten-Row im Hydepark sieht man wieder lange Cavalcaden von fashionabeln Reitern und Reiterinnen; die Putzmacherinnen arbeiten Tag und Nacht; die Musiklehrer bekommen neue Schüler, die verödeten Vorzimmer der Aerzte füllen sich wieder mit Patienten; Frln. Tietjens, die neue Primadonna für Her Majesty's Theatre, ist aus Wien angekommen; zwanzig bis dreißig Concertgeber kündigen sich täglich in den Zeitungen an — kurz London ist wieder voll, die Season hat angefangen. Die Season, d. h. die Zeit, wo das Parlament sitzt und über die Geschicke der Nation berathschlagt, die Zeit der Aufregung für Minister, welche der Majorität im Unterhause nicht sicher sind, die Zeit, wo die Reichen und Mächtigen sich in der „Stadt" so gut zu amusiren suchen wie sie können, wo Industrieritter aus allen Theilen der Welt nach London strömen, um die leichtgläubigen Söhne aristokratischer Häuser zu betrügen, die Zeit erhöhten Lebens für die ganze Geschäftssphäre, verdoppelter Arbeit, Mühe, Qual, aber auch die Zeit, wo das Gold doppelt so reichlich in die Taschen fließt, das Gold, um dessen willen die Sterblichen, welche nicht schon übergenug davon besitzen, von jeher gern des Tages Last und Hitze getragen haben.

Das große Ereigniß der letzten Wochen war die Freisprechung des Dr. Bernard in Old Bailey, aus dessen grauen düstern Mauern Gefangene selten anders wieder hervorkommen als unter dem klagenden Geläute der Todtenglocke, um ihren letzten Gang zum Galgen anzutreten. Der Vertheidiger Bernard's, Hr. Edwin James, hat in seiner ganzen Erscheinung und Art des Auftretens die größte Aehnlichkeit mit Mirabeau, und wie es auch bei dem berühmten Redner des dritten Standes der Fall war — an gewissen Höhenpunkten wird seine Beredsamkeit von einer Donnerstimme unterstützt. Der Eindruck seiner Worte, welche allerdings die Situation auf das treffendste zeichneten, war so gewaltig, daß diejenigen, welche seine Vertheidigungsrede angehört hatten, kaum an der Freisprechung des Angeklagten zweifelten. Hr. James nahm einen Standpunkt ein, von welchem aus er unter allen Umständen am nachdrücklichsten auf die Gemüther einer englischen Jury wirken konnte. Er entwarf ein leider nur allzu treues Bild

von dem französischen Kaiserreich, deducirte daraus, daß freiheitsliebende Männer durch einen solchen Zustand der Dinge zur Verzweiflung getrieben werden müßten, und forderte die Geschworenen auf, sich nicht durch französischen Kanonendonner und 600,000 an der andern Seite des Kanals funkelnde Bayonnete einschüchtern zu lassen. Es handelte sich hier nicht um Dr. Bernard, sondern um ein großes politisches Princip; die Jury hatte sich für oder gegen den Despotismus auszusprechen. Nolumus leges Angliae mutari — war die Antwort, welche das englische Parlament auf die Mordverschwörungsbill Lord Palmerston's, welches die englische Jury auf die Anklage des Attorney-General erwiderte; und in den donnernden Cheers, welche die Niederlage Palmerston's im Unterhause sowie das Not guilty des Obmanns der Geschworenen in Old Bailey begrüßten, gab sich wirklich das Herz Englands kund. Zumal nach der Freisprechung Bernard's waren für einen Moment die gesellschaftlichen Schranken gefallen, Unbekannte redeten sich auf der Straße an, theilten sich das freudige Ereigniß mit, drückten einander die Hände, gleich als ob eine nationale Calamität glücklich abgewandt und die Ehre Altenglands gerettet wäre. Die Antwort Frankreichs auf dies Verdict der Geschworenen will man gegenwärtig weniger in den Artikeln des „Univers" und „Constitutionnel" als in einem französischen Dampfer, dem „Pelikan" finden, welcher, wie einige Leute hartnäckig behaupten, obwol es nicht in der „Times" steht, vor mehreren Tagen an der Südküste von England einherfuhr und Sondirungen anstellte. Glücklicherweise ist man hier im Stande, den treuen Bundesgenossen, falls er uns mit einer seiner Divisionen eine freundschaftliche Visite abzustatten gedächte, sehr warm zu empfangen. Ja manche weitsichtige Patrioten glauben schon am Horizonte den Widerschein von brennenden französischen Linienschiffen wahrzunehmen. Die allgemeine Ansicht neigt sich jedoch dahin, daß die napoleonischen Rüstungen gegen Oesterreich gerichtet sind, daß der Kampf, der sich offenbar vorbereitet, in Italien zum Ausbruche kommen wird und daß die Vermehrung der französischen Marine nur dazu dienen soll, England nöthigenfalls im Schach zu halten. Man hält den Kaiser allgemein für zu klug, als daß er wagen sollte, England durch eine Invasion tödtlich zu beleidigen; da selbst wenn ihm die Einnahme Londons gelänge, was sehr zu bezweifeln steht, dieser Theatercoup eben der letzte Act seines dramatischen Lebens sein würde, während er in einem Angriff auf die italienischen Provinzen Oesterreichs seine Dynastie nicht riskirt und große Chancen vor ihm liegen.

Die politische Broschürenliteratur, welche in der letzten Zeit der Aufregung hier ziemlich üppig emporschoß, hat sich im ganzen nur wenig über die Mittelmäßigkeit erhoben. So erscheint die Druckschrift: „Ist Tyrannenmord zu rechtfertigen?", wegen welcher der Buchhändler Truelove demnächst vor den Assisen erscheinen wird, in der That so unbedeutend, daß sie kaum namentlich erwähnt zu werden verdient. Die von den französischen Réfugiés Felix Pyat, Besson und Talandier herausgegebene „Lettre au parlement et à la presse" leistet in marktschreierischen Absurditäten das Möglichste. „Der Gewalt muß man Gewalt, den Kanonen Revolvers, den Kugeln Bomben, den Kartätschen Knallsilber, der Kaisergarde Höllenmaschinen entgegen-

setzen.... Weder Allianz noch Besuche, weder Briefe noch Adressen, weder Lügen noch Boten, weder Te Deum noch Thee und Opium können die napoleonische Herrschaft sanctioniren." Wenn dies nicht der Gipfel des Blödsinns ist, so gibt es überhaupt keinen solchen! In diesem Leiertone aber ist die ganze kleine auf Löschpapier gedruckte Schrift gehalten, von der es mich nur wundert, daß Proudhon ihr in seinem neuesten Werk eine solche Wichtigkeit einräumt und daß der Drucker, eine ehrliche polnische Haut, wegen eines politischen Verbrechens vor die Assisen gestellt wird, wo es sich doch nur um eine Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes handelte. Glücklicherweise sieht der besagte Drucker, welchen die Natur mit einem philosophischen Gleichmuth gesegnet hat, sein Schicksal nicht als sehr schlimm an; in seinem seltsamen Jargon äußerte er neulich in einer Gesellschaft: „D'abord je crois que je serai trouvé not guilty; et besides, never mind trois mois de prison dans Queens-Bench! Très-comfortable there! Manger on peut, buver (sic) on peut, fumer even on peut, tout à son aise, et you know" — hier fiel er ins Polnische zurück und wurde unverständlich.

Auf einer höhern Stufe hält sich der Brief Mazzini's an Ludwig Napoleon, welcher ein ziemlich bedeutendes Aufsehen in London erregte. Im ganzen ist dieser Brief ruhig und logisch gehalten, obwol bei der bekannten Persönlichkeit des Verfassers natürlich verschiedene Excentricitäten unvermeidlich waren. „Die Zeit ist erfüllt", beginnt Mazzini, „die kaiserliche Flut verzieht sich und Sie, Herr, fühlen das. Der Zauber ist gebrochen". Die beste Partie des Briefes ist die, welche über die englische Allianz handelt und die grenzenlose Anmaßung, die sich in der Flugschrift des Hrn. de la Guéronnière aussprach, kräftig zu Boden schlägt; es wird die bekannte Thatsache ausgeführt, daß Ludwig Napoleon sich nicht aus reiner Nächstenliebe, wie es der französische Journalist darstellen wollte, für England aufgeopfert hatte, sondern daß für das neue Kaiserreich ein Bündniß mit Altengland eine Lebensfrage war. Wie gesagt, ist dieser Theil des Briefes prägnant und gut geschrieben; um so wunderlicher klingt der Schluß: „Als Cäsar, der im Glauben, daß es keine Römer mehr gäbe, den Namen der Republik ausgestrichen hatte, an dem Blitzen eines funkelnden Dolches sah, daß noch ein Römer lebte, hüllte er sich in seinen Mantel, beugte sein Haupt vor dem Schicksal und starb schweigend. Dem Namen zu Liebe, den Sie tragen, thun Sie gleich Cäsar. Beugen Sie Ihr Haupt vor dem unsichtbaren Dolch der öffentlichen Meinung (sic), womit das aufgerüttelte Frankreich und Europa Ihre usurpirte Gewalt vernichten werden, und sterben Sie wie Orsini, gesammelt und resignirt." Ich glaube schwerlich, daß der Kaiser der Franzosen diesem Rathe von Josef Mazzini, erst wie Cäsar und danach noch einmal wie Orsini zu sterben, Folge leisten wird.

Die originellste und interessanteste der bisher über die englisch-französischen Zerwürfnisse erschienenen Flugschriften ist offenbar eine Broschüre von Alexander Herzen: „Variations russes sur le thème de l'attentat." Herzen ist gegenwärtig als der einflußreichste Vermittler zwischen Rußland und der westlichen Bildung anzusehen. Die von ihm in russischer Sprache herausgegebenen und bei Trübner in London erscheinenden Journale, worin die Zeitereignisse und europäische wie russische Zustände in der schönsten und

edelsten Sprache, zugleich aber mit der absolutesten Rücksichtslosigkeit gegen Regierung und Administration besprochen werden, gehen fortwährend auf Schmuggelwegen in großen Massen über die russische Grenze und bilden die begierig gesuchte und theuer bezahlte Lieblingslecture der russischen Aristokratie. Herzen ist der Abgott der studirenden Jugend in Moskau. Er hat seine geheime Polizei ebenso wol wie der Zar und diebische Beamte kann man jetzt in Rußland blos mit der Drohung: „daß man sich sonst genöthigt sehen würde, an Herzen in London zu schreiben" zur Herausgabe gestohlener Güter und Gelder zwingen. Fast alle Russen, die auf ihrer Tour durch Europa London berühren, eilen nach Putney, um ihren berühmten und gastfreundlichen Landsmann aufzusuchen und ihm die neuesten Mittheilungen „aus dem Reiche" zu bringen; täglich empfängt Herzen Briefe aus seinem Vaterlande, oft genug von unbekannter Hand, welche ihm über Schurkenstreiche der Bureaukratie berichten, und was davon bei weiterer Nachforschung sich als wahr herausstellt, wird in der „Glocke" und dem „Polarstern" abgedruckt — Journale, welche von dem Zaren selbst ungeduldig erwartet und eifrig durchstudirt werden sollen. In der eben genannten Broschüre protestirt Herzen dagegen, daß man Rußland, in dem sich jetzt eine große friedliche Umwälzung vollziehe, mit andern despotischen Staaten, wie Frankreich, zusammenwerfe. „Rußland", sagt er, „gehört weder zu Europa noch zu Asien; es hat eine ausnahmsweise Stellung. Es bildet einen neuen Welttheil, der sich die abendländische Civilisation oberflächlich assimilirt, an der Basis aber vollkommen national bleibt. Die Aufgabe Peter's I. und Katharina's II. ist erfüllt. Sie opferten alles und in erster Linie das Glück des Volks, um den russischen Kaiserstaat zu gründen, um eine europäische Macht zu schaffen. Immer mischten sie sich in die Fragen innerer Politik der europäischen Staaten und suchten den diplomatischen Einfluß des neuen Reichs zu erweitern. Dabei spielte die Eitelkeit der Parvenus keine unbedeutende Rolle; es kitzelte sie, an den Angelegenheiten der alten Aristokraten des Continents theilzunehmen. Nach der Theilung Polens und den «abscheulichen» Nachrichten aus dem revolutionären Frankreich warf Katharina II. offen die Maske des Liberalismus ab und erschien endlich als das, was sie wirklich war, eine alte herzlose Messaline. Ihr Sohn, der nicht so schlau war wie sie, erfaßte mit dem armseligen Pedantismus eines Unteroffiziers den Traum seiner Mutter von neuem, und bildete sich ein, ein Beschützer der Monarchen zu sein. Paul bot das ekelhafte und lächerliche Schauspiel eines gekrönten Don Quixote, der mit Wuth alles unterdrückte und knutete. Alexander I., zu einem großen Kampfe berufen, welcher das Volk weckte und eine neue Epoche einleitete, konnte und wollte die Rolle seines Vaters nicht weiter spielen. Es war Nikolaus vorbehalten, auf eine wahnsinnige Weise diese Rolle wieder aufzugreifen. Er, auch ein Ritter von der traurigen Gestalt, kämpfte 30 Jahre lang mit einem Phantom, nur trafen seine Stöße unglücklicherweise die wirkliche Brust seiner Unterthanen. In den 30 Jahren seiner Regierung existirte Rußland für die andern Völker nur als ein Wald von Bayonneten, der sich bei dem ersten Hauche der Freiheit in Bewegung setzte. Hinter diesen Bayonneten sah man die düstere, zusammengeknöpfte Gestalt von Nikolaus, mit ungeheuern Stiefeln und falbem Blick. Er brachte es dahin, den russischen Namen

gehaßt und verabscheut zu machen, Rußland vollständig zu desorganisiren und es in den erbärmlichen Zustand zu bringen, welcher sich während des Krimkrieges offenbarte. Vor seinem Sohne, Alexander II., lagen zwei Wege offen: er konnte ein unversöhnlicher Verfolger werden, Gedanken und Worte noch mehr einschränken, die Thränen züchtigen, der Familie den letzten Sohn entreißen, neue Schläge auf den blutenden Rücken seines Volkes führen, ganze Generationen nach Sibirien schicken und so eine Zeit lang die Ruhe des Starrkrampfes erhalten, welche mit einer solchen Explosion geendet haben würde, daß das Kaiserreich in einer allgemeinen Jacquerie zu Stücken gegangen wäre. Er hat es nicht gewollt: so war ihm denn der andere Weg gezeichnet, der Weg der Entwickelung, der Emancipation, der Reformation; in Rußland fängt jetzt alles an, sich zu rühren; die durch die Zwangsjacke steif gewordenen Muskeln dehnen sich wieder aus: Rußland beginnt ruhig eine ökonomische Revolution. Und dabei spricht man uns von einer Allianz mit Frankreich?! Das hat keinen Sinn. Alles, was Sie wollen, Sire, nur kein Bündniß mit Bonaparte. Die Bonapartes sind wie die Cäsaren, Symptome, keine Ursachen; sie sind die Tuberkeln in der Lunge des abgezehrten Rom. Nehmen Sie sich in Acht, Sire, und legen Sie nicht aus Trotz und Unwillen gegen einen Feind Rußland, diese frische junge Bäuerin, in das Bett eines abgelebten Greises; der gallische David kann ohne sie sterben." Herzen empfiehlt dann dem russischen Kaiser die Allianz mit England. „England", sagt er, „ist die einzige gute Schule für uns. Ein großes Volk, mit einer kleinen Armee und ungeheuern Eroberungen, wird es uns der Uniformen, der Paraden, der Polizei, der Willkür entwöhnen. Ein Land ohne Centralisation, ohne Fesselung des Versammlungsrechts, ohne Revolution und Reaction — ganz das Gegentheil von Rußland und Frankreich — so steht es stolz, sicher, erhobenen Kopfes da und betrachtet den Hexensabbat continentaler Polizeicommissäre." „Ich bin kein Anglomane, ich bin nur ein Russe, der sein Vaterland der Freiheit zu Liebe verlassen hat. An Reisen gewöhnt, liegt mir wenig an diesem oder jenem Längen- und Breitengrade. Da ich nicht conspirire, bin ich niemals durch die Bill über den Mord — der englischen Freiheiten bedroht gewesen. Und wenn auch! ich hätte meine Druckerpresse unter den Arm genommen und mich nach Neuyork eingeschifft. Aber ich gestehe, als ich zuerst die Bill über die Aufhebung der persönlichen Unverletzlichkeit in England las, schnürte sich mir das Herz zusammen. Ich erschrak, ich wankte. Da fühlte ich, daß ich England liebte. Aber England erhob sich und stürzte nicht blos die Bill, sondern auch die Verschwörer. Nicht allein das Parlament erhob sich; in den größten Städten und den kleinsten Flecken, auf öffentlichen Plätzen und am häuslichen Herde hörte man einen Schrei der Entrüstung, welcher von einem Ende der Insel zum andern ging; ein Schreckensruf, als die Engländer den freien Boden ihres Vaterlandes mit einem Ungeziefer von schnurrbärtigen Spionen bedeckt sahen. Die Wuth war so groß, daß die Jungen in den Straßen alle Fremden (cum grano salis) mit dem Rufe «French spy» verfolgten, unter Grunzen und zuweilen sogar Kothwerfen. Mir selbst haben sie es zugerufen, und wie habe ich ihnen aus Herzensgrunde dafür gedankt! Ein Volk, das die politische Polizei hassen kann, ist frei für immer."

Endlich möchte ich die Aufmerksamkeit Ihrer Leser noch auf ein größeres Werk von dem bekannten französischen Socialisten Louis Blanc lenken, welches dieser Tage in englischer Sprache unter drm Titel „Historical revelations" erschienen ist. Es ist in der That seltsam zu sehen, wie Franzosen, Italiener, Russen genöthigt sind, ihre Geisterzeugnisse mit englischen Lettern drucken zu lassen. „Es ist keine kleine Ehre für dies Land", sagt Louis Blanc in der Vorrede zu seinem Werk, „daß die englische Sprache im gegenwärtigen Augenblick das Idiom der Freiheit ist, die einzige Sprache, worin freie Männer aller Völker ihre Ideen austauschen, ihre Gedanken drucken lassen können, und dabei sicher sind, ein Publikum zu finden, das sie lesen darf. Das sind die Gründe, weshalb ich dies Buch in englischer Sprache und in England veröffentliche." Blanc's Enthüllungen sind besonders als Replik auf die Klatschereien anzusehen, welche Lord Normanby vor einiger Zeit dem englischen Publikum über die Februarrevolution des Jahres 1848 auftischte. Die merkwürdigsten Kapitel des Buches sind die, welche über Louis Blanc's persönliche Bekanntschaft mit Louis Napoleon handeln, welchen er in Ham besuchte und später in London wiedersah. Außerdem weist Blanc die Schuld an der Ermordung des Generals Bréa in den Junitagen von 1848 von den Socialisten ab und auf einen Bonapartisten zurück; die Facta, welche er beibringt, scheinen seine Behauptung vollkommen zu erhärten. Das Buch ist sehr gut geschrieben und eine Uebersetzung davon würde gewiß in Deutschland Anklang finden.

Notizen.

Nicht nur die Universität Berlin, sondern die gesammte europäische Wissenschaft hat einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den am 28. April erfolgten Tod des Geheimraths Professor Johannes Müller. Der Verewigte war der Schöpfer der modernen Physiologie; die namhaftesten Vertreter, deren diese Wissenschaft sich im Augenblick erfreut, sind entweder persönlich seine Schüler gewesen oder haben doch auf seinen Grundsätzen fortgebaut. Im Jahre 1801 zu Koblenz in dürftigen Verhältnissen geboren, und seit 1810 auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, studirte er seit 1819 in Bonn Medicin. Noch als Student veröffentlichte er infolge einer Preisaufgabe seine Erstlingsschrift „De respiratione foetus"; dieselbe erschien 1823 zu Leipzig. In demselben Jahre promovirte er und begab sich darauf nach Berlin, wo er unter Rudolphi's Leitung vorzüglich zoologischen Studien oblag, nebenbei aber auch ein fleißiger Zuhörer Hegel's war, in dessen Schule er sich jene philosophische Bildung erwarb, die seine spätern Schriften auszeichnet und ihnen einen so eigenthümlichen Werth verleiht. Nach Bonn zurückgekehrt, habilitirte er sich 1824 als Privatdocent; 1826 wurde er zum außerordentlichen, 1830 zum ordentlichen Professor ernannt. Drei Jahre später folgte er einem Rufe nach Berlin, wo ihm der Lehrstuhl seines

Lehrers Rudolphi zu Theil ward, einer der beliebtesten und gefeiertsten Professoren der Universität, hat er denselben bis an seinen Tod bekleidet. Seine sehr zahlreichen Schriften beschäftigen sich größtentheils mit speciellen zoologischen und zootomischen Untersuchungen; von allgemeinerm Interesse, zugleich auch die vornehmsten Stützen seines literarischen Ruf sind die 1826 erschienene Schrift „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinns des Menschen und der Thiere“ und das zweibändige „Handbuch der Physiologie des Menschen“, das 1830 in dritter Auflage erschien. Großes Verdienst hat er sich auch als Herausgeber des 1834 von ihm begründeten „Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin“ erworben, wie denn überhaupt sein Einfluß auf die Medicin, die theoretische sowol wie die praktische, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. — Auch die Universität Greifswald hat einen ihrer hervorragendsten Lehrer verloren durch den am 3. Mai erfolgten Tod des Professors der Philosophie Ernst Stiedenroth. Als Schriftsteller hat der Verstorbene sich hauptsächlich durch seine 1824 erschienene „Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen“ bekannt gemacht, welcher die Ehre zu Theil ward, von Goethe mit lebhafter Anerkennung genannt zu werden. — In Wien starb der Kupferstecher Franz Stöber, geboren ebendaselbst 1795, seit 1843 als Professor der dortigen Kunstakademie angestellt; in Brünn Dr. Jeitteles, Redacteur der „Brünner Zeitung“, bekannt als dramatischer und lyrischer Dichter sowie als Uebersetzer aus dem Spanischen und andern romanischen Literaturen; in Venedig der Senior der dortigen Maler, Natale Schiavone, geboren ebendaselbst 1776.

Ernst Moritz Arndt hat ein Werk zur Erinnerung an den Minister von Stein unter der Feder. Von Gustav Freytag's „Soll und Haben“ wurde soeben die siebente Auflage versandt; es ist eine billige Volksausgabe in zwei Bänden. Von Guizot's langerwarteten „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps“ ist der erste Band gleichzeitig in Paris bei Michel Lévy Frères und bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen; letztere Ausgabe, nur für das Ausland bestimmt, zeichnet sich neben der eleganten und geschmackvollen Ausstattung besonders auch durch den billigen Preis aus. Das Ganze ist auf vier bis fünf Bände berechnet, deren jeder in der Brockhaus'schen Ausgabe 1 Thlr. 15 Sgr. kosten wird; der vorliegende erste Band reicht bis zu der berühmten Adresse der 221, die bekanntlich den nächsten Anstoß zur Julirevolution gab.

Schon früher erwähnten wir, daß die Verlagshandlung von Otto Wigand in Leipzig als Denkmal der Jubelfeier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag, die bekanntlich im nächsten Jahre stattfindet, die Herausgabe eines Prachtwerks „Friedrich Schiller und seine Zeit. Von Joh. Scherr“ beabsichtigt. Der neuerdings verbreiteten Subscriptionseinladung entnehmen wir nachstehendes Genauere. Das Buch wird mit einer Einleitung über das 18. Jahrhundert eröffnet; das Hauptwerk selbst zerfällt in drei Abtheilungen, die Lehr-, Wander- und Meisterjahre des Dichters enthaltend. Das Ganze wird einen starken Band in Quart bilden und mit 14 Porträts und

20 historischen Bildern geschmückt werden. Die erstern werden außer Schiller's eigenem Porträt und den Bildnissen seiner Frau und Mutter eine Anzahl seiner bedeutendsten Zeitgenossen zur Anschauung bringen, darunter namentlich Joseph II., Friedrich der Große, Herzog Karl von Würtemberg, Karl August von Sachsen-Weimar ꝛc. Die historischen Bilder stellen theils Scenen aus Schiller's Leben, theils Oertlichkeiten dar, die durch Schiller interessant und merkwürdig geworden sind. Die Ausführung dieser Illustrationen ist einer Anzahl unserer namhaftesten Künstler, wie Ludwig Richter, Adolf Menzel, Ludwig Burger, Hugo Bürckner, J. G. Flegel, C. E. Kretzschmar, L. G. Sichling und andern anvertraut worden; die Direction des artistischen Theils hat E. Hartmann in Leipzig übernommen. Der Subscriptionspreis ist auf $6^2/_3$ Thlr. festgesetzt; die Namen der Subscribenten sollen dem Werke vorgedruckt werden.

Dem Fabeldichter Pfeffel (gestorben 1809) soll in seinem Geburtsort Colmar im Elsaß ein Denkmal errichtet werden. Der Bildhauer Friedrich zu Strasburg hat sich zur unentgeltlichen Lieferung des Standbildes erboten, sodaß nur noch die Kosten für das Fußgestell zu decken bleiben; man hofft, dieselben durch öffentliche Beiträge zu beschaffen, zu welchem Ende sich in Colmar ein Comité gebildet hat, das zu Beiträgen auffordert. Der Aufruf ist, wunderlich genug, in französischer Sprache abgefaßt, also auch wesentlich auf französische Leser und — Geldbeutel berechnet. Aber sollte der alte deutsche Fabeldichter dazu in Frankreich wol wirklich bekannt genug sein? Und welch eine seltsame Art von Patriotismus ist das, die einem deutschen Dichter ein Denkmal für französisches Geld errichtet? Vom König von Preußen ist der Werth des Erzes, das zu dem für Jena bestimmten Johann-Friedrich-Denkmal verbraucht worden, an den Verfertiger des Denkmals, Professor Drake, kürzlich mit dritthalbtausend Thalern ausgezahlt worden. Die Beiträge, welche in der Rheinprovinz für ein daselbst zu errichtendes Denkmal zu Ehren Friedrich Wilhelm's III. gesammelt worden, haben die beträchtliche Höhe von fast 150,000 Thlrn. erreicht. Was das Denkmal selbst betrifft, so soll man sich jetzt dahin geeinigt haben, daß dasselbe, dem ursprünglichen Plane gemäß, in einem Reiterstandbild bestehen wird, vielleicht in Verbindung mit einem Triumphbogen oder einem ähnlichen architektonischen Schmuck. Ein zweites Project, wonach die gesammelten Gelder zur Gründung einer polytechnischen Schule verwendet werden sollten, an der es der Rheinprovinz bisjetzt noch fehlt, hat man um so bereitwilliger fallen lassen, als bereits das Geldgeschenk, welches die genannte Provinz dem Prinzen Friedrich Wilhelm bei Gelegenheit seiner Vermählung dargebracht hat, auf Wunsch des Prinzen zur Gründung einer derartigen Anstalt bestimmt worden ist.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hypatia,

oder

Neue Feinde mit altem Gesicht.

Von **Charles Kingsley.**

Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa.

Mit einem Vorwort von

Christian Carl Josias Bunsen.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dem deutschen Publikum wird hiermit ein Roman dargeboten, der, in England und von den vertrautern Freunden der englischen Literatur längst in seinem hohen Werthe geschätzt, den weitern Kreisen, auf die er wie wenige Schöpfungen der Fremde auch bei uns zu wirken berufen ist, bisher unzugänglich blieb. Wenn mit Recht der Deutsche für das poetische Leben der Heimat Shakspeare's den tiefsten Antheil empfindet, so tritt ihm in Kingsley's „Hypatia" eine Erscheinung entgegen, die, ein glänzendes Zeugniß echt germanischer Tugenden, im seltensten Maße dieses Antheils sich würdig zeigen wird. Mit dem freien genialen Weltblick, welcher der germanischen Geschichtsanschauung vorzugsweise eigen ist, sind hier die merkwürdigen Culturverhältnisse, die ungeheuern innern und äußern Kämpfe und Bewegungen einer entlegenen, aber für unser Jahrhundert unendlich beziehungsreichen Epoche in dem gewaltigsten poetischen Gemälde zu wahrhaft classischer Darstellung gebracht.

Der Ausspruch einer Autorität wie Bunsen weist der „Hypatia" als einer der großartigsten historischen Dichtungen ihren gewiß von niemand bestrittenen Ehrenplatz an. Bunsen, dessen warmes Interesse an der deutschen Ausgabe des Werkes zugleich auch für die Uebersetzung die empfehlendste Bürgschaft ist, entwickelt in dem ausführlichen Vorwort seine hohe Ansicht von der ebenso eminenten sittlichen als ästhetischen Bedeutung desselben, indem er auch von der edeln, kraftvollen Persönlichkeit und dem gesegneten Wirken des ihm befreundeten Dichters das frischeste, anziehendste Bild vor Augen führt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zielinski (G. v.), Die Steppen. — Der Kirgise.

Gedichte. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von **Albert Weiß.**

Miniatur-Ausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Die beiden hier vorliegenden Dichtungen Zielinski's, zwei anerkannte Meisterwerke der polnischen Literatur, enthalten die sinnigsten, duftigsten und zugleich großartigsten Natur- und Sittenschilderungen der kirgisischen Steppen und verdienen beim deutschen Publikum ebenso heimisch zu werden wie manche andere Erzeugnisse fremder Literaturen. Die Uebersetzung ist nach dem Urtheil des Dichters selbst ganz getreu, fließend und in jeder Weise wohlgelungen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 22.** 27. Mai 1858.

Inhalt: Kirchliche Zustände in Mecklenburg. — Die Bretagne und das Meer. Vier Reisebilder. Von **Hermann Semmig.** III. Saillé, Guérande, Piriac. — Ein englischer Kritiker der altrömischen Geschichte. Von **Karl Klüpfel.** — Die Aehrenleserin von Sapri. Nach dem Italienischen des **Luigi Mercantini.** — Literatur und Kunst. Deutsche Sagenkunde. („Mecklenburgs Volkssagen. Gesammelt und herausgegeben von Niederhöffer.") Culturgeschichte. (Körner, „Die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker.") — Correspondenz. (Aus Brüssel. Aus Hannover. Vom Genfersee.) — Notizen. — Anzeigen.

Kirchliche Zustände in Mecklenburg.

„Wir fürchten uns nicht vor dem Geschrei in Deutschland." Das sind die Worte des Oberkirchenraths Kliefoth in einem Gespräch mit dem Professor Baumgarten. Inzwischen ist dies „Geschrei" in vielen Stimmen laut geworden und es wird noch gellender ertönen, wenn auch mancher Stimmführer jenen schmeichelnden Zuruf zurückweisen wird, je klarer die Augen das Gewebe der einseitigen Verhandlungen durchschauen, welche der Katastrophe, der Entlassung vorhergegangen sind. *)

Der Professor Baumgarten hat die unfreiwillige Muße, deren er sich seit seiner Entlassung erfreut, zur Durchsicht des kirchenrechtlichen Materials sowie zur Kritik des Erachtens seiner frühern Collegen und Freunde benutzt; das Resultat derselben legt er jetzt der Welt vor Augen. Schon der Titel deutet an, daß der Professor Baumgarten das Verfahren, dessen Gewalt zunächst ihn um Amt und Würde gebracht hat, allgemeiner faßt, um darzuthun, daß in der Weise, wie man ihn zu einem

*) Das „Geschrei" ist bereits, abgesehen von den wiederholten Angriffen in allen namhaften Zeitungen, zu einer förmlichen Literatur angewachsen: 1) das Consistorialerachten; 2) die Beleuchtung von Hofmann; 3) „Das Verfahren wider den Professor Baumgarten, gerichtlich und rechtlich." (Schwerin, anonym.) 4) „Die Amtsentlassung des Professor Baumgarten. Nach den Actenstücken beleuchtet von Dr. Daniel Schenkel"; 5) dasselbe von Karl Steffensen in den „Protestantischen Monatsblättern"; 6) vom Professor Baumgarten selbst: „Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg. Von M. Baumgarten, Dr. theol."

ketzerischen Lehrer gemacht hat, fast jeder getroffen werden kann, daß also der Angriff nicht gegen einen einzelnen, sondern gegen eine Gesammtheit geht: „Ich kann versichern, wenn es sich hier lediglich um meine Person und meine Ehre handelte, so würde ich kein öffentliches Wort darüber verlieren, es fehlt mir nicht an Lust und Gelegenheit, mich anderweitig nützlich zu machen. Meine Absicht ist, aus vollkommen gültigen und allgemein anerkannten Gründen zu beweisen, daß das Verfahren, welches mich plötzlich aus meinem akademischen Lehramt herausgesetzt und mir das öffentliche Wort genommen hat, durchaus ordnungswidrig und darum gänzlich unhaltbar ist. Es thut mir in der Seele weh, daß unser theures Vaterland, wie bei andern, so namentlich auch bei dieser Gelegenheit einer tiefen Mißachtung von seiten des Auslandes ausgesetzt wird; wir dürfen es aber nicht länger geschehen lassen, daß das Ausland unsere Mängel und Fehler besser kennt und tiefer fühlt als wir selber."

Das sind einige Worte aus der Einleitung. Die weitere Schrift zerfällt in drei Abschnitte, von denen der erste die Grundsätze der lutherischen Kirche in Mecklenburg behandelt, nach denen in theologischen Streitigkeiten daselbst zu verfahren und in frühern Fällen entschieden worden ist. Baumgarten legt auf diesen Abschnitt besonderes Gewicht, um der öffentlichen Meinung, welche das Verfahren gegen ihn so entschieden mißbilligt hat, darzulegen, daß es in der That ein durchaus ungerechtfertigtes gewesen sei. Aber die einzelnen Sätze aus der mecklenburgischen Kirchenordnung sind nebst ihren Nachträgen nicht ganz unbestritten; sie verlangen außerdem ein genaues Ein- und Zurückgehen bis auf das Jahr 1552. Die Kirchenordnung von diesem Jahre bestimmt für die Universität Rostock: „So ein Legent einen Artikel oder mehr anfechten und Spaltung machen will, soll er von der Universität erinnert werden, und so er nicht nachlässet, soll die Sach an das Consistorium und durch das Consistorium und Universität an die Herrschaft gelangen, die bedenken wird, ob ein Synodus zu halten sei." Die Consistorialordnung vom Jahre 1570 schreibt ferner den Räthen dieser Behörde vor, daß „in allen und jeden fürfallenden Sachen nach dem reinen Wort Gottes, den Kaiserlichen Rechten und den bewährten landüblichen Gebräuchen ohne Ansehung der Person gerichtet werden soll". Diese Verordnungen sind in früherer Zeit ausgeübt und, wie Baumgarten glaubt nachgewiesen zu haben, bis auf den heutigen Tag in voller Gültigkeit beständig.

Danach wäre also die Regierung nicht berechtigt gewesen, ohne weiteres das Administrativverfahren wider den Professor Baumgarten einzuschlagen. Dies ist auch das Urtheil der Tagespresse gewesen und die Angriffe derselben haben die Regierung bewogen, ihren Schritt in

einer kleinen Broschüre von 32 Seiten zu vertheidigen: „Das Verfahren wider den Professor Baumgarten gerichtlich und rechtlich.“ Sie ist freilich anonym erschienen, ihr Inhalt beweist aber zur Genüge, daß sie von der Regierung ausgegangen oder veranlaßt ist. In einem sehr maßvollen Tone kommt sie schließlich zu dem Resultat, daß es „dermalen an einem für Lehrprocesse gegen die Professoren der Theologie der Landesuniversität zuständigen Gerichte gänzlich fehlt“. Dann dürfte aber doch eine Streitigkeit nicht eher erledigt werden, als bis vorher auf ordentlichem Wege ein Gericht zur Schlichtung derselben berufen wäre. Dies ist aber nicht der Fall gewesen, wie die Geschichte des ganzen Verlaufs ausweist. Da nun ein großer Theil Deutschlands ein so großes Interesse in dieser Angelegenheit an den Tag legt, so halte ich eine historische Uebersicht für nothwendig und aufklärend. Hauptquelle dafür ist der zweite Abschnitt bei Baumgarten, welcher die Kritik des Consistorialerachtens enthält.

Der Professor Baumgarten lebte und wirkte an der Universität Rostock, wohin er im Jahre 1850 berufen war. Seine Collegien waren zahlreich besucht, sein Umgang fesselte die Studirenden, denen sein Haus offen stand, seine Schriften zeugten von einer gründlichen Gelehrsamkeit und sein Name galt unter den ersten an der Universität. Seine Collegen hatten alle Achtung vor der tüchtigen Persönlichkeit dieses Mannes, sie traten in recht nahe persönliche und häusliche Berührung mit ihm, der Consistorialrath Krabbe versicherte, daß er ihn seit Jahren hochschätze, er rühmte die Lauterkeit seines Charakters und nannte ihn seinen Freund. Kliefoth trug ihm seine Freundschaft an. Hätte sich doch Baumgarten in diesem glücklichen Zustande zufrieden gefühlt! Aber er setzt seine schriftstellerische Thätigkeit fort, er schreibt ein Denkmal für Claus Harms und erklärt die Nachtgesichte Sacharja's. Er beweist, daß in dieser Zeit (1854 und 1856) eine bedenkliche Veränderung in ihm vorgeht. Zwar noch um Ostern 1855 kommt Krabbe zu ihm und spricht in theilnehmenden Worten von seiner gesegneten Wirksamkeit an der Universität. Indeß der Sacharja habe „höhern Orts“ Anstoß gegeben, er selber habe freilich den Verfasser in Schutz genommen, er bitte aber seinen Freund, sich in Zukunft mehr in Acht zu nehmen, damit er seine gesegnete Wirksamkeit nicht gefährde. Diese Mittheilung erschütterte Baumgarten, er erklärte aber, das Mistrauen nicht zu verstehen, seine Schriften nicht ohne sorgfältige Prüfung herausgegeben zu haben und in Zukunft noch gewissenhafter zu Werke gehen zu wollen. Baumgarten fügte jedoch hinzu, die Freiheit über das, was er für sicher begründet in Gottes Wort und für die Kirche heilsam ansehe, sich ungeschwächt auszusprechen, ginge ihm selbst über

Amt und Brot. Uebrigens gab Krabbe keine Begründung für die gefährdete Stellung seines Freundes an, ließ sich auch auf die ausgesprochenen Ueberzeugungen desselben weiter nicht ein. — Im Spätsommer desselben Jahres hielt Baumgarten biblische Vorträge über Jona und Nathanael, und Krabbe fühlte sich gedrungen, seine Anerkennung und Freude darüber gegen Baumgarten auszusprechen. Er setzte aber in geheimnißvoller Weise hinzu, Baumgarten möge sich in Acht nehmen, seine Schriftstellerei sei gefährlich. Noch einige male erschien Krabbe bei Baumgarten, er wiederholte in friedlicher Sprache, daß die Gefahr vorhanden sei und fügte dunkle Andeutungen hinzu. — Aber eine Gefahr, die man nicht kennt, ist nicht fürchterlich, und einem Feind, den man nicht sieht, kann man nicht ausweichen. Ebenso wenig läßt sich mit Recht behaupten, wie dies nachher geschehen ist, daß Andeutungen Warnungen sein. Krabbe gab niemals Gründe und Thatsachen an, Baumgarten blieb also im Dunkeln.

Der Oberkirchenrath Kliefoth war nicht mehr so theilnehmend und besorgt, er hatte sich entschieden zurückgezogen. Die Gründe dieser Entfremdung waren Baumgarten unbekannt, er ließ Kliefoth wissen, daß er ein solches Verhalten zwischen ihnen beiden nicht für schicklich halte, allein es blieb dabei. Das Misverhältniß kam auf einer kirchlichen Conferenz zu Parchim im Jahre 1856 offen zur Sprache. Schon vorher hatte Kliefoth Baumgarten's Lehre und Schriftstellerei für gefahrdrohend erklärt; diesmal war er von der Verkehrtheit der Theologie seines frühern Freundes schon so sehr überzeugt, daß er diesen einen für jene Conferenz bestimmten Vortrag nicht halten lassen durfte. Er hätte besorgen müssen, daß Baumgarten Dinge aussprächе, die ihn (Kliefoth) nöthigen konnten, die Conferenz zu verlassen. Das klang allerdings sehr bedrohlich, das war ein öffentliches Aergerniß; Baumgarten bat den Oberkirchenrath um eine Zusammenkunft, damit er ihm sage, was er gegen ihn auf dem Herzen habe. Sie wurde bewilligt, Baumgarten reiste zu Kliefoth. Als die Rede auf die Theologie kam, fragte Baumgarten, was er gegen dieselbe (d. h. gegen die Lehre Baumgarten's) zu erinnern hätte. Der Oberkirchenrath antwortete, er sei in der Schrift nicht genug bewandert, Baumgarten möge sich an den Consistorialrath Krabbe wenden, mit dem er sich darüber ausgesprochen habe. Also persönlich rechtfertigte er jene Aeußerungen von der parchimer Conferenz nicht, wenigstens nicht mit Gründen, dagegen warf er dem Professor Baumgarten Pamphletschreiberei, Spiritualismus, Enthusiasmus und Antinomismus vor. (Kliefoth und Krabbe haben behauptet, Baumgarten „freundlich" erinnert und gewarnt zu haben.) Diese Aeußerungen wurden zwar nicht begründet und bewiesen, Baumgarten trug aber die Schimpfworte willig und still, in-

dem er sich begnügte, ihnen gegenüber seinen theologischen und schriftstellerischen Standpunkt darzulegen, den Tadler auf die Heilige Schrift zu verweisen — dann kehrte er nach Rostock zurück.

Hier suchte er Krabbe auf, theilte ihm die Unterredung mit Kliefoth über seine Theologie mit und bat ihn, er möge ihm doch sein Bedenken aussprechen. Allein der Consistorialrath will nicht darauf eingehen, er beschwert sich, daß Baumgarten ihn „in seine Angelegenheiten verwickeln" wolle. Erst die Bemerkung, daß der Oberkirchenrath Kliefoth ihn hierher gewiesen habe und daß er ihm seine Ansichten über seine (Baumgarten's) Häresien, über die ja zwischen ihnen beiden schon Besprechungen stattgefunden hätten, mittheilen müsse, bringt den Freund aus minder gefährlichen Tagen dahin, drei Lehrpunkte namhaft zu machen, die ihm in Baumgarten's Schriften verdächtig wären. Auf eine theologische Begründung seiner Anklagen ließ sich Krabbe wenig ein, sodaß es Baumgarten in einer Viertelstunde gelang, die sämmtlichen Bedenken zu beseitigen. Wenigstens „konnte ich nicht anders denken, denn theils concedirte der Consistorialrath Krabbe, theils schwieg er. Ich bat ihn darauf dringend und herzlich, sobald ihm ein neues Bedenken gegen meine Theologie entstehen sollte, möchte er doch zu mir kommen, um es mit mir zu besprechen. Er kam aber nicht wieder. Das ist das Thatsächliche in dem, was Consistorialrath Krabbe behauptet, wenn er schreibt, «er sei mir in wiederholten Gesprächen mit herzlichen Bitten und Vorstellungen nachgegangen». Wahrlich, wer so wenig heiligen Ernst macht mit der strengen Forderung Christi, Math. 18, ehe er das Anathema spricht über einen Bruder, der führt das Schwert des Geistes leichtsinnig und muß sich selber damit verwunden."

Inzwischen rückte die Gefahr für Baumgarten bedrohlicher heran. Es fanden „längere Verhandlungen" zwischen dem Oberkirchenrathe*) und dem Ministerium statt, in Folge deren das Erachten des Consistoriums eingefordert wurde. Die Berührung mit Krabbe, der ihn noch im Jahre 1856 seinen Freund genannt hatte, hörte völlig auf: der machte sich daran, vom April bis September des Jahres 1857 das Erachten abzufassen. Dieses ist zwar von drei Männern unterschrieben: indessen der Consistorialrath Wiggers, der Senior der Universität Rostock, ist ein Mann, der sein achtzigstes Lebensjahr hinter sich hat, der Consistorialrath Mejer ist Jurist, die Entscheidung über dogmatische und exegetische Fragen wird also vorzüglich Krabbe obgelegen haben. „Demnach ist das Consistorialerachten thatsächlich das Votum eines Collegen über den andern."

*) D. h. hier die Behörde, welche aus drei Gliedern, zwei Theologen und einem Juristen, besteht.

Der weitere Verlauf ist nach der Vertheidigungsschrift des Ministeriums folgender: „Nachdem dieses Erachten unter dem 23. October 1857 eingegangen war, wurde dasselbe dem Oberkirchenrathe zur Aeußerung mitgetheilt, auch sofort zu der allerhöchsten Kenntniß des Landesherrn gebracht. Nach dem Eingange der Rückäußerung des Oberkirchenraths ist die Sache in der schriftlichen Abstimmung des Staatsministeriums erwogen und schließlich unter dem allerhöchsten Vorsitze des Landesherrn zur umfassenden mündlichen Deliberation gebracht worden. Der Beschluß erfolgte erst kurz vor dem Entlassungsrescript vom 6. Januar dieses Jahres."

Die Aeußerungen des Oberkirchenraths vor und nach der Einholung des Erachtens sind nicht veröffentlicht worden.

Baumgarten erließ darauf in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Nr. 56 seine „vorläufige Erklärung" vom 17. Februar dieses Jahres, nachdem er vorher vergeblich eine Repräsentation um Aufhebung jenes Entlassungsrescripts beim Ministerium eingereicht hatte. Diese wurde ihm „wegen der in ihr enthaltenen unangemessenen Schreibart" retradirt. Allerdings findet sich in jener Repräsentation unter anderm auch folgender Satz: „Mit dem reinen und heiligen Feuer des Hasses und Abscheues gegen alles Unreine und Ungöttliche, das in mir lodert und flammt Tag und Nacht, spreche ich hiemit den ewigen Fluch aus über den Grundsatz, den dieses Erachten mir anzudichten sich unterfangen hat." Daher wandte sich Baumgarten unter dem 31. Januar dieses Jahres noch einmal an das Ministerium mit dem einfachen Gesuch um Aufhebung der Entlassung und um Einleitung eines lutherisch kirchlichen Verfahrens. Indeß belehrte ihn die Antwort vom 3. Februar, daß ihm nicht gewillfahrt werden könne. Außerdem erklärten Krabbe und Kliefoth in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", daß sie früher dem Professor Baumgarten mit herzlichen und freundlichen Warnungen nachgegangen seien, von jetzt an aber auf weitere Verhandlungen einzugehen nicht bereit seien.

Dies ist die Geschichte des Verfahrens in ihren wesentlichen Zügen. Das Erachten bildet den Kern und Brennpunkt. Eine saubere Arbeit! Freilich erklärt Krabbe, daß er in seiner Betheiligung „nur eine ihm selbst schwere Pflichterfüllung geübt habe, der er sich nicht habe entziehen können": aber er beweist in der Ausübung, daß abgefallene Freunde die schlimmsten Feinde werden. Wer nur eine ihm selbst schwere Pflicht erfüllt, wird doch Ruhe, Besonnenheit und Gerechtigkeit vorwalten lassen, er wird auch für die Lichtseite ein Auge haben, um den Schatten minder dunkel erscheinen zu lassen. Aber hier ist „kein Erbarmen, keine Schonung, keine Milde, nichts als der unerbittliche Richterspruch von Anfang bis zu Ende". Da bleibt nichts, was sich vertheidigen ließe. Die

Wissenschaft desselben Mannes ist hohl und grundlos, dessen Wirksamkeit vor kurzem noch so gesegnet war; der Charakter, dessen Lauterkeit so oft gepriesen wurde, ist hochmüthig und des Aergsten fähig; sogar wird, um den Häretiker zu verdammen, sein Stil herangezogen, die Darstellung desselben ist „unklar, verschwommen und überschwänglich" und krankt an einer „massenhaften Flut von Worten". Die einzelnen Stellen aus den Schriften Baumgarten's sind so lückenhaft und sinnlos aus dem Zusammenhang gerissen, daß nach diesem Muster jeder Schriftsteller, der sich über menschliche und göttliche Beziehungen ausspricht, der schlimmsten Verbrechen bezichtigt werden kann; es wird sogar aus dem, was Baumgarten nicht ausgesprochen oder nur selten erwähnt hat, der Schluß gezogen, dies habe bei ihm keine Gültigkeit und keine Anerkennung! Durch solche Sophismen wird er dann zu einem Manne gestempelt, der die Göttlichkeit Jesu Christi leugnet, der höchst leichtsinnig über die Ehe spricht, „wenn er auch nicht gerade für den Ehebruch redet", der durch sein eigenes Beispiel beweist, daß es überhaupt keine Schranke und keine Schutzwehr gegen die maßlosesten Extravaganzen und Ordnungswidrigkeiten gibt, wenn eidlich angelobte Verpflichtungen so ungescheut und so geflissentlich gebrochen werden können", der mit zu denen gehört, welche „instar canum ac suum unter der Aegide einer aus dem Fleische geborenen Freiheit alle kirchliche Freiheit verflüchtigen und verwerfen". Und dies letztere schreiben Männer, welche sieben Jahre lang mit demselben Manne in collegialischem und freundschaftlichem Verhältnisse gelebt haben!

Die Theologen haben bewiesen, daß das Erachten, wissenschaftlich betrachtet, in sich selbst widersprechend und unsinnig ist, da es die entgegengesetztesten Irrlehren auf denselben Menschen zusammenhäuft. Er ist aber nicht blos Häretiker, er ist auch ein Revolutionär der ärgsten Gattung, denn er rechtfertigt Auflehnung gegen die zu Recht bestehende Obrigkeit und blutigen Krieg. Der Beweis wird so geführt. Baumgarten erzählt, als er noch schleswig-holsteinischer Geistlicher gewesen, seien für sie (die Geistlichen) die Umstände immer schwieriger geworden, besonders seit dem Tage, an welchem der König, ihr Herzog, sich mit solchen Dienern umgeben hätte, welche offenkundigermaßen seit Jahren die Einheit der Herzogthümer auf dem Wege der Gewalt und des Schwertes bedroht hätten. Mit Bezug auf die provisorische Regierung fährt er dann fort: „Wir hielten es für das Loyalste und sind heute noch überzeugt, daß wir daran recht gethan haben, wenn wir annahmen, daß unser Herzog dermalen unfrei sei und inzwischen unsere provisorische Regierung, die, den Bruder der Königin, unserer Herzogin, an der Spitze, in seinem Namen auftrat und waltete, seine rechtmäßige Stellvertreterin sei. Daß aber unsere Regierung aus diesem ihren Pro-

gramm keine Phrase machte, sondern vollkommenen Ernst, läßt sich noch heute actenmäßig darthun, denn sie hat durch ihr offenkundiges Verhalten die Majestätsrechte mit weit mehr Treue und Tapferkeit wahrgenommen, als dieses von den meisten eigenen Inhabern auf den deutschen Thronen in jenen stürmischen Zeiten geschehen ist. Darum ist es weit gefehlt, wenn unsere Verkläger uns fortwährend noch vorwerfen, daß wir unsern Eid gegen den Landesherrn vergessen hätten, als wir uns der Landeskirche angenommen, wir sind uns im Gegentheil vor Gott bewußt, unseres heiligen Schwures treu eingedenk gewesen zu sein, da wir vor Gott gelehret waren, in unseres Volkes und Landes Sache ebenso sehr unseres Fürsten Sache zu suchen. Es gab nun dermalen keinen anderen Zugang zu dem Herzen unseres Landesherrn als den blutigen Weg des Kriegs, denn zwischen ihm und uns lagerte ein feindliches Heer." (Baumgarten, „Sach.", II, 518 fg.) Wie deutet das Erachten diese Erklärung aus? Es steht auf S. 235, nachdem von den destructiven Tendenzen Baumgarten's die Rede gewesen ist: „Daß aber der Professor Baumgarten darin so weit geht, die offene Auflehnung gut zu heißen und dieselbe als eine durchaus nothwendige hinzustellen, beweist seine Aeußerung, daß es «nun dermalen keinen andern Zugang zu dem Herzen des Landesherrn gegeben habe als den blutigen Weg des Krieges». Hier wird mit dürren Worten ausgesprochen, daß die Gewalt es sei, auf deren Entscheidung man habe provociren müssen. Die gottgewiesenen Wege ernster Vorstellungen und dringender Bitten oder des zulässigen berechtigten Widerstandes durch Verwahrung oder Protestation oder, wenn es sein muß, des Duldens unberechtigter Gewaltthat werden verkehrt in das Gegentheil, in offene Auflehnung, Empörung und Sanctionirung des blutigen Krieges gegen den rechtmäßigen Landesherrn. Wir haben hier nur die praktische Consequenz jener Principien des Professors Baumgarten, in dem nicht blos gegen die factische, sondern auch gegen die unzweifelhaft zu Recht bestehende Obrigkeit Auflehnung und blutiger Krieg gerechtfertigt wird."

Welche Sanftmuth des Urtheils! Welche Sicherheit in der Schlußfolgerung! Und mit welchem Rechte urtheilt jene Vertheidigungsschrift, daß „die Sache mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geprüft worden sei"! Erst die freundlichen Erinnerungen und Warnungen von Kliefoth und Krabbe, dann die gewissenhafte Auslegung der Schriften Baumgarten's und deren Widerlegung mit Gründen, die sich zwar wenig auf die Heilige Schrift, desto mehr aber auf die Concordienformel und die Schmalkaldischen Artikel stützen, darauf die Entlassung, welche dem Ketzer und Empörer noch seinen Gehalt beläßt — und dennoch Unwille, Zorn und Haß!

Baumgarten's Gegner haben ihn verdammt; ihnen ruft nun Baum-

garten außer dem früher Gesagten als Schlußurtheil zu: „Der Oberkirchenrath Kliefoth hat meine unter vier Augen gesprochene Mahnung (daß er aus der Heiligen Schrift widerlegt werden müsse) für nichts geachtet: jetzt erkläre ich ihm angesichts der gesammten deutschen Christenheit, daß er in dem Augenblick, als er seinen Rath in meiner Sache abzugeben hatte, sein hohes Kirchenamt schlecht verwaltet hat.“ Ferner: „Ich erkläre hiermit angesichts der ganzen deutschen Christenheit förmlich und feierlich: Die drei Consistorialräthe, welche das Erachten über meine angeblichen Lehrabweichungen unterschrieben haben, sind unweigerlich verpflichtet, diese ihre Anklage gegen mich namentlich mit Berücksichtigung meiner in dem Erachten übergegangenen Bekenntnisse, welche ich jeden Augenblick mit meinem Blute zu besiegeln bereit bin, öffentlich mit unzweideutigen Gründen zu beweisen, oder auch öffentlich und unumwunden ihre Anklage zu widerrufen: geschieht weder das eine noch das andere, so erkläre ich hiermit auf Grund des Wortes Jesu Christi, Matth. 5, 23. 24, jeden Priester des Altars, der einem von den drei Consistorialräthen die Thür zu dem Allerheiligsten aufthut, für einen gewissenlosen Pfleger der himmlischen Güter unseres Gottes.“ (S. 64 und 83.) Und weiter S. 117: „Der Oberbischof und das Ministerium sind durch die Theologen betrogen: das Consistorium hat in jenem Erachten sein eigenes Grundgesetz gebrochen und der Oberkirchenrath hat die Landeskirchenordnung verrathen.“

Das Entlassungsrescript bestimmt am Schluß, daß die Besoldung von Baumgarten weiter bezogen werden soll, bis er entweder eine andere Anstellung erlange, oder durch „fernerweites Verhalten“ zu der Einstellung dieser Zahlung veranlasse. Dies fernerweite Verhalten erklärt jene Vertheidigungsschrift dahin, daß dem Professor Baumgarten das Recht einer „würdigen Vertheidigung nicht beschränkt werden solle“. Ob nun jene Vertheidigung und Zurückweisung Baumgarten's vom Ministerium für eine würdige angesehen wird, ist eine Frage, deren Lösung gewiß an manchen Orten des gesammten Deutschland mit Spannung entgegengesehen wird, die aber wahrscheinlich nicht lange auf sich warten lassen wird.

Im dritten Abschnitt wendet sich Baumgarten an die Landstände, weil er „in ihrer kirchlichen Competenz das geordnete Mittel zur Lösung dieser Verwickelung“ erblickt. „Nicht für mich, sondern für unsere lutherische Landeskirche schreibe und streite ich. Was wird aus dieser Kirche, was wird aus der Landesuniversität Rostock werden, wenn das gegen mein akademisches Lehramt befolgte Verfahren von Bestand bleibt? Und was wird aus der theologischen Jugend werden? Bei meiner offenen Verkehrsweise gelang er mir, das Vertrauen derselben zu gewinnen, und ich muß gestehen, daß ich mich oft entsetzt habe, wenn ich in

den gedrückten und peinlichen Zustand dieser jugendlichen Gemüther hineinschaute. Da war keine Freiheit, keine Frische, kein Muth, keine Freudigkeit, sondern ein ängstliches Hinhorchen auf das, was für das Examen verlangt werde, ein knechtisches Hinblicken auf diejenigen Stichworte und Formeln, welche für orthodox gelten und zur Erlangung eines Amtes und für das Bleiben in demselben als nothwendig zu betrachten seien." Baumgarten erzählt dann weiter, wie er in früherer Zeit bei einflußreichen Männern über dieses traurige Unwesen geklagt habe, daß er aber keine Theilnahme, kaum Gehör gefunden habe: so sei ihm nur sein persönlicher Einfluß geblieben. Nach dem Erscheinen des Erachtens versicherten seine Zuhörer haufenweise, daß sie ihn darin gar nicht wiedererkannt hätten; Baumgarten mußte ihre Entrüstung über diesen Angriff zügeln. Was will man mit diesen anfangen? will man ihnen den Eingang ins Amt sperren? Wird man denen, welche schon im Amte stehen, gleich Baumgarten den Mund schließen? Wird man die minder Starken zwingen, ihre Subjectivität aufzugeben und sich der Autorität und Objectivität zu unterwerfen?

Wenn Baumgarten dann nachweist, daß der Landtag in früherer und in jüngster Zeit seine Theilnahme für die Landeskirche ausgesprochen habe, daß es zu seinen Gerechtsamen gehöre, Kirchensachen in sein Bedenken zu nehmen, wenn er die Hoffnung hinzufügt, daß er diese Angelegenheit zur seinigen mache, und nicht zweifelt, daß das Urtheil seiner Gegner vernichtet werden wird: so ist zu wünschen, daß seine freudige Zuversicht nicht zur Illusion werde, obwol eine Enttäuschung, besonders jetzt beim Wechsel unsers Ministeriums, gewiß keine fernliegende Unmöglichkeit ist. Baumgarten müßte sich dann dabei beruhigen, daß im übrigen Deutschland der Schrei der Entrüstung über das Verfahren wider ihn von Land zu Land widerhallt, daß in einem deutlichen Beispiele die Willensrichtungen einer herrschenden Partei sich unverhüllt an den Tag legen, daß manche zum Nachdenken, andere zur Behutsamkeit geweckt werden, und daß vielleicht der Spruch, der über seine Wissenschaft und seinen Charakter das Todesurtheil fällt, zum letzten male gehört worden ist.

Die Bretagne und das Meer.

Vier Reisebilder.

Von

Hermann Semmig.

III.

Saillé, Guérande, Piriac.

Als ich die Seebäder des linken Loireufers schilderte, erwähnte ich im Innern des Landes Retz einer Stadt, die, im Mittelalter der Sitz einer mächtigen Baronie, jetzt ganz von ihrer Größe herabgesunken ist: Machecoul. Auf dem rechten Ufer haben wir das Seitenstück dazu in dem schon genannten Guérande, das etwa eine Meile Wegs von der Küste auf der Höhe liegt. Trotz seiner Lage aber sieht man die Stadt nicht eher, bis man, um populär zu reden, mit der Nase drauf stößt; da nämlich die ehemaligen Wälle in Baumalleen verwandelt sind, so glaubt man aus der Ferne eher einen Wald zu sehen als eine Stadt, deren Thurm selbst mit den Bäumen sich fast vermengt.

Auf dem Wege dahin vom Meere aus kommt man durch das Dorf Saillé, das sich im Mittelalter eine Stadt nannte. Es spielt eine historische Rolle seines ärmlichen Kirchleins wegen, worin sich Herzog Jean V. mit Jeanne, Tochter Karl's des Bösen, Königs von Navarra, seiner dritten Gattin, am 11. September 1386 vermählte; ein abscheuliches Gemälde auf Holz nebst Inschrift erinnert an das Factum. Als ich die Kirche sehen wollte, bemerkte ich nebenan eine neue Kapelle; neugierig trat ich ein und begriff nach dem Altarschmück, daß sie der Notre-Dame-de-la-Sallette geweiht war. Man weiß, daß im September 1846 die heilige Jungfrau auf dem Berge la Sallette in der Dauphiné einem Hirten-Jungen und -Mädchen erschienen ist, um durch diese Kinder die sündige Welt zu heiligerer Sonntagsfeier aufzufordern, „widrigenfalls die Kartoffeln wieder nicht gerathen würden" (Worte der heiligen Jungfrau, begleitet „von himmlischer Musik", einer Spieluhr nämlich). Man weiß ferner, daß diese Erscheinung eine unwürdige Komödie, eine abscheuliche Betrügerei war, gespielt von einer alten Jungfer aus Grenoble und aufgedeckt von zwei würdigen Priestern jener Stadt, die von der Komödiantin als Verleumder vor dem Tribunal der dasigen Stadt verklagt wurden, von letzterm aber freigesprochen worden sind. Letzteres freilich ward von der Geistlichkeit nicht zugegeben; dieselbe hatte sich schon zu sehr damit compromittirt, um durch einen Widerruf sich nicht noch mehr zu compromittiren — so wenigstens fürchtete sie. Es war eine Mission zur Verbreitung des Wunders gegründet, eine Kirche auf

dem Berge gebaut und ein förmlicher Dienſt der Jungfrau von la Sallette eingerichtet worden, was alles — nebenbei geſagt, ohne jedoch Nebenſache zu ſein — ſchönes Geld abwarf. Namentlich trieb man einen ſkandalöſen Schacher mit dem „wunderthätigen" Waſſer einer Quelle, welche der Fuß der heiligen Jungfrau aus der Erde gelockt habe; daß dies unter den aufgeklärten Katholiken theils Spott, theils Aergerniß hervorrief, war natürlich; leider ſtreift die Sache zu ſehr an die Religion, die man durch eine Einmiſchung mit bloßſtellen könnte, um als mediciniſche Quackſalberei verboten zu werden. Uebrigens ward das Wunder noch jüngſt am elften Jahrestag von dem Biſchof von Grenoble in Schutz genommen und nach dem Urtheile der „competenten Behörde" (der Prieſterſchaft nämlich) für authentiſch erklärt. Nun hatte der Pfarrer von Saillé das Wunder benutzt, um den Glaubenseifer ſeiner Heerde neu anzufachen; auf eigene Koſten oder vielmehr auf eigenes Riſico ließ er die Kapelle aufführen, natürlich auf Wallfahrten, Geſchenke und Gelübde rechnend, die die Koſten der Erbauung bald decken und hoffentlich noch ein Erkleckliches darüber abwerfen ſollten. Die Wunder hatten ſchon nicht gefehlt, manches Frankenſtück war eingegangen und dazu war auch der Waſſerhandel eingerichtet worden; wohlweislich war auf der in der Kapelle zur Anrufung ausgehängten Litanei darauf hingedeutet: „O heilige Maria, die du zu deinen Füßen ein wunderbares Waſſer haſt quellen laſſen!" Als nun das Geſchäft eben im Gange war, ſiehe, da that ein Prieſter im nahen Guérande ebenfalls eine — Kapelle auf, aber unter weit vortheilhaftern Umſtänden. Statt nämlich eine Kapelle neu bauen zu laſſen, hatte er nur eine alte etwas ſchadhafte reſtauriren laſſen und, ſtatt die Sache auf eigenes Riſico zu unternehmen, ganz in der Stille Unterſchriften zu milden Gaben geſammelt. Natürlich auch hat die Stadt mehr Anziehungskraft als das Dorf, und ſo ſitzt denn der Herr Pfarrer von Saillé in arger Klemme. Was hilft's ihm, daß er von der Kanzel herab die frommen Geber rühmt, die ihm geſtern oder vorgeſtern wieder ein Fünffrankenſtück ad majorem Sanctae Virginis gloriam geſchickt haben; ſeine Pfarrkinder ſind ſchwerhörig (la méditation de Saillé iſt ſprichwörtlich bekannt in der Bretagne als ein Muſter von heiliger Einfalt) und folgen dem Beiſpiel nicht gar eifrig. Man ſagt daher, er ſei ergrimmt auf ſeinen Concurrenten in Guérande, der ihm „die Idee" weggenommen habe; das arme Kapellchen ſteht öde da und die heilige Jungfrau langweilt ſich in Geſellſchaft der beiden kleinen Taugenichtſe, die man neben ſie auf den Altar geſtellt hat. Um nämlich das religiöſe Aergerniß voll zu machen, müſſen Sie wiſſen, daß die beiden Kinder, die man den Gläubigen zur Erbauung mit hingeſtellt und auf die man ſchon eine fromme Speculation gegründet hatte, ganz misrathen ſind: der Junge iſt, nach

dem „Phare de la Loire", ein wahrer Taugenichts geworden*) und das Mädchen hat sich von einem reichen Engländer entführen lassen, in dessen Armen sie sich über die ausgestandene klösterliche Zucht tröstet. Erbauliche Geschichten das! Glauben Sie aber, daß derlei Skandale den Leuten hier die Augen öffnen? Die Priesterschaft ist mächtiger denn je und der Glaube — wohlverstanden der Glaube, nicht die von ihm unabhängige Moral — wird immer stärker. Welche Zukunft!

Von Saillé aus läßt man die Salzteiche hinter sich und steigt durch anmuthiges Weinland nach Guérande hinauf. Welch pittoreske Ueberraschung, wenn man unter die schattige Allee tritt, die die Stadt umgibt und die alten Mauern und Thürme (zehn stehen noch von elf) aus dem grünen Laube hervortreten! Der Anblick ist so mittelalterlich, daß man sich in eine deutsche Reichsstadt des 14. Jahrhunderts versetzt glaubt; von den vier befestigten Thoren, die genau nach den vier Weltgegenden hinausführen, ist namentlich das nach Nantes gekehrte vollkommen erhalten. Aller Zauber romantischer Poesie schien mir über die Stadt ausgegossen, als ich am sonnigen Herbsttage auf ihrer Promenade ausruhte; die Blätter fielen schon von den Pappeln und Platanen, hier und da gaukelte noch ein Schmetterling im sumpfigen Zwingergraben über das flüsternde Schilf hin, Epheu und wilder Wein klettert an den Mauern hinauf und überwuchert die Lücken der halb eingestürzten Thürme; längst verstummt war der wilde Waffenlärm und nur der einsame Finkenschlag unterbrach dann und wann das tiefe Schweigen. Denn die Stadt, herabgesunken von ihrer Größe, zählt nur noch 2000 Einwohner; ihr Geschick erinnert im kleinen an das von Soest in Westfalen. Leer und verödet sind die Mehrzahl der alten Straßen, bloße Mauern ersetzen oft die Häuserreihen und das Gras wuchert auf einem ganzen Stadtviertel. Und doch hat die Stadt einst eine Geschichte gehabt, ja sogar ein Schisma! Die Bretagner hatten sich nämlich unter Karl dem Großen der fränkischen Herrschaft unterworfen; eine Stütze der fremdländischen Gewalt waren die fränkischen oder galloromanischen Bischöfe im Lande. Als daher Nominoë, der kühne Wiederhersteller der bretonischen Nationalität, gegen das Jahr 840 eine neue Dynastie begründet, sucht er sich dieser Fremdlinge zu entledigen, läßt sie absetzen und ersetzt sie durch Eingeborene oder ihm Verbündete. Als aber sein Sohn Erispoë das Bisthum von Nantes dem Bischof Actard zurückgibt, weigert sich Gislard, seit 855 Bischof von Guérande, sich demselben zu unterwerfen und behauptet sich 37 Jahre lang. Selbst nach dem Rückfall unter den Krummstab in Nantes

*) So habe ich mehrmals gelesen; der Wahrheit zur Ehre bemerke ich, daß er sich, einer Notiz des „Siècle" zufolge, wieder im Seminar befindet.

bewahren die Guérander das Gedächtniß ihrer bischöflichen Unabhängigkeit und lassen den Namen „Straße des Bisthums“ fortbestehen. Ein schreckliches Schicksal trifft Guérande im bretagnischen Erbfolgestreit; Louis von Spanien erobert 1342 die Stadt und läßt die in die Kirche geflüchteten Einwohner über die Klinge springen. In derselben Kirche aber unterzeichnen auch die streitenden Parteien 1364 den Friedensvertrag. Noch oft erscheint die Stadt den Parteien als fester strategischer Platz wichtig, so noch den Royalisten am 18. März 1793 und 7. Juli 1815. Schon im Jahre 1614 hatten aber die Stände der Bretagne, damals in Nantes versammelt, die Zerstörung des guéranter Schlosses verlangt und erhalten. Von der Reformationszeit haben sich keine Erinnerungen mehr hier bewahrt, obgleich es viel Protestanten gegeben haben soll; die Häuser der Vorstadt z. B., die zu schön sind, um für die jetzt sie bewohnende Armuth erbaut gewesen zu sein, seien von später ausgewanderten Hugenotten bewohnt gewesen. Heidnische Reminiscenzen sind die in der Gegend noch üblichen Johannisfeuer.

Jetzt ist Guérande, wie im Finisterre die Stadt St.-Pol de Leon, ein legitimistisches Adelsnest. Dieser Adel liebt es, sich in solche Winkel zurückzuziehen, wo zum Theil die alten Traditionen noch fortleben und wo er noch die große Rolle spielen kann, die ihm anderwärts von der reichern industriellen Bourgeoisie streitig gemacht wird. Die in Guérande residirenden Familien, obgleich sie noch einige Landgüter haben, sind doch zu arm, um in einer großen Stadt zu glänzen; sie haben daher auch nicht gern, daß sich Fremde im Lande niederlassen, die ihren Einfluß zerstören könnten. Sicherlich könnten zwei oder drei industrielle Bourgeois, die hier irgendwelches Fabrikunternehmen gründen wollten, die ganze Adelsherrschaft ruiniren. Die Bürgerschaft liebt letztere keineswegs, es gab sogar 1848 viele Republikaner unter ihr, sie ist nur zu arm, um selbständig zu sein. Da war z. B. hier ein demokratischer Buchhändler, Muters, der damals selbst ein Journal „Le Saunier“, gründete und Aufklärung zu verbreiten suchte; er konnte es aber zu nichts bringen, zumal sich zu dem Einfluß des Adels der des Klerus gesellt. In seinem Buchladen fand ich, nebenbei gesagt, Achim von Arnim's Märchen, übersetzt von Th. Gautier, ausgestellt; bis in die entlegensten Winkel dringt jetzt die deutsche Literatur in Frankreich ein. Wie der braune Landbauer der Gegend sich von dem blonden Salzbauer unterscheidet, habe ich schon erwähnt; interessant ist der Kopfputz der Guéranderinnen, namentlich in den Dorfgemeinden, er hat etwas Aegyptisches, indem von beiden Seiten der mit weißer Binde überzogenen Stirn zwei weiße Musselinstreifen herabfallen.

Viele Fremde kommen deshalb bei Volkshochzeiten nach Guérande, um das Costüm zu sehen. Sonderbarerweise sind alle Bäckermägde in

Nantes, die die Brotkarren als kundige Rosselenkerinnen herumfahren und sich durch robusten Körperbau auszeichnen, aus Guérande selbst oder dessen Gemeindedörfern.

Die zwei bedeutendsten Gebäude der Stadt, die noch mehrere Häuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert hat, sind die Kapelle Notre-Dame-la-Blanche, jetzt Notre-Dame-de-la-Sallette, erbaut im 14. Jahrhundert, und die Kirche St.-Aubin, zum größten Theil aus dem 13. Jahrhundert, also im reinen Spitzbogenstil erbaut, deren Façade und Glasmalereien aber aus dem 15. Jahrhunderte sind; merkwürdig ist an der Façade eine Kanzel, die sich außerhalb der Mauer befindet und zur Predigt auf freiem Platze diente. Gestatten Sie mir hier eine Bemerkung. Man studirt und kennt in den gelehrten Fachkreisen in Deutschland die Kunstgeschichte, speciell die des Mittelalters, gewiß nicht minder als in Frankreich; nur scheint es mir, als sei dies Studium weniger populär, als käme man ihm weniger durch Hülfsbücher entgegen, die für Anfänger oder Dilettanten berechnet sind. Seit sechs Jahren scheint man dasselbe mit mehr Geschmack, namentlich in eleganten Artikeln von Zeitschriften zu behandeln; es fehlt aber doch wol noch an eigentlichen Compendien.*) In dieser Beziehung ist Frankreich reicher, das in derlei Werken (auch über Literatur, alte und neuere Geschichte, selbst exacte Wissenschaften) eine faßlichere und geschmackvollere Darstellung vor uns voraushat. Ich gestehe offen, daß ich durch diese Form der Darstellung viel in Frankreich gelernt habe; ich verweise nur auf die Artikel über deutsche Kunst in Firmin Didot's neuester Encyklopädie, wie sind sie ähnlichen deutschen durch Anordnung und Schärfe überlegen! Man bekommt durch sie sofort ein Bild, was bei deutschen Arbeiten oft durch gelehrten Ballast erstickt wird. Namentlich aber liegt unsere Gymnasialerziehung sehr im Argen, und zwar großentheils durch die pedantische Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der Lehrer, die in der Buchstabirphilologie die Spitze aller Weisheit finden. In jüngerer Zeit ist es auch darin besser geworden und der Fortschritt ist gewiß unermüdlich, aber wie viele unserer strebenden Zeitgenossen haben noch die Fehler dieser Erziehung zu büßen! Für Kenntniß des Mittelalters und der modernen Sprachen und Literaturen, durch die man erst das Alterthum richtig würdigen lernt, ist fast gar nichts gethan. Und wie wollen uns diese Philologen die römische Geschichte verständlich machen, die von politischem Leben keine Ahnung haben. Was das Mittelalter betrifft, gibt es z. B. in Frankreich Darstellungen des innern

*) Keineswegs; hätten dem Herrn Verfasser infolge seiner verhängnißvollen langjährigen Entfernung vom Vaterlande die Werke von Otte, Lübke und andern nicht unbekannt bleiben müssen, würde er obige Bedenken wol schwerlich erhoben haben. D. Red.

häuslichen Lebens mit Abbildungen von allem möglichen Geräth bis auf Messer und Gabeln, und zwar in populärer Fassung; ich kenne kein deutsches ähnliches Werk. Ueber die mittelalterliche Architektur existirt ein vortreffliches Werk zum Gebrauch auf Gymnasien, reich an bildlichen Darstellungen: „Abécédaire ou Rudiment d'Archéologie par Mr. de Caumont", (Paris, Derache 1851); aus diesem Werke können noch andere als Gymnasiasten lernen und es wäre zu wünschen, daß ein deutscher mit Geschmack versehener Kenner nach diesem Vorbild ein ähnliches deutsches Compendium ausarbeitete und Abbildungen deutscher Monumente beilegte, wie in dem Werke Caumont's fast nichts als französische dargestellt sind. Möge mein Ruf Gehör finden; sonst bin ich im Stande, meine Dilettantenhand noch selbst ans Werk zu legen.

Indessen läßt sich die Sache auch von einem andern Standpunkte aus beurtheilen. Schon der Name de Caumont's erweckt Nachdenken; es ist derselbe, den ich in meinem Artikel über die französische „Revue", bei Gelegenheit der wissenschaftlichen Congresse (Nr. 38 dieser Zeitschrift von 1857) erwähnte. Die Archäologie kann leicht als Blitzableiter für gefährliche Geistesströmungen dienen, die anderswo zünden könnten, im gelehrten Alterthumsstaub aber unschädlich verlöschen. Sollte jedoch nicht auch ein tieferer Grund dafür existiren, daß diese Studien mittelalterlicher Archäologie minder populär in Deutschland sind als in Frankreich? Etwa weil Frankreich reicher an Kunstschätzen, an historischen Belegen ist? Allerdings hatte die römische Civilisation und Kunst in Gallien tiefere Wurzeln geschlagen, sich weiter ausgebreitet als in Germanien, dessen Nordost noch lange in slawischer Nacht begraben blieb. Allerdings hatte die gallische Kirche als „die älteste Tochter" der römischen, auf dem romanischen Boden unaufhörlich fortarbeitend (s. die Kirche von Arles ꝛc.), früh schon die Kunst in christlichem Sinne modificirt, und man hat hier eine vollkommene Musterkarte der mittelalterlichen Architektur, an der man die stetige Entwickelung studiren kann, wie im Museum des Louvre die der Malerei. Selbst noch im Westen, an der Grenze der Bretagne und Vendée, verfolgt man die künstlerische Thätigkeit vom rohesten romanischen Stil der Merovingerepoche durch die nebensächliche Beigabe byzantinischer Verzierung hindurch bis zur allmählichen Entwickelung des Spitzbogenstils. Wobei mir unbegreiflich vorkommt, wenn jüngst Hr. Weingärtner in diesen Blättern bei der Beurtheilung der Schriftumformung von einem plötzlichen Auftreten des Spitzbogenstils sprach, dessen wirklicher Ursprung wol stets ein Geheimniß bleiben wird. Aber trotz allem ist der Süden und Westen Deutschlands so reich an Denkmalen, daß Menschenalter zum vollkommenen Studium derselben gehören.

Nein, die Ursache ist, weil Frankreich es nur bis zur Renaissance, Deutschland zur Reformation gebracht hat. Wir haben innerlich ge-

brochen mit dem Mittelalter, wir sind ihm so entfremdet, daß das Volksbewußtsein indifferent gegen seine Kunstwerke geworden ist. So achtet z. B. in meiner Heimat das Volk die Domkirche zu Meißen wie einen andern Steinhaufen, von künstlerischer Würdigung ist keine Rede. Als sich endlich der seiner Freiheit sichere deutsche Geist im 18. Jahrhundert wieder erhebt, begeistert er sich sofort in Winckelmann, Lessing, Mengs, Goethe (nach seiner romantischen Jugend) für die antike naturgesunde Kunst. In Frankreich schwärmte man aus nationalem Geschmacksinstinct für die Antike, nicht aber aus jener Gewissenhaftigkeit, die auch in der Kunst die Darstellung eines sittlichen Princips verehrt; Franz I. beschenkte die künstlerischen Ketzer und verbrannte die religiösen. Noch heute hat das französische Bewußtsein keine Ahnung von diesem innern Widerspruche und schwärmt in einem hellenisch-christlichen Rococo, während bei uns die Kunstschulen mehr oder minder eine politisch-religiöse Farbe tragen. Indem nun Frankreich katholisch blieb, also in ununterbrochener Verbindung mit dem Mittelalter, während sich gleichzeitig sein Geschmack an der Antike bildete, bewahrte es jene künstlerische Theilnahme am Mittelalter, aus welchem die zahlreichen archäologischen Gesellschaften, Sammlungen und Schriften hervorgegangen sind. Vom historischen Standpunkte aus darf sich nun auch Deutschland für die mittelalterliche Kunst interessiren; die Denkmale der Ottonenzeit (Naumburg, Merseburg, Meißen, Goslar) sollten in Bildern gesammelt werden, wie die der Hohenstaufenepoche (Gelnhausen's Barbarossapfalz u. s. w.). Nur räth die verdächtige nachmärzliche Amaranthromantik zu großer Vorsicht. Als der schlesische Adel in den vierziger Jahren die alte Adelskette erneuerte, suchte er sich nicht nur durch Heirathen mit reichen Bürgertöchtern wieder zu vergolden, sondern rieth auch, durch burgähnliche Bauten das Volksbewußtsein wieder ins Mittelalter zurückzudämmern. Die Pflege der mittelalterlichen Kunst wird geradezu in jesuitischer Absicht gefördert und wäre selbst keine Absicht da, so deuten doch schon gewisse Künstlerbekehrungen an, wohin sie führt: allermindestens zu geistesschwacher Sentimentalität. Ich habe in Nantes ein lebendiges Bild dieser Kunstbewegung vor Augen; da baut man Häuser im zierlichen Stil der verkommenden Spitzbogenepoche des 15. Jahrhunderts auf und läßt weislich eine Nische für die „unbefleckte" Jungfrau, deren Statue sich jetzt seit der Bestätigung des Dogma überall einnistet. In allen Winkeln wachsen Kapellen und Kirchen in den verschiedensten Stilen des Mittelalters aus der Erde, und die Hospitalkirche zu St.-Jacques führt uns selbst zu der Uebergangsepoche des 12. Jahrhunderts zurück. Nun kenne ich keinen Baustil, der auf mich einen peinlichern herzschnürendern Eindruck machte, als diesen. Der Schwärmer sieht daran die erwachende Selbständigkeit, den zum christ-

lichen Spitzbogen langsam aufstrebenden Kunstgeist; aber wenn auch, es ist ja doch nur Uebergang und wollt ihr einmal nachbilden, so ahmt das Fertige, in seiner Art Vollkommene nach, nicht aber Halbheiten, und geschehe es mit noch so gelehrter Treue wie hier. Für mich bleibt dieser Stil immer der Repräsentant des Jahrhunderts des heiligen Bernhard, der den Freidenker Abälard erdrückt; wie dieser, fühle auch ich mich von jener Baukunst niedergedrückt, die bei aller innerlichen Wärme des Aufstrebens doch immer etwas sehr Dürftiges, Beklommenes hat. Aber das will man ja, die Herzen sollen wieder eng, die Geister niedrig werden und gerade nur noch so viel Wärme, so viel Streben behalten, als ein frommer Diener der Kirche braucht: die demüthige Schwärmerei des 12. Jahrhunderts. Um es rund herauszusagen: die sogenannte gothische Baukunst beruht auf einer grundfalschen Weltanschauung, mit der Hölle unten und dem Himmel oben; solange diese Anschauung lebendig war, mochte man immerhin in den Himmel zu klettern suchen. Als der Ausdruck einer bestimmten Geistesrichtung, als ein gewaltiges Erzeugniß des Menschengeistes hat auch sie ihre Bedeutung; sie ist aber ebenso verkehrt als die Ansicht, von der sie ausging. Nicht die schlanke Erhabenheit der ionischen Periode dieser Kunst (13. Jahrhundert) noch die Zierlichkeit und reiche Bildnerei der korinthischen Periode (15. Jahrhundert, blühender, flammender Stil) können mich über das Princip täuschen; aus all der bleudenden Hülle seh' ich immer als Kern die plumpste aller Bauarten, den ägyptischen Pyramidalstil hervorschimmern. Der Spitzbogen bleibt eine erhabene Verrenkung, eine Verirrung, wie das ganze Mittelalter.

In aller Kunst, wo die sinnliche Form überwiegt, wird uns stets Griechenland Muster bleiben, und will sich der Geist „über" die Erde erheben, welches Ueber aber stets eine Illusion ist, so wähle man die Kuppelform. Warum kam diese gegen das Ende des Alterthums fast als Schlußpunkt der classischen Kunst geschaffene Form gerade in jener Epoche als Ersatz der gothischen Pyramide auf, wo der alte als wirklicher Ort über uns eingebildete Christenhimmel in das Weltall verschwamm, wo der Astronom den natürlichen Himmel studirte? Heinrich Heine hat in geistreichem Witz Leo X., den Erbauer der Peterskirche, zum Mitschuldigen Luther's gemacht; sicherlich auch war die Renaissance die leibliche Schwester der Reformation; aber das Bild läßt sich bis auf die Form der Peterskirche ausdehnen. Da der Himmel uns einmal als Gewölbe erscheint, so ist die Kuppel, sein schönstes Abbild, auch die natürlichste und wahrste Form für den erhabenen Baustil.

Mit dem Princip fällt auch das Beiwerk, die Glasmalerei, die immerhin eine Kunst ist, von großer Wirkung, die man aber eben dieser sehr romantischen Wirkung halber mit vieler Vorsicht behandeln soll.

Wie die Pyramide in Aegypten, hat sie bisher nur der Herrschsucht der Priesterkasten reellen Nutzen getragen. Schon Faust fühlte sich unbehaglich da, „wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht". Gegenüber den farbenschwelgenden Fictionen des christlichen Mittelalters hat das heitere klare Tageslicht der griechischen Tempel stets die Wahrheit und Natur auf seiner Seite. In diesen gothischen Kirchen tritt man in eine der wirklichen Welt entfremdete Zauberwelt, wo das Gemüth, durch Farbenpracht und falsches Pathos der Architektur befangen, auch zuletzt den Geist befängt. Der beredteste moderne Vertheidiger des Katholicismus freilich, Lacordaire, hat nichts Kräftigeres zu dessen Schutz zu sagen gewußt als: „Die Kirche will nicht überzeugen, sie will nur rühren." Und das versucht sie durch alle möglichen Mittel....

Solcherlei Gedanken gingen mir im Kopfe herum, als ich durch die Säulenhallen von St.-Aubin in Guérande schritt und die Glasmalereien, von denen in dieser Gegend prachtvolle Exemplare sich befinden, im Sonnenlichte brannten. Da trieb es mich, ein erfrischendes Seebad zu nehmen, und im freien Elemente den Geist naturgesund zu baden. Ich ging nach Piriac. Es ist dieses Dorf der letzte Ort des Departements am Meer. Die Küste bietet hier mehr Vegetation als sonst in der Bretagne; der Weg führt durch Weingelände, an grünem Gebüsch und Kiefernholz vorüber, bald schimmert die Straße bläulich und kündigt die Schieferfelsen von Piriac an, die das Meer seltsam ausgezackt hat. Auf einer dieser Zacken steht ein Felsen in Form eines Altars mit zwei Stufen, auf welchem Druidenopfer stattgefunden haben sollen; das Volk nennt ihn „das Grabmal Almanzor's". Unfern davon befindet sich eine Grotte, die kugelförmig ausgehöhlt ist und durch deren Oeffnung man bei der Flut ins Meer hinabsieht. Eine nahe Zinngrube ruft den Namen der Kassiteriden ins Gedächtniß zurück. Auch eine deutsche Dame fand ich in dem anmuthigen Orte ansässig; wir wären ja nicht Deutsche, d. h. Kosmopoliten, wenn wir nicht über die Erde hin zerstreut wären. Nur den Germanen war die Völkerwanderung möglich. Freundlich überraschte es mich aber, als ich in der Dame eine geistig Verwandte fand; es war die Tochter eines journalistischen Mitarbeiters von Wirth und Siebenpfeifer in der Pfalz. Wirth und Siebenpfeifer! Wie viel Märtyrer wird denn die deutsche Freiheit noch zählen?

Der Tag neigte sich und ich kehrte heim, da ging die Sonne unter im Meer. Welches Schauspiel von Schönheit, Größe und Einfachheit! Schweigend feierte ringsum die Welt, schweigend ruhte das Meer und seine Wellen zitterten leise in banger süßer Erwartung wie eine Braut dem Bräutigam entgegen; jetzt ruhte der Sonnenball einen Augenblick

wie eine feurige Kugel auf dem Rande des Oceans, nun netzte er sich in den Fluten, schon durchschnitten sie die goldene Sphäre, die majestätisch tiefer und tiefer sank, jetzt zitterte nur noch eine flammende Spitze über dem dunkeln Ocean, über welchem die Luft im rothen Widerschein erglühte; nun war auch sie versunken, die Röthe verblich leiser und leiser und am hohen wolkenlosen Himmel blieb nichts zurück als eine selige Heiterkeit wie das Bewußtsein eines gutvollbrachten Tagewerks.

Ein englischer Kritiker der altrömischen Geschichte.

Von

Karl Klüpfel.

Sir George Cornwallis Lewis, „Untersuchungen über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte". Deutsche Ausgabe besorgt durch Felix Liebrecht. Erster Band. (Hannover 1858.)

Das berühmte Werk Mommsen's hat die Frage über die Glaubwürdigkeit der ältern römischen Geschichte auch außerhalb der eigentlich fachgelehrten Kreise zur Verhandlung gebracht. Kürzlich ist Ludwig Roß in Halle mit einer Reihe geistreicher Artikel in der augsburger „Allgemeinen Zeitung"*) für die Wahrheit der römischen Königsgeschichte in die Schranken getreten und hat den Uebermuth deutscher Gelehrten verspottet, welche den Römern ihre alte Geschichte wegdecretiren wollen, indem sie das, was durch die Quellen übereinstimmend überliefert, durch gleichzeitige Denkmäler beglaubigt, durch die spätere Geschichte bestätigt sei, eben deshalb als erdichtet verwerfen, wenigstens anzweifeln und verdächtigen; was aber gar nicht gewußt werden könne, weil kein Schatten des Zeugnisses dafür bestehe, eben deshalb mit der zuversichtlichsten Sicherheit als unumstößliche Thatsachen behaupten und dann auf solchen Erfindungen weiterbauen. Daß es doch nicht gerade so steht, kann man zwar aus Mommsen nicht ersehen, weil dieser sich auf keine kritische Erörterungen einläßt, sondern die Einzelheiten der Königsgeschichte einfach ignorirt, wol auch geringschätzig von den altrömischen Sagen spricht und uns dafür manches von der Bedeutung des alten Rom als Handelsstadt und seiner Entstehung aus einem Handelsplatz erzählt, das wir aus den Quellen nicht so recht wissen können, aber daß die Kritik gegen die traditionelle Geschichte keineswegs unberechtigt sei, daß diese nicht durch gleichzeitige und zuverlässige Quellen übereinstimmend überliefert, sondern erst Jahrhunderte später von keineswegs kritischen Ge-

*) Auch in diesen Blättern; vgl. den Aufsatz über „Die Regierungsdauer der römischen Könige" in Nr. 17 vom laufenden Jahre. D. Red.

schichtschreibern aus der Sage zusammengestellt ist und daß dabei manches erzählt wird, was sehr unwahrscheinlich klingt, das kann man aus der kurz vor Mommsen's Werk erschienenen „Römischen Geschichte" Schwegler's ersehen, welcher diese Dinge gründlich und besonnen erörtert.

Wer aber gegen die deutschen Stubengelehrten den Verdacht hegt, daß sie, in ihre Bücher vertieft, den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen und sich in eine Hyperkritik verirrt hätten, der kann von einem nüchternen praktischen Engländer, der zugleich auch gründlich gelehrt ist, lernen, wie sich die Sache wirklich verhält. Sir George Cornwallis Lewis, bis vor kurzem Kanzler der Schatzkammer im Palmerston'schen Ministerium, benutzte vor einigen Jahren die Muße, die ihm der Sturz des Whigcabinets aufnöthigte, zu einer neuen Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der altrömischen Geschichte, die im Jahre 1855 in zwei Bänden erschienen ist und jetzt vom Verfasser vielfach vermehrt und verbessert und mit einem Nachtrag über einige neuere deutsche Werke versehen, in einer deutschen Uebersetzung herausgegeben wird, welche Feliz Liebrecht, Professor der deutschen Literatur in Lüttich, besorgt hat. In diesem Werke hat Lewis die äußern Zeugnisse der altrömischen Geschichte nach den Grundsätzen der neuern historischen Kritik untersucht und zugleich die Arbeiten der deutschen Gelehrten, mit denen er sich sehr vertraut zeigt, einer gründlichen Prüfung unterworfen. Er stimmt hierbei in negativer Beziehung vielfach mit Niebuhr und Schwegler überein, erklärt sich aber gegen die Versuche einer positiven Reconstruction der römischen Geschichte. Der Gang seiner Untersuchung ist der: um zu zeigen, daß er keineswegs unbillige Forderungen an die Zeugnisse alter Geschichte macht, mustert er zunächst die Quellen der römischen Geschichte während der zwei letzten Jahrhunderte der Republik und gelangt dabei zu dem Ergebniß, daß die römischen Geschichtschreiber am Ende dieses Zeitraums und in der ersten Zeit der Kaiser für den ganzen Zeitraum vom ersten Punischen Kriege an bis zu ihrer Gegenwart die Materialien zu einer zuverlässigen, auf gleichzeitige Zeugnisse und Urkunden gegründeten Geschichte in ebenso reichem Maße besaßen, als wir für die Geschichte irgendeines neuern europäischen Staats von Erfindung der Buchdruckerkunst sie zur Verfügung haben. Ganz anders findet er es aber von der Zeit der Kriege mit Pyrrhus aufwärts bis zu den Anfängen der Stadt Rom, und weist nach, daß für diese ganze Zeit keine gleichzeitigen geschriebenen Nachrichten über römische Angelegenheiten weder einheimischer noch griechischer Schriftsteller vorhanden seien und man daher nach den Regeln historischer Kritik der uns überlieferten Geschichte der ersten fünf Jahrhunderte Roms nicht denselben Glauben schenken könne wie der spätern, sondern nur eine Erzählung vor sich habe, die aus sehr fragmentarischen

Materialien zusammengesetzt sei, die man nicht auf bestimmte, einer genauern Prüfung zugängliche Quellen zurückführen könne. Lewis kommt zu diesem Ergebniß durch eine genaue Untersuchung der frühern römischen Geschichtschreiber sowie der von ihnen möglicherweise benutzten mündlichen Ueberlieferungen, öffentlichen Urkunden und Aufzeichnungen, sowie der Privataufzeichnungen und historischen Lieder in der Zeit vor dem Kriege mit Pyrrhus, und erörtert sodann die Einzelheiten des überlieferten geschichtlichen Stoffes von den ältesten Bewohnern des römischen Gebietes an bis zur Landung des Pyrrhus in Tarent, nach den alten Quellen und neuen Kritikern.

In der mündlichen Ueberlieferung, welcher er eine Tragweite von höchstens 100 Jahren zugesteht, erkennt er den Haß gegen das Königthum als einen festen Punkt der Erinnerung und gibt auch zu, daß bei dem Gewicht, das die Römer von jeher auf Vorgänge im bürgerlichen Leben gelegt haben, eine gewisse Kenntniß der Verfassung sich erhalten haben möge, spricht aber dieser Ueberlieferung alle Stetigkeit des Zusammenhangs und der Genauigkeit im einzelnen ab. Der Annahme von öffentlichen Urkunden hält er die Thatsache des im Jahre 399 vor Christo stattgefundenen gallischen Brandes entgegen, durch welchen nach dem Zeugniß des Livius das Wenige, was an Aufzeichnungen vorhanden war, zu Grunde gegangen sei, und zeigt, daß auch das, was nach diesem Ereigniß niedergeschrieben worden sein möge, auf dürftige Magistratsverzeichnisse und Gewohnheitsrechte sich beschränkt haben müsse. Daß in Leichenreden und andern Familienschriften einiger geschichtliche Stoff, der dem gallischen Brand entgangen sein könne, aufbewahrt worden sein möge, hält er für wahrscheinlich, sieht aber nicht ab, wie man sich für irgendeine bestimmte Thatsache hierauf berufen könnte. Die altrömischen Volkslieder, welche Niebuhr als eine Hauptquelle der geschichtlichen Ueberlieferung oder auch Verfälschung angenommen hatte, weist Lewis als eine ganz unberechtigte Vermuthung aufs entschiedenste zurück und beruft sich beistimmend auf die eingehende Widerlegung Schwegler's (I, S. 58—68). Das Ergebniß seiner Untersuchung über diese Frage ist, daß es Niebuhr's Ansicht in Betreff der altrömischen Heldenpoesie durchaus an genügenden Zeugnissen mangele und daß, wenn auch wirklich die Existenz dieser Heldenpoesie nachgewiesen werden könnte, sie dennoch zur Lösung des schwierigsten und wichtigsten Theils der Frage über den Ursprung der alten Geschichte Roms wenig oder nichts beitragen würde. Ueberhaupt unterscheidet sich Lewis darin wesentlich von Niebuhr und seinen Nachfolgern, daß er weit davon entfernt ist, eine künstlich und absichtlich gemachte Geschichte des alten Rom anzunehmen oder selbst eine solche aus allerlei Vermuthungen zusammensetzen zu wollen. Er begnügt sich nachzuweisen, daß die altrömische Geschichte in

dem Zusammenhang und in den Einzelheiten, in denen sie uns überliefert ist, nicht auf gleichzeitigen und beglaubigten Quellen beruhe und deshalb auch nicht volle Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen könne. Darum will er jedoch keineswegs die ganze geschichtliche Grundlage in Abrede ziehen, er erkennt am Schlusse seines Werks ausdrücklich an, daß die großen Umrisse so fest bestimmt seien als in irgendeiner neuern Geschichte, aber nur müsse man darauf verzichten, Thatsachen und Zuthat von Sage genau voneinander ausscheiden zu wollen, wie z. B. in jenen Erzählungen von der Gründung Roms, der Verfassung des Servius Tullius, der Vertreibung Tarquin's, dem Krieg mit Porsenna, der Errichtung der Dictatur und des Tribunals, der Decemviralgesetzgebung, der Belagerung von Veji, der Einnahme Roms durch die Gallier, der licinischen Rogation und den samnitischen Kriegen. Der Einwurf, den die Anhänger der Niebuhr'schen Ansicht nie ganz beseitigen können und der kürzlich von Roß in seiner ganzen Schärfe vorgebracht worden ist, es lasse sich doch nicht denken, daß ein so mächtiges großes Volk wie die Römer, mit einer thatenreichen Vergangenheit, mit einer ausgebildeten politischen, militärischen und priesterlichen Verfassung, bis ins 4. Jahrhundert seines Bestehens gar nicht gewußt haben sollte, woher das gekommen, wer ihre Stadt gegründet, wer ihre Einrichtungen und Gesetze geschaffen, ihre Tempel und Denkmäler erbaut habe, wie ihr Gemeinwesen sich zu solcher Machtfülle und Blüte entwickelt habe — dieser Einwurf trifft Lewis nicht, er sagt: freilich wußten die Römer dies alles so ungefähr, aber eben nicht sicher und genau, ihre Erzählungen und Vorstellungen von ihrer Vergangenheit waren im großen Ganzen wahr, aber im einzelnen mit allerlei Zuthaten der Sage und Ueberlieferung versetzt, und kein Gelehrter in aller Welt wird es genau herausbringen, was wirklich geschehen und was dazu gefabelt worden ist, weil man die Mittel der Prüfung, die gleichzeitigen glaubwürdigen Zeugnisse nicht mehr hat. Das Werk des Engländers, der mit gesundem Menschenverstande und gründlicher Kenntniß sowol der Schriften des classischen Alterthums als der deutschen Forschung seiner Aufgabe sich unterzogen hat, ist eine sehr schätzbare Prüfung, Ergänzung und beziehungsweise Modification der deutschen Kritik, und Professor Liebrecht hat der deutschen Wissenschaft einen sehr dankenswerthen Dienst geleistet, indem er dieses Werk mit großer Sorgfalt und richtigem Verständniß des Originals in deutscher Bearbeitung herausgegeben hat. Die Uebersetzung ist in der Regel eine wörtliche, hin und wieder hat der Uebersetzer etwas abgekürzt, was er unsers Erachtens noch mehr hätte thun dürfen, da die Darstellung des Engländers nicht frei von Weitschweifigkeiten ist. Einzelne Zusätze und Verbesserungen sind ihm vom Verfasser mitgetheilt worden, und für den zweiten Band, der die Untersuchungen über die

ersten Zeiten der Republik enthalten wird, ist ein Nachtrag des Verfassers verheißen, der eine eingehende Beurtheilung, beziehungsweise Widerlegung einiger seit dem Erscheinen des Originals in Deutschland herausgekommenen, die altrömische Geschichte betreffenden Werke bringen soll. Unter diesen wird wol auch Mommsen's Geschichte sein, die der Verfasser bei Ausarbeitung seines Werkes noch nicht gekannt hat.

Die Aehrenleserin von Sapri.

Nach dem Italienischen des

Luigi Mercantini.*)

Dreihundert waren's, stark und jugendroth,
Dreihundert — sie sind todt.

Frühmorgens hab' der Arbeit ich gepflogen,
Da kam ein Schiff auf hoher See gezogen.
Ein Dampfer war's, ich sah den Rauch zergehen,
Sein Banner tricolor im Winde wehen.
An Ponzos Inselstrande sah ich's weilen
Nur kurze Zeit, um dann zurückzueilen,
Zurück zu uns — hier sind sie abgestiegen,
Bewaffnet wol, doch nicht mit uns zu kriegen.

Dreihundert waren's, stark und jugendroth,
Dreihundert — sie sind todt.

*) Bei dem Interesse, das die Angelegenheit des Dampfers „Cagliari" noch in diesem Augenblick beim europäischen Publikum erregt, sowie bei den zahlreichen diplomatischen und sonstigen Verwickelungen, die sich daran knüpfen, wird die Mittheilung des nachstehenden Gedichts unsern Lesern hoffentlich nicht unwillkommen sein. Der Verfasser, Luigi Mercantini, von seinen Landsleuten nicht nur als Poet, sondern auch als Gelehrter, namentlich als Ausleger Dante's hochgeschätzt, war früher Professor in der Romagna; allein an der Erhebung der Jahre 1848/49 betheiligt, sah er sich genöthigt, auf sardinischem Boden eine Freistätte zu suchen; er lebt gegenwärtig in Genua, zurückgezogen von allem politischen Treiben, aber jeder edeln und hochherzigen That eine begeisterte Theilnahme zollend. Das Gedicht erschien im Juli vorigen Jahres unmittelbar nach dem unglücklichen Ausgang, den Carlo Pisacane, Duca di San-Giovanni (der „Hauptmann" des Gedichts) und sein allzu kühner Argonautenzug mit dem „Cagliari" genommen, in einem turiner Blatt und erlangte sofort eine außerordentliche Popularität; überall nachgedruckt und in unzähligen Exemplaren verbreitet, ist es noch jetzt auf aller Lippen. Was die vorstehende Uebersetzung betrifft, so ist sie der Form des Originals genau nachgebildet, mit einziger Ausnahme des Refrains, der im Italienischen ebenfalls weiblich reimt; wir verdanken sie der Güte eines jungen westfälischen Dichters, der längere Jahre in Genua lebte und Mercantini's persönliche Bekanntschaft machte; die Bescheidenheit des jungen Dichters hat uns nicht gestattet, seinen Namen zu nennen. D. Red.

Bewaffnet wol, doch nicht mit uns zu kriegen.
Den Boden küssen, auf den Knieen liegen
Sah ich die Schar. In den Gesichtern allen
Sah ich das Lächeln glüh'n und Thränen fallen.
— Sie nannten sie Schelme, entronnen der Zelle,
Doch uns nahm keiner ein Brot von der Schwelle —
Nur einen Ruf hab' ich immer vernommen:
Für die Heimat zu sterben sind wir gekommen!

Dreihundert waren's, stark und jugendroth,
Dreihundert — sie sind todt.

Mit Augen blau und goldenen Haaren
Sah vor ihnen her einen Jüngling ich fahren.
Ich nahm mir ein Herz, seine Hand zu ergreifen:
Wohin willst, schöner Hauptmann, du schweifen?
Er sah mich an: „Ich gehe von hinnen,
Um sterbend der Freiheit dies Land zu gewinnen!"
Da fühlte das Herz ich mir pochen zum Brechen
Und kein „Gott mit dir!" vermocht' ich zu sprechen.

Dreihundert waren's, stark und jugendroth,
Dreihundert — sie sind todt.

Den Tag wollt' nicht mir die Lese behagen,
Ich habe mich sacht hinterdrein geschlagen:
Und zweimal sind sie Sieger geblieben
Und haben die Söldner entwaffnet, vertrieben —
Doch als die Karthause sie hatten betreten,
Da dröhnten die Trommeln, da gellten Trompeten,
Und durch den Rauch und den Kugelregen
Da stürzten mehr ihnen denn tausend entgegen....

Dreihundert waren's, stark und jugendroth,
Dreihundert — sie sind todt.

Dreihundert waren's, dreitausend schienen
Sie kämpfend mit todesverachtenden Mienen;
Sie wollten die Waffen schwingend sterben,
Und blutroth sah ich das Feld sich färben.
Solange sie fochten, schrie ich zum Himmel —
Da ward es still — ich sah ein Gewimmel —
O weh mir! nicht ragte mehr aus den Scharen
Das Haupt mit Augen blau und gold'nen Haaren....!

Dreihundert waren's, stark und jugendroth,
Dreihundert — sie sind todt.

Literatur und Kunst.

Deutsche Sagenkunde.

In Nr. 12 dieser Zeitschrift vom laufenden Jahre lieferten wir eine ausführlichere Uebersicht über die hervorragendsten Neuigkeiten, die im Laufe der letzten Monate auf dem Gebiete der deutschen Sagenkunde erschienen sind; seitdem ist uns noch zu Händen gekommen: „Mecklenburgs Volkssagen. Gesammelt und herausgegeben von M. Dr. A. Niederhöffer, Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde" (Leipzig, Hübner). Mecklenburg erfreut sich eines größern Reichthums an alten Sagen und Märchen, als man dem flachen Boden des Landes und dem bekanntlich etwas nüchternen, um nicht zu sagen prosaischen Sinne seiner Bevölkerung zutrauen möchte. Desto größer ist dafür aber auch andererseits das Festhalten am Alten und die Vorliebe für das von den Vätern Ererbte; nirgend steht das Herkommen in so geheiligtem Ansehen, noch gibt es ein zweites deutsches Land, das die modernen Bildungselemente so beharrlich von sich abwehrt wie Mecklenburg — und erklärt es sich somit zur Genüge, daß gerade in diesem eigentlichsten „Lande der Erbweisheit" auch das köstliche Erbtheil der vaterländischen Sage sich in besonderer Reinheit und Vollständigkeit erhalten hat. Eine übersichtliche und wohlgeordnete Sammlung dieser Reichthümer kann den Freunden deutscher Sagenkunde unter diesen Umständen nicht anders als höchst erfreulich sein und haben wir das Unternehmen des Hrn. Niederhöffer insoweit mit Dank zu begrüßen. Der Herausgeber ist sichtlich von aufrichtiger Liebe zu seinem Gegenstande beseelt, und dieser Liebe ist es denn auch gelungen, zahlreiche gleichstrebende Mitarbeiter zu gewinnen, durch deren gemeinsame Thätigkeit das Werk, wenigstens was die Vollständigkeit des Materials anbetrifft, ein recht tüchtiges und brauchbares zu werden verspricht. Allein so geneigt wir hiernach sind, die vortreffliche Absicht des Herausgebers und seiner Freunde anzuerkennen, sowenig können wir uns mit der Art der Ausführung einverstanden erklären. Seit die Brüder Grimm zuerst im Jahre 1818 mit ihren „Deutschen Sagen" auftraten, ist es nachgerade zur allgemeinen Ueberzeugung geworden, bei Gelehrten wie Ungelehrten, daß die Sage stets nur im einfachsten, ursprünglichsten Gewande erscheinen darf, und daß jeder stilistische Schmuck und jedes Bemühen, der Sage durch belletristische Zuthaten aufzuhelfen, nur dazu dient, ihre Wirkung, die ja eben vorzugsweise in der Einfachheit und Ursprünglichkeit beruht, zu vernichten. Wer möchte seinen Durst mit parfümirtem Wasser löschen? Ganz ebenso aber verhält es sich auch mit dem Born der Volkssage; auch er will von der Quelle weg getrunken werden, frisch und rein, wie er aus dem geheimnißvollen Schacht des Volkslebens emporsprudelt. — Aber so trivial diese Wahrheit allmählich auch geworden ist, für Hrn. Niederhöffer und seine Freunde scheint sie doch nicht zu existiren. Die Sagen, die uns hier mitgetheilt werden, sind sämmtlich in einem so gespreizten, belletristisch aufgefärbten Tone abgefaßt, daß das volksthümliche Element darüber völlig verschwindet; es sind nicht mehr Volkssagen, sondern nur noch verkrüppelte Ansätze zu Novellen und Erzählungen, die ihren Stoff nur äußerlich der

Sage entnehmen. So z. B. fängt „Der Denkstein auf dem Wolken'schen Felde bei Bützow" (I, 79) folgendermaßen an: „An einem schönen Sommermorgen, zu Ende des Monats Juni 1623, bewegte sich eine kleine Reisekutsche, mit zwei prächtigen Rappen bespannt, munter fort auf der bützower Landstraße. In derselben befanden sich Alexander von Harten und sein Schreiber und Diener, Heinrich Hans Andreas von Driesen genannt; auf dem Bocke aber saß der alte treue Kutscher Peter Wirow." Um des Himmels willen, ist das noch der keusche, wortkarge Mund der Volkssage?! Oder ist es vielmehr ein schlecht aufgewärmter Van der Velde oder Tromlitz, der hier sehr zur Unzeit seiner Verschollenheit wieder entsteigt?! — An andern Stellen begegnen wir einem Ton der Lehrhaftigkeit, einem Katheder- und Kanzelton, der ebenso wenig am Orte ist und der um so unangenehmer wirkt, je herablassender er sich zu geben sucht. So z. B. in „Warsow's erste Glocke und die Blutstropfen auf derselben" (I, 127): „Als das Christenthum sich immer mehr in unserm lieben Mecklenburg ausbreitete, als die Tempel der Heiden immer mehr sanken und an ihrer Stelle sich christliche Kirchen und Kapellen erhoben, da begann auch die zwar sehr arme Christengemeinde in Warsow"... u. s. w. Nicht minder unpassend ist die Sentimentalität, in der die Verfasser sich gleichfalls häufig gefallen und die mit dem naiven, realistisch unbefangenen, ja nicht selten derben Ton der Volkssage ebenfalls im schreiendsten Widerspruch steht. Auch hierfür genüge ein Beispiel; wir wählen den Schlußsatz von „Die Jungfrau im pinnower See bei Schwerin", mitgetheilt durch L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel (a. a. O. 59—63): „Das Abendroth ist verschwunden; der Frieden der Nacht hat seine stillen Flügel über derselben ausgebreitet. Wieder läßt sich das Plätschern des Wassers und das Schwanken und Flüstern des Schilfes vernehmen. Die Jungfrau steigt unter das Wasser, und ihr letzter Klageton verhallt mit der zerrinnenden Welle." Das ist ein Stil, der allenfalls in eine modernes Blumen- und Elfenmärchen paßt, aber ganz gewiß nicht in eine Sammlung „Mecklenburgischer Volkssagen"! — Inzwischen darf man sich über diese und ähnliche Mißgriffe nicht weiter wundern, da der Herausgeber in seiner Verkennung dessen, was die Eigenthümlichkeit der Volkssage fordert und was sie ein für alle mal verbietet, an andern Stellen sogar so weit geht, versificirte Bearbeitungen volksthümlicher Sagenstoffe, in echt Langbein'schem Stile, aufzunehmen; vgl. z. B. I, 126 und 157. Wir wiederholen, daß wir dem patriotischen Eifer sowie überhaupt der guten Absicht des Herausgebers und seiner Mitarbeiter alle Anerkennung zollen; dieser Mißgriff in der Form aber ist so groß, daß dem Buche dadurch aller Werth geraubt wird, der wissenschaftliche sowol wie der populäre. Denn auch zu dem großen Publikum und seinem Geschmack hegen wir das Zutrauen, daß es sich von dieser unglücklichen Verballhornisirung der Sage mit Unbehagen abwenden wird. Oder wozu wären die Grimm und Wolf und Rochholz und so viele andere, zum Theil seit Menschenaltern, mit ruhmwürdigem Beispiel vorangegangen, wenn ein derartiger Anachronismus beim deutschen Publikum noch Geltung fände?! R. P.

Culturgeschichte.

In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift berichteten wir über die kürzlich erschienene zweite Auflage von Scherr's „Deutsche Culturgeschichte"; wir erkannten mit Vergnügen den Fortschritt an, welchen das Buch in dieser neuen Bearbeitung gemacht, konnten jedoch bei alledem gewisse Zweifel nicht unterdrücken, ob es jetzt, wo die Wissenschaft der Culturgeschichte bei uns erst in den Windeln liegt, wol wirklich schon an der Zeit, eine vollständige Culturgeschichte des deutschen Volks zu schreiben und ob es nicht gerathener, sich bis auf weiteres lediglich auf Specialforschungen und monographische Darstellungen zu beschränken. In noch höherm Maße sind diese Zweifel in uns wach gerufen worden durch „Die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung von Friedrich Körner, Professor an der Handelsakademie zu Pesth" (3 Bde., Leipzig, Costenoble). Der Verfasser, bekanntlich einer unserer thätigsten und geachtetsten pädagogischen Schriftsteller, hat bei diesem neuesten Erzeugniß seiner fruchtbaren Feder, wie auch im Titel desselben angedeutet liegt, die Absicht gehabt, von dem historischen Material nur so viel und nur das zu geben, was besonders geeignet ist, Phantasie und Gemüth des Lesers zu beschäftigen, wobei ihm denn die Culturgeschichte wegen ihrer besondern Anschaulichkeit sowie wegen der Fülle des Details, durch welche sie sich auszeichnet, eine vorzüglich willkommene Quelle sein mußte. Er selbst spricht in dem kurzen Vorwort seine Ansicht über Zweck und Werth des historischen Unterrichts dahin aus, daß er, seinem pädagogischen Standpunkt getreu, den Geschichtsunterricht einzig und allein als Bildungs- und Erziehungsmittel betrachte und diesem Zwecke daher auch den des Nutzens unterordne, den ein gewisses Maß geschichtlichen Wissens habe. Deshalb fehle seinem Buche auch alles, was nur wissenschaftlichen Werth besitze: allein ebenso fehle ihm auch alles, wofür der Jugend Sinn und Fassungsvermögen mangele. Auf Vollständigkeit, auf pragmatischen Zusammenhang, auf Reflexionen und Urtheile über welthistorische Personen verzichte er sonach, strebe dagegen nach Anschaulichkeit und plastischer Vergegenwärtigung der Zeiten wie der Thaten und Personen; Lebenszustände und ganze Zeiten in faßbaren Gemälden wolle er darstellen, darum gebe er Culturzustände, Trachten, Lebensweise, culturhistorische Gebäude.... Wer wollte mit diesen Principien im ganzen und großen nicht einverstanden sein? Ganz gewiß ist der Jugend so wenig wie überhaupt irgendjemand mit dem bloßen todten historischen Ballast gedient und ebenso unzweifelhaft ist es auch, daß die Geschichte im engern Sinne, die politische oder Staatengeschichte, durch Hineinziehen der culturhistorischen Momente, also durch die vom Verfasser angeführte Schilderung der Sitten und Trachten ꝛc. nur an Lebendigkeit und Frische und somit auch nur an Wirksamkeit gewinnen kann. Anders dagegen steht es mit der Ausführung; soviel Hände sich auch neuerdings bei uns für die Culturgeschichte regen und soviel Gutes und Tüchtiges sie bereits zu Tage gefördert haben, so ist sie doch noch lange nicht vollständig und gleichmäßig genug bearbeitet, um so gleichsam beiläufig in ein historisches Werk mit hinein verflochten zu werden. Das zeigt sich denn

auch sehr deutlich an dem vorliegenden Buche; die culturhistorischen Excurse desselben, die nach der Absicht des Verfassers wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich den eigentlichen Lebens- und Mittelpunkt des Ganzen bilden sollen, sind ungemein fragmentarisch; es fehlt ihnen an geistiger Entwickelung, in den meisten Fällen begnügt der Verfasser sich, gewisse vereinzelte Notizen mitzutheilen, und auch dabei folgt er weniger der Wichtigkeit des Gegenstandes als dem mehr oder minder großen Reichthum seiner Excerpte, sodaß also diese culturgeschichtliche Illustration des politischen Stoffes sehr ungleichmäßig und fragmentarisch ausfällt; während der Verfasser sich an einzelnen Stellen nicht scheut, ganze weitläufig ausgesponnene Schilderungen einzuschalten, geht er über andere kaum minder wichtige Partien mit wenigen Allgemeinheiten hinweg oder läßt sie auch ganz bei Seite. Ueberhaupt ist diese Ungleichartigkeit die schwächste Seite des Buchs. Zum Theil freilich hat dieselbe im Plan des Verfassers gelegen, wie er denn z. B. die römische Kaisergeschichte absichtlich ganz übergangen hat, vermuthlich weil er die gehäuften Greuel derselben und dies einförmige Einerlei von Verbrechen und Wahnwitz für die Phantasie der Jugend nicht zuträglich hielt. Dies kann man sich denn zur Noth gefallen lassen: wiewol andererseits gerade in diese Zeit der römischen Kaiser gewisse Uebergänge in Lebensweise, Einrichtungen und Ansichten fallen, die ein Buch, das vornehmlich die culturhistorische Seite der Geschichte betont, nicht hätte übergehen sollen und für die uns die dürftigen und willkürlich zusammengewürfelten Notizen über das römische Pantheon, die Thierkämpfe ꝛc. unmöglich entschädigen können. Aber auch übrigens zeigt das Buch eine große Ungleichartigkeit der Behandlung; namentlich ist die neuere Geschichte, die doch nach des Verfassers sonstigen Principien nothwendig hätte mit besonderer Vorliebe behandelt werden müssen, auf ganz unbillige Weise vernachlässigt; während z. B. im ersten Band die Geschichte der Juden volle vier Bogen einnimmt, ist der gesammten neuern Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gegenwart nur ebenso viel eingeräumt, ja die Geschichte Europas vom Sturz Napoleon's bis zum Jahre 1848 wird auf circa drei Seiten abgemacht! Das schmeckt denn doch mehr nach der alten pedantischen Methode, als man übrigens nach den vom Verfasser geäußerten Ansichten erwarten möchte. Damit soll dem Buch jedoch sein Werth und seine Nutzbarkeit, namentlich in pädagogischer Hinsicht, nicht abgesprochen werden; es ist, wie alles, was der Verfasser veröffentlicht, leicht und fließend geschrieben, die Schilderungen sind größtentheils lebhaft und anschaulich, die Färbung des Ganzen kräftig und fesselnd und wird es sich sowol als Privatlectüre vorgerückterer Schüler wie überhaupt als Haus- und Familienbuch gewiß recht nützlich erweisen, vorausgesetzt nur, daß ihm noch ein anderes Werk zur Seite geht, das den Stoff gleichmäßiger und vollständiger behandelt und das daher im Stande ist, die vielfachen Lücken zu ergänzen, welche das vorliegende Werk noch offen gelassen hat und die darum nicht aufhören Lücken zu sein, weil sie zum Theil vom Verfasser selbst so gewollt und beabsichtigt sind. Fkg.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

7. Mai 1858.

Lgrn. Die Italiener sollen, nach der Aesthetik der Liederlichkeit, ihre Freiheitsgefühle durch die Musik manifestiren, was auf gut deutsch heißt: die Italiener haben das Pathos der Freiheit verloren. Die Freiheit hat nur eine Sprache, die Sprache der positiven Ideen, das geflügelte Wort, den adäquaten Ausdruck des Gedankens. Die Freiheit wird niemals das Resultat eines Maskenballs sein, weder in Schweden noch in der Weltgeschichte. Die Musik aber ist eine große Maskerade von Gedanken. Ueber alle neuern Sophistereien hinweg tönt uns das derbe Wort des alten Ernst Moritz Arndt fortwährend in die Ohren: Griechenland ging mitten in der Blüte der schönen Künste zu Grunde; die Kunst ist kein Lebenselixir.

Nicht ohne Bedenken gestehen wir daher, daß das vorwiegende Interesse unsers heutigen Briefes ein Concert ist, daß wir mit einem musikalischen „Ereigniß" unsere Mittheilungen beginnen. Glücklicherweise handelt es sich nicht um Verdi und Halévy, auch nicht um die deutsche „Zukunftsmusik", welche den vergeblichen Anlauf auf Ideen macht, sondern um etwas gründlich Altes, um den alten Haydn. Die große „Association der Künstler" brachte die „Jahreszeiten" zur Aufführung, jenes Oratorium, das 1801 im Saale des Fürsten Schwarzenberg zu Wien das Licht der Welt erblickte, und als wildfremder Pilgrim 1858 zum ersten male nach Brüssel kam, 57 Jahre und einen Tag alt. Der rührende Alte hatte drei Jahre an der „Schöpfung" gearbeitet, wie er selbst sagte, „weil sie lange dauern sollte"; fast ebenso viele Zeit verwandte er auf die „Jahreszeiten". Er zählte 69 Jahre, als der Tanz der Horen beendigt war.

Schon in der „Schöpfung" spuken etliche Naturalismen, etliche Nachahmungen des äußern Geschehens; die „Jahreszeiten" wimmeln davon. Ein Hr. Baron von Swieten, kaiserlich königlicher Bibliothekar, war der Apostel des damaligen wiener „Realismus", der Theoretiker der „Zukunftsmusik"; auch er behauptete vor einem halben Jahrhundert, die Musik könne und solle positive Ideen, abstracte Gedanken imitativ ausdrücken. Haydn, der ein sehr großer Künstler, aber ein mittelmäßiger Philosoph war, ließ sich das Ding einreden; er wollte durch Sensationen Ideen hervorrufen, durch Geräusch Geister ankündigen, gerade wie die Geisterklopfer von heute, die sich für übermenschlich spiritual halten und das Crasseste von allem Materialismus sind. Also die wirklichen, leibhaftigen Vögel singen, wie auf dem Jahrmarkt aus dem Munde des bekannten Virtuosen, der ein Blatt oder ein Metallplättchen auf die Zunge legt, die Bestien brüllen, das Gethier kreischt, die Insekten summen, die Blätter zittern, das Wasser murmelt und rieselt, der Wind säuselt oder ächzt, der Sturm heult, ja noch unendlich mehr und ärger: „der Winter geht in den Frühling über", die Musik spielt „die dichten Nebel, welche den Herbst ankündigen"! Nach den großen Kriegen wider Napoleon wurden bekanntlich Schlachten componirt; wir selbst haben auf dem Klavier die Schlacht bei Jena üben müssen, bis uns ein skeptischer

Mentor sagte: ob wir nicht auch eine „Schüssel mit Salat" spielen könnten. Eine solche plump prosaische „Schüssel mit Salat" kann große ästhetische Dienste leisten; diese Essigsäure hat alle „Ideenmusik" für ewige Zeiten bei uns neutralisirt und die sich in der Zeit entfaltende Empfindung in ihre souveränen Rechte eingesetzt.

Wir gingen so weit, Beethoven's „Pastoralsymphonie" sehr ernstlich anzuzweifeln, obgleich Beethoven uns der Shakspeare der Musik wurde, bis wir in der Biographie Beethoven's seine eigene Aeußerung über jene Symphonie fanden: „Viel mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei." Der wahre Musiker mag sich noch so sehr irren wollen, er kann nicht; die Heugabel eines falschen Zeitgeschmacks, einer absurden Mode vermag eben nicht das Genie auszutreiben. Beethoven wußte dies sogar. Haydn, der es nicht gewußt zu haben scheint, ist doch der lebendige Beweis für diese Wahrheit. Haydn hat in den „Jahreszeiten" alles Mögliche nachgeahmt; aber der innere Sinn, seine volle Künstlerseele schlägt auf Tritt und Schritt triumphirend durch, und der mächtige Strom seines wahren Genies überbraust all die quiekenden und quakenden Narrheiten, sogar das „Gewebe" der herbstankündigenden Nebel, um uns willenlos in das schöne Wunderland zu tragen, wo die harmlos schöne Form uns beseligend anlächelt. Diese einfach großartige Instrumentirung, diese dorischen Säulen, welche das Orchester aufbaut, spotten über die lächerlichen Namen und Titel des Libretto, und das brüsseler Publikum, jüngst noch von einer Beethoven'schen Sonate verhext, zollte seinen ungemessenen Beifall nicht der Zukunftsmusik, sondern der uralten Harmonie, welche die „Jagd", den „bäuerlichen Tanz", das „Spinnrad", die „Romanze" im „Winter" geschaffen hat.

Die Aufführung eines deutschen Meisterwerks auf fremdem Boden mit lauter fremden Kräften war vollkommen gelungen; das Orchester verbrannte nur in seinem Feuereifer etliche Pianos; die drei Soli aber waren Muster von Correctheit und seelenvoller Gediegenheit. Deutschland hat eine neue Eroberung in partibus infidelium gemacht „auf Flügeln des Gesanges".

Auch „Sainte-Claire", die neue Oper des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg, ist in Brüssel gegeben worden; der Hof war gegenwärtig, nur aus verwandtschaftlichem Schicklichkeitsgefühl hatte er nicht „par ordre" drucken lassen. Wissen Sie, was die Kritik über dieses Tonwerk gesagt hat? Sie gibt zu, die Partitur verdiene eine ernstliche Prüfung, der Componist verdiene alle collegialischen Sympathien, dieser Musiker kenne vollkommen die Hülfsquellen seiner Kunst, sei gewissenhaft, opfere sogar einen Effect, wo es im Interesse des Ganzen nöthig sei, er bewege sich auf der Bahn der fortschreitenden Kunst ... aber das Gesetz vom 20. December 1852 und das Gesetz vom 12. März 1858! „Wer an öffentlichen Orten und in Versammlungen durch Reden, Rufe oder Drohungen sich der Beleidigung der Person eines fremden Souveräns schuldig macht"; das geht das Publikum an, welches im Theater de la Monnaie eine respectvolle Reserve beobachtet hat. „Wer einen fremden Souverän beleidigt oder boshafterweise angreift"; das ist für die Kritiker. Da aber jeder recensirte Verfasser sich für „beleidigt" oder für „boshafterweise angegriffen" hält — so heißt der Rest Schweigen. Das Schweigen des Publikums und der Kritik ist die Lehre — der Polizeiminister und Polizeigesetzgeber....

Die Frage des öffentlichen Unterrichts und zwar des obligatorischen Elementarunterrichts ist die einzige, die noch etwas Leben unter den todten Parteien hervorruft. Ein radicaler Advocat, Hr. Funck, hat eine populäre Broschüre für den Zwangsunterricht geschrieben; das kleine Bürgerthum findet die Sache mit der Zeit so übel nicht, und manchem gehen die Augen auf über den blinden Schwindel, der mit der Unterrichtsfreiheit getrieben worden ist, jetzt, da man deutlich sieht, wie die „Freiheit der Unwissenheit" des Pudels Kern war. Die eingeschworenen Blätter des liberalen Cabinets sind für die Freiheit der Dummheit, sie machen Chorus mit dem Weihwedel und der Tiara; die Bewegung ist peripherisch, außerhalb der beiden Lager, dringt aber mehr und mehr auf das Centrum los und bedroht die officiellen Positionen. Vor der Hand liegt freilich die Lösung dieser Frage weit über dem Horizont des laufenden Radicalismus. Denn wenn er z. B. den Zwangsunterricht davontrüge, wenn sich eine Kammermajorität dafür fände: was hat der Gegensatz zum Katholicismus Positives zu lehren, was steckt außer der platten Verneinung in seinem Sack? Worüber sind die liberalen Gelehrten einverstanden? Was würde die officielle Lehre über die Menschen und die letzten Dinge sein? Entweder verfiele der Unterricht einer tollen Anarchie, welche die gesellschaftlichen Zustände nur weiter auf der Bahn der Auflösung führen könnte; oder der Liberalismus riefe den Klerus wieder herbei und garantirte ihm seinen alten Einfluß auf Verstand und Sitten. Der zwangsweise Unterricht wäre alsdann die zwangsweise Katholicisirung des Landes, das Mittel schlüge direct den beabsichtigten Zweck zu Boden. Das Gute der Unterrichtsbewegung besteht daher lediglich in einer heilsamen Unruhe der Geister, es wirkt prophylaktisch gegen den Völkerschlaf.

Aus Hannover.

Mai 1858.

A. Unsere früher aufgestellte Behauptung, daß das herrschende System am Tage der diesmaligen Eröffnung der Ständeversammlung seinen Höhepunkt erreicht habe, bestätigt sich immer mehr. Der Volksgeist beginnt zu erwachen aus dem starrkrampfähnlichen Schlummer, der ihn seit dem unseligen Tage des 1. August 1855 bleiern gefangen hielt. Der Besitzstand der kämpfenden Parteien in der Zweiten Kammer verändert sich fort und fort zu Gunsten der frei- und gleichgesinnten Widerstandspartei: scheidet ein Mitglied der Rechten aus, so schickt der Wahlkörper, inzwischen eines Bessern belehrt oder von Neue ergriffen, ein Mitglied der Linken wieder herein; verliert die Linke einen ihrer Anhänger, so wird er durch einen tüchtigern Nachfolger ersetzt, wie vor kurzem bei der merkwürdigen Wahl in der Stadt Hildesheim. Unabhängigen Mitgliedern der Rechten, die sich nicht in der traurigen Lage der Staatsdiener befinden, gehen Zeichen der öffentlichen Unzufriedenheit aus ihrer Heimat in verschiedener Form und auf verschiedenen Wegen zu. Die einen sucht man dadurch zu beschämen, daß man Eingaben zum Schutze der von ihnen preisgegebenen kostbaren Volksrechte durch hervorragende Angehörige der Gegenpartei dem Hause überreichen läßt; die andern empfangen ausdrückliche Meinungsäußerungen von ihren Urwählern, in denen ihnen Besserung oder aber Verzichtleistung anheimgegeben wird. So

ist den vier Vertretern des hildesheimischen Bauernstandes bereits geschehen; so wird voraussichtlich noch andern Männern geschehen, von denen der Wahlkörper etwas anderes erwartet hat als unbedingten Gehorsam gegen den Willen der Regierung. Gewählt in einer Zeit tiefster Erschlaffung und Erniedrigung des öffentlichen Geistes, gewählt andererseits unter dem denkbar stärksten und allgemeinsten Einfluß der Regierung, ist die gegenwärtige Volkskammer natürlich nichts so wenig wie ein treuer Ausdruck der erstarkten Meinung der Bevölkerung; und während die parlamentarisch schwache Linke der lebhaftesten Zustimmung draußen im Volk gewiß ist, verfährt sich die der Mehrheit sichere Rechte immer mehr in die einsame Bahn des Rückschritts. Es ist die Ueberzeugung vieler dem Volksleben nahe stehender Männer, daß allgemeine Neuwahlen selbst mit dem überaus beengenden Wahlgesetz der rettenden That von 1855 eine freisinnige, eine der Regierung widerstehende Mehrheit in die Zweite Kammer bringen würden. Bis die erregte Bevölkerung ihren Gefühlen auf diese nachdrücklichste Weise Luft zu machen im Stande ist, verschafft sie sich eine kleine Genugthuung mit allerhand bald sinnigen, bald lediglich gutgemeinten Kundgebungen für die standhafte Linke, und vor allem für deren Führer Hrn. von Bennigsen. In den Anzeigespalten unserer Zeitungen hagelt es Gedichte zu seinem Lobe; eine Dorfglocke wird auf seinen Namen getauft; in allen Theilen des Königreichs versammeln sich Gleichgesinnte zu dem einzigen Zwecke, ihn zu feiern, dessen wohlverwendete Beredsamkeit von einem Tage zum andern die Zuhörerräume der Kammer füllt, und unter den Bauern der hauptstädtischen Umgegend ist von den werthvollsten Ehrengeschenken die Rede. Schneller als vielleicht je in Deutschland ein ständischer Redner ist Hr. v. Bennigsen in seinem engern Vaterlande eine volksthümliche Persönlichkeit und über Hannovers Grenzen hinaus berühmt geworden.

Um eine volksthümliche Persönlichkeit zu werden, hat er allerdings zuerst in einer das Volk in seinen Massen so sehr zur Seite schiebenden Zeit handelnd auftreten müssen. In seiner Erscheinung und seinem äußern Wesen ist Rudolf von Bennigsen vollständiger Edelmann. Von jedem Adelsstolz frei und in der innern Theilnahme seines Geistes sogar bis zu den untersten Schichten der Gesellschaft früh hinabgestiegen, hält er doch wenigstens an den gesellschaftlichen Vorrechten und Unterschieden der Bildung fest. Seine Unfähigkeit, sich ohne Zwang und Auffallen herabzulassen, wird dem Führer einer vorwiegend aus Bauern bestehenden Partei zu einem entschiedenen Mangel angerechnet. Aber es ist der einzige. Seine unvergleichlich geläufige, zum Angriff immer bereite, scharfe, immer edle, und nicht selten glänzende Beredsamkeit ist durchaus nicht alles, was das Vaterland an ihm mit Freuden und Dank erkennen muß. Er macht diese schöne Gabe entschieden und unbedingt den höhern Zwecken seiner staatsmännischen Thätigkeit dienstbar, da er viel zu bescheiden, oder vielmehr zu ernst, männlich und gehalten ist, um die rednerischen Erfolge eitel zu suchen. Den merkwürdigsten und erfreulichsten Beweis hiervon legte er in den beiden ausgezeichneten Reden ab, die er gegen die Ausschließung der ehemaligen Minister aus der Ständeversammlung hielt, deren Anwesenheit seinem eigenen Lichte doch zu einiger, wenn auch sicher nicht zu völliger Verdunkelung gereichen würde. Ein angehender Staatsmann von reifer, ruhiger Ueberlegung und weitem Blick,

ein wachsamer Parteiführer, ist Hr. von Bennigsen ebenso tüchtig als Rechtskenner. Dem empirischen Minister des Innern steht er in der vollen Ueberlegenheit des wissenschaftlich und philosophisch durchgebildeten, daher auch an allen Interessen der Bildung aufrichtig theilnehmenden Mannes gegenüber; mit einem leidlich erfahrenen und gewürfelten Beamten kämpft da ersichtlich der echte Staatsmann. Der echte Staatsmann sagen wir um so lieber, als Hr. von Bennigsen mit seinem Takt die Morgendämmerung eines neuen Lichts, welches bald in vollem Tagesglanze über der Lehre vom Staat und über der staatlichen Wirklichkeit Deutschlands aufgehen wird, die Morgendämmerung einer reinern Wirthschaftslehre als der herkömmlichen amtlichen, in sein Bewußtsein aufgenommen hat.

Vom Genfersee.

12. Mai 1858.

Hg. Die Eröffnung zweier wichtigen Eisenbahnen der Westschweiz, der Genf-Lyoner und eines Stücks der Genf-Lausanner, hat kürzlich einer ganzen Legion französischer Journalisten Gelegenheit geboten, den bezüglichen Festen anzuwohnen und dabei ein Stück Helvetien zu sehen. Mehrere dieser Herren haben dann nach dem alten, wie es scheint, recht eigentlich für französische Literaten erfundenen Satz: wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen, theils ihre Reiseeindrücke, theils allerlei politische Betrachtungen über eidgenössische Zustände in pariser Blättern veröffentlicht. Die „Illustration", wol das verbreitetste illustrirte französische Blatt, hat dabei den Beweis geliefert, daß Genf, eine unmittelbare Grenzstadt des Kaiserreichs, in Paris noch eine vollständige terra incognita sein muß: denn sonst wäre es doch wol nicht möglich gewesen, den Lesern solche ungeheuerliche Abbildungen und solche fabelhafte Schilderungen zu bieten, die allerdings insofern ihren Werth haben, als sie einen sehr deutlichen und klaren Beweis davon geben, wie Genf — nicht ist.

Wichtiger sind die politischen Betrachtungen, welche die französischen „unabhängigen" Journalisten über die Schweiz anstellten, und unter diesen Betrachtungen ist besonders der von Léon Plée im „Siècle" mitgetheilte Artikel diesseit des Jura beachtet und gelesen worden. Es lag nahe, daß bei dem Franzosen die in der Schweiz seit 1848 angestrebte Centralisation ganz besondere Anerkennung und Billigung fand. Allein gerade diese Ansicht ist in der schweizerischen, und zwar vorzüglich in der französisch-schweizerischen Presse auf heftigen Widerspruch gestoßen. Besonders war es ein neuenburger Blatt, der „Indépendant", der als Wortführer des Föderalismus auftrat. „Die cantonale Autonomie", so etwa antwortet das genannte Blatt dem demokratischen Unitaristen von der Seine, „die cantonale Autonomie ist keineswegs eine Gefahr für die Schweiz, in ihr vielmehr liegt die Bürgschaft unserer Freiheit. Die Schweiz liebt ihre Freiheit und Nationalität, zu ihrer Vertheidigung eilten unsere Truppen mit größter Opferbereitwilligkeit 1838 an die Westgrenze, 1856 an die Nordgrenze des Landes. Diese enthusiastische Vaterlandsliebe ist nur möglich, weil jeder Schweizer für die Freiheit und die Wohlfahrt seines engern Heimatscantons begeistert ist. Nehmt uns die Cantonalsouveränetät, und setzt ein Centra-

lisationssystem, wodurch das individuelle Leben der Cantone zu Grunde gehen muß, an ihre Stelle, und das gemeinsame, uns alle umschlingende Band ist nicht gefestigt, sondern zerrissen!"

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, auf die wir schon früher hindeuteten, daß gerade in diesem Augenblicke das Princip der Cantonalsouveränetät wieder lauter und nachdrücklicher als jemals von einem großen Theile der schweizerischen Presse vertheidigt wird. Fast scheint es wirklich, daß das Vorgehen des Bundesraths in der französischen Consulatsfrage und in den Maßregeln gegen Genf ernste Besorgnisse hervorgerufen hat. Auf den Grundsatz der Cantonalsouveränetät fußend, hat die genfer Regierung und ihr Organ, die „Revue de Genève", gegen die Einmischung der schweizerischen Centralregierung in die genfer Polizeiangelegenheiten anläßlich der Ausweisung französischer und italienischer Flüchtlinge laut und nachdrücklich protestirt. Eine noch weiter gehende Auslegung erhielte dasselbe Princip, wenn es wahr sein sollte, daß James Fazy, von dessen Audienzen bei Hrn. von Walewski die französischen Zeitungen viel, die schweizerischen fast nichts zu erzählen wußten, seinen Separatfrieden mit dem französischen Ministerium zu schließen gesucht hat. Man würde sich freilich in Bern nicht allzu sehr darüber beklagen dürfen, hatte man doch Genf zum Sündenbock für die ganze Schweiz zu stempeln, geradezu preiszugeben gesucht. Man wird es niemand verargen können, daß er für die Rolle eines politischen Blitzableiters dankt und sich selbst zu helfen sucht, wenn er von den nächsten Angehörigen verlassen und verleugnet wird.

Die Consulatsfrage ist bekanntlich so entschieden worden, wie jedermann, der die auswärtige Politik der Schweiz nicht erst seit gestern kennt, voraussah, d. h. im französischen Sinne. Die „Polizeiconsuln", gegen welche ein großer, ja der bei weitem größte Theil der Schweizerpresse so laut protestirte, werden in Basel und Lachaux-de-Fonds ihren Sitz aufschlagen. Die Parallele mit den Ereignissen im Anfang der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre ist damit so ziemlich hergestellt. Zufällig fiel uns dieser Tage ein Schriftchen in die Hände: „G. Kombst, Erinnerungen aus meinem Leben, 1848", das im Sturm und Drang der damaligen Zeitverhältnisse wol ziemlich übersehen ist*), hingegen sehr interessante Beiträge zur Kenntniß gewisser Partien der neuern Geschichte der Schweiz enthält. Wer sich darüber belehren will, wie im Punkt der auswärtigen Politik der „neue Bund" so ziemlich in die Fußtapfen des alten tritt, der lese die Abschnitte XXII und XXIII dieses Schriftchens. Um die Parallele vollständig zu machen, so war es in den dreißiger Jahren Zürich, „das damals unter seinem Bürgermeister Hirzel auf diesem Wege der Demüthigung voranging" (vergl. Kombst), und heute ist es die „Neue Zürcher Zeitung", die von Anfang an die Sache der Nachgiebigkeit in der Consulatsfrage vertrat. Ist das vielleicht bloßer Zufall oder liegt ein tieferer Zusammenhang in dieser Erscheinung?

*) Doch nicht so ganz; der Herausgeber dieser Blätter, der Kombst noch persönlich gekannt hatte und seinen wechselnden Schicksalen stets mit Theilnahme gefolgt war, hat bald nach Erscheinen des Buchs, im Jahrgang 1849 der „Blätter für literarische Unterhaltung" ausführlich darüber berichtet; vgl. auch des Verfassers „Neue Schriften" im zweiten Band. D. Red.

Wir haben in diesen Blättern seiner Zeit mitgetheilt, mit welchen besondern Vorbehalten die Ernennung des Dr. Kern zum eidgenössischen Gesandten in Paris von einem Theil der schweizerischen Presse aufgenommen wurde. Die factische Erledigung der neuenburger Frage schon befriedigte keineswegs überall in der Schweiz; und die schließliche Nachgiebigkeit des Bundesraths in der Consulatssache wird jetzt wieder als eine Folge hauptsächlich davon betrachtet, daß die Vorstellungen des eidgenössischen Vertreters in Paris nicht durchdrangen, mit andern Worten, daß Hr. Kern in seinen diplomatischen Negociationen kein Glück hatte. Ob zu Erlangung solcher Resultate der frühere einfache Geschäftsträger nicht genügt hätte? fragt der „Bund". Die Schweiz soll nach einem bekannten Sprichworte das gelobte Land der Diplomatie sein; für Ausländische mag das seine Richtigkeit haben, für Einheimische unmöglich! Schlimmer ist wol kein Sterblicher gebettet als ein schweizerischer Diplomat; Dr. Kern wie sein Vorgänger Barman können jedenfalls ein Lied davon singen.

Hierher gehört eine Angelegenheit, die zugleich dicht an dem Gebiet der politischen Farce vorbeistreift: der schweizerisch-persische Handelsvertrag, der gegenwärtig von neuem die Presse vielfach beschäftigt. Der Vertrag ist, während Feruth-Khan bekanntlich mit aller Welt Handelsbündnisse abschloß, mit der Schweiz nicht zu Stande gekommen, weil der Bundesrath und Dr. Kern Anstand nahmen, den Persern das freie Niederlassungsrecht in der Schweiz zu bewilligen, da dasselbe nur Christen, keineswegs aber Mohammedanern oder Feueranbetern nach der Bundesverfassung gestattet werden könne! (Vergl. den neuesten bundesräthlichen Geschäftsbericht.) Die Presse hat ziemlich einmüthig ihren Tadel über ein solches kleinliches Bedenken ausgesprochen, am unzufriedensten aber zeigen sich die ziemlich zahlreichen Schweizer im Orient über die pedantische Politik des Bundesraths. Einen interessanten Beitrag zu dieser Angelegenheit liefert noch ein Brief des „Exministers" Barman an den neuenburger „Indépendant". Hiernach hätte während der Verhandlungen der Bundesrath seinem pariser Geschäftsträger auch aufgegeben, dem persischen Gesandten von vornherein bemerklich zu machen, daß alle etwa in der Schweiz sich niederlassenden persischen Unterthanen sich „sorgfältig aller politischen Wühlereien" zu enthalten hätten! Die Sache hat eine ärgerliche Polemik in der Presse hervorgerufen; der „Bund" erklärt die letztere Angabe des Hrn. Barman geradezu für unwahr; der Handel ist damit freilich schwerlich erledigt.

Die vorstehenden Mittheilungen mögen genügen, um zu beweisen, daß wenigstens Elemente vorhanden sind, die einer parlamentarischen Opposition innerhalb der Bundesversammlung zum Ausgangs- und Stützpunkt dienen könnten. Allein es scheint richtig, was bereits anderwärts bezüglich des politischen Lebens in den einzelnen Cantonen bemerkt worden ist: „Es zeigt sich fast allenthalben eine gewisse Apathie, der Geist flieht aus den Parteien und für neue Bildungen mangelt es an positiven Grundsätzen."

Notizen.

Schon wieder hat die deutsche Wissenschaft einen ihrer geachtetsten und verdientesten Namen eingebüßt: am 12. Mai starb zu Leipzig der Kirchenrath und ordentliche Professor der Theologie an der dortigen Universität Georg Benedict Winer, einer der gelehrtesten Theologen unserer Tage, namentlich auf linguistischem und exegetischem Gebiet. Im Jahre 1789 zu Leipzig geboren, studirte er, auf der dortigen Nicolaischule vorbereitet, Theologie, und zwar ebenfalls in seiner Vaterstadt, wo er sich auch 1817 als akademischer Docent niederließ. Schon im nächstfolgenden Jahre zum außerordentlichen Professor befördert, folgte er 1823 einem Rufe als Ordinarius nach Erlangen, kehrte jedoch 1832 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig zurück, wo er nun als einer der beliebtesten und einflußreichsten Lehrer thätig war, bis in den letzten Jahren ein Augenübel, das allmählich in völlige Erblindung überzugehen drohte, seiner akademischen Thätigkeit ein Ziel setzte. Von seinen zahlreichen Schriften, die sich alle durch solide Gelehrsamkeit auszeichnen, auch großentheils zahlreiche Auflagen erlebt haben, sind besonders hervorzuheben: „Grammatik des biblischen und targumischen Chaldäismus“ (Leipzig 1824; 2. Aufl., 1842), der sich 1825 das „Chaldäische Lesebuch“, sowie 1828 die Bearbeitung von Simon's „Lexicon manuale Hebraicum“ anschloß; ferner die „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms“ (zuerst 1822, in sechster Auflage 1854); „Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien, nebst Belegen aus ihren symbolischen Schriften“ (1824; 2. Aufl. 1837); „Handbuch der theologischen Literatur, hauptsächlich des protestantischen Deutschland“ (1825; 3. Aufl. 1837—40) ꝛc. Einer großen und dauernden Verbreitung erfreute sich auch sein „Biblisches Realwörterbuch“, das zuerst 1820 zu Leipzig in zwei Bänden, 1845—47 aber in dritter, vielfach umgearbeiteter und verbesserter Auflage erschien. — Aus Schweden wird der Tod des Professors Wahlbom gemeldet, eines der talentvollsten und geschätztesten unter den nicht eben zahlreichen Künstlern dieses Landes. Im Jahre 1810 in der Nähe von Kalmar als der Sohn eines Geistlichen geboren, widmete Wahlbom sich anfangs dem Soldatenstande. Allein schon als Cadet auf der Kriegsschule zeigte er einen so entschiedenen Hang und zugleich so viel Beruf zu den bildenden Künsten, daß er den Militärdienst quittirte und die Kriegsakademie mit der Akademie der Künste in Stockholm vertauschte. Gleichzeitig war er, um sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, als Hülfslehrer bei dem gymnastischen Institut von Ling thätig, dem bekannten Erfinder der sogenannten schwedischen Heilgymnastik. Inzwischen wollte einer seiner Lehrer an der Akademie einen Mangel an Farbensinn bei ihm wahrnehmen, was ihn veranlaßte, sich unter Byström's Leitung der Bildhauerkunst zuzuwenden. Doch gab er darum die Malerei nicht ganz auf, vielmehr arbeitete er fleißig an allerhand Compositionen aus der nordischen Mythologie und Geschichte, welche, zum Theil in Wasserfarben ausgeführt, einen nicht unerheblichen Ruf erwarben und ihn bestimmten, den Meißel nochmals mit Bleistift und Pinsel zu vertauschen. Eine Studienreise nach Paris, wo er sich nun unter Winterhalter auch der Oelmalerei wid-

mete, trug nicht wenig zur Ausbildung seines Talents bei. Nach verschiedenen andern, zu künstlerischen Zwecken unternommenen Reisen, begab er sich, durch ein auf fünf Jahre ertheiltes Stipendium der stockholmer Akademie unterstützt, nach Rom; einige größere Gemälde aus der schwedischen Geschichte, die er hier vollendete, machten ihn in seinem Vaterlande sehr beliebt, sodaß er, 1845 nach Schweden zurückgekehrt, daselbst mit allgemeiner Theilnahme empfangen ward. Sein nächstes Werk war zugleich sein berühmtestes: „Eine Beiwacht im Dreißigjährigen Kriege"; dasselbe ward in und außerhalb Schweden mit lebhaftem Beifall aufgenommen und verschaffte dem Künstler eine Professur an der Akademie zu Stockholm. Zu seinen berühmtesten Werken gehört ferner „Der Tod Gustav Adolf's bei Lützen"; dasselbe wurde vom Staat angekauft. So, auf der Höhe seines Ruhms und seiner Wirksamkeit angelangt, trat er vor kurzem eine neue Studienreise nach Rom an; er nahm seinen Weg über England und hier wurde er am 21. April dieses Jahres von einem vorzeitigen Tode dahingerafft. In Deutschland dürfte von Wahlbom's Werken nur wenig bekannt sein; desto größer war der Ruf, dessen er in seinem Vaterlande genoß.

Von Dingelstedt's „Gedichten" befindet sich eine neue, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage unter der Presse; dieselbe soll namentlich durch verschiedene neue erzählende Gedichte bereichert sein. Adolf Stahr in Berlin soll an einem „Leben Lessing's" arbeiten; ein interessantes Bruchstück daraus, „Lessing's Lieben und Leiden", brachte vor einiger Zeit das „Oesterreichische Morgenblatt". Wie aus Dresden berichtet wird, hat Berthold Auerbach sein mehrfach angekündigtes Drama „Der Wahrspruch", das vor einigen Monaten in Stettin bei Anwesenheit des Dichters über die Breter ging, von der Bühne zurückgezogen. Dagegen soll er eine neue dramatische Arbeit unter der Feder haben; der Stoff soll wiederum dem Genre der Dorfgeschichte angehören.

Laube's „Cato von Eisen" ist kürzlich in Prag gegeben worden, aber ebenfalls nur mit halbem Erfolg. Dasselbe Schicksal hatten „Die Schuldbewußten" von Benedix auf der Königlichen Hofbühne zu Berlin. Eine andere Neuigkeit, die ebendaselbst gegeben wurde, „Die drei Halsbänder" fiel sogar vollständig durch; als Verfasser wurde auf dem Zettel ein Dr. Bertram genannt, in der That jedoch soll das Stück von Hackländer, der mit seinen neuern Stücken überhaupt kein Glück zu haben scheint, herrühren. Dagegen soll in Weimar „Heinrich von Schwerin", historische Tragödie von Gustav von Meyern, dem Verfasser des „Welfenliedes", mit leidlichem Beifall aufgenommen worden sein.

In Beziehung auf den Professor Dehn in Berlin, dessen unerwartetes Dahinscheiden wir kürzlich meldeten, bringen die öffentlichen Blätter jetzt aus Ludwig Rellstab's Feder einige genauere biographische Mittheilungen, denen wir, zur Ergänzung unserer neulichen Notiz, Folgendes entnehmen. Siegfried Wilhelm Dehn wurde im Jahre 1800 (oder vielleicht auch schon 1799) zu Altona geboren. Die günstigen Verhältnisse, in denen sein Vater lebte, gestatteten ihm frühzeitig, seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen

zu leben. Schon auf dem Gymnasium zu Plön, das er nach einem verunglückten Versuch, sich der Forstwissenschaft zu widmen, seit seinem 16. Lebensjahre besuchte, war die Musik sein Lieblingsstudium, das er theoretisch wie praktisch mit lebhaftem Eifer betrieb. Seit 1822 studirte er auf verschiedenen Universitäten und folgte dann 1824 seinem Vater, der inzwischen schwedischer Consul in Berlin geworden war, nach letzterer Stadt. Der schwedischen Gesandtschaft in Berlin beigegeben, lebte er in den behaglichsten Verhältnissen, als plötzlich (1829) sein Vater infolge verunglückter Speculationen sein ganzes Vermögen verlor. Auch der Sohn gerieth dadurch in die drückendsten Verhältnisse; nachdem er schon vorher ökonomischer Rücksichten halber seine amtliche Stellung aufgegeben, sah er sich nunmehr, von allen Hülfsmitteln entblößt, in der Nothwendigkeit, durch eigenen persönlichen Fleiß für seine Existenz zu sorgen. Der junge, bisher vom Glück so verwöhnte Mann hatte nicht selten mit der härtesten Noth zu kämpfen: allein diese Noth stählte seine Kraft und entwickelte eine Energie seines Charakters, die sich späterhin niemals verleugnete. Durch den berühmten Bernhard Klein, der sich aufs großmüthigste seiner annahm, in seiner musikalischen Ausbildung befördert und befestigt, wurde Dehn bald einer der geschätztesten Musiklehrer Berlins; selbst angehende Meister, wie der bekannte russische Componist Glinka, der ebenfalls vor kurzem in Berlin durch einen vorzeitigen Tod dahingerafft ward, suchten seinen Unterricht auf. Gleichzeitig widmete er sich mit immer wachsendem Eifer dem Studium der musikalischen Literatur; die Kenntnisse, die er sich auf diesem Felde erwarb, waren außerordentlich und dürfte schwerlich ein Mitlebender ihn in diesem Punkte übertroffen haben. In Anerkennung dieser ungewöhnlichen Kenntnisse wurde er 1842 zum Custos bei der musikalischen Abtheilung des königlichen Archivs zu Berlin ernannt; auf die Verdienste, die er sich in dieser Stellung erworben und die ihm ein dauerndes Andenken sichern, haben wir schon neulich hingedeutet.

Auch die Redaction des in Prag erscheinenden „Oesterreichischen Morgenblatt" hat für gut befunden, die jetzt grassirende Sitte der Preisausschreibungen mitzumachen, so unfruchtbar und zweckwidrig dieselben sich auch von jeher gezeigt haben. Die genannte Redaction hat gleichzeitig drei Preise ausgesetzt: einen Preis von 20 Dukaten für die beste kleine Novelle, im Umfang von 1—2 Bogen im Format des Blattes, wobei der historischen Novelle der Vorzug zuerkannt wird. Sodann für die beste Ballade, im Umfange höchstens wie Schiller's „Taucher" und zum wenigsten wie Goethe's „Sänger", einen Preis von 5 Dukaten; endlich 2 Dukaten für das beste lyrische Gedicht, höchstens so groß wie Lenau's „Der gute Gesell" und mindestens wie Geibel's „Rückerinnerung". Politische und confessionelle Controverse ist bei sämmtlichen Preisarbeiten ausgeschlossen. Den Arbeiten, die, mit einem Motto versehen, franco einzusenden sind, muß ein mit demselben Motto versehenes Schreiben, Namen und Adresse des Verfassers enthaltend, beigefügt sein. Die Einsendungen müssen spätestens bis zum nächsten 1. Juli geschehen; die Bekanntmachung der gekrönten Arbeiten, die gleich den nächstbesten im „Oesterreichischen Morgenblatt" abgedruckt werden, soll nebst der Ertheilung der Preise am 1. August dieses Jahres statthaben.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprachbuch
für deutsche Schulen.

Nach den Resultaten der neuern historischen Sprachforschung auf dem Gebiete der Lexikologie und Grammatik bearbeitet von

Heinrich Theodor Traut.

8. Geh. 15 Ngr.

Daß der Unterricht in der deutschen Sprache nach denjenigen Unterrichtsschriften, welche die Sprache rein logisch als etwas Fertiges, nicht historisch als der innern Weiterentwickelung fähig, auffassen, wenig fruchtbringend sei, ist eine häufig vernommene Klage. In dem vorliegenden „Deutschen Sprachbuch" hat nun der Verfasser auf Grund seiner Lehrer-Erfahrungen versucht, die Resultate historischer Sprachforschung unterrichtsgemäß zu bearbeiten und, entkleidet der gelehrten Terminologie, zum ersten male in praktischer Abfassung den Schulen zugänglich zu machen. Das Buch wird deshalb ohne Zweifel vielen Lehrern ein willkommenes Unterrichtsmittel sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie.

Von Dr. **Gustav Leopold Staedler.**

In 8 Lieferungen zu 7—8 Bogen.

Erste und zweite Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 10 Ngr.

In diesem Werke wird das gesammte geographische Wissen in drei Theilen als 1. mathematische oder astronomische, 2. physische oder eigentliche und 3. politische oder Staaten-Geographie behandelt. Das Ganze, in klarer, leichtverständlicher Sprache geschrieben, wird sich sowol für die Schule als für den Handgebrauch jedes Gebildeten eignen, indem der erste Theil ungewöhnlich eingehend sein Thema ausführt, dazu auch eine Uebersicht der Zeitrechnungen enthält, der zweite Theil zugleich Atmosphärographie und Geologie in anschaulicher Kürze darstellt, der dritte endlich vorzugsweise die historische Entwickelung der Staaten, sowol der gegenwärtigen wie der alten und ehemaligen, mit Hinzufügung der nöthigen statistischen Angaben beschreibt. Die Druckeinrichtung gewährt die größte Uebersichtlichkeit und ein vollständiges Register wird die Benutzung wesentlich erleichtern.

Das Werk erscheint in 8 Lieferungen von 7—8 Bogen zu 10 Ngr. Die Lieferungen werden in kurzen Zwischenräumen ausgegeben, sodaß das ganze Werk im Laufe des Sommers vollständig erschienen sein wird.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlrn. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 23.** 3. Juni 1858.

Inhalt: Die Kopffüßler. Von **Julius Althaus.** — Anton de Montoro. Der letzte spanische Troubadour. Von **M. Kayserling.** — Briefe über Ludwig Feuerbach und seine Theogonie. Von **Arnold Ruge.** Erster Brief. — Literatur und Kunst. Aus Amerika. („Emigrantengeschichten. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben von Griesinger. Erster Band.") — Correspondenz. (Vom Rhein.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Kopffüßler.

Von

Julius Althaus.

Auf den Fischmärkten von Triest, Messina und andern südeuropäischen Städten beobachtet man nicht selten ein eigenthümliches Schauspiel. Pulpen, Sepien und Kalmare, die wegen ihres unverhältnißmäßig großen Kopfes und ihrer langen Füße den Namen Kopffüßler oder Cephalopoden erhalten haben, liegen in langen Reihen zur Schau neben Aalen und Makrelen. Das Volk hat Vorliebe für die Kopffüßler, wol nur, weil sie sehr billig sind. Ein Käufer tritt an den Tisch des Händlers, betrachtet die Waare genau und wendet sich dann verächtlich ab von dem elenden, lange gestorbenen, ungenießbaren Gethier, wie er es nennt. Der Fischer, erzürnt, seinen Fang geschmäht zu hören und bange, einen Kreuzer oder Bajocco zu verlieren, ergreift einen Kalmar und schleudert ihn kraftvoll gegen einen Stein. Augenblicklich entsteht in der bisher ganz unscheinbaren Haut des Thieres ein prächtiges Farbenspiel: blaue, violette, rothe Schattirungen verweben sich, verschmelzen ineinander; kein Punkt zeigt jetzt denselben Anblick, den er vorher gewährte, überall ist ein Kommen und Gehen, ein Dunkler- und Hellerwerden, kurz eine unaufhörliche Veränderung, die erst nach einer gewissen Zeit dem frühern monotonen Zustande wieder Platz macht. Der Kün-

fer, welcher sich mismuthig abgewandt hatte, scheint nun überzeugt, daß es keine „faulen Fische“ sind, die er einkauft, er zahlt die Kupfermünze und macht sich mit seinem Gericht auf den Weg, um es mit Maccaroni, Liebesäpfeln und vielleicht auch einem Glase Landwein daheim in der Hütte zu verzehren.

Dies Farbenspiel in der Haut der Kopffüßler, welches eins der interessantesten Phänomene der thierischen Physiologie ist, beobachtet man am schönsten bei noch lebendigen kräftigen Thieren, die man in Gefäßen mit Meerwasser hält — ihre Haut bietet da in keinem Momente denselben Anblick dar und blitzschnell wechselt die Vertheilung und Schattirung der Farben. Man kann das Schauspiel übrigens auch noch einige Zeit nach dem Tode der Thiere hervorrufen, wenn die Reizbarkeit des Nervensystems noch nicht vollkommen erloschen ist, dadurch, daß man äußere Reize auf die Haut der Thiere anbringt, also indem man sie sticht, schlägt, brennt oder gegen Steine schleudert. Sind jedoch einige Stunden nach dem Tode der Kopffüßler verflossen, so erscheint das Phänomen nicht wieder und kann also ganz mit Recht als Erkennungszeichen dafür benutzt werden, ob die Thiere frisch sind oder nicht.

Wodurch wird dieses sonderbare Schauspiel, das kein Analogon in den übrigen Thierklassen hat, bewirkt? In der Haut der Cephalopoden finden sich Höhlen, welche von zarten, elastischen Häuten umschlossen sind. In jeder dieser Höhlen liegt eine nicht unbedeutende Anzahl von Farbekörnern angehäuft, welche rothe, blaue, violette oder gelbbraune Flecken bilden. Da die Höhlen von elastischen Häuten umschlossen sind, ändern sie sehr leicht ihre Form, ziehen sich bald auf einen kleinern Raum zusammen, dehnen sich bald wieder auf einen größern aus. Selbständiger Bewegung freilich ist das Häutchen, welches die Farbekörner einschließt, nicht fähig; vielmehr rührt die Bewegung von Muskelfasern her, welche aus der allgemeinen Körperhülle des Thieres in das die Höhle umschließende Häutchen übergehen. Wenn sich diese Fasern, die überall innig mit der Substanz des Häutchens verwoben sind, zusammenziehen, so wird die elastische Wand der Zelle natürlich auseinandergezerrt, sie erscheint zackig und augenblicklich verbreiten sich die im halbaufgelösten Zustande befindlichen Farbekörner über eine größere Fläche, die Flecke in der Haut erscheinen viel heller, ja sie verschwinden fast. Erschlaffen dann die Muskelfasern, so zieht sich das Häutchen, vermöge seiner Elasticität, wieder zusammen, die Zelle wird wieder so klein wie vorher, die einzelnen Farbkörner drängen sich aneinander und die Flecken erscheinen nun klein und saturirt. In einer und derselben Zelle liegen immer gleichgefärbte Pigmentkörner zusammen, die Zellen selbst aber sind gewöhnlich auf die mannichfaltigste Art durcheinander verstreut, sodaß neben der blauen Höhle eine violette liegt, an welche sich eine rothe

oder gelbe anschließt. Durch die gruppenweise und abwechselnd erfolgende Ausdehnung und Zusammenziehung dieser Farbenzellen nun erfolgt das schon seit den ältesten Zeiten berühmt gewesene Farbenspiel in der Haut der Kopffüßler. Die Zellen bewahren übrigens die Fähigkeit, ihre Form zu verändern, noch einige Zeit, nachdem sie aus dem Zusammenhange mit dem lebenden Thiere gerissen sind, sodaß man auch an losgetrennten größern und kleinern Hautstücken den Farbenwechsel noch eine Zeit lang zu erkennen im Stande ist. Nach dem Ableben der Cephalopoden erscheinen die Farbenzellen nicht mehr gezackt und weit ausgedehnt; denn ein solcher Zustand wird durch die Contraction lebender Muskelfasern hervorgebracht. Vielmehr sind sie nun rund und klein, die Färbung also auf bestimmte Punkte zusammengedrängt und saturirt — ein Zustand, der durch das Fortwirken der elastischen Kraft in den Zellen entsteht; diese Kraft ist eine physikalische und wirkt beständig, einerlei ob ein Thier todt oder lebendig ist. Es hat also ganz denselben Grund, daß die Schalen todter Muscheln klaffen und die Farbenzellen todter Kopffüßler klein und rund erscheinen. Ist die lebendige Muskelkraft erstorben, so kann bei den Muscheln kein Schließen der Schalen, bei den Cephalopoden kein Farbenwechsel mehr stattfinden — das Aufhören dieser Phänomene ist daher ein vollgültiges Zeichen dafür, daß das Leben der Thiere erloschen ist, daß das Nervensystem seine Reizbarkeit verloren hat.

Das Nervensystem der Kopffüßler unterscheidet sich von dem ihnen verwandter Mollusken hauptsächlich durch eine größere Menge der Gehirnsubstanz. Auch ist ihr Gehirn von einer knorpeligen Hülle eingeschlossen, welche diesem lebenswichtigsten Organe gehörigen Schutz verleiht und dem Schädel der Wirbelthiere vergleichbar ist. Dieser Knorpel bildet die Grundlage des Kopfes der Cephalopoden und trägt außer dem Gehirn auch noch die Sinnesorgane. Das Gehirn liegt in dem mittlern Theile dieses Knorpels; es ist von kugeliger Form und schickt Nerven für die Sinnesorgane, die Füße, den Mantel und die Eingeweide der Thiere ab. Im untern Theil desselben Knorpels stecken die Gehörorgane, welche schon weit complicirter und menschenähnlicher gebaut sind als die der Muscheln und Schnecken. Die Seitentheile des Kopfknorpels bilden eine Höhle, worin die beiden unverhältnißmäßig großen Augen liegen, welche übrigens in der jungen Brut der Kopffüßler verhältnißmäßig noch viel größer sind als in den erwachsenen Thieren und einen sehr ausgebildeten optischen Apparat darstellen: schon Aristoteles bemerkt, daß die Cephalopoden sehr scharf sehen. Endlich in der Nachbarschaft der Augen liegt ein sonderbares Organ, welches seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hat, aber erst neuer-

dings richtig gedeutet worden ist. Dasselbe stellt sich dar als eine von wulstigen Rändern umgebene Grube, auf deren Grunde sich ein weißlicher warzenartiger Körper erhebt, welcher das materielle Substrat des Geruchsinns bildet. Zwei besonders für dies Organ bestimmte Nerven kommen vom untern Theil des Gehirns, treten erst in die Augenhöhle und ziehen dann nach außen, wo sie die Riechwärzchen aufsuchen, in denen sie sich strahlenförmig verbreiten. Man hielt diese Gebilde lange Zeit für Gehörgänge und Ohrmuscheln, bis Kölliker specifische Nerven darin entdeckte und das Ganze für ein Geruchsorgan erklärte. Daß die Kopffüßler wirklich riechen und durch gewisse Substanzen angezogen, durch andere verscheucht werden, scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein. Zu den Zeiten des Aristoteles banden die griechischen Fischer stark riechende Kräuter an ihre Köder, um sie vor den Pulpen zu schützen; und Cuvier gibt an, daß die Thiere durch den Geruch der Oliven sowie der Blätter des Feigenbaums ans Land gezogen werden. Ein Axiom der dogmatischen Physiologie, daß nämlich zum Riechen Luftströmungen nothwendig seien, welche gasförmige Stoffe zu den Geruchsorganen führen, erhält einen bedenklichen Stoß durch die Thatsache, daß Thiere im Wasser ebenso wol zu riechen im Stande sind wie wir in der Luft.

Der Tastsinn der Cephalopoden ist besonders in ihren großen Armen entwickelt, welche im Kreise um den Kopf herumstehen und am Kopfknorpel befestigt sind. Diese Arme oder Füße sind muskulöse Fortsätze des Leibes und zur Ortsbewegung, zum Kriechen und Sichanklammern sowie zum Greifen und Fassen der Beute bestimmt. Die Zahl und Größe dieser Arme oder Füße ist bei den einzelnen Arten sehr verschieden. Während sich beim Pulpen acht sehr starke Arme von gleicher Länge finden, hat die Argonauta sechs Arme, die denen des Pulpen gleichen und zwei, welche durchaus davon verschieden sind. Sepien und Kalmare haben zehn Arme, von denen zwei bedeutend länger sind als die übrigen. Ja der in den indischen Meeren heimische Nautilus hat nicht weniger als 38 feine wie Fühler gebildete Arme, die etwas plattgedrückt erscheinen und sich vollständig in eine röhrenförmige Scheide zurückziehen können. Beim Pulpen sind die Arme am längsten und stärksten. Sie bestehen aus Bindegewebe und Muskelfasern, die strahlenförmig bis zur Spitze der Arme gehen, und tragen an ihrer innern Seite fleischige Saugnäpfe, welche bald in einer einfachen, bald in einer doppelten oder mehrfachen Reihe stehen. Nicht bei allen Kopffüßlern sind die Saugnäpfe gleichentwickelt. Bei einigen erscheinen sie verkümmert, bei andern sind sie sehr groß und zahlreich. Bei den meisten Pulpen spannt sich über die Mündung der Saugnäpfe ein in der Mitte durchbohrtes Häutchen. Die Oeffnung in diesem Häutchen kann durch einen Wulst ausgefüllt werden, der sich vom Grunde jedes Napfes er-

hebt. Das Festsaugen dieser Näpfe nun geht in folgender Weise vor sich. Sie drücken sich an irgendeinen Gegenstand an und ziehen dann den Wulst aus der Oeffnung der Spannhaut zurück. Dadurch entsteht ein leerer Raum; um diesen auszufüllen, drängt sich augenblicklich der betreffende Theil in den Saugnapf hinein. Die Kraft, womit diese Saugnäpfe, deren oft Hunderte vorhanden sind, wirken, ist sehr bedeutend. Oft kann man sie nicht anders von dem betreffenden Gegenstande entfernen, als wenn man die Arme zerschneidet; selbst einige Zeit nach dem Tode der Thiere adhäriren sie noch und da manche Kopffüßler eine sehr beträchtliche Größe erreichen, so lautet die Erzählung des Aristoteles, daß Badende im Meere durch allzu feste Umarmungen solcher Pulpen erstickt seien, gar nicht unwahrscheinlich. Auch erzählen die Naturforscher, welche Cook auf seiner ersten Reise begleiteten, daß die Eingeborenen mehrerer australischer Inseln sich nicht ins Meer wagen, aus Furcht vor kolossalen Kopffüßlern, von denen sie erzählen, daß Badende durch sie in die Tiefe gerissen werden.

Ueber die Größe, welche die Cephalopoden erreichen sollen, cursirten früher etwas fabelhafte Vorstellungen. Das Bemerkenswertheste, was in dieser Beziehung einer oft zu leichtgläubigen Phantasie geboten wurde, ist die Sage von dem norwegischen „Kraken", der einer Insel gleicht und, wenn er sich mit seinen Armen in dem Tauwerk großer Dreimaster verfängt, diese sofort auf die Seite legt. Nach der Sage sind Fischer in der Meinung, Land erreicht zu haben, auf dem Rücken eines Kraken ausgestiegen, haben Feuer darauf angezündet und sind in ihrer Mahlzeit auf eine fatale Weise dadurch gestört worden, daß das verrätherische Ungethüm, um die brennende Glut auf seinem Rücken zu löschen, in die Fluten hinabglitt und alles versenkte, was sich auf ihm befand. Plinius erzählt allen Ernstes von einem Pulpen, dessen Kopf so groß war wie eine 15 Eimer fassende Tonne und dessen Reste dem Lucullus präsentirt wurden, als er Proconsul in Spanien war. Die Arme waren 30 Fuß lang und so dick, daß ein Mann sie kaum umspannen konnte. Die Saugnäpfe glichen großen Becken und die Zähne zeigten sich verhältnißmäßig entwickelt. Was von dem Körper übrig geblieben war, wog 700 Pfund. Dieser Pulpe hatte, wie Plinius erzählt, die Gewohnheit, aus dem Meere ans Land zu kommen und die Behälter zu plündern, in denen man eingesalzenes Fleisch aufbewahrte. Das erregte endlich den Zorn der Wächter. Sie suchten die Behälter durch Palissaden zu schützen — aber vergeblich, der Pulpe erreichte seinen Zweck, indem er erst auf einen nahe stehenden Baumstamm kletterte und dann über die Palissaden hinübersprang. Einst wurde er jedoch bei nächtlicher Weile durch die Schlauheit der Hunde aufgespürt, als er sich eben auf den Rückweg machte; ihr Gebell zog die Wächter herbei, welche anfangs

durch das ungewohnte Schauspiel erschreckt wurden, das sich ihnen darbot. In der That hatte das Thier eine ungemessene Länge; seine Farbe war durch die Salzlake verändert und es verbreitete einen fürchterlichen Geruch. Die Hunde zerbissen es aber jämmerlich und endlich schlug man es mit Dreizacken vollends todt.

Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß die Tiefe des Meers riesige Kopffüßler beherbergt, welche selten an die Oberfläche kommen. Bei Cook's erster Reise fanden die ihn begleitenden Naturforscher zwischen Kap Horn und Australien den Leichnam eines kolossalen Kalmar im Meere umhertreiben, umschwirrt von Wasservögeln, die sich von den Resten des Thiers nährten. Theile dieses Exemplars werden noch im Hunter'schen Museum im Royal College of Surgeons in London aufbewahrt und muß danach das betreffende Individuum vom Schwanzende bis zum Ende der Arme wenigstens 6 Fuß gemessen haben, während die Kopffüßler, welche man gewöhnlich in unsern Meeren antrifft, nicht länger sind als 1—2 Fuß.

Der Kopf der Cephalopoden ist durch eine deutliche Einschnürung, welche man ganz wohl als Hals bezeichnen kann, von dem Rumpf der Thiere abgesetzt. Der Rumpf ist ein großer Sack, in welchem die Eingeweide liegen, und wie bei allen übrigen Mollusken von einem Mantel umschlossen, der bei einigen eine äußere, bei andern eine innere Schale absondert. Eine äußere aus kohlensauerm Kalk und einer organischen Grundsubstanz gebildete Schale findet sich gegenwärtig nur bei zwei Arten vor. Allgemein bekannt ist die sehr zierliche Schale der Argonauta Argo, welche man Papierboot zu nennen pflegt. Dies Gehäuse besteht aus dünnen und biegsamen Wänden, worin die organische Grundsubstanz gegen die Kalkmasse vorherrscht. Außen sieht man daran quere Reifen und innen keine Scheidewände. Man hat oft behauptet, daß die Schale leichtzerbrechlich sei und daß deshalb die Argonauta das hohe Meer bewohne und die Ufer vermeide, an denen die Schale leicht zersplittern könne. Daß die Argonauta an Küsten selten ist, scheint keinem Zweifel zu unterliegen; während eines etwa zehnwöchentlichen Aufenthalts an der Meerenge von Messina, welche sonst an Mollusken aller Art unglaublich reich ist, wurden mir nur zwei ausgewachsene Exemplare von Argonauta Argo gebracht. Schwerlich aber ist die leichte Zerbrechlichkeit der Schale schuld daran, daß das Thier die hohe See liebt; das Papierboot ist nämlich gar nicht so fragil, wie man es nach seinem zarten Aussehen wol vermuthen sollte. Es ist vielmehr sehr biegsam und nachgiebig und weicht deshalb bedeutenden Stößen aus, ohne Schaden zu nehmen.

Man gibt an, daß die Argonauta den Menschen zuerst auf die Idee der Schiffahrt gebracht habe. Bei spiegelglatter See — so geht die

Sage — wagt sich das Thier an die Oberfläche des Wassers. Es sitzt in seinem Boote, dessen Kiel die Wellen durchschneidet und rudert mit sechs Armen, während es zwei andere am Ende flossenartig erweiterte Arme als Segel ausgespannt hält. Sowie eine Gefahr droht, ein Wölkchen am äußersten Horizonte erscheint, das einen Sturm ankündigt, hört das Thier auf zu rudern, zieht die Segel ein, kehrt sein Boot um und versinkt in die Tiefe des Meeres. Eine schöne Mythe, die ebenso wahrscheinlich ist wie der goldene Regen der Danae und die Fahrt des Odysseus in die Unterwelt.

Die Argonauta ist nirgendwo mit ihrer Schale verwachsen und hängt ihr so wenig an, daß man sogar eine Zeit lang glaubte, sie halte sich nur als Schmarotzer in dem Papierboot auf, welches das Werk einer noch unbekannten Schnecke sei, die von dem Eindringling vertrieben werde. In der That beobachtet man, daß, wenn man eine Argonauta fängt und sie in einen Behälter mit Seewasser setzt, das Thier bald die Schale verläßt und nach einiger Zeit wieder in sie zurückkehrt oder auch ganz von ihr fortbleibt. Auch ändert das Thier seine Stellung in der Schale vielfältig. Aber von Aristoteles bis auf die neueste Zeit hat man dies Thier niemals in einer andern Schale getroffen als im Papierboot und niemals im Papierboot ein anderes Thier als die Argonauta. Auch ist jetzt durch directe Beobachtungen nachgewiesen, daß die Schale von den segelartigen Hautlappen abgesondert wird, welche an den beiden hintern Armen des Thieres sitzen. Die Außenfläche dieser Arme ist netzförmig gegittert und sondert eine anfangs halbflüssige kalkhaltige Substanz ab, die nach und nach zu der Schale erhärtet. Farbenzellen sind daran nicht zu bemerken, wol aber eine Menge erhabener Linien, die noch mehr hervortreten, wenn die sogenannten Segel sich falten und zusammenziehen, wodurch zwischen den Leisten zellenförmige Vertiefungen entstehen. Dagegen ist die von der Schale abgewandte Seite der beiden hintern Arme ganz glatt, durch contractile Farbenzellen colorirt und hat nichts mit der Absonderung des Papierboots zu thun. Man weiß auch, daß, wenn die Schale verletzt ist, sie aus demselben Stoffe ausgebessert wird.

Das Gehäuse des Nautilus, welcher nur in den indischen Meeren vorkommt, ist etwas complicirter gebaut als das Papierboot. Es ist den allgemein bekannten Ammonshörnern sehr ähnlich, welche in so großen Mengen in den ältern Erdschichten, besonders dem Muschelkalk, dem Jura und der Kreide, vorkommen und weiter nichts sind als die Schalen antediluvianischer Kopffüßler, welche gegenwärtig vollkommen ausgestorben sind; überhaupt ist die Zahl der jetzt in unsern Meeren vorkommenden Kopffüßler eine sehr geringe im Vergleich zu den Massen, welche die frühern Schöpfungsperioden aufzuweisen hatten. Das Ge-

häuse des Nautilus besteht aus zwei verschiedenen, scharf voneinander abgesetzten Kalkschichten, von welchen die innere einen außerordentlich schönen Perlmutterglanz zeigt. Aus diesem Stoffe haben die Eingeborenen auf den Molukkischen Inseln, wo leere Nautilusschalen sehr häufig ans Land getrieben werden, seit alter Zeit Löffel und Trinkgefäße gemacht, auf denen sie sonderbare Figuren einzugraviren pflegen. Man trifft solche Gefäße hin und wieder in Curiositätensammlungen. Auch von unsern Juwelieren werden die Nautilusschalen wegen ihres Perlmutterglanzes sehr geschätzt, aber selten angewandt, weil sie zu theuer sind. Die Höhle dieses Gehäuses ist durch eine Menge von Querscheidewänden in Kammern abgetheilt. Alle diese Scheidewände sind durchbohrt; bei Schalen von todten Thieren stehen die einzelnen Kammern daher durch Löcher miteinander in Verbindung, im Leben sind aber diese Löcher durch eine häutige Röhre ausgefüllt, welche man Sifo nennt. Der Rumpf des Thieres nimmt immer nur die vordersten dieser Kammern ein, mit denen es durch den knorpeligen Mantelrand locker zusammenhängt. Die hintern Kammern sind leer. Wahrscheinlich lebt das Thier anfangs in den hintern Kammern, welche die ältesten sind, später verläßt es diese und rückt um so weiter nach vorn, je größer das Gehäuse wird. Damit stimmt überein, daß die Zahl, Größe und Form dieser Kammern bei allen Exemplaren des Nautilus eine verschiedene ist. Die leeren hintern Kammern bilden somit gewissermaßen einen hydrostatischen Apparat, welcher das specifische Gewicht des Thiers dem des Wassers gleichmacht. Solange das Thier klein und leicht ist, hat es auch nur einen kleinen hydrostatischen Apparat; je älter und schwerer es wird, desto weiter rückt es nach vorn, desto mehr hintere Kammern füllen sich mit Luft, desto beträchtlicher wird also die Wirkung des Apparats, der dazu bestimmt ist, das Thier in einer gewissen Höhe im Wasser zu erhalten. Diese luftführenden Kammern sind also gleichsam Schwimmblasen, die von Kalkwänden eingeschlossen sind. Die einer solchen Lage der Dinge genügt begreiflicherweise eine sehr geringe Muskelkraft, um das Thier im Wasser fortzubewegen.

Bei den Tintenfischen oder Sepien findet sich eine innere Schale, welche in einer besondern Höhle des Mantels verborgen steckt. Sie stellt sich als eine hornige Masse dar, welche die Gestalt einer gewöhnlichen Schreibfeder hat und auf beiden Flächen mit ansehnlichen Kalkschichten belegt ist. Man nennt diese Schale den Sepiaknochen, obwol sie mit einem Knochen nicht die geringste Aehnlichkeit hat; ja man hat sie sogar mit der Wirbelsäule der höhern Thiere verglichen, wozu aber kein Grund vorliegt. Den Sepiaknochen setzt man hin und wieder in die Käfige von Vögeln, die man häuslich aufzieht, theils in der Absicht, um diesen Thieren einen Ersatz für die kleinen Kiesel- oder Kalkstücke

zu geben, welche sie verschlingen, wenn sie frei sind, und die sie zum Aufbau ihres Knochengerüstes gebrauchen; theils auch damit sie ihren Schnabel daran wetzen und abnutzen, der sonst eine ungebührliche Länge erreichen könnte. Der Sepiaknochen wird auch zu Zahnpulver benutzt und die Aerzte reichten ihn früher gegen Magensäure, Sodbrennen und verschiedene andere Krankheiten; gewöhnliche Kreide thut in diesen Fällen ganz dieselben Dienste. Den Sepiaknochen ganz analoge Gebilde sind die sogenannten Belemniten, Teufelsfinger oder Donnerkeile, welche so äußerst zahlreich in den ältern Erdschichten aufgefunden werden und die innern Schalen antediluvianischer Kopffüßler darstellen. Auch die innere Schale der Kalmare ist den Sepiaknochen sehr ähnlich, nur ist sie nicht mit Kalk belegt, sondern ganz hornig, von gelbbräunlicher Farbe, und gleicht einer Lanzenspitze oder einer Schreibfeder. Es dürfte wenigen bekannt sein, daß der Name Kalmar diesen Thieren wegen dieser schreibfederförmigen innern Schale und der Tinte oder Sepia gegeben wurde, welche in dem später noch näher zu schildernden Tintenbeutel enthalten ist. Calamarium bedeutet nämlich in der silbernen Latinität ein Schreibzeug mit Tinte und Federn. Unter dem Körper der Thiere hat man sich demnach den Kasten des Schreibzeugs, unter der innern Schale die Feder und unter der Sepia die Tinte zu denken.

Der Mantel der Kopffüßler, welcher die eigentlichen Schalen absondert, spielt außerdem noch eine wesentliche Rolle bei der Athmung und Ortsbewegung der Thiere. Er ist am Rücken vollständig mit dem Rumpfe verwachsen, auf der Bauchseite des Thierkörpers aber geöffnet. Man findet hier eine spaltenartige Oeffnung, welche das Seewasser zu den in der Mantelhöhle verborgen liegenden Kiemen treten läßt. Hat das Wasser zur Respiration gedient, so fließt es durch eine zweite Oeffnung ab, welche die Gestalt einer Röhre hat. Bei den meisten Cephalopoden findet sich auf jeder Seite eine Kieme; nur der in den indischen Meeren heimische Nautilus hat rechts und links je zwei Kiemen. Diese Organe haben eine langgestreckte pyramidalische Gestalt und ragen mit der Spitze frei nach oben. Sie bestehen aus zahlreichen Blättchen, oft vierzig, achtzig und mehr, welche unten breit sind und nach der Spitze sich verjüngen. Sehr feine Blutgefäße durchziehen diese Kiemenblättchen und werden vom Meerwasser bespült, das durch die zarten Wandungen der Adern leicht mit dem Blut in Wechselwirkung tritt und ihm Sauerstoff zukommen läßt. Der Wasserwechsel geht hier auf eine ganz andere Weise vor sich wie bei den Mantelthieren, Muscheln und Schnecken. Bei diesen Thieren sind die bewegenden Kräfte, welche eine Stagnation des Wassers verhindern, lebhafte Schwingungen mikroskopischer Flimmerhaare. Solche Wimpern finden sich bei den Kopffüßlern nicht; hier treten bereits wie beim Menschen rhythmische Athembewegungen auf,

welche durch die Zusammenziehung von Muskelfasern bewirkt werden. Die Hauptmasse des Mantels der Cephalopoden besteht nämlich aus Muskelfasern, die ringförmig angeordnet sind. Erschlaffen diese Muskelfasern, so klafft die Mantelhöhle, augenblicklich strömt Seewasser von außen in sie hinein, füllt sie ganz an und tritt zu den Respirationsorganen. Im folgenden Moment ziehen sich die eben erschlafften Muskelfasern zusammen, sodaß der Mantel sich plötzlich eng an den Körper anschließt — natürlich wird dadurch das Wasser mit geringerer oder größerer Gewalt aus der Mantelhöhle ausgetrieben. So steht denn die Athmung der Kopffüßler im innigsten Zusammenhange mit ihrer Ortsbewegung, indem bei den meisten Arten das Ausstoßen des Wassers mit solcher Gewalt vor sich geht, daß die Thiere durch den Rückstoß wie Pfeile durch die Fluten schießen und mitunter sogar einen Bogen durch die Luft machen. Man hat gesehen, daß Sepien gleich fliegenden Fischen über die ganze Breite von Schiffen hinweggesprungen sind; zuweilen gebricht es ihnen jedoch an der dazu nöthigen Kraft und sie fallen dann auf dem Verdeck des Schiffes nieder. Die Bewegung ist um so kraftvoller und schneller, je spitzer und langgestreckter der Körper und je weiter die Kiemenhöhle ist. So erklärt es sich denn leicht, daß Sepien und Kalmare, bei denen beide Bedingungen aufs schönste erfüllt sind, weit schneller das Wasser durcheilen als die Pulpen, welche einen plumpen Körper und eine sehr enge Kiemenhöhle haben. Die erstgenannten Thiere werden in ihren Bewegungen noch unterstützt durch seitliche Hautlappen oder Flossen, welche bald mehr hinten, bald mehr in der Mitte angebracht sind und zur Erhaltung des Körpers in horizontaler Stellung dienen.

Bei den Pulpen sitzt die bewegende Kraft nicht sowol im Stamm als in den Armen. Sie schwimmen nicht eigentlich, sondern kriechen vielmehr am Ufer, in den Spalten und Ausbuchtungen unterseeischer Felsen umher. Aelian und Athenäus behaupten sogar, daß sie aus Land kommen und auf Bäume klettern, um dort Früchte abzupflücken; dies ist höchst unwahrscheinlich und von keinem Neuern gesehen. Gewöhnlich sitzen sie in kleinen Höhlen verborgen im Hinterhalt, saugen sich dort mit einigen ihrer Arme fest und werfen die andern gleichsam als Angeln aus, um alles zu fassen, was in ihren Bereich kommt. Nicht selten fängt man Pulpen, deren Arme verstümmelt sind. Dieser Umstand hat Veranlassung zu der Sage gegeben, daß diese Thiere, wenn sie durch Hunger aufs äußerste getrieben seien, ihre eigenen Arme benagten und auffräßen, welche später wieder wachsen sollten. Eine viel einfachere Erklärung liegt nahe. Die Pulpen haben nämlich zahlreiche Feinde, besonders sind es die Congeraale, welche ganz in denselben Lokalitäten mit den Pulpen vorkommen und ihnen Stücke ihrer Arme ab-

beißen, wenn es ihnen nicht gelingt, den ganzen Thierkörper zu fassen. In der That hat man häufig im Magen der Congeraale solche Armtheile von Pulpen gefunden, an denen sich die charakteristischen Saugnäpfe noch vollkommen deutlich darstellten. Alle Kopffüßler haben ein sehr zähes Leben und können unglaublich tiefe Wunden aushalten, ohne zu sterben. Ebenso zäh wie ihr Leben ist ihr Fleisch. Athenäus erzählt, daß sie im Alterthum ein beliebtes Gericht waren; man wird danach die Griechen schwerlich für Gourmands erklären können. Jetzt werden die Thiere nur von den untersten Volksklassen oder von den Einwohnern uncivilisirter Inseln genossen. Die griechischen Matrosen schlagen sogar eine halbe Stunde lang mit Stöcken auf das Fleisch der Cephalopoden los, bevor sie es kochen, um es einigermaßen weich und genießbar zu machen.

Die Kopffüßler sind räuberische und mordlustige Thiere. Sie nähren sich besonders von Krebsen und Fischen; man hat Kämpfe zwischen Pulpen und Krabben angesehen, die stundenlang dauerten. Hrn. von Blainville haben Fischer an französischen Küstenorten ihren Schmerz über die blutdürstige Natur der Pulpen ausgesprochen, welche nicht nur unzählbare Massen von Krebsen vernichten, sondern auch die übrigen aus der Gegend verscheuchen. Sepien und Kalmare, welche mehr auf der hohen See leben, verfolgen ihre Beute oft lange Zeit, während die Pulpen, welche sich gewöhnlich in Felsenspalten oder nahe am Ufer aufhalten, ihren Feinden heimtückisch auflauern und sie plötzlich überfallen. Zugleich wissen sie sich stärkern Feinden durch ein eigenthümliches Manöver zu entziehen. Alle Kopffüßler besitzen nämlich ein höchst merkwürdiges Organ, das unter dem Namen Tintenbeutel bekannt ist und in der Mantelhöhle der Thiere, in der Mittellinie des Bauches liegt. Dieser Beutel hat eine birnförmige Gestalt und ist gewöhnlich von einer silberglänzenden Haut eingehüllt. Aus den Wänden dieser Höhle wird das unter dem Namen Sepia bekannte und hochgeschätzte schwarze Pigment abgesondert, welches das Thier nach Belieben aus der Mündung des Beutels in die Mantelhöhle überfließen läßt und dann durch die Zusammenziehung des Mantels gleichzeitig mit dem Seewasser hervorspritzt. Bei Sepien und Kalmaren ist die Tinte rein schwarz, bei Argonauta blaubraun, bei Pulpen schlägt sie etwas ins Röthliche. Aristoteles, der viele seltsame Dinge über die Cephalopoden erzählt, von denen die Neuern nicht alles zu beglaubigen im Stande waren, gibt an, daß Pulpen und Kalmare nur dann die Tinte ausspritzen, wenn sie in Furcht sind und um ihren Feinden zu entgehen, daß dagegen die Sepien die schwarze Wolke auch benutzen, um auf eigene Hand eine Razzia im Wasser auszuführen und daß sie sich unter diesen Umständen an sehr großen Fischen vergreifen. Uebrigens besteht die berühmte sogenannte chinesische Tinte nicht, wie

man gewöhnlich angegeben findet, aus Sepia, sondern aus Lampenruß, der mit sehr fein pulverisirtem Gummi und aromatischen Substanzen gemischt ist.

Es scheint, daß die Kopffüßler nicht blos aus Hunger, sondern aus reiner Lust an der Metzelei alles tödten, was ihnen in den Weg kommt und dem sie überlegen sind. Man hat gesehen, daß Kalmare, die in einem Wasserbehälter zusammen mit jungen Fischen eingeschlossen waren, eine allgemeine Schlächterei unter diesen anrichteten, ohne sie aufzufressen. Daß die Cephalopoden übrigens hartschalige Krebse zerbrechen und verzehren, erscheint nicht auffallend, wenn man die Stärke der beiden, im Schlunde der Thiere befindlichen schwarzbraunen, spitzigen Hornkiefer in Betracht zieht, welche sich vermittels eines bedeutend entwickelten Muskelapparates mit großer Gewalt gegeneinander zu bewegen im Stande sind. Diese Kiefer gleichen einem umgekehrten Papagaienschnabel, indem die Ränder des Unterkiefers weit über die des Oberkiefers hinausgreifen. Zu beiden Seiten des Unterkiefers liegt eine Zunge, die einen länglichen Wulst darstellt und am Boden der Mundhöhle festgewachsen ist; an ihrem vordern Ende ist sie mit weichen Geschmackswärzchen, auf ihrer übrigen Oberfläche aber mit hornigen Platten besetzt, die in regelmäßigen Längsreihen und gleich der Schneckenzunge sich beim Kauen betheiligen.

Im Frühling erscheinen Sepien und Kalmare in großen Schwärmen in der Nähe des Landes, bleiben dort längere oder kürzere Zeit, um ihren Laich abzulegen und ziehen sich dann wieder in die Tiefe zurück. Ueber den Vorgang des Eierlegens bei den Sepien besitzen wir nur Angaben des Aristoteles. Nach ihm legt das Weibchen die Eier nahe am Lande unter Algen, Seekräutern und andern Gegenständen, die sich in der Nähe des Ufers befinden; in Felsenspalten und Rissen, selbst an die Köder, welche die Fischer auswerfen. Die Sepia legt ihre Eier nicht auf einmal, sondern in Absätzen; sie pausirt hin und wieder und beginnt dann von neuem. Sowie die Eier gelegt sind, vermehrt sich das Volumen derselben beträchtlich, indem sie Wasser einsaugen. Der Vorgang des Eierlegens dauert überhaupt 14 Tage. Sind alle Eier im Wasser, so schüttet die Sepia ihre Tinte darüber aus, wodurch die vorher weißen Eier schwarz werden; endlich bethaut das Männchen die Eier mit befruchtender Flüssigkeit.

Wie gesagt, ist für diese Angaben Aristoteles allein verantwortlich. Man findet jedoch Haufen von Sepiaeiern häufig genug in größern oder kleinern Mengen in der Nähe der Küste. Gewöhnlich sind sie allerdings schwarz, mitunter aber auch weiß; und in den weißen Eiern findet man nach einer gewissen Zeit ebenso wohlentwickelte junge Sepien wie in den schwarzen, sodaß also der Ueberguß mit Tinte nicht, wie man

früher glaubte, zum Auskommen der jungen Brut absolut nothwendig ist. Die einzelnen Eier sind oval und an beiden Enden ziemlich spitz. Das eine Ende ist frei, das andere aber in einen Stiel verlängert, der an einem fremden Körper festgeheftet oder auch unentwirrbar mit den Stielen anderer Eier verschlungen ist. Wegen dieses Aussehens nennt man den Eierhaufen der Sepia auch Meertrauben. Ihre Größe ist sehr verschieden; mitunter sind diese Meertrauben mehrere Fuß lang und enthalten bis zu 40,000 und mehr Eier. Die Eihüllen und die Stiele bestehen aus einer durchsichtigen gallertartigen Masse, welche keine bestimmte Organisation zeigt und von einer besondern Drüse geliefert wird. Im Innern dieser Hülle liegt das Ei, dessen Dotter weißgelblich gefärbt ist.

Die Entwickelung der Sepien und aller übrigen Kopffüßler ist von der der Muscheln und Schnecken sehr verschieden. Bei den letztgenannten Thieren entwickelt sich das Junge aus der ganzen Dottermasse des Eies und durchläuft fast immer erst einen Larvenzustand, bevor es seine bleibende Gestalt erhält. Die Jungen der Kopffüßler dagegen entwickeln sich nur aus einem kleinen Theile des Eidotters und gleichen den Mutterthieren, sowie sie aus dem Ei kommen, ohne erst Larven zu werden. Sind die jungen Sepien ausgebildet, so schwimmen sie noch eine Zeit lang im Innern der Flüssigkeit umher, welche das Ei umgibt und welche an die Stelle des nun verschwundenen Dotters getreten ist. Wird zu dieser Zeit zufällig die Eihülle zersprengt, so kommt das Junge heraus und schwimmt mit derselben Eleganz und Leichtigkeit davon wie das erwachsene Thier. Wird der natürliche Gang der Dinge dagegen nicht gestört, so saugen die Wände der Eihülle nach vollendeter Entwickelung der in ihnen enthaltenen jungen Brut so viel Wasser ein, daß sie endlich platzen, worauf dann der kleine Tintenfisch nach außen tritt; er ist jetzt fünf bis sechs Linien lang. In welcher Zeit er auswächst, d. h. seine gewöhnliche Länge von einem Fuß erlangt, ist ungewiß. Ueberhaupt haben wir nur spärliche Notizen über die Lebensdauer der Kopffüßler. Aristoteles behauptet, daß sie nicht älter als zwei Jahre werden und sich dann in eine formlose Masse auflösen.

In einigen Familien der Cephalopoden sind blos die Weibchen gehörig entwickelt, während die Männchen verkümmert erscheinen. So hat das Männchen der Argonauta blos den sechsten Theil der Größe des Weibchens, das auch allein mit einer Schale versehen ist. Ja das Männchen gleicht in seiner Gestalt dem Weibchen so wenig, daß Cuvier es für einen Wurm erklärte, der sich nach seiner Ansicht parasitisch im Papierboot aufhalten sollte. Dies verkümmerte Männchen sieht aus wie der Arm eines Kopffüßlers, ist aber inwendig ganz mit Samenflüssigkeit gefüllt. Nicht selten findet man einen oder mehrere solcher Arme im

Mantel oder in der Schale der Argonauta, wo sich diese Gebilde selbständig bewegen. Diese Arme sind zu beiden Seiten mit Saugnäpfen besetzt und zeigen auch die ausschließlich den Cephalopoden zukömmenden contractilen Farbenzellen in der Haut, welche den Hauptbeweis dafür liefern, daß das betreffende Thier kein Wurm, sondern wirklich ein Kopffüßler ist.

Diese eigenthümlichen Verhältnisse mit dem verkümmerten Männchen sind erst vor einigen Jahren durch Heinrich Müller in Würzburg ans Licht gestellt. Was aber das Merkwürdigste dabei war: es ergab sich, daß Aristoteles alles dies schon längst gewußt hatte. Durch Müller's Forschungen erst wurde man in den Stand gesetzt, eine auf das Männchen der Argonauta bezügliche und bis dahin unverständlich gebliebene Stelle in der Zoologie des griechischen Philosophen richtig auszulegen. Dieser Umstand hat dem Aristoteles in neuester Zeit wieder einen sehr bedeutenden Credit bei den Naturforschern verschafft, und in der That müssen wir das Genie des Stagiriten bewundern, der vor mehr als zweitausend Jahren und ohne die wissenschaftlichen Hülfsmittel zu besitzen, welche uns heutzutage zu Gebote stehen, das richtig erkannte, was noch von Cuvier falsch ausgelegt worden ist. So weit eilt oft ein Geist nicht allein seiner Zeit, auch vielen kommenden Jahrhunderten voraus!

Anton de Montoro.

Der letzte spanische Troubadour.

Von

M. Kayserling.

Es gibt heute wol kaum irgendeine Literatur, irgendeine Art geistiger Thätigkeit, in welcher die Juden, dieses in den Geschichten aller Völker und Staaten eine mehr oder minder wichtige Rolle spielende Volk, nicht thätig gewesen wären und nicht noch jetzt zur Hebung und Förderung derselben beitrügen. In keinem Lande Europas aber, ja ich möchte wol sagen der Welt, haben sie so früh und eifrig die heimatliche Literatur gepflegt und veredelt als in Spanien. Hier waren sie mehrere Jahrhunderte hindurch die Verwahrer nicht allein der materiellen, sondern auch der edlern Schätze menschlichen Wissens. Gothen, Araber, Christen lösten sich in der Herrschaft dieses gesegneten Erdstrichs ab; Gothen und Araber gingen auf der Halbinsel unter, die Juden sahen ihre Blütezeit, ihren Glanz, ihren Sturz. Sie allein haben inmitten der Leiden und Verfolgungen, welche sie von den dominirenden

Völkerschaften zu ertragen hatten, ihren Geist gepflegt und sich die verschiedenartigsten Wissenschaften und Kenntnisse angeeignet. Aus ihren Reihen traten die größten Diplomaten und Staatsmänner, mit ihnen wurden die Lehrstühle der Universitäten und Akademien besetzt, sie lieferten den königlichen Höfen die Aerzte und eminente Dichter gingen aus den Hütten der trotz ihrer geistigen Vorzüge und ihres Wissens von dem stolzen Spanier verachteten und gequälten Juden hervor.

Der letzte spanische Troubadour war jüdischer Abkunft, war Jude. Wir begegnen ihm an der Pforte einer für die Juden schauervollen Zeit. Kurz vor der Einführung des ihnen fast vier Jahrhunderte lang so furchtbar gewordenen Inquisitionstribunals und der bald darauf folgenden gänzlichen Vertreibung aus den Staaten der katholischen Majestäten waren sowol die im Glauben verharrenden Juden als besonders diejenigen, welche aus Liebe zum Leben und ihren Reichthümern zum Scheine das Christenthum angenommen hatten, von dem durch die fanatische Geistlichkeit aufgewiegelten Volke in einer jammervollen Weise gehetzt und verfolgt worden. In jeder Stadt machte man Jagd auf die neuen Christen: so nannte man die äußerlich der Kirche, im Innern aber und heimlich der Synagoge angehörenden Juden, allenthalben wurden sie grauenhaft gemartert und massacrirt.

Und diese sowenig zum Singen und Dichten geeignete Zeit war die Blüte der spanischen Literatur, der Hofpoesie; die gaya scientia schied aus dem Leben, und Anton de Montoro, der Gegenstand dieser Zeilen, ist das letzte Glied in der großen Kette spanischer Hofpoeten und Troubadoure.

Anton war ein Jude aus Montoro, einem kleinen Städtchen in der Nähe Cordovas und seines Handwerks Schneider oder genau genommen Kleiderhändler, eine Beschäftigung, die ihm auch den Namen el Ropero verschaffte. In Cordova, diesem alten Musensitze, der beide Seneca und Lucan mit Stolz die Seinen nannte, hatte sich Anton häuslich niedergelassen. Neuere spanische Literatoren wollten, mit seinem Handwerk unzufrieden, ihn der altadeligen Familie der Guzman unterschieben und auch ihn zum nobeln Ritter machen. Man hat nämlich Zweifel gehegt, ob ein armer jüdischer Schneider, als welcher er sich in seinen Gedichten uns oft genug präsentirt, sich in seinem Geiste so hat erheben und mit solchen Producten hat hervortreten können. Liegt der Grund des Zweifels in seinem niedern Handwerk, so erinnern wir nur, daß in allen Literaturen sich wol Dichter finden, die eben nicht Ritter und studirte Männer gewesen sind. Wer kennt nicht den ehrsamen nürnberger Schuhmachermeister? Wer nicht den holperigen Vers:

Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu?

Versorgt doch Jean Reboul seine Vaterstadt Nimes mit Brot und die Franzosen mit seinen lyrischen Dichtungen! Wurde nicht der originellste Dichter Frankreichs, dessen sterbliche Hülle halb Paris vor wenigen Monaten zur Ruhe begleitete, von einem Großvater erzogen, der gleich Anton Schneider gewesen? War er ja doch selbst ein armer Buchdruckerlehrling, der von der Literatur nichts weiter wußte, als was er vom Schriftkasten und der Druckerpresse von literarischen Dingen gelernt hatte! Jaques Jauremin's Vater war ebenfalls ein armer Schneider, sein Großvater ein vagabundirender Bettler, er selbst höflicher Friseur und ist dennoch der berühmteste Patoisdichter unserer Zeit. Wir wollen diese Beispiele hier nicht mehren und nur noch des görlitzer Schuhmachers und Theosophen, des amsterdamer jüdischen Gläserschleifers und Vaters des neuern Idealismus, sowie des Meisters deutscher Prosa, des Buchhalters und Seidenfabrikanten in Berlin erwähnen.

Anton steht demnach als dichtender Schneider nicht allein und sein Handwerk würde ihm und seinen Dichtungen keinen Abbruch thun. In einem Punkte aber steht er allen andern dichtenden Genossen seiner Zunft noch nach: er war ja ein jüdischer Schneider und jüdischer Kleiderhändler! Eben bei den Juden sind solche Erscheinungen weniger auffallend als bei allen andern Nationen. So sehr man auch lange Zeit geneigt war, ihnen Abneigung gegen das Handwerk vorzuwerfen und sie ganz der Schachergilde zu überweisen, so finden sich unter ihnen doch die geistesthätigsten Menschen, die nicht vom literarischen Müßiggang lebten, sondern von ihrer Hände Arbeit Weib und Kind ernährten. Nur sehr wenige der großen Geister, welche das großartigste, Staunen und Bewunderung erregende Werk compilirten, waren reiche Herren; die meisten von ihnen legten Nadel und Pfriem, Hacke und Spaten ab, um sich zweimal jährlich nach den großen Akademien in Judäa und Babylon zu begeben.

Wie man daher Hans Sachs bei seinem Leisten ließ, so lassen wir den Juden Anton de Montoro auf seinem Schneidertische und hören, mit welchen Producten er die spanische Literatur bereicherte.

Anton reicht bis in die Zeit des spanischen Musenkönigs Juan II. zurück, seine Glanzperiode fällt in Isabella's Regierungszeit. Durch die Feinheit und Eleganz seines Stils sowie durch die Kenntniß und Gelehrsamkeit, welche einige seiner Poesien verrathen, war er früh eine Berühmtheit geworden und hatte sich der Lobeserhebungen vieler seiner Zeitgenossen zu erfreuen. Ribera, ein Dichterling am Hofe Juan's II., erwähnt seiner in folgender Weise:

Das ist ein sehr berühmter Mann,
Der äußerst fruchtbar dichten kann,
Anton de Montoro wird er genannt.

Alvarez Gato, ein Staatsmann und vertrauter Freund Juan's, ein fruchtbarer Versificator, rühmt seine Begabung als ein göttlich Geschenk und meint, daß er trotz seiner Armuth doch sehr reich genannt werden könne.

Andererseits hatte Anton viele Neider und Feinde. Mit andern seines Stammes hatte auch er im spätern Alter, vermuthlich bei der letzten Judenverfolgung zu Cordova, sich zum Scheinchristenthum bekannt und als neuer Christ viele Sarkasmen und Angriffe erfahren. Diese wurden von ihm nicht ohne Bitterkeit und mit einer überraschenden Freimüthigkeit erwidert.

In einem Dialog zwischen Anton und einem Ritter liefert der Dichter selbst ein treues Bild seiner Armuth, seiner jüdischen Herkunft und seiner niedrigen Beschäftigung. Der großmüthige Ritter hält ihm sein Judenthum vor und redet ihn an:

Du schuftiger Cohen,
Du elender Judensohn,
Du Wucherer.

Worauf Anton ihm erwidert:

Meine Ehre wollt Ihr schmähen,
Rede muß darum ich stehen.
Ich habe Söhne und Enkel,
Einen armen alten Vater,
Meine Mutter, Donna Jamila
Eine noch ledige Tochter,
Eine Schwester.....

Ein Theil seiner Gedichte besteht aus solchen Respuestas, Reimerwiderungen, von denen die alten Cancioneros, besonders der des Baena, voll sind; andere seiner Producte sind freudiger und scherzhafter Art, auch erhebt er sich nicht selten zu Satiren und Epigrammen. Eine eigenthümliche Freimüthigkeit tritt uns aus allen Gedichten Anton's entgegen. So wagt er es einmal, die Verschwendung Heinrich's IV. von Castilien, den die Geschichte el Impotente nennt, und die Schwäche seiner Regierung öffentlich zu tadeln:

Der edle und leidende König
Liebt Frieden und zeiget sich gütig,
Doch kümmert den Diener das wenig,
Der stolz ist und reich und hochmüthig.
Erst später bemerkt er den Fehler
Will setzen die Sippschaft in Zucht,
Er glaubet, nur er sei Befehler,
Doch krümmt ihn der Listigen Wucht.
So raubt dem Herrn man die Waffen,
Und er, der an Tugend so groß,
Um Ruhe der Menge zu schaffen,
Muß stellen mit Trübsal sich bloß.

Die folgten, erhebt er zu Lenkern,
Macht größer, die groß schon sind;
Sie gleichen nun vornehmen Schenkern
Und er einem bettelnden Kind.

Wie bereits oben erwähnt, fällt die Hauptthätigkeit Anton's in seinem Alter unter der Regierung der katholischen Isabella. Es war die Zeit, wo seine Stammesgenossen und wahrscheinlich er selbst als neue Christen verfolgt und mishandelt wurden. In Cordova, dem Wohnsitze Anton's, ging das Schlachten los, mit Blitzesschnelle verbreitete sich der Aufruhr über Jaen, wo die wüthende Menge sogar den die Verfolgten schützenden Connetable Lucas tödtete. Alle Städte Andalusiens wurden von gleichem Eifer gegen die neuen Christen ergriffen und Castilien blieb im Fanatismus nicht zurück. In dieser Zeit der Gefahr bot Anton alles auf, um die Seinigen zu schützen. Durch sein Betragen tritt auch sein Charakter würdevoll hervor; er wendet sich an die Großen des Staats, an König Ferdinand selbst, berichtet offen über die Excesse und Gewaltthätigkeiten, welche zu Carmona gegen die Convertirten stattgefunden hatten und bittet inständigst, die Rädelsführer zur Strafe zu ziehen.

Einer Magistratsperson von Cordova, D. Alonso de Aguilar, wirft er die Lässigkeit vor, mit welcher er die Bedrückten seiner Stadt in Schutz nahm. Er beginnt in folgender Weise:

Der Ritter, treu und gut
Von königlichem Blut
Auf schlechtem Wege wandelt;
Das Volk, obgleich bekehret
Und besser nun belehret,
Wird doch von ihm mishandelt.

Auch an die katholische Isabella richtet er seine poetische Rede. Er beklagt sich bei ihr, daß trotz der Jahre, welche er bereits im Kirchenglauben verbringe, er seinen Ursprung nicht habe in Vergessenheit bringen können und noch immer als Jude betrachtet werde. Uebrigens zeigt dieses Gedicht, wie wenig Ernst es ihm mit dem Glauben gewesen ist:

Ropero, so trüb und traurig
Fühlst du deinen Schmerz so schaurig?
Bis sechszig du wurdest an Jahren,
Lehrtest du immer deinen Scharen,
Mir wird nichts Schlimmes widerfahren.
Doch jetzt zum Christen bekehret,
Ein Credo man rufen ihn höret,
Will nun auch verehren den Geber
Von Klauen gemästeter Eber,
Will nun mit den Augen hinblinken
Nach halb nur gesalzenen Schinken,

Will Messe ja hören,
Die Kirche verehren
Und Kreuze viel machen
Nebst ähnlichen Sachen.
Darf nun auch ja tödten
Jenen Haufen — voll Nöthen!
Zur Erde geworfen, gebeuget das Knie,
So alt er ist, war er devoter noch nie.
Erzählend von Tagen, die festlich er nennt,
Höchst fromm von Maria und heiligem Sohn,
Erfreut er sich, daß zu erzählen vergönnet
Ihm ward die Geschichte der Kreuzespassion,
Verehret in Gott den Menschen zugleich
Als seinen erhabenen Herrn.
Doch kann er nicht sühnen den sündigen Streich,
Er heißet noch jetzt und heißet noch fern
Der alte, verwerfliche Jud'!
Es bringt unf're Königin voll Majestät
Zu Ansehn den heil'gen Glauben,
Doch will unser Herrgott nicht blos Gebet,
Nicht gleich des Rosses wüthend Schnauben,
Den Tod des elenden Sünders hienieden;
Leben sei ihm mit der Reue beschieden.

Ein anderes Gedicht voll Gift und Galle schleuderte Anton gegen den ersten spanischen Theaterdichter, Rodrigo Cota, den berühmten Verfasser der „Célestine", welcher wie er Jude gewesen. Weil verschieden von Anton's edeln Bestrebungen, verspottete Cota die neuen Christen und gesellte sich den Verfolgern bei; dafür wurde er von Anton gezüchtigt.

Obgleich Anton de Montoro mit den größten Herren und Rittern seiner Zeit bekannt und auch sein Ruhm als Dichter nicht gering gewesen ist, so hat er sich doch nie bemüht, seine niedrige Beschäftigung zu verlassen. Nur um die Feder zu ergreifen, legte er die Nadel aus der Hand und der letzte spanische Troubadour blieb bis zu seinem Tode — ein Schneider.

Briefe über Ludwig Feuerbach und seine Theogonie.

Von

Arnold Ruge.

Erster Brief.

Verehrter Freund! Das letzte Buch Ludwig Feuerbach's beschäftigt sich mit dem Ursprunge, der Geburt oder der Entstehung der Götter. Da sich fast alle Bücher unsers geistreichen und gelehrten Freundes mit dem Logos, der in den Göttern steckt, also im wahren Sinne mit der Theologie beschäftigen, da ferner Feuerbach im Grunde der einzige wahre Theologe unserer Zeit ist, weil er über dem Gott seinen Sinn und seine Bedeutung, den Logos des Theos, nicht aus den Augen verliert: so hätte man denken sollen, dies letzte, das sich mit der Entstehung seines Gegenstandes beschäftigt, hätte von Rechts wegen sein erstes sein müssen. Feuerbach ist aber nicht so systematisch zu seinem Gegenstande gekommen (er hat den seinigen, wie wir den unserigen, erlebt), daß er die ganze Lehre von den Göttern fertig gehabt hätte, um nun richtig von vorn anzufangen, und dann mit dem „Wesen des Christenthums" zu endigen. Er wurde umgekehrt durch die Versuche der Philosophie, das Christenthum von der allgemeinen Entwickelung der Religionen loszureißen und den christlichen Himmel von der historischen, d. h. menschlichen Entstehung auszunehmen, sogleich zur Darstellung des menschlichen Inhalts der christlichen Dogmatik getrieben; und seine Frage: „Welches ist der Inhalt und der innerste Sinn des ganzen christlichen Religionssystems, was ist der christliche Gott und was der Inhalt des christlichen Himmels?" bewies sich als viel fruchtbarer und war eine viel richtigere Frage als die Frage, die Hegel aufwarf: „Welche Begriffsmomente drückt die Dreieinigkeit aus?" oder die Frage, die Marheineke aufwarf: „Wie ist die Sprache der Vorstellung in die Sprache der Philosophie zu verwandeln?" oder die Frage, die Strauß aufwarf: „Da Philosophie und Religion sich widersprechen, die Philosophie aber der Ausdruck der Wahrheit ist, welchen Dogmen liegt eine philosophische Wahrheit zum Grunde?"

Feuerbach's Frage ist darum eine richtigere Frage als die der Hegel'schen, Marheineke'schen und Strauß'schen Religionsphilosophie, weil sie wirklich nach dem Wesen des Gegenstandes fragt und ihm nicht Gewalt anthut wie die andern. Diese thun ihrem Gegenstande die Gewalt an, daß sie ihn zwingen, sich in logische Kategorien zu verwandeln, ein Zwang, der freilich nicht gänzlich mißglücken konnte. Denn ist es nicht wahr genug, daß „Gott Vater" das Moment des Allgemeinen, der „Heilige Geist" (die Ausbreitung des Geistes in der Gemeinde) das

Besondere, und „der Sohn" das Einzelne vertritt, da er der persönlich erscheinende Gott ist? Es ist ebenso wahr, wenn Gott das Allgemeine des Geistes ist, so ist die Verwirklichung dieses Allgemeinen die Person, d. h. der Mensch; und die göttliche Persönlichkeit wird demnach „die Allpersönlichkeit" Strauß' oder die Persönlichkeit aller menschlichen Individuen: eine rationelle und keineswegs pantheistische, sondern vielmehr panhumanistische Auslegung, die freilich den Fehler begeht, daß sie das Absolute an alle vertheilt, während die Menge der Individuen zur Herstellung der höchsten geistigen Wahrheit nicht das Gefäß ist, sondern die Person, die sich wirklich denkend befreit.

Doch das beiseite, es ist eine logische Auslegung des Dogmas. Aber die nämlichen logischen Kategorien liegen in allen Existenzen und Vorstellungen, welche den Geist oder das Menschliche im Gebiete seiner Freiheit enthalten. So ist der Staat das Allgemeine, die Familien sind das Besondere, das Familienglied ist das Einzelne; ferner die Ehe ist das Allgemeine, Vater und Mutter das Besondere der Liebe, das Kind das Einzelne, die Liebe als dies Subject verwirklicht.

Wollen wir denn aber zur Erklärung oder zur philosophischen Erfassung des Staats und der Liebe, der bürgerlichen Freiheit und der Ehe, mit der logischen, rein schematischen Aufweisung der Begriffsmomente, wollen wir mit diesem Gerippe zufrieden sein? Gewiß nicht! Wir verlangen, die Liebe, die Freiheit, den Staat, die Ehe, den Vater, die Mutter, das Kind in ihrer eigenen Sphäre sich entwickeln zu sehen; denn wir wissen sehr gut, daß ihre Begriffe concreterer Art, daß sie Kategorien der Menschenwelt sind, nicht diese uranfänglichen Kategorien der Gedankenwelt, diese Schemen für alles.

Man that also der Dogmatik Gewalt an, als man sie damit retten oder abthun wollte, daß ihr System ein logisches, daß ihre Absicht eine Absicht auf metaphysische oder vorphysische schematische Begriffe und Wahrheiten sei. Man setzte dies voraus, und diese Voraussetzung ist ein Irrthum.

Feuerbach hingegen that ihr keine Gewalt an, er ließ ihr nur ihr Recht widerfahren, als er nicht logisch auslegend, nicht logisch kritisch, sondern einfach phänomenologisch verfuhr, und völlig objectiv, völlig unparteiisch, ganz und gar beobachtend seinen Gegenstand, das Glaubenssystem des Christenthums, vornahm, und sein Wesen von einem Ende bis zum andern nachwies.

Er hatte dabei weder die Absicht, eine Wahrheit noch eine Unwahrheit nachzuweisen. Es handelte sich nicht um die Frage: wie verhält sich der christliche Glaube zu dem Wissen unserer Tage? sondern um die viel wichtigere und ungleich interessantere Frage: „Was ist der christliche Gott und der christliche Glaube nach seiner eigenen Urkunde?"

Die Leute, die sich vorzugsweise den Namen der Theologen beilegen, nicht etwa, weil sie dem Logos des Theos beikämen, sondern weil sie von seiner Erkenntniß geflissentlich abstrahiren und seine Unbegreiflichkeit ein- für allemal bewiesen haben wollen, waren mit Feuerbach's Antwort, die er ihnen mit ihrer eigenen Dogmatik in der Hand gab, äußerst unzufrieden und verfolgten jeden, der sich damit einverstanden erklärte. Es war auch zu unverschämt, im 19. Jahrhundert mit den Entdeckungen des 18. Jahrhunderts einverstanden sein zu wollen; hat man doch angefangen, Copernikus und Galilei wieder in Zweifel zu ziehen; warum nicht Schiller, Goethe und Rousseau?

Feuerbach's Antwort nämlich, „Die Theologie ist Anthropologie" und seine Erklärung: „Die Religion ist das Verhalten des Menschen zu sich selbst oder zu seinem Wesen, aber als zu einem andern Wesen", war keineswegs zuerst von Feuerbach gegeben worden. Schon die Griechen und von den Neuern schon die Aufklärung, schon Schiller findet „das Bild des Menschen hinter jedem Götterbilde". Diese Antwort war im Besitzthum der Weltgeschichte, aber die Einsicht war gleichsam im Verschwinden; die Theologen und die orthodoxen Hegel'schen Schüler suchten sie zu begraben und mit dem Schutt einer eigenen Sophistik zuzuschütten. Hegel begünstigte dies Verfahren, ein Mann wie Göschel, ein dilettantischer Querkopf, wurde von ihm anerkannt und ermuntert, die Aufklärung war in Verruf gethan, die Söhne tasteten die Ehre ihrer eigenen Mutter an. Diesem Unwesen haben wir ein gründliches Ende bereitet, und die Hauptschlacht, die eigentliche Offenbarung der Offenbarung, die Wiederherstellung des guten Gewissens der Aufklärung, die Bannung aller der scholastischen Gespenster, die unsere Nacht durchschwärmten, der dritte Hahnenschrei der deutschen Geistesfreiheit, das ist Feuerbach's unsterbliches Verdienst. Die Zeit war reif; der Morgen war da; und es ist ein großer Unterschied zwischen dem vereinzelten Auftauchen eines richtigen Gedankens und zwischen seiner systematischen Durchführung. Es ist ebenso wichtig, daß eine solche That gerade in die richtige Zeit fällt, daß sie ihre Zeit vorbereitet findet: denn nur, wenn dies der Fall ist, bleibt sie nicht vereinzelt. Feuerbach's Verdienst bleibt daher ungeschmälert.

Was hat er gethan? Er hat unparteiisch und als empirisch verfahrender Gelehrter das Wesen des Christenthums aus seinem eigenen System, aus der Dogmatik, nachgewiesen.

Dies war eigentlich das Verdrießliche bei der Sache. Feuerbach wollte eben nur die Sache, die Erkenntniß: und auch darauf war er nicht etwa aus Grille verfallen oder als einer, der keinen Beruf zu der Sache hat. Er hatte die neuern Philosophen bis Pierre Bayle und Leibniz in trefflichen Monographien dargestellt; er hatte in ihnen wieder

und immer wieder das Verhältniß des Denkens, wenn auch eines unreifern und abhängigen Denkens, zu der christlichen Auffassung der Dinge, zu dem christlichen System zu erörtern. Dies zwang ihn, mit diesem Verfahren zu einem Abschluß zu kommen; und „der Leo-Hegel'sche Streit" war nur eine äußere Veranlassung, daß Feuerbach in seinem Urtheil über diesen zuerst einen Vorläufer des „Wesens des Christenthums" schrieb — den Hr. Wachsmuth in den „Jahrbüchern" ausröthelte — und dann „Das Wesen des Christenthums" selbst. Die Aufdringlichkeit der alt-Hegel'schen und altburschenschaftlichen Restauration war für Feuerbach nur die Veranlassung, seine geschichtlichen Studien hingegen der wahre Grund und Boden, auf dem sein epochemachendes Buch gewachsen ist. Aber ihr Verdienst haben die Reactionäre um diese Arbeit: denn Feuerbach pflegte zu sagen, „bei ihm nehme der Entschluß zu einer Arbeit in der Regel den Weg durch die Leber", welches in der That der Weg vieler bedeutender Entschlüsse ist und immer bleiben wird.

Hatte schon Strauß dem Verschütten der Vernunft (im Namen der sogenannten Speculation) in der Religionsphilosophie einen Damm entgegengesetzt und ein rationelles Verfahren in der Sphäre der „eigentlichen" Theologie eingeschlagen, wodurch dem „Rationalismus" eine unerwartete Hülfe erwuchs: so stellte Feuerbach die Ehre der Aufklärung wieder her und setzte dabei zugleich ihre wissenschaftliche Methode, die Empirie durch, welche rein ihrem Gegenstande nachgeht und diesen sich frei entwickeln läßt.

Die Aufgabe war hier nicht, zu zeigen, was der Gott überhaupt sei, sondern was der christliche Gott und was der Inhalt des Christenthums sei.

Freilich berührt das den Begriff des Gottes und der Religion überhaupt; denn das Christenthum ist nicht irgendeine zufällige, sondern eine bestimmte und die letzte Entwickelung der Religion.

Positiv aber enthält und beweist nur die Philosophie, die Feuerbach vorauszusetzen hatte, nur das humanisirte Hegel'sche System der Aufklärung beweist den Geist des Menschen als den absoluten, und diesen Menschen als seine Verwirklichung. Doch davon und von den Folgen des Empirismus sowie seines Verhaltens zum Idealismus in einem andern Briefe.

Sie sehen jetzt, warum ich nicht gleich damit beginnen konnte. Leben Sie wohl.

Literatur und Kunst.

Aus Amerika.

Bei E. L. Kling in Tuttlingen erschien soeben: „Emigrantengeschichten. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben von Theodor Griesinger. Erster Band." Der Verfasser hat sich schon früher durch „Lebende Bilder aus Amerika" bekannt gemacht; litten dieselben auch theilweise an starken Uebertreibungen und ließ auch die Form der Darstellung manches zu wünschen, so verdienten sie doch übrigens wegen der genauen Kenntniß des nordamerikanischen Lebens sowie wegen der Lebhaftigkeit und Frische des Colorits alle Anerkennung und haben wir selbst auch in diesen Blättern in diesem Sinne darüber berichtet. Dem vorliegenden Werke des Verfassers dagegen vermögen wir kein gleich günstiges Zeugniß auszustellen. Er hat sich hier auf ein Gebiet gewagt, für das er allem Anscheine nach nicht bestimmt ist und in dem überhaupt nicht jeder so ohne weiteres heimisch wird, den es einmal gelüstet, die geheiligten Grenzen desselben zu betreten: nämlich das poetische. Zwar die Vorzüge, die wir schon an dem ersten Werke des Verfassers anzuerkennen hatten, machen sich auch hier bemerkbar, also namentlich die Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderungen, sowie ein gewisser resoluter Muth, mit dem der Verfasser keck in das volle Menschenleben hineingreift, unbekümmert; ob er gelegentlich auch wol ein wenig tiefer faßt, als die Aesthetik gestattet. Allein in diesem letztern Punkte ist er diesmal offenbar zu weit gegangen. Einen Schriftsteller, der uns selbst nichts weiter geben will, als nur „Lebende Bilder", nur möglichst treue Abschilderungen der Wirklichkeit — einem solchen Schriftsteller sehen wir schon einiges Unschöne und Widerwärtige nach, ja seine Darstellungen gewinnen sogar an Werth, je treuer er uns alle Mäler und Flecken wiedergibt, die das Antlitz seines Originals entstellen. Mit der Poesie aber steht das anders; diese soll den Boden der Schönheit niemals verlassen und auch wo sie genöthigt ist, das Häßliche und Abschreckende darzustellen, sollen wir noch immer den keuschen Athem der Kunst verspüren. Aber gerade dies künstlerische Bewußtsein ist es, was dem Verfasser der „Emigrantengeschichten" mangelt; sein Geschmack ist roh wie seine Sprache, es fehlt ihm nicht blos an ästhetischem, sondern auch an sittlichem Zartgefühl, von einer verhängnißvollen Vorliebe für das Crasse, das unnatürlich Gewaltsame getrieben, sucht er absichtlich die dunkelsten und widerwärtigsten Regionen des socialen Lebens auf und verweilt darin mit einem Behagen, das wenigstens der gebildete Leser nicht zu theilen vermag. Und doch ließe diese Roheit sich vielleicht ertragen, ginge ihr eine ebenso kühne Erfindungsgabe zur Seite oder wäre sie nur der Ausbruch einer gewaltigen und ungezügelten Kraft. Aber auch daran fehlt es dem Verfasser, namentlich ist seine Erfindungsgabe ungemein schwächlich. Allerdings häuft er Effecte auf Effecte, je haarsträubender je besser; allein sehen wir uns diese Schaudergemälde etwas näher an, so bemerken wir leicht, daß sie ihren Ursprung keiner entzündeten Phantasie, sondern im Gegentheil der allernüchternsten Reflexion verdanken und auch die Farbentöpfe lassen sich unschwer erkennen, aus denen

die einzelnen Tinten zusammengemischt sind. Inzwischen würden wir Unrecht thun, wollten wir dies verwerfende Urtheil auf das ganze Buch ausdehnen. Die erste Erzählung „Der reiche Vetter in Amerika" ist im Gegentheil recht wohl gelungen und erweckt das günstigste Vorurtheil für den übrigen Inhalt des Buchs; es ist eine Art „Japhet, der seinen Vater sucht" und auch die Auflösung des Knotens ist mit Geschick und gutem Humor herbeigeführt. Leider entspricht der Fortgang des Buchs diesem gelungenen Anfang nicht. Gleich das nächste Stück, „Fahrten und Abenteuer eines Marinesoldaten", liefert den Beweis, wie wenig der Verfasser es versteht, den poetischen Kern aus der rauhen Schale der Wirklichkeit herauszuschälen. Allen Anzeichen nach sind dabei wirkliche Erlebnisse benutzt: allein das poetische Band, durch welches der Verfasser die einzelnen Partien zusammenzuhalten sucht, ist so unzulänglich und entbehrt so sehr alles innern Lebens, daß das Ganze, trotz der Masse von Ereignissen und Abenteuern, die da zusammengewürfelt sind, doch nur das Gefühl der Langeweile hervorbringt. Besonders verunglückt ist dem Verfasser der Held seiner Geschichte; das ist ein wahrer Fanatiker des Rettens, er rettet ohne Ansehen der Person alles was ihm in den Wurf kommt, Männer und Frauen, Feind wie Freund, aus Kriegsgefahr und Krankheit, aus Wasser und Feuer, vor Weißen und Schwarzen, er rettet ohne Aufhören, bis er zuletzt, zum wohlverdienten Lohn so vieler Rettungen, sich selbst in die Arme eines reichen und liebenswürdigen Mädchens rettet, womit die Geschichte denn zu ihrem richtigen Romanschluß gebracht ist. Etwas besser ist „Der Hochzeiter wider Willen", wiewol die Anforderungen, die an die Leichtgläubigkeit des Lesers gestellt werden, auch hier nicht gering sind. Dagegen ist die vierte und letzte Erzählung „Zwei Weiber und falsch Geld" — sie ist zugleich die längste des Buchs und füllt allein mehr als die Hälfte desselben —, ein höchst unerfreulicher Abklatsch jener Verbrecher- und Diebesromantik, die sich in Mitte der vierziger Jahre von Frankreich aus über Europa verbreitet hatte. Wäre es die Absicht des Verfassers gewesen, diese Richtung durch Uebertreibung zu persifliren, so würden wir uns den Versuch allenfalls können gefallen lassen, wennschon es desselben gar nicht mehr bedurft hätte, indem jene Richtung schon längst an ihren eigenen Ausschweifungen zu Grunde gegangen ist. Da er es aber offenbar vollkommen ernst damit gemeint hat, so können wir nur den Geschmack bedauern, der sich so schlechte Muster wählt. Vielleicht aber entgegnet der Verfasser uns, daß es seine Absicht gar nicht gewesen, sich als Poet geltend zu machen und daß er nur, wie es auch in der Vorrede ausgesprochen wird, den Wunsch gehabt habe, seine Landsleute mit den öffentlichen und häuslichen Zuständen Nordamerikas bekannt zu machen. Ganz wohl: so hätte er diesen praktischen Zweck auch in einer praktischern Form verfolgen sollen. Da er aber einmal Novellen geschrieben hat, so muß er sich auch gefallen lassen, als Novellist beurtheilt zu werden; und wenn ihm dies Urtheil nicht gefällt, so hat er darüber nur mit sich selbst zu hadern. Lr.

Correspondenz.

Vom Rhein.

Mai 1858.

R. D. Unsere Landleute lassen den Kopf hängen, während unsere Winzer schmunzeln; verschiedene Wirkungen einer und derselben Ursache! Nach einem ungewöhnlich langen und hartnäckigen Winter hat der Frühling endlich einen so glänzenden Einzug bei uns gehalten, und seine Segensfülle mit so verschwenderischen Händen ausgestreut, daß die Landleute in Erwartung einer ungewöhnlich reichlichen Ernte ein ferneres Weichen der Getreidepreise befürchten, während umgekehrt unsere Winzer sich mit der Hoffnung schmeicheln, durch ein zweites gesegnetes Weinjahr für jene Unbilden des Schicksals entschädigt zu werden, die sie so lange ertragen haben. Und zu gönnen wäre es den Aermsten wol, der Himmel hat in der That einiges an ihnen gutzumachen; die Noth war zu groß und hatte zu lange gedauert, als daß ein einmaliger guter Herbst wie der vorjährige im Stande wäre, auch nur den zehnten, ja den hundertsten Theil der Wunden zu heilen, welche das Misgeschick früherer Jahre geschlagen. Auch hat der kleine Mann von der günstigen Conjunctur des vorigen Herbstes bisher nur wenig Vortheil gezogen; die vielen magern Jahre, die er auszustehen gehabt, hatten den Segen, da er nun endlich kam, längst vorweggezehrt, und so ist es, wie gewöhnlich in solchen Fällen, auch hier wieder die bequeme Speculation, die das Fett oben abschöpft, während der bedächtige Fleiß, der mit seinem Schweiße den undankbaren Boden getränkt hat, leer ausgeht.

Allein auch die Weinspeculanten beklagen sich, daß die Kauflust nicht so groß, die Steigerung der Preise nicht so bedeutend ist, wie sie gehofft hatten; die Nachfrage soll sich sogar in der letzten Zeit vermindert haben, womit denn natürlich auch ein Rückgang oder doch wenigstens ein Stillstand der Preise verbunden ist. Einen nicht geringen Einfluß auf diese Wendung der Dinge hat ohne Zweifel die Flauigkeit, die überhaupt seit längerer Zeit in unserm Geschäftsleben eingetreten ist, und die auch gegenwärtig, trotz einzelner Anläufe zum Bessern, noch immer nicht weichen will. Zwar ist unsere Gegend von der letzten großen Handelskrisis im ganzen genommen ziemlich verschont geblieben; wenigstens stehen die einzelnen Unglücksfälle, die hier und da passirt sind, in keinem Verhältniß zu der sonstigen Größe der Calamität, und auch von ihnen dürfte die Mehrzahl weniger durch die allgemeine Lage des Welthandels als durch die Schuld der einzelnen Unternehmer herbeigeführt worden sein. Aber wenn wir auch nicht unmittelbar betheiligt sind, oder doch nicht in dem Maße, wie man nach der Ausdehnung unsers Handels und namentlich unserer Fabrikthätigkeit hätte erwarten sollen, so hat die Stimmung doch sehr gelitten; das öffentliche Vertrauen war längere Zeit fast gänzlich verschwunden, und auch jetzt kehrt es nur langsam und zögernd zurück. Am meisten haben dabei unsere Actiengesellschaften und ähnliche Unternehmungen zu leiden; während noch bis vor kurzem niemand glaubte, ruhig schlafen zu können, ohne so und so viel Actien im Kasten liegen zu haben, ja während unsere kleinen Handwerker, selbst unsere Dienstboten

sich nicht scheuten, ihre Ersparnisse der unsichern Woge der Börsenspeculation anzuvertrauen, sucht jetzt jeder sich von den eingegangenen Verbindlichkeiten möglichst frei zu machen. Allerdings hatte das Unwesen der Actiengesellschaften gerade bei uns eine wahrhaft schwindelnde Höhe erreicht; die Dreistigkeit einzelner speculativer Genies wetteiferte förmlich mit der Leichtgläubigkeit des Publikums. Am meisten gilt dies von den Bergwerksunternehmungen, die in der letzten Zeit bei uns und in dem benachbarten Westfalen geradewegs wie die Pilze aufschossen. Dafür aber sind auch die Verluste nirgends so beträchtlich, die Schwindeleien nirgends so arg, wie gerade auf diesem Gebiete; bereits haben in einzelnen Fällen die Gerichte sich veranlaßt gesehen, ihr Wort mit hineinzusprechen und die Betrügereien und Rechtswidrigkeiten, die dabei zum Vorschein kommen, sind in der That haarsträubend und dürfen sich gewissen bekannten Abenteuern der Börsen von Paris, Wien und London dreist an die Seite stellen.

Auch die politische Situation trägt nicht wenig dazu bei, diese Mißstimmung zu erhalten: Nirgends werden die Zustände Frankreichs wol mit mehr Aufmerksamkeit und Sorge betrachtet als bei uns, die wir diesem Vulkan Europas freilich auch am nächsten liegen und am ersten und unmittelbarsten unter seinen Ausbrüchen zu leiden haben. Und gerade diese französischen Zustände erregen jetzt hier eine allgemeine Besorgniß; Kenner des politischen Horizonts — oder die sich doch dafür halten — wollen gewisse Anzeichen bemerken, aus denen sie auf Sturm und schlechtes Wetter schließen. Und da man Beispiele hat, daß ein plötzlicher Sturm mitunter diejenigen am ersten niederschmettert, die sich selbst am sichersten gehalten, so erscheint das Mistrauen nicht ganz ungerechtfertigt. Viel Mißvergnügen erregt auch die strenge Grenzpolizei, welche das kaiserliche Frankreich neuerdings bei sich einzuführen für gut befunden hat; bei dem nahen und vielfachen Verkehr, in welchem die Geschäftsleute unserer Gegend mit Frankreich stehen, müssen diese Plackereien hier natürlich doppelt drückend empfunden werden. Eine eigene Ironie des Schicksals ist es dabei, daß wir eben in diesem Augenblicke, wo unser Verkehr mit Frankreich so vielfach gehemmt und erschwert ist, ein Verkehrsmittel erhalten, nach welchem wir uns seit Menschenaltern vergeblich gesehnt hatten. Ich meine die stehenden Rheinbrücken, deren wir in nicht allzu langer Zeit drei besitzen werden, bei Köln, Mainz und Strasburg. Zwar sind die beiden letztern nur erst Projecte: doch dürfte an ihrer Ausführung, vorausgesetzt daß keine plötzlichen politischen Zwischenfälle eintreten, kaum zu zweifeln sein: Was dagegen die kölner Rheinbrücke betrifft, so geht dieselbe ihrer Vollendung mit starken Schritten entgegen; es ist ein überaus großartiges Bauwerk, das nicht nur auf Handel und Verkehr von günstigstem Einflusse sein, sondern auch der preußischen Regierung zum dauernden Ruhme gereichen wird. Auch in anderer Hinsicht hat die preußische Regierung bei dieser Gelegenheit eine seltene Großartigkeit an den Tag gelegt, indem sie, um den — wie Sachverständige versichern wollen, größtentheils unbegründeten — Klagen der Rheinschiffer ein- für allemal ein Ende zu machen und zu verhindern, daß dieser Bau, der dem Vaterlande übrigens so sehr zur Ehre gereicht, nicht zu einem Zankapfel deutscher Regierungen werde, nicht nur in eine Erhöhung des Brückenjochs um drei Fuß gewilligt, sondern sich auch bereit

erklärt hat, den einzelnen Rheinschiffern für die Veränderungen, die sie der bessern Durchfahrt halber mit ihren Fahrzeugen vornehmen müssen, volle Entschädigung zu gewähren. Das ist ein Opfer, das sich vielleicht nur gering anhört, in der That jedoch sehr bedeutend ist; jene drei Fuß Erhöhung erfordern allein einen Aufwand von 800,000 Thlrn., während die Entschädigung der Rheinschiffer auf mehr als eine Million veranschlagt wird. Möge diese Bereitwilligkeit Preußens, den Wünschen der deutschen Nachbarstaaten Gehör zu geben, nicht blos Anerkennung, möge sie auch Nacheiferung finden; so wird das gesammte deutsche Vaterland Nutzen davon haben.

Notizen.

Die Spener'sche Zeitung vom 26. Mai meldet den am Abend des 24. erfolgten Tod ihres langjährigen Besitzers und Redacteurs, des ehemaligen königlichen Bibliothekars Dr. Samuel Heinrich Spiker. Der Verewigte wurde 1786 zu Berlin geboren, wo sein Vater als Kriegsrath angestellt war. Auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium daselbst vorbereitet, vollendete er seine Studien auf der Universität zu Halle, und zwar so rasch und mit so glänzendem Erfolge, daß er schon 1806, also mit 20 Jahren, eine Anstellung als Hülfsarbeiter bei der königlichen Bibliothek in Berlin erhielt, welche damals noch unter Biester's Leitung stand. Noch in spätern Jahren pflegte Spiker die mannichfache Förderung zu rühmen, die er diesem vortrefflichen, bei der undankbaren Nachwelt nur allzu früh in Vergessenheit gerathenen Manne verdankte. Auch Buttmann, der damals ebenfalls bei der königlichen Bibliothek angestellt war, schenkte dem jungen strebsamen Gelehrten seine Freundschaft und bot ihm vielfache Gelegenheit, seine Kenntnisse, theoretisch wie praktisch, zu erweitern. Als dann im Jahre 1815 Friedrich Wilken, der berühmte Geschichtschreiber der Kreuzzüge, die oberste Leitung der berliner Bibliothek übernahm, wurde Spiker zum Bibliothekar befördert; in dieser Stellung, von der er erst vor wenigen Jahren, wie es damals hieß seiner politischen Ansichten halber und nicht ganz freiwillig zurücktrat, hat er sich sowol durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse wie namentlich durch seine unermüdliche Dienstfertigkeit die allgemeinste Achtung und Theilnahme erworben. Gleichzeitig war er auch als Schriftsteller, besonders als Publicist thätig; 1826 brachte er die Spener'sche Zeitung durch Kauf an sich und seinen Bemühungen gelang es, dieses Blatt, das bekanntlich zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich's des Großen gegründet ward, zu einem der geachtetsten und einflußreichsten preußischen Blätter zu erheben, vorzüglich auch in literarischen Dingen, denen die Spener'sche Zeitung unter der Leitung des Verewigten eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete, wie sie in der übrigen politischen Presse dazumal kaum noch gekannt wurde. Auch als Uebersetzer entwickelte er eine große Thätigkeit; namentlich verdankt man ihm die erste allgemeinere Verbreitung der Walter Scott'schen und Irving'schen Romane. Auch gab er ein „Journal der Reisen" heraus, das allmählich bis auf 36 Bände anwuchs. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er ausschließlich seiner Zeitung, deren Einfluß in demselben Maße

zunahm, wie das politische Interesse sich überhaupt vergrößerte, und in der er die Grundsätze eines gemäßigten Liberalismus, in politischen wie religiösen Dingen, mit Besonnenheit und Umsicht vertrat. — Wenige Wochen zuvor, den 10. Mai, starb in Frankfurt a. O. ein Namensvetter des eben Besprochenen, der Superintendent und Oberprediger Christian Wilhelm Spieker. Derselbe war 1780 zu Brandenburg an der Havel geboren, studirte in Halle Theologie, wurde 1804 Lehrer am dortigen Pädagogium, 1805 aber Feldprediger bei einem ebendaselbst garnisonirenden Infanterieregimente. Durch die Katastrophe von Jena seines Amtes beraubt, privatisirte er einige Jahre zu Dessau, mit literarischen Arbeiten beschäftigt; namentlich erwarben seine Jugendschriften, unter denen „Die glücklichen Kinder" (1808) und „Vater Hellwig unter seinen Kindern" (1808—10) die bekanntesten sind, ihm rasch einen beliebten Namen. 1808 nach Berlin übergesiedelt, erhielt er im folgenden Jahre das Amt eines Diakonus und Professors der Theologie in Frankfurt a. O. Doch war letztere Stellung nur von kurzer Dauer, indem bekanntlich bald darauf die Universität zu Frankfurt aufgelöst wurde. Dagegen begleitete er in den Jahren 1813 und 14 die kurmärkische Landwehr als Feldprediger, bei welcher Gelegenheit er seine Energie und seinen patriotischen Eifer vielfach bethätigte. Nach wiederhergestelltem Frieden nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde er 1818 zum Superintendenten und Oberprediger daselbst ernannt. Als solcher hat er volle 40 Jahre hindurch segensreich gewirkt und sich die allgemeinste Achtung und Liebe erworben. Auch als Schriftsteller blieb er unausgesetzt thätig; von seinen zahlreichen Werken führen wir hier an: „Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg" (3 Bde. 1830); „Das Augsburgische Glaubensbekenntniß und die Apologie desselben" (1830); „Geschichte des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555" (1854). Noch bekannter als seine gelehrten sind seine praktisch theologischen Schriften, namentlich seine Erbauungsbücher und Predigten, von denen besonders die erstern zahlreiche Auflagen erlebt haben; so die „Morgenandachten", von denen 1849 die sechste, „Das Abendmahl des Herrn", von dem 1848 die siebente Auflage erschien; „Emilien's Stunden der Andacht, für erwachsene Töchter der gebildeten Stände", ebenfalls in sechs Auflagen ꝛc. Auch gab er 1853 eine „Geschichte der Stadt Frankfurt a. O." heraus.

Unter dem Titel „Ein Goetheblättchen" theilte Professor Kahlert in Breslau in Nr. 48 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre ein kurzes Gedicht mit, welches Goethe als Leipziger Student im Mai 1767 in das Stammbuch seines damaligen Studiengenossen, des spätern Doctors der Medicin Karl Friedrich Klose (gestorben 1806 zu Strehlen in Schlesien) eingezeichnet hatte, und das nach Kahlert's Annahme von niemand Geringerm als von Goethe selbst herrührte. Auch fand diese Annahme allgemeine Zustimmung und das Gedichtchen machte, als eine Reliquie von Goethe, nicht nur die Runde fast durch alle deutschen Blätter, sondern es wurde ihm auch im londoner „Athenäum" die Auszeichnung zu Theil, ins Englische übertragen zu werden. Durch einen Artikel des „Frankfurter Museum" werden wir jetzt nachträglich belehrt, daß der in Rede stehende Vers keineswegs Goethe selbst zum Verfasser hat, vielmehr rührt er von Gleim

her, unter dessen Gedichten er sich unter dem Titel „Der reiche Mann" abgedruckt findet; Goethe hat nur einige kleine Veränderungen damit vorgenommen, die sich indessen aus der speciellen Gelegenheit, zu welcher er das Gedicht benutzte, hinlänglich erklären. Indem wir dem unbekannten Verfasser des Artikels im „Frankfurter Museum" unsern Dank sagen, beeilen wir uns, den in der That sehr nahe liegenden Irrthum unsers geschätzten Mitarbeiters zu berichtigen, sind jedoch im übrigen der Meinung, daß dadurch an der Richtigkeit der Folgerungen, die Hr. Kahlert aus jenem Versehen für Goethe's damalige Lage und seine innern Zustände zieht, nichts geändert wird; rührt auch der Vers selbst nicht von Goethe her, so ist doch die Benutzung desselben charakteristisch genug und scheint uns Hr. Kahlert daher auch jetzt noch für die Veröffentlichung jenes Stammbuchblatts den Dank aller Goethe-Freunde zu verdienen.

Durch die öffentlichen Blätter läuft seit einigen Wochen ein Programm, die Reihenfolge der Festlichkeiten bei der bevorstehenden Jubelfeier der Universität Jena betreffend; ist dasselbe auch noch nicht als officiell zu betrachten, so gibt es doch immerhin einen vorläufigen Ueberblick von dem, was man zu erwarten hat und verspricht das Fest danach ebenso wohlgeordnet wie reich an Abwechselung zu werden. Auch ist die Theilnahme daran überall im Steigen, selbst über die deutschen Grenzen hinaus; zahlreiche Ehrengeschenke werden vorbereitet oder sind auch theilweise schon zur Ausführung gelangt. So berichtete die „Deutsche Allgemeine Zeitung" kürzlich über einen Ehrenpokal, der mit der Aufschrift „Die Alten den Jungen" bei der bevorstehenden Jubelfeier von einer großen Anzahl ehemaliger Mitglieder der Burschenschaft Teutonia dargebracht werden soll. Nach einem Modell von Konrad Knoll in München von Kornwurm ebendaselbst in Bronze gegossen, bringt der Pokal in einer Reihe zierlicher Kindergruppen die bedeutungsvollsten Scenen des deutschen Studentenlebens zur Anschauung; das Fußgestell wird von einem knienden Berggeist als Pfleger der Reben gebildet, den Deckel ziert eine Teutonia mit Fahne und Schild, den deutschen Zopf gleich einer besiegten Schlange zu ihren Füßen. Auch die Literatur wird bei dieser feierlichen Gelegenheit nicht zurückbleiben; Dr. J. Günther in Jena hat eine Lebensgeschichte der jenaischen Professoren unter der Feder, während bei F. A. Brockhaus in Leipzig eine „Geschichte des jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart, 1548—1858" erscheinen wird; als Verfasser werden zwei junge Juristen in Weimar, Dr. Robert und Richard Keil genannt.

Endlich hat das münchener Hoftheater den Anfang mit der langverheißenen Aufführung der Preisstücke gemacht. Das erste Stück, das dem öffentlichen Urtheile unterworfen ward, war die Tragödie „Die Sabinerinnen"; die Aufnahme wird als sehr günstig geschildert, namentlich sollen die drei ersten Acte lebhaften Beifall gefunden haben. Die nächste Aufführung wird nun „Die Witwe des Agis" sein, die mit den „Sabinerinnen" um den Preis der Tragödien ringt. Laube's „Cato von Eisen" ist jetzt auch in Breslau gegeben worden, hat jedoch auch hier nur dieselbe laue Aufnahme gefunden, die ihm mit Ausnahme des wiener Burgtheaters noch

überall zu Theil geworden. Auf letzterer Bühne war neu: „Zu schön", Lustspiel nach dem Französischen: doch soll die Aufnahme ebenfalls nicht besonders günstig gewesen sein. Das berliner Hoftheater wird vor dem Schlusse der Saison noch die neue historische Tragödie von G. von Meyern bringen „Heinrich von Schwerin", die kürzlich in Weimar mit Beifall gegeben ward; wir sind begierig, wie das Stück sich vor der berliner Kritik behaupten wird.

Ueber den dermaligen Bestand der dresdener Schillerstiftung hat der Vorstand derselben kürzlich einen Rechenschaftsbericht veröffentlicht, dem wir Folgendes entnehmen. Die Summe sämmtlicher Beiträge, welche der genannten Stiftung im Laufe des Jahres 1858 zugewandt worden sind, beläuft sich auf 3456 Thlr. Davon rühren fast 800 Thlr. von fürstlichen Gebern her; darunter der Kaiser von Oesterreich mit 313 Thlr. 15 Ngr., der König von Hannover mit 300 Thlr. Durch Theaterabende, Concerte, Schaustellungen, Vorlesungen und Sammlungen sind 570 Thlr. eingekommen; die bedeutendsten Posten darunter haben Breslau und Weimar beigesteuert, jenes durch eine Vorstellung im Stadttheater, dieses durch eine von den Damen Weimars veranstaltete Lotterie. Die Erträge von Privaten haben sich auf mehr als 1000 Thlr. belaufen; am zahlreichsten sind dabei Dresden und Leipzig sowie überhaupt das Königreich Sachsen vertreten, während andere namhafte Städte, z. B. Berlin, gänzlich fehlen. Dazu kommen dann noch circa 580 Thlr., die im ersten Quartal laufenden Jahres eingegangen sind, sodaß sich, den vorhandenen baaren Bestand sowie die inzwischen aufgelaufenen Zinsen dazu gerechnet, das Kapital, über welches die dresdener Schillerstiftung im Augenblick zu gebieten hat, überhaupt auf (mit Ausschluß der Groschen und Pfennige) 8696 Thlr. beläuft. Zu bemerken ist dabei jedoch, daß in diese Aufstellung auch das von Pflummern'sche Legat mit 1063 Thlr. 12 Ngr. mit aufgenommen ist, während doch bei dem schwankenden Wortlaut des betreffenden Testaments bekanntlich noch sehr bedeutende Zweifel obwalten, wem dasselbe schließlich zu Theil werden wird, ob der dresdener Schillerstiftung oder dem Schillerverein zu Leipzig. Von letzterm ist soeben eine eigene Broschüre veröffentlicht worden, „Das Vermächtniß des Freiherrn von Pflummern an die Schillerstiftung zu Leipzig", in welcher nicht nur das Anrecht, welches die Leipziger zu haben meinen, aus innern und äußern Gründen nachgewiesen, sondern auch die Anklage großer Eigenmächtigkeit und Unversöhnlichkeit gegen das dresdener Comité erhoben wird. Und in der That, wenn sich alles wirklich so verhält, wie es in dieser Broschüre dargestellt wird, so möchte der dresdener Vorstand von dem Vorwurf, in mehr als einer Hinsicht übereilt und willkürlich gehandelt zu haben, sich kaum freisprechen lassen. Jedenfalls ist es in hohem Grade beklagenswerth, daß, wie wir aus dem Schluß der ebenerwähnten Broschüre erfahren, die Sache nunmehr wirklich zum Proceß gediehen ist: und wenn, wie ebendaselbst behauptet wird, diese verhängnißvolle Wendung wirklich durch das jeder gütlichen Vermittelung entgegenarbeitende Verfahren des dresdener Comité hervorgerufen ist, so würde das unser obiges Urtheil (das wir jedoch für jetzt lediglich als ein hypothetisches aufstellen) nur bestätigen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die unbefleckte Empfängniss
der Jungfrau Maria.
Eine historisch-dogmatisch-kritische Abhandlung
von einem
katholischen Geistlichen.
8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine ruhige und würdige Beleuchtung des neuen vielbesprochenen katholischen Dogmas, nicht von dem Standpunkte des principiellen Gegensatzes gegen die katholische Kirche, sondern von dem der katholischen Wissenschaft selbst und aus der Mitte der katholischen Kirche. Die Schrift ist anonym erschienen, weil der Verfasser als katholischer Geistlicher andernfalls persönliche Unannehmlichkeiten fürchtete und weil er wünscht, daß man sich an die Sache, nicht an die Person halte, doch erklärt er, daß er später und zur Zeit selbst und öffentlich seinen Namen nennen werde. Die Schrift verdient die Beachtung der katholischen wie der evangelischen Kirche.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Martin Luther.
Ein lyrisch-epischer Cyklus
von
Adolf Schults.
8. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Das Leben Martin Luther's wird in dieser Dichtung von poetischem Schwung und sittlicher Kraft in einem Cyklus von Bildern frisch und anschaulich vorgeführt. Der Dichter ist bekanntlich vor kurzem gestorben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Catull's Gedichte
übersetzt von **Theodor Stromberg.**
8. Geh. 20 Ngr. Geb. 28 Ngr.

Eine neue, von dem Verfasser seinem Lehrer F. G. Welcker gewidmete Uebersetzung des Catull, den Niebuhr „den größten Dichter, den Rom gehabt hat", nennt und der, dennoch dem größern Publikum Deutschlands bisher ziemlich unbekannt war, weil es noch an einer treuen und zugleich geschmackvollen deutschen Uebersetzung fehlte, wie sie gegenwärtig vorliegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 24.** 10. Juni 1858.

Inhalt: Ernest Rénan. Eine metaphysische Frage oder zwei. Von **Karl Grün.** — Der Schatz zu Baldern und Katzenstein. Von **Karl Elze.** — Die Bretagne und das Meer. Vier Reisebilder. Von **Hermann Semmig.** IV. — **Literatur und Kunst.** Literaturgeschichte. (Koberstein, „Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik".) Ein illustrirtes Kochbuch. („Illustrirtes Kochbuch oder neue vollständige theoretisch-praktische Anweisung in der feinen Kochkunst ꝛc. von J. Rottenhöfer".) — **Correspondenz.** (Aus Berlin.) — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Ernest Rénan.

Eine metaphysische Frage oder zwei.

Von

Karl Grün.

Neben dem jungen französischen Philosophen und Kritiker H. Taine, den wir den Lesern in Nr. 16 des „Deutschen Museum" von 1857 vorgeführt, verdient auch Hr. Ernest Rénan eine gebührende Beachtung auf der rechten Seite des Rheinstroms. Beide Männer zeichnen sich durch eine gründliche Kenntniß deutschen Wesens und deutscher Forschung sehr vortheilhaft vor vielen ihrer schreibenden Landsleute aus; beide gehen auf den Grund unserer Bestrebungen und erschrecken nicht vor der blitzhaften Erscheinung Jupiter's, während Hr. St.-René Taillandier alle Jahre mehr einer alternden Semele gleicht, die regelmäßig in Ohnmacht fällt, wenn sie über den „negativen" und „destructiven" Zeus einen amtlichen Bericht erstattet. Beide, Hr. Taine wie Hr. Rénan, haben über dem „Gang zu den Müttern" ihre angestammte Nationaltugend, die gallische Ironie, keinen Augenblick eingebüßt; ja sie setzen ihren philosophischen Resultaten die Krone eines siegreichen Humors mit gleichem Glücke auf. Hr. Taine ist zwar kaustischer, voltairischer, französischer, lebhafter in der stilistischen Wendung; aber Hr. Rénan hält sich den Kopf nicht minder frei, wenngleich sein Aufzug etwas schwerfälliger gemüthlich ist, etwas mehr nach Herder und Schleiermacher schmeckt.

Die Deutſchen haben ſelten die Freiheit in und über der Speculation zu wahren gewußt; ſie, die Anarchiſten in der Politik, ſind in der Regel gedanklich die ärgſten Centraliſten; der Telegraph in Paris, der bekanntlich Revolutionen und Reſtaurationen, Empörung oder Unterwerfung für 36 Millionen commandirt, iſt in Deutſchland im Reiche des Geiſtes nicht minder despotiſch. Unſere ärgſten Rebellen ſind zugleich die tollſten Tyrannen, wie in Frankreich die ſiegreichen Parteien nach einer politiſchen Revolution. Welchen Terrorismus hat nicht Bruno Bauer — auf dem Papiere ausgeübt! Und nun höre man die meiſterhafte Reſultante, die Erneſt Rénan aus den grimmigſten Conventsdecreten der deutſchen Forſchung zieht, ſein Endurtheil über Dinge, welche Hrn. St.-René Taillandier ſo regelmäßig zu Tode ängſtigen. „Wenn ein Deutſcher ſich rühmt, irreligiös zu ſein (heißt es in E. Rénan's «Études d'histoire religieuse»), ſo muß man ihm nicht aufs Wort glauben. Der Deutſche iſt nicht fähig, irreligiös zu ſein. Die Religion, das Streben nach dem Idealen, iſt der wahre Inhalt ſeiner Natur. Will er Atheiſt ſein, ſo iſt er es in frommer und ſalbungsvoller Weiſe. Das Wort «Gott» hat im Laufe der Geſchichte, in allen poetiſchen Schöpfungen des Geiſtes, die Bedeutung des höchſten menſchlichen Ideals erlangt. Es aufgeben, hieße allen Sprachgebrauch umſtoßen. Sagt dem Volke, man müſſe nach dem Wahren, Schönen, ſittlich Guten ſtreben: es wird euch nicht verſtehen. Sagt ihm, man müſſe Gott lieben, Gott nicht beleidigen: es wird euch vortrefflich verſtehen. So gibt es mehrere gute alte Ausdrücke, wie Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit ꝛc., Ausdrücke, die vielleicht etwas ſchwerfällig ſind, die aber unſere Philoſophie mit allen ihren Erörterungen nicht erſetzen kann."

Mit einem Worte, die Furcht vor der philoſophiſchen Speculation und Kritik, jene Angſt der Unwiſſenheit und des böſen Gewiſſens vor den Ergebniſſen ſeiner Forſchung, wird jetzt auch einmal zur Abwechſelung von Frankreich aus gezüchtigt, demſelben Lande, deſſen Polizei und Polizeigeiſter ein Jahrzehnd lang alle Revolutionsverſuche und Barrikadenbauten dem deutſchen Humanismus in die Schuhe ſchoben. Es iſt weniger bekannt, aber nichtsdeſtoweniger wahr, daß die franzöſiſchen Mouchards oder Spitzel den offenen und biedern Ludwig Feuerbach für das Haupt der europäiſchen Verſchwörung wider Gott, die Könige und das Eigenthum hielten!

Die von uns mehrfach berührte Einkehr des franzöſiſchen Geiſtes in ſich ſelbſt, ſeine Abſtraction von dem Lärm der unmittelbaren Tagesfragen, trägt als Frucht eine unerhörte Selbſtverleugnung der Franzoſen; ihre Kritik iſt, wie es immer ſein ſollte, Selbſtkritik geworden. So ſagt derſelbe Erneſt Rénan in einem jüngſt erſchienenen Artikel der „Revue des deux mondes" über Victor Couſin und den Spiritualis-

mus (1. Aprilheft 1858): „Vielleicht ist der französische Geist nicht berufen, gewisse Grenzen zu überschreiten, und die lateinischen Nationen mit ihren glänzenden und ganz äußerlichen Eigenschaften, ihrer Eitelkeit, ihrem oberflächlichen Geist, ihrem Mangel an sittlichem Gefühl und religiöser Initiative sind vielleicht zu nichts anderm bestimmt, als die Welt durch eine klingende Rhetorik zu fesseln und sie an gewissen Tagen durch brutales Auftreten zu erschrecken.“ Weiterhin: „Die oberflächlichen Kritiker, welche deutsch nennen alles, was dunkel ist, und dunkel alles, was sie nicht verstehen...“

Man muß sagen, daß solche Kritik, von Franzosen an Franzosen geübt, gleich das Heilmittel neben der Krankheit abgibt, und daß von dem so allgemein formulirten Verdammungsurtheil nichts übrig bleibt als eine Scheidung der Wasser: die oberflächlichen, stagnirenden in der Vergangenheit, die tiefen, gründlichen in der Gegenwart und Zukunft.

Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, die „Religionsgeschichtlichen Studien“ des Hrn. Rénan zu recensiren; auch bezweifeln wir, ob der deutsche Kenner der einschlägigen Literatur gerade viel Neues in diesem Werke entdecken würde, das uns mehr vom nationalen Standpunkte interessirt und uns eine tüchtige Persönlichkeit lieben und achten lehrt. Wir wollten auf einen Punkt kommen, in welchem sich Taine und Rénan diametral entgegengesetzt sind und der trotz aller Selbstherrlichkeit der Kraft- und Stoffleute vor wie nach unerledigt bleibt. Wir behalten das Resultat unsers eigenen Nachdenkens vorläufig noch zurück, können aber nicht umhin, die große Frage, nach unserer Ansicht die Frage aller Fragen, abermals in den Vordergrund zu drängen und Materialisten wie Idealisten zur ernstlichen Beschäftigung mit derselben einzuladen. Wir behaupten nicht, die Philosophie mache die Revolutionen — gar zu viel Unsinn läuft bei der Spontaneität der Volksbewegungen mit unter. Wir erklären auch die Revolution für kein Glück: denn die Revolution vermag sowol zum schlechten Kreislauf in Europa zu werden wie in den losgerissenen Gliedmaßen des spanischen Leviathan von Mittel- und Südamerika. Was wir aber sagen zu dürfen glauben, ist, daß nichts Heilsames, kein menschheitlicher Fortschritt je stattgefunden hat, es sei denn auf Grund einer höhern, bessern Ansicht vom Wesen des Menschen und seinem Verhältniß zum Universum. Die abstracteurs de quintessence, wie Rabelais die Scholastiker nannte, mögen unter den Streichen seiner Geißel erlegen sein; aber nur der wird in Wahrheit die Zukunft der Welt gestalten, der die praktische „Philosophie des subjectiven Geistes“ schreibt, lehrt, predigt oder der Masse ins Ohr raunt.

Hr. Taine ist ontologischer Unitarist, wir haben dies an seinem geistreichen Buche nachgewiesen. Alles entwickelt sich aus einem Stück, er sagt nicht, ob aus der Materie oder aus dem Geiste. Dies ist auch

am Ende gleichgültig: die Materie bildet ihre Organe, ihren „Typus", erzeugt das Leben; oder die Idee, der Geist erzeugt sich aus der Bewegung des Stoffes selbst, „kommt zu sich", „schlägt die Augen auf", wird in höchster Instanz „selbstbewußt". Das ist alles Phänomenalität. Was ist das Bleibende? Oder brauchen wir nichts Bleibendes? Das gerade ist die Frage. Ist es genug, das das Erscheinende sich selbst erscheine, oder verlangt die Logik, daß es für etwas erscheine, aus etwas heraus-, in etwas hineinscheine? Geschichtlich heißt das: ist Heraklit der größte, letzte, abschließende Philosoph oder Welterklärer?

Hr. Rénan ist Dualist, wenn wir anders seine Sprache in dem Aufsatz über Victor Cousin recht verstehen. Hr. Taine hatte sich über die logischen Sprünge, über die scholastischen „Pistolenschüsse" des französischen Eklekticismus weiblich amusirt und rund heraus erklärt, es sei unendlich mehr Sinn und Verstand im Sensualismus des 18. Jahrhunderts, in Condillac und Laromiguière, als im „Brei" der spiritualistischen „Herzen". Hr. Rénan ist durchaus entgegengesetzter Ansicht, er begrüßt in den Eklektikern den philosophischen und besonders den sittlichen Aufschwung, den Bruch mit dem Fatalismus des Werdens, die Wiedereinsetzung der menschlichen Autonomie in ihre Rechte. Er stellt der Materie wo nicht den „Geist", so doch die „Seele" entgegen, die Monade der Substanz. „Der Spiritualismus ist das Wahre. Der Adel und die wahre Existenz erscheinen erst in der Welt mit der Seele. Das bewußte und sittliche Individuum ist die Krone des ganzen Weltgebäudes; alles steht ihm gegenüber (tout est en vue de lui), und es allein gibt allem einen Sinn und einen Werth. Die Seele ist die erste der Realitäten, weil die Materie nur ein mannichfaltiges, trennbares, einheitsloses Aggregat ist, ein zufälliges Aggregat, das sich bildet und sich zerstört, das keine dauernde Identität hat, keine Individualität, keine Freiheit. Die Seele ist unsterblich, denn da sie den knechtischen Bedingungen der Materie entgeht, erreicht sie das Unendliche; sie tritt aus Raum und Zeit heraus und bringt ins Gebiet der reinen Idee, in die Welt der Wahrheit, der Güte, der Schönheit, wo es keine Grenzen und kein Ende mehr gibt. Sie ist frei und souverän, denn sie beherrscht den Körper, der sie trägt, und seine niedern Instincte; sie schafft sich ein Königthum sonder Schranken durch die Cultur ihrer Vernunft und die Vervollkommnung ihrer Sittlichkeit. Sie ist von göttlicher Abkunft, denn sie geht über den Planeten hinaus, an den sie in räumlicher Beziehung gebunden ist, sie erreicht die Region des Absoluten und sondirt das Weltall. In einem Sinne könnte man sagen, sie schafft Gott, weil sie allein seine Nothwendigkeit enthüllt, Gott, der durch die Natur nur dunkel offenbart ist und der erst an dem Tage klar ward, wo ein tugendhafter Mensch in seinem Kampfe für die Gerechtigkeit unterlag, wo ein

reines Gewissen die Scham dem Leben vorzog, wo ein edles und gutes Wesen den Himmel in der Heiterkeit seines Herzens betrachtete. Sie schafft unendliche Belohnungen, weil sie den höchsten Willen Gutes zu thun bestimmt (décerne); sie schafft unendliche Züchtigungen, weil vor ihrem Tribunal, dem einzigen, welches zählt, die Niedertracht und das Böse nur Verachtung antreffen." Dazu der logische Schluß: „Die Seele ist das Wesen und das Ganze des Menschen, weil das Existirende offenbar frei, bewußt, untheilbar und ausdehnungslos ist. Die Seele ist, der Körper scheint".

Was in diesem Passus auch sonst unklar sein mag, eins steht darin mit größter Bestimmtheit ausgesprochen: die „freie, bewußte, untheilbare, ausdehnungslose" Seele ist, existirt; der Körper, die Materie mit all ihrer Entwickelung scheint nur. Etwas scheint für etwas anderes, das an und für sich ist, bedingungslos ist. Hier ist mehr als Phänomenalität. Wie sich freilich die „Seele" mit „Gott" auseinander setzt, darüber bleiben wir im Dunkeln. Da die Seele die „erste der Realitäten" ist, so müssen wol noch andere Realitäten vorhanden sein, aber nur zweiter oder dritter Klasse. Dahin ist Gott nicht füglich zu stellen, obgleich er ausgesprochenermaßen nicht die „erste der Realitäten" ist. Auf der andern Seite „offenbart" aber die Seele „Gott", der sich in der Natur nur unvollkommen manifestirt, sie offenbart ihn in ihren sittlichen Acten. Demnach scheint Gott die höchste Sittlichkeit zu sein; aber nein, die Seele selbst ist die höchste Sittlichkeit, da ihr „Tribunal das einzige ist, welches zählt". Eine Theodicee haben wir also nicht gewonnen, nur eine radical spiritualistische Psychologie wird uns — angedeutet.

Es ist gewiß nicht neugierig und nicht sophistisch, wenn wir Näheres über Wesen, Thätigkeit und Geschick dieser „ersten Realität" erfahren wollen. Die „freie, bewußte, untheilbare, ausdehnungslose" Seele kann nicht für immer solidarisch mit dem unfreien, unbewußten, theilbaren, ausgedehnten, materiellen Körper sein; sie ist offenbar unendlich, absolut, sie ist ja; was aber ist, das kann nicht nichtsein, sein und wieder nichtsein. Leider thut Hr. Rénan hier einen plötzlichen Fall, seine Seele hat einen „Ursprung". Aber dann „scheint" sie ja nur, dann ist sie „Körper"! „Der Traum vorhergehender Existenzen kann keinen Raum in einer wissenschaftlichen Theorie finden." Wir fürchten sehr, daß sich alsdann der Traum einer „freien, immateriellen" Seele ebenfalls verflüchtigen wird. Wir sind in einer Sackgasse angekommen: entweder muß die „ausdehnungslose" Seele weichen, oder die Präexistenz muß anerkannt werden, ein drittes ist nicht gegeben.

Wie hilft sich Hr. Rénan? „Die Seele, die nur durch sich selbst zu bestehen scheint (scheint? ein scheinendes Bestehen ist ja aber Materialität!), hängt dennoch an der Erde durch ihre Wurzel. Die Seele

hat nichts Materielles (ihre Wurzel iſt aber in der Erde!), aber ſie wird geboren gelegentlich der Materie (elle naît à propos de la matière)". Dieſes à propos kommt wirklich dem Spiritualiſten ſehr à propos, beſagt aber rundweg nichts. Wenn die Seele „geboren wird", ſo iſt es aus und vorbei mit ihrer „Freiheit, Bewußtheit, Untheilbarkeit und Ausdehnungsloſigkeit"; dann „exiſtirt" ſie nicht, wenigſtens nicht im ſpiritualiſtiſchen Sinne; wenn ſie „geboren wird", ſo muß ſie freilich à propos de la matière geboren werden, weil jedes andere Geborenwerden, jedes Werden, anders unmöglich iſt. „Es ſind zwei Arten von Phänomenen, von denen das eine das andere um die ganze Diſtanz der Unendlichkeit überragt." Es thut mir leid, aber dieſe „geborenwerdende" Seele überragt die Phänomenalität der Materie nur um die Länge einer — Verſicherung, deren Argumente vom Verfaſſer ſelbſt zu Staub verrieben wurden. „Es findet keine Umarmung ſtatt (accolement), aber das Bewußtſein des Individuums wird geboren und bildet ſich; es iſt eine Reſultante, reeller als die Urſache, welche es producirt." Eine Wirkung, die mehr enthält, als ihr die Urſache mitzugeben vermochte! Wir ſind in der Welt der Wunder angekommen, und fortan kann alles geglaubt werden, weil wir uns im Bereiche des ausſchließlichen Glaubens befinden. Trinken wir den Becher vollends aus: die Seele iſt „ein Concert, das nicht ohne die Cylinder und Saiten vorhanden ſein würde, obgleich es von ganz anderer Gattung iſt als jene materiellen Objecte."

Cuvier rief eines Tages aus: „Grand Dieu, préserve-moi de la metaphor!" „Großer Gott, bewahre mich vor der Metapher!" Was bei Begründung der Zoologie zutreffend war, wird wol auch von der Metaphyſik oder Logik in Anſpruch genommen werden können. Die Seele iſt „ein Concert", das mit Hülfe von Blas- und Streichinſtrumenten ausgeführt wird! Wer hat das Concert componirt, ehe es ins Orcheſter gelangte, wer hat das „Bewußte, Freie, Untheilbare, Ausdehnungsloſe" erdacht, gemacht? Das Concert entſteht ja nicht einmal à propos der Cylinder oder Saiten. Dieſes „Concert" erſcheint uns wie ein de profundis über die heimgegangene „immaterielle, unſterbliche" Seele.

Man ſieht — und das war die Abſicht dieſer Mittheilung — daß es nicht ſo ganz leicht iſt, Spiritualiſt zu ſein, daß die Spiritualiſten ſich ſehr leicht in ihren eigenen Prämiſſen fangen, daß die Seele entweder prä- und poſtexiſtirt, oder im ſpiritualiſtiſchen Sinne gar nicht exiſtirt.

In Frankreich gibt es unter der jungen Generation noch einen dritten Unruhigen, Grübelnden, neuen Perſpectiven Nachjagenden neben den Herren Taine und Rénan. Dies iſt Hr. Emile Montégut, der aus-

schließlich moralische Aesthetik treibt, protestantische Aesthetik, und mit liebenswürdigem Heißhunger die englischen Manifestationen socialer Unzufriedenheit und persönlicher Unbändigkeit verfolgt. Er ist weit mehr Moralist als Philosoph, auch mehr Rhetor als Logiker; aber er gibt soeben Hrn. Rénan eine gute logische Lehre, welche dieser wohl beherzigen möge. Bei Gelegenheit des englischen Romanschriftstellers Kingsley spricht Hr. Montégut in der „Revue des deux mondes" die goldenen Worte: „Was das Individuum verlangt, sind nicht beredte Anrufungen, sondern sichere Beweisführungen, welche die Ueberzeugung erzwingen; und es verlangt sie mehr als je in einer Zeit, die mit Ketzereien durchfurcht, von ungläubigen Lehren genährt, mit einem unbarmherzigen kritischen Sinne bewaffnet ist, welcher sich bisjetzt geweigert hat, von der sentimentalen praktischen Vernunft Lehren anzunehmen, so die kalte reine Vernunft in Staub verwandelt hatte."

Der Schatz zu Baldern und Katzenstein.

Von

Karl Elze.

Zu den räthselhaftesten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes gehören jene abergläubischen, um nicht zu sagen dämonischen Ideen, die sich desselben gleich epidemischen Krankheiten von Zeit zu Zeit zu bemächtigen pflegen, gerade wenn er in kräftigster Fülle und Gesundheit zu blühen scheint. Wenn uns beim vollsten Gefühle des Wohlbefindens plötzlich ein unwillkürlicher Schauer über die Haut rieselt, so pflegt der gemeine Mann mit einem alten Sprichworte zu sagen: der Tod krieche über unser Grab. Wir haben es erlebt, wie in derselben Weise die Schauer des Tischrückens und der Geisterklopferei der ganzen gebildeten Menschheit über das Grab gekrochen sind, zu einer Zeit, wo die riesenhaftesten Fortschritte in allen Zweigen der Naturwissenschaften ihr durchdringendes Licht über alle Schichten der Gesellschaft verbreiten. Das 20. Jahrhundert wird, wenn es einst neben Humboldt's „Kosmos" die Berichte über das Tischrücken, über die Wallfahrt zum ungenähten Rocke in Trier und über die Errichtung der Marienfäulen liest, sich in derselben Lage befinden wie wir selbst, wenn wir uns erinnern, daß um dieselbe Zeit, als Friedrich der Große und Lessing die Regierung in Staat und Literatur antraten, im südlichen Deutschland die letzten Hexen verbrannt wurden, und daß damals überhaupt noch der ärgste Aberglaube an Geister, verborgene Schätze und vergl. auf dem Volke lagerte, ein Aberglaube, welcher der katholischen Geistlichkeit, so sehr auch deren Häupter von französischer Aufklärung durchdrungen

sein mochten, als eine willkommene und weislich beförderte Unterlage diente, um darauf die abenteuerlichsten und schnödesten Possenspiele und Betrügereien zum besten ihres Seckels und ihrer Herrschaft zu bauen.

Ein solches schändliches Possenspiel, das die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland erregte, wurde in den Jahren 1735—37 in der Grafschaft Oettingen aufgeführt. Die Fürsten und Grafen von Oettingen blühten damals in drei Linien, den beiden fürstlichen Spielberg und Wallerstein und der gräflichen Linie Baldern-Katzenstein, welche letztere im Jahre 1798 ausstarb und ihre Besitzungen an die Linie Wallerstein vererbte. Die Residenz der gräflichen Linie war das gegenwärtig zum würtembergischen Jaxtkreise gehörige Dorf Baldern, das jetzt etwa 580 Einwohner zählt. Der regierende Graf Crato Anton Wilhelm, geboren den 12. October 1684, gestorben als Senior des Hauses am 25. April 1751 *) war so tief in Schulden versunken, daß gewöhnliche Mittel unzureichend schienen, um ihn wieder emporzubringen. Zum Glücke für ihn traf es sich, daß von den Brüdern seiner Gemahlin, geborenen Gräfin Eleonore von Schönborn, der eine, Franz Georg, Kurfürst von Trier, der andere Fürst und Bischof von Würzburg war. Der letztere, Johann Philipp Franz, der vor seiner Erhebung zum Bischof lange Zeit Reichskanzler gewesen war, hielt einen äußerst üppigen Hof. Sein Palast und die dazu gehörigen Hofgebäude waren nach dem Muster von Versailles angelegt. Zugleich war er auch Bischof von Bamberg, wo er eine besondere Hofhaltung hatte, zu der nicht weniger als 30 Kammerherren und 16 Postzüge gehörten. **) Unter ihm (oder seinem Nachfolger) wurde 1747 zu Würzburg noch eine arme alte Nonne, Maria Regina von Singer, als Hexe verbrannt. Die Markgräfin von Baireuth, welche ihm mit ihrem Gemahl im Jahre 1735 einen Besuch auf seinem Lustschlosse Pommersfelde unweit Bamberg abstattete, schildert in ihren Memoiren ***) nicht nur dieses Schloß, sondern auch den Bischof selbst mit lebhaften Farben. Sie läßt ihn als einen großen Staatsmann und universalen Geist gelten, sagt aber, er sei falsch und niederträchtig (fourbe, raffiné et faux), von stolzen Manieren und zu pedantisch in seiner Denkweise. Auf seine Lebensweise leidet der letztere Vorwurf jedoch keine Anwendung, denn er ging unter anderm täglich mit seinen Gästen auf die Jagd. Zu diesen beiden Schwägern nahm der bedrängte Graf seine Zuflucht und fand namentlich bei dem Kurfürsten

*) Siehe „Allgemeine Encyklopädie" von Ersch und Gruber, III. Sect., 2. Thl., S. 415, wo auch der Schatzgräberei mit einigen Worten gedacht ist, — aus welcher Quelle wird nicht angegeben.

**) S. Wolfgang Menzel, „Geschichte der Deutschen", 4. Ausgabe.

***) Tome II, p. 231—243 (Braunschweig, 1810).

von Trier ein geneigtes Ohr. Dieser gedachte, wie es scheint, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen; nicht genug, daß er seinem Schwager aus der Noth helfen wollte, beschloß er auch die günstige Gelegenheit wahrzunehmen, um die katholische Kirche mit einem neuen Mirakel zu bereichern. Mit Hülfe eines gewandten Kapuziners, Pater Guido aus Ellwangen, veranstaltete er nämlich eine großartige Geisterbeschwörung und ließ seinem Schwager durch die Geister so bedeutende Schätze zutragen, daß er für ein paar mal hundert tausend Gulden Schulden abzahlen und seiner Bauluſt von neuem freien Lauf lassen konnte. Im Interesse des katholischen Volks und weil wahrscheinlich die Vermögenszerrüttung des Grafen allgemein bekannt war, schien es nothwendig, dem Spuk die größtmögliche Oeffentlichkeit zu geben. Der Geheimrath Baumann, die rechte Hand des Grafen, mußte daher die Sache soviel als möglich brieflich verbreiten und namentlich die deutschen Höfe von der vor sich gehenden Geisterbeschwörung in Kenntniß setzen. Welches Inhalts seine Mittheilungen waren, wird aus dem in Abschrift aufbewahrten Schreiben ersichtlich, welches er unter dem 15. Januar 1737 aus Ellwangen an den Fürsten Leopold von Anhalt (den Schnurrbart) richtete. Er beginnt mit der Versicherung, daß das, was hier und da von der Geisterbeschwörung zu Baldern und einem daselbst erhaltenen Schatze erschollen sei, seinen guten Grund habe und der Nachwelt zu einem unerhörten Exempel dienen werde. Die Umstände, fährt er fort, sind erstaunlich. Seit alter heidnischer Zeit sei nämlich auf dem Schlosse Katzenstein der Teufel in Gestalt einer in Stein ausgehauenen Katze angebetet worden. Dieses Schloß diente bisher zum Gefängniß für Maleficanten, welche darin aber von den teuflischen Gespenstern dermaßen geplagt wurden, daß sie den Tod der Gefangenschaft vorzogen. Die Herrschaft von Baldern wurde daher vor etwa zwei Jahren vom Kurfürsten von Trier bewogen, das Schloß Katzenstein durch den berühmten Kapuziner Pater Guido von Ellwangen benediciren zu lassen, welcher die Herrschaft sofort benachrichtigte, daß sich ein grausames Gespenst und viel verborgene Schätze in dieser Gegend aufhielten, worauf er sich den Exorcismus vorzunehmen entschloß. Vorher wurde er jedoch von Ihro kurfürstlichen Gnaden mit einem Partikel des heiligen Kreuzes und mit Oel der heiligen Walpurga in verschiedenen vom Halse hängenden Kapseln wohl versehen. Als nun der Exorcismus vorgenommen wurde, ließ sich zuerst ein abscheulicher Teufel in menschlicher Gestalt sehen, mit zwei Hörnern auf dem Kopfe, Tatzen wie ein Bär und Stiefeln an den Füßen, welcher einen Tisch voll Geldes vor sich stehen hatte, worauf Pater Guido den Teufel mit großer Beschwerde vom Gelde hinwegbrachte, indem er ihm die Stola auf den Hals warf. Der Teufel jedoch stürzte ihn die Stiege hinunter und warf ihn gegen einen

Ofen, sodaß man ihn einige Zeit für todt hielt. Als er sich wieder erholt hatte, fand man eine grausame Contusion an seiner Seite; die Kapseln des heiligen Kreuzes sowol als die des heiligen Oels waren abgerissen, die heiligen Partikeln selbst jedoch unversehrt geblieben. Nach hartem Widerstande wurde dieses Teufelsgespenst an seinen gehörigen Ort in die Hölle verwiesen, und die Herrschaft bemächtigte sich des auf dem Tische liegenden Geldes. Nach diesem that sich ein anderes grausames Gespenst in sehr schöner und kostbarer Gestalt hervor, welches nach ausgestandenem Exorcismus aussagte: es sei ein Kind der Verdammniß, worauf es sein Kleid auseinander riß und ein feuriger Degen mit den Worten: „Das ist das Blut meiner Unterthanen", aus seiner Brust schoß. Darauf zeigten sich theils zu Baldern, theils zu Katzenstein funfzehn verschiedene Geister, darunter drei gute. Der erste dieser guten Geister war eine vor etwa 150 Jahren verstorbene Gräfin Elisabetha von Oettingen, geborene Gräfin von Fugger, welche aussagte, daß sie nicht zum Angesicht Gottes gelangen könne, weil sie nicht nur in ihrer Jugend einen jungen Menschen verführt, sondern überhaupt viele unerlaubte Ueppigkeiten getrieben habe; nun aber sei die Zeit ihrer Erlösung gekommen. Sie ging darauf mit dem Kapuziner in die Kapelle und verschwand vor aller Augen mit hellem Glanze. Der zweite gute Geist war der öttingische Graf Max, der Urheber des bekannten Processes in Sachen Baldern gegen Wallerstein; er trug eine glühende Kanone auf der Schulter und sagte aus, er habe aus Neid gegen das Haus Baldern beschlossen, die Fundamente des Schlosses unterminiren zu lassen und dadurch seinem Nachfolger, dem jetzigen Grafen von Baldern, die Wohnung unbrauchbar zu machen. Wegen dieses Verbrechens sei er von Ihro kaiserlichen Majestät gefänglich eingezogen und habe endlich nach ausgestandener sechzehnjähriger Gefangenschaft im Jahre 1687 sein Leben in wahrer Buße beschlossen. Jetzt sei die Zeit seiner Erlösung gekommen. Darauf ließ sich die Kanone von seiner Schulter herab und er verschwand in gleicher Weise wie die Gräfin Elisabeth. Der dritte gute Geist endlich war ein Herr von Westerstetten, der ehemals Herr zu Katzenstein war, ehe dasselbe an die Grafen von Oettingen fiel. Dieser stand dem Pater Guido gegen die zwölf verdammten Geister, größtentheils Grafen von Oettingen und deren Beamte, durchaus bei, holte das verborgene Gold und Silber, Kleinodien und Schriften, worüber die verdammten Geister bisher die Hand gehabt, herzu und brachte es aus einer Tiefe von mehr als 20 Klaftern dem Pater Guido nach und nach in das Zimmer, sodaß dieser zwei mit Acten und Urkunden und 28 mit Gold, Silber und Juwelen gefüllte Kisten der gnädigen Herrschaft übergeben konnte. Ihro kurfürstlichen Gnaden von Trier wohnte monatelang auf dem gräflichen Schlosse zu Baldern, und jedermann

erwartete mit Verlangen das Ende der Sache. Das Merkwürdigste aber war, daß alle diese Geister in ein einziges Haus zusammengeschworen worden waren, worüber man ein ganzes Jahr zugebracht hatte, sowie daß zur Hebung des Schatzes weder Hacke noch Schaufel gebraucht wurde und endlich, daß die gefüllten Kisten eine geraume Zeit uneröffnet im gräflichen Schlosse standen, während gleichwol der Kurfürst und Pater Guido mit ihrem Inhalt vertraut waren.

Dies war der Hergang der großen Geisterbeschwörung laut des vom Geheimrath Baumann an den Fürsten Leopold gerichteten Schreibens. Gleichlautende Berichte hatten Baumann und andere auch an den Markgrafen Friedrich von Baireuth (1735—63) und den Reichshofrathspräsidenten von Wurmbrand zu Wien gelangen lassen, und der Kurfürst von Trier selbst hatte den Vorgang in geeigneter Weise dem heiligen Stuhle mitgetheilt. In welchem Maße die allgemeine Neugier und Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit gerichtet gewesen sein muß, wird aus den nachfolgenden Thatsachen zur Genüge erhellen. Sollte man es glauben, daß der Markgraf von Baireuth, der Schwager Friedrich's des Großen und Stifter der Universität Erlangen, einen vertrauten Diener Namens Veretier in ein Kapuzinerkloster schickte, um sich nach der Wahrheit der umlaufenden Gerüchte zu erkundigen, und daß auch der Fürst von Dessau sich nicht enthalten konnte, insgeheim zwei zuverlässige Beamte, den Hofrath Rode und den Archidiakonus Cöler, nach dem Schauplatze des Geisterspuks reisen zu lassen, damit sie ihm aus eigener Anschauung einen getreuen Bericht über das Wunder und namentlich über das Vorhandensein und die Herkunft des Schatzes erstatten sollten? Dem Archidiakonus Cöler wurde dabei ausdrücklich zur Pflicht gemacht, nicht im geistlichen, sondern in einem weltlichen Habit zu reisen; er kleidete sich daher braun, trug Stiefeln und, wo es erforderlich schien, sogar einen Hirschfänger. *)

Die beiden Abgesandten traten am 28. März 1737 ihre Reise von Dessau aus mit Extrapost an. Sie gingen über Halle, Merseburg, Naumburg, Weimar, Hildburghausen, Koburg, Bamberg und Erlangen nach Nürnberg, von wo sie ihren ersten Bericht an den Fürsten abgehen ließen. Sowol in Koburg als auch in Nürnberg fanden sie denselben Bericht über den Vorgang verbreitet, welchen sie selbst aus den Händen des Fürsten empfangen hatten. In Nürnberg waren die Mei-

*) Eine im Besitze des Verfassers befindliche handschriftliche Autobiographie des Archidiakonus Cöler enthält nicht nur eine sehr ausführliche Beschreibung der Reise, sondern auch vollständige Abschriften der erwähnten Schreiben und Actenstücke. Weitere Nachrichten über den Vorgang habe ich nicht ausfindig machen können und mich deshalb streng an die Handschrift gehalten, die einen durchaus zuverlässigen Charakter an sich trägt.

nungen getheilt; einige waren geneigt, an die Sache zu glauben, während andere sie für eine reine Pfaffenerdichtung hielten, „da weder die Vernunft noch die heilige Schrift dergleichen approbire". Die Reisenden wandten sich daher an den dasigen Prediger und Professor Näglein, an den in Nürnberg wohnhaften öttingischen Rath Dr. Lemmermann und an den reformirten Prediger Hertzogenrath, um nähere Erkundigung einzuziehen. Professor Näglein theilte ihnen mit, daß er erst vor wenigen Tagen Briefe aus Wien erhalten habe, wonach die Sache dort ungewöhnliches Aufsehen mache, verhehlte ihnen aber nicht, daß er glaube, die ganze Sache sei blos aufs Tapet gebracht worden, damit sich die Gläubiger des Herrn Grafen in Geduld fassen und ihn nicht so sehr bedrängen möchten. Der Dr. Lemmermann verhielt sich diplomatisch; seiner Ueberzeugung nach, sagte er, rührten die Schätze von Theophrastus Paracelsus her, welcher die Kunst, Gold zu machen, vollkommen besessen habe; übrigens suspendirte er sein Urtheil und verwies die Reisenden auf ein eben erschienenes Buch „Unterredungen im Reich der Geister", in welchem sie Auskunft über dergleichen Dinge finden würden. Der Prediger Hertzogenrath endlich erzählte ihnen, daß ein gewisser Seyferheld, ehemals Rath bei der verwitweten Markgräfin von Baireuth, ihm im Vertrauen Folgendes mitgetheilt habe: Als er (Seyferheld) kürzlich zu Bamberg beim Fürsten von Würzburg zur Tafel eingeladen gewesen sei, habe derselbe eben Briefe von seinem Bruder dem Kurfürsten aus Baldern erhalten und nach Durchlesung derselben lächelnd gesagt: „Die Geister machen sich zu Baldern sehr familiär; sie bringen Schätze aus der Erde und es ist nur zu wünschen, daß sie fein viel bringen, denn der Graf hat es nöthig."

Von Nürnberg nahmen unsere Reisenden ihren Weg über Ansbach, Feuchtwangen und Dinkelsbühl nach Ellwangen, wo sie am 4. April wohlbehalten anlangten. Nachdem sie sich bisher überall für Kaufleute ausgegeben hatten, fanden sie es nunmehr für nöthig, sich einen amtlichen Charakter beizulegen, ohne jedoch ihre wahre Stellung im mindesten zu verrathen. Der Hofrath Rode gab sich also für einen Rath aus Dornburg und der Archidiakonus Cöler für einen Amtmann aus Coswig aus. Unter dieser Firma ließen sie sich sofort bei dem hier wohnenden Geheimrath Baumann melden, welcher sie auch ohne Umstände vor sich ließ. Sie gaben vor, in Geschäften für ihre Herrschaft zu reisen und zugleich vom Prinzen Moritz von Sachsen-Gotha, der jüngst zum Besuche in Zerbst gewesen sei, beauftragt zu sein, sich nach dem Schatze zu erkundigen. Geheimrath Baumann wollte erst nichts von der Sache wissen; als sie ihm aber den von ihm selbst herrührenden Bericht vorwiesen, lächelte er und gestand, daß er allerdings etwas Aehnliches geschrieben habe, doch nicht alles, was unter seinem Namen

umlaufe. Er habe schon etwas über die Sache drucken lassen wollen, allein der Kurfürst habe es ihm verboten. So viel sei gewiß, daß Pater Guido die Kunst des Geisterbannens in seiner Jugend in einem Kloster in München erlernt habe und sie gründlich verstehe. Weiter war aus dem Herrn Geheimrath nichts herauszubekommen, und die Reisenden gingen daher ohne Aufenthalt nach Baldern weiter, wo sie am 5. April abends 7 Uhr eintrafen.

Als sie kaum im dortigen Gasthofe abgestiegen waren, ließ sie schon der Graf von Oettingen fragen, wer sie wären, worauf sie kurzweg antworteten, sie seien „Passagiers aus Obersachsen" und sich unmittelbar zum Pater Guido begaben, der sie mit einer für einen Kapuziner ungewöhnlichen Höflichkeit empfing. Ohne weitere Umschweife frugen sie ihn, was es für eine Bewandtniß mit dem Schatze habe. Pater Guido erwiderte, es sei ihm von seinen Obern verboten davon zu reden: doch wolle er ihnen als Fremden so viel mittheilen, daß die Herrschaft, wie er auf seiner Seelen Seligkeit versichern könne, durch Gottes Gnade und Segen einen ansehnlichen Schatz bekommen hätte, vermöge dessen sie nicht nur ihre Schulden tilgen könne, sondern auch ein Ansehnliches übrig behalte. Die nähern Umstände würde der Kurfürst von Trier seinerzeit der Welt bekannt machen, sobald die dazu nöthige Erlaubniß von Rom angelangt sein würde. Uebrigens, setzte er hinzu, habe er keinen Geist gesehen, sondern nur wie ein Rauschen gehört, und unter seinem Hause sei es, als der Schatz gebracht worden, wie ein Erdbeben gewesen. Er gab auch zu, daß er auf Befehl des Kurfürsten das Gefängniß zu Katzenstein exorcisirt und damit am 16. April 1735 den Anfang gemacht habe; seit einem halben Jahre habe sich übrigens kein Geist mehr spüren lassen, denn sie wären jetzt alle an ihrem Ort. Welches dieser Ort sei, konnten unsere Reisenden nicht erfahren.

Hiermit glaubten die Reisenden ihr Geschäft in Baldern abgethan, kehrten in ihr Wirthshaus zurück und wollten am andern Morgen ihre Reise nach Katzenstein fortsetzen. Allein so leichten Kaufs sollten sie nicht davonkommen; „Passagiers aus Obersachsen" waren gewiß seltene Vögel in der hochgräflichen Residenz Baldern. Kaum waren sie zwei Stunden in ihrem Quartier, als ihnen der Graf durch einen Diener sein Bedauern darüber ausdrücken ließ, daß sie schlecht logirt sein würden und daß es ihm unmöglich sei, sie in seinem überfüllten Schlosse aufzunehmen; er erlaube sich aber, ihnen ein kleines Präsent an Wein und Confect zu machen und ihnen seine Küche und seinen Keller zu Gebote zu stellen. Nach dieser Einleitung wurden die Reisenden von den Abgesandten des hochgräflichen Hofes förmlich überlaufen; man wollte sie, wie sie selbst sagen, durchaus an den Hof locken. Zunächst ließ sich der kurtrierſche Geheimrath von Spangenberg bei ihnen mel-

den, da er, wie er ihnen sagen ließ, als oberſächſiſcher Landsmann ſich das Vergnügen nicht verſagen wollte, ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie erwiderten, daß ſie den Herrn Geheimrath zu ſo ſpäter Abendſtunde und bei dem ſchlechten Wetter nicht zu ſich bemühen wollten, ſondern morgen die Ehre zu haben hofften, ihn bei Hofe zu ſprechen. Kaum war der Bediente wieder fort, ſo ließ der kurtrierſche Kammerherr Graf von Metternich fragen, ob ſie irgendworan Mangel hätten, und ihnen ſeine Dienſte anbieten. Am andern Morgen in der Frühe ſchickte Hr. von Spangenberg abermals einen Lakaien, worauf ſich die Reiſenden, die eben ihren Anzug beendet hatten, ſofort nach dem Schloſſe begaben und ihm ihre Aufwartung machten. Er empfing ſie ſehr zuvorkommend und forſchte ſie namentlich aus, ob ſie wirklich diejenigen wären, für welche ſie ſich ausgaben. Sie blieben bei ihren Angaben, wovon Spangenberg ſogleich den Kurfürſten in Kenntniß ſetzte. Der Haushofmeiſter des Grafen, Hr. von Kloſen, lud ſie jetzt zur Tafel ein und führte ſie zum Grafen zur Audienz. Sie ſahen hier die ganze gräfliche Familie und rühmen vom Grafen beſonders, daß er faſt mehr latein als deutſch redete und vom ganzen Hauſe Anhalt recht wohl zu ſprechen wußte. Nach dieſer Vorſtellung wohnten ſie der vom Kurfürſten in der Schloßkapelle in eigener Perſon geleſenen Meſſe bei und hatten alsdann auch bei dieſem Audienz. Vor der Tafel nahmen ſie noch eine Gelegenheit wahr, den Haushofmeiſter von Kloſen, welcher ſich zur lutheriſchen Kirche bekannte und von dem ſie deshalb Offenheit erwarteten, über den Schatz zu befragen. Er antwortete, daß er einen Eid in die Hände des Kurfürſten habe ablegen müſſen, nichts darüber zu ſagen; ſo viel ſei richtig, daß dem Pater Guido ein Schatz ins Zimmer gebracht worden ſei, aber freilich nicht von Geiſtern; alles Uebrige werde eheſtens offenbar werden. An der Tafel nahmen außer der gräflichen Familie mehrere weltliche und geiſtliche Perſonen theil. Es ging, wie die Reiſenden ſagen, „magnific“ her; trotzdem es eben in der Faſtenzeit war, wurden ſie doch mit etwa 30 Gerichten bewirthet und tranken ein „delikat Glas Wein, ſonderlich ungariſchen, den der Kurfürſt aus des Kaiſers Keller bekommen“. Sie mußten des ganzen kaiſerlichen Hauſes und vieler Großen Geſundheit trinken und ſaßen bis 6 Uhr bei Tafel. Das Auffallendſte war, daß der Kurfürſt nicht nur an dieſem Tage, ſondern faſt täglich, mit ſeiner Schweſter und dem Pater Guido allein ſpeiſte — ſie bildeten alſo das eigentliche Complot. Der Graf wollte, den Befehl des Kurfürſten vorſchützend, die Reiſenden durchaus noch über Nacht dabehalten; als aber alles Zureden vergeblich war, ließ er ſie in einer Kutſche nach ihrem Wirthshauſe zurückfahren, von wo ſie noch am nämlichen Abend ihre Rückreiſe bis Dinkelsbühl antraten, wo ſie im Poſthauſe übernachteten. Ihre große Eile iſt eigent-

lich unerklärlich; sie trafen bereits am 11. April wieder in Halle, wo sie dem Fürsten, und am 13. April in Dessau ein, wo sie auch der Fürstin mündlich von dem Verlauf und Ergebniß ihrer Reise Bericht erstatteten. Sie würden freilich, auch wenn sie der Einladung des Grafen gefolgt wären, dennoch nichts weiter in Erfahrung gebracht haben: denn es war den Einwohnern von Baldern streng verboten worden, von dieser Angelegenheit zu sprechen, und die Zimmer in Katzenstein, in denen die Geister erschienen sein sollten, waren auf Befehl des Kurfürsten versiegelt worden, weshalb die Reisenden es auch für unnöthig hielten, sich dorthin zu begeben. Zwar hatte nach aufgehobener Tafel, als die Reisenden eben das Schloß verlassen wollten, der Hr. von Spangenberg sie nochmals zu sich entbieten lassen, um ihnen zu sagen, daß es der Kurfürst gern gesehen haben würde, wenn sie vom Schatze mit ihm gesprochen hätten, da er ihnen mehr als der Pater Guido darüber mitzutheilen im Stande wäre. Obgleich aber die Reisenden erwiderten, sie hätten das nicht gewagt und würden jede derartige Mittheilung mit Dank annehmen, so blieb es doch bei dem Schlusse, der Kurfürst würde nächstens, sobald die Genehmigung von Rom eingegangen sei, die Sache durch den Druck bekannt machen.

Es kann nicht befremden, daß die Geschichte von den nach Baldern gekommenen Abgesandten eines gewissen norddeutschen Hofes trotz der gebrauchten Vorsicht bald ruchbar wurde. Sie soll sogar Veranlassung geworden sein, daß auch der Herzog von Würtemberg (vermuthlich Karl Rudolf, der Vormund des unmündigen Karl Eugen) in gleicher Absicht einen Oberstlieutenant lutherischer Confession nach Baldern schickte. Gegen diesen zeigte sich aber Pater Guido weniger höflich: denn als er den Schatz zu sehen begehrte, antwortete der Pater, wenn ein Ketzer den Schatz sähe, so würde derselbe verschwinden.

Die Genehmigung des Papstes zur Bekanntmachung des Mirakels scheint übrigens niemals ertheilt worden zu sein, vielleicht weil der Curie das Spiel gar zu plump oder zu wenig einträglich erschien. Das Mirakel war ja auch nur eine Nebensache; der Hauptzweck, die Vermögensrettung des gräflichen Schwagers, war erreicht*), und damit wird wol die Sache ein Ende gehabt haben. Die Abgesandten des Fürsten Leopold führen übrigens einen ganz ernsthaften Indicienbeweis, daß und warum die ganze Geschichte nichts als Lug und Trug sei und schließen ihren von Nürnberg am 7. April 1737 datirten unterthänigsten Bericht mit folgenden Worten: „Halten wir also dafür, daß man diese Komödie

*) Die „Allgemeine Encyklopädie" von Ersch und Gruber a. a. O. deutet jedoch an, daß der Inhalt der geheimnißvollen Kisten den Erwartungen der Gläubiger keineswegs entsprochen habe.

gespielet, nicht so sehr um den Protestanten etwas weiszumachen, als vielmehr dem abergläubischen papistischen Pöbel ein neues Mirakel anzudichten, damit, wenn der Graf von Oettingen heute oder morgen seine Schulden bezahlte, derselbe nicht sagen möchte, wie die beiden geistlichen Herren (der Kurfürst von Trier und der Fürst von Würzburg) die Stiftsgelder entwendet, um ihrem Schwager aus der Noth zu helfen, sondern daß ihm dieses Geld durch die Geister zugebracht worden."

Aber wie kann man sich über den Aberglauben des „papistischen Pöbels" wundern, wenn selbst aufgeklärte protestantische Fürsten es nicht verschmähten, sich durch eigene Abgesandte nach dem Grunde oder Ungrunde einer ebenso handgreiflichen als nichtswürdigen Betrügerei erkundigen zu lassen?

Die Bretagne und das Meer.

Vier Reisebilder.

Von

Hermann Semmig.

IV.

Montoir, Savenay.

Auf der Rückreise nahm ich in St.-Nazaire die Eisenbahn. Links im Lande läßt man ein Dorf hinter sich, dessen Name, la Motte-Almand, deutsche Niederlassungen aus der Karolingerzeit andeuten soll. Bald gleitet man über die der Austrocknung wegen kanalisirten Wiesen von Montoir, ein unübersehbares Alluvionsland, das im Sommer wol ein Bild im kleinen von Savannen geben mag. Weiter hinein im Lande liegt ein dem Geologen interessantes Torfbassin, genannt la Brière. Die Bäume des hier nach einigen im 7. Jahrhundert untergegangenen Waldes haben die Wurzeln nach Süd-West und den Stamm nach Nord-Ost gekehrt; die Ausfuhr des Torfs geht bis Vannes, Larochelle und selbst in die Gironde. Eine davon abhängige Industrie ist die Fabrik von Torfschwärze (noir de Brières), welche die briérons (Name der Arbeiter) des Dorfes Rozet beschäftigt; zweihundert blains (kleine Kähne) werden jährlich zum Transport dieser für Felddüngung nützlichen Schwärze gebraucht, welche dann 70—80 Schaluppen nach Nantes führen.

Nicht aber die Wunder der Natur hatten mich zur Heimkehr zu Lande verlockt, sondern die Erinnerungen der Geschichte. Der Gedanke, daß ich binnen kurzem der Bretagne Lebewohl sagen würde, trieb mich, vor meinem Abschiede noch den Ort zu sehen, wo der blutige Vendéerkrieg von 1793 seine Entscheidung fand und das freiheitsmörderische

Heer vernichtet ward: Savenay. Abgesehen von dem archäologischen Interesse, das sie und zwar eigentlich nur im Norden bietet, fesselt die Bretagne den Historiker hauptsächlich als der Schauplatz jener Empörung von Vorrecht und Wahn gegen Freiheit und Licht, der in der angrenzenden Vendée begann und hier endete. Auf einer Reise nach Angers hatte ich daher auch vor kurzem einen Abstecher nach St.-Florent-le-Vieil gemacht, jenem Flecken des linken Loireufers im Anjou (Departement Maine-et-Loire), wo der erste Schuß gegen die Republik fiel, und den ich in meinen ersten Reisebriefen aus Frankreich nur vom Dampfboot aus schildern konnte. Es ist sonderbar, daß schon vor tausend Jahren die Bretagne hier in St.-Florent trotzig die Faust geballt hat: als nämlich Nominoë, der Armin der Bretagne, das fränkische Joch vom Nacken der Armorica abgeschüttelt hatte, soll er der Tradition nach den hiesigen Benedictinern geheißen haben, seine Bildsäule mit drohend gegen Frankreich ausgestrecktem Arm auf ihrer Abtei aufzustellen. Ich rathe jedem meiner Leser, den Reiselust in diese Gegend führen sollte, nicht zu versäumen, die Höhe des Orts zu ersteigen: man hat hier eine paradiesische Aussicht von dem Platze der alten Abtei aus, deren Kirche jetzt statt der alten zerstörten als Ortskirche dient. Bei dem Blick auf das reizende Thal, von der Loire durchschlängelt und reich an gebüschigen Inseln, worüber die Augustsonne ihren prächtigsten Glanz ausgoß, konnte ich die Bäuerinnen nicht glücklich genug preisen, die hier im Schatten der Bäume, im Anblick der herrlichsten Natur arbeiteten, und ich vergäß eine Zeit lang alle blutigen Erinnerungen, die wie düstere Phantome über der Gegend schwebten. Freilich bald genug wurden sie wieder erweckt von der weit ins Land hineinschauenden Säule, die laut Inschrift „Les Vendéens à la mémoire de la duchesse d'Angoulême", der Tochter Ludwig's XVI. nach ihrem Besuche im Jahre 1823 errichtet hatten (ich sagte früher irrthümlich, die Herzogin von Berry habe sie dem General Bonchamps setzen lassen), von der Abtei ferner (jetzt Pfarrhaus), in deren Hofe die gefangenen Republikaner eingeschlossen waren, von der Kirche, in welcher sich das Denkmal Bonchamps' befindet, ein Meisterwerk David's von Angers, errichtet auf Kosten von Waffengefährten und Bewunderern des Vendéerchefs. Sterbend schon richtet sich der General auf, gestützt auf den linken Arm, den rechten ausstreckend, in höchster Aufregung aus angestrengter Brust „Gnade" rufend; nichts ist ausdrucksvoller als dies Gesicht, dieser Kopf, ein Werk, das allein schon den vollendeten Meister in der Kunst verkündet. Nur eins möchte ich dagegen bemerken: wenn man den dramatischen Ausdruck des Antlitzes vergißt, vergißt man auch die ganze Vendée und glaubt eher einen sterbenden Epaminondas zu sehen, so hellenisch ist das ganze Werk bis auf die Draperie, die Re-

benfiguren mit eingerechnet, welche Frankreich und die Religion darstellen und trotz Strahlenglanz und Kreuz der letztern Jungfrauen vom Parthenon gleichen, wie sie uns das herrliche Bruchstück im Louvre zeigt, aber keinen christlichen Schwärmerinnen für „Gott und König" der Vendée.

Als ich über die Brustwehr des Platzes auf das Thal hinabschaute, fragte ich einen alten Mann aus dem Orte, der neben mir stand, ob er mir wol sagen könnte, an welcher Stelle die vendéer Armee über den Fluß gesetzt sei. „Warum nicht?" sagte er, „ich war ja dabei." Sie können sich denken, welche frohe Ueberraschung es mir war, einen Augenzeugen und Theilnehmer jenes denkwürdigen Uebergangs an dem Orte selbst zu sprechen. Indessen war der Greis (Giron hieß er und war 1774 geboren) zu wenig gebildet, um mir genügende Auskunft geben zu können; man wies mich an einen andern und letzten Theilnehmer des Uebergangs, einen Mann von Kenntnissen, Lebrun mit Namen, der damals 16 Jahre alt war und später bei Ancenis wieder über die Loire heimgekehrt war. Er wohnte just auf dem Platze der Mairie gegenüber, wo bei der Losziehung der Conscribirten der erste Flintenschuß aus dem rebellischen Haufen fiel, der Brunnen aus jener Zeit steht noch in der Mitte. Es war natürlich, daß der Greis alle Vorurtheile dieser Epoche theilte, von den Grausamkeiten der Republikaner sprach, von denen der Royalisten aber nichts wußte; aber interessant als ein dramatischer Zug aus jenem Bruderkriege erschien mir, daß der junge Royalist damals einen Bruder in der republikanischen Armee hatte, der allerdings schon vor der Revolution ins dritte Regiment Navarre eingetreten war. Auch eine alte Frau, la mère Mahé, rieth man mir, als Zeitgenossin zu sprechen; die gute Frau machte ein Nebengewerbe aus dem Ableiern einer Erzählung, die sie (wie Fremdenführer ihre Erklärungen) auswendig zu wissen schien; damit sie ja kein Geräusch im Herbeten stören möchte, das ich nicht durch unzeitige Querfragen stören durfte, wenn ich sie nicht aus dem Concepte bringen sollte, schloß sie sorgfältig erst die Thüren ab, und endigte dann ihre Geschichte von den Schreckenstagen in Nantes (sie war nicht in St.-Florent zugegen gewesen) mit einer rührenden Psalmodie über den Bürgerkrieg und einer herzlichen Verwünschung von Carrier, le scélerat! Amen.

Wie hier und da in den Straßen noch Ruinen aus der Zeit des Kriegs stehen, so glühen auch hier und da noch Funken von altem Revolutionshasse unter der Asche; es ist bezeichnend, daß sich ein Kaffeehaus im Orte „Café de la Foi" benennt. Eine Dorfschenke mit der Religion als Aushängeschild! das kann man doch nur in der Vendée zusammenreimen. Noch um 1828 flüchteten sich aus dem Lande Manges, der Heimat Cathelineau's, fünf bis sechs wiederspenstige Conscrip-

tionspflichtige in die hiesige Gegend und haben sich wirklich dem Militärdienst entzogen. Von St.-Florent ging ich auf das andere Ufer der Loire, über welche jetzt eine schöne Kettenbrücke führt, nach Maillezaye hinüber, dem Dorf, wo die Armee landete, um sich nach dem auf der Höhe liegenden Varades hinaufzuziehen. Man zeigte mir noch das Haus und die Treppe, unter welcher der General Bonchamps nach dem Uebergange gestorben war (falls er nämlich nicht schon in St.-Florent verschied, wie andere behaupten). Es lebte noch ein Augenzeuge, damals ein Knabe von acht Jahren, der die Leiche auf einer Matratze nach Varades hatte tragen sehen. Ich fragte die Leute, wie viel denn die Bourbonen, welche den fortgelaufenen Emigranten Millionen zur Entschädigung gegeben hatten, ihnen gegeben hätten, die für diese Bourbonen im Lande gekämpft und Gut und Leben aufgeopfert hatten. Nichts, war selbstverständlich die Antwort. „Und ihr seht nicht ein, daß ihr in frommer Einfalt euch nur für den Vortheil des Adels aufgeopfert habt, während alle Errungenschaften der Revolution nur zu eurem Besten sind?“ Doch, sie sehen es jetzt ein, aber langsam. Noch 1848 nach der Februarrevolution war im Flecken Ligné wenige Stunden von hier nach Nantes zu ein kleiner Tumult zu Gunsten Heinrich's „V.“; vergebens suchten ihn die Gendarmen zu unterdrücken, ziemlich wohlhabende Männer waren darin verwickelt und murrten laut, als die Hauptschreier vom Tribunal in Ancenis verurtheilt wurden. Sie müssen allerdings wissen, daß dies die Heimat Charette's ist; das Schloß La Contrie, wo der Vendéerchef 1763 geboren ward, liegt bei Couffé im Canton von Ligné. Gegenüber von Ligné, auf der andern Seite der Loire, wo das Departement sich der Vendée nähert, in Chapelle-basse-mer (verstümmelt für beatae matris) sang das legitimistische Volk zu derselben Epoche:

Vive Henri V. ce bien aimé,
C'est lui qui va bientôt régner
Dessus cette pauvre France, Bien!
Il languit de souffrances,
Vous m'entendez bien.

C'est le pauvre Louis (Philippe nämlich)
Se promenant à Paris,
Dans la gueule une chique, Bien!
Conduit par toute sa clique,
Vous m'entendez bien etc. etc.

Ich habe Ihnen weder die Schnauze (gueule) noch den Kautaback (chique) erspart; man muß zeigen, wie anständig die royalistische Poesie sich ausdrückt. Sonst würde die „gutgesinnte“ Presse immer fortfahren, die demokratische Poesie allein der Roheit zu zeihen. Allerdings sind obige Knittelverse reines Volkslied, allein eine so „edle“ Sache sollte

ſelbſt den Volksdichter edler ſtimmen. Iſt doch ein Correſpondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (ich meine den Correſpondenten, nicht die Zeitung überhaupt) einmal ſo weit gegangen, Freiligrath's Dichtung der Formverliederung zu beſchuldigen, von dem Augenblick an, wo er des Königs Rock auszog und zu des Volks brotloſem Banner überging; hätte ſich der brave Mann doch nur auf Platen beſinnen wollen, der noch weit ſchärfere politiſche Poeſie gemacht hat als Freiligrath und deſſen Form die vollendetſte iſt, die unſere Literatur beſitzt. Warum denkt niemand an einen neuern Abdruck dieſer Lieder Platen's? Es iſt eine Schmach, daß das Volk ſie nicht einmal kennt. Uebrigens hat ſich die Vendée (das Bas-Poitou) ſchon früher in ihren Volksliedern durch Fanatismus und Roheit ausgezeichnet, wie das folgende katholiſche Volkslied aus dem Jahre 1622 auf die Niederlage des Proteſtanten Soubiſe auf der Inſel Ré zeigt:

Vertu Dé! la grond boucherie
Quo lan fut fat dan in journau!
Y cré que pu de quatre mille
Furant guery de tou lour mau.
Vive le Ré, netre bon sire!
O n'en fut jamez in itau.

Quond y ontondy la huée
Et la chasse dos parpaillaux (Schimpfname der Hugenotten),
Y ve pris ma gronde cougnée
Et lez fandez quem' naviaux.
Vive le Ré, etc.

(aus dem Patois überſetzt in Franzöſiſch: Vertu de Dieu! la grande boucherie, qui en fut faite dans une journée. Je crois, que plus de quatre milles furent guéris de tous leurs maux (d. h. getödtet). Vive le Roi, notre bon sire! il n'en fut jamais un pareil (itau = item). Quand j'entendis la huée et la chasse des huguenots, j'ai pris ma grande cognée et les ai fendus comme des navets).

Wenn es ſchon ein gerechter Hohn der Geſchichte war, daß dieſe Vendéer im ſelben St.-Florent ihre Heimat verlaſſen mußten, wo ſie ſich gegen die Segnungen der neuen Ordnung in blinder Raſerei empört hatten, ſo blieb doch auch die wirkliche Strafe nicht aus; hier in Savenay wurden ſie von ihr ereilt. Savenay liegt freundlich auf der Höhe, eine Stunde von der Loire entfernt; man ſieht es gegenüber von Paimboeuf aus mit ſeinen weißen Häuſern ſchimmern. Das Franciscanerkloſter, heute für den Staatsdienſt verwendet, war das Exil, wo im vorigen Jahrhundert der freidenkende Prieſter Travers von Nantes als Verbannter lebte. Der klerikale Druck iſt das Seitenſtück zum Adelsdruck. Mit Recht machte einmal ein legitimiſtiſches Blatt auf die

Verdienste aufmerksam (Verdienste von seinem Standpunkte aus), die St.-Laurent-sur-Sèvre (Flecken in der Vendée, wo jetzt drei geistliche Gemeinschaften etablirt sind: „Les Filles de la Sagesse", „Les Missionnaires du St.-Esprit" und „Les Frères de St.-Gabriel") auf die „Erziehung" der vendéer Bevölkerung und ihren religiösen Enthusiasmus gehabt habe, Verdienste, die bisher bei den Kriegsdarstellungen zu wenig geschätzt worden seien. St.-Laurent-sur-Sèvre hat sich nach den Stürmen der Revolution mächtiger denn je erhoben, die mönchischen Schullehrer, die daraus hervorgehen*) und alle Landgemeinden jetzt einnehmen, bilden die Jugend für die alte Zeit um und wäre die liberale Reaction nicht so lebenskräftig, die Besorgnisse, die man trotz allem hegen muß, würden sehr ernsthaft sein. Ein Tourist schrieb neulich in einem Briefe: „Stellen Sie sich eine bezaubernde Landschaft vor; ich traf einen Mann aus der Gegend. Wem gehört dies herrliche Gebäude, so groß wie die Kaserne vom Quai d'Orsay in Paris? — «Den Schwestern von St.-Laurent.» — Und diese da? — «Den Brüdern von St.-Laurent.» — Und das Gebäude hier? — «Das ist die Minotérie (Kunstmahlmühle) der religiösen Gemeinschaft.» — Und das da? — «Das ist ein Aquäduct, über den Fluß geleitet, zur Bedienung von Wirthschaft und Wiesen.» — Und das große Haus? — «Das ist das Waschhaus der religiösen Gemeinschaft.» — Das andere? — «Das ist die Bäckerei.» — Und das große Gebäude auf dem Berge? — «Dort haben die geistlichen Retraiten statt.» Kurz ich erfuhr, daß in St.-Laurent ein einziger Mensch, der geistliche Obere (richtiger zwei oder drei, die aber correspondiren), eine katholisch-communistische Association von wol 5—6000 Personen leitet." Und man hält den Communismus für unausführbar? Man hält ihn für gottlos? Da habt ihr ihn in schönster Blüte und alles ad majorem dei gloriam! O wenn unsere deutschen Literaten, statt ewig und immer in Paris zu hocken und ein Buch auf hundert andere darüber zu pfropfen, einmal in der Provinz reisen wollten, was für schöne Dinge fänden sie da zu schildern! Aber freilich,

*) Es gibt in Frankreich dreierlei Congregationen, die, einer klösterlichen Regel unterworfen, den Volksschulunterricht zur Aufgabe haben: 1) die Frères de la doctrine chrétienne oder frères ignorantins; dies ist die älteste, einflußreichste und verbreitetste; das Volk nennt diese Brüder scherzweise les Quatre-Bras, die Vier-Arme, weil sie über der Kutte noch eine andere, gewöhnlich nur auf dem Arme, also vier Aermel tragen. Diese Brüder lassen sich, der anspruchsvollern Bedingungen wegen, meist nur in Städten nieder; für die Landgemeinden stiftete unter der Restauration der noch lebende Abbé Lamennais (Bruder des bekannten Schriftstellers) 2) die frères de Lamennais, deren Stiftungshaus zu Ploërmel in der Bretagne ist. Der Freund dieses Lamennais, Pater Deshayes, stiftete 3) die Frères de St.-Gabriel in St.-Laurent zu gleichem Zwecke; anfangs behielten sich diese das linke Loireufer, jene das rechte vor; jetzt aber haben sie sich vertragen und finden sich auf beiden Seiten.

dazu gehört mehr Mühe, mehr Aufopferung und namentlich mehr solidere Kenntniß als zu den ewigen Pariser-Brief-Phrasen.

Wenn Sie sich vorläufig über die große Epoche jenes Kampfes der Aufklärung gegen Wahn und Vorurtheil orientiren wollen, so verweise ich Sie auf die Geschichte der Französischen Revolution von Louis Blanc. Der achte und neunte Band derselben, die Kriege in der Vendée betreffend, ist ganz auf die Noten und Documente gebaut, welche Hr. Fillon aus Fontenay, der Mitarbeiter des Hrn. Dugast, dem Historiker geliefert hat. Sie werden sich der Darstellung erinnern, welche Louis Blanc vom Tode Ludwig's XVI. gegeben hat, und wonach dessen Haltung gar nicht so würdevoll und königlich gewesen ist, als sie bisher von den Royalisten und selbst leichtgläubigen überrumpelten Liberalen geschildert worden ist; diese Darstellung beruht auf dem Berichte eines Augenzeugen, gebürtig aus Fontenay in Vendée und 1793 als Ersatzmann zum Convent in Paris anwesend, der im genauen steten Verhältnisse zu Santerre stand (er starb 1816 in Paris). Auch diesen Bericht verdankt Louis Blanc der Mittheilung des Hrn. Fillon. Die Documente die beide, Fillon und Dugast, über jene Epoche besitzen, belaufen sich auf mehrere Tausende, ganz abgesehen von denen, die sie in Archiven u. s. w. haben benutzen können. So werden sie denn binnen wenigen Jahren ein Denkmal aufstellen können, das die Unwahrheiten vernichten wird, die man zu Gunsten der Sache der Legitimität ausgestreut hat. Mit dieser Hoffnung wollen wir denn von der Bretagne Abschied nehmen, sicher, daß, wohin wir auch unsere Schritte lenken, wir von nun an stets auf der Bahn des unabweisbaren Fortschritts wandeln. Die Menschheit ist zum Gefühl ihrer Würde erwacht!

Literatur und Kunst.

Literaturgeschichte.

Seit langem ist den Freunden der Literaturgeschichte kein angenehmeres Geschenk zu Theil geworden als die „Vermischten Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik", welche Dr. August Koberstein kürzlich bei J. A. Barth in Leipzig hat erscheinen lassen. Wer irgend mit dem Entwickelungsgange, welchen die Wissenschaft der Literaturgeschichte und namentlich die Kenntniß der eigenen vaterländischen Literatur im Laufe der letzten dreißig Jahre bei uns genommen, nur einigermaßen bekannt ist, der kennt auch den Namen Koberstein und weiß, welche Verdienste der Träger desselben sich um die Geschichte unserer Literatur erworben hat; sein „Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur", mit dessen vierter gänzlich umgearbeiteter Auflage der Verfasser noch gegenwärtig beschäftigt und der während mehr als eines Menschenalters von einem kaum fingerstarken Büchlein zu einem

bändereichen Werke herangewachsen ist, wird für alle Zeit seinen Ehrenplatz als ein Musterwerk deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit behaupten. Es gibt Bücher, die glänzender stilisirt sind, es gibt Autoren, die pikanter schreiben; aber was die liebevolle Hingebung an den Gegenstand, die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Forschung sowie den Reichthum und die Genauigkeit des Materials anbetrifft, ist der Koberstein'sche „Grundriß" ohne Widerspruch das erste und vorzüglichste Werk, das unsere Literaturgeschichte in diesem Augenblicke überhaupt aufzuweisen hat. Diesem Schriftsteller merkt man es in jedem Worte an, daß er ganz und vollständig bei der Sache ist, da sind keine geistreichen oder auch nur geistreich sein sollenden Abschweifungen, da ist kein Bemühen, den Leser durch eine unzeitige Beredsamkeit mit fortzureißen oder ihm durch blendende Halbwahrheiten zu imponiren: einfach und schlicht, Schritt vor Schritt, das Auge fest auf sein Ziel gerichtet, geht er seinen Gang, aber jeder Schritt ist durch die Spuren seines Fleißes gekennzeichnet und wer den Weg einmal unter seiner Leitung zurückgelegt hat, der wird sich gewiß so leicht nicht verirren. Auch auf die jetzt so beliebte Kunst, ein kleines Körnchen Metall zu einer endlosen Plattirung auszuarbeiten, versteht dieser Schriftsteller sich nicht; er gibt sein Gold rein und ohne Zuthat, wie er es dem spröden Gestein durch unermüdlichen Fleiß abgerungen hat. Man muß einigermaßen Kenner sein, um die außerordentliche Arbeit und Mühe, zugleich aber auch die ungewöhnliche Entsagung zu würdigen, die in den Koberstein'schen Untersuchungen steckt; während unsere meisten Autoren sonst eine bemerkenswerthe Fertigkeit darin haben, wenige dünne Gedanken zu ganzen dicken Büchern auszuspinnen, faßt Koberstein nicht selten die Frucht wochen- und monatelanger Studien in einer einzigen Zeile, einem einzigen Worte zusammen — einem Worte, über das obenein die Mehrzahl der Leser hinweghüpft.

Denn für das große Publikum, das seine Nase gelegentlich einmal in ein literarhistorisches Buch steckt, um doch auch mitreden zu können, ist der Koberstein'sche „Grundriß" freilich nicht; Leser dieser Art wollen mit Phrasen gefüttert sein, und da kann das Koberstein'sche Werk, positiv, wortkarg, immer nur auf das Nöthigste gerichtet wie es ist, ihnen denn freilich nicht munden. Daß der Verfasser jedoch in der That mehr als ein bloßer Bücherwurm, daß er die Bibliotheken, die er im Laufe eines langen und thätigen Lebens durchgelesen, nicht blos mit flüchtiger Feder excerpirt, sondern daß er sie auch in sich aufgenommen und in sein geistiges Eigenthum verwandelt hat, daß er mit einem Worte neben seinem unermüdlichen Fleiß und seiner stupenden Gelehrsamkeit auch ein Mann ist von zartem und sinnigem Gemüth, von feinem Geschmack und scharfem Urtheil, dafür liefern, vorausgesetzt, daß man dies alles nicht auch schon zwischen den Zeilen seines „Grundriß" herauslesen könnte, die obengenannten „Vermischten Aufsätze" den vollgültigsten und glänzendsten Beweis. Es sind Abschnitzel zu größern Studien, aber Abschnitzel, wie sie sich nur in der Werkstatt eines Meisters finden; mit der Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, die wir bereits aus dem oftgenannten „Grundriß" kennen, verbinden sie eine Wärme und Tiefe der poetischen Auffassung, eine Klarheit und Feinheit des Urtheils, endlich eine Anmuth und Sauberkeit der Darstellung, die sie für jeden, der über den Nichtigkeiten der Tagesliteratur den Sinn für ernstere Gegenstände

überhaupt noch nicht ganz eingebüßt hat, zu einer ebenso lehrreichen wie genußvollen Lectüre machen.

Die Mehrzahl dieser Aufsätze ist aus Vorträgen hervorgegangen, welche der Verfasser seit dem Jahre 1837 in dem Literarischen Verein zu Naumburg an der Saale gehalten. Die ersten drei waren früher schon einzeln gedruckt, gelangten jedoch nicht in den Buchhandel, bis sie dann neuerdings in dem (leider schon wieder eingegangenen) „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst" von Oskar Schade und Hoffmann von Fallersleben wieder abgedruckt wurden. Die günstige Aufnahme, welche dieser Abdruck fand, hat den Verfasser denn endlich bestimmt, sie nebst einigen andern Aufsätzen verwandten Inhalts zu einem besondern Buche zu vereinigen. Es ist charakteristisch und gehört mit zu dem Bilde dieses ebenso gediegenen wie liebenswürdigen Autors, besonders gegenüber der Schreibseligkeit unserer jüngern Schriftsteller, mit welcher Zurückhaltung er von seinem Unternehmen spricht und welche Bedenken er gegen die Veröffentlichung dieser Sammlung gehegt hat. Inzwischen glauben wir ihn versichern zu dürfen, daß dieselben unbegründet; unsere Literatur ist wahrlich nicht reich genug an Werken, die mit gediegener Gelehrsamkeit Feinheit des Geschmacks und Anmuth der Darstellung in so hohem Maße vereinigen, als daß ein Buch wie diese „Vermischten Aufsätze" übersehen werden könnte, vielmehr meinen wir, demselben die beste Aufnahme sowol von seiten der Fachgenossen als auch des größern Theils des Publikums prophezeien zu dürfen.

Das Buch enthält im ganzen acht Aufsätze. Der erste verbreitet sich „Ueber das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen und dessen Behandlung im Liebesliede, mit besonderm Bezug auf Goethe". Der Verfasser geht dabei von der Thatsache aus, daß gerade die verhältnißmäßig kärgliche Natur, in welcher der Deutsche lebt, verglichen mit der sinnlichen Fülle südlicher Himmelsstriche, denselben für die wechselnden Natureindrücke empfänglicher gemacht und eben dadurch die Natur selbst seinem Herzen näher gerückt hat. Auch jener eigenthümliche Zug des deutschen Nationalcharakters, mit dem größten Hang zur Innerlichkeit und Beschaulichkeit, der vollsten und unbeschränktesten subjectiven Freiheit die größte Fähigkeit zur Annahme fremder Denk- und Empfindungsweise, ja ein wahres Verlangen nach Selbstverleugnung und Aufgeben der eigenen Persönlichkeit zu verbinden, darf dabei nicht übersehen werden. Denn gerade in diesen anscheinend so widersprechenden Eigenschaften liegt der Grund zu jenem unverwüstlichen Triebe des Deutschen, sich in der Natur, die Natur in sich zu finden, aus dem dann auch jene erhabene Natursymbolik hervorgeht, durch welche die deutsche Lyrik sich vor allen übrigen modernen Literaturen, ja selbst auch vor der classischen Poesie der Griechen auszeichnet. Der antike Dichter benutzte die Natur als ein großes Vorrathshaus poetischer Bilder und Gleichnisse, der deutsche Dichter dagegen geht förmlich in sie auf, sie ist sein anderes Selbst, sein zweites Ich, das mit ihm lacht und weint, und jauchzt und stürmt und für jede noch so flüchtige, noch so geheime Regung seines Herzens hat die Natur ein liebevolles Echo. Sehr schön weist der Verfasser nach, wie dieses tiefe und sinnige Naturgefühl der deutschen Dichtung von jeher eigenthümlich gewesen ist, wie es sich schon in gewissen Namen und Gestalten der ältesten Mythologie ausspricht, wie es dann das mittelalterliche Minnelied, in noch

höherm Grade aber das Volkslied verklärt, bis es endlich in Goethe zu seinem vollsten und köstlichsten Ausdruck gelangt. Der Verfasser stellt eine Reihenfolge von 14 Goethe'schen Liedern zusammen, die, wenn auch den verschiedensten Zeiträumen angehörig und äußerlich ohne den geringsten Zusammenhang, doch innerlich in der engsten Verbindung stehen, und vom ersten schüchternen Stammeln bis zum vollen melodischen Ausdruck gleichsam eine vollständige Scala poetischer Naturempfindung bilden. Die zweite Abhandlung beschäftigt sich mit der in Sage und Dichtung gangbaren Vorstellung von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt; wir empfehlen dieselbe namentlich unsern Märchendichtern vom jüngsten Datum, damit sie gegenüber dieser tiefen Volksweisheit, die so lieblich aus Baum und Blume spricht und Vergängliches und Ewiges so schön aneinander zu knüpfen weiß — damit sie, sag' ich, gegenüber dieser tiefen Weisheit des Volksmunds die klägliche Geschmacklosigkeit und Nüchternheit ihrer eigenen dürftigen Erfindungen inne werden. Die drei nächsten Aufsätze beschäftigen sich wiederum mit Goethe. Der erste gibt, anknüpfend an „Hans Sachsens poetische Sendung", ein ansprechendes Bild des alten nürnberger Meistersängers sowie der Beziehungen, in denen das Gedicht zu Goethe selbst und seiner eigenen poetischen Entwickelung steht. Im nächstfolgenden Aufsatz wird nach einer Einleitung über das neue deutsche Gelegenheitsgedicht und seine geschichtliche Ausbildung, besonders im 17. Jahrhundert, Goethe's Elegie „Euphrosyne" mitgetheilt und nach ihren persönlichen und lokalen Beziehungen — das Gedicht bezieht sich bekanntlich auf den vorzeitigen Tod der talentvollen Schauspielerin Christiane Neumann, Goethe's Lieblingsschülerin — erläutert. Der dritte und letzte Aufsatz dieser Gruppe behandelt die Frage, inwieweit Goethe's „Iphigenie" als ein sowol dem Geiste und der ganzen innern Behandlung als der äußern Form nach durchaus deutsches Kunstwerk angesehen werden darf. Der Verfasser legt den Unterschied der griechischen und deutschen Auffassung mit überzeugender Klarheit dar und faßt sein Urtheil dahin zusammen, daß das Stück sowol nach innen wie nach außen eine echte Frucht deutschen Geistes und deutschen Gemüths ist.

Von ganz besonderm Interesse ist die darauf folgende Abhandlung: „Shakspeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland und Urtheile über ihn bis zum Jahre 1773." Derselbe Gegenstand wurde schon vor beiläufig funfzehn Jahren unter dem Titel „Shakspeare in Deutschland" von Adolf Stahr im ersten Jahrgang des „Literarischhistorischen Taschenbuch" behandelt, welches der Herausgeber dieser Zeitschrift in den Jahren 1843—48 erscheinen ließ und dessen gelegentliche Wiederaufnahme, wenn auch vielleicht nicht ganz in derselben Form wie früher, er noch immer keineswegs völlig aufgegeben hat. Der Stahr'sche Aufsatz war, wie auch der Verfasser der in Rede stehenden Abhandlung anerkennt, nicht ohne Verdienste, zumal für die Zeit, in welcher er erschien. Dennoch war es Hrn. Stahr begegnet, verschiedene nicht unwichtige Quellen, namentlich was die Kenntniß und Verbreitung Shakspeare's in Deutschland vor Erscheinen der Wieland'schen Uebersetzung anbetrifft, theils ganz zu übersehen, theils nur aus zweiter und dritter Hand zu benutzen, wodurch denn natürlich mancherlei Lücken und Ungenauigkeiten entstehen mußten. Jene auszufüllen und diese zu berichtigen,

hat Hr. Koberstein sich entschlossen, den Gegenstand noch einmal zu bearbeiten: und wenn jener frühern Abhandlung von Stahr mehr das Verdienst einer ersten Anregung gebührt, so darf dagegen von dem vorliegenden Aufsatze des Hrn. Koberstein wol gesagt werden, daß er den Gegenstand nach allen Seiten hin erschöpft und einem künftigen Bearbeiter nichts mehr übrig gelassen hat. Nirgends zeigt die erstaunliche Belesenheit des Verfassers sich in glänzenderm Lichte, nirgends tritt die Sorgfalt und Genauigkeit seiner Forschungen, die Vorsicht und Besonnenheit seiner Urtheile vortheilhafter zu Tage als in diesem Aufsatze, den wir deshalb auch keinen Anstand nehmen, als die Krone der ganzen Sammlung zu bezeichnen. Bei dem unermeßlichen Einflusse, welchen Shakspeare seit bald einem Jahrhundert nicht blos auf unsere Poesie, nein, auf unsere ganze Denk- und Empfindungsweise ausgeübt hat, sowie bei dem Interesse, welches unser Publikum, unbeirrt durch das Naserümpfen gewisser neuester Kritiker, denen Shakspeare zu groß ist, um sich selbst daneben zu behaupten, und die sich daher ein wahres Geschäft daraus machen, die Flecken auch dieser Sonne nachzuweisen, wenn sie nicht etwa gar Shakspeare's ganzen Dichterruhm kurzweg für einen bloßen Humbug erklären — bei jenem Einflusse, sagen wir, und diesem Interesse, wird es unsern Lesern hoffentlich nicht unwillkommen sein, wenn wir hier einige Notizen aus dem erwähnten Aufsatze einschalten. Die erste, wenn auch sehr verschleierte Bekanntschaft mit Shakspeare haben die Deutschen unzweifelhaft bereits durch jene „Englischen Komödianten" gemacht, die seit Ende des 16. bis tief in das 17. Jahrhundert hinein Deutschland durchzogen. Unter den Stücken, welche diese Komödianten aufzuführen pflegten und die dann bekanntlich späterhin in einer eigenen Sammlung im Druck erschienen, befindet sich eins, das in vielen Zügen an „Die beiden Veroneser" von Shakspeare erinnert, sowie ein zweites, das mit dem „Titus Andronicus" des englischen Dichters in nächster Verwandtschaft steht. Allein diese und ähnliche Stoffe waren damals, wie man weiß, über die gesammte englische Bühne verbreitet und wurden von zahlreichen Dichtern in immer neuen Bearbeitungen vorgeführt, und bleibt es daher unerweislich, ob jene Stücke der englischen Komödianten unmittelbar aus Shakspeare hervorgegangen, oder welche andere vermittelnde Quellen dabei benutzt worden sind. Dagegen hält es der Verfasser für mehr als wahrscheinlich, daß das bekannte Possen- oder Schimpfspiel des Andreas Gryphius, „Absurda Comica oder Herr Peter Squenz" in der That aus Shakspeare's „Sommernachtstraum" und nicht, wie Tieck in der Einleitung zum zweiten Bande seines „Deutschen Theaters" behauptete, aus einer spätern selbständigen Bearbeitung der komischen Episode von R. Cox geschöpft ist. Völlig zweifellos endlich ist es, daß Shakspeare's „Romeo und Julie" bereits um Mitte des 17. Jahrhunderts seinen Weg nach Deutschland gefunden hatte. Freilich hatte in der dumpfen, unsaubern Luft, die damals auf dem deutschen Theater herrschte, auch Shakspeare's unvergleichliches Drama, das nach Lessing's bekanntem Ausspruch die Liebe selbst dictirt, sich in ein rohes und schmuziges Possenspiel, eine jener Haupt- und Staatsactionen verwandeln müssen, wie sie damals auf unserer Bühne florirten. Dennoch ist die Verwandtschaft zwischen dem Shakspeare'schen Meisterwerk und der Action „Romeo und Julieta", welche Eduard Devrient vor einigen Jahren aufgefunden und aus der er in seiner treff-

lichen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ verschiedene Proben mitgetheilt hat, zu offenkundig, als daß irgendein Zweifel dagegen auftauchen könnte. Daß auch Shakspeare's „Hamlet“ in ähnlicher Weise für die deutsche Bühne zugerichtet worden war, glaubt der Verfasser dieser Zeilen in seinen „Vorlesungen für die Geschichte des deutschen Theaters“ nachgewiesen zu haben, und auch in Betreff des „Kaufmann von Venedig“ läßt eine gelegentliche Aeußerung Lessing's vermuthen, daß derselbe ebenfalls frühzeitig bei uns Eingang gefunden.

Allein wenn auch einzelne von Shakspeare's Werken schon vor Jahrhunderten bei uns über die Bühne gingen, so war doch der Name des Dichters in Deutschland noch völlig unbekannt; während das Publikum sich an seinen wenn auch noch so verzerrten und entstellten Schöpfungen ergötzte, weigerte die deutsche Gelehrsamkeit, die doch eben damals auf dem besten Wege war, alles zu wissen und noch einiges darüber, sich hartnäckig, von dem Dichter Notiz zu nehmen. Allerdings darf man dabei nicht außer Acht lassen, daß dazumal, in Folge der Umwälzungen, welche der englische Geschmack erlitten, Shakspeare in seiner eigenen Heimat in Geringschätzung und Vergessenheit gerathen war; da die Engländer selbst sich nicht mehr um Shakspeare bekümmerten, wie hätten die deutschen Gelehrten, die ja überall nur in den Spuren der Fremden gingen, es thun sollen?! So findet sich denn die früheste Erwähnung Shakspeare's erst in Daniel Georg Morhoff's „Unterricht der deutschen Sprache und Poesie“ vom Jahre 1682: doch beschränkt auch diese ganze Erwähnung sich nur darauf, daß der Verfasser bekennt, nichts von ihm zu kennen. Auch die gelegentliche Erwähnung Shakspeare's, die sich in des hamburger Licentiaten Barthold Feind „Gedanken von der Opera“ (von 1708) findet und auf die zuerst Gervinus im dritten Band seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ aufmerksam machte, ist, wie der Verfasser nachweist, bisher bei weitem überschätzt worden und beweist keineswegs, was Gervinus daraus folgern wollte, nämlich daß Feind schon selbst etwas von dem englischen Dichter gelesen. Selbst noch im Jahre 1737 war Shakspeare's Name in Deutschland so wenig bekannt, daß Gottsched in der zweiten Ausgabe seiner „Kritischen Dichtkunst“ ihn gar nicht erwähnt, auch da nicht, wo er übrigens von den englischen Dramatikern spricht. Ja noch mehr: selbst Bodmer, der doch bekanntlich für die englische Literatur schwärmte und sich um die Verbreitung derselben keine geringen Verdienste erwarb, war noch im Jahre 1740 mit Shakspeare so unbekannt, daß er in der Vorrede zu seiner in dem genannten Jahre herausgegebenen Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie“ nur von einem englischen Dichter Saspar oder Sesper spricht, unter welchem, wie sich aus Vergleichung einiger spätern Stellen ergibt, niemand anderes gemeint war als Shakspeare. Wunderbarer Umschwung der Zeiten! Noch vor einem Jahrhundert wußten selbst die gelehrtesten und kunstsinnigsten Männer des damaligen Deutschland nicht einmal Shakspeare's Namen richtig zu schreiben, und jetzt wächst sozusagen jedes Kind bei uns unter den Eindrücken und Erinnerungen der Shakspeare'schen Muse auf!

Leider nöthigt uns der Raum, hier unsere Mittheilungen abzubrechen und bemerken wir daher nur noch, daß 1741 die erste Uebersetzung eines Shakspeare'schen Stückes, nämlich des „Julius Cäsar“ erschien; dieselbe war

in Alexandrinern abgefaßt und hatte einen preußischen Edelmann zum Verfasser, einen Hrn. von Borck, der einige Jahre als preußischer Gesandter in London gelebt hatte. Diese Uebersetzung, die in Betracht der Zeit und der Umstände, unter denen sie entstanden, keineswegs ganz misrathen war, wurde nun Veranlassung, daß die deutsche Kritik sich eingehender mit Shakspeare beschäftigte; Johann Elias Schlegel schrieb seine „Vergleichung Shakspeare's und Andreas Gryph's", die wundersam genug noch zu Gunsten des deutschen Poeten ausfiel, Gottsched aber eröffnete jene Polemik gegen Shakspeare und den englischen Geschmack im allgemeinen, die dann im Verlauf der Zeit für ihn selbst so verhängnißvoll werden sollte und die Lessing Gelegenheit bot, sich einige seiner schönsten und unverwelklichsten Lorbern zu pflücken. Endlich im Jahre 1762 erschien der erste Band von Wieland's Uebersetzung der „Theatralischen Werke" Shakspeare's; ihm folgten bis 1766 noch sieben weitere Bände, sodaß das Ganze aus acht Bänden besteht, die im ganzen 22 Stücke enthalten. Auch über diese Uebersetzung, die bisher ebenfalls, wie so viele Bücher bei uns, mehr genannt und besprochen, als wirklich gelesen worden ist, theilt der Verfasser ebenso viel Neues als Interessantes mit. Die Uebersetzung ist ein neuer Beweis für die Doppelnatur, die wir auch übrigens an Wieland kennen und in der glühendster Enthusiasmus und nüchternste Kälte sich nicht selten auf die wunderlichste Weise kreuzten; namentlich in den Anmerkungen, mit denen er seine Uebersetzung begleitete, spricht sich in vielen Stellen eine kaum glaubliche Beschränktheit und spießbürgerliche Auffassung aus, sodaß man weit eher Gottsched als den Dichter des „Oberon" zu hören meint. Nichtsdestoweniger und obwol auch die Uebersetzung selbst an mancherlei Ungenauigkeiten leidet, hat Wieland sich doch ein dauerndes und großes Verdienst dadurch erworben und wird es daher auch für die Zukunft wol bei jenem maßvollen und anerkennenden Urtheile verbleiben müssen, das schon Lessing in der „Dramaturgie" über Wieland's Unternehmen fällte.

Auf diese Abhandlung über Shakspeare folgen noch zwei Aufsätze, die in einer gewissen innern Beziehung zueinander stehen: nämlich „Ueber das Verhältniß Thüringens und Hessens zur deutschen Literatur" und „Andeutungen über den besonders erfolgreichen Antheil Preußens an der Neugestaltung der deutschen Literatur seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts". Was den erstern Gegenstand betrifft, so hebt der Verfasser die eigenthümliche Thatsache hervor, daß Thüringen und Hessen zwar seit Jahrhunderten unzählige Poeten hervorgebracht haben, daß sich aber auch nicht ein einziger darunter befindet, der den Dichtern ersten oder auch nur zweiten Ranges beigezählt werden könnte. Desto größer dagegen ist die Zahl der Dichter und Denker, die in diesem deutschen Mittellande die vornehmste Pflegestätte ihrer geistigen Entwickelung gefunden haben; das eine Weimar allein, was ist es für Deutschland nicht geworden durch den liebevollen Schutz und die umsichtige Pflege, die den größten und edelsten Geistern der Nation hier zu Theil ward, und durch die sie der Mehrzahl nach erst geworden, als was wir sie jetzt bewundern! Thüringen liegt nicht umsonst in der Mitte des deutschen Vaterlandes; es ist das eigentliche Herz Deutschlands und wie das Blut aus allen Theilen des Körpers nach dem Herzen zurückquillt, um sich von hier aus aufs neue durch alle Adern zu verbreiten, so haben auch

alle Strömungen der Bildung und des geistigen Lebens hier für kürzere oder längere Zeit ihren Mittelpunkt gefunden, von dem aus sie dann mit gereinigter und veredelter Welle sich über das übrige Deutschland ergossen haben.

Vorstehende Andeutungen, so flüchtig sie auch sind, werden doch hoffentlich genügen, einen Begriff zu geben von dem reichen und anregenden Inhalt der vorliegenden Sammlung, und alle Freunde der Literatur auf die werthvolle Gabe aufmerksam zu machen, die ihnen hier geboten wird. Dem Verfasser aber sprechen wir nochmals unsern aufrichtigen Dank aus und wünschen und hoffen, daß auch neben dem Hauptwerk seines Lebens — die endliche Vollendung seines „Grundriß" meinen wir — ihm noch Muße und Neigung bleiben möge, die Literatur recht bald wieder mit einer ähnlichen Sammlung zu bereichern. R. P.

Ein illustrirtes Kochbuch.

Nun sage noch einer, daß die deutsche Kunst zu vornehm ist oder zu idealistisch, sich auf die Wirklichkeit der Dinge einzulassen! Möglich, daß ein derartiger Idealismus einmal existirt hat, so ist doch in unsern aufgeklärten, praktischen Tagen auch die Kunst viel zu praktisch, zu vorurtheilsfrei geworden, als daß sie denselben nicht längst hätte ablegen sollen. Unsere Künstler wissen heutzutage sehr genau, daß die Kunst nach Brot geht, und nicht nach Brot allein, sondern auch nach Braten und Fisch und Kuchen und Wein und überhaupt nach allem, was zur angenehmen und ersprießlichen Pflege unsers irdischen Theils gehört. Darum sehen wir sie auch in ihren Kunstleistungen die abstracte Höhe früherer Zeiten mehr und mehr verlassen; es wird bald keine noch so dunkle Region des Lebens und keinen noch so verborgenen Schlupfwinkel geben, der nicht seinen Maler und Zeichner fände; die bekannte Anekdote von dem Weinreisenden, der seine Visitenkarte auf dem Gipfel des Himalaja vergräbt und siehe da, indem er das Erdreich durchwühlt, entdeckt er die Karte eines Collegen, der schon vor ihm dagewesen, wird sich nächstens auch unter den deutschen Künstlern wiederholen. Eine der neuesten und kühnsten Entdeckungsreisen, welche die Kunst in dieser Art gemacht, hat die Wunder der Küche zum Ziel; müde, den undankbaren Zeitgenossen historische Größen vorzuführen, für die doch niemand Sinn und Verständniß hat, vertieft die Kunst sich in jenes Stilleben der saftigen Schinken, der wohlgerupften Hühner, der hochrothen Melonen, das schon die alten Holländer so meisterlich darzustellen wußten, und da die Mysterien der Kirche keine gläubigen und begeisterten Beschauer mehr finden, wohlan, so entschließt die Kunst sich kurz, und statt Paradies und Hölle, an die niemand mehr glauben will, illustrirt sie uns die Geheimnisse der Küche und kitzelt das Auge des Feinschmeckers mit Genüssen, die bisher allein von der Zunge gewürdigt werden konnten. Der umsichtigen und thätigen Firma von Braun und Schneider in München, die uns bereits die „Fliegenden Blätter", die „Münchener Bilderbogen" und so manches andere werthvolle Erzeugniß der illustrirten Literatur geboten hat, verdanken wir auch diesen neuesten Fortschritt der Kunst; in ihrem Verlag erschien soeben das erste Heft eines Werks, das sich „Illustrirtes Kochbuch oder neue vollständige

theoretisch-praktische Anweisung in der feinern Kochkunst ꝛc. Von J. Rottenhöfer, erstem Mundkoche Sr. Majestät des Königs Maximilian II." betitelt. Ueber den technischen Werth des Werks steht uns allerdings kein Urtheil zu. Zwar kennen wir, was Rumohr, Anthus, Eugen von Baerst und andere „Gastrosophen" über die edle Kunst des Essens und Trinkens gedacht und geschrieben haben: doch gibt uns das noch kein Recht, über ein Buch zu urtheilen, das im Gegensatz zu den ebengenannten mehr theoretischen Schriften seinen Gegenstand lediglich von seiten der Praxis und der allgemeinen Nutzbarkeit auffaßt. Jene unterhaltende und geistreiche Lectüre, welche die Schriften eines Rumohr oder Baerst darbieten und durch welche sie selbst denjenigen fesseln, der leider niemals in der Lage ist, seine Theorie durch die Praxis zu vervollständigen, darf hier nicht gesucht werden; es ist eben, was der Titel verspricht, ein Kochbuch und wortkarg und schmucklos, nur dem Eingeweihten verständlich, fließen die Lehren der Weisheit von des Meisters Lippe. Ja indem wir das Heft durchblättern, drängen sich uns sogar Zweifel auf, ob auch nur die deutsche Hausfrau würdig und im Stande sein wird, in diese neuen Mysterien, die allerdings nicht so erhaben sind wie die alten eleusinischen, aber doch auch ihre recht angenehme Seite haben, einzudringen. Wenigstens dürfen sie sich alsdann nicht durch die Forderungen zurückschrecken lassen, welche der sachkundige Verfasser gleich zu Anfang des Buchs in dem Kapitel „Ueber die Beschaffenheit einer guten Küche" aufstellt; da wird eine Masse von Backöfen, Pfannen, Casserollen, Mörsern und andern Geräthschaften und Einrichtungen aufgezählt, welche die Mehrzahl unserer Hausfrauen kaum dem Namen nach kennt und die uns ganz dazu angethan scheinen, die Phantasie eines jungen heirathslustigen Mädchens in die peinlichste Verwirrung zu versetzen, zu geschweigen von dem ökonomischen Schauder, der sich der männlichen Heirathscandidaten bemächtigen muß, wenn sie dies Leporelloregister von Tiegeln und Töpfen lesen, die alle zu einer „guten Küche" gehören und die schon allein ein mäßiges Vermögen erschöpfen könnten, selbst wenn sie noch leer sind; wie nun gar erst, wenn sie die richtige Füllung erhalten sollen! Nach Oxenstierna's bekanntem Ausspruch wird die Welt mit einem Minimum von Weisheit regiert, desto mehr, wie wir uns aus diesem Buche überzeugen, bedarf es zu einem würdigen Küchenregimente, und wird somit der „Ahnenstolz in der Küche" wol Recht behalten, daß zu einem guten Koch mehr gehört als zu einem guten Minister. Vielleicht indessen entgegnet der Herr Verfasser uns, daß es dem Künstler ein- für allemal geziemt, den Flug seiner Gedanken so hoch zu richten wie nur immer möglich; es ist schon gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und wer keine Küche mit Sparherd, drei bis vier eingemauerte Windöfen, einen eigenen Bratherd mit eingemauertem Rost ꝛc. hat, nun gut, der behilft sich wie er eben kann; wer gleich dem Verfasser junge heranblühende Talente anleiten und ausbilden will, der kann sich sein Ziel niemals hoch genug stecken, und wie das ein schlechter Soldat wäre, der nicht darauf rechnet, dereinst als Feldmarschall zu sterben, so ziemt es wol auch einem angehenden Kochkünstler, sich das Ideal einer fürstlichen Küche vor Augen zu halten. Auch gibt der Verfasser sich in allen übrigen Stücken als ein mäßiger und billig denkender Mann zu erkennen, der sich namentlich eine seltene Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Ur-

theils bewahrt hat und keinen Traditionen huldigt, blos weil sie alt sind und von vielen nachgesprochen werden. Interessant war uns in dieser Hinsicht besonders, was er über die indianischen Vogelnester äußert, dieses fast zum Mythus gewordene Nonplusultra der Feinschmeckerei; da wir wol mit Grund annehmen dürfen, daß die meisten unserer Leser von diesem angeblichen Gipfelpunkt aller culinarischen Genüsse ebenso viel wissen wie der Berichterstatter, nämlich nichts, so wird ihnen die Mittheilung der nachfolgenden Stelle, die zugleich als Probe der Darstellung dienen mag, hoffentlich nicht unwillkommen sein. „Der Werth", sagt der Verfasser (S. 59), „welchen man auf dieses Product zu legen pflegt, gründet sich wol meistens auf den sehr hohen Preis desselben; sonst behaupte ich, daß diese Nester in der Beschaffenheit, wie sie zu uns kommen, für Zunge und Magen gar keinen Werth mehr haben, indem ihre beste Eigenschaft dann die ist, daß sie nach gar nichts mehr schmecken und daß man ihnen nur mit äußerst substantiöser Bouillon Geschmack geben kann. Von dieser äußerst kostspieligen Zubereitung muß man auch die außerordentlich starken Wirkungen herleiten, welche der Genuß derselben gewährt, nicht aber von den Vogelnestern selbst. Wäre es nicht bekannt und entschieden, daß die zähen, knorpeligen, nestartigen Hülsen wirklich von kleinen Vögeln zusammengefügt werden, so würde man sie für getrocknete Schwämme halten, da sie in Hinsicht ihres faserigen Wesens die Natur derselben zu haben scheinen. Und wie viele Betrügereien mögen auch wirklich damit vorgehen! Diese Vogelnester sind nun, wenn sie zu uns kommen, der langen Reise wegen schon immer alt, und doch darf man mit Sicherheit voraussetzen, daß sie wegen ihres hohen Preises wol noch manches Jahr liegen, bis sie zur Consumtion gebraucht werden.... Was nun aber ein Product, welches vier bis fünf Jahre alt ist, für die Zunge und den Magen Gutes haben kann, das mag jeder selbst beurtheilen." Was der Verfasser sodann über die Zubereitung dieses, wie man sieht, sehr fraglichen Leckerbissens bemerkt, übergehen wir, indem wir uns damit auf ein Gebiet wagen würden, das nicht nur den Grenzen dieser Zeitschrift sehr fern liegt, sondern auf dem auch wir selbst, wie gesagt, vollkommen unbekannt sind. Eine desto vollere und lebhaftere Anerkennung dagegen können wir den Illustrationen zollen, mit denen das Werk versehen ist, und die ihm, wie sich das auch nach dem Rufe der Verlagsfirma nicht anders erwarten läßt, wahrhaft zur Zierde gereichen. Ein besonders glücklicher Einfall war es, den einleitenden Abschnitten über die Küchengewächse ꝛc. Abbildungen der betreffenden Pflanzen beizufügen; dieselben sind mit botanischer Genauigkeit ausgeführt und bilden nicht nur einen Schmuck des Buchs, sondern können auch den Novizen der edeln Kochkunst zur wirklichen Belehrung dienen. Schließlich sei noch bemerkt, daß das Werk in 10—12 Heften zum Preise von 10 Sgr. für das Heft erscheint; alle vier Wochen erscheint ein Heft und wird das Ganze, dem am Schlusse ein vollständiges Register beigefügt werden wird, somit bis Ende des Jahres vollständig in den Händen der Abnehmer sein. Schll.

Correspondenz.

Aus Berlin.

Ende Mai 1858.

NO. Das haben Sie von Ihrem Berichterstatter gewiß nicht erwartet, daß er, nachdem er wochen- und monatelang in hartnäckigem Stillschweigen vergehen lassen, gerade die Pfingstwoche, diese schönste Festzeit des Jahres, benutzen würde, sein Tintenfaß von den Spinnweben zu säubern, die sich — zu meiner Schmach muß ich es bekennen — darin eingenistet haben, und den seit lange abgerissenen Faden seiner Correspondenzen wieder aufzunehmen. Auch ist dieser unerwartete Fleiß weniger ein Product meines eigenen freien Entschlusses, als der Ungunst des Himmels, der gerade am ersten Pfingsttage alle seine Schleusen aufzog und damit zahllose Reise- und Vergnügungsprojecte im eigentlichsten Sinne des Worts zu Wasser machte. Nach einer Berechnung, welche Rellstab, der sich vom Weihnachtswanderer allmählich auch zum privilegirten Mentor und Wegweiser aller Pfingst- und sonstigen Reisenden herangebildet hat, noch in der Woche vor dem Feste in der Voß'schen anstellte, sollten in Berlin mindestens hunderttausend Menschen auf dem Sprunge stehen, die Hauptstadt zu Pfingsten zu verlassen, um das schöne Frühlingsfest am Busen der Natur, im Harz, in Thüringen, der Sächsischen Schweiz ꝛc. zu feiern. Allein für diesmal scheint der berühmte Rathgeber des berliner Publikums sich doch verrechnet zu haben und zwar gründlich. Aus der nächsten Umgebung Berlins wenigstens, die sonst natürlich immer die Hauptströmung der Vergnügungslustigen aufnimmt, wird diesmal allgemeine Klage darüber geführt, daß die Zahl der Besucher weit hinter der Erwartung geblieben ist. Selbst Potsdam, dessen reizende Gartenanlagen sonst in dieser Zeit von Berlinern wimmeln, soll diesmal kaum ein Drittheil der gewohnten Gäste bei sich empfangen haben. Ob dies allein die Schuld der ungünstigen Witterung oder ob und welche anderweite Umstände dazu mitgewirkt haben, der sprichwörtlich gewordenen Vergnügungslust der Berliner diesmal einen so unerwarteten Hemmschuh anzulegen, vermag ich nicht zu entscheiden. Wäre es nicht eine bekannte Thatsache, daß der Berliner, wie schlecht die Zeiten auch sein mögen, doch immer noch zu zweierlei Geld hat, nämlich zum Vergnügen und zum Wohlthun: so könnte man allerdings vermuthen, daß die Folgen der vorjährigen großen Handelskrisis, die bei uns noch lange nicht verwunden sind, dem sonst so leicht beweglichen Sinn der Berliner einen Dämpfer aufgesetzt haben. Und wahr ist es, daß die Physiognomie unserer Stadt sich seit etwa Jahresfrist merkwürdig verändert hat. Ich rede nicht davon, daß eine Anzahl der glänzenden Equipagen, die noch vor kurzem durch unsere Straßen rollten, und deren Vergoldung natürlich um so prächtiger schimmerte, von je jüngerm Datum sie war, infolge der Unglücksfälle, von denen ein Theil unserer Börsenfürsten betroffen ward, seitdem verschwunden sind, oder doch ein Beträchtliches von ihrem Glanze eingebüßt haben; Pracht und Luxus herrschen bei uns noch immer genug und jedenfalls mehr als den Verhältnissen angemessen. Was dagegen fehlt, das ist die innere Heiterkeit; alles, in den

höchsten wie in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft, hatte sich bei uns im Laufe der letzten Jahre weit über sein eigentliches Vermögen hinaufgeschraubt; in demselben Maße, wie die Genüsse wuchsen, hatte sich die Empfänglichkeit dafür abgestumpft, keiner begnügte sich mehr mit dem, was Stand und Verhältnisse ihm darboten, jeder raffinirte nur, wie er sein äußeres Dasein immer glänzender, immer prunkender gestalten könnte, unbekümmert um die innere Hohlheit, welche diesen Scheinexistenzen zu Grunde lag. Bricht nun unter solchen Umständen eine Katastrophe herein, von der Ausdehnung und Allgemeinheit wie die kürzlich erlebte, so muß die Wirkung natürlich eine zerschmetternde sein; jeder wird durch den unvermutheten Sturz des andern mit Schrecken gewahr, auf wie schwachen Füßen er selber steht, niemand wagt mehr Vertrauen zu beanspruchen, da er fürchten muß, durchschaut zu sein, und so ist es denn nur unvermeidlich, daß Mistrauen, Verstimmung und Ueberdruß sich in denselben Kreisen einnisten, die noch vor kurzem so gesund und lebenslustig erschienen. Dazu kommt die Erbitterung über die Art und Weise, in der eben jetzt einige der namhaftesten vorjährigen Concurse zu Ende gebracht werden. Es befinden sich darunter Häuser, deren Deficit weit in die Millionen geht und die sich jetzt noch ein besonderes Anrecht auf die Dankbarkeit ihrer Gläubiger zu erwerben vermeinen, wenn sie 5—10 Procent zahlen. Nun hört es sich freilich ganz gut an, daß ein Sperling in der Hand besser als ein Dutzend Tauben auf dem Dache, und auch das mag ganz wahr sein, daß bei Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens den einzelnen Gläubigern noch größere Verluste erwachsen würden. Das Gericht bestätigt daher auch in den meisten Fällen diese Accorde, dergleichen man bei uns noch vor wenigen Jahren für unmöglich oder doch für eine Schmach der berliner Kaufmannschaft gehalten haben würde. Allein die sauerfüßen Mienen und das Herzkrümmen, womit die armen Gläubiger sich in diese traurige Nothwendigkeit fügen, die sieht niemand, davon sagen auch die beredten Vertheidiger, welche diese und ähnliche Arrangements in gewissen hiesigen Blättern finden, nichts, wol aber zeigen sie sich für jeden, dessen Blick nicht lediglich auf der Oberfläche haftet, in der wachsenden Misstimmung, der Entmuthigung und den immer größern Einschränkungen, die bei dem kleinen Mittelstande, also gerade dem zahlreichsten und in mancher Hinsicht auch wichtigsten Theil unserer Bevölkerung, immer mehr überhandnehmen.

Auch die politische Situation, in der wir uns befinden, ist nicht dazu geeignet, diese trübe und sorgenvolle Stimmung zu verbessern. Zwar genau genommen haben wir gar kein Recht mehr, von einer politischen Situation zu sprechen; jenes unselige Neutralitätssystem, das Preußen seit Jahren mit einer wahrhaft verhängnißvollen Hartnäckigkeit verfolgt, droht, uns aus dem Rath der Völker allmählich völlig auszustreichen und zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken. Der Preuße aber und namentlich der Berliner, in dem, wie wenig auch die übrigen Provinzen damit einverstanden sein mögen, der preußische Charakter mit seinen Licht- und Schattenseiten doch am deutlichsten ausgeprägt liegt — der Berliner, sage ich, ist nicht blos ehrgeizig, sondern er ist auch eitel und liebt es, seine Nase möglichst in alles zu stecken; sowenig Antheil das lebende Geschlecht an dem Ruhme der Väter hat, und so unschuldig namentlich die heutigen Berliner daran

sind, daß Preußen einmal durch Friedrich den Großen zum politischen Mittelpunkt Europas erhoben ward, soviel weiß er sich doch mit diesem ererbten Ruhm und so schwer fällt es ihm, die stumme Rolle zu ertragen, zu der Preußen neuerdings sich selbst in der europäischen Politik verdammt hat.

Zum großen Theil erklärt dieses Misverhältniß sich freilich durch die beklagenswerthen Umstände, die noch immer in den höchsten Regionen des Staats obwalten und durch welche die Thätigkeit desselben auf höchst empfindliche Weise gelähmt wird. Wie Ihre Leser sich vielleicht noch erinnern, entwickelten unsere Kammern noch in den letzten Tagen ihres Beisammenseins eine ungewohnte Rührigkeit; insbesondere gab der augenblickliche Zustand unserer kirchlichen Verhältnisse Veranlassung zu einzelnen Reden und Debatten, die im Publikum ein Echo fanden, wie es den Verhandlungen unserer parlamentarischen Körperschaften seit langem nicht zu Theil geworden. Um so größeres Bedauern dagegen hat es im Publikum erweckt, daß die so wichtige Frage wegen Fortdauer der Stellvertretung des Königs, diese eigentliche Lebensfrage des gegenwärtigen Preußen, in beiden Häusern des Landtags und selbst auch von seiten derjenigen, die sich sonst so gern als Vertreter der volksthümlichen Interessen darstellen, so völlig ohne Erörterung geblieben ist. Allgemein wird dem erlauchten Patienten die aufrichtigste Theilnahme gewidmet, niemand möchte eine schwere persönliche Heimsuchung zum Motiv eines politischen Parteikampfs gemacht sehen. Allein ebenso gewiß gibt es auch im Leben der Völker Fragen von so einschneidender Wichtigkeit, daß alle persönlichen Rücksichten, auch die zartesten und edelsten nicht ausgenommen, dagegen verstummen müssen — und bei aller Pietät und allem Mitgefühl, das man dem Leidenden zollt, ist doch der überwiegend größere Theil der hiesigen, ja ich darf wol sagen der preußischen Bevölkerung überhaupt der Ansicht, daß die Frage wegen Fortdauer der Stellvertretung der eben erwähnten Kategorie beigezählt werden muß und daß daher die Enthaltsamkeit, welche der Landtag in dieser Beziehung gezeigt hat, nur sehr wenig am Ort gewesen. Daß ich in dieser Hinsicht nicht zu viel behaupte, das beweist der Heißhunger, mit welchem ein Artikel, den eine der jüngsten Nummern der „Times“ über die politische Lage Preußens und die augenblickliche Beschaffenheit seiner innern Lage veröffentlichte, hier verschlungen wird. Freilich enthält der Artikel nichts, was man hier nicht längst gewußt und auch in vertraulicher Unterhaltung vielfach ausgesprochen hätte; bei der abhängigen Lage jedoch, in welcher die preußische Presse sich befindet, hat es schon einen eigenen Reiz, dergleichen öffentliche Geheimnisse einmal gedruckt zu sehen, und so erklärt das allgemeine Interesse, das man hier an dem gedachten Artikel nimmt, sich nicht nur vollständig, sondern darf auch selbst als ein Zeichen der Zeit gelten. Was im übrigen die Gerüchte angeht, die bei uns über das Befinden des Königs verbreitet sind, so lauten dieselben seit einiger Zeit minder günstig; die Herbeiziehung zweier anderweitiger Aerzte hat das Publikum neuerdings besorgt gemacht und die Hoffnung, welche der letzte Bericht des Ministerpräsidenten in der Kammer erweckt hatte, fängt wieder an die Flügel sinken zu lassen. Daß der gesammte Hof unter diesen Umständen ein etwas gedrücktes und freudloses Wesen hat, dessen Einwirkungen sich denn auch in Handel und Wandel vielfach zeigen, ist natürlich. Selbst der junge Hof, worunter man hier

den Prinzen Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin versteht, beobachtet in neuerer Zeit eine Zurückhaltung, die man nach seinem anfänglichen so höchst volksthümlichen Auftreten nicht erwartet hatte. Gewiß hat die andauernde Kränklichkeit der jungen Prinzessin den größten Antheil daran; das Publikum indessen, in dessen Natur es nun einmal liegt, für die einfachsten und natürlichsten Dinge möglichst künstliche und abenteuerliche Erklärungen aufzusuchen, begnügt sich damit nicht, sondern schreibt diese Zurückhaltung allerhand, halb persönlichen, halb politischen Motiven zu, deren nähere Erörterung Sie mir hier jedoch erlassen müssen.

Ebenso erlassen Sie mir auch wol den Rückblick auf die Thätigkeit unserer Theater und ähnlicher Kunstanstalten, mit denen ich sonst meine Berichte zu schließen pflege. Den Todten gezieut Stillschweigen, die Neuigkeiten aber, welche unser Hoftheater im Laufe der letzten Monate brachte, sind schon jetzt sammt und sonders Leichen. Weder der langerwartete „Iffland" der Birch-Pfeiffer noch Laube's „Cato von Eisen" hielten, was man sich davon versprochen hatte, selbst Benedix, sonst ein so bewährter Liebling des hiesigen Publikums, täuschte die Hoffnungen, die man in seine „Schuldbewußten" gesetzt hatte. Dagegen hat das Königsstädtische Theater mit einer einactigen Posse von Kalisch „Ein gebildeter Hausknecht" wieder einmal einen jener glänzenden Würfe gethan, die dieser Bühne von Zeit zu Zeit gelingen. Gewiß ist das auch charakteristisch für den Geschmack und die Kunstzustände des heutigen Berlin, daß die einzige Bühne, welche die Zuneigung des Publikums auf die Dauer zu behaupten weiß, ein Vorstadttheater, der einzige Autor, dessen Stücke Glück haben, ein Possendichter ist: eine Bemerkung, mit der natürlich die Verdienste der Herren Wallner und Kalisch nicht im mindesten geschmälert werden sollen; hätten wir sie nicht, hätten wir ja überhaupt gar nichts.

Notizen.

Die medicinische Facultät zu Berlin, deren ehedem so glänzende Namen sich von Jahr zu Jahr mehr lichten, ohne daß es bisjetzt in allen Fällen gelungen wäre, einen entsprechenden Ersatz zu finden, ist schon wieder von einem empfindlichen Verlust betroffen worden: am 27. Mai starb der Geheime Medicinalrath und Professor der Anatomie Dr. Johann Friedrich Heinrich Schlemm. Im Jahre 1795 im Hannoverischen geboren, trat er, auf der anatomischen Schule zu Braunschweig vorbereitet, 1817 als Compagniechirurgus in preußische Dienste. 1821 zum Prosector an der berliner Universität ernannt, wurde er 1829 zum außerordentlichen, 1833 aber zum ordentlichen Professor der Anatomie ernannt, gleichzeitig mit Johannes Müller, seinem berühmten Collegen, dem er jetzt, nur wenige Wochen später, auch in den Tod nachgefolgt ist. Schlemm war einer der eifrigsten und angesehensten Lehrer der Universität und auch als Schriftsteller hat er sich einen geachteten Namen erworben; besonders berühmt ist sein Werk „Ueber das Nervensystem der Fische", mit dem er 1830 den Preis der pariser Akademie gewann. — Eine medicinische Berühmtheit ältern Datums war der am

18. Mai in dem hohen Alter von mehr als 83 Jahren verstorbene Geheime Medicinalrath und Director der Irrenanstalt in Siegburg Dr. Maximilian Jacobi. Ein Sohn des bekannten Philosophen F. H. Jacobi und Schwiegersohn von Mathias Claudius, zeichnete derselbe sich ebenso sehr durch seine vielseitige und gründliche wissenschaftliche Bildung wie durch seinen edeln und wohlwollenden Charakter aus. Seit 1824 stand er der großen siegburger Irrenheilanstalt vor; die musterhafte Art, wie er dieselbe einrichtete und leitete, sowie die humanen und echt wissenschaftlichen Principien, von denen er dabei ausging, machten Epoche in der Irrenheilkunde und sichern dem Dahingegangenen ein dankbares Andenken. Außer durch verschiedene medicinische Schriften machte er sich auch als Uebersetzer des Herodot und Thucydides bekannt; auch verdankt man ihm die Veröffentlichung des „Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi" (Leipzig 1846). — Aus Montpellier meldet das „Magazin für die Literatur des Auslandes" den daselbst anfangs Mai erfolgten Tod des Dichters August Brizeux, eines der wenigen Lyriker, wie die ebengenannte Zeitschrift hinzusetzt, die sich in neuerer Zeit den Beifall und die Theilnahme des französischen Publikums zu erwerben wußten. Brizeux war zu Anfang des Jahrhunderts in der Bretagne geboren; seine erste Dichtung „Marie" erschien bald nach der Julirevolution und erwarb ihm sofort den Beifall aller Kenner, vorzüglich aber der Frauen, denen seine zarte und sinnige Denkungsweise ganz besonders zusagte. Mit Vorliebe bearbeitete Brizeux Stoffe seiner heimatlichen Provinz, wie er sich denn auch am liebsten den „Dichter der Bretagne" nennen hörte.

Dr. Lederer's neuestes Lustspiel „Die weiblichen Studenten", das bisher an verschiedenen andern Bühnen mit Beifall gegeben worden war, hat auf dem wiener Burgtheater nur eine laue Aufnahme gefunden. Ein gleiches Schicksal hat auch die zweite der münchener Preistragödie „Die Witwe des Agis" gehabt und auch über den Erfolg, welchen das erste der Preisstücke „Die Sabinerinnen" auf dem dortigen Hoftheater gehabt, werden nachträglich abweichende Stimmen laut; derselbe soll keineswegs so glänzend gewesen sein, wie wir, auf einen enthusiastischen Bericht der augsburger „Allgemeinen Zeitung" gestützt, in unserer letzten Nummer meldeten. Dagegen soll in Bremen eine neue zweiactige Oper „Der Deserteur" von Gustav Härtel mit großem Beifall gegeben worden sein.

Ueber die deutsche Presse in Nordamerika enthalten die in Hamburg erscheinenden „Nordischen Blätter", herausgegeben von Fr. J. Kruger, auf die wir schon mehrmals aufmerksam machten, in einer ihrer neuesten Nummern einen interessanten Artikel, dem wir Folgendes entnehmen. Obwol schon vor dem Jahre 1830 eine wenn auch nur kleine Anzahl deutscher Blätter in Nordamerika existirte, so datirt doch der Aufschwung, welchen die deutsch-amerikanische Presse neuerdings genommen, erst von dem genannten Jahre und den zahlreichen politischen Flüchtlingen, welche dasselbe über Nordamerika ausgoß. Doch war der Einfluß derselben zunächst kein besonders günstiger; die Zahl der deutsch-amerikanischen Blätter vermehrte sich zwar mit großer Schnelligkeit, allein die meisten von ihnen athmeten einen Haß

und eine Verachtung des deutschen Wesens und waren dabei auch im Ausdruck von einer Gemeinheit und Roheit, die wahrlich nicht dazu angethan war, den Eingeborenen Achtung vor dem deutschen Charakter einzuflößen. Dies hat sich nun seit den Jahren 1848 und 1849 wesentlich gebessert. Auch damals wieder wurde Nordamerika von deutschen Flüchtlingen überschwemmt, sogar in größerm Maßstabe als zuvor; allein diese Flüchtlinge von 1848 brachten der Mehrzahl nach nicht nur eine gediegenere Bildung und eine gereiftere politische Einsicht, sondern sie brachten vor allem auch eine lebhaftere Vaterlandsliebe und ein kräftigeres Nationalgefühl mit, das sich auch in der neuen Heimat jenseit des Oceans nicht verleugnet hat. Die deutsch-amerikanische Presse hat in den letzten zehn Jahren nicht nur an Zahl und Umfang, sondern ganz besonders auch an geistigem und sittlichem Werth gewonnen; der Ton ist anständiger, die Erörterung gründlicher und damit auch der Einfluß bedeutender geworden. In diesem Augenblicke gibt es in Nordamerika mehr als 150 deutsche Zeitschriften, darunter 30—40, die täglich erscheinen; der Leserkreis sämmtlicher Blätter muß auf mehr als eine halbe Million Menschen veranschlagt werden. Die Hauptsitze der deutsch-amerikanischen Presse sind die großen Städte des Nordens, besonders Neuyork und Philadelphia. In ersterer Stadt erscheint die „Neuyorker Staatszeitung", die über 20,000 Abonnenten zählt und überhaupt das bedeutendste politische Organ der deutsch-amerikanischen Presse ist. Andere hervorragende Blätter sind: in Philadelphia die „Freie Presse" mit 4000 Abonnenten, in Baltimore der „Wecker" und „Correspondent", in Pittsburg der „Courier" und die „Westpennsylvanische Staatszeitung", in Cincinnati der „Volksfreund", „Wahrheitsfreund" und „Hochwächter", in Columbus der „Westbote", in Chicago die „Illinois Staatszeitung", in St.-Louis der „Anzeiger des Westen". Letzteres Blatt ist unter den deutschen Blättern jenseit des Oceans dasjenige, welches eine wirkliche politische Macht besitzt. Schon in den dreißiger Jahren von dem kürzlich als Friedensrichter in St.-Louis verstorbenen W. Weber begründet, erlangte es seine gegenwärtige Blüte doch erst unter der Redaction von Heinrich Börnstein, demselben, der sich in vormärzlicher Zeit auch bei uns in Deutschland als Zeitungscorrespondent und Uebersetzer bekannt gemacht. Infolge der Ereignisse von 1848 nach Amerika ausgewandert, übernahm er 1850 den „Anzeiger des Westen" und erhob ihn durch seine geschickte und umsichtige Leitung bald zu einem der beliebtesten und gelesensten Blätter. Seit kurzem ist noch ein belletristisches Sonntagsblatt „Der Salon" damit verbunden, das sich ebenfalls einer großen Verbreitung erfreut. Auch im Süden fehlt es nicht an einzelnen deutschen Blättern; so besonders in Neuorleans, wo namentlich die „Neu-Orleans deutsche Zeitung" von Einfluß ist. Selbst die kleinern, zum Theil erst im Entstehen begriffenen Staaten haben bereits ihre deutschen Zeitungen; in Minnesota erscheinen deren bereits 3, in Kansas 2 und auch in Texas und Californien ist die deutsche Presse vertreten. Eine der neuesten hierher gehörigen Unternehmungen ist Frank Leslie's „Illustrirte Zeitung", die seit vorigem Jahre in Neuyork erscheint und schon jetzt zu den gelesensten Blättern Nordamerikas gehört. Ihrer leipziger Namensschwester nachgebildet, bleibt sie zwar im Punkt der Illustrationen, besonders was den künstlerischen Werth derselben betrifft, hinter ihrem Vorbild zurück, eifert ihm

dagegen in Reichthum und Mannichfaltigkeit des Inhalts nicht unglücklich nach, während sie sich zugleich durch ihre deutsch-patriotische Haltung auszeichnet. Ueberhaupt findet fast jedes journalistische Unternehmen, das im Mutterlande eine mehr als gewöhnliche Blüte erlangt, in Nordamerika sofort seine Nachahmer; der berliner „Kladderadatsch" z. B. hat sein Seitenstück im „Humorist" und die ebenfalls neubegründete „Schule des Volks" will eine leipziger „Gartenlaube" im vergrößerten Maßstabe darstellen. Leider sagt der Artikel, dem wir diese Angaben entlehnen, nicht, wie diese und ähnliche Blätter es mit dem Nachdruck halten; was uns in früherer Zeit von deutsch-amerikanischen Blättern zu Gesichte kam, bestand, wenigstens soweit es dem belletristischen Gebiete angehörte, größtentheils aus dem schamlosesten Nachdruck, und bei allem Respect, den wir vor dem jüngsten Aufschwung der deutsch-amerikanischen Presse hegen, bezweifeln wir doch, daß darin eine erhebliche Verbesserung eingetreten sein wird.

Es ist erfreulich zu sehen, wie deutsche Wissenschaft und Kunst im Auslande mehr und mehr zur Anerkennung gelangt. So findet, wie wir aus einer Notiz der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" erfahren, Bodenstedt's Werk über das englische Drama vor Shakspeare bei der englischen Kritik die lebhafteste Anerkennung; der „Leader" bezeichnet den vorliegenden ersten Band als „ein bemerkenswerthes Beispiel der ausgedehnten und gründlichen deutschen Forschungen im Gebiete der englischen Literatur" und rühmt ihm „eine Bemeisterung des Stoffs" nach, wie sie wol nur sehr wenig Engländern möglich werden „dürfte". Auch Berthold Auerbach, dessen „Deutscher Familienkalender" unter dem Titel „Christian Gellert, and other sketches by B. Auerbach, author of the «barefooted maiden». Translated from the german by arrangement with the author" ins Englische übertragen ist, wird aus Veranlassung des eben genannten Buchs von der „Literary Gazette" (wie H. Marggraff in den „Blättern für literarische Unterhaltung" sich ausdrückt) „mit einem wahren Sprühregen von Lobeserhebungen überschüttet".

In Frankfurt a. M., das sich seit längerm durch seinen musikalischen Eifer auszeichnet, liegt gegenwärtig der Plan zu einer daselbst zu errichtenden Musikschule vor. Die frankfurter Mozartstiftung, die sich jetzt bekanntlich darauf beschränkt, angehende musikalische Talente durch Reisestipendien zu unterstützen, soll danach dermaßen erweitert werden, daß, statt wie bisher die Zöglinge nach auswärts zu senden, vielmehr in Frankfurt selbst ein Lehrer der Composition angestellt, und damit der Grund zu einem Conservatorium gelegt wird, wie es Prag, Leipzig, Köln und andere deutsche Städte zum Theil schon seit vielen Jahren besitzen. Bereits hat die Mozartstiftung ein bedeutendes Grundstück angekauft, welches nicht nur die Stiftung selbst aufnehmen, sondern, zweckmäßig umgebaut, auch großartige Räume zu Concerten, Ausstellungen ꝛc. darbieten soll. Mit diesem Neubau soll dann auch die projectirte Musikschule verbunden werden; die Kosten, soweit sie nicht bereits gedeckt sind, hofft man durch Actien aufzubringen.

Nachdem der Magistrat der Stadt Ansbach sich bereit erklärt hat, die Summe von etlichen hundert Gulden, die zur Vollendung des daselbst zu

errichtenden Platen-Denkmals noch fehlt, aus eigenen Mitteln zu bestreiten, macht das betreffende Comité jetzt bekannt, daß der Guß des Denkmals, nach dem Modell des Professors Halbig in München, demnächst in der dortigen königlichen Eisengießerei vor sich gehen, die Aufstellung und Einweihung des Denkmals selbst aber noch im Herbst dieses Jahres stattfinden wird. Auch das Standbild, welches Christoph von Schmid, dem Verfasser der „Ostereier", in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl errichtet werden soll, geht seiner Vollendung entgegen; dasselbe ist ein Werk des Professors Widnmann in München und stellt den liebenswürdigen Greis dar, wie er zwei aufhorchenden Kindern eine seiner lehrreichen und anmuthigen Geschichten erzählt. In Dresden hat Professor Rietschel das Modell zu der Statue Karl Maria von Weber's, die vor dem dresdener Schauspielhause aufgestellt werden soll, ebenfalls vollendet; die nächste Arbeit des berühmten Künstlers wird, dem Vernehmen nach, ein Denkmal König Friedrich August's sein.

Von dem in Prag erscheinenden „Oesterreichischen Morgenblatt. Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben", redigirt und herausgegeben von Isidor Geiger, liegt gegenwärtig das erste Vierteljahr des ersten Jahrgangs in einem stattlichen Foliobande vollendet vor; das Verzeichniß der Mitarbeiter, welche zu demselben beigesteuert haben, zeigt eine Reihe beliebter und verdienter Namen, von denen wir hier nur Max Ring („Die Eroberer Indiens", historische Novelle), A. E. Brachvogel („Chastelard", historische Novelle aus der Jugendzeit Maria Stuart's), Julian Schmidt („Zur Geschichte des Weltschmerzes" und „Die europäische Literatur in ihrem gegenwärtigen Standpunkte"), Adolf Stahr („Ueber Berthold Sigismund's «Asclepias»" und „Lessing's Lieben und Leiden"), H. Lorm (über Anton Springer's „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert)", Karl Andree („Die Geschichte einer patentirten Erfindung" und „Die Frauen in Japan"), Siegfried Kapper („Die Schiffahrt und der Schiffbau in Oberösterreich"), J. V. Grohmann („Kritische Besprechungen", darunter besonders eine Anzeige von Adalbert Stifter's „Nachsommer") als bemerkenswerth hervorheben. Leider erfährt das Erscheinen des Blattes, das für die Interessen der österreichischen Literatur und ihre Vermittelung mit dem übrigen Deutschland von Wichtigkeit zu werden versprach, für die nächste Zeit eine Unterbrechung, die für seine Existenz überhaupt fürchten läßt. Wie die Redaction nämlich in der Schlußnummer des ersten Quartals anzeigt, haben „die Verhältnisse sich derart herausgestellt", daß es ihr nothwendig erscheint, die Herausgabe des „Oesterreichischen Morgenblatt" nach „dem Centralpunkte des geistigen und geselligen Lebens in Oesterreich, nach Wien" zu verlegen: und hat sie demnach das Erscheinen der Zeitschrift in Prag mit Ende Mai geschlossen, um mit dem 1. October dieses Jahres die Wiederherausgabe in Wien zu beginnen. Auch die von uns neulich erwähnte Preisausschreibung hat demgemäß eine Verzögerung erfahren; der Termin zur Einsendung der betreffenden Arbeiten ist bis zum nächsten August verlängert worden, während die Preisvertheilung selbst erst mit dem Wiedererscheinen des Blattes stattfinden wird.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutschlands Boden,

sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen.

Von **Bernhard Cotta.**

Zweite vermehrte Auflage.

Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Tafeln.

In zwei Theilen.

Erster Theil: **Geologische Beschreibung Deutschlands.**

8. Geh. 2 Thlr.

Die vorliegende zweite Auflage dieses allgemein als eine höchst wichtige Erscheinung bezeichneten Werks ist eine vielfach verbesserte und erweiterte Arbeit und bietet in ihrer ganzen Anlage ein wesentlich verändertes Werk. Der erste Theil behandelt die geologische Beschreibung von Deutschland und kann daher zugleich als sehr zweckmäßiger Begleiter auf Reisen dienen. Der zweite (unter der Presse befindliche) Theil ist der Lehre von dem Einflusse des innern Erdbaues auf das Leben der Menschen, also der Wissenschaft der Nationalökonomie gewidmet. Durch diese von anderer Seite noch nicht gegebene Darstellung der geologischen Verhältnisse Deutschlands ist das Werk ein ungemein lehrreiches und interessantes geworden.

Nicht mit Unrecht hat man das Werk eine „Physiologie der Erde, zunächst Deutschlands" genannt, und in einer Kritik heißt es darüber: „Was Ritter durch seine plastische, Humboldt durch seine rationelle physikalische Geographie der Nationalökonomie und der angewandten Naturwissenschaften sind; was später Dove und Zamminer durch ihre Meteorologie, Liebig, Stöckhardt und andere in der Chemie, Schleiden in der Botanik, Reden in der Statistik: das ist Cotta mit diesem geologischen Werke geworden, und in mancher Hinsicht noch mehr, weil er näher am Bau der Fundamente steht, auf welchem jene Meister wieder weiterbauen können."

Um die weiteste Verbreitung des Werkes zu ermöglichen, ist der Preis desselben in dieser zweiten Auflage trotz der Erweiterung wesentlich billiger gestellt worden als bei der ersten Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die leibliche Pflege der Kinder

zu Hause und in der Schule.

Gemeinfaßlich dargestellt und mit 40 Abbildungen erläutert

von

Dr. E. J. Hauschild.

8. Geh. 24 Ngr.

Eine von dem Verfasser für Haus und Schule bestimmte kleine Schrift, die Aeltern und Erziehern auf das angelegentlichste empfohlen werden kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 25.** 17. Juni 1858.

Inhalt: Mythologische Parallelen. Von Dr. **von Hahn.** I. — Proben altenglischer Volkslieder. Mitgetheilt von **R. von Bismarck.** — Literatur und Kunst. Die neuesten psychologischen Schriften der Herbart'schen Schule. (Volkmann, „Die Grundzüge der Aristotelischen Psychologie"; Resl, „Bedeutung der Reihenproduction für die Bildung synthetischer Begriffe und Urtheile"; Lazarus, „Das Leben der Seele in Monographien über seine Gesetze und Erscheinungen", 2. Bd.) — Correspondenz. (Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Mythologische Parallelen.

Von
Dr. von Hahn.

Sprachverwandtschaft fordert Sagverwandtschaft.

I.

1. Bildung der Sage.

Die Entstehung des Mythus wird gemeinhin als etwas von der Entwickelung der Sprache Unabhängiges aufgefaßt; man hat sogar behauptet, daß bei seinem ersten Entstehen Religion und Sprache als schon in gewissem Grade vorhanden angenommen werden müßten. Im Gegensatz zu diesen Ansichten können wir die Mythenbildung nur dann begreifen, wenn wir uns dieselbe mit der Sprachentwickelung verbunden denken, und daher beide Entwickelungen in eine und dieselbe Periode versetzen.

Diese Auffassung macht einen Streifzug zur Entstehung des Wortes nothwendig; doch wollen wir denselben so kurz als möglich einrichten, und uns lieber dem Vorwurf der Einseitigkeit aussetzen, indem wir nur einer Richtung zusteuern*), als allzu lange bei einer Vorfrage verweilen.

*) Denn wir sprechen nur von der Bildung des Wortes und schweigen über die des Satzes.

Ueber die Entstehung des Wortes bestreiten sich bekanntlich zwei Ansichten; nach der einen ist das Wort etwas dem Menschen Anerschaffenes, nach der andern ist es Menschenwerk. Wir stimmen zu der zweiten, und halten hiermit zu den Worten der Schrift, welche sagt: „Als Gott, der Herr, gemacht hatte von der Erde allerlei Thiere auf dem Felde, und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Viehe und Vogel unter dem Himmel und Thiere auf dem Felde seinen Namen." Wir glauben also, daß der Mensch mit dem Triebe und folglich mit der Anlage zur Sprache, nicht aber mit der fertigen Sprache erschaffen worden sei; ganz so wie wir uns den Menschen zu Ideen und zum Staate, aber nicht mit Ideen und mit dem Staate erschaffen vorstellen.*)

Worin besteht nun diese Anlage zur Sprache, mit der wir uns den Urmenschen ausgerüstet denken? und wie unterscheidet sie sich von der Lautfähigkeit des Thieres?

Mensch und Thier haben das Auffassungsvermögen von Eindrücken durch die Sinneswerkzeuge gemein; starke Eindrücke locken beiden Wesen Laute ab, ja es gibt sogar Thiere, welche befähigt sind, articulirte Schalleindrücke oder Worte treu durch ihre Stimmwerkzeuge zu wiederholen. Dieser Reproductionsproceß ist jedoch ein höchst einfacher; er ist das Zurückstrahlen des erhaltenen Eindrucks — dessen Copie. Einem Thiere wird es aber niemals beigehen, die ihm durch andere Stimmwerkzeuge als durch das Gehör zugehenden Eindrücke durch die Stimme zu reproduciren; diese Gabe hat nur der Mensch, und mit ihr schuf er das entsprechende Wort, wenn er es noch nicht erlernen konnte. Der Bildungsproceß kann hier jedoch kein treues Widerstrahlen des erhaltenen Eindrucks sein, wie in den durch das Gehör zugegangenen, von welchen sich annehmen ließe, daß die Stimmwerkzeuge durch die Ohrnerven direct zum Ausdruck des Eindrucks gereizt werden. Er ist bei weitem zusammengesetzter, und läßt sich in folgende Abschnitte zerlegen. Der beispielsweise durch den Sehnerv aufgefaßte Eindruck wird der Seele zugeführt; der hierdurch in ihr entstandene Reiz weckt die ihm entsprechenden Laute, diese Repräsentanten des entstandenen Seelenreizes kommen, in ein Ganzes gefaßt, als Wort zur Erscheinung, und dienen zur Bezeichnung des Gegenstandes, der den Eindruck auf den Sehnerv gemacht hat. Zwischen Eindruck und Ausdruck liegen hiermit zwei Ver-

*) Das Verhältniß dieser Menschenanlagen zu den thierischen Instincten können wir uns durch kein Bild klarer verdeutlichen als durch das Verhältniß des organischen Wesens zum Krystall.

gleiche; in dem ersten treten die mit dem entstandenen Seelenreize verglichenen Laute an die Stelle dieses Reizes, in dem zweiten dieses Reizbild an die Stelle des Gegenstandes, welcher den Reiz hervorrief. Hätte sich der Urmensch von dieser Operation Rechenschaft abgelegt, so würde er gesagt haben: meine lautlich gefaßte Empfindung soll mir den Gegenstand bezeichnen, dessen Anschauung diese Empfindung in mir weckte. Das Urwort ist mithin das Schallbild, durch welches der der Seele zugegangene Eindruck reproducirt, und der Gegenstand bezeichnet wird, welcher den Eindruck hervorrief.

Dieser Vorstellung nach ist die Werkstatt für die Bildung der Urwörter die Geisteskraft, welche wir Phantasie nennen, und füglich mit dem Worte „Bilderkraft" übersetzen könnten, und sie bleibt es auch für die Folgezeit, in welcher der Urmensch neue Eindrücke nicht mehr mit den adäquaten Urlauten bildet, sondern mit den bereits geformten Schallbildern vergleicht, und sie je nach der Aehnlichkeit ihres Eindruckes dem einem oder andern zugesellt.

Nach dieser Auffassung war das Wort für den Urmenschen, der es bildete, etwas weit Umfassenderes, als es seinem spätern Enkel sein kann, der es als fertige Form erlernt hat; es war ihm auch seiner Form nach ein lebendes Bild des erhaltenen Eindruckes, während jener darin nur ein todtes, telegraphisches Zeichen für irgendeinen Gegenstand erblickte, ohne daß die Form dieses Zeichens irgendeine Saite seines Innern anschlägt.

Insofern aber diese Wortform in dem Reproducenten einen sympathischen oder antipathischen Seelenreiz hervorruft, kommt ihr die Bedeutung des Symbols zu. Das Symbol stirbt ab, das Zeichen bleibt. Das ist in nuce die Geschichte des Wortes.

Die Schaffung der Sprache ist uns die erste Geistesarbeit des Menschen, er entthiert sich durch dieselbe, obgleich er sie baut, wie die Biene ihre Zelle: denn er lernt empfindend unterscheiden.

Wie aber im Uranfang die Unterscheidung an die Empfindung gekettet war, ebenso mußte die Nenverbindung des Unterschiedenen — der Gedanke — seinen Weg durch die Empfindung nehmen, um zum Ausdrucke zu gelangen. Wort und Idee folgten also demselben Bildungsgange.

Diese Ansicht möchte sich am besten durch ein Beispiel verdeutlichen, bei welchem wir den Urmenschen in seinem Bestreben verfolgen, einer Anzahl gleicher Erscheinungen einen gemeinsamen Ausdruck zu geben, z. B. dem Vertrocknen der im Frühjahre erzeugten Pflanzenwelt durch die Glut der Sommersonne. Der hier seiner Seele zugehende Eindruck ist der der Trauer über das Vergehen der schönen Kinder des Frühlings; er vergleicht diese Empfindung, um ihr Ausdruck zu verleihen, mit einer ähnlichen, die ihm näher liegt; diese Vergleichung führt ihn

auf den Tod eines schönen Jünglings, der durch irgendein ihm feindliches Wesen veranlaßt wird; unter diesem Bilde verleiht er seiner Empfindung Ausdruck und dieses Bild dient ihm zur Bezeichnung des Naturprocesses.

Denselben Gang verfolgt die Bildung der Götterbilder. Der Eindruck, welchen die Naturkraft in der Seele erzeugt, wird mit einem ähnlichen, durch Menschenkraft hervorgerufen, verglichen, und nach ihr das menschliche Bild für die Naturkraft geformt. Die Sonne kann weder das Bild der Kindheit, noch das des Greises, wol aber das ewiger Jugendschönheit und Jugendkraft erzeugen; darum wurde Apollo als jugendschön und jugendkräftig gedacht; der Strahl der Sonne macht auf die Seele den Eindruck des Pfeiles, darum wird aus Apollo ein Pfeilschütze. Jeder plötzliche Tod wird durch das Bild eines Sonnenstiches ausgedrückt, und darum der göttliche Pfeilschütze als der Urheber desselben gedacht u. s. w. Allmählich aber lockert sich das Band zwischen Urbild und Abbild in dem Grade, daß nun darüber gestritten werden kann, ob Apoll aus der Sonne hervorging, oder ob er das Product rein ethischer Ideen sei. Denn in dem Grade, als sich jenes Band lockert und das Abbild dem jungen Verstande als Urbild erscheint, muß dieser bestrebt sein, dasselbe menschähnlicher, d. h. ethischer zu fassen, und die ihn daran hindernden Momente der personificirten Naturkraft umzumodeln, oder wenigstens ethisch umzudeuten.

Nach dieser Auffassung entspricht daher die Definition des Urmythus vollkommen der des entstehenden Wortes: denn sie ergibt sich als der bildliche Ausdruck der durch eine Erscheinung in dem Beschauer geweckten Empfindung, welcher zur Bezeichnung dieser Empfindung dient.

Ebenso gut wie bei dem Worte, dient also hier die formulirte Wirkung zur Bezeichnung der Ursache, welche sie erzeugte.

Wenn nun die Form, in welcher der Mythus zum Ausdrucke kommt, immer nur das Bild der Vorstellung ist, welche er ausdrücken soll, so können wir in den für die Urgöttersage gewählten Ausdrucksformen auch nur solche Bilder erkennen. Diese Ausdrucksformen sind aber dem Menschen und seinen Verhältnissen entnommen, folglich kann ihr wahrer Inhalt der Mensch nicht sein*), folglich können sie bei ihrer Entstehung weder ethische, noch historische, sondern nur Naturwahrheiten zum Gegenstand gehabt haben. Wir sprechen mit diesem wichtigen Folgesatze dem Urmenschen keineswegs jede ethische Richtung ab, wir behaupten nur, daß sie nicht da gesucht werden darf, wo sie nach der Natur der

*) Nach unserer Ansicht beseitigt diese Consequenz die Möglichkeit jeder euhemeristischen Anschauung des Mythus, welche Götter und Heroen als Menschenindividuen faßt, die nach ihrem Tode vergöttert wurden.

Sache nicht existiren kann. Das Feld, auf welchem diese Richtung zum Ausdrucke kam, war die Thierfabel, in welcher die Thierform den ethischen Gedanken in derselben Weise zum Ausdruck bringt wie die Menschenform den Naturgedanken in der Urgöttersage.

Aber die Heldensage? wird der Leser fragen, solltest du wirklich alle Historie auf den Mythus verweisen wollen? Wir müssen hier frischen Athem holen, weil wir auf diese Frage keine so klare Antwort haben als auf die frühern. Wenn Wort und Gedanke ihren Umweg durch die Empfindung nehmen müssen, um zum Ausdrucke zu kommen, so liegt diesem Ausdrucke jedenfalls der Gedanke näher, welcher durch einen gegenwärtigen, also sinnlichen Eindruck die Empfindung reizt, als derjenige, dessen Bild erst durch die Erinnerung vergegenwärtigt werden muß, um diesen Reiz auf die Empfindung zu üben. Allerdings bedarf es auch der Mitwirkung der Erinnerung bei dem Zusammenfassen einer Reihe von Naturrevolutionen, aber der Mythus bildet sich aus dem unmittelbaren Reize, welchen die letzte der zusammengefaßten Erscheinungen auf die Seele äußert. Bedenken wir nun, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Abstracta sind, deren Bildung sicher eine lange Erfahrung voraussetzt, so erscheint uns die Annahme nicht als paradox, daß der menschliche Geist überhaupt erst mit dem Beginne des abstracten Denkens historischer Auffassung erschlossen wurde.

Doch setzen wir das Gegentheil und statten wir den Urmenschen sogleich mit dem Darstellungstriebe vergangener Facta aus, so kann derselbe nur in übertragener Weise zum Ausdrucke gelangen. Ebenso wie in dem Mythus alles, was nicht Handlung ist, unter dem Bilde der Handlung zum Ausdrucke kommt, und derselbe nur aus Geschichtsbildern besteht*), so müßte das, was Handlung ist oder war, in ein Bild umgesetzt werden, was keine Handlung enthält, aber eine dieser ähnliche Empfindung erweckt, um zum mythischen Ausdruck zu kommen, wenn wir nicht dem Urmenschen sogleich auch die Fähigkeit des directen Ausdruckes beilegen wollen, und nun fragen wir, wie läßt sich die Handlung in Nichthandlung übertragen? und wo finden sich solche Uebertragungen im Mythus? Wir fragen hier nicht blos der Form nach, denn wir haben wirklich keinen Begriff, auf welche Weise diese Fragen positiv beantwortet werden könnten, und dennoch führt die unserer Anschauung so räthselhafte Geistesprocedur, durch welche die regelmäßig wiederkehrenden Evolutionen der Natur unter das Bild einer einmaligen Handlung

*) Dies hat schon Müller in seinen „Prolegomena" festgestellt. Insofern dieses Buch auf die Entwickelung der hellenischen Nachblüte beschränkt wird, erkennen wir in ihm ein Meisterwerk.

zusammengefaßt wurden, unwillkürlich zur Vermuthung eines ihr entsprechenden Gegensatzes.

Solange diese Fragen nicht befriedigend gelöst sind, möchten wir den Heldenmythus in zwei Klassen theilen, nämlich in alte Göttermythen, welche im Laufe der Zeit eine dem Menschen näher gerückte Form erhielten, und denen bei dieser Umwandlung vielleicht hier und da historische Facta eingeschmolzen wurden; und in Sagen von Individuen, welche die Bilder von Volksstämmen und Ständen sind, und deren Schicksale die Spiegelbilder der Repräsentirten, und hier und da vielleicht ihrer ausgezeichnetsten Individuen bilden, die letzte Klasse aber der Nachblüte des Mythus zuweisen.

Doch wir haben mit dieser Betrachtung unserer Untersuchung weit vorgegriffen, welche sich auf die Bildung des Urmythus und seine nächste Entwickelung beschränkt; wenden wir uns daher dieser zweiten zu.

2. Umbildung der Sage.

Allmählich baut sich die Sprache aus, und mit ihrem Ausbaue tritt der menschliche Geist in eine neue Entwickelungsstufe. Seine Bilderkraft sinkt wegen Mangel an Uebung, denn er besitzt nun, was früher durch ihre Anstrengung erworben werden mußte, und er gewinnt Raum für andere Richtungen; zugleich aber wird hierdurch seine Stellung zur Wortform eine andere, indem die Beziehungen der Empfindung zu derselben absterben und das Wort in die Domäne des Verstandes übertritt.

War es ihm früher der bildliche Ausdruck des empfangenen Eindruckes, so wird und bleibt es von nun an nur das todte Schallzeichen für den Gegenstand, der den Eindruck verursachte. Beide Veränderungen scheinen nur die Vorbedingungen zum abstracten Denken, für welches sie das Feld bereiten, indem sie die psychische Durchgangslinie, welche Eindruck und Ausdruck verbindet, kürzen, die Bogenlinie in eine gerade verwandeln und dadurch natürlich den Sprachproceß bedeutend beschleunigen. Wer sich die Ursprache als flexionslos denkt, der wird es plausibel finden, daß die Flexion das erste Werk des emancipirten Verstandes war, daß unter seinem Walten die bis dahin getrennten Sprachstoffe zu Organismen verbunden wurden.

Konnte diese veränderte Stellung des Geistes zur Wortform ohne Wirkung auf sein Verhältniß zu den vorhandenen Gedankenbildern bleiben? Mußten hier nicht ebenso gut wie bei der Wortform die Beziehungen der Empfindung zu denselben absterben? und was war die Folge? Natürlich keine andere, als daß das, was früher Bild war, nun als wirklich betrachtet wurde, daß also der Glaube an den Mythus als Geschichte

begann; denn sobald hier der Ring zerreißt, welcher die durch die Erscheinung in dem Beschauer geweckte Empfindung (die Trauer über die eintretende Dürre) mit der analogen Empfindung verband, durch deren Ausdruck er jene Erscheinung bezeichnen wollte (der Tod des schönen Jünglings), so mußte der Gedanke, welcher zum Ausdrucke kommen sollte, dem Gedächtnisse entschwinden, und in ihm nur seine einmal ausgeprägte Form, d. h. sein Bild haften bleiben, dieses aber von dem jungen Verstande strenge für das genommen werden, was es ausspricht. Das Symbol stirbt ab, das Zeichen bleibt. Das ist in nuce auch die Geschichte der Ursage.

Die Zeit, in welcher der Glaube an den Mythus als Geschichte entstand, muß uns die Grenzmark für die Blüte der Mythusbildung sein, weil uns die Annahme unmöglich erscheint, daß die Schaffung von Bildern und der Glaube an ihre Wahrheit Hand in Hand gehen könne. *)

Wir sind hier am Ende unserer Ausführung, welche sich in dem Satze zusammenfassen läßt: Wenn die Sprache von der Phantasie ausgebaut ist, beginnt das abstracte Denken und mit diesem stirbt die Mythenbildung ab. **)

Diese Auffassung weist zwar der Mythenbildung eine bestimmte Periode an, sie rückt dieselbe aber zugleich in so eisgraue Urzeit hinauf, daß sich der Leser, selbst wenn ihn der bisherige Gedankengang ansprach, von dieser Consequenz überrascht finden dürfte; wir wollen sie daher von einem andern Standpunkte aus zu stützen suchen.

Durch die Sprachwissenschaft — ein Ausdruck, mit welchem wol keiner unserer Großväter einen bestimmten Begriff zu verbinden im Stande gewesen wäre, — sind wir bereits an das hohe Alter unsers Sprachschatzes gewöhnt worden. Sie zeigt uns den Menschengeist als einen trefflichen Haushalter, welcher trotz seiner periodischen Häutungen an dem einmal Erworbenen so festhält, daß sich der größte Theil unsers Sprachschatzes als der Erwerb derjenigen Urväter bewährt, die wir mit

*) Müssen wir uns ausdrücklich vor dem Verdachte wahren, als statuirten wir einen ursprünglich bewußten Gegensatz zwischen dem Gedachten und seiner Ausdrucksform? Allerdings existirt ein solcher, aber nur insofern das, was der Mensch verliert, wenn sein Leib zur Mumie vertrocknet, sich dem entgegengesetzen läßt, was dann zurückbleibt.

**) Wir unterscheiden natürlich zwischen Bildung und Umbildung, die ja auch die Sprachform erfährt; letztere scheint namentlich bei dem Platzwechsel der Sage unvermeidlich. Auch schließt die Blütezeit eine Nachblüte nicht aus, doch haben selbst immerblühende Pflanzen eine Hauptblüte. Wir zeichnen mit Kohle auf eine rauhe Wand, und müßten gegen die mikroskopische Untersuchung unserer Striche Einsprache thun.

den übrigen Zweigen, zu denen unsere Sprache gehört, gemein hatten. Wenn nun die ungeheure Traditionskraft, welche von einem Geschlechte auf das andere ungeschmälert überzugehen scheint, sich in einer Hinsicht unbestreitbar bethätigt hat, so fragen wir, ob es natürlicher sei, diese Kraft nur auf die Sprache, d. h. den formalen Theil des Geistesschatzes unserer Urväter, zu beschränken, oder sie auch auf die in diese Formen gefaßten Gedanken auszudehnen, nachdem sie einmal wesentliche Theile dieses Geistesschatzes geworden waren? Wir fordern also gleichen Erbgang für den gesammten Geistesschatz der Urväter, nachdem einmal die Möglichkeit desselben an einem Schatztheile erwiesen ist.

Auf diese Ansichten gestützt, halten wir uns zu der Erwartung berechtigt, daß die Zeit nicht mehr fern sei, in welcher der jungen Sprachwissenschaft eine nachgeborene Schwester in der Sagwissenschaft*) erstehen wird, welche Licht und Halt in das Chaos des Mythus zu bringen hat, und uns Ausdrücke wie Sageneinheit, Sagenstamm, Sagzweig, Sagverwandtschaft, Sagwurzel ebenso geläufig zu machen berufen ist, wie dies die Sprachwissenschaft in ihrem Bereiche bereits verstanden hat. Ihr wird die Untersuchung obliegen, ob der Mythus seiner Entstehung nach ein potenzirtes Wort, und seinem Wesen nach ein Organismus sei, dessen Streben gleich der Sprache auf einheitliche Gliederung seiner Theile gerichtet ist. Sie hat aus der Sprachwissenschaft den Beweis herüberzunehmen, daß irgendeiner Ursprache vor ihrer Auseinanderspaltung der Name der Sprache bereits gebührt habe, um darauf den Beweis zu bauen, daß ihr dann auch bereits ein Sagenkreis zur Seite gestanden, der gemeinsam mit dem Sprachschatze bei der Trennung auf jeden einzelnen Zweig überging, daß also für keinen derselben eine Neubildung des Sprachschatzes nach der Trennung denkbar sei, und daher seine weitere Entwickelung, ebenso wie bei der Sprachbildung, nur durch Umbildung, Einwanderung und Nachblüte der Mythenbildung bewirkt werde.

Freilich ist die Sage beweglicher und daher für die Wissenschaft unhandsamer als die Sprache, weil sie nicht in den Banden der Lautform liegt; freilich kann sie auch, weil seltener reproducirt, einestheils sich leichter verändern oder verflüchtigen, anderntheils leichter von einem Stamme zum andern einwandern; wir glauben jedoch bereits eine Hauptregel der neuen Wissenschaft zu errathen, welche der Sage das Wort zur Basis, und sie selbst hiermit demjenigen Sprachstamme, der ihr diese Basis liefert, als Eigenthum zuweist. *)

*) Das Wort mag hart klingen, hat aber die Analogie Klaglied, Klagweise u. s. w. für sich. Sagenwissenschaft wäre ebenso unrichtig wie Sprachenwissenschaft.

**) Jede Sage schwebt für uns so lange in der Luft, als sie nicht zur fabula ex etymo nata geworden ist. Wir werden im Verlaufe einige Belege zu dieser Ansicht liefern.

Es hieße indessen den zehnten Schritt vor dem ersten thun, wenn wir über den Gipfel eines Baues weiter vermuthen wollten, der sich nur Lage um Lage von selbst aufbauen kann, und zu dem das Material noch großentheils herbeizuschleppen ist. Das Material um einige Bausteine zu vermehren, das ist die Aufgabe dieser Blätter. Wir werden dieselben auf den Feldern der hellenischen und germanischen Sage sammeln, nicht nur weil sie uns am nächsten stehen, sondern auch weil die sorgsame Pflege, deren sie sich gerade jetzt erfreuen, die Arbeit sehr erleichtert.

Ob wir uns dabei zuerst mit diesem oder jenem Steine befassen, darauf kommt wenig an. Wir wenden uns daher sogleich zu der uns wichtigsten und theuersten Sage vom „Nibelungenhorte" und stellen sie mit ihrer hellenischen Schwestersage zusammen.

Sollen jedoch dergleichen Zusammenstellungen wissenschaftlich brauchbar sein, so müssen sie sich in der bestimmten Form, welche die Sage zu einer gegebenen Zeit hatte, einen Leitfaden wählen, von dem sie dann im gegebenen Falle vor- und rückwärts blicken können; wir folgen daher hier für die hellenische Sage der Form, die sie bei Apollodor hat, für die germanische der Edda.

Proben altenglischer Volkslieder.

Mitgetheilt

von

R. von Bismarck.

I. Die Chivy-Jagd.

Das Lied von der Chivy-Jagd ist dem deutschen Publikum schon aus Herder's „Stimmen der Völker" längst bekannt. Gleichwol wird sein hoher poetischer Werth den Versuch einer neuen Uebersetzung rechtfertigen, besonders wenn dieselbe bestrebt ist, unter Beseitigung einiger Misverständnisse, welche Herder begegnet sind, sich dem Original im einzelnen und ganzen noch enger anzuschließen und gleichzeitig das Gedicht dem deutschen Leser noch näher zu bringen. Sollte dieser Versuch nicht ganz misglückt sein, so kann der Uebersetzer freilich keinen andern Ruhm in Anspruch nehmen als den, auf den Schultern des großen Vorgängers höher gestiegen zu sein vermöge der erweiterten Mittel, die sich seit Herder's Zeiten für das Verständniß der Volkspoesie und ihrer Sprache eröffnet haben.

Neben dem ästhetischen Interesse hat dies Lied noch ein anderes, nämlich als ein charakteristisches Beispiel, wie sich im Munde des Volks Geschichte in Sage umsetzt, und wie dies unbewußte Umschaffen ganz den Gesetzen poetischer Composition folgt. Denn das wird wol keiner Ausführung bedürfen, daß

hier von einem bewußten willkürlichen Umgestalten geschichtlicher Thatsachen nicht die Rede ist, daß die alten Minstrels, was sie sangen, ihre Zuhörer, was sie hörten, gläubig als historische Wahrheit annahmen, so gut wie die Griechen die Schilderungen Homer's.

Um dies Verhältniß anschaulich zu machen, folgte hier eine kurze Darstellung der Schlacht von Otterbourne, auf welche sich unser Lied bezieht, nach der von Sir Walter Scott in seinem „Minstrelsy of the Scottish border" gegebenen Zusammenstellung.

James Graf von Douglas fiel mit seinem Bruder dem Grafen von Murray im Jahre 1388 in Northumberland an der Spitze von 3000 Mann ein, während die Grafen von Fife und Strathern, Söhne des Königs von Schottland, die westlichen Grenzlande von England mit einem noch zahlreichern Heere plünderten.

Douglas drang bis Newcastle vor, das der bekannte Heißsporn besetzt hielt. In einem Treffen vor den Wällen wurde Percy's Lanze mit dem Fähnlein daran von Douglas genommen, wahrscheinlich in einem persönlichen Zusammenstoß beider Helden. Der Graf schwang das Fähnlein empor und schwur, er wolle es nach Schottland bringen und auf seinem Schloß von Dalkeith aufpflanzen. „Das", antwortete Percy, „sollst du nimmer." Sobald er demgemäß die Streitkräfte der Marken zu einer dem Heere des Douglas gleichen oder nach schottischen Gewährsmännern weit höhern Zahl gesammelt hatte, machte Heißsporn einen nächtlichen Angriff auf das schottische Lager bei Otterbourne, ungefähr 32 (englische) Meilen von Newcastle. Es erfolgte ein Gefecht, in welchem unterm Mondenlicht mit ungewöhnlicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit gekämpft wurde. Es war nach Froissart eine der schönsten Schlachten jener Zeit.

Endlich stürzte Douglas mit einer eisernen Keule bewaffnet, die wenige außer ihm schwingen konnten, in die dichtesten Scharen der Englischen, gefolgt allein von seinem Kaplan (Richard Lundie) und zwei Squires seines Haushalts (Robert Hart und Simon Glendinning). Bevor sein Gefolge nachkommen konnte, wurde ihr tapferer Führer mit drei tödtlichen Wunden zu Boden gestreckt, seine Squires fielen an seiner Seite, nur der Priester, bewaffnet mit einer Lanze, deckte seinen Herrn vor weitern Unbilden. „Ich sterbe wie meine Vorväter", sagte der verscheidende Held, „auf dem Schlachtfelde und nicht auf dem Siechbett; verhehlt meinen Tod, vertheidigt meine Standarte und rächt meinen Fall. Es ist eine alte Weissagung, daß ein todter Mann ein Feld gewinnen soll, und ich hoffe, das soll diese Nacht erfüllt werden." Mit diesen Worten hauchte er sein Leben aus und das Gefecht wurde mit doppelter Hartnäckigkeit um seine Leiche her erneuert. Als jedoch der Morgen herannahte, begann sich der Sieg auf die schottische Seite zu neigen. Ralf Percy, Heißsporn's Bruder, wurde vom Grafen Mareschal zum Gefangenen gemacht und bald darauf Heinrich Percy selbst vom Lord Montgommery. Die Zahl der Gefangenen erreichte nach Wintoun beinahe die der Sieger. Darauf zogen sich die Engländer zurück und ließen den Schotten das theuer erkaufte Feld. Der Bischof von Durham, der an der Spitze frischer Streitkräfte nahte, hemmte jedoch nicht allein die Verfolgung der Sieger, sondern machte auch noch einige Gefangene von denen, die sich durch die Jagd nach Beute zu weit hatten fortreißen lassen.

Nichtsdestoweniger wurde die Schlacht nicht erneuert, da der Bischof von Durham nicht wagte, einen Versuch zur Befreiung Percy's zu machen. Die Schlacht wurde am 15. August (nach andern am 9.) 1388 geschlagen.

Wie großen Eindruck dies Gefecht trotz seiner untergeordneten politischen Bedeutung auf die Zeitgenossen gemacht und bei spätern Geschlechtern zurückgelassen, gleichsam als Typus jener Grenzkämpfe, geht daraus hervor, daß uns noch zwei Volkslieder über dasselbe aufbewahrt sind, ein englisches und ein schottisches. Sie schließen sich der Geschichte eng an und sind trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer nahen Verwandtschaft höchst charakteristisch für die verschiedene Anschauungs- und Dichtweise beider Volksstämme; dabei interessant in der Vergleichung mit der Chivy-Jagd und, wenn auch dieser an poetischem Werth nicht gleichzustellen, doch keineswegs verächtliche Beispiele historischer Volksdichtung. Von dem englischen Liede hat Dönniges in seinen „Altschottischen und Altenglischen Volksballaden" eine Uebersetzung gegeben, von dem schottischen soll eine solche später einmal hier mitgetheilt werden.

Der Percy von Northumberland,
Und zu Gott geloben er thät,
Daß er jagen wollt' inner Tagen drei
In den Bergen von Chiviot
Zum Trotz dem tapfern Douglas
Und wen er mit sich hätt';

Die feistesten Hirsch' in all Chiviot,
Sprach's, wollt' er fah'n und führen's dann:
„Mein Treu", sprach der tapf're Douglas drauf,
„Die Jagd will ich wenden, wenn ich kann." —

Da kam der Percy von Bamborough,
Eine mächt'ge Meng' um ihn,
Funfzehnhundert aus der Gauen drei,
Erles'ne Schützen kühn *).

Es begann an einem Montag früh
Da droben in Chiviots Höh'n;
Das Kind mag's klagen noch ungebor'n,
Groß Leid ist da gescheh'n. —

*) Die Schützen mit ihren einfachen bis zu 6 Fuß langen Bogen und Pfeilen, eine Tuchmacherelle lang, bildeten im spätern Mittelalter eine Hauptstärke der englischen Heere; ihnen verdankten diese hauptsächlich die großen Siege auf dem Festlande und die Vortheile, welche sie über die Schotten errangen, während bei den übrigen abendländischen Völkern jene Waffe durch die Armbrust verdrängt war und die Schützen überhaupt, wenigstens im offenen Felde, eine untergeordnetere Rolle spielten. Bei den schottischen Grenzleuten standen die englischen Bogenschützen in so hoher Achtung, daß man sprichwörtlich sagte, jeder von ihnen trüge unter seinem Gürtel (an dem der Köcher hing) vierundzwanzig Schottenleben. Die Hauptwaffe der Schotten war außer dem Schwert der lange Speer und die Streitart, die Jedwood- oder Jedburghart mit langem Stil, wie dies im Verlauf unsers Liedes auch noch hervorgehoben wird.

Die Treiber gingèn durch den Tann,
Zu treiben das Wild daher; *)
Schützen setzten sich an den Plan
Mit Strahlen scharf und schwer. **)

Da kam das Wild durch den Wald
Von allen Seiten an;
Winde ***) sprangen durch Staud' und Stock,
Das Edelwild zu sah'n.

Es begann in Chiviots Hügeln so hoch
Früh am Montag;
Und als es kam um Mittagszeit,
Ein Hundert feister Hirsche lag.

Sie bliesen Tod †) auf dem Plan,
Da sah man sammeln geh'n;
Da kam der Percy zur Pürschstatt ††) an,
Das Wild aufbrechen seh'n.

---

*) Eine Beschreibung der großen halbkriegerischen Jagden, wie sie in Schottland gebräuchlich waren, und wie eine solche hier gemeint ist — das zeigt sich aus der Hervorhebung der Hauptmomente —, gibt Sir Walter Scott, welcher seine Schilderung im „Waverley" daraus entnommen, nach einem Augenzeugen: die Art der Jagd ist diese: 5- oder 600 Mann machen sich früh morgens auf, zerstreuen sich nach verschiedenen Richtungen und bringen aus einem Umkreise von 7, 8 oder 10 Meilen (englische) das Wild in verschiedenen Rudeln, 2-, 3- oder 400 Stück in einem Rudel, nach einer Stelle, die ihnen von den Edelleuten bezeichnet ist. Wenn dann der Tag angebrochen, reiten die Lords und Gentlemen nach den erwähnten Plätzen und lagern sich dort auf die Erde, bis die Treiber, Tinkhell genannt, das Wild herabbringen. Aber wie das Sprichwort vom schlechten Koch sagt, so lecken die Tinkhell ihre eigenen Finger: denn außer ihren Bogen und Pfeilen, welche sie mit sich führen, kann man hin und wieder eine Arkebuse oder Muskete losgehen hören, die sie selten vergeblich abschießen. Dann, nachdem wir dort ungefähr drei Stunden gewartet hatten, konnte man auf den Bergen rings um uns her das Wild erscheinen sehen (wobei seine Häupter wie ein Wald aussahen), welches dicht gefolgt von den Treibern in das Thal heruntergejagt wurde, wo wir lagen. Da nun das Thal von jeder Seite mit einhundert Koppeln starker irischer Windhunde bestellt ist, werden diese, wie es die Gelegenheit gibt, auf das Wild gelöst, sodaß mit Hunden, Flinten, Pfeilen, Messern und Dolchen im Zeitraum von zwei Stunden 80 feiste Hirsche erlegt wurden.

**) „Die Strahle", altes Wort für Pfeil. Wenn Herder übersetzt: „Mit breiter Bogen Klirr", so ist dies ein Misverständniß; das Original sagt with ther browd aras cleare, mit ihren breiten Pfeilen klar. Das Beiwort „breit" bezieht sich selbstverständlich nur auf die Spitze; so wird in den Nibelungenliedern häufig der Ger (Wurfspieß) michel unde breit genannt und von Sifrit's Jagdpfeilen heißt es Str. 897 diu sahs (Schneide) wol hœnde breit.

***) Winde, alte Bezeichnung für Windhunde; nicht blos in der Poesie, sondern auch in der Prosa, z. B. noch in Forst- und Jagdordnungen des vorigen Jahrhunderts.

†) „Tod blasen", das Hornsignal zum Sammeln der Jäger und Hunde, nachdem das Wild erlegt ist.

††) Pürschstatt, die Stelle, wo das erlegte Wild nach der Jagd zusammengebracht, „gestreckt" wird.

Er sprach: „Es war des Douglas Wort,
Mich hier zu treffen heut';
Doch wußt' ich wohl, er bliebe fort."
Der Percy schwur ein' schweren Eid.

Von Northumberland ein Junker zuletzt
Schaut' aus gleich vor sich hin:
Er sah den tapfern Douglas nah'n,
Eine mächt'ge Meng' um ihn,

Mit Streitaxt und mit Speer und Schwert,
Stolz waren sie anzuseh'n;
Kühn're Mann von Herz und Hand
Gab's auf der Welt nicht mehr.

Es war'n zweitausend Speerleut' gut,
Wol ohne allen Fehl;
Sie war'n gebor'n am Wasser des Tweed,
In den Marken von Tivydale.

„Nun laßt vom Wildpret ab", sprach er,
„Und nehmt eurer Bogen wahr;
Die waren euch nimmermehr so noth,
Seit euch eur' Mutter gebar."

Der tapfre Douglas auf seinem Roß,
Der ritt vor seinen Leuten vorn;
Sein' Rüstung glänzte wie Kohlenglut,
Beff'rer Mann war nie gebor'n.

„Nun sagt, was für Leut' ihr seid", sprach er,
„Oder wessen Leut' seid ihr?
Wer hat euch hier zu jagen erlaubt
So trotzig in meinem Revier?"

Der erste Mann, der ihm Antwort gab,
Das war der Lord Percy:
„Wir woll'n nicht sagen, was für Leut' wir sind,
Noch wessen Leute wir;
Doch jagen in diesem Revier wir woll'n
Zum Trotz den deinen und dir;

„Die feistesten Hirsch in all Chiviot
Die fingen wir und führen's dann."
„Mein Treu", sprach der tapf're Douglas drauf,
„Dafür mußt du oder ich heut' dran."

Da sprach der tapf're Douglas
Zu Percy dem guten Lord:
„Zu schlagen all dies' unschuldigen Leut',
Das wäre schade bei Gott!

„Doch Percy, du bist des Lands ein Lord,
Ein Grafen daheim so heißt man mich,
Laß all unser' Leut' bei Seite steh'n
Und uns zwei fechten, mich und dich."

„Nun Christi Blut auf dessen Haupt,
Der Nein je dazu sag';
Mein Treu, du tapf'rer Douglas
Sollt nicht erleben den Tag;

„Nicht in England, Schottland, Frankreich ist
Noch ein Mann gebor'n vom Weib,
Wenn nur das Glück will zu mir steh'n,
Ich wag's mit ihm wol Leib an Leib."

Sprach ein Junker von Northumberland,
Richard Withrington war sein Nam':
„Man soll's nicht sagen in Südengland
König Heinrich *) dem Vierten zu Scham.

„Ich weiß, ihr zwei seid große Lords,
Ich ein armer Junker im Land:
Ich will nicht seh'n fechten meinen Hauptmann im Feld
Und selber steh'n und schaun's mit an;
Solang mein Schwert ich schwingen kann
Soll fehlen nicht Herz noch Hand." —

Der Tag, der Tag, der traurige Tag!
Mein erst Lied end' ich hier.
Und wollt ihr mehr wissen von Chivy-Jagd,
Sollt' mehr noch hören von mir.

Die Englischen halten die Bogen gespannt,
Ihr Herz war gut genug;
Und den sie schossen, der erste Schau'r,
Zweimal siebzig Speerleut' schlug.

Doch blieb Graf Douglas auf dem Plan,
Ein Hauptmann gut genug;
Das ließ er seh'n an diesem Tag,
Wie Weh er wirkt' und Wunden schlug.

*) Wie schon die in der Einleitung angegebene Jahreszahl ergibt, fand das Gefecht bei Otterbourne in der That nicht unter Heinrich IV., sondern unter Richard II. statt.

Der Douglas theilte sein Heer in drei
Als ein Feldhauptmann stolz;
Sie brachen ein von jeder Seit'
Mit schwerem Speer von mächt'gem Holz.

Die theilten manche weite Wund'
Durch die englischen Schützen hin;
Manch Tapfern legten sie auf den Grund
Und hatten's wenig Gewinn. *)

Die Englischen ließen ihre Bogen sein
Und zogen die Schwerter so blank,
Es war ein schwer Gesicht zu seh'n,
Blank Schwert durch Helme drang.

Durch Harnasch und durch reiche Ring,
Sie schlugen manch schwinden Schwank; **)
Manch Degen der war frank und frei,
Der unter die Füße sank.

Zuletzt traf Douglas und Percy sich,
Zwei hohe Hauptleut' groß;
Sie schwangen die Schwert von Mailandstahl,
Bis der Schweiß herunterschoß. ***)

Die werthen Helden zum Gefecht,
Dazu hatten sie guten Muth,
Bis das Blut von ihren Helmen spritzt,
Wie Regen und Hagel thut.

„Halt, Percy", sprach der Douglas,
„Und ich bring' dich meiner Treu'n,
Wo du sollt beim Schottenkönig James †)
Als ein Graf gehalten sein.

Dein Lösung sollt du haben frei;
Ich heisch' es, hör' auf mich;
Denn der mannvollste Mann bist du von allen,
Die im Feld bezwungen ich."

*) Which ganyde them no pryde, wörtlich: „was ihnen keinen Stolz gewann", weil ihnen schnell die errungenen Vortheile durch die Engländer wieder entrissen wurden.

**) Many sterne the stroke down streight, „manchen Starken schlugen sie nieder stracks".

***) The swapte together tyll the both swat
with swordes that wear of fyn myllan.
Sie schlugen aufeinander, bis sie beide schwitzten, mit Schwertern, die waren von feinem Mailand (sc. Stahl).

†) In Wahrheit herrschte in Schottland damals Robert II., die lange Reihe Jakobs jedoch, welche später nacheinander den Thron dieses Landes innehatten, ließ es natürlich erscheinen, daß jeder Schottenkönig James heißen müsse.

„Nein", sprach der gute Lord Percy,
„Ich sagt' es dir von vorn,
Daß ich nimmer mich ergeben wollt
Einem Mann vom Weib gebor'n." —

Beidem da kam ein schneller Pfeil
Von starker Hand daher,
Der traf den Grafen Douglas,
Recht in die Brust so schwer;

Durch Leber und durch Lungen beid'
Ging durch die scharfe Strahl,
Daß sein Lebtag er kein Wort mehr sprach
Als das eine noch im Fall:

„Fecht zu, weil ihr mögt,*) ihr Mannen brav,
Hin ist mein Leben all!"
Der Percy lehnte sich auf sein Schwert,
Sah, wie Douglas' Farb' erblich;
Er nahm den todten Mann bei der Hand,
Sprach: „Weh ist mir um dich;

„Dein Leben zu spar'n hätt' ich verpfändt
Wol auf drei Jahr' mein Land,
Denn ein' bessern Mann im ganzen Nord
Gab's nicht von Herz und Hand."

Das sah ein schott'scher Ritter all,
Sir Hugh Montgommery hieß er;
Er sah des tapfern Douglas Fall,
Setzt' ein den sichern Speer.

Er ritt auf seinem raschen Roß
Durch dichte Schützenschar;
Er stutzte nicht, er stand nicht still,
Bis er kam zum Percy dar.

Er setzte auf den Lord Percy
Einen Stoß, der war so schwer:**)
Den schweren Speer von mächt'gem Holz
Rannt' er durch den Leib ihm quer,

Daß rasen man zur andern Seit'
Eine Ell' und mehr noch sah;
Zwei bess're Hauptleut' gab es nicht,
Als erschlagen waren da. —

*) Mögen, hier in seiner alten Bedeutung von „vermögen", wie das engl. may.
**) soare (sore) schmerzlich, unser „sehr" in seiner ursprünglichen Bedeutung.

Ein Schütze von Northumberland
Sah den Percy zu Fall gebracht;
Er trug einen Bogen in der Hand,
War von ſicherm Holz gemacht.

Er zog einen Pfeil eine Tuchelle lang
An bis zum harten Stahl;
Der Schuß, den er auf Montgommery ſchoß,
War ſchwer und ſcharf *) zumal;

Der Schuß war ſchwer und ſcharf zumal,
Den er auf Montgommery ſchoß;
Die Schwanenfedern an ſeiner Strahl
War'n von ſeinem Herzblut naß.

Kein Degen wollt' einen Fuß breit flieh'n,
Sie ſtanden im Sturme ſtarr;
Sie ſchlugen mit Schwertern manch bittern Schwank,
Weil die Hand noch mächtig war. **)

Ein Stunde vor Mittag in Chiviot,
Da war der Anfang gemacht;
Und als die Abendglocke klang,
War nicht halb zu End' die Schlacht.

Sie fingen einander bei der Hand,
Wol unterm Mondenlicht;
Viel die noch mochten aufrecht ſteh'n,
Gab's da in Chiviot nicht.

Von funfzehnhundert Schützen von England,
Kamen davon nur funfzig und drei;
Der Schotten fünfundfunfzig nur
Von zweitauſend Speerleuten frei.

Sie waren erſchlagen in Chiviot all,
Sie mochten nicht aufrecht ſteh'n.
Das Kind mag's klagen noch ungebor'n,
Groß Leid iſt da geſcheh'n.

Erſchlagen mit dem Percy war'n
Sir John von Aggerſtone;
Sir Roger der höf'ſche Hartly,
Sir William der Heron;

*) sud and sore, „betrübt und ſchmerzlich".

**) Heawing on ycle ottar whyll the myght dre,
with many a bal-ful brunde.
„Hauend aufeinander, ſolange ſie es aushalten konnten, mit mancher verderblichen Klinge."

Sir Georg der werthe Lovely,
Der Ritterrufs genoß,
Sir Ralf der reiche Rugbby,
Die starben von Speeresstoß.

Um Withrington, mein Herz ist weh,
Daß er sollt' erschlagen sein:
Als ihm beide Bein' zerhauen war'n,
Kniet' er noch und focht auf den Knien.

Erschlagen mit dem Douglas waren
Hugh Montgommery, ein freier Herr,
Sir David Lowdale der werthe Mann,
Sein Schwesterſohn war er*);

Sir Charles Murray auf dem Platz,
Der nie einen Fuß wollt' fliehn;
Sir Hugh Maxwell, der war ein Lord,
Sanken mit dem Douglas hin. —

Am Morgen von Birk' und Haseln grau
Ward manche Bahr' gemacht;
Manch' Witwe weinte bitt're Zähren,
Da ihr Mann ward heimgebracht. —

In Kummerklagen mag Lwydale
Northumberland seufzen schwer,
Denn zwei solch' Hauptleut' als da fielen,
Sind im ganzen Land nicht mehr. —

Kunde kam zu König James
Nach Edinburg der Stadt,
Daß in Chiviot Douglas, Hauptmann der Mark,
Den Tod gefunden hat.

Er schlug die Hände zusamm' und rang sie,
Sagt': „O und Ach und Weh um dich,
Solch andern Hauptmann in Schottland all
Mein' Treu' den find' ich nicht."

Kunde kam zu König Heinrich
Nach Londons lieblicher Stadt,
Daß in Chiviot Percy, Hauptmann der Mark,
Den Tod gefunden hat:

*) Das Hervorheben dieses Verwandtschaftsverhältnisses ist in der ältern englischen sowol als deutschen Poesie ganz stehend; etwas dazu trägt die alliterirende Form bei; schon Tacitus aber sagt von den Germanen: „Die Söhne der Schwestern haben dasselbe Ansehen beim Oheim wie beim Vater; einige halten diese Blutsverbindung für eine noch heiligere und engere und ziehen sie bei Annahme von Geiseln vor." (Germ. XX.)

„Gott gnade seiner Seel'" sprach er,
„Herr, wenn's der Wille dein;
Ein hundert Hauptleut' in England sind
So gut als er mocht' sein;
Doch Percy, wenn ich mein Leben behalt',
Soll dein Tod gerächet sein."

Wie der König als ein edler Fürst
Hat sein Gelübd' gemacht,
So schlug er um Lord Percy's Tod
Bei Holmedon die Schlacht*),

Wo sechsunddreißig schott'sche Herr'n
Hinsanken in ihr Blut,
Glendale glänzt' in Waffenglanz
Ueber Burg und Städte gut. —

Das war die Jagd von Chiviot,
Daß der Strauß ward ausgemacht,
Alte Leut', denen wol der Grund bekannt,
Nennen's von Otterbourne die Schlacht.

Bei Otterbourne begann der Strauß
An einem Montag;
Erschlagen war der Douglas da,
Und todt der Percy lag.**)

Und alle Zeit im Markenland
Seit Douglas sich mit Percy maß,
War's Wunder, daß nicht roth Blut rann
Wie Regen auf der Straß'. —

Jesu Christ end' uns're Sorg',
Zum Segen alles wend';
Das war die Jagd von Chiviot,
Gott send' uns selig End'.

*) In Wirklichkeit fiel diese Schlacht viele Jahre später und stand in keiner Verbindung mit der von Otterbourne, sondern sie wurde wiederum durch einen Einfall der Schotten veranlaßt. Heinrich IV. hatte keinen Antheil daran; die Engländer standen vielmehr unter Führung der Percys, wie man sich aus Shakspeare's „Heinrich V." erinnert.

**) The Percy never went away, der Percy kam nimmer davon.

II. Johny von Bradislan.*)

Johny stand auf ein's Maimorgens,
Rief nach Wasser zu waschen die Händ';
„Macht mir los die guten Winde**) mein
Von ihrem eisern Band."

Wie Johny's Mutter das ward bericht't,
Ihr' Hände rang sie vor Weh:
„O Johny, um meinen Segen
Zum grünen Wald nicht geh'!

„Genug hast du gut Weizenbrots
Und blutrothen Weins im Haus;
Drum um kein Wildpret, Johny,
Ich bitt' dich, geh' hinaus."

Doch Johny richt't seinen Bogen gut,
Sein' Pfeile mit Bedacht***)
Und hin ging er nach Durrisdeer
Aufs Edelwild zu Jagd.

Wie hinab er kam nach Merrimaß
Und in des Forstes Hag,
Da erspäht' er ein Wild in seinem Bett †),
Wie's unterm Haidbusch lag;

Johny der schoß und das Rothwild sprang
Und er hat's in der Seit' verwund't;
Doch zwischen dem Wasser und der Hald'
Legten seinen Stolz die Hund'.

Und gerecht ††) brach er das Wildpret auf,
Nahm Leber und Lungen davon
Und ätzt' damit seine blut'gen Hund'
Als wären's Grafensöhn'.

---

*) Diese schöne Ballade aus den schottischen Grenzlanden ist zuerst von Sir W. Scott in den „Minstrelsy of the Scottish border" veröffentlicht; eine Uebersetzung davon gab W. Dönniges in den „Altschottischen und altenglischen Volksballaden".

**) Grae dog sollte man nicht mit „grauer Hund" oder gar „graue Dogge" übersetzen; es ist so gut wie grey-hound der Windhund ohne Rücksicht auf die Farbe; die langhaarigen schottischen Wind- und Jagdhunde pflegen allerdings fahlgrau zu sein.

***) ane by ane, jeder einzeln, also mit Sorgfalt; busk up in der vorhergehenden Zeile heißt nicht blos, wie Dönniges übersetzt, „aufnehmen", sondern „zurechtmachen", hier vom Bogen die während der Aufbewahrung abgesträngte Sehne wieder befestigen.

†) Bett, waidmännisch das Lager des Hirsch- und Rehwilds.

††) And Johny has bryttled the deer sae weel
That he's had out her liver and lungs.
Johny brach das Wild auf so wohl, daß er Leben und Lungen herausbekam, d. h. also kunstmäßig, weidgerecht.

Vom Wildpret aßen sie so viel,
Sie tranken so viel vom Blut,
Daß Johny und all seine blut'gen Hund'
In Schlaf verfielen wie todt.

Und vorbei kam ein alt einfält'ger Bau'r,
Leid müss' ihm widerfahr'n!
Denn hin ist er nach Hislinton,
Wo die sieben Förster war'n.

„Was Neues, was Neues, grauköpf'ger Bau'r,
Was Neues bringst du mir?"
„Ich bringe nichts Neues, als was ich seh'n
Mit diesen Augen hier;

„Wie ich hinabkam nach Merrimaß
Und wo die Kropfbäum' steh'n,
Da lag zwischen Hunden im Schlaf ein Knab' *),
Der feinst', den ich seh'n;

„Das Hemd auf seinem Rücken war
Holländische Linnen fein **);
Das Wams, das er darüber trug,
Von Lincolntuch mußt' sein;

„Die Knöpf' an seinen Aermeln war'n
Von rothem Golde gut;
Den guten Winden um ihn her
Ihr Mund gefärbt mit Blut."

Da sprach der erste Förster,
Ihr aller Hauptmann da:
„Und ist das Johny von Breadislan,
Woll'n wir ihm nicht zu nah'."

*) Knabe, wie das englische child, welches das Original hier hat, bezeichnet in seiner alten Bedeutung den jungen Mann.

**) Dönniges läßt durch ein wunderbares Misverständniß Johny ein Wams von holländischem Tuch und darüber ein Hemd von feiner Lincolnleinwand tragen; eine sonderbare Tracht für einen Pirschgänger. Eine solche Widersinnigkeit stört aber das Colorit eines Volkslieds nicht unerheblich. The Holland fine ist ein ganz gewöhnlicher Ausdruck für holländische Leinwand oder auch Leinwand im allgemeinen, wie China für Porzellan; das kann man unter anderm aus „Heinrich IV." lernen, wo Frau Quickly von den Hemden, die sie für Fallstaff gekauft, sagt, daß sie holland of eight stillings an ell seien, sowie aus den öfter wiederkehrenden Wortspielen zwischen Netharland und Holland. The lincoln twine, der Lincolnfaden, ist das bekannte grüne Tuch, die gewöhnliche Tracht der Förster in den schottisch-englischen Marken, the lincolne green sae gaye to see, wie ein anderes schottisches Volkslied sagt. In der nächsten Strophe hat Dönniges (wahrscheinlich auch seiner Auffassung zu Liebe) die Aermel in einen breiten Gürtel verwandelt.

Da sprach der sechste Förster,
Es war sein Schwesterſohn:
„Und ist das Johny von Breadislan,
Geben wir ihm seinen Lohn.“ — *)

Die Förster schossen den ersten Schuß,
Der traf ihn in die Lend'. **)
Da sprach der siebente Förster:
„Der nächste bringt's zu End.“ ***)

Johny setzt' den Rücken an eine Eich',
Den Fuß an einen Stein;
Und er schlug die sieben Förster,
Schlug sie alle bis auf ein'n;

Dem einen brach er drei Rippen entzwei
Und noch sein Schlüsselbein †),
Er legt ihn zwiefalt übers Roß,
Hieß nach Hauf' ihn Boten sein. —

„O, gibt's kein'n feinen Vogel hier,
Der singt, wie ich es sag',
Der fliegt nach meiner Mutter Haus,
Daß sie mich holen mag?

Da gibt's kein'n Vogel im ganzen Forst,
Der so viel nur mich letzt',
Daß ins kühle Wasser die Schwing' er taucht
Und mir die Brauen netzt!“ ††)

Der Star flog zur Mutter Fensterlein,
Er pfiff da und sang,
Und das Wort zur ganzen Weise war:
„Johny bleibt solang.“ — †††)

---

*) We soon shall gar him die, wir wollen ihn bald zum Sterben fertig machen.

**) Das Original sagt: on the knee; die in der Uebersetzung des Reims wegen genommene Freiheit wird wol zu verzeihen sein.

***) The next will gar him die, der nächste wird ihn zum Sterben fertig machen.

†) Collar-bone heißt das Schlüsselbein, nicht, wie Dönniges übersetzt: Hals- und Nackenbein; sonst würde dieser eine Förster wol nicht von den Erschlagenen ausgenommen zu werden brauchen.

††) Diese Stanze ist aus einer andern Ueberlieferung unsers Liedes, von Scott in einer Note mitgetheilt und hier seiner poetischen Schönheit wegen aufgenommen. Dönniges setzt sie vor die vorhergehende Strophe; doch möchte sie an der von Scott vorgeschlagenen und hier gewählten Stelle passender sein: Johny wünscht erst von seiner Mutter nach Hause gebracht zu werden; dann tritt der Todeskampf ein, in dem er sich für die brennenden Augen nach Kühlung sehnt.

†††) Tarries-lang — Dönniges übersetzt „er harrt schon lang“. Tarry kann diese Bedeutung allerdings auch haben; doch scheint hier die ursprüngliche „Zögern“ vor-

Sie nahmen Ruthen vom Haselbusch
Und Ruthen von dornigen Schleh'n,
Und viele, viele Leut' sah man
Heim mit der Leiche geh'n.

Da sprach seine alte Mutter
Und weinte bitt're Zähren:
„Du ließ'st dich nicht warnen, Johny, mein Sohn,
Ließ'st dir die Jagd nicht wehren.

„Oft hab' ich gebracht nach Breadislan
Bald wen'ger Beut', bald mehr;
Doch niemals bracht' ich nach Breadislan,
Was mein Herz betrübt so sehr.

„Leid treff' den all' einfält'gen Bau'r,
Er sterb' einen übeln Tod;
Der höchste Baum in Merrimaß,
Der sei sein Botenbrot."

Gebrochen ist Johny's Bogen gut,
Erschlagen die guten Wind';
Und sein Leib liegt todt in Durrisdeer,
Und sein Jagen ist zu End'.

Literatur und Kunst.

Die neuesten psychologischen Schriften der Herbart'schen Schule.

Von den verschiedenen Theilen der Herbart'schen Philosophie ist es nächst der Pädagogik vorzugsweise die Psychologie, welche auch in weitern Kreisen die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Gebildeten auf sich gezogen hat, und selbst solche Richtungen der Philosophie, welche der Lehre Herbart's am schroffsten entgegenstehen, haben seiner Psychologie den Charakter einer originellen und scharfsinnigen Auffassung des Seelenlebens nicht abgesprochen, ja sie haben nicht umhin gekonnt, anzuerkennen, daß dadurch vielfach wenigstens der Anstoß zu einer fruchtbringenden Behandlung der Psychologie gegeben worden sei. Daher ist es vielleicht manchem Leser des „Deutschen Museum", das ja eine Vermittelung zwischen der Wissenschaft und dem In-

zuziehen. Die Weise des Stars erweckt ein banges ahnungsvolles Gefühl; Johny's langes Ausbleiben lenkt die Besorgniß auf sein Schicksal, für das die Mutter gleich bei seinem Ausgang fürchtete; deshalb gehen die Leute hinaus, ihn zu suchen. Nun folgt wieder ein Sprung in der Erzählung: denn erst an Ort und Stelle wird die Bahre gemacht, nachdem die Leiche gefunden. Hätten die Suchenden beim Fortgehen schon gewußt, daß Johny ihrer „harrt", d. h. todt oder schwer verwundet ist, so würden sie gleich von Hause eine Bahre mitgenommen haben.

teresse des größern Publikums anstrebt, nicht unangenehm, wenn im Nachfolgenden auf die neuesten psychologischen Erscheinungen, die aus der Herbart'schen Schule hervorgegangen sind, hingewiesen wird.

Unter diesen Erscheinungen muß vor allem eine Abhandlung des ausgezeichneten Forschers auf dem Gebiete der Psychologie, des Professors Dr. Volkmann in Prag genannt werden, der sich bereits durch seinen „Grundriß der Psychologie" auch außerhalb der Grenzen seiner Schule einen hervorragenden Namen erworben hat. Die Abhandlung ist ursprünglich in der Königlich Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgetragen worden und führt den Titel „Die Grundzüge der Aristotelischen Psychologie, aus den Quellen dargestellt und kritisch beleuchtet." Die Aristotelische Psychologie wird hier in der Art dargestellt, daß daraus zugleich ein Einblick in die spätern und neuesten Zustände der Psychologie gewonnen werden kann. Zu einer solchen Darstellung eignet sich gerade die Aristotelische Psychologie in hohem Grade, weil alle spätern Standpunkte der Psychologie in ihr Anknüpfungspunkte finden. Selbst mit der Herbart'schen Lehre von der Wechselwirkung der Vorstellungen steht sie in einiger Verwandtschaft, worauf in neuester Zeit zuerst Brandis aufmerksam gemacht hat. Daher sind auch die Aristotelischen Schriften für das Verständniß der historischen Entwickelung der Psychologie völlig unentbehrlich. Freilich bieten sie zugleich sehr große Schwierigkeiten dar, die nur ein mit den neuesten, sehr ausgedehnten Forschungen über Aristoteles vollkommen vertrauter und inmitten der wissenschaftlichen Bewegung der Psychologie selbständig dastehender Gelehrter in einer solchen Weise überwinden konnte, daß dem denkenden Leser ein verhältnißmäßig leichter Zugang sich eröffnet. Hr. Professor Volkmann zeigte aber schon in seinem „Grundriß der Psychologie", der sich vorzüglich auch durch Zergliederungen aus der Geschichte der Psychologie auszeichnet, die genaueste Bekanntschaft mit der psychologischen Lehre des Aristoteles, und die vorliegende Arbeit darf zugleich als eine Ausführung der dort gegebenen Andeutungen über Aristoteles betrachtet werden. Möchte er die Muße und die Aufmunterung finden, um uns noch recht viele Ergänzungen seines wie überhaupt so besonders auch an fruchtbaren Keimen für weitergehende Untersuchungen so reichen Lehrbuchs zu bringen!

Eine andere sehr beachtungswerthe Abhandlung der Herbart'schen Schule hat Professor Resl zu Czernowitz in der Bukowina zum Verfasser und ist als Programm des dortigen Obergymnasiums unter dem Titel „Bedeutung der Reihenreproduction für die Bildung synthetischer Begriffe und ästhetischer Urtheile" erschienen. Das Gesetz der Reihenproduction ist allerdings in den psychologischen Werken nach naturwissenschaftlicher Methode rücksichtlich seiner Wichtigkeit und Ergiebigkeit für die Erklärung psychischer Erscheinungen schon hinreichend anerkannt. Es ist auch bereits für die Erklärung der Begriffsbildung im allgemeinen, für die Darlegung des Entstehungsprocesses der Vorstellungen Zeit, Raum, Ich und andere mit Glück benutzt worden. Der Herr Verfasser wendet es aber in viel größerer Ausdehnung an. Anknüpfend an das, was bereits feststeht, sucht er zunächst die Collectivbegriffe, die transscendenten Begriffe genauer und vollständiger, als es bisher geschehen ist, mit Hülfe jenes Gesetzes abzuleiten. Von hier geht er, da die Subjecte ästhetischer und

sittlicher Urtheile auch synthetische Vorstellungen sind gleich den zuvor erklärten Begriffen, zur Ableitung der Lust- und Unlustgefühle über, welche sich an jene Urtheile anschließen, oder wie der Herr Verfasser sagt, in denen sie selbst wurzeln. Vor allem betrachtet er das Wohlgefällige der Tonverhältnisse und die darüber von ihm aufgestellte Theorie unterscheidet sich von derjenigen, welche Herbart selbst gegeben hat, wesentlich dadurch, daß sie die physiologische Lehre der Tonerscheinungen, natürlich ohne allen materialistischen Beigeschmack, für die Psychologie zu verwerthen sucht. Daran schließt sich die Erklärung des Wohlgefallens am Takte, am Reime und der figürlichen Rede, an der Symmetrie und der Gliederung nach dem von Zeising aufgefundenen goldenen Schnitt. Alsdann sucht er eine psychologische Analyse zu gewinnen für das reine Geistigschöne in den Willensverhältnissen der sittlichen Elementarurtheile, welche zusammen die Stimme des Gewissens ausmachen, und da ihm auch diese Urtheile ein nothwendiges Ergebniß der Wechselwirkung unter den Vorstellungsreihen sind, wodurch die Willen in ihren eigenthümlichen Verhältnissen zueinander gedacht werden, so scheint ihm die Stelle im Römerbriefe (II, 15) von dem Werke des Gesetzes, das in die Herzen geschrieben ist, indem das Gewissen davon Zeugniß gibt und die Gedanken sich untereinander anklagen und lossprechen — diese Bibelstelle scheint ihm den psychologischen Tiefblick des Apostels zu bekunden. Zum Schluß erörtert er endlich noch die Wirksamkeit der Reihenreproduction bei denjenigen ästhetischen Urtheilen, welche im Erhabenen und Komischen ihren Grund haben. Soll aber Referent den Eindruck, den die einen überaus reichen Inhalt auf wenigen Bogen zusammendrängende und in der präcisesten Sprache abgefaßte Abhandlung im Ganzen auf ihn gemacht hat, mit einem Worte bezeichnen, so muß er gestehen, daß ihm eine gediegenere und gründlichere Arbeit, die zugleich neue Wege einschlägt und neue Aussichten eröffnet, auf dem Gebiete der Psychologie seit lange nicht vorgekommen ist.

Die beiden Schriften, deren Inhalt im Vorhergehenden kurz angegeben worden, halten sich genau innerhalb der Grenzen schulmäßiger Wissenschaft. Diese Grenzen überschreitet eine andere Schrift, die wir noch zu nennen haben, oder vielmehr die Fortsetzung einer andern Schrift, da sie für Gebildete überhaupt bestimmt ist. Wir meinen den jüngst erschienenen zweiten Band des Werks: „Das Leben der Seele. In Monographien über seine Gesetze und Erscheinungen. Von Dr. M. Lazarus" (Berlin, Schindler), demselben Gelehrten, von welchem der Jahrgang 1851 des „Deutschen Museum" die wohlbekannte Abhandlung „Ueber den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" gebracht. Die Tendenz jenes Werkes ist schon bei dem ersten Bande desselben in den literarischen Zeitschriften vielfach beifällig besprochen worden; aber die folgenreichste Bedeutung, welche das Werk zu haben verspricht, hat man, soviel Referent weiß, noch nicht genügend hervorgehoben. Es bereitet nämlich vielleicht den Uebergang dazu vor, daß die psychologischen Grundsätze der Herbart'schen Schule in den positiven Wissenschaften zur Anwendung kommen, auf deren Bearbeitung sie bisjetzt nur wenig Einfluß gehabt haben. Denn hier müssen offenbar die Gesetze, welche die Psychologie der Reihe nach einzeln darlegt, in der mannichfaltigsten Complication und Wechselwirkung auf-

gefaßt werden, und dasselbe ist der Fall bei denjenigen psychischen Erscheinungen, welche der Herr Verfasser in seinem Werke behandelt. Derselbe sucht allerdings darin zugleich manche von dem System abweichende psychologische Grundbestimmungen, z. B. in Bezug auf Anschauung, Vorstellung und Begriff, in die Wissenschaft einzuführen. Aber dem Referenten scheint es, als ob die Aufstellung und Rechtfertigung solcher abweichender Grundbestimmungen der streng schulmäßigen, die psychologischen Gesetze isolirenden Betrachtung vorzubehalten sei. Von den Aufsätzen, welche der vorliegende zweite Band enthält, handelt der erste über „Geist und Sprache", und berührt sich in seinem Inhalte vielfach mit den sprachphilosophischen Untersuchungen des Hrn. Dr. Steinthal in Berlin. Der zweite Aufsatz gibt eine psychologische Analyse der Handlungsweise, welche als „Takt" bezeichnet wird. So treu wir nun auch die Schilderung derselben finden, so scheint uns doch in der Erklärung etwas zu fehlen, was schon Herbart bei dem pädagogischen Takte hervorgehoben hat, und was auch in die neuern Darstellungen der Pädagogik übergegangen ist. Der dritte Aufsatz endlich hat „Die Vermischung und Verbindung der Künste" zum Gegenstand. Er geht von der Verbindung der Malerei und Musik aus und ist in diesem Theile mit besonderer Rücksicht auf die bekannte Schrift des Hrn. Dr. Hanslick in Wien „Vom Musikalisch-Schönen" ausgearbeitet. Er bespricht alsdann das gegenseitige Verhältniß der Baukunst, Bildhauerei und Malerei, und zuletzt das der plastischen und redenden Künste. Referent wünscht sehr die weitere Fortsetzung eines Werks, das in nicht geringem Grade zur Forschung anregt und nach mehr als einer Seite hin durch die Analyse psychischer Thatsachen die Erkenntniß fördert. tg.

Correspondenz.

Aus Brüssel.

7. Juni 1858.

Lgrn. Die beiden constitutionellen Musterstaaten greifen wieder um die Wette in den öffentlichen Seckel, um die Ehre und Unabhängigkeit ihrer Existenz zu retten. In Piemont 40 Millionen Francs Anleihe, in Belgien 37 Millionen vorläufig, 60 zum mindesten definitiv. Man spricht soviel vom „Völkerrecht", das in neuern Zeiten aufgehört habe, aus den Decreten und Acten der Gewaltigen zusammengesetzt zu sein, um ein wirkliches Recht zu werden, und da sind zwei Staaten Europas, welche sich seit den pariser Friedenscongressen immerfort rüsten. So ist die große Angelegenheit Belgiens für den Augenblick die Befestigung Antwerpens; dieser große Seehafen soll für den Fall der Invasion erstens die Verbindung mit dem Meere offenhalten, zweitens der geschützte Sitz der königlichen Familie, der Regierung und der Kammern werden, drittens durch die in einem festen Lager eingeschlossene Armee die Stadt bis zur Ankunft von Bundesgenossen halten — man hat eine sechsmonatliche Möglichkeit herausgerechnet. Seit Jahren herrscht die größte Meinungsverschiedenheit über Ausdehnung, Natur und

Kosten dieser Befestigung. Die Bürger von Antwerpen, die zuerst kommen, dann noch einmal und hierauf die andern noch lange nicht heranlassen, verlangen hartnäckig eine fortlaufende Ringmauer mit Forts um die ganze Stadt sammt Vorstädten, so etwas wie die Einschließung eines Areals von dreimal das jetzige Antwerpen. Sie schützen die Bevölkerung zweier Vorstädte mit 30,000 Einwohnern vor, welche sonst dem heranziehenden Feinde preisgegeben würden; sie möchten aber auch die Möglichkeit einer Verwerthung der Baustellen mit Freuden in den Kauf nehmen, welche jetzt von den Militärservituten fast werthlos gemacht sind. Was die ehrsamen Bürger von Antwerpen verlangen, würde ein 60—80 Millionen kosten; die Regierung dagegen, welche dem übrigen Lande nicht allzu viel Opfer für eine Stadt zumuthen darf, gedenkt blos die Nord- und Hafenseite vollständig zu umziehen, südlich aber ein aus Erdwällen geformtes Lager mit einzelnen Forts zu flankiren. Für den Nothfall müßte sie sich sogar zur Rasirung der exponirten Vorstädte verstehen, denn im Kriege geht's eben nicht friedlich zu. Ihr Kostenanschlag beläuft sich auf 22 Millionen Francs, der ohnehin, wie das so zu gehen pflegt, auf 30 Millionen steigen wird, denn die Supplemente und außerordentlichen Credite machen durchschnittlich 25 Procent der Hauptsumme aus, wenn's anständig zugeht. Antwerpen agitirt also aufs lebhafteste für seine städtischen Interessen, die übrigen Provinzen beobachten mistrauisch die privilegirte Stellung der Hafenstadt, für die sie alle sammt und sonders geopfert werden sollen. Die südlichen Provinzen hängen ohnedies durch Kohlen und Eisen an Frankreich wie an ihrem Markte, und bei den jetzigen Zeiten darf man der industriellen Moral nicht allzu viel Entsagung abverlangen... Ist das nun ein geregelter europäischer Zustand, und hat das Wort „Völkerrecht" irgendeinen praktischen Sinn?

Von den 37 Millionen Francs Anleihe sollen 9 Millionen augenblicklich für Antwerpen verwandt werden; für große Kanal- und Hafenbauten werden ausgesetzt 7,560,000 Francs; zur Vollendung des Eisenbahnsystems des Staats 14,615,000 Francs; für Ausbau des königlichen Palastes zu Brüssel steht 1 Million auf der Kreide, für Verlegung zweier Ministerien in die „Gesetzesstraße" $1\frac{1}{4}$ Million; für den lütticher Palast, in welchem die Gerichtslokale sich befinden, 300,000 Francs, für Erweiterung des Museum zu Brüssel 800,000 Francs, für Säuberung enger schmuziger Straßen 500,000 Francs, für Gemeindewege 1 Million, für Schulhäuser 1 Million. Was an den 37 Millionen fehlt, namentlich die 13 Millionen für Antwerpen, soll — wenn nur der Imperativ genügte — aus den jährlichen regelmäßigen Budgets bis 1864 entnommen werden. Die regelmäßigen Staatseinnahmen sind aber gar nicht im Stande, diese Ausfälle zu decken, und außerdem laufen jahraus jahrein 22 Millionen Schatzbons durch die Comptabilität, sodaß 45 Millionen Francs neuer Anleihe in Aussicht stehen.

Im Modus der jetzigen Anleihe von 37 Millionen ist man beim ältesten alles alten stehen geblieben, nämlich bei dem Modus Rothschild, der zugleich der kostspieligste ist. Wir wollen den sogenannten demokratischen Anleihen des benachbarten Empire nicht das Wort reden, aber wir möchten wissen, weshalb die Regierung nicht einmal zu dem deutschen Mittel greift, zur Ausgabe unverzinslicher Tresorscheine. Der deutsche Staatscredit hat denn doch bis zu einem gewissen Grade das Kunststück herausgebracht, Kapital zu

großen Anlagen zu bekommen, ohne Zinsen zu bezahlen, und so den crédit gratuit von dem Citoyen Proudhon zu entlehnen, dessen Bücher er so ängstlich perhorrescirt. Die Gesellschaft, die sich durch öffentliche Anlagen ein neues Activ in ihrem Vermögen erwirbt, braucht sich doch wahrlich nicht selbst Interessen zu zahlen; sie ist im Stande, das Ideal alles Creditwesens im Nu zu erreichen, indem sie das Kapital durch bloße Rückzahlung, d. h. durch Einziehung der Kassenscheine, amortisirt: der Staatscredit, wie er bisher fast überall betrieben worden ist, war nichts als die unglückseligste und theuerste Nachahmung des Privatcredits, ein kostspieliges Quidproquo. Der Liberalismus aber, soll der Name noch irgendeinen Sinn behalten, muß den Augiasstall des Schlendrians fegen, die Gesammtheit bereichern, ohne die Einzelnen arm zu machen.

Gehen wir zu einem mehr heitern Gegenstande über. General Capiaumont redivivus! Sie erinnern sich doch des tapfern Haudegens von Gent, der im Wonnemond 1857 die zweite Stadt des Königreichs, das Eigenthum, die Religion und was weiß ich alles rettete, und zwar ohne schriftliche legale Requisition der Civilbehörden, einzig gestützt auf ein Schreiben des flüchtig gewordenen Bürgermeisters Delehaye an einen Polizeicommissär. Sie haben vielleicht nicht vergessen, daß der Beschluß des Gemeinderaths von Gent, der sich bitter über diese Ungesetzlichkeit beschwerte, durch königlichen Beschluß cassirt wurde, und daß die Weisheit des vorigen Cabinets ausgefunden hatte, wenn ein commandirender General seine Truppen „beliebig aufstelle", so sei das keine „Intervention". Darob Sturz des Cabinets, Eintritt der Liberalen. Vom November bis in den Mai nahmen sich die Herren Zeit, der Stadt Gent Genugthuung zukommen zu lassen. Endlich wird General Capiaumont mit gleichem Range von einer Militärdivision in die andere, von Gent nach Mons versetzt. Schüchtern setzt die Rechte einen ihrer Mündel, den Cadetten Vermeire, in Bewegung, das Cabinet ob dieser sträflichen Gewaltthat zu interpelliren. Hr. Rogier, der sehr häufig Kriegsminister spielt, thut der Rechten den Gefallen, die ganze Versetzung für eine „administrative Maßregel" zu erklären, wie man anderswo den Belagerungszustand als Verwaltungsmaßregel maskirt hat; aber bei dieser Gelegenheit verlas der Minister die wahrhaft abenteuerliche Correspondenz zwischen General Capiaumont und dem frühern Kriegsminister, er verlas sie freilich nur stellenweise, die Bruchstücke genügen jedoch zur Erschütterung des ganzen Olymps.

Der Sachverhalt ist folgender: zuerst tadelt der Minister Greindl den bärbeißigen General, daß er sich nicht innerhalb des Gesetzes gehalten. Nach 14 Tagen antwortet der Retter von Gent, mit den ministeriellen Circularen reiche man in schwierigen Zeiten nicht aus, er habe sich an ein Decret von 1791 gehalten. Antwortet der Kriegsminister: nicht der General habe über außerordentliche Maßregeln zu entscheiden. Nach zwei Monaten Beschluß des Gemeinderaths von Gent, der völlig einverstanden war mit dem Kriegsminister; darauf Cassation des genter Beschlusses durch die Unterschrift sämmtlicher Minister. Das Bisthum wollte es so haben und die Klerikalen subscribirten für den Ehrenfäbel! Was sagt dazu der Graf Oerindur, der ewige Schutzpatron aller schreienden Widersprüche?

Nun aber muß man die Motivirung des militärischen Einschreitens durch

den General Capiaumont selber hören. Der Bürgermeister hat ihm durch den Polizeicommissär sagen lassen, daß die Ruhe in Gent gestört werden würde; es scheint also, als ob Hr. Delahaye von Brüssel aus die Emeute regierte. Die Truppen werden aufgestellt. Der General sieht wenig Arbeiter, wenig echte genter Bevölkerung, und sein Scharfsinn enthüllt mit Blitzesschnelle, daß er es mit den „ewigen Feinden der Ordnung" zu thun habe. Diesem Scharfsinn kommt sein Scharfblick zu Hülfe, der — in der Nacht — einen „falschen Bart" an einem finstern Kinn entdeckt. O Bassermann, du bist gerechtfertigt! Der Provinzialgouverneur schreibt der Regierung, gerade die Entfaltung der Truppen habe die Massen von Neugierigen herbeigelockt, die Spaziergänger seien stehen geblieben — wahrscheinlich um zu sehen, wie General Capiaumont die Gesellschaft retten würde. Der General „läßt die Emeutiers von der Fronte, von hinten und in der Mitte angreifen, Gewehr im Arm"; „verblüfft", so schreibt der General, „bleiben sie stehen, singen, heulen und schreien in betäubender Weise: Es lebe der König, es lebe die Armee!" Jetzt war jeder Zweifel unmöglich geworden, es waren rothe Socialisten, welche die communistische Republik einführen wollten. General Capiaumont ließ sich durch nichts täuschen, er kennt die „ewigen Feinde der Ordnung" durch und durch. „Ich habe keinen einzigen aufrührerischen Schrei gehört; die elenden Gesellen, die für diese Komödie bezahlt waren, vergaßen sogar den Bürgermeister, den Bischof und die Priester, die Gegenstände ihrer Apathie. Einer der Emeutiers schrie: Es lebe der Bürgermeister! Nieder mit Capiaumont! was mich nicht wundert", fügt der scharfsinnige General hinzu, „da ich sie ein wenig genire". Wie bescheiden, anstatt zu sagen: weder der Bürgermeister, noch der Bischof, noch die Armee, noch endlich der König repräsentiren die „Ordnung", sondern ich, der General Capiaumont.

„Von allen Seiten gedrängt, außer Stande, eine Fensterscheibe zu zerbrechen, wandte sich die Masse auf ein Zeichen, das ein Mann mit der Brille und einem Barte, den ich für falsch halte, gab, singend nach dem Freitagsplatze — in der Absicht, die Behausung der Gesellschaft des heiligen Vincenz von Paula in der St.-Georgsstraße anzufallen, aber an der Ecke des Platzes stieß sie auf ein Detachement Truppen. Jetzt schwenkte sich die Colonne nach links, stimmte die Brabançonne an, schrie: Es lebe der König, es lebe die Armee! und verrannte sich in eine Gasse."

Der General sah nicht nur einen Mann mit einer Brille, nicht nur einen wahrscheinlich falschen Bart, sondern auch hinter der Brille und durch den falschen Bart die deutliche „Absicht" ein fernliegendes Hotel zu zerstören. In der engen Gasse ließ Capiaumont die furchtbaren „Emeutiers" durch Soldaten drängen und bis an den Kanal schieben, worin etliche fogar „ein Fußbad nahmen". „Gegen 11 Uhr fand eine starke Anhäufung von Neugierigen vor dem Lokale der Gesellschaft Concordia statt, die in einem fort: Es lebe die Armee! riefen. Plötzlich pfiffen sie eine Abtheilung Cavalerie aus, etliche der Emeutiers in gelben Handschuhen stürzten sich mit gehobenem Stock auf die Reiter los und griffen den Pferden in die Zügel; aber der Platzcommandant ließ sehr zur rechten Zeit eine etwas brüske Schwenkung im starken Trabe ausführen, warf die Heuler nieder und fegte den Platz." Diese „Neugierigen" waren offenbar durch die ewige Cavalerie gereizt, ver-

gaßen ihre „gelben Handschuhe", faßten die Pferde am Zügel, um nicht überritten zu werden, und wurden niedergeworfen. Was hätte es geben können, wenn die Truppen bis Abends 11 Uhr nicht vorhanden gewesen wären, um die Schwärme „Neugieriger" auf den Beinen zu halten, zu reizen und dann zu „fegen". Wahrscheinlich hätte das unglückliche Gent bereits im tiefen Schlafe geruht. Kein einziger Aufruhrschrei wäre zu den Ohren des aufmerksamen Generals gekommen. So harmlos konnte die große Rebellion unmöglich verlaufen. Nein, etwas Unerhörtes mußte laut werden. Man höre: „Am gestrigen Tage sind vier Brigadiers der reitenden Jäger arretirt worden, weil sie gerufen: à bas la calotte! Ich habe sie in Einzelhaft bringen und ohne Geräusch verhören lassen". Also die „ewigen Feinde der Ordnung" sitzen in der Armee selbst, also die „reitenden Jäger" vollbringen den Frevel, vor dem sowol die „gelben Handschuhe" als auch die „Brille" und der „falsche Bart" zurückgebebt hatten! Hier begreifen wir den General nicht mehr, seine Gedankenschärfe übersteigt unsern Horizont; denn nach der gewöhnlichen Logik sterblicher Menschen mußte General Capiaumont sich an die Spitze der loyalen Menschen mit Brille, falschem Bart und gelben Handschuhen stellen, in ihren Ruf: „Es lebe der König!" einstimmen, die Armee „vorn, hinten und in der Mitte" angreifen und die wahren „Feinde der Ordnung" in den Kanal sprengen lassen.

Wenn ich Ihnen schließlich sage, daß nach Lectüre dieses Capiaumont'schen Memoires auch noch ein Aufruf Ernst Mahner's unter meine Augen kam, worin der ungeschlachte Gesundheitspolterer seinen Einzug von Maestricht nach Lüttich ankündigt; daß wir 30 Grad Hitze im Schatten bei Nordostwind haben; daß Saaten und Menschen unter glühenden Sandwolken seufzen oder fliehen: so bin ich sicher, daß Ihr fühlendes Herz mir das gebührende Mitleid nicht versagen wird.

Notizen.

Johann Moritz Rugendas, berühmt als Reisender und Maler, ist am 29. Mai in Weilheim, wo er sich Kränklichkeit halber seit einiger Zeit aufhielt, plötzlich gestorben. Einer alten angesehenen Künstlerfamilie angehörend, ein Nachkomme jenes Georg Philipp Rugendas, der noch jetzt zu den vorzüglichsten Schlachtenmalern des 17. Jahrhunderts zählt, wurde der Verewigte 1802 zu Augsburg, wo seine Vorfahren von alters her heimisch waren, geboren. Sein Talent, besonders für Thier- und Genremalerei, machte sich frühzeitig bemerkbar und erhielt durch Lehrer wie Adam und Quaglio eine rasche und glückliche Ausbildung. Neunzehn Jahre alt, begleitete er den Reisenden Langsdorf als Zeichner und Maler nach Brasilien, und auch nachdem er sich von Langsdorf getrennt hatte, verweilte er daselbst längere Zeit. Im Jahre 1825 nach Deutschland zurückgekehrt, begann er die Herausgabe seiner großen „Malerischen Reise in Brasilien" (1827—35). Doch gewann er dabei noch Zeit, eine längere Reise durch Italien zu machen und namentlich Sicilien und Calabrien gründlich zu durchforschen. Allein schon im Jahre 1831 trieb ihn seine Wanderlust aufs neue über den Ocean; volle

15 Jahre hindurch, 1831—46, durchreiste er Südamerika nach allen Richtungen, mit gleicher Aufmerksamkeit die Eigenthümlichkeiten der Natur wie des Menschenlebens erforschend und mit sicherm Griffel wiedergebend. Die Frucht dieses Aufenthalts, in beinahe 3000 Studien in Bleistiftzeichnungen, Aquarellen und Oelskizzen bestehend, wurde späterhin von der bairischen Regierung angekauft; über ihren Werth, besonders was die Naturwahrheit und Treue der Auffassung betrifft, hat noch ganz kürzlich einer der neuesten Reisenden, J. J. von Tschudi, in seinen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" abgedruckten „Reisebriefen", sich mit lebhafter Anerkennung ausgesprochen. Unter Rugendas' spätern Werken zeichnen sich besonders zwei größere Folgen transatlantischer Darstellungen aus, die er auf Alexander von Humboldt's Veranlassung für den König von Preußen malte. Rugendas, ein höchst angenehmer Gesellschafter und namentlich als Erzähler unübertrefflich, lebte für gewöhnlich in München; sein plötzlicher Hintritt wird von zahlreichen Freunden betrauert.

Das bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende, nunmehr im zweiten Jahrgang befindliche encyklopädische Werk „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" schreitet in regelmäßiger Folge rüstig fort. Vor kurzem wurde das 16. Heft ausgegeben. Dasselbe bringt zuerst einen ausführlichen, mit Sachkenntniß und Unparteilichkeit geschriebenen Aufsatz über Kaiser Nikolaus I. von Rußland und seine letzten Regierungsjahre; sodann, gleichsam als Gegenstück, eine Biographie des in neuerer Zeit häufig, besonders auch als Militärschriftsteller genannten französischen Obersten Jean Baptiste Charras, der ebenso als Musterbild eines starren und consequenten Republikaners gelten darf, wie Kaiser Nikolaus den Absolutismus unserer Tage in seiner vollsten und kräftigsten Entfaltung repräsentirte. Ferner enthält das Heft eine genaue Beschreibung von Lucknau, der in Folge der jüngsten Begebenheiten in Indien neuerdings viel genannten Hauptstadt des Königreichs Audh, nebst Schilderung der neuesten kriegerischen Ereignisse und einer kurzen Geschichte der abgesetzten Dynastie des ebengenannten Königreichs. Den Schluß der größern Artikel bildet die Biographie des preußischen Geheimen Oberfinanzraths G. von Viebahn, der unter den Beförderern der vaterländischen Industrie bekanntlich eine der ersten Stellen einnimmt und sich namentlich durch seine verdienstvolle Wirksamkeit bei den großen Industrieausstellungen unserer Tage in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Die „Kleinern Mittheilungen" bringen ebenfalls zahlreiche biographische Artikel über berühmte und verdiente Zeitgenossen, denen sich längere oder kürzere nekrologische Notizen zur Ergänzung des „Conversations-Lexikon" anschließen.

Anzeigen.

Bunsen's Bibelwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der erste Halbband dieses seit langem mit Spannung erwarteten Werkes des berühmten Verfassers ist nebst einem ausführlichen **Prospect** in allen Buchhandlungen zu erhalten. Der **zweite Halbband** ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Es ist **eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volkes.**

Die Wichtigkeit des Werkes erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben.

☛ **Subscriptionspreis 1½ Ngr. per Bogen.**

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

In der **Allgem. Deutschen Verlagsanstalt** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Veit Evans.

Erzählendes Gedicht
von
C. v. Salviati.

In eleganter Miniatur-Ausgabe gebunden 20 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der „Neue Pitaval" in zweiter wohlfeiler Auflage.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis)**. Zweite Auflage. Erster bis dritter Theil. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr.

Die zweite wohlfeile Auflage der Ersten Folge des „Neuen Pitaval" ist im Preise um die Hälfte ermäßigt gegen früher, damit diese anerkannt vortreffliche und einzig in ihrer Art dastehende Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut, in immer weitere Kreise eindringen und namentlich mehr in den Privatbesitz übergehen kann.

Die 12 Theile, aus denen diese neue Ausgabe besteht, werden in rascher Folge erscheinen.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an und ist daselbst das bereits Erschienene sowie ein ausführlicher Prospect vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 26.** 24. Juni 1858.

Inhalt: Der Einfluß des classischen Unterrichts auf die Franzosen und französischen Revolutionen. Von **T. Bleske.** — Mythologische Parallelen. Von Dr. **von Hahn.** II. — Der Todsonntag in Mähren. Von **J. Felkalk.** — **Literatur und Kunst.** Periodische Literatur. („Neue Preußische Provinzialblätter. Zum besten der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder. Herausgegeben von **K. von Hasenkamp**".) — **Correspondenz.** (Aus München.) — **Notizen.** — **Anzeigen.**

Der Einfluß des classischen Unterrichts auf die Franzosen und französische Revolutionen.

Von

T. Bleske.

Friedrich Bastiat stellte im Jahre 1848 in der Nationalversammlung zu Paris den Antrag, daß der Zwang zum Besuch von Gymnasien und Universitäten behufs der Erlangung gewisser Aemter und Würden aufgehoben werde. Da ihm seine Gesundheit eine ausführliche Begründung nicht erlaubte, so theilte er sie schriftlich mit. Er nannte sie Baccalaureat und Socialismus, weil er unter andern Gründen auch die Behauptung aufstellte, daß das Geschlecht der Revolutionäre vom Jahre 1789 und das der Socialisten in den nachfolgenden Perioden seinen Ursprung der Art und Weise verdanke, wie dasselbe in den classischen Sprachen unterrichtet warden. Neuerdings sind Bastiat's Werke einer höhern Schätzung gewürdigt worden und jene Abhandlung einer Uebertragung ins Deutsche.*) Sie zeigt uns das Urtheil eines verständigen und wahrheitsliebenden Franzosen über diejenige Behandlung der classischen Sprachen und Wissenschaften, welche denselben in Frankreich

*) Unter dem Titel: „Der classische Unterricht und der Socialismus. Nach dem Französischen von Fr. Bastiat." (Hannover, Karl Meyer, 1858.)

zu Theil wird, sie stellt außerdem in charakteristischen Zügen den Einfluß dieser Behandlung auf die französische Literatur und Bildung zusammen. Da wir der Cultur unserer Nachbarvölker stets Aufmerksamkeit schenken und Frankreich in jüngster Zeit unsere Augen mehr als sonst auf sich zieht, so werden wir auch aus jenem Schriftchen einiges mit Interesse vernehmen. Abgesehen ist dabei von den Angriffen, die auch bei uns in dem vielbesprochenen Streit über den Werth und die Nothwendigkeit des classischen Unterrichts von verschiedenen Seiten erörtert sind. Diesen Streit hier zu erneuen, scheint überflüssig, da jeder Schulmann und jede Behörde darüber eine feste Meinung gewonnen, der Staat außerdem die seinige ausgesprochen hat, die wir als Gesetz und Thatsache anerkennen.

Dahin gehört zum Theil der erste Vorwurf Bastiat's gegen den classischen Unterricht, nämlich daß er gleichförmig sei und bleibe, daher mit der Zeit nicht fortschreite. Gleichförmig sei er, weil er sich noch immer der Mittel bediene, die, in frühern Jahrhunderten durchaus nothwendig, jetzt werthlos geworden „Wie kommt es aber", fragt Bastiat, „daß die civilisirten Nationen sich noch immer dieser Unterrichtsmittel bedienen?" Seine Antwort ist: „Die Erklärung liegt in dem einen Wort Monopol. Der Unterricht ist nicht frei, der Staat verlangt, daß ein großer Theil seiner Diener ein Zeugniß einliefere darüber, daß er mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt sei; er verlangt also, daß, wer zu einer Summe von Staatsanstellungen Zutritt haben will, den Gymnasialcursus durchmache." Dies gilt auch für uns Deutsche. Wenn jener Zwang aufhörte, würden sich hier und da die Reihen der Gymnasialschüler stark lichten, freilich zunächst zum Schaden der nationalen Bildung, die in Roheit verwildern würde, bis sich im Laufe der Zeit eine neue Methode des Unterrichts als Ersatz abgeklärt hätte. Dann würde sich zeigen, wie viel diese aus dem classischen Gebiete gerettet.

Aber der Unterricht ist nicht blos werthlos nach Bastiat's Meinung, er ist auch schädlich, weil er das gesunde Urtheil und die Sittlichkeit des Volks verdirbt. Für ihn sind die Römer ein Volk von Räubern, welche vom Krieg und der Plünderung fremder Nationen leben und die Arbeit verachten, und von Sklaven, welche jene verachtete Arbeit verrichten müssen und als Sachen behandelt werden. Die lebende Jugend macht sich die Gesinnungen und Urtheile dieses Volks zu eigen und so erwachsen die Umsturzlehren, denen man den Namen Socialismus und Communismus gegeben hat. Für die Franzosen ist dies nicht unwahr, wie Bastiat weiter unten zeigt in den Proben aus der Literatur und den Revolutionsreden.

Daß das Studium der lateinischen Sprache ein vorzügliches Mittel

zur Entwickelung des Verstandes sei, nennt er eine fixe Idee.*) Auch die Griechen hätten kein Latein gelernt und beim weiblichen Geschlecht vermisse man die gesunde Vernunft keineswegs. Wenn aber — fügt Bastiat hinzu — der Vortheil wirklich existirt, wird er nicht sehr theuer erkauft mit dem furchtbaren Nachtheil, daß man mit der Sprache der Römer auch ihre Ideen, ihre Gesinnungen, ihre Urtheile und die Caricatur ihrer Sitten in den Geist des Jünglings bringen läßt? Und mit großer Beredsamkeit beweist er darauf, daß die römischen Begriffe von Familie, Eigenthum, Freiheit, Gesellschaft, Volk ganz andere sind als die, welche die sittliche Grundlage des heutigen Staats verlangt.

Der Kern dieser Auseinandersetzung verdient für unsere Gymnasien wohl ins Auge gefaßt zu werden. Keine Erscheinung des Lebens tritt so nahe an den Schüler heran als die des Alterthums. Die großen Persönlichkeiten eines Solon, Themistokles, Perikles und Demosthenes, eines Alexander, Scipio, Cicero und Cäsar werden lebendiger, plastischer als die irgendeiner andern Zeit. Die Gesetze Athens und Roms werden mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit erörtert, auf welche die Verfassungen der lebenden Staaten verzichten müssen. Die alten Autoren befestigen den Eindruck dieser Personen und Einrichtungen, denn sie bilden die Schwerkraft des Unterrichts. Schon durch die stetige Beschäftigung ist es bedingt, daß sich unbewußt eine Bewunderung und Hochschätzung jener Culturvölker in der jugendlichen Seele einwurzelt und daß die Helden, Dichter und Gesetzgeber jener Zeiten in der Phantasie der Jugend einen hervorragenden Platz gewinnen, von dem sie nicht leicht verdrängt werden. Die schönere Seite des Alterthums wird mehr gewürdigt als die, auf der Unrecht und Frevel ruht. Stehen nicht Lykurg und Plato bei uns in tadelloser Achtung? Und doch wollten beide Männer Staaten erschaffen, die nach unsern Begriffen keine Staaten sind und auch nicht werden dürfen. Ein ähnlicher Staat ist der römische. Wie lockend ist nicht der Grundsatz des Alterthums, daß für einen freigeborenen Mann die Arbeit sich nicht schicke, daß sie ihn entehre! Die Vaterlandsliebe, welche die alten Schriftsteller und Redner überall anpreisen, fällt ziemlich genau mit dem Haß gegen den Fremden — den Barbaren — zusammen. Wenn jede ausländische Civilisation erstickt wird, wenn Frauen, Greise und besiegte Könige in entwürdigender Erscheinung an den Triumphwagen der römischen Imperatoren geschmiedet

*) Macaulay in dem Aufsatz über Lord Bacon: „Der positive Werth der großen Erzeugnisse der Griechen und Römer bleibt derselbe, aber der relative Werth hat beständig abgenommen. Die geistigen Güter, die sie uns vermacht, haben sich so vervollkommnet, daß die Zinsen jetzt das Kapital bei weitem übersteigen."

werden, so fühlen wir uns weniger durch das Empörende und wirklich Barbarische als durch die Großartigkeit des Schauspiels getroffen. Also: ein richtiges Gesammtbild wird nicht gewonnen, sondern nur eine Reihe von Einzelbildern, welche der Phantasie sich allerdings sehr deutlich einprägen, darum aber so gefährlich sind, weil sie die andern als nothwendige Ergänzung zurückdrängen. Wenn wir an das Alterthum denken, so springt gleich die Gestalt des Leonidas hervor, der sich heldenmüthig einem barbarischen Großkönig gegenüber opfert, oder die der ehrwürdigen römischen Senatoren, die von den barbarischen Kelten erschlagen werden, oder die des Fabricius als Bild der Unbestechlichkeit, des Cincinnatus als Typus der Einfachheit, des Regulus als das der Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit. So gewöhnt der classische Unterricht, Leidenschaft für dieses Leben zu empfinden, dieses als das schöne Ideal der Menschheit, als ein erhabenes Vorbild zu betrachten, dem wir nachstreben müssen, wenn wir es auch niemals erreichen können.

„Das Alterthum", sagte Thiers in der Nationalversammlung, „ist das Schönste auf der Welt. Deshalb wollen wir unsere Kinder im Alterthum leben lassen, wie in einem ruhigen, friedlichen und heilsamen Asyl, das sie uns frisch und rein erhalten wird."

Aber man braucht nicht zu Thiers hinaufzusteigen. Bastiat zeigt, wie die ganze französische Literatur von dieser übertriebenen Vorliebe angekränkelt ist. Montaigne war seinen Gesinnungen nach durch und durch Spartaner. Corneille hat in schönen Versen unnatürliche und unmenschliche Gesinnungen des Alterthums gepriesen. Fénélon empfiehlt in seinem „Telemach" einen Staat, in dem alle fremden Waaren verboten, alle unfreien Personen zur Unterscheidung braun gekleidet und alle Häuser mit einem Säulengang und kleinen Zimmern für die freien Personen versehen werden. Rollin betet den Lykurg an und beweist, daß Gott den Römern für ihre großen Tugenden die Weltherrschaft als Belohnung schuldig gewesen sei. Montesquieu erhebt Sparta, weil man daselbst natürliche Ansichten gehabt habe und weder Kind, noch Gatte, noch Vater gewesen sei, und wegen der Gleichheit des Vermögens, denn nur dadurch sei Einfachheit der Sitten möglich. Kein Mensch hat auf die Französische Revolution soviel Einfluß ausgeübt als Rousseau; seine Werke lagen auf dem Tisch des Wohlfahrtsausschusses. Er widmet dem spartanischen Staat seine volle Verehrung wegen der glücklichen Unwissenheit seiner Bürger und der Weisheit seiner Gesetze. „O Sparta!" (ruft Rousseau aus) „während die Laster im Gefolge der schönen Künste in Athen einzogen, während ein Tyrann dort sorgsam die Werke des Dichterfürsten sammelte, verjagtest du Künste und Künstler, Wissenschaften und Gelehrte aus deinen Mauern!" Und im Gesetz über die Verdächtigen vom Jahre 1793 wurden unter andern als ver-

dächtig bezeichnet: Étrangers (barbari), politiques, éloquens, écrivains politiques, lettrés. Rousseau empfiehlt dem menschlichen Gesetzgeber Betrug: er soll die Sprache der Götter hören lassen, wo ihm die menschliche Vernunft nicht gehorchen will, und seine Nation nennt er ein Volk von Sklaven, weil sie keine Sklaven besitze. Der Abbé Mably war als guter Anhänger Plato's Communist. Den Angloamerikanern schrieb er als Speise die schwarze Suppe der Spartaner vor und sagte den Fall der Union voraus, weil sie sich nicht zu derselben verstehen wollten.

Dies scheinen die Ideen einzelner Männer zu sein. Aber es waren auch die leitenden Gedanken ganzer Kreise der Gesellschaft. Die Reden in der Gesetzgebenden Versammlung und im Convent athmen die Sprache eines Rousseau und Mably und berufen sich fortwährend auf die Beispiele eines Brutus, Gracchus, Cato, Fabricius oder Aristides, nöthigenfalls auch des Catilina. Mirabeau hielt das Eigenthum für eine gesellschaftliche Einrichtung, Robespierre für eine Uebereinkunft der Menschen. Ein Handwerk stimmt nach St.-Just schlecht überein mit dem wahren Bürger. Die Hand des Menschen ist nur für das Land und für die Waffen gemacht, daher muß man allen Menschen Landbesitz geben. Er war durch und durch Römer, er hielt sich für einen Brutus. „Mein Entschluß ist gefaßt", schrieb er; „wenn Brutus nicht die andern tödtet, wird er sich selbst tödten." Im Convent sprach er den Wunsch aus, daß alle Bürger das Messer des Brutus unter ihren Kleidern trügen. Robespierre sprach noch 1794 das Streben aus, „die Geister auf die Höhe der republikanischen Tugenden der alten Völker zu erheben;" und der ganze Convent im März 1794: „daß unsere Gemeinden künftig nur Männer wie Brutus und Publicola enthielten." Carrier war etwas blutdürstiger, er wünschte, daß die ganze französische Nation künftig das Kohlenbecken des Scävola, den Giftbecher des Sokrates, den Tod Cicero's und das Schwert Cato's vor Augen haben möge.

Aber die unvermeidliche Reaction erfolgte und mit ihr das Consulat und das Kaiserreich. Auch dafür fehlte es nicht an schönen Trostworten und glorreichen Beispielen aus dem Alterthum. Thiers sprach: „Wir, die wir Athener mit Voltaire gewesen sind, einen Augenblick Spartaner unter dem Convent sein wollten, machten uns zu Soldaten Cäsar's unter Napoleon." Weiter konnte Thiers sich nicht aussprechen: ob er mit demselben Gleichmuth bekannt hätte, daß aus den siegreichen Legionen Prätorianercohorten und aus den Präfecten Kaiser und Gegenkaiser entstanden seien?

Wenn wir nun etwas dadurch beunruhigt werden, daß die hervorragenden Schriftsteller und die gebildeten Klassen einer geistig bedeutenden Nation in ihren Ideen von Staat und Volk so sehr von den Lehren

des Alterthums abhängig geworden sind, so werden wir zunächst mit Befriedigung hören, daß der Einfluß desselben auf uns und unsere Schriftsteller nicht so bewegend und umfassend ist als bei den Franzosen. Schlosser sagt in seiner Darstellung der Französischen Revolution mit Bezug auf Mad. Roland: „Sie war durch die den Franzosen eigenthümliche rhetorische Auffassung der alten Geschichte für ein Ideal von Heroen und Staaten begeistert worden, das in der Welt nie zu finden war und nie zu finden sein wird." Aehnliches könnte für Bonaparte gelten, von dem Paoli im Jahre 1794 sagte: „C'est un jeune homme taillé sur l'antique." Freilich verstand er, die Ideale der Antike mit Bajonneten und Kartätschen zu unterstützen und aus den Franzosen der Republik „die Soldaten eines Cäsar" zu machen. Die Behandlung des Alterthums ist bei uns kritischer als bei den Franzosen, unsere Kenntniß desselben wahrscheinlich umfassender, unser Unterricht darum minder aufregend. Kein Mensch wird uns beweisen, das Glück des Menschen beruhe darin, daß er nur das Schwert und den Pflug kenne, und der Raub der sabinischen Jungfrauen oder die Lehre von der Weibergemeinschaft wird uns keinen Beifall abgewinnen. In Verfassungsfragen wenden unsere Staatsmänner und unsere Doctrinärs ihre Blicke weit eher nach England und Amerika als nach Sparta, Athen und Rom. Es ist also nicht zu erwarten, daß der gebildete Theil der deutschen Nation jene Furcht theile, daß die Jugend durch die Beschäftigung mit dem Alterthum verdorben werde, daher ihr entzogen werden müsse. Aber wir sollten uns aufgefordert fühlen, das Alterthum mehr in seiner ganzen Erscheinung zu zeigen und die minder schöne Seite ebenso hervortreten zu lassen als die der Kraft, der Freiheit und der Schönheit. Denn die übertriebene Anhänglichkeit an jede That und jeden Ausspruch jener Zeit, wie sie in vielen Kreisen der Lehrenden und Gelehrten vorherrscht, unterscheidet sich wenig von der Schwäche derjenigen Aeltern, die in ihren Kindern überall nur Spiegel der Wahrheit und der Tugend erkennen.

Uebrigens ist der Streit über die Frage des Unterrichts, der augenblicklich ruht, nur vertagt, nicht ausgefochten. Denn der Unterricht, den die Staatsgewalt vorschreibt, ist der Unterricht durch die augenblicklich herrschende Partei, und es liegt eine große Wahrheit in dem Satze von Leibniz: „Macht mich zum Herrn des Unterrichts und ich will euch die Welt umgestalten."

Mythologische Parallelen.

Von

Dr. von Hahn.

Sprachverwandtschaft fordert Sagverwandtschaft.

II.

3. Die germanische und hellenische Hortsage.

Daß dem hellenischen und deutschen Mythus die Idee eines Gutes, welches jedem Besitzer Unheil bringt, gemeinsam sei, findet sich bereits überall an den einschlägigen Orten angemerkt; wir wollen nun die mit diesem Gedanken verknüpften Sagenkreise einer nähern Prüfung unterwerfen, um zu bestimmen, ob sich die Gemeinsamkeit nur auf jenen Gedanken beschränke, oder ob sie sich auch auf die Sage selbst erstrecke.

An der Spitze der germanischen Sage steht Odin, der oberste Himmelsgott; an der der hellenischen Kadmos, der thebanische Heros, welchen die Quellen einen Phönizier nennen. Welches sind nun die Berührungspunkte beider Gottheiten? Der schlagendste ist bereits in allen Handbüchern notirt; denn wie Kadmos nach der Erlegung des Drachen unter die aus seinen gesäeten Zähnen entsprossenen Gewaffneten Steine wirft und dadurch ein gegenseitiges Gemetzel hervorruft, ebenso bewirkt Odin auf seiner Fahrt nach dem Dichtertranke*) den Untergang der neun Knechte Baugi's, indem er einen Wetzstein in die Luft wirft und „da ihn alle fangen wollten, entzweiten sie sich so, daß sie einander mit den Sicheln die Hälse abschnitten".

Die Parallele läßt sich jedoch noch weiter führen: denn beide Sagen lassen unmittelbar nach diesem Vorfalle ihre Helden dienen, wenn auch die Motive voneinander abweichen. Kadmos dient nämlich dem Ares ein großes Jahr zur Sühne für den erschlagenen Drachen; Odin aber verdingt sich für einen Sommer dem Baugi statt der erschlagenen Knechte für Lohn.

Nach Ablauf der Dienstzeit vermählt sich Kadmos mit der Harmonia und Odin gewinnt die schöne Gunnlöd.

Bis hierher folgen sich die Parallelen in gleicher Reihenfolge, was bei den nachstehenden nicht mehr der Fall ist.

Um in den Berg zu gelangen, worin Gunnlöd den Dichtertrank hütet, bohrt Odin ein Loch in denselben und schlüpft in Schlangengestalt durch, und seine Beinamen „Ofnir und Swafnir" deuten wol auf diese und ähnliche Verwandlungen.

---

*) Ist es nicht auffallend, daß Hygin die von dem Drachen bewachte und nach andern dem Ares geweihte Thebanerquelle die „kastalische" nennt?

Kadmos tödtet aber nicht blos den Drachen, sondern er wird auch unter Drachengestalt in das Elysium versetzt. Was diesen Drachenkampf betrifft, so wird derselbe in der Edda dem hervorragendsten von Odin's Enkel, Sigurd, zugewiesen; eine solche Versetzung der einzelnen Elemente in verwandten Mythen darf uns jedoch nicht an ihrer Vergleichung hindern, wenn sie sonst nur, wie hier, verwandter Natur sind; denn beide Drachenfällungen haben das gleiche Motiv, beide Helden gelangen dadurch in den erstrebten Besitz des von dem Drachen gehüteten Gutes. Ueberdies aber scheint nach der neuern Forschung Sigurd's Drachenkampf als ursprünglich zu der Odinssage gehörig und erst später von ihr abgetrennt, wonach sich also in der hellenischen Sage die ursprüngliche Stellung dieses Zuges erhalten hätte.

Den letzten Berührungspunkt zwischen Odin und Kadmos bietet uns die Schrifterfindung, indem dieselbe oder die Verpflanzung der Schrift nach Griechenland dem Kadmos zugeschrieben wird, Odin aber die Runen erfindet. Ob diese letztern ursprünglich bloße Zauberzeichen waren, ist hierbei gleichgültig, da sie jedenfalls als Quelle der nordischen Schrift anerkannt werden müssen.

Dem unbefangenen Leser dürften diese Bezüge wol allein hinreichen, um Odin und Kadmos, abgesehen von allem Folgenden, für Brüder eines Stammes zu erklären*), wir glauben jedoch in dem Stammbaume des letztern sogar auch Odin's Namen zu entdecken.

Es ist dies Oedipos, welchen die Griechen mit „Schwellfuß" erklären; so Euripides in den „Phönizierinnen", V. 24:

> Und gibt den Säugling Hirten in der Hera Flur,
> Ihn auszusetzen auf Kithärons steil Gebirg,
> Indem er eiserne Stachel durch die Knöchel schlug,
> Weshalb ihn Hellas Oedipus seitdem benannt.

Und bei Sophokles, „König Oedipus", V. 1031 sagt der Bote:

> Der Füße ganz durchbohrte Ferse löst' ich dir.

Oedipus selbst aber V. 135:

> Verflucht, welcher dort im Bergwald meinem Fuß
> Löste die bittere,
> Die bedrückende Fessel.

*) Wir hoffen aber selbst den befangenen Leser mit unserer Paarung zu befreunden, und es bedarf hierzu nur der Erinnerung an Kadmos' innige Beziehung zu dem samothrakischen Hermes, und an Tacitus' Germ. 9 deorum maxime Mercurium colunt, an die bei spätern Schriftstellern stereotype Vergleichung unsers Wuotan mit Mercur, an Wuotan's Nachfolge in den dem Mercur geweihten Wochentag, an die Form Ermensul für Irminsul (Grimm S. 105) und an den westfälischen Herm (Grimm S. 329). Wir erhalten somit folgende Ringgleichung innerhalb unsers Sprachstammes: Odin = Wuotan = Mercur = Hermes = Kadmos = Odin.

Wir vergleichen hiermit den Eingang zu Odin's Runenlied, wo er seine Geburt besingt:

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte vom Speere verwundet,
Dem Odin geweiht mir selber ich selbst. *)

Doch konnten wir über den verwundeten Körpertheil ebenso wenig eine Andeutung finden als über einen etwaigen Fehler an Odin's Fußwerk.

Was die Namensgleichheit betrifft, so gelten bekanntlich für Formen desselben Stammes die griechischen Verba οἰδάω, ich schwelle, ὀδύω oder ὀδύσσομαι, ich erzürne und zürne, ὀδύρω, ich jammere, ὠδέω, ich bewege, stoße, stoße fort, welche sich alle auf den gemeinsamen Begriff der Bewegung zurückführen lassen, und wir möchten ihm daher auch trotz des verschiedenen Anhauches ὀδέω ich gehe, reise, zugesellen. **)

Es sind dies also dieselben Formen, die althochdeutsch watan mit dem präteritum wuot und altnordisch vada mit dem präteritum od lauten, gehen, wandern, stürzen bedeuten und als Stamm für die Namen Wuotan und Odin anerkannt werden.

Ein zweiter Berührungspunkt zwischen Odin und Oedipus findet sich in den Räthselwetten, welche beide gewinnen. Doch bildet die glückliche Lösung des von der Sphinx aufgegebenen Räthsels ein wesentliches Moment in der Sage des letztern, während Odin's Räthselwette mit Wafthrudnir, wobei es jedoch gleichfalls um das Leben gilt, mit seiner Sage so wenig im Zusammenhange steht, daß sie gewöhnlich nur als die Einkleidungsform für eine Theogonie angesehen wird. Vielleicht war sie früher mehr als dies, und die betreffende Sage ging verloren. ***)

In der Edda erscheint zwar Odin nur als einfacher Wanderer, nirgends als blinder, wandernder, zerlumpter Greis, wol aber in spätern nordischen Sagen, und wiewol abgeschwächt, auch in unsern Kindermärchen, und gleicht in dieser Figur lebhaft seinem verstoßen umherirrenden hellenischen Namensverwandten. Wer aber soweit gehen wollte, den letztern, weil er im Kithäron schweifend klagt und stöhnt, mit unserm Wilden Jäger zu vergleichen, dem würden wir, wenn er das Mo-

*) Wir citiren nach Simrock's Uebersetzung.

**) Mit diesen Formen läßt sich fast der ganze Mythus des Oedipus erzählen, hier ruht also die Sage auf der sichern Basis des Wortes: fabula etymo congrua. Wir erblicken hierin den Beweis, daß diese Sage in den Formen der hellenischen Sprache, also von Hellenen erdacht oder wenigstens umgedacht worden sei.

***) Wir werden unten in der zweiten Abtheilung des andern Liedes von Sigurd dem Fafnirstödter einem ähnlichen Beispiel begegnen, wo sich der Verlust wirklich nachweisen läßt.

ment nicht mit ſchlagendern Parallelen zu ſtützen wüßte, die Folge verweigern. *)

Wir wenden uns nun zum Horte ſelbſt. In der helleniſchen Sage iſt er ein Theil der Hochzeitsgeſchenke bei Kadmos' und Harmonia's Vermählung, und beſteht in einem Schleier oder genauer in einem großen Umſchlagtuche und einem Halsbande; als Geber werden aber ſehr Verſchiedene bezeichnet; bald iſt es Kadmos, der das Halsband von Hephäſt, ſeinem Verfertiger, oder von Europa erhalten, die es vom Zeus bekam; bald Aphrodite, bald Athene, oder auch beide Göttinnen; aber wir fragen vergebens nach dem Grunde, warum der helleniſche Hort dem jedesmaligen Beſitzer Unglück bringe; die helleniſchen Quellen ſchweigen hierüber. Erſt Statius erzählt, wie Hephäſt allerlei böſen Zauber in das Halsband eingeſchmiedet, aber, wie es ſcheint, ohne den Beweggrund anzugeben. **)

Dagegen ertheilt die nordiſche Sage auf dieſe Frage ausführliche Antwort. Ihr zufolge wirft Loki auf einer Reiſefahrt, die er mit Odin und Hönir unternimmt, eine Otter todt und zeigt ihr Fell dem Bauern Hreidmar, welcher ſie aufgenommen, und nun in der Otter ſeinen Sohn erkennt, die Aſen feſtnimmt und Sühngeld verlangt. Dieſes erzwingt Loki von einem in Schwarzalfenheim wohnenden Zwerg, Namens Andwari, und nimmt ihm auch einen Wunſchring ab, den er verbergen wollte, um damit ſeinen Schatz wieder zu vermehren; da ſagte der Zwerg, daß der Ring jedem, der ihn beſäße, das Leben koſten ſolle, und Loki nahm dies an. Oder der Zwerg ſagte, wie es im zweiten Liede von Sigurd dem Fafnirstödter heißt:

Nun ſoll das Gold das Guſtr hatte
Zwei Brüdern das Ende bringen
Und der Edelinge acht verderben,
Mein Gold ſoll keinem zu Gute kommen.

Um dies Sühngeld voll zu machen, muß auch der Ring an Hreidmar gegeben werden, und dieſer verlacht Loki's Warnung, daß dies Gold ihm keinen Segen bringen werde.

Hreidmar aber hatte zwei Söhne, Fafnir und Regin, und zwei Töchter, Lyngheide und Lofnheide. Die Söhne verlangen nun von dem Vater ihren Antheil an dem Sühngelde, und als dieſer es verweigert,

*) Berechtigter ſcheint die Frage, ob unſer Wilder Jäger ſich etwa zu Zagreus dem πάνυ ἀγρεύοντι ſtelle. In den Bacchen des Euripides V. 1020, 1189, 1192 heißt er δηραγρέτης κυναγέτης und ἄναξ ἀγρεύς — bei Nonnos Dionys IX., 169 aber ein heftiger Wildjäger. Spätere griechiſche Aſtronomen ſuchten die Sternbilder zu einer großen Jagd zu ordnen. Möglich, daß dieſem Streben ein alter Gedanke zu Grunde lag.

**) II, 269; er iſt uns nicht zugänglich.

tödtet ihn Fafnir *) während er schlief. Da ruft Hreidmar seinen Töchtern:

Lyngheide, Lofnheide, mein Leben ist aus,
Um Rache trau'r ich Betrübter.

Lyngheide antwortet hierauf:

Die Schwester mag selten, wenn der Vater erschlagen ist,
Der Brüder Verbrechen ahnden.

Hreidmar aber erwidert:

Erzieh' ein Mädchen, wolfherzige Maid,
Entspringt deinem Schose nicht ein Sohn,
Gib der Maid einen Mann, es mahnt die Noth,
So soll ihr Sohn uns Rache schaffen.

Darauf starb Hreidmar, aber Fafnir nahm den ganzen Hort; da verlangte auch Regin sein Vatererbe. Aber Fafnir sagte nein dazu. Da suchte Regin Rath bei Lyngheide seiner Schwester, wie er sein Vatererbe erlangen sollte. Sie sprach:

Vom Bruder erbitte brüderlich
Das Erbe und edlern Sinn,
Nicht steht es dir zu, mit dem Schwerte
Von Fafnir zu fordern das Gut.

Regin aber geht an König Hialprek's Hof und reizt Sigurd zur Fällung seines Bruders.

Wir mußten diese Theile der germanischen Sage so ausführlich berichten, weil sie einen der auffallendsten Berührungspunkte mit der hellenischen ergibt.

Hreidmar ist uns eine außerweltliche Gottheit in der Art des Utgardloki und daher erklärt es sich, daß in seinem Bereiche die Asen machtlos sind. Welche hellenische Persönlichkeit entspricht aber diesem Hreidmar? Offenbar Oedipus, der sich mithin nach germanischer Anschauung in zwei Theile spaltet, von denen der eine Odin, der andere dem Riesen zufällt.

Wir paaren demnach Hreidmar mit Oedipus, Fafnir mit Eteokles, Regin mit Polynikes, Lyngheide mit Antigone und Lofnheide mit Ismene; hier wie dort findet sich ein Bruder, der dem andern seinen Antheil an der väterlichen Erbschaft vorenthält, hier wie dort ein Bruder, der deswegen flüchtig wird und dem andern Feinde erweckt; hier wie dort eine Schwester, welche vergeblich zu versöhnen sucht.

Beachtenswerth ist auch, daß beide Sagen doppelte Motive für das Schicksal angeben, welches die Brüder trifft; denn der Racheruf, mit welchem Hreidmar stirbt, scheint uns dasselbe Gewicht zu haben wie der

*) So in dem obencitirten Liede; nach der Skalda ist auch Regin bei dem Morde betheiligt.

Fluch, mit welchem Oedipus ſeine Söhne belegt; wer dies nicht anerkennt, und eine ausdrückliche Verwünſchungsformel verlangt, der kann Oedipus' Fluch,*) daß ſeine Söhne die väterliche Habe mit der Schärfe des Schwertes theilen ſollten, mit dem obenerwähnten Fluche Andwari's vergleichen, den er an den ihm entriſſenen Hort heftet.

Der Brüder Ende iſt inſofern verſchieden, als ſie ſich in der helleniſchen Sage gegenſeitig tödten, während in der germaniſchen beide von Sigurd, einem Fremden, mit dem Schwerte getödtet werden, welches ihm Regin geſchmiedet hat, um Fafnir damit zu erlegen. Auch iſt von Jokaſte und den an ſie geknüpften Greueln in der germaniſchen Sage keine Spur vorhanden.**)

Wir wenden uns nun von Theben nach Argos zu den Melampodiden, den helleniſchen Völſungen und Nifelungen. Von beiden Geſchlechtern kennt die Sage fünf Folgen.***)

Wir müſſen aber bei der Sage von Melampus etwas ausführlicher ſein, weil ſich ihre meiſten Momente mehr oder weniger deutlich an dem einen oder andern Gliede des Völſungenſtammes widerſpiegeln.

Von Sige, dem Stammherrn dieſer Volſungen, unterſcheidet er ſich dadurch, daß zwiſchen ihm und Zeus, dem oberſten Nationalgott, je nachdem man Deukalion einbegreift oder ausläßt, fünf oder vier Mittelglieder liegen, nämlich Amythaon, Kretheus, Aeolus, Hellen und Deukalion, während Sige der Volſungaſaga für Odin's Sohn gilt, obwol er nebenbei auch einen irdiſchen Vater gehabt zu haben ſcheint, von dem er, weil er ihm einen Knecht erſchlagen, flüchten muß. Er kommt jedoch in der Fremde durch Odin's Schutz zu einem Reiche und läßt ſich inſofern zu Melampus halten, der mit Neleus, in deſſen Geſell-

*) Zu dieſem Fluche bietet unſere Nibelungen Not V. 369 fg. Anklänge, indem hier Schilbung und Nibelung den Sigfried bitten, ihren Schatz zu theilen und ihm das Schwert Balmung zum Lohne vorausgeben, mit dem er ſie fällt, als Streit über die Theilung entſteht.

**) In der Inligaſaga, Kapitel 17, iſt der Hort wie in der helleniſchen eine goldene Kette. Nach ihr freite Wisbur die Tochter Aud's des Reichen und gab ihr zur Morgengabe drei große Güter und eine goldene Kette. Darauf verließ er ſie und nahm eine andere Frau. Als ſeine Söhne erwuchſen, forderten ſie ihrer Mutter Morgengabe; aber Domaldi, den Wisbur in der neuen Ehe erzeugt hatte, verweigerte ſie. Da legten ſie einen Fluch darauf und ſagten, die goldene Kette ſolle dem beſten Manne in ihrem Geſchlechte den Tod bringen, was auch erfüllt wurde. Die verlaſſene Frau iſt hier offenbar Fraja, die Göttin der Liebe, mit ihrem von vier Zwergen geſchmiedeten Halsbande. Harmonia aber iſt die Tochter der Aphrodite; die obenerwähnten Beziehungen des Kadmos zu Odin geben daher einen Beleg zu Simrock's Vermuthung, daß Fraja urſprünglich Odin's Gemählin war.

***) Nach Volſungaſaga und Apollodor dagegen zählt Pauſanias, II, 18, 4, ſechs Folgen.

schaft sein Vater Amythaon von Iolkos nach dem peloponnesischen Pylos gewandert war, in Händel geräth, das Land verläßt und durch Heilung der Prötiden eine neue Herrschaft in der Argolide gewinnt.

Diese Töchter des Pröteus waren bekanntlich wegen einer sehr verschieden angegebenen Verschuldung von der hierdurch beleidigten Gottheit mit Wahnsinn bestraft worden, der sie zum Umherschweifen in den Bergen trieb und auch für andere Weiber ansteckend war. Melampus hatte als Lohn für ihre Heilung von Pröteus die Hälfte seiner Herrschaft verlangt und bei einer zweiten Unterhandlung seine Forderung auf zwei Drittheile derselben gesteigert, indem er auch seinen Bruder bedacht wissen wollte. Nachdem die Heilung geglückt war, heirathete er die eine der Geheilten, Iphianassa, und zog mit seinem Bruder nach Argos. Der Kern dieses Mythus ist also die Heilung von Jungfrauen, welche an einem, wegen eines Verschuldens von der Gottheit über sie verhängten Uebel leiden, und läßt sich daher mit der Erweckung Brunhildens durch Sigurd vergleichen, welcher den ihr von Odin zur Strafe für eine Verschuldung eingedrückten Schlafdorn auszieht und sich hierauf mit ihr verlobt.

Ein zweiter Berührungspunkt zwischen Melampus und Sigurd ist beider Kenntniß der Thiersprache, die sie Schlangen verdanken. Nach Apollodor stand vor Melampus' Landwohnung ein Eichbaum, der von Schlangen bewohnt wurde; als nun die Diener eines Tages diese tödteten und verbrannten, nahm er deren junge Brut und zog sie auf. Zum Danke leckten ihm die jungen Schlangen, als sie herangewachsen, die Ohren aus, und er verstand von nun an die Sprache der Vögel. Nach der Edda brät Sigurd, nachdem er den Drachen erschlagen, dessen Herz am Feuer, und verbrennt sich den Finger, mit dem er es anfühlt, um zu sehen, ob es weich geworden, er fährt mit diesem an den Mund, um den Schmerz zu lindern und sowie das daran haftende Blutfett die Zunge berührt, versteht er die Sprache der Vögel.

Dies sind die Berührungspunkte des Melampus mit Sigurd; es findet sich aber noch ein weiterer, wiewol entfernterer zwischen seiner Sage und der von Völsung und Sigmund, welche ebenso wie die Prötidensage seine große Bruderliebe bethätigt, von der bei den Völsungen keine Spur sich findet.

Der stolze Neleus verlangte von den Freiern seiner schönen Tochter Pero die Rinder des Iphiklos als Brautgabe und Melampus entschließt sich, sie zu rauben, um dadurch seinem Bruder zu dem Besitze des Mädchens zu helfen, obwol er vermöge seiner Sehergabe voraussagt, daß er über dem Versuche ergriffen und ein Jahr lang in Haft gehalten werde. Wie er vorhergesehen, so geschieht es, und als er fast ein Jahr gefangen saß, da hört er, daß ein Holzwurm den andern fragte,

wieviel er von dem Tragbalken der Gefängnißdecke bereits durchgefressen habe, und der andere antwortete, daß nur noch ein ganz kleines Stück übrig bleibe; er verlangt deswegen in ein anderes Gemach gebracht zu werden und bald darauf stürzt jene Decke ein. Phylakos, der Vater des Iphiklos erkennt ihn nun als Seher und verspricht ihm jene Rinder zum Lohne, wenn er seinem Sohn zu Kindern verhelfe. Melampus beruft nun alle Vögel und erfährt von einem Geier, Phylakos habe einst im Beisein von Iphiklos Widder verschnitten *) und das blutige Messer neben den Knaben gelegt, dieser habe aus Furcht die Flucht ergriffen, der Vater **) aber das Messer, womit er schnitt, in die heilige Eiche gesteckt, und über dasselbe sei nun die Rinde gewachsen; von dem Rost dieses Messers müsse Iphiklos zehn Tage lang nehmen, um zeugungsfähig zu werden. Melampus befolgt diesen Rath und erreicht seinen Zweck.

Hierzu stellen wir folgende Data der Völsungasaga. ***)

Als Völsung die Vermählung seiner Tochter Signe mit Siggeier feiert, erscheint Odin und stößt ein Schwert bis an das Heft in den Stamm einer Eiche, die mitten im Festsaale steht, mit der Erklärung, dem solle es gehören, der es herausziehen könne. Dies gelingt Sigmund, dem ältesten Sohne Völsung's, und er zerschneidet später mit demselben sogar einen Felsen, welcher sein Gefängniß von dem seines Sohnes trennt.

Beide Sagen sind ihrer Natur nach ganz verschieden, drehen sich aber doch um das gemeinsame Element des Einstoßens einer Schneidwaffe in eine Eiche und ihres Herausziehens, wobei man sich erinnern wolle, daß die Hauptwaffe der Hellenen der Speer war, und ihr Schwert mehr messerartig gewesen zu sein scheint.

Der Gedanke an die Welteiche Yggdrasil liegt bei der nordischen Sage sehr nahe, bei der hellenischen dagegen begegnen wir zwei Eichen, von denen die eine von Schlangen bewohnt und die andere als heilig bezeichnet wird. Stellen wir nun zu diesen Spuren die Lehre des alten Pherekydes, daß die Welt eine geflügelte Eiche sei, über welche Zeus

*) Τέμνων darf nicht mit „opfernd" übersetzt werden, Schol. ad Od. λ. 290 θύσας θεοῖς τοῖς μηλουσιν ὑπὲρ τῆς τῶν τετραπόδων εὐνουχίας; wir entnehmen dieser dunkeln Stelle, daß Iphiklos' Unfruchtbarkeit eine Strafe für die That des Vaters war.

**) Hier scheint bei Apollodor das Motiv zu fehlen, vielleicht warf der Vater aus Zorn über die Feigheit des Knaben das Messer nach ihm und dies fuhr in die Eiche. Alle Varianten der Sage stehen gesammelt in der fleißigen Arbeit von Eckermann „Melampus und sein Geschlecht".

***) Nach Grimm's „Deutscher Heldensage", S. 381: denn die Sage selbst ist uns nicht zugänglich.

einen bunten Mantel ausgebreitet habe,*) so wird es mehr als wahrscheinlich, daß die hellenische Sage ursprünglich ebenso gut wie die nordische den Begriff des Weltbaums enthalten und später verloren habe.

Wenn wir aber Melampus zweimal mit dem Weltbaum in Verbindung gebracht und dabei einmal sogar Odin nahe gerückt sehen, dann liegt freilich der Gedanke nahe, seinen Namen in derselben Weise wie den von Oedipus zu erklären, besonders wenn man sich dabei erinnert, daß es, V. 41 der „Phönizierinnen", von letzterm heißt:

Da schlug der Huf
Der Fohlen ihm der Füße Sehnen purpurroth.

woraus ersichtlich, daß Oedipus' Klumpfuß auch schwarz von Farbe gedacht wurde.

Je näher aber Melampus an Odin heranrückt, desto plausibler muß dieser Gedanke werden und dies ist in der Sage der Rerir — Segi's Sohn und Völsung's Vater — der Fall, wo er ihn geradezu vertritt; denn so wie er den Iphiklos heilt, so heilt dort Odin den kinderlosen Rerir durch die Uebersendung eines Apfels, von dem er und seine Gattin essen.

Aus dem Gesagten folgt, daß sich alle wesentlichen Momente der Melampussage in der Völsungasage wiederfinden und daß der hellenische Heros, wenn er mit der Weltesche in Verbindung gebracht wird, sich sogar auf den nordischen Gott zurückführen lasse. Ist nun die Regel richtig, daß der Göttermythus die ältere Form, der Heroenmythus aber die jüngere sei, so zeigt uns die Vergleichung Odin's mit Melampus in der nordischen Sage eine ältere, in der hellenischen eine jüngere Form, indem hier die Gottheit dem Menschen schon um einen Grad näher gerückt ist, während sie sich dort in ihrer Urstellung erhalten hat; eine Erscheinung, die wir im Verlaufe öfter wiederkehren sehen werden.

Wir kommen nun zu demjenigen Theil der Hortsage, welche den Schwerpunkt ihrer germanischen Form bildet.

Die Edda weiß wenig von Sigmund, er wird durch seinen Sohn Sigurd verdunkelt, und in unserm Nibelungenlied tritt er noch mehr gegen diesen zurück. Dagegen steht in der Form der hellenischen Sage der Epigone Alkmäon gegen seinen Vater Amphiaraos zurück, und sind wir über den erstern fast nur an die magern Berichte später Logographen verwiesen, weil die Alkmäonis verloren ging.

Unter allen Lücken der hellenischen Sagenpoesie haben wir Deutschen

*) Die Belegstellen hierzu finden sich bei Röth „Die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre", Nota 160, zusammengestellt. Bei der dodonäischen Eiche scheint die weissagende Kraft des unter Yggdrasil's Wurzel gelegenen Brunnens Mimir's auf den Baum selbst übertragen.

die durch diesen Verlust entstandene am meisten zu beklagen, denn die Alkmäonis war das hellenische Nibelungenlied.

Nach der Edda hatte Sigmund Kinder von drei Frauen, dagegen kennt die hellenische Sage nur eine Gattin des Amphiaraos, die böse Eriphyle, welche Vater und Sohn ins Verderben schickt, um in den Besitz des Hortes zu gelangen, dessen verderbliche Eigenschaft erst offenbar wird, wenn er an das Haus der Melampodiden übergeht.

Diesem bösen Weibe kann man Siegfried's zweite Gattin Borghild an die Seite stellen, weil sie dreimal ihren Stiefsohn Sinfiötli zu vergiften versucht, der ihr einen Bruder erschlug, obgleich sie für diese That von Siegmund Sühngeld angenommen hatte; beim dritten male glückt es ihr, Sinfiötli trinkt den Giftbecher und stirbt. „Da trug ihn sein Vater Sigmund weite Wege in seinen Armen, und kam zu einer schmalen Furt, bei der ein kleines Schiff war und ein Mann darin. Der bot dem Sigmund die Fahrt an über die Furt. Als aber Sigmund die Leiche in das Schiff trug, da war das Boot geladen. Der Mann sprach zu Sigmund, er solle vorangehen durch die Furt. Da stieß der Mann ab mit dem Schiff und verschwand alsbald." In diesem Zuge möchten wir einen Anklang an die Sage von Amphiaraos' Tod erblicken; denn von ihm heißt es, daß er auf der Flucht von Theben durch Fügung der Götter mit Roß und Wagen von der Erde verschlungen worden.

Der Zug gegen Theben endet für Amphiaraos ebenso unglücklich als der Sigmund's gegen die Hundingen; er kostete beiden das Leben. Amphiaraos wußte dies vermöge seiner Sehergabe vorher: denn aus den Wahrzeichen nahm er ab, daß das Unternehmen gegen den Willen der Götter sei. Ob Sigmund bei seinem letzten Zuge dasselbe Vorgefühl hatte, wissen wir nicht, da er nirgends als Seher erscheint; daß derselbe aber gegen Odin's Willen war, das ergibt sich aus der Völsungasaga, nach welcher Odin schuld an seinem Tode ist. Denn mitten in der Schlacht erscheint er ihm in derselben Gestalt, in welcher er das ihm bestimmte Schwert in die Eiche gestoßen, und hält ihm seinen Speer vor, an dem jenes Schwert in zwei Stücke zerspringt. Alsbald weicht das Glück und Sigmund wird mit allen seinen Leuten niedergeschlagen. Beide Helden sterben also von Gottes Hand. Daß aber auch nach der ursprünglichen Sage Sigmund ebenso gut wie Amphiaraos Anzeichen erhalten haben müsse, die ihm von dem Zuge abriethen, und die er misachtete, das schließen wir aus folgender Zusammenstellung.

Die hellenische Sage verbreitet sich bekanntlich sehr weitläufig über die übeln Vorzeichen, welche die Sieben von dem Zuge abbringen sollen und die Veranlassung zu den Nemeischen Spielen wurden. Auf dieselben spielt auch Sthenelos in der bekannten Stelle der „Ilias" (IV, 405)

an, und hält sie den guten Zeichen entgegen, welche die Epigonen auf ihrem Zuge nach Vaterrache von den Göttern erhielten.

Tapferer rühmen wir uns weit mehr denn unsere Väter,
Wir ja eroberten Thebe, die siebenthorige Veste,
Weniger zwar hinführend des Volks vor die Mauer des Ares,
Aber durch Götterzeichen gestärkt und die Hülfe Kronion's,
Jene bereiteten selbst durch Uebermuth ihr Verderben.

Und etwas dunkler Pindar in „Pyth." VIII, 55:

Doch der dem früheren Leid erlag,
Jetzt vertraut er das Geleit
Glückvollerer Vögel Gewähr
Der Held Adrastos.

Auch nach Apollodor befragen die Epigonen vor ihrem Zuge das Orakel Apoll's und dieses verheißt ihnen Sieg, wenn sie Alkmäon zum Anführer nehmen.

Wenn wir nun mit der hellenischen Sage die in der germanischen bestehenden Lücken ausfüllen, so reiht sich der zweite Abschnitt im andern Liede von Sigurd dem Fafnirstödter, mit welchem die Auslegung bisher nichts anzufangen wußte, sehr natürlich in die Sage ein.

Sigurd zieht zur Vaterrache aus, unterwegs trifft ihn ein gewaltiges Unwetter, sodaß er bei einem Vorgebirge halten muß. Auf diesem stand ein Mann und begehrte Einlaß in das Schiff, und das war der verkappte Odin. Er wird eingelassen und stillt den Sturm. Da gedenkt Sigurd, daß sein Vater gefallen sei, weil er die Zeichen der Götter misachtet hatte, und erkundigt sich nun bei dem zauberkundigen Fremden nach den göttlichen Zeichen.

Künde mir Hnifar, du kennst die Zeichen
Des Glückes bei Göttern und Menschen,
Was ist der erfreulichste Angang beim Schwerterschwingen?

Hierauf unterrichtet ihn Odin in diesen Zeichen. Vor der Schlacht erhält nun Sigurd solche gute „Angänge" und siegt, durch diese ermuthigt. Natürlich war aber gerade die Lehre von den guten Angängen für den nordischen Krieger der interessanteste Theil der Sage, er erhielt sich daher im Gedächtnisse, während der Zusammenhang, in welchen ihn die ursprüngliche Sage gebracht hatte, vergessen wurde. Diese Auffassung findet in dem Umstande eine weitere Stütze, daß die Lehre von den guten Angängen trotz des Verschwindens der Verbindungsglieder in der Edda noch auf der alten Stelle steht, indem sie zwischen den Auszug zur Vaterrache und deren Ausführung fällt.

Was diesen letztern Zug betrifft, so finden wir uns wegen der über ihn in der Edda bestehenden Lücken auf die allgemeine Parallelformel beschränkt, daß, wie die Väter gegen den Willen der Götter auszogen

und fielen, so erfolgte der Rachezug und Sieg der Epigonen mit deren Willen.

Wir wenden uns daher zu dem Ereignisse, welches zwischen den Rachezug und die Vermählung der beiden Epigonen fällt, es ist die Erwerbung des Hortes. *)

Alkmäon's Mutter war bekanntlich von Polynikes mit dem Halsbande, zehn Jahre später aber von dessen Sohn Thersandros mit dem Schleier bestochen worden, damit sie sowol den Gatten als den Sohn zum Auszuge gegen Theben überrede, und wird dafür von Alkmäon bei seiner Rückkehr mit dem Tode bestraft. Dieser kommt also infolge des Muttermordes in den Besitz des Hortes. Nach den ausdrücklichen Worten der Edda verschiebt aber Sigurd, trotz aller Anreizungen Regin's, die Fällung Fafnir's bis zu seiner Rückkehr von der Vaterrache, und tritt nun durch Erlegung des Drachen in den Besitz des Hortes. Wenn es nun richtig ist, daß die Tendenz der Sage dahin geht, sich im Laufe der Zeit dem Menschen und seinen Verhältnissen mehr und mehr anzupassen und alles diesem Fremdartige mehr und mehr abzustreifen, so folgt hieraus, daß in der hellenischen Sage Eriphyll an die Stelle des ältern Drachen getreten und die nordische Form der Sage die ursprünglichere sei.

Es bleiben uns nun noch die ehelichen Verhältnisse der Epigonen zu vergleichen. Alkmäon wird nach dem Muttermorde von den Furien verfolgt und mit Wahnsinn geschlagen. Er kommt in diesem Zustande zu Phegeus in Psophis, welcher ihn von der Blutschuld reinigt und mit seiner Tochter Arsinoe vermählt, die Halsband und Schleier von Alkmäon zum Geschenke erhält. Weil aber das Land seinetwegen unfruchtbar wird, muß er von hier weichen und kommt nach verschiedenen Wanderungen zu den Quellen des Acheloos, wo ihn der Flußgott zum zweiten male reinigt und mit seiner Tochter Kallirrhoe vermählt, und wo Alkmäon nach der Weisung des Orakels eine Stadt gründet. Mit der Zeit aber bekommt Kallirrhoe ein solches Gelüste nach Schleier und Halsband, daß Alkmäon sich zu einer Fahrt nach Psophis entschließen muß, und diese Kleinode wirklich durch die Vorspiegelung erlangt, daß er sie nach dem Orakel in dem Tempel von Delphi weihen müsse, um von dem Wahnsinn erlöst zu werden. Nachdem aber Phegeus von einem Sklaven des Alkmäon ihre wahre Bestimmung erfahren, befiehlt er seinen Söhnen Pronoos und Agenor, diesem einen Hinterhalt zu legen und ihn zu ermorden. Dies geschieht. Weil aber Arsinoe ihre

*) Diese Ordnung steht jedoch in der hellenischen Sage nicht vollkommen fest, da einige den Muttermord vor den Rachezug stellen. Apollodor folgt der Ordnung des Textes.

Brüder wegen dieser That schilt, so wird sie von ihnen in eine Kiste gesperrt und nach Tegea zu Agapenor gebracht unter dem Vorgeben, daß sie selbst den Alkmäon ermordet habe.

Als nun Kallirrhoe Alkmäon's Ermordung erfährt, bittet sie Zeus, er möge die Knaben, welche sie mit Alkmäon erzeugt, Amphoteros und Akaranan, mannhaft machen, damit sie den Mord ihres Vaters rächen könnten. Zeus gewährt ihr diese Bitte und die plötzlich mannhaft gewordenen Söhne ziehen zur Vaterrache aus. Zu dieser Zeit waren Phegeus' Söhne auf ihrem Weg nach Delphi, wo sie Halsband und Schleier dem Gotte weihen wollten, bei Agapenor eingekehrt; sie treffen hier mit den Söhnen der Kallirrhoe zusammen und werden von ihnen erschlagen. Doch genügt dies ihrer Rache nicht, sie gehen auch nach Psophis, ermorden dort Phegeus und seine Gattin, und weihen nach ihrer Rückkehr den Hort dem delphischen Gotte.

Die entsprechende Sage der Edda lautet wie folgt: Brunhilde war früher Walkyre und fällte als solche in einer Schlacht zu Gunsten eines Schützlings seinen Gegner, dem Odin den Sieg verhießen. Zur Strafe drückte ihr Odin einen Schlafdorn ein *), umgab den Saal, in dem sie liegt, mit Feuer und verhieß sie demjenigen zum Weibe, welcher sie erwecken würde. Dies führt Sigurd aus, nachdem er den Drachen erschlagen, und verlobt sich ihr. Hierauf kömmt Sigurd an Giuki's Hof; ein ihm von dessen Weibe Chrimhilde beigebrachter Zaubertrank macht ihn Brunhilde vergessen und er verlobt sich mit ihrer Tochter Gudrun; dann zieht er mit deren Bruder Gunnar aus, um für diesen Brunhilde zu freien, vertauscht mit ihm die Gestalt und erfüllt in dieser Hülle die auf den Besitz Brunhilden's gesetzte Bedingung, indem er durch den Feuerkranz reitet, der ihren Wohnsitz umgibt, was nur sein Roß Grani vermag, das keinen andern Reiter duldet als ihn, und ist dies nach der Skalda der Grund des Gestaltwechsels. Hierauf hält er acht (drei) Nächte lang Beilager mit Brunhilde, doch ohne sie zu berühren, indem er ein Schwert zwischen sich und sie legt.

Als diese später den ihr gespielten Betrug von Gudrun erfährt, welchen ihr Sigurd in einer schwachen Stunde vertraut hatte, erwacht ihre

*) Im Gegensatze besteht die Strafe der Prötiden im wahnsinnigen Umherschweifen. Sagwurzel dürfte der Mond und Brunhild eine Figur des Neulichts sein, welche wir auch in Sparta als Aphrodite Morpho (Melänis? Pausanias ist dagegen), mit einem Schleier und Fesseln an den Füßen (damit sie nicht für immer entfliehe) zu erkennen versucht sind. Die Prötiden wären dann die Figur des wachsenden Mondes, weil sie sich für Kühe halten, und das Halsband oder der Ring des Hortes könnte den Hof bedeuten, und vielleicht Sigmund und Sinfiötli's Verwandlung als sinnbildlicher Mondeswechsel das nordische Gegenbild der Prötiden sein. Doch liegt die Sagendeutung hier außer unserer Aufgabe.

alte Liebe zu Sigurd und von Rachedurst gequält, reizt sie Gunnar und dessen Brüder zu Sigurd's Mord, unter dem Vorgeben, daß ihr Beilager mit Sigurd kein reines gewesen sei. Diese widerstreben anfangs, lassen sich aber endlich bereden. Nach geschehener That erklärt Brünhilde ihnen die Wahrheit und ersticht sich mit dem Verlangen, zugleich mit Sigurd's Leiche verbrannt zu werden, da sie dessen rechtmäßige Gattin sei. Die trauernde Gudrun flieht an den Hof von Sigurd's Stiefvater Alf, wo sie 7½ Jahr bleibt. Da besuchen sie ihre Mutter und Brüder und bieten ihr großes Gut als Sühne, und durch einen Zaubertrank bethört, willigt sie ein, Atli's Gattin zu werden, welcher Brunhilden's Bruder ist, und den über deren Tod entstandenen Zwist mit Gudrun's Brüdern unter dieser Bedingung vertragen hatte.

Atli's Versöhnung war jedoch keine aufrichtige: denn nach Verlauf mehrerer Jahre, in welchen ihm Gudrun zwei Söhne, Erp und Eitel, gebiert, lockt er seine Schwäger zu sich und tödtet sie, indem er dem einen das Herz ausschneiden, den andern aber in einen Schlangenthurm werfen läßt. *) Die wildherzige Gudrun aber rächt ihre Brüder, indem sie ihre mit Atli erzeugten Söhne schlachtet, ihm ihre Herzen gebraten**), und ihr Blut, mit Wein vermischt, in den zu Trinkschalen geformten Schädeln zum Trinken vorsetzt. Nach diesem Schaudermahle erklärt sie ihm dessen Bestandtheile, ermordet ihn später mit Hülfe eines Brudersohnes, steckt sein Schloß in Brand und stürzt sich in das Meer in der Absicht, in ihm den Tod zu finden. ***) Doch die Wellen tragen sie über die Bucht in das Reich des Königs Jonakur, welcher sich mit ihr vermählt, und abermals zwei (nach der Skalda drei) Söhne, Hamdir und Sörli, erzeugt, und an dessen Hofe auch die Tochter, welche sie von Sigurd geboren, die schöne Schwanhild, erzogen wird.

Um diese freit der König Jörmunrek durch seinen Sohn Randwer, und schenkt der Verleumdung Gehör, daß sich während der Heimführung zwischen Randwer und Schwanhilde ein Liebesverhältniß entsponnen. In seinem Zorne läßt er jenen aufknüpfen und diese, als er sie beim Haarwaschen sah, von seinem Gefolge niederreiten.

Nachdem Gudrun den Tod ihrer Tochter erfahren, reizt sie ihre Söhne zur Schwesterrache und versieht sie mit Panzern, die sie unver-

*) Die Motive zu dieser That sind nicht klar, aber für unsern Zweck gleichgültig.

**) Anklang an die argivische Atridensage.

***) Durch Zusammenstellung mit der nordischen Sage erhält eine bisjetzt dunkle Anspielung des Properz Licht; er singt I, 15, 5:

Alphesiboea suos ulta est pro conjuge fratres
Sanguinis et cari vincula rupit amor.

Es mußte mithin eine der nordischen analoge Form der hellenischen Sage bekannt sein. Alkmäon's Gattin heißt bald Arsinoe, bald Alphesiboea.

wundbar machen. Die beiden Söhne ziehen nach Jörmunrek's Schloß, hauen ihm Arme und Beine ab, können ihn aber nicht tödten, weil sie ihren jüngern Halbbruder *) Erp, welcher nach Gudrun's Bestimmung den Kopf Jörmunrek's abschlagen sollte, während des Zuges niedergehauen haben. Jörmunrek kann daher die Seinigen anweisen, Sörli und Hambir mit Steinwürfen zu tödten, weil sie stichfest sind.

Vergleichen wir nun die germanische und hellenische Sage, so finden wir die Heirath ihrer Helden in der gleichen Reihenfolge angegeben, indem ihr in beiden Sagen die Vaterrache und die Erwerbung des Hortes vorhergehen; ebenso liegt in dem ehelichen Verhältnisse für beide Helden der Grund ihres Todes und erfolgt dieser von der Hand ihrer Schwäger wegen ihres Verhältnisses zu einem andern Weibe. Pronoos und Agenor entsprechen also Gunnar und Högni, Arsinoe der Gudrun, und es verdient besondere Beachtung, daß auch in der hellenischen Sage die Witwe ihren Brüdern wegen ihrer Rachethat zürnt, obgleich sie einer andern geopfert ist. Sie wird daher zur Strafe an einen andern Hof gebracht, und an diesem erscheinen die Brüder abermals, um dort als Racheopfer für den an Alkmäon begangenen Mord durch die Hand seiner Söhne zu fallen. **)

Hier weicht die nordische Sage ab, indem sie die Brüder von der Hand eines Schwagers fallen läßt und dieser Mord kein Vergelt für den von Sigurd begangenen ist. Ihre Darstellung zeigt erst mit dem letzten Rachewerke der Gudrun Uebereinstimmung mit der hellenischen Sage, die nordische Gudrun vertheilt sich daher in der hellenischen Sage auf zwei Persönlichkeiten, Arsinoe und Kallirrhoe, und es scheint uns

*) Jörmunrek nennt Hambir und Sörli (Strophe 22 Hambismal) Giuki's Kinder. Strophe 10 sagt Hambir zu seiner Mutter:

Du beklagst die Brüder und die holden Kinder
Und spornst zum Streit die Spätgebor'nen.

Erp wird, Strophe 14, anderer Mutter Sohn und Strophe 16 der junge Bruder genannt. Wir können ihn also nur als einen jüngern Bastard Jonakur's fassen, und erhalten dadurch in dem Untergang dieser letzten Sprossen Gudrun's einen kräftigen Schluß für ihre Sage. (Siehe Simrock zu Hambismal.)

**) Daß die Rache an ihnen an dem Aufenthaltsorte der Witwe vollzogen wird, stimmt zu unserm deutschen Nibelungenliede, welchem jedoch der Gedanke eigenthümlich ist, daß die Rache das Werk der Witwe ist. Zur Zeit, wo dieser Gedanke entstand, mußte die Idee der Blutrache bereits verwischt sein: denn wo diese blüht, tritt das Weib durch die Heirath nicht aus dem Stamm, in dem es geboren ist. Dieser Idee bleibt die Edda treu und darum rächt Gudrun an ihren eigenen Kindern, d. h. am fremden Stamm, das in ihrem eigenen vergossene Blut. Auch die Fiction des Römischen Rechts, durch welches die Ehefrau als filia familias in manum mariti tritt und Agnatin seiner Agnaten wird, deutet auf eine Uebergangsperiode, in Bezug auf welche die Horatiersage lehrreich ist.

bedeutsam, daß die in der hellenischen Sage fehlenden Züge der Gudrunsage, welche zwischen Arsinoe und Kallirrhoe liegen, Anklänge an Medea enthalten, welche Figur dem archivisch-thebanischen Sagenkreise, dessen Grenzen wir bis dahin nicht überschritten haben, fremd ist.

Von der Zeit an, wo sie Atli's Gattin wird, zeigt sich nämlich Gudrun als Seherin und zauberkundig*) und in dieser Zeit opfert sie ebenso wie Medea ihre beiden Söhne, um sich an dem Gatten zu rächen, mit dem sie diese gezeugt hatte. Medea flieht ebenso nach dieser That von Korinth**) wie Gudrun aus Atli's Reich und taucht als Aegeus' Gattin in Athen wieder auf, wo sie dem jungen Theseus nach dem Leben strebt.

Die Figur Brunhilden's fehlt demnach in der Alkmäonsage, ebenso wie der Drachenkampf***); und sie müssen fehlen, weil diese Züge bereits an die Ahnherren der beiden hellenischen Häuser vertheilt sind.

Die Skalda schließt ihre Erzählung mit der Notiz: „Von Sigurd lebte noch eine Tochter, die Aslang hieß und bei Heimir in Hlindalir erzogen worden war. Von ihr stammen mächtige Geschlechter."

Ist es nun nicht auffallend, daß Apollodor am Schlusse der Alkmäonssage in ebenso episodischer Weise einer Tochter des Alkmäon's gedenkt, deren Geschichte Euripides dramatisch bearbeitet hatte? Ihm zufolge erzeugt Alkmäon in der Zeit seines Wahnsinns mit Manto, der Tochter des Tiresias, zwei Kinder, Amphilochos und Tisiphone, und vertraut beide zur Erziehung dem Kreon, Könige von Korinth, dessen Gattin das schöne Mädchen aus Eifersucht in die Sklaverei verkauft. Tisiphone kommt auf diese Weise in den Besitz ihres Vaters; und in Korinth, wohin sich Alkmäon begibt, um seine Kinder zurückzufordern, erfolgt die Erkennungsscene. Wer hier die Namen Manto, Brunhild, Kreon, Heimir und Hlindalir combiniren wollte, der fände Stoff zu mancherlei Hypothesen, welche jedoch auf dem von uns eingenommenen Standpunkt zu luftig erscheinen, um hier eine Stelle zu finden; wir unter-

*) Der Gänse, die Gudrun im Hofe erzieht und die bei ihrem Jammer um Sigurd hell aufschreien, wird in dem dritten Sigurdlied, Strophe 29, und dem ersten Gudrunlied, Strophe 16, gedacht. Von einer sie berücksichtigenden Abhandlung Gebhard's wäre wol Licht über Gudrun's Sagwurzel zu erwarten.

**) Nach Diodor IV, 54 geht sie freilich zuerst nach Theben zu Herakles, den sie vom Wahnsinn heilt und erst von dort nach Athen. Sie verschwindet in Medien und Kolchis, während die Edda Gudrun nach der Aufreizung ihrer Söhne gegen Jörmunrek verläßt, ohne ihren Tod zu berichten.

***) Doch ist Alkmäon nicht gänzlich drachenfremd. Pindar „Pyth.", VIII, 52:

Deutlich gewahren wir
Den bunten Drachen an Alkmäon's feuerflammendem Schild
Zumeist geschwungen nah an Kadmus' Thor.

lassen es daher, auch auf Strophe 10 des ersten Gudrunliedes hinzudeuten, weil die Eifersucht der Herrin gegen die schöne Sklavin ein zu allgemein menschliches Motiv ist, um alleinstehend zur Vergleichung zu berechtigen.

Dagegen möchten wir lieber das Roß Arion mit Grani zusammenstellen, obwol das erstere nicht dem Alkmäon, sondern seinem mütterlichen Großvater Adrast gehört, und diesen allein von allen Helden, welche den Zug der Väter gegen Theben bilden, aus der Niederlage rettet, während Grani sich mit dem Horte beladen läßt, Sigurd durch die Flammen trägt und Gudrun's Trauer um seinen Tod theilt. Bedenkt man jedoch, daß Grani früher dem Vater von Sigurd's Stiefvater gehörte und dieser es seinem Stiefenkel schenkt, so führt dies zu der Vermuthung, daß die Granisage der zweite Theil der Arionsage sei.

Die Uebereinstimmung der nordischen und hellenischen Form dieser Sage ist so groß, daß beide in episodischer Weise eines weitern Zuges gedenken, für welchen ebenso wenig als für den obengedachten sie in der Entwickelung derselben eine Stelle zu finden wissen. Er betrifft eine Eroberung. In Atlamal Strophe 96 und 97 klagt Gudrun:

Wir drei Geschwister däuchten unbezwinglich,
Wir fuhren vom Lande in Sigurd's Gefolge,
Schweiften und steuerten ein jeder sein Schiff
Auf unsichern Ausgang, ins östliche Land.
Einen Fürsten fällten wir, uns fiel sein Land zu,
Die Hersen huldigten, wir waren die Herr'n,
Nach Willkür riefen wir aus dem Wald Verbannte,
Gaben dem Macht, der keinen Deut besaß.

Diese Verse lassen sich auf die historische Gründung des russischen Reichs durch die Normannen beziehen, sie finden aber auch in der hellenischen Sage ein Gegenbild, indem Ephoros (bei Strabo, VII, 7, 7 berichtet, Alkmäon sei nach dem Epigonenzuge auf Diomed's Aufforderung mit diesem nach Aetolien gezogen, und sie hätten dies Land und Akarnanien zusammen erobert; Alkmäon sei aber, als Diomed nach Troja zog, dort geblieben und habe Argos gebaut und nach seinem Bruder Amphilochos benannt. Wir glauben in beiden Sagen frische Lokalisirungen eines mythischen Moments zu erblicken, wodurch dasselbe mit historischen Ereignissen in Verbindung gebracht wurde, was in der hellenischen Sage deswegen sehr nahe lag, weil Amphilochos entweder ursprünglich der Heros Eponymos des epirotischen Argos war, oder später dafür gehalten wurde.

Am Schluß der Hortsage angelangt, haben wir das Interesse des

*) Ob hier Anklänge an Sigmund's Verhältniß zu seiner Schwester Sige vorliegen, können wir nicht beurtheilen, da uns die Völsungasaga nicht zugänglich ist.

Lesers nur noch für einen kurzen Rückblick auf den durchlaufenen Weg in Anspruch zu nehmen, indem wir die verglichenen Figuren tabellarisch zusammenstellen und die der hellenischen und germanischen Sage gemeinsamen Züge in eine trockene Formel zusammenfassen wollen.

1. Odin und Kadmos;
2. Hreidmar und Oedipus;
3. Fafnir und Eteokles;
4. Regin und Polynikes;
5. Lyngheide und Antigone;
6. Lofnheide und Ismene.
7. Sige und Melampus;
8. Rerir und Antiphatos;
9. Völsung und Dikles;
10. Sigmund und Amphiaraos (Sinfiötli und Amphilochos);
11. Burghild und Eriphyle;
12. Sigurd und Alkmäon;
13. Gudrun und Arsinoe Kallirrhoe;
14. Brunhild und Iphianassa (die Prötide);
15. Gunnar und Pronoos;
16. Högni und Agenor (Brüder der Gudrun-Arsinoe);
17. Erp und Mermeros;
18. Eitel und Pheres (Söhne der Gudrun-Medea);
19. Hamdir und Amphoteros;
20. Sörli und Akarnan (Söhne der Gudrun-Kallirrhoe);
21. Roß Grani und Arion.

Das beiden Sagen Gemeinsame aber ließe sich etwa unter folgender Formel vereinigen:

An der Spitze der Sage steht eine Gottheit, welcher folgende Züge zukommen:

1) Steinwurf der Genossen veranlaßt, sich gegenseitig zu tödten;
2) Dienstbarkeit und darauf folgende Verbindung mit einem Weibe;
3) Schlangenverwandlung;
4) Schrifterfindung;
5) Räthsellösung;
6) Mit Verwundung verknüpfte Verlassenheit gleich nach der Geburt;
7) Wanderschaft in der Form eines blinden, zerlumpten Greises.

Der Hort, welcher jedem Besitzer Unglück bringt, geht aus der Hand der Götter auf ein Geschlecht über, das aus einem Vater, zwei Söhnen und zwei Töchtern besteht, und von diesem auf ein ihm feindliches Geschlecht, das den Untergang des ersten herbeiführt und fünf Folgen, von dem Vater auf den Sohn, zählt.

Im ersten Geschlecht verdrängt der eine Bruder den andern vom

Vatererbe, der Verdrängte verläßt die Heimat und erweckt dem Bruder Feinde in der Fremde; diese Feindschaft der Brüder, welche auch mit Vaterfluch belastet sind, bewirkt den Untergang ihres Geschlechts und aller Zuspruch der ältern Schwester zu Friede und Eintracht ist erfolglos.

In der Sage des Ahnherrn des zweiten Geschlechts oder seiner verschiedenen Glieder finden sich die folgenden Momente:

1) Kunde der Thiersprache durch Vermittelung von Schlangen;
2) Heilung von Unfruchtbarkeit;
3) Einstoßen einer Schnittwaffe in die Welteiche;
4) Heilung einer Jungfrau von einem ihr wegen einer Verschuldung von der Gottheit auferlegten Leiden und Verbindung mit ihr;
5) Flucht aus der Heimat und Gründung einer Herrschaft in der Fremde.

Die Haupthelden dieses Geschlechts sind aber die Großenkel und Urgroßenkel dieses Ahnherrn, von welchen der erstere auf einem unter bösen Vorzeichen und gegen den Willen der Götter unternommenen Zuge durch die Hand dieser Götter fällt, der zweite aber durch einen mit deren Willen und daher unter günstigen Vorzeichen unternommenen Zug den Tod des Vaters rächt.

Der Sohn gewinnt hierauf den Hort, vermählt sich dann, und wird von den Brüdern seiner Gattin wegen seines Verhältnisses zu einer andern ermordet. Die über diesen Mord erbitterte Witwe bleibt nicht an dem Hofe ihrer Brüder und reizt ihre beiden jungen Söhne zu einem Rachezug.

Dies ist unsere Ansicht über die Verwandtschaft der germanischen und helleniſchen Hortsage.

Vielleicht möchte mancher Leser, nachdem er sich zu ihrer Anerkennung gezwungen gesehen, zu ihrer Erklärung die Annahme der Entlehnung der von uns behaupteten Urverwandtschaft vorziehen, indem etwa die gothischen Stämme zur Zeit, als sie an dem Schwarzen Meere saßen, mit der helleniſchen Sage bekannt werden und sie ihrem Sagenkreise einverleiben konnten. Diese Annahme würde jedoch den Beweis erfordern, daß die jetzt allgemein anerkannte Regel, kraft welcher sich die Sage im Laufe der Zeit den menschlichen Verhältnissen mehr und mehr anzupassen strebt, entweder überhaupt nicht zu Recht bestehe, oder daß wenigstens der Entwickelungsgang der germanischen Sage eine Ausnahme von derselben bilde. Wenn aber alle Ergebnisse der Forschung darauf hinweisen, daß auch die Entwickelung der nordischen Sage der allgemeinen Regel folge, so müssen wir auch in dem vorliegenden Falle die Möglichkeit zurückweisen, daß sich hier menschenähnliche Formen im Laufe der Zeit zu übernatürlichen entwickeln konnten.

Nun begegnen wir aber in unserer Vergleichung mehrfach übernatürlichen Formen der germanischen Sage an der Stelle, wo in der hellenischen menschenähnliche Formen stehen, folglich können diese aus jenen nicht entstanden sein.

Nach unserer Anschauung erklärt sich übrigens diese Gegenwart jüngerer Formen bei den Hellenen sehr natürlich; denn wenn wir hellenische Sprache und Sage mit ihren demselben Stamme entsprossenen Schwestern vergleichen, so gebührt ihnen, was Schönheit und Reichthum der Form betrifft, unbestreitbar der Apfel. Um wieviel also der griechische Zweig sich in dieser Hinsicht von den andern unterscheidet, um soviel muß er sich nach seiner Trennung von dem gemeinsamen Stamme entwickelt haben. Entwickelung setzt aber Umbildung voraus, und daher darf es nicht wundern, wenn wir überall, wo die Entwickelung in dem hellenischen Zweige mächtiger war als in den übrigen, jüngere Formen an der Stelle finden, wo sich bei den andern die ältern erhielten.

Wir schrieben diese Blätter in einer Lage, welche uns wenig mehr als die Hauptquellen und neuern Handbücher gewährte; sollten wir daher etwa einschlägige fremde Forschungen nicht berücksichtigt haben, oder etwas für unser eigen halten, was bereits andern gehört, so liegt die Schuld nur an unserer Unkenntniß.

Der Todsonntag in Mähren.

Von

Julius Feifalik.

Eins der Hauptfeste des mährischen Volkes sowie bei den slawischen Stämmen überhaupt ist das sogenannte Todaustragen am Tod- oder Maisonntage (Dominica Laetare), ein fröhliches Frühlingsfest voll Erinnerungen an die heidnische Vorzeit; es sei mir erlaubt, im Folgenden eine kurze Schilderung dieser Volksfeierlichkeit zu geben. Dort, wo sich dieses Fest am vollständigsten erhalten hat, im östlichen und südöstlichen Theile Mährens, in der sogenannten Walachei und nach der benachbarten Slowakei hinüber, bindet man an jenem Tage zwei Stäbe in Kreuzesform zusammen, umwindet diese mit Stroh und kleidet die auf diese Art entstandene Strohpuppe in weibliche Gewänder. Die erwachsenen Mädchen des Dorfes tragen dann dieses Frauenbild, welches Mařena, Morana u. s. w. heißt, hinaus ins Feld an einen herkömmlichen Ort, wobei sie singen:

Wir tragen die Mařena,
In Oel geröstet,

Die schöne, die schöne,
Die schön geschmückte.
Heloh, heloh, meine liebe Mařena!
Wem gabst du die Schlüssel?
Sanct Georgen,
Damit er uns öffne
Die grüne Grastrift,
Damit das Gras wachse,
Das Gras, das grüne.
Veilchen, Rose
Können nicht blühen,
Bis Gott ihnen hilft.
Heloh, heloh, meine liebe Mařena!

Ist nun der ganze Zug unter ununterbrochenem Absingen dieses Liedes auf dem bestimmten Platze angelangt, so wird die Mařena ihrer Kleider beraubt, welche eins der anwesenden Mädchen sogleich anzieht. Die Mařenapuppe wird dann ins Feld gestellt und von den mit- oder nachgekommenen Burschen mit Steinen beworfen, bis sie umfällt, worauf man singt:

Meine liebe Mařena,
Für wen bist du gestorben?
Für die hiesigen Bursche.
Schon liegt Mařena,
Knirscht mit den Zähnen,
Heloh, heloh, heloh, heloh!

Hierauf nimmt jenes Mädchen, das Mařena's Kleider angethan hat, einen bereit gehaltenen und reichgeschmückten Maibaum und zieht inmitten der übrigen Mädchen und Bursche ins Dorf, wo ein gemeinschaftliches Mahl alle in dem Hause der Maibaumträgerin erwartet. Bei dem Zuge nach dem Dorfe wird folgendes Lied angestimmt:

Wir tragen den Maibaum,
Es hat Hans ihn abgebrochen,
Schön ist er, schön ist er
Und grün am Gipfel.
Schöngeschmückt,
Mit Bändern geziert,
Heloh, heloh, heloh, heloh!

Dies ist aber, wie gesagt, nur Brauch in einem Theile Mährens; im größern übrigen Theile des Landes ist das Fest der hohen Göttin zu einem bloßen Kinderfest geworden. Es ziehen nämlich an jenem Tage die Schulmädchen, und nur die Mädchen, mit kleinen Tannenbäumchen (Maibaum, Sommerbaum), welche mit buntem und Goldpapier, mit Heiligenbildern und goldenen Sternen, mit flatternden Bändern und klappernden Eierschalen reichausgestattet sind, von Haus zu Haus, wobei sie in verschiedenen Gegenden verschiedene Lieder absingen

und dafür am Ende von der Hausfrau mancherlei Gaben, Eier, Butter, Kuchen, trockenes Obst und dergl, oft auch Geld, das man in eine mitgebrachte Büchse wirft, erhalten. Dieser Brauch herrscht nicht nur bei den slawischen Bewohnern des Landes, sondern auch bei den dortigen Deutschen, welche ihn wahrscheinlich ihren Nachbarn abgesehen haben: wie ich denn überhaupt auch in Deutschland, dort, wo sich die Sitte des Todaustragens findet (und sie findet sich vorzüglich in Gegenden, welche vormals von Slawen besetzt waren) Entlehnung von Slawen herüber oder wenigstens slawischen Einfluß erblicken möchte. Ich glaube, mir einen kleinen Dank des geschätzten Lesers zu erwerben, wenn ich im Nachfolgenden einige jener Lieder mittheile, die bei dem besprochenen Feste in Mähren üblich sind; die ersten drei sind slawische Lieder, hier wortgetreu übersetzt, wobei natürlich der Reim wegfallen mußte; die übrigen vier entnehme ich deutschen Gegenden und es ist bei ihrer Aufzeichnung der Dialekt, soweit es hier möglich und räthlich war, bewahrt worden.

1.

Mein lieber Sommer,
Was hast du uns gebracht?
Alles Gute,
Kleine Blumen,
Blumen mancherlei,
Daß der Berg erglänzt:
Das blaue Veilchen,
Die rothe Rose,
Lelie, Lelie,
Bei der Jungfrau Maria.
O Maria, o Maria,
Wo warst du solange?
Beim Brünnchen,
Bei der Tiefe,
Wusch mir Füße, Hände,
Trocknete sie mit Blättchen,
Schloß sie mit einem Schlosse.
Steht eine schöne Frau,
Sie geht in weißen Kleidern,
Sie greift darein,
Zieht einen güldenen Groschen heraus.
Und Ihr, Hausmütterchen,
Gebt uns ein Ei dazu,
Auf einem Löffel Butter,
Um unsern Mund daran zu weiden.
Es fährt Peter von Rom,
Führt eine Flasche Wein,
Damit wir satt uns trinken,
Gott den Herren loben!

2.

Wir tragen aus der Stadt den Tod,
In die Stadt den neuen Sommer;
Und du, heilige Margareth,
Gib uns den neuen Sommer,
Für den Weizen, für den Roggen,
Bis wir sie ernten,
Möge uns Gott gütig sein.
Veilchen, Rose
Kann nicht blühen,
Bis ihr der Herrgott hilft.
Sanct Johannes fährt zu uns,
Zu uns, den N...r (Name des Dorfes) Jungfrauen.

3.

Wir bringen den Baum,
Trugen fort den Tod,
Mit rothen Eiern,
Weißen Kuchen.
Ihr Hausmütterchen von der Wiese,
Gebt uns eine Schüssel Mehl,
Eine Schüssel Mehl, eine Schüssel Hirse;
Kommen wir ja doch nicht mit einem Wagen,
Was Ihr uns gebt, das nehmen wir:
Gebt Ihr uns ein Ei,
Das ist noch gar wenig:
Gebt Ihr uns ihrer zweie,
Es wird Euch doch vergolten,
Frau Hausmutter!

Sanct Georg stund auf,
Schloß das Feld auf,
Damit das Gras wachse,
Mancherlei Blumen
Zum Kränzewinden,
Das blaue Veilchen.
Maria, Maria,
Wo warst du solange?
Ich war beim Brünnlein,
Bei der Tiefe,
Wusch Hände, Füße.
Womit trocknetest du sie?
Mit weißem Tüchlein,
Mit blauem Papier.

4.

Der Mai, der Mai ist im Wiesengrün,
Die Engel singen im Himmel schin (schön),
Die singen über die maßen,
Gott wird sie nicht verlassen.
Wir stecken den Mai wol hintern Tisch,
Wir loben Gott Vater, Herr Jesu Christ,
Und unsere liebe Fraue,
Wird uns den Mai anschauen.
Wenn sie uns will ein Gäbel (kleine Gabe) geben,
So soll's nach ihrem Willen geschehen,
Wir werden ihr fleißig danken,
Und werden von ihr wegwandern.
Die goldene Kette liegt um ihr Haus,
Die schöne Frau Wirthin geht ein und aus,
Sie geht in ihrem Rocke
Als wie die schönste Docke.

5.

Kleine Fischeln, kleine Fischeln
Schwimmen am Teichel,
Rothe Röseln, rothe Röseln
Wachsen am Sträuchel,
Gelbe Liljen, gelbe Liljen
Blühen am Stengel:
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie a Engel.
Die Frau geht in dem rothen Rock,
Sie greift sich gern in'n Schappsack,
Sie wird sich wol bedenken,
Und wird mr auch was schenken.

6.

Wir sein der Frau Wirthin ins Haus getreten,
Häbn um die Verlaubnus gebeten,
Möchten uns verginna,
Däß mr dörften finga.
Ne Winter hämma ausgeträgen,
Ne liebn Summa bring mr eine:
In Summa und in Winta
Blühn älle Blümmeln zu zweie.
Weil älle Blümmeln zweie sein,
Der liebe Herrgott soll euer sein,
Er wird euch schon belohnen
Mit den himmelischen Gronen.
Der Herr, der Herr steht auf der Bruck,
Durt schwimmen d' Antlein hin und zruck,
Sie sein ihm mål geråten
Zum Sieden und zum Bråten.
Der Herr, der Herr hat ein hoches Haus,
Da schaut d' Frau beln Fensta naus,
Mit ihren schwårzbraun Augn
Will sie den Summa ånschaun.
Die Frau, die Frau hät an längen Rock,
Sie greift net gern in Groschentopp
Und thut si läng bedenken,
Und mecht uns doch wås schenken.
D' Köchin is in d' Kuchel grennt,
Sie hät si ne den Årsch verbrennt
Auf ållen baden Seiten,
Sie kånn net weita schreiten.

Haben die Kinder eine Gabe erhalten, so heißt es weiter:

Häbt Dank, häbt Dank, Frau Wirthin mein,
Dås Himmelreich soll euer sein,
Gott wird euch schon belohnen
Mit seinen himmelischen Grönen.

7.

Wir häibne 'n Gottes Nömen ô,
Wir säingne 's d' Frau Wirtin ô,
Frau Wirtin hout a mülde Hound,
De Schießel (Schüssel) hout an güldign Round.
Schicke, Moje (Maibaum), schaue,
Inse (unsere) liebe Fraue,
Gêle Bråitl, Wochselzbuem (Tannenbaum),
Bos's ins gäibts bos trogne huem (heim),
Gäibts ins Greschl ode Biernd,
Mir sein nô gor kläne Biernd.

Bäir ins bos birb gäibn, Konnt sich au bos häinke,
Der birbs Johr ausläibn, Konnt ins au bos schäinke;
Bäir ins niks birb gäibn, Frau Birtin thut mi 'n Schlissseln klinge,
Der birbs Johr nit ausläibn. Thut ins au en Thole bringe,
Stäint 'n Moje af äinkern (euerm) Tisch; Thoile, dreißig Kroize (Kreuzer),
Bir loben Gott, Herr Jêsu Kriſt. Bir nahme 's epwos loichte (wir nehmen es
Frau Birtin schaut bein Fenſta eraus, etwas leichter).

Literatur und Kunst.

Periodische Literatur.

Es gehört mit zu den Eigenthümlichkeiten unserer deutschen Bildungszustände, daß neben den größern, den allgemeinen Interessen des Publikums gewidmeten Zeitschriften fast in jeder Provinz unsers Vaterlandes noch eigene Journale und ähnliche periodische Unternehmungen erscheinen, die, ohne den gemeinsamen Boden der Wissenschaft zu verlassen, doch vorzugsweise die lokalen Interessen einer bestimmten Landschaft ins Auge fassen. Allerdings verliert sich dabei eine Masse von Fleiß und Gelehrsamkeit an Orte, wo sie der allgemeinen wissenschaftlichen Benutzung kaum mehr zugänglich sind und insofern kann man es freilich beklagen, daß der Isolirtrieb, dieser deutscheste Zug, der auf dem Gebiete der Politik und des öffentlichen Lebens uns des Unheils bereits soviel gebracht hat, sich auch in den friedlichen Grenzen der Wissenschaft und der Bildung wiederholt. Andererseits aber ist auch der Nutzen dieser — daß wir so sagen — wissenschaftlichen Provinzialpresse nicht abzuleugnen. Je kleiner der Kreis, auf den sie wirkt, je tiefer und nachhaltiger die Wirkung selbst; Bildungskeime werden ausgestreut in Regionen, die ohne diese lokale Beziehung schwerlich je davon berührt worden wären; das ganze provinziale Leben selbst gewinnt eine höhere Bedeutung und einen werthvollern Inhalt, indem es an das allgemeine, das weltbürgerliche Interesse der Wissenschaft anknüpft. Ganz besonders verbreitet sind diese Zeitschriften im nördlichen Deutschland; je überwiegender hier im allgemeinen das geistige Interesse und je mehr die Massen davon ergriffen sind, um so lebhafter ist natürlich auch das Bedürfniß, dies Interesse in bestimmten Kreisen zu concentriren und durch einen geregelten Austausch der Meinungen immer fruchtbarer zu machen. Eine der ältesten und zugleich der werthvollsten Unternehmungen dieser Art sind die bei Koch in Königsberg erscheinenden „Neuen Preußischen Provinzialblätter. Zum besten der Anstalt zur Rettung verwahrloster Kinder. Herausgegeben von F. von Hasenkamp". Der Stammbaum dieser Zeitschrift reicht ziemlich weit herauf. Schon 1790 veranstaltete die königsberger „Deutsche Gesellschaft" die Herausgabe eines „Preußischen Archiv", von dem neun Jahrgänge erschienen; später folgten die „Beiträge zur Kunde Preußens" (1818—24), denen sich 1829 die ebengenannten „Preußischen Provinzialblätter" anschlossen. Das Blatt erschien ursprünglich unter Leitung des „Vereins zur Rettung verwahrloster Kinder", bis es im Jahre 1846 an die Alterthumsgesellschaft

Prussia, ebenfalls zu Königsberg, überging. Die Redaction führte damals der als Kunsthistoriker rühmlichst bekannte Professor A. Hagen, der sie bis zum Herbst des vorigen Jahres geführt hat, wo sie der gegenwärtige Herausgeber übernahm. Die „Preußischen Provinzialblätter" sind aber nicht nur eine der ältesten, sondern auch der umfangreichsten und inhaltvollsten Zeitschriften dieser Art; die gesammte Reihenfolge zählt bereits 16 Bände und dem entsprechend ist auch der Inhalt. Natürlich haben dabei, wie es bei solchen Unternehmungen stets geschieht, zu gewissen Zeiten gewisse Richtungen mehr oder minder vorgeherrscht; im ganzen jedoch ist das Blatt seiner Aufgabe, ein Gesammtbild des ostpreußischen Lebens zu geben und als Vermittlerin zwischen den speciellen Interessen der Provinz und den allgemeinen Beziehungen der Wissenschaft und Kunst zu dienen, jederzeit treu geblieben. Mit der neueingetretenen Redaction ist nun auch der Plan der Zeitschrift einer neuen Durchsicht unterworfen worden, während dem Herausgeber gleichzeitig die erforderlichen Kräfte zur Verfügung gestellt sind, um denselben nach allen Seiten hin zur Ausführung zu bringen. Der Zweck, welchen die „Preußischen Provinzialblätter" in ihrer erneuten Gestalt zu erfüllen gedenken, ist danach ein dreifacher. Erstlich sollen sie ein möglichst anschauliches Bild liefern von dem geistigen und materiellen Leben der Provinz in den einzelnen Stadien ihrer geschichtlichen Entwickelung. Sie sollen ferner eine möglichst reichhaltige Fundgrube von historischem Material bilden für den spätern Forscher in der Specialgeschichte von Ost- und Westpreußen. Endlich aber sollen sie auch als Organ dienen für die schriftstellerische Thätigkeit derer, welche sich mit literarischen Arbeiten von principiellem Interesse, insbesondere mit Vorstudien oder Sammlungen zur Geschichte Preußens beschäftigen. Diesen Zwecken entsprechend zerfällt die Zeitschrift in vier größere Abtheilungen: Wissenschaftliche Abhandlungen, Correspondenzen aus der Provinz, sachliche Mittheilungen vermischten Inhalts und kritische Besprechungen literarischer Neuigkeiten. Alle vier Abtheilungen sind, soweit die vorliegenden Hefte ein Urtheil gestatten, wohlausgestattet; namentlich hat der Herausgeber selbst einige werthvolle Beiträge geschichtlichen Inhalts beigesteuert und auch unter den kritischen Artikeln finden sich einzelne, die es wohl verdienten, auch vom größern Publikum gelesen und beachtet zu werden. Von großem Interesse für den Historiker, insbesondere auch für den Culturhistoriker sind ferner die Mittheilungen über „Die Occupation Königsbergs durch die Russen während des Siebenjährigen Krieges" von Professor A. Hagen. Dieselben sind dem Tagebuche eines Zeitgenossen entnommen, des Professors Johann George Bock, eines geborenen Königsbergers, der von 1738 bis zu seinem im Jahre 1762 erfolgten Tode als ordentlicher Professor der Dichtkunst an der dortigen Universität angestellt war. Das Tagebuch, mit dem September des Jahres 1756 beginnend, bestätigt, was man freilich schon aus andern Quellen zur Genüge weiß: nämlich daß die Russen, die dann späterhin von vielen für die eigentlichsten und natürlichsten Alliirten Preußens gehalten wurden und deren Freundschaft uns bei mehr als einer Gelegenheit so theuer zu stehen gekommen ist, vor 100 Jahren, bald nach dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges, nicht übel Lust hatten, sich Ostpreußens zu bemächtigen und diese Wiege des preußischen Königthums mit zu jenen „Erwerbungen" zu schlagen, die dem russischen Koloß in alter und

neuer Zeit zugefallen sind. Ja sie ließen es nicht bei dem bloßen G lüste bewenden, vielmehr gelang es ihnen, dasselbe für einige Zeit wirkl zur Ausführung zu bringen. Königsberg sollte die Hauptstadt der neu russischen Provinz sein. „Ueber vier Jahre lang", sagt der Herausgeber der Einleitung, „von 1758—62, war Königsberg in officiellen Actenstück als kaiserlich russische Stadt behandelt und mit dem russischen Doppeladl als Bezeichnungsschild für alle städtischen Anstalten ausgestattet, sogar m unter wegen der gesichert erscheinenden Incorporation bei mancher Krieg unbill verschont geblieben. An großen Feiertagen der russischen Staatsfe — und diese wurden in sechsfacher Zahl gegen die frühern preußischen g feiert — prangten da, wo jetzt das Standbild des Königs von Preuße steht, Trophäen mit der stolzen Inschrift der Kaiserin Elisabeth, Selbstherr scherin aller Reussen, Zarin von Preußen, Kasan, Astrachan, Sibirien ꝛc. Also Preußen und Sibirien in einer Reihe und beide dem Scepter eine russischen Selbstherrschers unterworfen — sollte nicht diese Thatsache schreiend diese Erinnerung beschämend genug sein, selbst unsere verstocktesten Russen schwärmer zur Besinnung zu bringen?! Neben der historischen erfreut auch die naturwissenschaftliche Seite sich einer besondern Pflege; wir heben beispielsweise die Abhandlung von J. Schumann über „Das königsberger Infusorienlager", „Eine Bemerkung über den Bernstein und seine Begleitung ostpreußischer Mineralien" von Karl Thomas ꝛc. hervor. Ein Curiosum ganz eigenthümlicher Art bringt das April- und Maiheft des laufenden Jahrgangs. Die Sache ist von so widerwärtiger Beschaffenheit, daß wir anfangs ungewiß waren, ob wir sie zur Ehre der Literatur nicht lieber ganz mit Stillschweigen übergehen sollten. Allein wenn es auch für jeden, dem der gute Ruf unserer Literatur am Herzen liegt, nur in hohem Grade betrübend sein kann, gerade bei denjenigen, die zu Wächtern der Literatur eingesetzt sind, also bei den Schriftstellern selbst, das schnödeste Gegentheil von dem zu finden, was ihre Pflicht gebietet: so erfordert es doch andererseits eben die eigene Ehre der Literatur, sich von derartigen Auswüchsen zu befreien. In diesem Falle aber ist die größtmöglichste Oeffentlichkeit auch aus dem Grunde wünschenswerth, damit dem Betreffenden sein unlauteres Handwerk gelegt werde und nicht andere ehrliche Leute in dieselben Netze fallen. Die Sache ist diese. Schon seit einiger Zeit bemerkte der gegenwärtige Herausgeber der „Preußischen Provinzialblätter", daß hier und da in verschiedenen achtbaren deutschen Zeitschriften Artikel erschienen, die früher theils wörtlich, theils mit geringfügigen Abweichungen in der ebengenannten Zeitschrift gestanden, ohne daß dieselben als Quelle angeführt worden wären, vielmehr gaben die betreffenden Artikel sich ihrer ganzen Haltung nach als Originalartikel. Bei näherer Nachforschung ergab sich, daß diese Artikel sämmtlich eine und dieselbe Quelle haben: der unverschämte Plagiator ist Hr. Oberlehrer Max Rosenhayn in Marienburg in Ostpreußen. Die Blätter, die in dieser Art hintergangen worden, sind das kürzlich eingegangene „Weimarische Sonntagsblatt", die Westermann'schen „Monatshefte", die in Stuttgart erscheinenden „Erheiterungen", die frankfurter „Dioskuren", die „Allgemeine Bauzeitung" in Wien ꝛc.; andere wie z. B. die Ule-Müller'sche „Natur" sind nur durch Zufall einer schmählichen Täuschung entgangen. Denn allen den genannten Zeitschriften — und wer weiß wie vielen andern noch —

hat Hr. Rosenhayn jene Artikel, die, wie gesagt, meist wörtlich, selbst mit Einschluß der Druckfehler, aus den „Preußischen Provinzialblättern" abgeschrieben sind, als Originalarbeiten eingesendet, ohne der Quelle, die er auf so schamlose Weise misbraucht hat, auch nur mit einer Silbe zu gedenken. Um aber dem Ganzen die Krone aufzusetzen, hat Hr. Rosenhayn noch die Naivetät gehabt, sich dem Herausgeber der „Preußischen Provinzialblätter" selbst als Mitarbeiter anzubieten und zwar drei Wochen nach Erscheinen derjenigen Nummer des „Weimarischen Sonntagsblatt", in welchem er die oftgenannte königsberger Zeitschrift so schamlos geplündert!! Das heißt denn doch wirklich die Unbefangenheit — oder wäre ein anderes Wort hier besser am Platze? — zum Gipfel treiben; der heilige Crispin stahl doch nur das Leder, um den Armen Schuhe daraus zu machen, nach den Antecedentien dieses neuen Crispin von Marienburg aber wäre derselbe wol gar im Stande gewesen, die „Preußischen Provinzialblätter" mit Artikeln zu versorgen, die er selbst erst aus eben diesen „Provinzialblättern" abgeschrieben. Mit Recht wirft der Herausgeber, indem er diesen unerhörten Fall zur Sprache bringt, die Frage auf, ob es angesichts solcher Thatsachen nicht im Interesse der Herausgeber deutscher Journale liegen möchte, zur Verhütung fernerer ähnlicher Mystificationen, die sie in manchen Fällen wol gar noch mit schwerem Gelde bezahlen müßten, sich in nähere Verbindung mit den „Provinzialblättern" zu setzen, um durch gemeinsames Handeln einen so schmählichen Misbrauch der Presse entgegenzutreten. Hoffentlich zwar steht Hr. Max Rosenhayn in Marienburg als Unicum da, aber um so nöthiger scheint es, ihn dem wohlverdienten öffentlichen Urtheil preiszugeben und haben wir dieser Pflicht durch Mittheilung des Vorstehenden unsererseits Genüge thun wollen. Von den „Preußischen Provinzialblättern" selbst aber und ihrem wackern Herausgeber nehmen wir mit dem Wunsche Abschied, daß das Unternehmen auf der neubetretenen Bahn rüstig fortschreiten möge; so wird es ihm auch außerhalb der Provinz, für die es zunächst bestimmt ist, an theilnehmenden Freunden nicht fehlen. R. P.

Correspondenz.

Aus München.

Anfang Juni 1858.

St. Ein so ungewöhnliches Ereigniß wie die nunmehr endlich vom Stapel gelaufene Aufführung der langerwarteten Preistragödien wird es hoffentlich entschuldigen, wenn ich Ihrem gewöhnlichen Correspondenten mit einem Extrabericht ins Handwerk falle. Zwar dürfen Sie mit dem Worte Ereigniß keine gar zu großartige Vorstellung verbinden. Täuscht mein Gedächtniß mich nicht, so war es ein berliner Historiker und ehemaliger Hofdemagoge, der zu Anfang der vierziger Jahre, also zu einer Zeit, wo sich doch schon hier und da ein Funke öffentlichen Lebens in Deutschland regte, das Auftreten ich weiß nicht welcher Tänzerin als ein Ereigniß bezeichnete und damit diesen seitdem so vielfach misbrauchten Ausdruck in die Sprache der Kunst- und

Bühnenwelt einführte. Nun, was die Niedergeschlagenheit und Dumpfheit der öffentlichen Stimmung betrifft, so können wir uns dermalen recht gut mit den blühendsten Zeiten der vormärzlichen Reactionsepoche vergleichen; so weit jedoch, daß irgendein Vorfall in Literatur, Kunst, Theater bei uns zum Ereigniß würde, sind wir Münchener noch lange nicht, und auch die Preisstücke, soviel Neugierde sie in gewissen Kreisen erregen und soviel offene und geheime Parteimanöver sich daran knüpfen, haben es nicht so weit bringen können. Es war ein hochherziger Gedanke, ohne Zweifel, die Dichter Deutschlands zu einem Wettkampf einzuladen, der an die glänzendsten Tage der athenischen Herrlichkeit erinnert; wie im alten Athen sollten die Preise nicht blos von einer Anzahl bestellter Richter ausgetheilt werden, sondern das ganze Volk, hier in der Gestalt des münchener Theaterpublikums, sollte an dem Spruche theilnehmen. Ein schöner Gedanke, ich wiederhole es — aber damit er glücklich ins Leben trete, fehlt leider nur zweierlei: es fehlen erstens die hellenischen Dichter und zweitens sind wir Münchener auch keine Athener und werden es, trotz aller Prachtbauten und Monumente und Museen, auch niemals werden. Der erstere Punkt ist so allgemein anerkannt und liegt so tief begründet in den allgemeinen Zuständen unserer Gegenwart, daß ich darüber kein Wort weiter zu verlieren brauche. Anders steht es mit dem zweiten. Wer München auf flüchtiger Durchreise besucht und hier alle die Schätze der Kunst und Wissenschaft bewundert, welche der Geschmack und die Freigebigkeit unserer Fürsten in unsern Mauern zusammengebracht hat, oder wer auch nur in den öffentlichen Blättern von den Anstrengungen liest, die hier gemacht werden, um München zu einem Mittelpunkt deutscher Bildung und deutschen Ruhmes zu machen, der wird sich nur schwer überreden, daß von diesen Anstrengungen und ihren Früchten nicht auch einiges in die Masse übergehen sollte. Und doch ist es so. Alle jene Schätze sind nur für die Fremden aufgespeichert sowie für jene verschwindend kleine Zahl Einheimischer, die Beruf und Studium in nähere Berührung mit denselben bringt. Die Masse unserer Bevölkerung ist davon vollkommen unberührt geblieben, noch mehr: das fast leidenschaftliche Bestreben, mit dem Kunst und Wissenschaft von oben herab befördert werden, hat in dem alten echten münchener Schlage eine Art von Widerwillen, um nicht zu sagen von Erbitterung und Haß erweckt gegen alles, was eine höhere Bildung vertritt oder sie zu erzeugen und zu befördern geeignet ist. Besonders verhängnißvoll in dieser Hinsicht sind die vielbesprochenen Berufungen der letzten Jahre geworden. König Ludwig begnügte sich bekanntlich, die bildenden und bauenden Künstler zu protegiren; der Anlauf, den er bei seiner Thronbesteigung nahm, auch die Wissenschaft, insbesondere die Philosophie zu Ehren zu bringen, ein Anlauf, dem bekanntlich auch unsere Universität ihren Ursprung verdankt, hörte sehr bald wieder auf oder schlug auch wol in sein Gegentheil um. Dagegen ist König Max, einem Naturgesetze folgend, das sich in der Geschichte aller Thronwechsel wiederholt, gegen die bildenden Künste fast gleichgültig; unsere Künstlerwerkstätten sind, wenigstens im Vergleich mit früher, so gut wie ausgestorben, und was ja noch hier und da an die Thätigkeit vergangener Zeiten erinnert, das hat fast ohne Ausnahme König Ludwig zum Urheber, der zwar der Krone entsagen konnte, nicht aber jener Begeisterung für die Kunst, die sein ganzes Leben von den frühesten Jünglingsjahren an erfüllte und die noch jetzt den schönsten Schmuck seines Greisen-

alters bildet. Auch dieser königlichen Kunstliebhaberei hat es, solange König Ludwig am Ruder stand, nicht an Widersachern gefehlt. Doch war es immer nur der finanzielle Punkt, der zu Klagen Anlaß gab. Die bildende Kunst ist ihrer Natur nach naiv, Leinwand und Steine sind geduldig, und wenn auch die Verdienste, die König Ludwig sich durch die künstlerische Ausstattung der Hauptstadt erwarb, von den Wenigsten erkannt und gewürdigt wurden, wenn sie mit einem Wort auch keine Sympathien erweckten, so trat ihnen doch auch keine eigentliche Antipathie entgegen; man fürchtete namentlich nicht, daß Ideen und Richtungen damit eingeschwärzt würden, von denen der münchener Bürger ein für allemal nichts wissen will. Auch die Maler und sonstigen Künstler, die zu König Ludwig's Zeiten eine wahre Colonie bei uns bildeten, stammten der Mehrzahl nach aus der Fremde: aber sei es die Zurückgezogenheit, in der die meisten von ihnen lebten, oder sei es die Leichtigkeit, mit der sie sich den münchener Sitten acclimatisirten, insbesondere dem Biertrinken, worin sie es bald zu einer Fertigkeit brachten, die selbst die Bewunderung der Eingeborenen erregte — genug, der Münchener vertrug sich gut mit dem lustigen Künstlervölkchen, das nebenher auch so manchen Gulden verthat und so manches runde Sümmchen aus dem Auslande herbeizog, das unserm biedern Münchener zugute kam; er verdiente an ihnen und das söhnte ihn mit ihrem Dasein aus.

Aber die Ideen, die jetzt bei uns importirt werden sollen, was bringen die ein? Die Frage ist entsetzlich trivial, ich gebe es zu: aber Erhabenheit der Anschauungen gehört einmal nie und nirgends zu den hervorragenden Eigenschaften des Philisters. Und so rechnet auch das hiesige Philisterthum sehr genau aus, daß dieser wissenschaftliche Glanz, mit dem die edle und wahrhaft fürstliche Neigung des regierenden Königs unsere Stadt umgibt, derselben nichts allein nichts einbringt, sondern den Staatssäckel gar noch mit Ausgaben belastet, die, so geringfügig sie an sich auch sind, unserm Spießbürger dennoch ein Dorn im Auge, weil sie, wie er behauptet, den „Fremden" in die Tasche fließen, denselben Fremden, die uns die Lauterkeit des echten Baiernthums mit ketzerischen Ideen verpesten und uns dafür noch obenein das Geld aus dem Lande tragen. In andern Städten, z. B. in Berlin oder selbst auch in Wien, wo entweder das geistige Leben regsamer oder der Patriotismus gebildeter und einsichtsvoller ist, würde die Bevölkerung stolz sein auf einen Fürsten, der Poesie und Wissenschaft mit so aufrichtigem Eifer pflegt und soviel für ihre Blüte zu thun bemüht ist wie König Max. Wie stolz ist man z. B. in diesem Augenblick in Wien auf die Expedition der „Novara", mit welchem Eifer liest man die Berichte, welche die öffentlichen Blätter von Zeit zu Zeit darüber bringen und wie befriedigt fühlt man sich darüber, daß österreichische Wissenschaft und österreichischer Unternehmungsgeist endlich auch im Auslande zur Anerkennung gelangen! Von solchem Ehrgeiz besitzen wir Münchener nichts, wir sind, vermuthe ich, zu dick dazu und trinken zu viel Bier. Eisenbahnen bauen und Getreideschrannen oder allenfalls auch Kasernen, das läßt man sich, wenn es nicht anders geht, gefallen: aber Geld, gutes bairisches Bier ausgeben zu Ehren der deutschen Kunst und Wissenschaft, nach dem Ruhme streben, München zu einem Weimar des 19. Jahrhunderts zu machen, nein, das ist

eine Höhe der Anschauung, zu der unsere stark materialistische Seele sich nicht emporzuschwingen vermag.

Meine Einleitung ist etwas lang gerathen: doch war es nöthig, Sie mit dem geistigen Klima bekannt zu machen, in dem wir leben und werden Sie mir nunmehr hoffentlich Glauben schenken, wenn ich, gegenüber den zum Theil sehr enthusiastischen Berichten hiesiger und auswärtiger Blätter, Ihnen als einfache Thatsache melde, daß die beiden kürzlich zur Aufführung gebrachten Preistrauerspiele beim hiesigen Publikum so gut wie gar keinen Effect hervorgebracht haben und daß, wenn der Stimme des Publikums wirklich einiger Werth beigelegt werden soll, von einer Preisertheilung überhaupt gar keine Rede sein könnte. Verstehen Sie das aber ja nicht so, als wollte ich den Werth der Stücke selbst damit herabsetzen oder als wäre ich gar einfältig oder boshaft genug, mit dieser Aeußerung die zahlreichen Klatschereien und Verdächtigungen unterstützen zu wollen, die hier in gewissen literarischen Coterien über die Preisrichter und die Art und Weise im Gange sind, wie dieselben sich ihres Amtes entledigt haben. Was den letztern Punkt angeht, so steht, wie ich höre, demnächst ein ausführliches und wohlmotivirtes Gutachten zu erwarten*), in welchem die Preisrichter öffentliche Rechenschaft über ihr Verfahren ablegen. Was aber die zur Aufführung gebrachten Stücke angeht, so bin ich lange nicht schulmäßiger Aesthetiker genug, um nach einmaligem Anschauen über den poetischen Werth oder Unwerth eines so schwierigen Werkes, wie eine Tragödie denn doch immer ist, zu Gericht zu sitzen. Es kann hier also nur von der Bühnenwirkung oder noch richtiger von der Aufnahme die Rede sein, welche die beiden Stücke beim hiesigen Publikum gefunden. Und diese, ich wiederhole es, war außerordentlich lau; von jenem elektrischen Feuer, das die versammelte Menge plötzlich durchzuckt und sie in Flammen setzt, sie mag wollen oder nicht, von jener Aufregung der Leidenschaft, jener Erschütterung des Gemüths, ohne die ich mir keine tragische Wirkung zu denken vermag, zeigte sich hier auch nicht die leiseste Spur und konnte es auch nicht, theils weil das eigentliche Publikum sich überhaupt fern gehalten hatte, und nur unsere ziemlich dünn gesäeten Kunstkenner die Bänke des Schauspielhauses besetzt hielten, theils weil beide Stücke Stoffe behandeln, die wahrhaftig nicht dazu angethan sind, die Sympathien der Masse zu erwecken. Was sind uns Münchenern aus der Mitte des 19. Jahrhunderts die mythischen Gründer Roms? Was sind uns die Sabinerinnen und die Witwe des Agis? Natürlich will ich damit weder den Dichtern einen Vorwurf machen, daß sie derartige Stoffe behandeln, noch den Preisrichtern, daß sie Stücke dieses Inhalts zur Aufführung vorgeschlagen haben. Die Preisrichter waren an das relativ Beste gebunden, das ihnen vorlag und wo keine Trauben reif werden, nun allerdings, da nimmt man mit Herlingen fürlieb. Auch ist es schon richtig, daß andere, dem modernen Bewußtsein näher liegende Stoffe, Stoffe aus der deutschen, der vaterländischen Geschichte eine ganz andere Wirkung gehabt und dem dramatischen Wettkampf ein ganz anderes volks-

*) Dasselbe ist seitdem erschienen und wird durch seine Gründlichkeit alle bösen Zungen, wenn dergleichen sich ja geregt haben, gewiß zum Schweigen bringen; wir kommen auf das interessante Actenstück in unserer nächsten Nummer zurück. D. Red.

thümliches Interesse zugeführt haben würden. Allein man vergesse nur nicht, daß unsere Bühne eine Hofbühne ist, und daß trotz der unzweifelhaft großartigen und freisinnigen Ansichten, die in dieser Hinsicht an höchster Stelle gehegt werden, doch hier, wie bei allen übrigen derartigen Instituten, politische, religiöse und tausenderlei andere Rücksichten obwalten, welche dem Dichter ein freies und ungehindertes Entfalten des Genius unmöglich machen. Einiges hat wol auch die Darstellung verschuldet; wie überall im heutigen Deutschland, sind auch die hiesigen Schauspieler dem echten tragischen Tone längst entfremdet, und selbst Dingelstedt, mit all seiner Begeisterung für das Große und Edle der Kunst, hat darin keine Aenderung hervorbringen können; — wo kein Keim ist, da bleibt alle Sorgfalt und Mühe des Gärtners vergebens.

Und so kommen wir denn zu dem niederschlagenden Resultat, daß auch dieser neueste so wohlgemeinte Versuch, unserer zu Boden liegenden dramatischen Kunst auf die Beine zu helfen, ohne den gehofften Erfolg geblieben ist, und daß eine Wiederholung des Versuchs im eigenen Interesse der Kunst weder zu wünschen noch zu erwarten steht. Wer mit unserer dramatischen Literatur, ja mit unserer Literatur überhaupt und den Gründen ihres Verfalls etwas näher bekannt ist, der hat das freilich niemals anders erwartet; dennoch war der Irrthum so schön, die Täuschung so lieblich, daß es auch dem besser Wissenden weh thut, sie so gründlich zerstört zu sehen. Interessant wird es nun noch sein zu erfahren, welche Wirkung die hier gekrönten Stücke etwa auswärts, auf andern deutschen Bühnen haben werden, vorausgesetzt daß der geringe Erfolg, der ihnen hier zu Theil geworden, ihnen den Zutritt zu andern Theatern nicht von vornherein verschließt; sollte es ja noch dazu kommen, so wird sich, fürchte ich, der Satz bestätigen, den ich an die Spitze dieses Briefes gestellt habe, nämlich daß von allen Städten Deutschlands München gerade derjenige Ort, der sich am allerwenigsten zum Schauplatz eines poetischen Wettkampfs eignet....

Notizen.

Zu den zahlreichen Verlusten, von denen die deutsche Gelehrtenwelt und namentlich unsere Universitäten im Laufe der letzten Monate betroffen worden, ist schon wieder ein neuer hinzugekommen: am 6. Juni starb in Heidelberg, 70 Jahre alt, der Professor der Geschichte Johann Friedrich Christoph Kortüm. Ein geborener Mecklenburger, bezog er 1806 die Universität zu Halle, um sich daselbst dem Studium der Theologie zu widmen. Allein schon nach Jahresfrist vertauschte er die Theologie mit der Geschichte, wobei ihm besonders ein längerer Aufenthalt in Göttingen und Heidelberg von Wichtigkeit wurde; in ersterm Orte gewannen Heeren und Planck, in letzterm Böckh, Kreuzer und Wilken den größten Einfluß auf ihn. Im Jahre 1810 nach Mecklenburg zurückgekehrt, schloß er sich mit der ganzen Glut der Jugend und der Ausdauer eines starken energischen Charakters den Plänen an, die damals in den verschiedensten Gegenden Norddeutschlands zum Sturz Napoleon's und der Fremdherrschaft

gehegt wurden; mit Ernst Moritz Arndt und einigen gleichgesinnten Männern eng befreundet, beschloß er, über England nach Spanien zu gehen, dem einzigen Fleck europäischer Erde, wo es ihm damals vergönnt war, den verhaßten Feinden mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten. Allein bevor er noch die mecklenburgische Küste erreicht hatte, wurde er von den Franzosen als angeblicher Spion verhaftet, und obwol es ihm gelang, seinen Wächtern zu entfliehen, sah er sich doch genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben. Er ging nun nach der Schweiz, wo er 1812 Lehrer an dem bekannten Fellenberg'schen Erziehungsinstitut zu Hofwyl wurde. Im Jahre 1814 machte er den Feldzug in Frankreich mit und kehrte dann wieder nach Hofwyl zurück, bis er 1817 dem Rufe als Professor der alten Sprachen an der aargauer Cantonschule folgte. Aber auch von dieser Stelle trat er schon im nächstfolgenden Jahre wieder zurück, um sich desto ungehinderter seinen historischen Studien widmen zu können. Nach einem längern Aufenthalt in Wien, wo er besonders die kaiserliche Hofbibliothek benutzte, nahm er die Professur der Geschichte an dem neugestifteten Gymnasium zu Neuwied an, vertauschte dieselbe jedoch schon 1821 mit einer Professur an der Universität zu Basel. Allein auch letzteres Amt legte er, entstandener Mißhelligkeiten halber, schon nach Verlauf eines Jahres nieder, worauf er längere Zeit in Hofwyl privatisirte. Im Jahre 1827 als Privatdocent der Geschichte nach Basel zurückgekehrt, erhielt er bald darauf einen Ruf als Professor der Geschichte an der Akademie zu Bern. Von hier ging er 1840 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg, wo er nun ununterbrochen bis zu seinem Tode verweilte. Kortüm's Thätigkeit als akademischer Lehrer war nicht sehr erheblich, es mangelte ihm an der Gabe des Vortrags und auch sein einigermaßen schroffes und eckiges Wesen war wenig geeignet, junge Leute anzuziehen. Dagegen glänzte er als Schriftsteller ebenso sehr durch Scharfsinn und Neuheit der Ansichten wie namentlich durch den Umfang seiner Kenntnisse; unter den Historikern der Gegenwart war er ohne Zweifel einer der gelehrtesten. Von seinen zahlreichen Schriften, die sich über die verschiedensten Gebiete der Geschichte erstrecken, führen wir hier an: „Zur Geschichte der hellenischen Staatsverfassungen" (1821); „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neuern Zeit" (3 Bde., 1827—29); „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., 1836—37); „Römische Geschichte von der Urzeit Italiens bis zum Untergange des abendländischen Reichs" (1843); „Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens" (1843). Was den Dahingeschiedenen aber ganz vorzüglich auszeichnete, das war der Ernst und die Gediegenheit seines sittlichen Charakters; noch mit grauem Haupt hatte er sich die ganze Kraft und den ganzen Ungestüm eines Jünglingsherzens bewahrt, sein Haß war ebenso stark und unverbrüchlich wie seine Liebe, und daß das heutige Geschlecht weder recht lieben könne noch recht hassen, das schien ihm die wahre Quelle der unzähligen politischen und socialen Uebel, an denen wir kranken. Kortüm gehörte in das Geschlecht der Jahn und Arndt; minder volksthümlich als sie, theilte er mit ihnen die patriotische Begeisterung und den starken trotzigen Sinn, der lieber brechen will als sich beugen. Der Gegenwart fällt es schwer, solche Männer nur zu verstehen, sie zu erzeugen fehlt es ihr ebenso sehr an Muth wie an Selbstvertrauen. — In Wiesbaden, wo er seit einigen Jahren seinen Aufent-

halt genommen, starb, 48 Jahre alt, der quiescirte Director der Realschule zu Eisenach, Dr. Mager, ein bekannter Pädagog; seine zahlreichen Schriften haben manche fruchtbare Anregung gegeben und mancher Verbesserung des Schulwesens den Weg gebahnt, leiden jedoch meistentheils an einer gewissen Flüchtigkeit und einem Mangel an ernsterm positiven Inhalt.

Wie der Herbst die Zeit der gelehrten Versammlungen und Wandervereine, so ist Pfingsten, das fröhliche Fest, die Zeit der großen Musikaufführungen. Im Gürzenich zu Köln fand in den Pfingstfeiertagen das 36. Rheinische Musikfest statt und zwar in großartigster Weise; die Zahl der Mitwirkenden betrug fast 700, darunter einige hundert Sänger und Sängerinnen, 60 Violinisten ꝛc. Zur Aufführung kam unter anderm Hiller's „Saul", das „Credo" von Bach, Scenen aus Gluck's „Armida" ꝛc. Gleichzeitig wurde in Baden-Baden das vierte badische Sängerfest gefeiert; es hatten sich daran mehr als 40 Vereine betheiligt. Eine ähnliche Zusammenkunft wurde von den sächsischen und märkischen Gesangvereinen und Liedertafeln zur selben Zeit in Potsdam abgehalten. Große Erwartungen erregt bei den Musikfreunden die Feier der funfzigjährigen Gründung des prager Conservatoriums, die in den Tagen vom 7. bis 10. Juli festlich begangen werden soll und voraussichtlich auch viele Fremde an sich ziehen wird.

Der Verein für deutsche Culturgeschichte, der bekanntlich bei Gelegenheit des vorjährigen Goethe-Schillerfestes in Weimar zusammengetreten ist, beabsichtigt eine Sammlung und Zusammenstellung der volksthümlichen Sitten und Gebräuche, die in Betreff des sogenannten Umsingens sowie bei Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen, Kirchenfesten ꝛc. in den verschiedenen Gegenden und Ortschaften Deutschlands entweder noch jetzt bestehen oder doch vordem üblich gewesen und in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung erhalten sind. Derselbe wendet sich an alle Freunde der Culturgeschichte mit der angelegentlichen Bitte, ihn bei diesem für die vaterländische Sitten- und Culturgeschichte so wichtigen und fruchtbaren Unternehmung durch Mittheilung dahin gehöriger Notizen zu unterstützen. Der Aufforderung ist eine Reihe sehr detaillirter Fragen beigefügt, deren Beantwortung gewünscht wird und die denjenigen, welche irgendwie in der Lage sind, den Wünschen des Vereins zu entsprechen, als Wegweiser dienen können. Gleichzeitig hat der genannte Verein noch ein zweites Circular versandt, durch welches er an alle Redactionen von Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern und ähnlichen Publicationen das Gesuch richtet, in allen denjenigen Fällen, wo sie größere oder kleinere Mittheilungen von culturgeschichtlichem Interesse, die nicht schon anderweit bekannt oder auf andere Weise leicht zugänglich sind, veröffentlichen, ein Exemplar des betreffenden Blattes dem Centralausschusse (zu Händen seines Vorstandes, Hrn. Professor Biedermann in Weimar) unter Kreuzband postfrei einsenden zu wollen. Diese Einsendungen sollen dann von seiten des Vereins gesammelt und katalogisirt und auf diese Art ein Material zusammengetragen werden, das ohne dies in der Flut der Tagesliteratur größtentheils spurlos untergehen würde, nunmehr aber gegenwärtigen wie künftigen Forschern nicht unwesentliche Dienste leisten wird.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theoretisch-praktischer Lehrgang
zur leichten und gründlichen Erlernung der
Französischen Sprache.
Von **Georg Möhl.**
8. Geh. 15 Ngr.

Der Verfasser dieses Lehrgangs ist Professor am Athenäum zu Brüssel, und seine Methode ist in den belgischen Athenäen und Realschulen zur Erlernung der neuern Sprachen eingeführt, wie auch sein Lehrgang zur Erlernung der deutschen Sprache rasch drei Auflagen erlebte. Im vorliegenden Lehrgang zur Erlernung der französischen Sprache legt er die Methoden von Seidenstücker und Ahn zu Grunde und hofft dieselben sowol für den Privatgebrauch als für den Unterricht in niedern und mittlern Unterrichtsanstalten vervollkommt zu haben.

In demselben Verlage erschien:

Gräser (K.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der **Englischen Sprache.** Nach **Ahn's** Methode. Zweite Auflage. 8. 8 Ngr.

———, Praktische Schulgrammatik der **Englischen Sprache.** Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. 8. 16 Ngr.

Das erste Werk ist ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der **englischen Sprache**, nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen **Ahn**'schen Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. **Von den competentesten Seiten ist dieser Lehrgang für trefflich erklärt worden und schon wenige Monate nach seinem Erscheinen war eine zweite Auflage nöthig.**

Das zweite Werk ist eine vollständige und höchst zweckmäßige Grammatik der englischen Sprache, die sich an den „Lehrgang" des Verfassers anschließt, aber auch ohne diesen als Schulbuch wie beim Selbststudium benutzt werden kann.

Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher, in demselben Verlage erschienener und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu diesen Schriften vorzugsweise befähigt und dieselben sind auch bereits mehrfach in Schulen eingeführt.

☛ **Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gern ein Gratisexemplar dieser Werke, um sich näher damit vertraut zu machen.**

In der eben ausgegebenen Schrift: „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von Karl Klüpfel" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist bei der Mittheilung einer Reihe von Epigrammen Schwab's ein bedauerliches Versehen vorgefallen. Es haben sich nämlich unter dieselben vier Epigramme eingeschlichen, welche nicht von Schwab, sondern von G. Herwegh herrühren und in dessen Gedichten (Zürich und Winterthur 1843) Bd. 2, abgedruckt sind. Der Irrthum ist daraus entstanden, daß unter den nachgelassenen Heften Schwab's sich ein Blatt von dessen Hand vorfand, das außer einem Epigramm auf Herwegh mehrere von diesem Dichter enthielt, welche ich wie die andern von Schwab verfaßt glaubte. Es sind folgende: „Der neueste Sündenfall" (S. 352), „Franklin" (S. 358), „Uhland" und „Ça ira" (S. 359). Durch sofortige öffentliche Bekanntmachung glaube ich diesen Fehler am ehesten gut machen zu können.

Tübingen, 16. Juni 1858. **Dr. Klüpfel.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Princeton University Library
32101 065278143